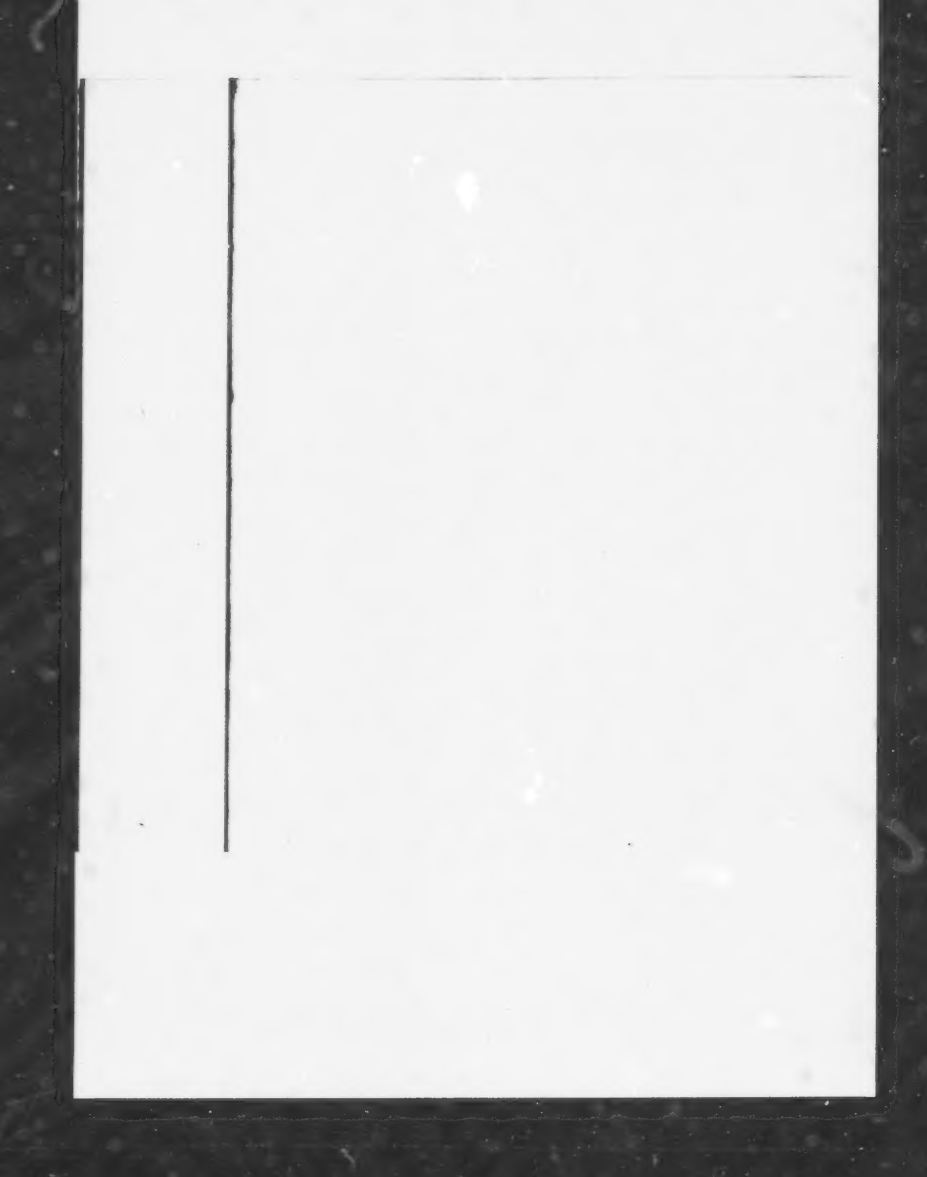
Ost-Havelland.

Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg.



Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Dritter Theil.

Oſt-Havelland.

Die

Landſchaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg.

Von

Theodor Fontane.

Berlin

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Beſſerſche Buchhandlung.)

1873.

BIBLIOTHEC
MONACENS

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Havelland.

Grüß Gott Dich, Heimath! . . . Nach langem Säumen
In Deinem Schatten wieder zu träumen,
Erfüllt in dieser Maienluft
Eine tiefe Sehnsucht mir die Bruft.
Ade nun Bilder der letzten Jahre,
Ihr Ufer der Somme, der Seine, Loire,
Nach Krieges- und fremder Wässer Lauf
Nimm, heimische Havel, mich wieder auf.

Es spiegeln sich in Deinem Strome
Wahrzeichen, Burgen, Schlösser, Dome:
Der Julius-Thurm, den Märchen und Sagen
Bis Römerzeiten rückwärts tragen,
Das Schildhorn, wo, bezwungen im Streite,
Fürst Jaxko dem Christengott sich weihte,
Der Harlunger Berg, deß oberste Stelle
Weitschauend trug unsre erste Kapelle,
Das Plauer Schloß, wo fröstelnd am Morgen
Hans Quitzow steckte, im Röhricht verborgen,
Die Pfaueninsel, in deren Dunkel
Rubinglas glühte Johannes Kunkel,
Schloß Babelsberg und „Schlößchen Tegel,"
Nymphäen, Schwäne, blinkende Segel, —
Ob rothe Ziegel, ob steinernes Grau,
Du verklärst es, Havel, in Deinem Blau.

Und schönest Du alles, was alte Zeiten
Und neue an Deinem Bande reihten,
Wie schön erst, was fürsorglich längst
Mit liebendem Arme Du umfängst.
Jetzt Wasser, drauf Elsenbüsche schwanken,
Lücher, Brücher, Horste, Lanken,
Nun kommt die Sonne, nun kommt der Mai,
Mit der Wasser-Herrschaft ist es vorbei.
Wo Sumpf und Lache jüngst gebrodelt,
Ist alles in Teppich umgemodelt, —
Ein Riesenteppich, blumengeziert,
Viele Meilen im Geviert.
Tausendschönchen, gelbe Ranunkel,
Zittergräser, hell und dunkel,
Und mitteninne (wie das lacht!)
Des rothen Ampfers leuchtende Pracht.
Ziehbrunnen über die Wiese zerstreut,
Trog um Trog zu trinken beut,
Und zwischen den Trögen und den Halmen,
Unter nährendem Käuen und Zermalmen,
Die stille Heerde; ... das Glöcklein klingt,
Ein Luftzug das Läuten herüberbringt.

Und an dieses Teppichs blühendem Saum
Die lachenden Dörfer, ich zähle sie kaum:
Linow, Lindow,
Rhinow, Glindow,
Beetz und Gatow,
Dreetz und Flatow,
Bamme, Damme, Kriele, Krielow,
Petzow, Retzow, Ferch am Schwilow,

Zachow, Wachow und Groß-Bähnitz,
Marquardt-Uetz an Wublitz-Schlänitz,
Senzke, Lenzke und Marzahne,
Lietzow, Tietzow und Rekahne,
Und zum Schluß in dem leuchtenden Kranz:
Ketzin, Ketzür und Vehlefanz.

Und an Deinen Ufern und an Deinen Seen,
Was, ſtille Havel, ſahſt all Du geſchehn?!
Aus der Tiefe herauf die Unken klingen, —
Hunderttauſend Wenden hier untergingen;
In Lüften ein Lärmen, ein Bellen, ein Jagen,
„Das iſt Waldemar", ſie flüſtern und ſagen;
Im Torfmoor, neben dem Cremmer Damme,
(Wo Hohenloh fiel) was will die Flamme?
Iſt's blos ein Irrlicht? ... Nun klärt ſich das Wetter,
Sonnenſchein, Trompetengeſchmetter,
Derfflinger greift an, die Schweden fliehn,
Grüß Gott Dich Tag von Fehrbellin.

Grüß Gott Dich Tag, Du Preußen-Wiege,
Geburtstag und Ahnherr unſrer Siege,
Und Gruß Dir, wo die Wiege ſtand,
Geliebte Heimath, Havelland!

Potsdam im Mai 1872.

Inhalt.

	Seite
St. Nicolai zu Spandau	1
Die Wenden in der Mark	5
Geographisch-Historisches	5
Lebensweise. Sitten. Tracht	13
Charakter. Begabung. Cultus	19
Rhetra. Arkona. „Was ward aus den Wenden?“	25
Der Briesetang	35
Finkenkrug	37
Försterei Briesetang	46
Die Königseiche	51
Der Eibenbaum	55
Die Cistercienser in der Mark	65
Kloster Lehnin	73
Die Gründung des Klosters	73
Die Aebte von Lehnin	76
Abt Siefold von 1180—1190	80
Abt Herrmann von 1330—1340	85
Abt Heinrich Stich (etwa von 1399—1430)	91
Abt Arnold. (Etwa von 1456—1467)	95
Abt Valentin. (Etwa von 1509—1542)	98
Kloster Lehnin, wie es war und wie es ist	104
Die Lehninsche Weissagung	110
Die Havelschwäne	121
Die Seeschlacht in der Malche	129
Das Belvedere	137
Die Pfaueninsel	144
Die Pfaueninsel bis 1685	144
Die Pfaueninsel von 1685—93. Johann Kunkel	145
Die Pfaueninsel unter Friedrich Wilhelm III. 1797—1840	148
Die Pfaueninsel 15. Juli 1852	151
Frau Friederich	155
Groß-Glienicke	160

Seite

Der Schwilow 163
Caput 169
Petzow 184
Baumgartenbrück 192
Alt-Geltow 197
Neu-Geltow 208
Werder 217
Die Insel und ihre Bevölkerung. Stadt und Kirche. „Christus als Apotheker." 217
Die Werderschen 225
Glindow 237
Bornstädt 247
Marquardt 256
Marquardt von 1795—1803 259
Marquardt von 1803—1833 277
Marquardt von 1833—1858 284
Marquardt seit 1858 288
Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert 292
Illuminaten und Rosenkreuzer 305
Uetz 318
Paretz 323
Ketzin 342
Gütergotz 353
Saarmund und die Nuthenburgen 363
Blankensee 370
Trebbin 379
Friedrichsfelde 1. 398
Friedrichsfelde bis 1698 399
Friedrichsfelde von 1700—1731 401
Friedrichsfelde von 1731—62 403
Friedrichsfelde von 1762—85 405
Friedrichsfelde von 1785—99 407
Friedrichsfelde von 1800—1810 412
Friedrichsfelde von 1812—16 415
Friedrichsfelde seit 1816 418
Friedrichsfelde 2.
Ernst Gottlieb Woltersdorf 421

Anmerkungen.

Seite

St. Nicolai zu Spandau.

Der Lynar'sche Altar 430
Das Röbellsche Denkmal 431
Quaſt. Ribbeck. Noſtiz 432
Taufſtein. Schwarzenbergs Wappen 432

Die Wenden in der Mark.

Der Brieſelang.

Alte Eichen 433

Der Eibenbaum.

Eibenbäume 434

Die Ciſtercienſer in der Mark.

Lehnin.

Die Havelſchwäne.

Die Seeſchlacht in der Malche.

Die Pfaueninſel.

Caput.

Die Begegnung der drei Friedriche 436

Bornſtädt.

Marquardt.

Oberſt Maſſenbach und General v. Biſchofswerder.

Erſte Unterredung im Januar 1794 438
Zweite Unterredung im Februar 1795 438
Dritte Unterredung um dieſelbe Zeit . . Februar 1795 . . 439
Ignaz Aurelius Feßler 440
Ueber Biſchofswerder und Wöllner 441
Die Marquiſe Luccheſini 441

Geheime Geſellſchaften.

Das Geiſterbeſchwören 441

Paretz.

Das Belvedère 444

Etzin.

Tagebuch des Paſtor Seegebart 445

Gütergotz.

Seite

Saarmund und die Rutheburgen.

Die Rutheburgen 452

Blankenfee.

Trebbin.

W. Henfel.

Die Lalla-Rukh-Aufführung 454

I. Der Feſtzug 454

II. Die lebenden Bilder 456

A. Der verſchleierte Prophet von Khorafan 456
B. Das Paradies und die Peri 456
C. Die Gheber 456
D. Das Roſenfeſt in Kaſchmir 456

Die Henfelſchen Portrait-Mappen.

Henfels Gedichte.

Geiſtige Wacht 458

Friedrichsfelde.

Woltersdorfs geiſtliche Lieder 459

St. Nicolai zu Spandau.

Wie Spukgeſtalten die Nebel ſich drehn,
'e iſt ſchaurig über das Moor zu gehn,
Die Ranke häkelt am Strauche.
Annette Droſte-Hülshof.

Ein klarer Decembertag; die Erde gefroren, die Dächer bereift. Aber ſchon miſcht ſich ein leiſes Grau in die heitere Himmelsbläue, es weht leiſe herüber von Weſten her, und jenes Fröſteln läuft über uns hin, das uns ankündigt: Schnee in der Luft.

Schnee in der Luft; vielleicht morgen ſchon, daß er in Flocken niederfällt! So ſeien denn die Stunden genutzt, die noch einen freien Blick in die Landſchaft geſtatten.

Das Spreethal hinunter, an dem Charlottenburger Schloß vorbei (deſſen vergoldete Kuppel-Figuren nicht recht wiſſen, ob ſie in dem ſpärlichen Tageslicht noch blitzen müſſen oder nicht), über Brücken hin, zwiſchen Schwanen-Rudeln hindurch, geht der Zug, bis die alte Havelveſte vor uns aufſteigt, mit Brücken und Gräben, mit Thorwarten und Mauern, und über dem allen: Sanct Nicolai, die erinnerungsreiche Kirche dieſer Stadt.

Der Zug hält. Ohne Aufenthalt, mit den Minuten geizend, ſteuern wir durch ein Gewirr immer enger werdender Gaſſen auf den alten gothiſchen Bau zu, der ſich, auf engem und kahlem Platze, über den Dächer-Kleinkram hinweg, in die ſtahlfarbene Luft erhebt. Kein Bau erſten Ranges, aber doch an dieſer Stelle.

Das Innere, ein seltner Fall bei renovirten Kirchen, bietet mehr als das Aeußere verspricht. Emporen, wie Brückenbogen geschwungen, ziehen sich zwischen den grauweißen Pfeilern hin und wirken hier, in dem sonst schmucklosen Gange fast wie ein Ornament (das einzige) des Mittelschiffes.

Die Kirche selbst, bei aller Schönheit, ist kahl; im Chor aber drängen sich die Erinnerungsstücke, die der Kirche noch aus alter Zeit her geblieben sind. Hier, an der Rundung des Gemäuers hin, hängen die Wappenschilde der Quaste, Ribbeck und Rostin, hier richtet sich das prächtige Denkmal der Gebrüder Röbel auf, hier begegnen wir dem berühmten Steinaltar, den Rochus von Lynar der Kirche stiftete und hier endlich (in Front des Altars) erhebt sich das dreifußartige, schönste Kunstform zeigende Taufbecken, das zugleich die Stelle angiebt, wo unter dem Estrich die Ueberreste Adam Schwarzenbergs ruhn. Zur Rechten die eigene Wappentafel des Grafen: der Rabe mit dem Türkenkopf.

Alle diese Dinge indeß sind es nicht, die uns heute nach Sanct Nicolai in Spandau geführt haben, unser Besuch gilt vielmehr dem alten Thurme, zu dessen Höhe ein Dutzend Treppenstiegen hinanführen. Viele dieser Stiegen liegen im Dunkel, andre empfangen einen Schimmer durch eingeschnittene Oeffnungen, alle aber sind bedrohlich durch ihre Steile und Gradlinigkeit und machen einem die Weisheit der alten Baumeister wieder gegenwärtig, die ihre Treppen spiralförmig durch die dicke Wandung der Thürme zogen und dadurch die Gefahr beseitigten, funfzig Fuß und mehr erbarmungslos hinab zu stürzen.

Die Treppe frei und gradlinig; und doch ist es ein Ersteigen mit Hindernissen, die Schlüssel versagen den Dienst in den rostigen Schlössern; man merkt, daß die Höhe von Sanct Nicolai zu Spandau keine täglichen Gäste hat, wie St. Stephan in Wien, oder St. Paul in London. Endlich sind wir an Uhr und Glockenwerken vorbei, haben das Schlüsselbund, im Kampf mit Großschlössern und Vorlegeschlössern, siegreich durchprobirt und steigen nun durch eine letzte Klappenöffnung, in die luf

tige Laterne hinein, die den steinernen Thurmbau krönt. Keine Fenster und Blenden sind zu öffnen, frei bläst der Wind durch das gebrechliche Holzwerk. Das ist die Stelle, die wir suchten. Ein Lug-ins-Land.

Zu Füßen uns, in scharfer Zeichnung, als läge eine Karte vor uns ausgebreitet, die Zickzackwälle der Festung; ostwärts im grauen Dämmer die Thürme von Berlin; nördlich, südlich die bucht- und seenreiche Havel, inselbetupfelt, mit Flößen und Kähnen überdeckt; nach Westen hin aber ein breites, kaum hier und da von einer Hügelwelle unterbrochenes Flachland, das Havelland.

Wer hier an einem Juni-Tage stände, der würde hinausblicken in üppig grüne Wiesen, durchwirkt von Raps- und Weizenfeldern, gesprenkelt mit Büschen und rothen Dächern, ein Bild moderner Cultur; an diesem grauen Decembertage aber liegt das schöne Havelland brachfeldartig vor uns ausgebreitet, eine grau-braune, haideartige Fläche, durch welche sich in breiten blanken Spiegeln, wie Seeflächen, die Grundwasser und übergetretenen Gräben dieser Niederungen ziehen. Wir haben diesen Tag gewählt, um den flußumspannten Streifen Landes, der uns auf diesen und den folgenden Seiten beschäftigen soll, in der Gestalt zu sehen, in der er sich in alten, fast ein Jahrtausend zurückliegenden Zeiten darstellte. Ein grauer Himmel über grauem Land, nur ein Krähenvolk aufsteigend aus dem Weidenwege, der sich an den Wasserlachen entlang zieht, so wie's in diesem Augenblick sich zeigt, war das Land von Anfang an: öde, still, Wasser, Weide, Wald.

Aber freilich, auch dieses Decembertages winterliche Hand hat das Leben nicht völlig abstreifen können, das hier langsam, aber siegreich nach Herrschaft gerungen hat. Dort zwischen Wasser und Weiden hin läuft ein Damm, im ersten Augenblick nur wie eine braune Linie von unserem Thurme aus bemerkbar; aber jetzt gewinnt die Linie mehr und mehr Gestalt; denn zischend, brausend, dampfend, dazwischen einen Funkenregen ausstreuend, rasseln jetzt von zwei Seiten her die langen Wagen-

reihen zweier Züge heran und fliegen – an derselben Stelle vielleicht, wo einst Jaxko und Albrecht der Bär sich trafen – an einander vorüber. Das Ganze wie ein Blitz! —

Der Tag neigt sich; der Sonnenball lugt nur noch blutroth aus dem Grau des Horizonts hervor. Ein rother Schein läuft über die grauen Wasserflächen hin. Nun ist die Sonne unter, die Nebel steigen auf und wälzen sich von Westen her auf die Stadt und unsere Thurmstelle zu. Noch sehen wir, wie aus dem nächsten Röhricht ein Volk Enten aufsteigt; aber ehe es in die nächste Lache niederfällt, ist das schwarze Geflatter in dem allgemeinen Grau verschwunden.

Das Havelland träumt wieder von alter Zeit.

Die Wenden in der Mark.

I.

Geographisch-Historisches.

Lichthelle Götter,
Höret,
Höret unser Flehen um Sieg!
Wir kämpfen für Leben und Freiheit,
Für Weib und Kind.
Rothschirmer Radigast,
Kriegshelfer Svantevit,
Leidwahrer Triglaw,
O, verleihet uns Sieg!

Carl Seidel.

Am Norduser der Mittel-Havel, zugleich den Havelgau und südlich davon die „Zauche" beherrschend, lag die alte Wendenfeste Brennibor. Ihre Eroberung durch Albrecht den Bären (1157) entschied über den Besitz dieses und der benachbarten Landestheile, die von da ab ihrer Christianisirung und, was insonderheit die Havelgegenden angeht, auch ihrer Germanisirung rasch entgegen gingen. Diese Germanisirung, soweit sie durch die Klöster erfolgte, soll uns in den nächsten Capiteln beschäftigen; unsre heutige Aufgabe aber wendet sich ausschließlich der heidnischen Epoche vor 1157 zu und versucht in dieser Vorgeschichte der Mark eine Geschichte der märkischen Wenden zu geben. Dieser Ausdruck ist nicht völlig correkt. Es soll heißen: Wenden, die, noch eh es eine „Mark" gab, in demjenigen Landestheile wohnten, der später Mark Brandenburg hieß.

Zuerſt ein Wort über die Wenden überhaupt. Sie bildeten den am meiſten nach Weſten vorgeſchobenen Stamm der großen ſlaviſchen Völkerfamilie; hinter ihnen nach Oſten und Südoſten ſaßen die Polen, die Südſlaven, die Groß- und Klein-Ruſſen.

Die Wenden rückten, etwa um 500, in die halb entvölkerten Lande zwiſchen Oder und Elbe ein. Sie fanden hier noch die zurückgebliebenen Reſte der alten Semnonen, jenes germaniſchen Stammes, der vor ihnen das Land zwiſchen Elbe und Oder inne gehabt und es — entweder einem Drucke von Oſten her nachgebend, oder aber durch Abenteuerdrang dazu getrieben — im Laufe des 5. Jahrhunderts verlaſſen hatte. Nicht alle indeß, ſo ſcheint es, hatten ſich dieſem Wanderzuge angeſchloſſen; Greiſe, Weiber, Kinder, dazu alles, was wir heute als „Invalide" bezeichnen würden, war zurückgeblieben, und alle dieſe Reſte ehemaligen germaniſchen Lebens kamen nunmehr in Abhängigkeit von den vordringenden Wenden. Dieſe wurden der herrſchende Stamm und gaben dem Lande ſein Gepräge, den Dingen und Ortſchaften ihre wendiſchen Namen. Als nach drei-, vier- und fünfhundert Jahren die Deutſchen zum erſten Mal wieder mit dieſem Lande „zwiſchen Elbe und Oder" in Berührung kamen, fanden ſie, wenige Spuren ehemaligen deutſchen Lebens abgerechnet, ein völlig ſlaviſches d. h. wendiſches Land vor.

Das Land zwiſchen Elbe und Oder war wendiſch geworden, ebenſo die Territorien zwiſchen Oder und Weichſel. Aber das weſtliche Wendenland war doch die Hauptſache. Hier, zwiſchen Oder und Elbe, ſtanden die berühmteſten Tempel, hier wurden die Entſcheidungsſchlachten geſchlagen; hier endlich wohnten die tapferſten und die mächtigſten Stämme.

Dieſer Stämme, wenn wir von kleineren Gemeinſchaften vorläufig abſehn, waren drei: die Obotriten im heutigen Mecklenburg, die Liutizen in Mark und Vorpommern, die Sorben oder Serben im Meißniſchen und der Lauſitz.

Unter diesen drei Hauptstämmen der Westwenden, ja vielleicht der Wenden überhaupt, waren wiederum die Liutizen (denen also die märkischen Wenden als wesentlicher Bruchtheil zugehörten) die ausgedehntesten und mächtigsten. Mit ihnen stand und fiel die Vormauer des Slaventhums, und der beste, zuverlässigste und wichtigste Theil der ganzen Wendengeschichte ist die Geschichte dieses Stammes, die Geschichte der Liutizen. Schaffarick sagt von ihnen: „Unter den polabischen d. h. den an der Elbe wohnenden Slaven waren die Liutizen oder Lutizer oder Weleten durch ihre Volksmenge und Streitbarkeit, wie durch ihre Ausdauer bei alten Sitten und Gebräuchen, die berühmtesten. Ihr Name wird in den deutschen Annalen von Karl dem Großen bis zu ihrer völligen Unterwerfung (1157) öfter denn irgend ein andrer Volksname genannt; er herrscht sogar in altdeutschen Sagen und Märchen. In russischen Volkssagen wird er noch heutigentags vom Volke mit Schrecken erwähnt." So weit Schaffarick. Eh wir indessen zu einer kurzgefaßten Geschichte der Liutizen überhaupt übergehn, schicke ich den Versuch einer politischen Geographie des Liutizier-Landes voraus.

Die Liutizen, wie schon angedeutet, hatten ihre Sitze nicht blos in der Mark; einige ihrer hervorragendsten Stämme bewohnten Neu-Vorpommern, noch andere (darunter die vielgenannten Redarier) das heutige Mecklenburg-Strelitz. Sie lebten innerhalb dieser drei Landestheile: Mark, Strelitz, Vorpommern, in einer nicht genau zu bestimmenden Anzahl von Gauen, von denen folgende die wichtigsten waren oder doch die bekanntesten gewesen sind.

In der Mark: die Brizaner in der Prignitz; die Morizaner in der Gegend von Leitzkau, Grabow, Nedlitz; die Stoboraner und Heveller in Havelland und Zauche; die Spriavaner im Teltow und Nieder-Barnim also zu beiden Seiten der Spree; die Riezaner in der Nähe von Wriezen (Ober-Barnim, Oderbruch); die Ukraner in der Nähe von Pasewalk.

In Pommern und Mecklenburg-Strelitz: die Kissiner in der Nähe von Güstrow; die Circipaner um Wolgast herum; die Dolenzer um Demmin und Stolp; die Ratarer oder Retarier zwischen Ober-Havel, Peene und Tolense (nach Raumer bis zur Dosse); die Woliner auf Wolin und Usedom; die Rujanen oder Ranen auf Rügen. Kleinere eingestreute Gaue waren: Sitna oder Zithen (Groß und Klein-Zieten bei Korin); der Murizzi-Gau am Müritz-See; der Dossaner Gau an der Dosse bei Wittstock.

Unter allen diesen Völkerschaften, Stämmen und Stämmchen (man könnte sie Clans nennen) waren wohl die Ranen und die Retarier die wichtigsten, beide als Hüter der zwei heiligsten Tempelstätten Rhetra*) und Arkona; die Ranen außerdem noch ausgezeichnet als Seefahrer und siegreich über die Dänen.

Keiner der einzelnen Stämme der märkischen Wenden konnte nach dieser Seite hin mit den zwei wendischen Hauptstämmen in Pommern und Mecklenburg (den Ranen und Retariern) wetteifern, aber anderseits fiel den märkischen Wenden die Aufgabe zu, in den jahrhundertlangen Kämpfen mit dem andringenden Deutschthum beständig auf der Vorhut zu stehn, und in dem Muth, den die Spree- und Havelstämme in diesen Kämpfen entwickelt haben, wurzelt ihre Bedeutung. Wenn die Ranen, und namentlich auch die Retarier, wie ein Stamm Levi, kirchlich vorherrschten, so prävalirten die märkischen Wenden politisch. Brandenburg, das wir wohl nicht mit Unrecht als den wichtigsten Punkt dieses märkischen Wenden-Landes ansehn, wurde neun mal erobert und wieder verloren, siebenmal durch

*) Darüber wo Rhetra oder Ratare stand, schwebt noch immer der Streit. Mann nennt folgende Orte: Stargard (Mecklenburg), Malchin, Röbel (am Müritz-See), Rhesa, Strelitz, Prihwitz, Kuschwanz. Der letztere Ort, unpoetischen Klanges, hat zur Zeit die größten Chancen, als „Rhetra" anerkannt zu werden.

Sturm, zweimal durch Verrath. Die Kämpfe drehten sich mehr oder weniger um diesen Punkt.

Die ersten Berührungen mit der wendischen Welt, mit den Volksstämmen zwischen Elbe und Oder, fanden unter Carl dem Großen statt; sie führten zu nichts Erheblichem. Erst unter dem ersten Sachsenkaiser, Heinrich dem Finkler, wurde eine Unterwerfung der Wenden versucht und durchgeführt.

Diese Kämpfe begannen im Jahre 924 durch einen Einfall Heinrich's in das Land der Stodoraner und durch Wegnahme Brennibor's. Diesem Siege Heinrich's folgten Aufstände (die Retarier, Stodoraner, Ukraner werden eigens genannt), und den wendischen Aufständen folgten neue deutsche Siege.

Es war eine endlos ausgesponnene Kette, in der jedes einzelne Glied so Ursach wie Wirkung war. Die deutsche Grausamkeit schuf wendische Aufstände, und den wendischen Aufständen folgten neue Siege der Deutschen, Siege, die wiederum zur Grausamkeit führten und so das alte Wechselspiel wiederholten. So war es unter Kaiser Heinrich, und so war es unter Otto dem Großen. Zweimal wurden die Wenden in blutigen Schlachten niedergeworfen, 920 bei Lunkini (Lenzen)*) 935 am

*) Von dieser Schlacht bei Lunkini (Lenzen) findet sich in „Widukinds sächsischen Geschichten" eine ausführliche Beschreibung. Die Christen belagerten Lunkini, als die Nachricht eintraf, daß ein großes Wendenheer zum Entsatz der bedrängten Festung heranrücke und während der Nacht das Lager der Christen überfallen wolle. Ein furchtbares Unwetter indeß, heftige Regengüsse hinderten den Angriff des Feindes. So kam der Morgen, und die Christen schickten sich nun ihrerseits zum Angriff an. Die Zahl der Wenden war so groß, daß, als die Sonne jetzt hell auf die durchnäßten Kleider der hunderttausend Wenden schien, ein Dampf zum Himmel aufstieg, der sie wie in eine Nebelwolke hüllte, während die Christen in hellem Sonnenlicht heranzogen und ob dieser Erscheinung voll Hoffnung und Zuversicht waren. Nach hartem Kampfe flohen die Wenden; da ihnen aber eine Abtheilung den Weg verlegt hatte, so stürzten sie einem See zu, in dem Unzählige ertranken. Die Chronisten geben das Wendenheer auf 200,000 Mann an. „Die Gefangenen wurden alle, wie ihnen verheißen, an einem Tage geköpft."

Dosa-Fluß (an der Dosse), aber ihre Kraft war gebrochen, und der Tag kam heran, der bestimmt war, den bis dahin stets unterlegenen Aufständen zu einem Siege zu verhelfen. Dies war die Schlacht am Tanger-Fluß 983. Da von diesem Siegestage der Wenden an, das nach so vielen Niederlagen schon halb todt geglaubte Wendenthum einen neuen Aufschwung nahm und noch einmal in aller Macht und Furchtbarkeit aufblühte, so mag es gestattet sein, bei den Vorgängen einen Augenblick zu verweilen, die zu dieser Schlacht und dem ihr voraufgehenden großen Wenden-Aufstande führten.

Mistiwoi war Obotritenfürst und bereits Christ geworden. Er hielt zum Herzog Bernhard, der damals Markgraf der Nordmark war, und fühlte sich dem Markgrafen an Macht, Geburt und Ansehen nah genug, um um dessen Nichte anzuhalten. Der Markgraf versprach sie ihm; Mistiwoi aber, um ganz in die Reihe christlicher Fürsten einzutreten, zog zunächst mit 1000 wendischen Edelleuten nach Italien und focht an Kaiser Otto's Seite in der großen Schlacht bei Basantello. Als er zurückgekehrt war, erschien er vor Markgraf Bernhard und bat um die Hand der Nichte. Dieser schwankte einen Augenblick, und ein andrer deutscher Fürst, der neben dem Markgrafen stand, raunte diesem zu: „Mit nichten; eines deutschen Herzogs Blutsverwandte gehört nicht an die Seite eines wendischen Hundes." Mistiwoi hatte gehört, was der Nebenstehende halblaut vor sich hin gesprochen hatte, und verließ die Halle. Bernhard, der ahnen mochte, was folgen werde, schickte ihm Boten nach, aber umsonst; der tödtlich verletzte Wendenfürst ließ nur antworten: „Der Tag kommt, wo die Hunde beißen." Er ging nun nach Rhetra, wo der Haupttempel aller wendischen Stämme stand, und rief — die Obotriten standen selbstverständlich zu ihm — auch alle liutizischen Fürsten zusammen und erzählte ihnen die erlittene Schmach. Dann that er sein Christenthum von sich und bekannte sich vor dem Bilde Radegast's auf's Neue zu den alten Göttern. Darauf ließ er dem Sachsengrafen sagen: „Nun hab Acht, Mistiwoi der Hund kommt, um zu

bellen und wird bellen, daß ganz Sachsenland erschrecken soll." Der Markgraf aber antwortete: „Ich fürcht nicht das Brummen eines Bären, geschweige das Bellen eines Hundes." Am Tangerfluß kam es zur Schlacht, und die Sachsen wurden geschlagen. Das hatte Mistiwoi der Hund gethan. Die Unterwerfung, die 924 begonnen hatte, hatte 983 wieder ein Ende.

Der Dom zu Brandenburg wurde zerstört, und auf dem Harlunger Berge erhob sich das Bild des Triglaff. Von dort aus sah es noch wieder 150 Jahre lang in wendische Lande hinein. Die Liutizen waren frei.

Drei Generationen hindurch hielt sich, nach diesem großen Siege, die Macht der Wenden unerschüttert; Kämpfe fanden statt, sie rüttelten an der wiedererstandenen Wendenmacht, aber sie brachen sie nicht. Erst mit dem Eintritt des 12. Jahrhunderts gingen die Dinge einer Wandlung entgegen; die Wendenstämme, untereinander in Eifersüchteleien sich aufreibend, zum Theil auch uneins durch die rastlos weiter wirkende Macht des Christenthums, waren endlich wie ein unterhöhlter Bau, der bei dem ersten ernsteren Sturme fallen mußte. Die Spree- und Havellandschaften waren, so scheint es, die letzten Zufluchtsstätten des alten Wendenthums; Brennibor, nachdem rundum immer weiteres Terrain verloren gegangen war, war mehr und mehr der Punkt geworden, an dessen Besitz sich die Frage knüpfte, wer Herrscher sein solle im Lande, Sachse oder Wende, Christenthum oder Heidenthum. Das Jahr 1157, wie Eingangs schon bemerkt, entschied über diese Frage. Albrecht der Bär erstürmte Brennibor, die letzten Aufstände der Brizaner und Stodoraner wurden niedergeworfen, und mit der Unterwerfung des Spree- und Havellandes empfing das Wendenland zwischen Elbe und Oder überhaupt den Todesstoß. (Rhetra war schon vorher gefallen, wenigstens seiner höchsten Macht entkleidet worden. Nur der Swantewittempel auf Arkona hielt sich um zwanzig Jahre länger, bis König „Waldemar der Sieger" auch diesen zerstörte.)

Soviel in kurzen Zügen von der Geſchichte des Wendenlandes zwiſchen Elbe und Oder. Wir wenden uns jetzt einer mehr culturhiſtoriſchen Unterſuchung zu und ſtellen zuſammen, was wir über Charakter, über Sitte, Recht und Cultur des alten Wendenthums wiſſen.

2.

Lebensweise Sitten Tracht

Sie spinnen,
Haben Linnen,
Sie regeln
Den Fluß und das Wehr,
Und mit Schiffen und Segeln
Sind sie zu Hause auf offnem Meer.

Die Frage ist oft aufgeworfen worden, ob die Wenden wirklich auf einer viel niedrigeren Stufe als die vordringenden Deutschen gestanden hätten, und diese Frage ist nicht immer mit einem bestimmten „Ja“ beantwortet worden. Sehr wahrscheinlich war die Superiorität der Deutschen, die man schließlich wird zugeben müssen, weniger groß, als deutscherseits vielfach behauptet worden ist.

Die Wenden, um mit ihrer Wohnung zu beginnen, hausten keineswegs (wie ein mir vorliegender Stich sie darstellt) in verpallisadirten Erdhöhlen, um sich gleichzeitig gegen Wetter und Wölfe zu schützen; sie hatten Bauten mannigfacher Art, die mehr oder weniger wirklichen Häusern entsprachen. Daß von ihren Gebäuden, öffentlichen und privaten, kein einziges bestimmt nachweisbar auf uns gekommen ist, könnte dafür sprechen, daß diese Bauten von einer inferioren Beschaffenheit gewesen wären; wir dürfen aber nicht vergessen, daß die siegreichen Deutschen natürlich alle hervorragenden Gebäude (die sämmtlich Tempel oder Vesten waren), sei es aus Rache oder sei es zu eigner Sicherheit, zerstörten, während die schlichten Häuser und Hütten

im Laufe der Jahrhunderte sich natürlich eben so wenig erhalten konnten, wie deutsche Häuser und Hütten aus jener Zeit.

Die Wenden, so viel steht fest, hatten verhältnißmäßig wohleingerichtete Häuser, und die Frage bleibt zunächst nur, wie waren diese Häuser. Wahrscheinlich sehr verschiedener Art. Wie wir noch jetzt, oft bunt durch einander, noch häufiger nach Distrikten geschieden, Lehmkathen, Fachwerk-, Feldstein- und Backsteinhäuser finden (der Stroh-, Schilf-, Schindel- und Ziegeldächer ganz zu geschweigen), so war es gewiß auch in alten Wendenzeiten, nur noch wechselnder, nur noch abhängiger von dem Material, das gerade zur Hand war. In den Fischerdörfern an der Spree und Havel hin, in den Sumpfgegenden, die kein anderes Material kannten als Eisen und Eichen, waren die Dörfer muthmaßlich Blockhäuser, wie man ihnen noch jetzt in den Spreewaldgegenden begegnet; auf dem Feldstein überstäten Barnim-Plateau richteten sich, wie noch jetzt vielfach in den dortigen Dörfern geschieht, die Wohnungen höchst wahrscheinlich aus Feldstein auf, in fruchtbaren Gegenden aber, wo der Lehm zu Tage lag, wuchs das Lehm- und das Ziegelhaus auf; — denn die Wenden verstanden sich sehr wohl auf die Nutzung des Lehms und sehr wahrscheinlich auch auf das Ziegelbrennen. Daß sie unter ihrem Geräth nachweisbar auch den Mauerhammer hatten, deutet wenigstens darauf hin. Einzelne dieser Dinge sind nicht geradezu zu beweisen, aber sie müssen so gewesen sein nach einem Naturgesetz, das fortwirkt bis auf diesen Tag. Armes Volk (oder uncultivirtes) baut sich seine Wohnungen aus dem, was es zunächst hat: am Vesuv aus Lava, in Irland aus Torf, am Nil aus Nilschlamm, an den Pyramiden aus Trümmern vergangener Herrlichkeit. So war es immer, wird es immer sein; — so war es auch bei den Wenden.

Die Wenden aber hatten nicht nur Häuser, sie wohnten auch, wie schon angedeutet, in Dörfern und Städten. Ihre Dörfer zogen sich zu Hunderten und Tausenden durch das Land. Die wendischen Namen unserer Ortschaften beweisen

dies zur Genüge. Manche Gegenden haben nur wendische Namen. Um ein Beispiel statt vieler zu geben, die Dörfer um Ruppin herum heißen: Carwe, Gnewkow, Gartz, Wustrau, Bechlin, Steffin, Krentzlin, Metzeltin, Dabergotz, Gantzer, Lentzke, Manker ꝛc., lauter wendische Namen. Aehnlich ist es überall in der Mark, in Lausitz und Pommern; selbst viele deutsch klingende Namen wie Wustrau, Wusterhausen ꝛc. sind nur ein germanisirtes Wendisch.

Wie die Dörfer waren, ob groß ob klein, ob stark bevölkert oder schwach, kann, da jegliche bestimmte Angabe darüber fehlt, nur durch Combination herausgerechnet, also nur hypothetisch festgestellt werden. Die große Zahl der Todtenurnen, die man findet, außerdem die Mittheilungen Thietmar's u. A., daß bei Lunkini 100,000 Wenden gefallen seien, scheinen darauf hinzudeuten, daß das Land allerdings stark bevölkert war. Unsicher, wie wir über Art und Größe der wendischen Dörfer sind, sind wir's auch über die Städte. Einzelne galten für bedeutend genug, um mit den Schilderungen ihres Glanzes und ihres Unterganges die Welt zu füllen, und wie geneigt wir sein mögen, der poetischen Darstellung an diesem Weltruhm das beste Theil zuzuschreiben, so kann doch das Geschilderte nicht ganz Fiktion gewesen sein, sondern muß in irgend etwas Vorhandenem seine reale Anlehnung gehabt haben. Besonderes Ansehen hatten die Handelsstädte am baltischen Meere. Unter diesen war Jumne, wahrscheinlich am Ausfluß der Swine gelegen, eine der gefeiertsten. Adam von Bremen erzählt von ihr: sie sei eine sehr angesehene Stadt und der größte Ort, den das heidnische Europa aufzuweisen habe. „In ihr — so fährt er fort — wohnen Slaven und andere Nationen, Griechen und Barbaren. Denn auch den dort ankommenden Sachsen ist, unter gleichem Rechte mit den Uebrigen, zusammen zu wohnen verstattet, freilich nur, so lange sie ihr Christenthum nicht öffentlich kundgeben. Uebrigens wird, was Sitte und Gastlichkeit anlangt, kein Volk zu finden sein, das sich ehrenwerther und dienstfertiger bewiese. Jene Stadt besitzt auch

alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Dort findet sich der Vulkanstopf, den die Eingeborenen das „griechische Feuer" nennen; dort zeigt sich auch Neptun in dreifacher Art, denn von drei Meeren wird jene Insel bespült, deren eines von ganz grünem Aussehn sein soll, das zweite aber von weißlichem; das dritte ist durch ununterbrochene Stürme beständig in wuthvoll brausender Bewegung."

Diese Beschreibungen zeitgenössischer Schriftsteller, wie auch die Beschreibung von Vineta oder Julin (die beide dasselbe sind) beziehen sich auf wendische Handels- und Küstenstädte. Es ist indessen wahrscheinlich, daß die märkisch-wendischen Binnenstädte wenig davon verschieden waren, wenn auch vielleicht um etwas geringer. An Handel waren sie gewiß unbedeutender, aber dafür standen sie dem deutschen Leben und seinem Einfluß näher.

Wenden wir uns nunmehr der Frage zu, wie lebten die Wenden in ihren Dörfern und Städten, wie kleideten, wie beschäftigten sie sich, so wird das Wenige, was wir bis hierher über ihre Häuser u. s. w. gesagt haben, auch ein gewisses Licht auf diese Dinge werfen. Wie beschäftigten sie sich? Neben der Führung der Waffen, die Sache jedes Freien war, gab es ein mannigfach gegliedertes, gewerbliches Leben. Die Ausschmückung der Tempel, Ausschmückungen, wie man ihnen noch jetzt in altrussischen Kirchen begegnet und wie sie in den alten Schriftstellern der Wendenzeit vielfach beschrieben werden, lassen keinen Zweifel darüber, daß die Wenden eine Art von Kunst, wenigstens von Kunsthandwerk kannten und übten. Sie schnitzten ihre Götzenbilder in Holz oder fertigten sie aus Erz und Gold, sie bemalten ihre Tempel und färbten das Schnitzwerk, das als groteskes Ornament die Tempel zierte. Den Schiffbau kannten sie (die kühnen Seeräuberzüge der Ranen beweisen es zur Genüge), und ihr Haus- und Kriegsgeräth war mannigfach. Sie kannten den Haken zur Beackerung und die Sichel um das Korn zu schneiden. Die feineren Wollen-Zeuge (so berichten die Chroniſten) kamen aus Sachsen; aber eben aus

der speciellen Anführung des Chronisten, daß die feineren Zeuge aus Sachsen kamen, geht zur Genüge hervor, daß die minder feinen im Lande selber bereitet wurden. Einheimische Arbeit war auch die Leinewand, in welche die Nation sich kleidete und wovon sie zu Segeln und Zelten große Mengen gebrauchte. Es ist also wohl nicht zu bezweifeln, daß der Webstuhl im Wendenlande bekannt war wie im ganzen Norden bis nach Island, und daß die Hände, welche den Flachs und den Hanf dem Erdboden abgewannen, ihn auch zu verarbeiten verstanden. Die Hauptbeschäftigungen blieben freilich Jagd und Fischerei, daneben die Bienenzucht. Das Land wies darauf hin; noch jetzt in den slavischen Flachlanden Osteuropa's, auf den Strecken zwischen Wolga und Ural, wo weite Haiden mit Lindenwäldern wechseln, begegnen wir denselben Erscheinungen, derselben Beschäftigung. Die Honigerträge waren reich und wichtig, weil aus ihnen der Meth gewonnen wurde. Bier wurde aus Gerste gebraut. Die Fische wurden frisch oder eingesalzen gegessen, denn man benutzte die Soolquellen und wußte das Salz aus ihnen zu gewinnen. Vieles spricht dafür, daß sie selbst Bergbau trieben und das Eisen aus dem Erz zu schmelzen verstanden.

Noch ein Wort über die nationale Kleidung der Wenden. Es liegen nur Andeutungen darüber vor. Daß sie so gewesen sei, oder auch nur ähnlich, wie die Wenden sie jetzt noch tragen, ist wohl falsch. Die wendische Tracht entwickelte sich in den wendisch gebliebenen Gegenden unter dem Einfluß wenn nicht der deutschen Mode, so doch des deutschen Stoffs und Materials, und es bedarf wohl keiner Versicherung, daß die alten ursprünglichen Wenden weder Faltenröcke noch Zwickelstrümpfe, weder Manchestermieder noch Ueberfallkragen gekannt haben. All dies ist ein in spätern Culturzeiten Gewordenes, an dem die Wenden-Ueberreste nolens volens theilnehmen mußten. Giesebrecht beschreibt ihre Kleidung wie folgt: „Zur nationalen Kleidung gehörte ein kleiner Hut, ein Obergewand, Unterkleider und Schuhe oder Stiefeln; barfuß gehen

wurde als ein Zeichen der äußersten Armuth betrachtet. Die Unterkleider konnten gewaschen werden; der Stoff, aus dem sie bestanden, war also vermuthlich Leinewand. Das Oberkleid war wollen." Ueber Schnitt der Kleidung und die bevorzugten Farben wird nichts gesagt, doch dürfen wir wohl annehmen, daß sich eine Vorliebe für das Bunte (wie sie die wendischen Trachten und fast alle Nationaltrachten zeigen) darin aussprach. Der kleine Hut und die leinenen Unterkleider: Rock, Weste, Beinkleid, finden sich übrigens noch bis diesen Tag bei den Spreewalds-Wenden vor. Nur die Frauentrachten weichen völlig davon ab.

3.

Charakter. Begabung. Cultus.

Im trotzigen Muth,
Gastfrei und gut,
Haben für ihre Götter und Sitten
Sie wie die Märtyrer gelitten.

Nachdem wir bis hierher die äußere Erscheinung betont und die Frage zu beantworten gesucht haben: wie sahen die alten Wenden aus? wie wohnten sie? wie beschäftigten und wie kleideten sie sich, wenden wir uns in Folgendem mehr ihrem geistigen Leben zu, der Frage: wie war ihr Charakter, ihre geistige Begabung, ihr Rechtssinn, ihre Religiosität.

Die Wenden haben uns leider kein einziges Schriftstück (wahrscheinlich hatten sie nichts derart) hinterlassen, das uns als Anhaltepunkt dienen könnte, um danach die Schilderungen, die uns ihre bittern Feinde, die Deutschen, von ihnen entworfen haben, nöthigenfalls zu corrigiren. Wir hören eben nur eine Partei sprechen, dennoch sind auch diese Schilderungen ihrer Gegner nicht eigentlich dazu angethan, uns mit Abneigung gegen den Charakter der Wenden zu erfüllen. Wir begegnen mehr liebenswürdigen als häßlichen Zügen, und wo wir diese häßlichen Züge treffen, ist es gemeinhin unschwer zu erkennen, woraus diese Häßlichkeiten hervorgingen. Meist waren es Repressalien, Regungen der Menschennatur überhaupt, nicht einer spezifisch bösen Menschennatur.

Zwei Tugenden werden den Wenden von allen deutschen Chronikenschreibern jener Epoche (Widukin, Thietmar, Adam von

Bremen) zuerkannt: sie waren tapfer und gastfrei. Ihre Tapferkeit spricht aus der ganzen Geschichte jener Epoche, und der Umstand, daß sie trotz Fehden und steter Zersplitterung ihrer Kräfte dennoch den Kampf gegen das übermächtige Deutschthum zwei Jahrhunderte lang fortsetzen konnten, läßt ihren Muth in allerglänzendstem Lichte erscheinen. Sie waren ausgezeichnete Krieger, zu deren angeborner Tapferkeit sich noch andere kriegerische Gaben, wie sie den Slaven eigenthümlich sind, gesellten: Raschheit, Schlauheit, Zähigkeit. Hierin sind alle deutschen Chronisten einig; eben so einig sind sie in Anerkennung der wendischen Gastfreundschaft. „Um Aufnahme zu bitten, hatte der Fremde in der Regel nicht nöthig; sie wurde ihm wetteifernd angeboten. Jedes Haus hatte seine Gastzimmer und immer offne Tafel. Freigiebig wurde verthan, was durch Ackerbau, Fischfang, Jagd, auch wohl durch Handel und Gewerbe (in den größeren Städten) gewonnen worden war. Je freigebiger der Wende war, für desto vornehmer wurde er gehalten, und für desto vornehmer hielt er sich selbst. Wurde — was übrigens äußerst selten vorkam — von diesem oder jenem ruchbar, daß er das Gastrecht versagt habe, so verfiel er allgemeiner Verachtung, und sein Haus und Hof durften in Brand gesteckt werden."

Sie waren tapfer und gastfrei, aber sie waren falsch und untreu, so berichten die alten Chronisten weiter. Die alten Chronisten sind indessen ehrlich genug hinzuzusetzen: „untreu gegen ihre Feinde." Dieser Zusatz legt einem sofort die Frage nahe: wie waren denn nun aber diese Feinde? waren sie, ganz von aller ehrlichen Feindschaft, von offenem Kampfe abgesehen, waren diese Feinde ihrerseits von einer Treue, einem Worthalten, einer Zuverlässigkeit, die den Wenden ein Sporn hätten sein können, Treue mit Treue zu vergelten?

Die Erzählungen der Chronisten machen uns die Antwort auf diese Frage leicht; in rührlicher Unbefangenheit erzählen sie uns die endlosen Perfidieen der Deutschen. Dies erklärt sich daraus, daß sie, von Parteigeist erfüllt und blind im Dienst

einer großen Idee, die eigenen Perfidieen vorweg als gerechtfertigt ansahen; wendischer Verrath aber war einfach Verrath und stand da ohne allen Glorienschein in nackter alltäglicher Häßlichkeit. Der Wende war ein „Hund", ehrlos, rechtlos, und wenn er sich unerwartet aufrichtete und seinen Gegner biß, so war er untreu. Ein Hund darf nicht beißen, es geschehe ihm was da wolle. Die Geschichte von Mistewoi haben wir gehört, sie zeigt die schwindelnde Höhe deutschen Undanks und deutscher Ueberhebung; in noch schlimmerem Lichte erscheint das Deutschthum in der Geschichte von Markgraf Gero. Dieser, wie in Balladen oft erzählt, ließ 30 wendische Fürsten, also wahrscheinlich die Häupter fast aller Stämme zwischen Elbe und Oder, zu einem Gastmahl laden, machte die Erschienenen trunken und ließ sie dann ermorden. Das war 939. Nicht genug damit. Im selben Jahre vollführte er einen zweiten List- und Gewaltstreich. Den Tugumir, einen flüchtigen Fürsten der Heveller, den er durch Versprechungen auf seine Seite zu ziehen gewußt hatte, ließ er nach Brannibor zurückkehren, wo er Haß gegen die Deutschen heucheln und dadurch die alte Gunst seines Stammes sich wieder erobern mußte. Aber kaum im Besitz dieser Gunst, tödtete er nunmehr seinen Neffen, der in wirklicher Treue und Aufrichtigkeit an der Sache der Wenden hing, und öffnete dann dem Gero die Thore, dessen bloßes Werkzeug er gewesen war. Das waren die Thaten, mit denen die Deutschen — freilich oft unter Hilfe und Zuthun der Wenden selbst — voranschritten. Weder die Deutschen noch ihre Chronisten, zum Theil hochkirchliche Männer, ließen sich diese Verfahrungsweise anfechten, klagten aber mal auf mal über die „Falschheit der götzendienerischen Wenden."

Die Wenden waren tapfer und gastfrei, und wie wir uns überzeugt halten, um kein Haar falscher und untreuer als ihre Besieger, die Deutschen; aber in einem waren sie ihnen allerdings unebenbürtig, in jener gestaltenden, große Ziele von Generation zu Generation unerschütterlich im Auge behaltenden Kraft, die zu allen Zeiten der Grundzug der germanischen Race

gewesen und noch jetzt die Garantie ihres Lebens, ihrer Dauerbarkeit ist. Die Wenden von damals waren wie die Polen von heut. Ausgerüstet mit liebenswürdigen und blendenden Eigenschaften, an Ritterlichkeit ihren Gegnern mindestens gleich, an Leidenschaft, an Opfermuth ihnen vielleicht überlegen, gingen sie dennoch zu Grunde, weil sie jener gestaltenden Kraft entbehrten. Immer voll Neigung, der Peripherie zu ihre Kräfte schweifen zu lassen, statt sie im Centrum zu einen, fehlte ihnen das Concentrische, während sie excentrisch waren in jedem Sinne. Dazu die individuelle Freiheit höher achtend als die staatliche Festigung —, wer erkennte in diesem allen nicht polnischnationale Züge? Was die Polen jetzt sind, das waren die Wenden damals.

Wir sprechen zuletzt von dem Cultus der Wenden. Weil die religiöse Seite der zu bekehrenden Heidenstämme unsere christlichen Missionare (darunter zum Theil auch unsere Chronisten) mehr interessiren mußte als irgend eine andere Seite wendischen Lebens und Thuns, so ist es begreiflich, daß wir über diesen Punkt unserer liutizischen Vorbewohner am besten unterrichtet sind. Die Nachrichten, die uns geworden, beziehen sich in ihren Details zwar überwiegend auf jene zwei Haupttempelstätten des Wendenlandes, die nicht innerhalb der Mark, sondern die eine (Rhetra) hart an unserer Grenze, die andere (Arkona) auf Rügen gelegen war; aber wir dürfen fast mit Bestimmtheit annehmen, daß sich alle diese Beschreibungen auch auf die Tempelstätten unserer märkischen Wenden beziehen, wenn gleich diese, Brannibor nicht ausgeschlossen, nur zweiten Ranges waren.

Die wendische Religion kannte drei Arten der Anbetung:
Naturanbetung (Stein, Quelle, Baum, Hain).
Waffenanbetung (Fahne, Schild, Lanze).
Bilderanbetung (eigentlicher Götzendienst).

Die Natur war der Boden, aus dem der wendische Cultus aufwuchs, wie die wendische Religion überhaupt Die spätere Bilder-Anbetung war nur Natur-Anbetung in anderer Gestalt. Statt Stein, Quelle, Sonne ꝛc., die ursprüng-

lich Gegenstand der Anbetung gewesen waren, wurden nunmehr Gestalten angebetet, die Stein, Quelle, Sonne ꝛc. bildlich darstellten.

Die Wenden hatten in ihrer Religion einen Dualismus schwarzer und weißer Götter, einer lichten Welt auf der Erde und eines unterirdischen Reiches der Finsterniß. Die Einheit lag im Jenseits, im Himmel.

An und in sich selbst unterschied der Wende Leib und Seele, doch scheint ihm die Menschenseele der Thierseele verwandt erschienen zu sein; wenigstens glaubte er nicht an persönliche Unsterblichkeit. Die Seele saß im Blut, aber war doch wieder getrennt davon. Strömte das Blut des Sterbenden zu Boden, so flog die Seele aus dem Munde und flatterte zum Schrecken aller Vögel, nur nicht der Eule, so lange von Baum zu Baum, bis die Leiche verbrannt oder begraben war.

Die alten Chroniſten haben uns die Namen von vierzehn wendiſchen Göttern überliefert. Unter dieſen waren die folgenden fünf wohl die berühmteſten: Siwa (das Leben); Gerowit (der Frühlingsſieger); Swatowit (der heilige oder helle Sieger); Radigaſt (die Vernunft, die geiſtige Kraft); Triglaff (der Dreiköpfige. Ohne bestimmte Bedeutung).

Vom Siwa haben wir keine Beſchreibung. Gerowit, der Frühlingsſieger, war mit kriegeriſchen Attributen geſchmückt, mit Lanzen und Fahnen, auch mit einem großen kunſtvollen, mit Goldblech beſchlagenen Schild. Radigaſt war reich vergoldet und hatte ein mit Purpur verziertes Bett. Noch im 15. Jahrhundert hing in einem Fenſter der Kirche zu Gadebuſch eine aus Erz gegoſſene Krone, die angeblich von einem Bilde dieſes Gottes herſtammte. Swatowit hatte vier Köpfe, zwei nach vorne, zwei nach rückwärts gewandt, die wieder abwechſelnd nach rechts und links blickten. Bart und Haupthaar war nach Landesſitte geſchoren. In der rechten Hand hielt der Götze ein Horn, das mit verſchiedenen Arten Metall verziert war und jährlich einmal mit Getränk angefüllt wurde; der linke Arm war bogenförmig in die Seite geſetzt, die

Kleidung, ein Rock, der bis an die Schienbeine reichte. Diese waren von anderem Holz als die übrige Figur und so künstlich mit den Knieen verbunden, daß man nur bei genauer Betrachtung die Fugen wahrnehmen konnte. Die Füße standen auf der Erde und hatten unter dem Boden ihr Fußgestell. Das Ganze war riesenhaft, weit über menschliche Größe hinaus. Endlich Triglaff hatte drei Köpfe; er war von Menschengröße; seine drei Köpfe waren versilbert und ein goldener Bund verhüllte Augen und Lippen.

Diese Götter hatten überall im Lande ihre Tempel, nicht nur in Städten und Dörfern, sondern auch in unbewohnten Besten, sogenannten „Burgwällen", und zwar auf Hügeln und Klippen, in Seen und Wäldern. Wahrscheinlich hatte jeder „Gau", deren es im Lande zwischen Elbe und Oder etwa 15 gab (eine Anzahl derselben habe ich Eingangs aufgezählt), einen Haupttempel, ähnlich wie es in späterer christlicher Zeit in jedem größeren Distrikt eine Bischofskirche, einen Dom, ein Kloster gab. Dieser Haupttempel konnte in einer Stadt sein, aber auch eben so gut in einem „Burgwall", der dann nur den Tempel umschloß und etwa einem Berge mit einer berühmten Wallfahrtskirche entsprach. In Julin, Wolgast, Gützkow, Stettin, Malchow, Ploen, Jüterbock und Brandenburg werden solche Städte-Tempel eigens erwähnt; unzweifelhaft aber gab es deren an weit mehr Orten als an den vorstehend genannten.

Rhetra. Arkona. „Was ward aus den Wenden?"

Hier dient der Wende seinen Götzenbildern,
Hier baut er seiner Städte festes Thor,
Und drüber blinkt der Tempel Dach hervor.
Julin, Vineta, Rhetra, Brennabor.
Carl Seidel.

Die zwei Haupttempelstätten im ganzen Wendenland waren, wie mehrfach hervorgehoben, Rhetra und Arkona. Stettin und Brannibor, ihnen vielleicht am nächsten stehend, hatten doch überwiegend eine lokale Bedeutung.

Rhetra und Arkona repräsentirten auch die Orakel, bei denen in den großen Landesfragen Raths geholt wurde, und ihr Ansehn war so groß, daß der Besitz dieser Tempel dem ganzen Stamme, dem sie zugehörten, ein gesteigertes Ansehen lieh; die Redarier und die Ranen nahmen eine bevorzugte Stellung ein. Später entspann sich zwischen beiden eine Rivalität, wie zwischen Delphi und Dodona.

Rhetra war unter diesen beiden Orakelstätten die ältere, und wir beginnen mit Wiedergabe dessen, was Thietmar, Bischof von Merseburg, über diese sagt. Thietmar berichtet:

„So viele Kreise es im Lande der Liutizier giebt, so viele Tempel giebt es auch und so viele einzelne Götzenbilder werden verehrt; die Stadt Rhetra aber behauptet einen ausgezeichneten Vorrang vor allen anderen. Nach Rhetra schicken die Wendenfürsten, ehe sie in den Kampf eilen, und sorgfältig wird hier vermittelst der Loose und des Rosses nachgeforscht, welch' ein Opfer den Göttern darzubringen sei."

Stadt und Tempel von Rhetra schildert Thietmar nun weiter: „Rhetra liegt im Gau der Rhedarier, ein Ort von dreieckiger Gestalt, den von allen Seiten ein großer, von den Eingeborenen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgiebt. Der Ort hat drei Thore. Zwei dieser Thore stehen Jedem offen; das dritte Thor aber (das kleinste, nach Osten zu gelegen) weist auf das Meer hin und gewährt einen furchtbaren Anblick. An diesem Thor steht nichts als ein künstlich aus Holz gebautes Heiligthum, dessen Dach auf den Hörnern verschiedener Thiere ruht, die es wie Tragsteine emporhalten. Die Außenseiten dieses Heiligthums sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, die, so viel man sehen kann, mit bewundernswerther Kunst in das Holz hineingemeißelt sind, verziert; inwendig aber stehen von Menschenhand gemachte Götzenbilder, mit ihren Namen am Fußgestell, furchtbar anzuschauen. Der vornehmste derselben heißt Zuarasioi (Beiname des Radigast) und wird von allen Heiden geehrt und angebetet. Hier befinden sich auch ihre Feldzeichen, welche nur, wenn es zum Kampfe geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden. Um dies alles sorgfältig zu hüten, sind von den Eingeborenen besondere Priester angestellt, welche, wenn die Leute zusammenkommen, um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu sühnen, allein sitzen bleiben, während die anderen stehen. Indem sie dann heimlich untereinander murmeln, graben sie voll Zornes in die Erde hinein, um vermittelst geworfener Loose nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forschen. Nachdem dies beendigt ist, bedecken sie die Loose mit grünem Rasen und führen ein Roß, das als heilig von ihnen verehrt wird, mit demüthigem Flehen über die Spitzen zweier sich durchkreuzenden, in die Erde gesteckten Speere weg. Dies ist gleichsam der zweite Akt, zu dem man schreitet, um die Zukunft zu erforschen, und wenn beide Mittel (zuerst das Loos, dann das heilige Pferd) auf ein gleiches Vorzeichen hindeuten, so handelt man darnach; wo nicht, so wird von den betrübten Eingeborenen die ganze Angelegenheit aufgegeben."

Als Bischof Thietmar diese Schilderung von Rhetra entwarf, stand dasselbe noch in höchstem Ansehen bei der Gesammtheit des Wendenvolkes, aber schon wenige Jahre später ging sein Ruhm als erste Tempel- und Orakelstätte des Wendenreiches unter; Arkona auf Rügen trat an seine Stelle. Nach 1066 hatten die Wenden, nach einem siegreichen Rachezuge, den Bischof Johann von Mecklenburg nach Rhetra geschleppt und dem Radigast das Haupt des Bischofs geopfert; aber dies Ereigniß führte zugleich zu jener Niederlage Rhetra's, von der es sich nicht mehr ganz erholte. Im Winter 1067 auf 68 erschien Bischof Burkhard von Halberstadt vor Rhetra, stürzte das Götzenbild um und ritt auf dem weißen Rosse des Radigast heim. Dieser wohlberechnete Hohn blieb auf die Wendenstämme nicht ohne Einfluß, Eifersucht gegen die Rhedarier kam hinzu, und so wendeten sich die Wendenstämme von dem Radigast zu Rhetra, der sich schwach erwiesen hatte, ab und dem Swatowit-Tempel in Arkona zu. Hundert Jahre lang, von jenem Tage der Niederlage ab, glänzte nun Arkona, wie vorher Rhetra geglänzt hatte. Auch von Arkona und seinem Swatowit-Tempel besitzen wir eine Beschreibung. Es scheint, daß 4 mächtige Holzpfeiler, die auf Thierhörnern ruhten, ihrerseits ein Dach trugen, dessen Inneres dunkelroth getüncht war. Der Raum zwischen den 4 Pfeilern war durch Bretterwände ausgefüllt, die allerhand bunt bemaltes Schnitzwerk trugen. Dies alles aber war nur die Außenhülle, und 4 mächtige Innen-Pfeiler, durch Vorhänge geschlossen, theilten den inneren Tempelraum wieder in zwei Hälften, in ein Heiligstes und Allerheiligstes. In dem letzteren erst stand das Bild Swatowit's. Arkona hatte besondere Tempeldiener, und mehr und mehr bildete sich hier eine Priesterkaste aus. Sie unterschieden sich schon durch Tracht und Kleidung von dem Rest der Nation und trugen Bart und Haar lang herabwallend, während die übrigen Ranen Bart und Haar geschoren trugen. Sie gehörten zu den Edlen des Landes; kriegerische und priesterliche Thätigkeit galt überhaupt den Wenden als wohl vereinbar.

Auch hier in Arkona diente das „weiße Pferd“ zur Zeichendeuterei. Alle Poesie knüpfte sich an dasselbe. Nicht selten fand man es des Morgens mit Schaum und Schmutz bedeckt in seinem Stall: dann hieß es, Swatowit selber habe das Pferd geritten und es im Streit gegen seine Feinde getummelt. Die Formen, unter denen das Orakel ertheilt oder die Frage „Krieg oder Friede“ entschieden wurde, waren denen in Rhetra nah verwandt, aber doch nicht voll dieselben. Drei Paar gekreuzte Lanzen wurden in den Boden gesteckt und das Pferd heran geführt. Schritt es nun mit dem rechten Fuß zuerst über die Speere, so war das Zeichen glücklich, unglücklich, wenn das Thier den linken Fuß zuerst aufhob. Entschiedenes Heil aber versprach das Orakel nur, wenn das weiße Pferd über alle drei Lanzenpaare mit dem rechten Fuße hingeschritten war.

Der Swatowit-Tempel auf Arkona war das letzte Bollwerk des Heidenthums; es fiel endlich in den Dänenkämpfen, im Kriege mit „Waldemar dem Sieger“, nachdem es nicht nur den Radigast-Tempel Rhetra's, wenigstens den Ruhm desselben, um ein Jahrhundert, sondern auch den uns in gewissem Sinne näher angehenden Triglaff-Tempel zu Brannibor um zwanzig und einige Jahre überlebt hatte.

Dieser Triglaff-Tempel zu Brannibor, wenn auch für die Gesammtheit der Wenden nur ein Tempel zweiten Ranges, stand doch, wie eben schon angedeutet, für die märkischen Wenden in erster Reihe, und diese seine lokale Bedeutung — da uns die märkischen Wenden hier vorzugsweise beschäftigen — erheischt noch ein kurzes Verweilen bei ihm.

Der Triglaff, der in Brannibor verehrt wurde, war eine ursprünglich pommersche Gottheit und wurde, wie es scheint, erst in späterer Zeit, sei es aus Eifersucht oder sei es aus Mißtrauen gegen den Radigast (in Rhetra), von Pommern her eingeführt. In Kürze haben wir ihn schon an anderer Stelle beschrieben. Er hatte drei Köpfe, weil er Herr im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt war, und sein Gesicht war verhüllt, zum Zeichen, daß er die Sünden der Menschen

übersah und verzieh. In seinen Händen hielt er einen gehörnten Mond, ein Symbol, über dessen Bedeutung nur Vermuthungen existiren. Seinen Haupttempel hatte er in Stettin, der den Schilderungen nach, die wir davon besitzen, den aus Holz aufgeführten, mit Bildwerk und Schnitzereien ausgeschmückten Tempeln in Rhetra und Arkona sehr verwandt gewesen sein muß. Auch der Triglaff-Dienst war dem Dienst des Radigast oder Swatowit mehr oder weniger verwandt. Die Zeichen wurden in ähnlicher Weise gedeutet, das Roß schritt über die gekreuzten Lanzenspitzen hin, und das Berühren dieser oder jener Lanze, mit dem einen oder andern Fuß — alles hatte seine Bedeutung zum Heil oder Unheil. Nur das Roß selbst war nicht weiß sondern schwarz, vielleicht weil Triglaff selbst mehr den finstern als den lichten Göttern zugehörte.

Um 982, unmittelbar nach dem großen Wendenaufstande, war es, daß nunmehr diesem Triglaff zu Ehren auch in Brannibor (wo bereits 50 Jahre ein Bischofssitz bestanden hatte) ein Tempel errichtet wurde; derselbe erhob sich auf dem Harlunger Berge und sah triumphirend in das dem Heiden- und Wendenthum wieder zurückeroberte Land hinein. Es war höchst wahrscheinlich kein Holzbau mehr, wie der Stettiner, sondern ein Steinbau, nach Art der christlichen Steinkapellen,*) und

*) Daß die Wenden, in späterer Zeit, solche aus Stein aufgeführte Tempel gehabt haben, dafür spricht manches, namentlich auch manche örtliche Tradition. So finden wir in einer 1619 zu Wittenberg gedruckten Jubelpredigt eines Jüterbocker Geistlichen folgendes: „Das uralte Templein allhier, welches ungefähr nur vor vierzig und etlichen Jahren ist eingerissen worden, darinnen der heidnische Götzendienst der Wendischen Morgengöttin soll sein geleistet worden, dies Templein ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckigt von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt zugespitztes Dach von hellen Steinen gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also daß man im Eingehen sich etwas bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch ꝛc. — — also habe ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind,

M. W. Heffter in seiner trefflichen Geschichte Brandenburgs stellt sogar die Hypothese auf, daß aus diesem alten heidnischen Tempelbau, zunächst ohne wesentliche Umgestaltung, die später so berühmt gewordene Marienkirche auf dem Harlunger-Berge hervorgegangen sei. Wir halten dies für wahrscheinlicher als nicht, finden indessen den Beweis dafür weniger in der eigenthümlichen, in allem Wesentlichen aber doch immer noch byzantinischen Formengebung dieser Kirche, als in dem historisch nachgewiesenen Umstande, daß sich unter den märkischen Wenden der Uebergang aus dem Heidenthum ins Christenthum im Wesentlichen ruhig vollzogen zu haben scheint, so ruhig etwa wie 400 Jahre später der Uebergang aus dem Katholicismus in den Protestantismus. Der Fürst (Pribislaw) wurde Christ; das Volk folgte, theilweise widerwillig, aber doch vielfach auch willig und zwanglos. Man hatte sich bereits mit und nebeneinander eingelebt, und der bloße Umstand, daß das gestürzte Bild des Triglaff nicht verbrannt oder zerstört, vielmehr, allen bekannt und allen zugänglich, bis 1526 in einer Seitenkapelle der Marienkirche aufbewahrt wurde (in welchem Jahre Christian II. von Dänemark es unter Zulassung Joachim's I. mit fortnehmen durfte), deutet darauf hin, daß die innere Wandlung der Gemüther sich friedfertig genug vollzogen und der Christengott den Wendengott ruhig bei Seite gedrängt hatte. Diese Umwandlung des Triglaff-Tempels in eine Marienkirche erfolgte zwischen 1136 und 41; sechshundert Jahre hat vom Harlunger-Berge aus die berühmte Marienkirche in's Land gesehen. Ihre Entstehung bezeichnete den endlichen Sieg des Christenthums über das Heidenthum im Lande zwischen Elbe und Oder. Auf der Stätte des Triglaff-Tempels ging ein neues Leben auf, und der dreieinige Gott sprach hinfort statt des dreiköpfigen Gottes zu seinem Volke.

---

beschreiben hören. (Allerdings ist diese Angabe kein Beweis, daß das „Templein" wirklich heidnisch gewesen sei. Das Kreuzgewölbe spricht sehr dagegen. Als man hier Landes Kreuzgewölbe baute, war es mit dem Wendenthum schon vorbei.)

So, wie vorstehend geschildert, waren die Wenden zur Zeit der (endgültigen) deutschen Eroberung 1157 in dem Lande zwischen Elbe und Oder.

Es bleibt uns noch die Beantwortung der Frage übrig: **was wurde aus den Wenden.** Sie wurden keineswegs mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sie wurden auch nicht (wie die Indianerstämme in Amerika) einfach zurückgedrängt bis zu Gegenden, wo sie Stammesgenossen vorfanden, — sie blieben vielmehr alle oder doch sehr überwiegenden Theils im Lande und haben in allen Provinzen jenseit der Elbe unzweifelhaft jene Misch-Race hergestellt, die jetzt die preußischen Provinzen bewohnt.

Einzelne Historiker haben dies bestreiten wollen, aber wie wir glauben mit Unrecht. Einmal würde eine solche consequent durchgeführte Racen-Geschiedenheit gegen die historische Ueberlieferung aller andern Staaten, bei denen ähnliche Verhältnisse obwalteten, sprechen, (Polen und Deutsche hassen sich bis diesen Tag und heirathen sich doch), andererseits dürfte es, von allen Analogien abgesehen, nicht schwer halten, in aberhundert Einzelfällen solche Mischung der beiden Racen nachzuweisen. Es ist wahr, die Deutschen brachten den Stolz des Siegers mit, ein Race-Gefühl, das, auf geraume Zeit hin, eine Schranke gezogen haben mag; wir halten uns aber nichts destoweniger überzeugt, daß, noch ehe die Hohenzollern in's Land kamen, jedenfalls aber noch vor Mitte des 15. Jahrhunderts diese Unterschiede so gut wie verwischt waren. Sie mögen an einzelnen Orten länger bestanden haben, es mag Ortschaften geben, wo sich bis diesen Tag eine Exclusivität findet, die auf jene alte Wenden-Abneigung zurückzuführen ist, im Großen und Ganzen liegt die Verschmelzung aber weit zurück. Wir wollen dabei andererseits gern zugeben, daß, wenn die Jahrhunderte seitdem in ungestörtem Frieden verflossen und die Generationen in den Dörfern, säend und erndtend, in einem ewigen Wechsel und doch zugleich in einem ewigen Gleichmaaß sich gefolgt wären, diese Empfindungen des Racen-Dünkels vielleicht dieselben geblieben wären.

Aber „die Noth giebt wunderliche Schlafgesellen“, und die Conservirung von Race-Dünkel und Vorurtheil wurde durch die Verhältnisse, durch Brand und Krieg, durch die Gemeinschaftlichkeit des Unglücks unmöglich gemacht. Das Aufeinander-angewiesen-sein riß jene Schranken nieder, die in der Fülle selbstbewußten Glücks vielleicht geblieben wären. Mehrfach ging der schwarze Tod durch das Land und entvölkerte die Dörfer; was der schwarze Tod nicht that, das thaten, in nie rastenden Kriegen, die Pommern und Polen, und was die Pommern und Polen nicht thaten, das thaten die Hussiten. Im Barnim befinden sich vielleicht 20 oder 30 Feldmarken (jetzt einfache Acker- oder Brachfelder), die Namen wie Wüste-Sieversdorf, Wüste-Gielsdorf, Wüste-Büsow ꝛc. führen, Benennungen aus jener Epoche immer neuer Verödungen her. Die wüst gewordenen Dörfer, namentlich solche, wo einzelne bewohnte Häuser und Hütten stehen geblieben waren, wieder neu zu besetzen, war die Aufgabe der Landesverwaltung, die in Brandenburg von jeher den fridericianischen Satz verfolgte: „Menschen; vor allem Menschen“. Man freute sich jeden Zuzugs, ohne nach der Racen-Abstammung zu fragen.

Das deutsche Dorf, in dem vielleicht ein Fritze, ein Hansen, ein Dietrichs wohnte, war froh einen Kroll, einen Noack, einen Posedien die wüst gewordenen Stätten einnehmen zu sehn, und ebenso die wendischen Dörfer empfingen den deutschen Zuzug mit Freude. Die Namensverzeichnisse im Landbuch von 1375, wie die Urkunden überhaupt, lassen keinen Zweifel darüber.

Alle diese Anführungen haben selbstverständlich nur die Regel, nur die Verhältnisse in ihren großen Zügen schildern sollen, ganz besonders aber die der Mittelmark. Die Mittelmark, im Gegensatz zu den mehr Oder- und Elb-wärts gelegenen Landestheilen, war der eigentliche Mischungsbottich; die Verhältnisse forderten dazu auf. Auf dem platten Lande war es die Noth, in den Städten war es die Gelegenheit, die die Menschen, deutsch oder wendisch, zusammenführte. Die alten Bürgerfamilien freilich beharrten in ihrer Abgeschlossenheit und betrachteten den Wenden-Kietz um kein Haar breit besser

als ein jüdisches Ghetto, aber dem „Zuzug“ gegenüber kamen die alten, alles nach Zunft und Race sondernden städtischen Traditionen wenig oder gar nicht in Betracht, und die „kleinen Leute“ thaten sich zusammen, unbekümmert um die Frage: wendisch oder deutsch. So lagen die Dinge in der Mittelmark, d. h. also in Teltow und Barnim, im Ruppin'schen, in Beskow-Storkow, in der Westhälfte von Lebus, überhaupt in allen Landestheilen, in denen sich Deutschthum und Wendenthum einigermaßen die Wage hielten. Anders freilich war es in West und Ost. Je mehr nach der Elbe zu, je exclusiver hielt sich das Deutschthum, weil es ihm leicht gemacht war, sich aus seinen Stammesgenossen jenseits der Elbe zu rekrutiren; umgekehrt, je näher der Oder und den eigentlichen slavischen Landen zu, je länger blieb das Wendenthum in Kraft. Jetzt indessen, wenige Stätten abgerechnet, ist es, in Wirklichkeit, im Leben unsres Volks verschwunden. Es lebt noch fort in der Mehrzahl unserer Städte- und Dorfnamen, in dunklen Erinnerungen, daß in einzelnen, den Namen eines Wendengottes bis heute festhaltenden Lokalitäten (in Jüterbog, in Jütergotz) ein Tempel stand, vor allem in den Heidengräbern und Wendenkirchhöfen, die sich allerorten in der Mark verbreitet finden.

Aber es ist charakteristisch, daß eben das Einzige, was aus der alten Wendenwelt noch zu uns spricht, ein Begrabenes ist. Alles geistig Lebendige ist hinüber; selbst der Aberglaube und die in ihm wurzelnden Sitten, Gebräuche und Volksweisen, die wohl dann und wann für wendische Ueberreste gehalten worden sind, lassen sich vielfach (und die neuste Wissenschaft hat es mit Erfolg versucht) auf etwas Urgermanisches zurückführen, das, auch vor den Wenden schon, hier heimisch war. Mit Sicherheit lebt noch Alt-Deutsches in den Gemüthern, und das Volk erzählt von Wodan und Fricke (Freia) und dem Hackelberger Jäger; aber Radegast und Czernebog sind todt. Das Wendische ist weggewischt, untergegangen in dem Stärkern, in dem germanischen Leben und Gemüth,

und nur noch am Rande der Oder hin, den polnisch slavischen Landen zu, zeigt sich dann und wann, neben slawischer Heiterkeit, auch noch jener auf Hartnäckigkeit und Verschlossenheit deutende finstere Zug, der an die alte Zeit und ihre Bewohner mahnt.

Der Brieſelang.

Balſamiſch wogten die Düfte
Ueber das feuchte Revier,
Die alten Störche bezogen
Freudig das alte Quartier.
In all den Luchen und Lanken
Waren die Waſſer erwacht,
Die Kiefern lauſchten und lauſchten
Ihre Grüße ſacht.

G. Hetekiel.

Eine der älteſten Waldpartien in der Mark iſt der Brieſelang, anderthalb Meilen weſtlich von Spandau. Die Hamburger Eiſenbahn ſchneidet an ſeinem Südrande hart vorbei und bildet ſo zu ſagen den Fuß, auf dem er ſteht. Wer ihn beſuchen will und die Jahre des Turner-Enthuſiasmus hinter ſich hat, pflegt deshalb auch die genannte Bahn zu benutzen, die ihn Wochentags bis an die öſtlichen Vorlande des Waldes (Station Segefeld) oder Sonntags in Extrazügen direct bis an ſeine Eingänge führt.

Der Brieſelang iſt nicht mehr, was er war. In alten Tagen ging er über Quadratmeilen hin und füllte das ganze Territorium, das man damals als Alt-Bredow-Land bezeichnen konnte. Das Nauen'ſche Luch, die Falkenhagen'ſchen Wieſen, der Bredow'ſche Forſt, das Pauſin'ſche Bruch, alles war Brieſelang, — ein Elsbruch im großen Stil; im Frühjahr ein Sumpf oder See, im Sommer eine Wieſe, eine Prairie, zu allen Jahreszeiten aber von mächtigen Eichen, den „Brieſelang-Eichen“ überragt, die um einen Schuh höher

waren, als alle anderen im Lande. Das ist nun anders geworden; in allen Theilen des alten Gebiets, zumal auch auf jener Strecke, die noch den alten Namen führt, haben sich die Elemente geschieden, aus weiten Sumpfstrecken, denen man die Elsen und Eichen nahm, sind weite Wiesenstrecken geworden, und aus anderen, denen man Elsen und Eichen hinzuthat, sind regelrechte Waldreviere geworden. Nur da, wo Wald und Wiese mit einander grenzen und der Wald aus seinem Heerlager einzelne Posten in die weite Wiese hinausstellt, nur an diesen Stellen zeigt der Brieselang noch seinen alten Charakter, zumal im Frühjahr, wenn das Sumpfwasser steigt und sich wieder in Lachen und Lanken um die Elsenbüsche sammelt.

Der Brieselang ist eine schwindende Macht, an Terrain verlierend wie an Charakter, aber auch noch im Schwinden ehrwürdig, voll Zeichen alter Berühmtheit und alten Glanzes. Er besteht zur Zeit noch aus zwei Hälften, aus dem eigentlichen Brieselang und aus der Buten-Haide, von denen jener, mit dem Hauptpunkt „Finkenkrug", die südliche, diese, die Buten-Haide, mit dem Hauptpunkt „Königs-Eiche", die nördliche Hälfte bildet, da aber wo beide Hälften zusammentreffen, inmitten einer Lichtung, erhebt sich die „Försterei Brieselang", die als Centralpunkt mit Recht den Namen des ganzen Waldes trägt.

In den Brieselang also!

I.

Finkenkrug

Es sauset und brauset
Das Tamburin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen darin.
Clemens Brentano.

In Tagen sommerlicher Lust:
Mai, Juni, Juli und August

vergeht kein Sonntag, wo nicht Schaaren von Besuchern den Brieselang umschwärmten. Aber die Tausende, die kommen und gehn, begnügen sich damit, den Zipfel seines Gewandes zu fassen, die Parole lautet nicht „Brieselang", sondern „Finkenkrug." Und doch ist der Finkenkrug, an der südlichsten Stelle der Südhälfte gelegen, ein bloßes Portal, durch das man hindurch muß, um in die eigentliche Schönheit des Waldes einzutreten; nicht diesseits liegt die Herrlichkeit, sondern jenseits, und alles, was den Brieselang ausmacht, seinen Charakter, seine Erinnerungen, seine Schätze, alles liegt drüber hinaus. Der Finkenkrug ist nur erste Etappe; wer den Brieselang kennen will, der muß auch, rüstigen Fußes, die beiden andern Staffeln zu erreichen wissen: die Försterei und die Eiche. Nur erst wer bei der „Königs-Eiche" steht, der hat den Brieselang hinter sich und kann mitsprechen.

Wir thun's. Der geneigte Leser wolle uns folgen.

Es ist Sonntag vor Pfingsten; wir haben den 11 Uhr-Zug benutzt und die Sonne steht bereits in Mittag, als wir landen. Wir sind zu drei; mein Reisegefährte, ein pommersch Blut; ich selbst; der dritte (unser Führer) ein Autochthone dieser Gegenden. Das Dreieck Spandau-Nauen-Cremmen

umschließt seine Welt. Er ist hager und ausdauernd wie ein Trapper, erfahren und lederfarben wie „Pfadfinder.“ Er versteht auch zu sprechen.

Können Sie's glauben, so hebt er an, daß ich diese Straße seit 20 Jahren nicht gekommen bin; ich fasse den Brieselang immer von Norden her; hier unten bin ich ein Fremder. Ja, vor 20 Jahren! Das war ein Tag, gerade so kalt, wie der heutige warm ist. Wir hatten Wahl in Finkenkrug.

Im Finkenkrug?

Ja, in Finkenkrug. Er mag dadurch poetisch verlieren, mehr verlieren als er politisch gewinnt, aber ich kann es nicht ändern. Es war in Finkenkrug und ich kam mit dem Falkenhagener Oberförster hier des Wegs. Die Pferde waren ganz weiß, der Wald glitzerte; ich habe kein Rothkehlchen gesehn, so todt war der Wald.

Und sie kamen an und stießen auf's leere Nest. Jeder war zu Hause geblieben.

Fehlgeschossen. Viele Hunderte waren da, immer neue Schlitten fuhren an, und ehe eine halbe Stunde um war, war es nicht mehr möglich, die Ankommenden und Hereindrängenden in den Stuben unterzubringen. Da rief Oberförster Brandt: „Wir machen ein Feuer und tagen draußen.“ Allgemeiner Jubel. Er war Oberförster, und die Paar Klafter Holz, die nun bald lichterloh und mit Gepraffel an zu brennen fingen, wird er wohl nach oben hin verdefendiret haben. Es war ein entzückendes Bild. Der glitzernde Wald, das verschneite Haus, auf dessen weißes Dach die rothen Lichter fielen, und um das Feuer herum, in Pelze gewickelt, all die havelländischen Bredow's, die Ribbeck's, die Hüneles, Errleben von Selbelang, Risselmann von Schönwalde, dazwischen die Pastoren in ihren Filial-Reisemänteln, endlich die Kutscher und Knechte mit ihren Pferdedecken. Jede Stimme galt. Der alte Landrath v. Hobe präsidirte und versicherte uns einmal über das andere, daß v. Patow-Potsdam gewählt werden müsse.

Und was wurde?

Nun, er wurde gewählt. Aber nicht ohne Zwischenfälle. Es muß wahr sein, nie habe ich solche Vertilgung von Grog und Glühwein gesehen. In solchem Moment höchster Hitze sprang der Oberprediger aus Cremmen, ein scharfer Liberaler, auf die Tribüne und schrie: „Was wollt Ihr jungen Most in alte Schläuche fassen; weg mit Patow, ich stelle mich zur Wahl.“ Sein Anhang (kein Drittel) rief Bravo; aber ein Pächter aus Pressentin, der schon völlig unter Grog stand, schrie in die Versammlung hinein: „'runter mit ihm, hinein in's Feuer.“ Allgemeines Gelächter; der Oberprediger indeß, der klugerweise nicht abwarten wollte, wie viel hier Ernst oder Spaß war (denn einige faßten bereits zu) rettete sich durch einen Sprung und verschwand im Unterholze des Brieselang. Er hat den Tag nicht vergessen können.

So ging das Gespräch.

Es war inzwischen heiß geworden, so heiß, daß unsere Phantasie mit einem gewissen Neid an dem Winterbilde hing, das unser Führer eben vor uns entrollt hatte und schon dämmerte die Frage herauf, ob nicht ein flüchtiges „Ausspannen“, eine Lagerung an schattiger Stelle gestattet sei, als wir deutlich eine Art Janitscharenmusik vernahmen belebende Klänge, die, immer lauter werdend, unsern Füßen ihre Elasticität wieder gaben. Wir waren am Ziel, wenigstens an einem vorläufigen. Der Finkenkrug blitzte durch's Gezweig, und in guter Haltung rückten wir auf einen kastanienumschatteten Platz, zu dem sich der Waldweg hier verbreitert. Eine Alternative, vor die wir uns plötzlich und gegen Erwarten gestellt sahen, gebot uns mitten im Wege halt zu machen. Der Finkenkrug umfaßt nämlich eine Doppelwirthschaft: links ist Kaffee und Kegelbahn, rechts ist Bier und Büchsenstand; dies hielt sich die Wage; aber was zuletzt unserem Schwanken ein Ende machte, war, daß nach rechts hin, wo das verlockende Seidel blühte, zugleich die minder verlockende Janitscharenmusik ihren Platz genommen hatte, die, in die Waldesferne hinein unbedingt segensreich wirkend, in nächster Nähe ihr entschieden Bedenkliches hatte.

Also links.

Da hatten wir's denn wirklich mal getroffen. Es war auch die Damenseite, die Seite der jungen Paare, und ich kann mich nicht entsinnen, von meinen Landsmänninen, honni soit qui mal y pense, jemals einen so ungestört guten Eindruck empfangen zu haben. Schlank, hübsch, wohlgekleidet, munter ohne Lärm, neckisch ohne Frivolität, frei ohne „Freiheiten", schritten sie paarweise auf und ab, spielten zwischen den Bäumen, oder flogen in der Schaukel durch die Luft. Fremde, die sich auf vergleichende Völkerkunde verstehen, würden die günstigsten Urtheile von dieser Stelle mit hinweg genommen haben, wenn man ihnen, die Paare vorstellend, hätte sagen können: dies ist die Schwester eines Steinmetzen, die Braut eines Büchsenmachers, die junge Frau eines Schiffszimmermanns oder Kahnbauers.

Eine kurze Rast wurde genommen, das Seidel „von gegenüber," geprobt dann brachen wir wieder auf, mit einem Gruß gegen das graciöse Paar, das eben jetzt im Versteckspiel hinter den Bäumen sich neckte, und traten dann in jenen schon erwähnten, an der Grenzlinie von Wald und Wiese sich hinschlängelnden Weg ein, der, zumal in Apriltagen, wenn Alles wieder See und Sumpf ist und jedes Elsengebüsch zu einer Insel wird, die alten Brieselang-Zeiten herauf beschwört. Heut bot die Scenerie nichts von den Bildern jener Zeit. Links zwitscherten die Vögel im Wald, nach rechts hin dehnte sich die Wiese, mit Tausendschön, Ranunkel und rothem Ampfer gesprenkelt. Alles war Heiterkeit und Friede. Unser „Pfadfinder", der während unsers kurzen Aufenthalts im Finkenkrug sich mehr meinem Reisegefährten als mir zu attachiren gewußt hatte, brach hier die rasch angeknüpften Beziehungen ebenso rasch wieder ab, gesellte sich mir aufs neue und antwortete eingehend und immer bereit auf meine hundert Fragen, die alsbald kreuz und quer gingen wie der Weg, den er uns führte.

Sie fragen nach Wildstand und Wilddieben; nun, der Wilddiebe hat der Brieselang wohl nicht allzuviel, aber der

Walddiebe desto mehr. Sie glauben gar nicht, was in solchem Walde alles steckt und wie viele Hunderte von Menschen daraus ihre Nahrung oder doch einen Theil ihres Erwerbes ziehen. Es mag wohl 20 Arten von „Jägern" geben, die hier im Briese-lang zu Hause sind; vielleicht noch viel mehr.

Und das wären?

Ich will Ihnen nur ein halbes Dutzend nennen. Da sind die Kräuterjäger, die Käfer-, Fliegen- und Insekten-Jäger, die Eier- und Vogeljäger, die Laubfroschjäger, die Schlangenjäger, die Ameisenjäger. Auf dem Schwanen-Kruge versammeln sich im Juni allerlei Gestalten, jung und alt, die Jagd auf wilde Rosenstämme, auf „Hagebutten-Sträucher" machen, während andere, etwas früher schon, aber mit derselben Pertinacität dem jungen Faulbaum nachstellen.

Dem Faulbaum?

Ja! das Faulbaumholz giebt eine allerbeste Kohle für die Pulverfabrikation. Selbst Pappeln und Linden kommen gegen den Faulbaum nicht an. Da ist denn immer Nachfrage, und so macht sich der Handel. Nun werden Sie fragen: ist das legal? Gut. Aber wer will in der Kohle noch nach der Legalität des Holzes spüren? Wer kauft Pottasche und verlangt Ausweis über den eingeäscherten Wald?

Ich versteh. Aber Sie sprachen auch von Schlangenjägern. Das klingt ja bedenklich. Sind wir hier auf Reptilien-Terrain?

Nicht gerade hier. Aber weiter rechts, nach dem Spandauer Forst hinüber, da sind die Schlangen zu Hause.

Blindschleichen, Columbellen.

Nicht so harmlos. Die echte Kreuzotter. Es sind dort Stellen, wo sie so dicht wie Regenwürmer liegen. Diese Stellen kennen die Schlangenjäger ganz genau. Ihre ganze Waffe besteht in einem Stock, der vorn gegabelt ist. Nun lüften sie das halbverfaulte Gebälk, drunter die Kreuzotter liegt und im nächsten Moment fahren sie mit dem Stock derart in die Erde, daß die Gabel sich wie ein Halsring um die Schlange legt.

Nun ist sie wehrlos und wird durch eine zweite Manipulation in einem Behälter, meist einer Flasche, untergebracht.

Ist dies nun wissenschaftliche Passion?

Unter Umständen ja; aber zumeist Erwerb. Solche Kreuzotter hat ihren Werth. Da sind Händler, auf deren Preiscouranten die Rubrik „Schlange" eine halbe Spalte füllt.

Aber wer kauft dergleichen?

Hunderte von Personen. Da sind zuerst die Zoologen und Toxikologen von Fach, da sind die unerbittlichen Männer der Vivisektion, die von dem harmlosen Kaninchen 'mal gern auf ein kleineres Ungethüm mit Giftzahn und Giftblase überspringen (ein höherer Sport, weil gefährlich), da sind endlich die chemisch-physikalischen Oberlehrer dieses oder jenes Progymnasiums, die das Naturalien-Cabinet in Pritzwalk oder Pasewalk auf der „Höhe der Wissenschaft" zu erhalten d. h. mit allerhand Reptilien in Glasflaschen auszustaffiren wünschen.

Auch mit Kreuzottern?

Gewiß. Die Herren von der Feder glauben immer, daß sich die Welt blos aus Autographen- und wenn es hoch kommt aus Kupferstichsammlern zusammensetzt. Sie glauben gar nicht, was alles gesammelt wird.

In diesem Augenblick, als ob uns der Beweis „was alles gesammelt würde", auf der Stelle geführt werden sollte, trat aus einem wilden Elsbusch-Bosquet eine sonnenverbrannte Gestalt hervor, deren Costüm (eine Art Jagdtasche, aus der drei oder vier aufrechtstehende Cigarrenkisten hervorragten; dazu ein Stock mit flatterndem Gazebeutel) keinen Zweifel darüber lassen konnte, welcher Kategorie von Sammlern er zugehörte. Es war ein Muster-Exemplar.

Er trat mit rascher Wendung an uns heran, machte mit seinem Käscherstock eine Bewegung wie ein Tambour-Major, wenn die Musik aufhören oder wieder anfangen soll, und sagte dann im Berliner Dialekt: Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Name ist Lampe, Kalitten-Jäger.

Bei diesem Schlußwort wiederholte er die Bewegung mit dem Stocke. Im ersten Augenblick, als er so jäh und plötzlich, wie die bekannten Drei auf der schottischen Haide, vor uns hintrat, erschrak ich ein wenig. Und zunächst mit Recht. Die Klasse von Jägern nämlich, der er — auch eh' er sich selbst dazu bekannt hatte — so unverkennbar angehörte, zählt keineswegs zu den angenehmen, am allerwenigsten zu den harmlosen Erscheinungen, wie man, ihrem Namen nach, ohne weiteres schließen sollte. Sie vereinigen den Hochmuth des Turners, des Dauerläufers und des Gelehrten in sich; jeder „steht und fällt mit der Wissenschaft."

Zu dieser Gruppe gehörte Lampe nun glücklicherweise nicht. Das Berlinerthum wirkte hier als Gegengift. Seine Selbstironie brachte wieder alles ins Gleichgewicht und ließ noch einen gefälligen Ueberschuß. Er bat, wie gesagt, sich uns anschließen und „seine Fahne hochhalten zu dürfen." Unsere Herzen fielen ihm gleich zu, und so ging es weiter.

Herr Lampe, Sie sind gewiß auch Kräuterjäger.

Nicht doch. Wer seinen Käscher mit Ehren tragen will, muß die grüne Trommel zu Hause lassen. Fauna apart und Flora apart. Sie glauben gar nicht, welche profunde Wissenschaft die Käferei ist; 120 Bockkäfer nur im Briesetang. Das will gemacht sein.

Gewiß. Aber ich habe mir sagen lassen, daß die Dinge doch Hand in Hand gehen und daß die „Käferei", wie Sie sagen, ohne „Kräuterei" gar nicht recht bestehen kann. Beispielsweise wenn Sie eine Weißdornhecke sehen, so wissen Sie auch schon, was in dieser Hecke vorkommen kann, eben so gewiß wir wissen, wo die Cretins und die Kröpfe zu suchen sind. Ursach und Wirkung. Theorie von der Ernährung. Bergwasser.

Ich danke Ihnen für Ihre Vergleiche. Aber Sie haben Recht. Das Land und die Leute, die Kräuter und die Insekten stehen in allernächster Beziehung zu einander und obwohl ich für strenge Scheidung bin und die Mengerei in der Wissenschaft nicht leiden kann, so kann man doch nicht käfern in absoluter

Ignorirung der grünen Trommel. Rund heraus, ich kenne dies und das. Aber das ist nicht Wissenschaft.

Ich höre, daß der Brieselang eine eigene Flora haben soll, daß hier Dinge vorkommen, die sonst in der ganzen Mark nicht mehr zu finden sind. Hat das seine Richtigkeit?

Gewiß. Der Brieselang hat seine eigenen Pflanzen und seine eigenen Insekten, er ist unser gelobtes Land und selbst die Rudower Wiese, in „all dem Ruhm ihrer Orchideen", muß sich gegen den Brieselang verstecken.

Was kommt denn wohl so vor? Ich meine zunächst von Pflanzen.

Da haben wir zunächst das Wanzen-Knabenkraut; da haben wir ferner Neottia Nidus avis, das Vogelnest. Noch seltener ist Coptolanthera rubra, der rothe Rundbeutel; die Krone von allem aber ist vielleicht Dieranum montanum, der gebirgliebende Gabelzahn. Wie der speciell in den Brieselang kommt, wo die Maulwurfshügel für Alles, was Berglinie heißt, aufkommen müssen, ist mir unerfindlich.

Und nun die Käfer.

Nun wissen Sie, da giebt's kein Ende. Aber ich will es gnädig machen. Da ist der Widderkäfer, der Bastkäfer, der Feuerkäfer; dies sind die leichten Truppen; dann kommt die Garde: der Schwarzkäfer, der Panzerkäfer; aber das eigentlich schwere Geschütz, das den Ausschlag giebt, das ist doch Procrustes coriaceus und Saperda Seydlii. Besonders Saperda. Sie lächeln; aber glauben Sie mir, wie unser einem zu Muthe wird, wenn man blos das Wort Saperda aussprechen hört, davon können Sie sich keine Vorstellung machen. Ich hatte einen legitimistisch-historischen Freund, dessen Gesicht sich immer verklärte, wenn er „Montmorency" sagte; sehen Sie, so geht es mir mit Saperda. Und sagen Sie selbst, klingt es nicht schön, apart, dies Doppel a und das r in der Mitte! O, wir haben auch ein Herz.

Ist denn nun Saperda im ganzen Brieselang verbreitet?

Verbreitet? Ich weiß nicht, was Sie verbreitet nennen. Wenn eine Sache verbreitet ist, nun, so ist es mit ihr vorbei, so ist sie entzaubert. Es giebt keine verbreitete Schönheit. Schönheit ist immer rar. Saperda findet sich auf einem einzigen Baum, an der Segefelder Straße.

Davon hab ich gehört.

Nicht mehr wie billig. Manche Messerklinge ist da zerbrochen worden. Der Baum sieht aus wie ein Scheibenpfahl, den hundert Kugeln gestreift, durchbohrt, zersplittert haben. Es giebt keinen unter uns, der den Baum nicht kennt. Bei Segefeld liegt der Sand wie eine Sahara. Aber wir durchwaten ihn mit Freudigkeit; — der Weg zu den großen Pilgerstätten hat noch immer durch die Wüste geführt.

2.

Försterei Briesenlang.

> Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
> Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
> Auch mit seinem Fingerdrucke zu lügen;
> Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
>
> Nic. Lenau.

Unter solchem Geplauder hatten wir eine Stelle erreicht, wo der Weg, die bis dahin inne gehaltene Scheidelinie zwischen Wald und Wiese aufgebend, nach links hin scharf einbiegt. Hier schlug sich Lampe in die Tiefen des Waldes, während wir, den Weg weiter verfolgend, alsbald auf eine große Lichtung mit Gärten, Häusern und Stallgebäuden hinaus traten. Wir hatten den Centralpunkt dieser Waldregionen erreicht: Försterei Briesenlang. Daneben das „Remonte-Depot" gleiches Namens. Die Lichtung, die diese beiden Häusercomplexe einschließt, hat den Charakter einer großen Waldwiese. Ein Wasserlauf, „der neue Graben", der in früheren Jahren das Sumpfland entwässert hat und nun zum Holzflößen dient, zieht sich quer durch die ganze Breite; eine Brücke führt darüber hin. Jenseits des Wasserlaufes aber steigt der Wald („die Buten-Haide") aufs Neue an und schließt gegen Norden hin das Bild. Am jenseitigen Rande des Waldes: die Königseiche und Dorf Pausin.

Ein Hirschgeweih über der Thür ließ uns nicht lange in Zweifel, wo wir die Försterei, für die wir einen Gruß mitbrachten, zu suchen hätten. Wir traten ein. Es war um die dritte Stunde. Der Förster, ein Mann von nah an 70, fuhr

aus seinem Nachmittagsschlaf auf, strich sich die momentane Runzel von der Stirn und stand grüßend vor uns. Wer in solchen Momenten Haltung bewahrt, ist allemal eine liebenswürdige Natur.

Wenn dies je zutraf, so hier. Wir setzten uns zunächst in eine Geisblattlaube, die den Eingang umrankte, als aber die Nachmittagsschwüle zu drücken begann, rückten wir — ein paar Forsteleven hatten sich uns zugesellt — weiter vor, stellten die Bänke in's Freie und nun die ganze Waldwiese sammt Graben, Brücke und Remonte-Depot (das zur Hälfte eine Brandstelle war) vor uns, begann das Geplauder.

Der alte Förster verstand es. Ich darf wohl sagen, so hob er an, der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint. Mein Großvater war [illegible]rster, mein Vater war Förster, ich bin Förster und meine drei Jungens sind auch Förster, oder sollen's werden. Wir haben Alle Waldblut in den Adern, Brieselang-Blut. Ein Jahr bin ich einmal in einer Kiefern-Haide gewesen, aber mir wurde erst wieder wohl, als ich Eisen und Eichen um mich her hatte.

Ist der Brieselang ihre Heimath?

Nicht so ganz, aber doch beinah. Wir sind auf dem Glin zu Hause. Mein Vater war in Diensten beim alten Blücher, der dazumal Groß-Ziethen hatte. Ich habe oft auf des alten Feldmarschalls Knie geritten. „Willst Du auch ein Förster werden?" Das will ich. „Na, denn werd' ein so braver Kerl wie dein Vater." Das hab' ich nicht vergessen. Es war doch ein gnädiger, alter Herr. Als es Anno 15 wieder los ging, sagte er zu meinem Vater: „Grote, denk Dir, der Deubelskerl ist wieder da; wir müssen ihm noch 'mal eins geben; aber diesmal ordentlich, daß er genug hat un nich wiederkommt." Und dabei sah er ganz ernsthaft aus, garnicht so schabernackisch wie sonst wohl; es mocht' ihm wohl schwanen, daß er am Ende selber nicht wiederkommen könne. Und hören Sie, es war auch dichte dran, als er da bei Ligny unter seinem Schimmel lag!

Wir nickten Alle. Vom Wald her aber schmetterte Finken- und Drosselschlag immer frischer zu uns herüber und mit dem Daumen rückwärts deutend, sagte der alte Förster: ja, das klingt in's Herz.

Das thut's, erwiederte jetzt mein Reisegefährte (den es nach gerade wohl Zeit ist aus seiner stummen Rolle zu erlösen, in der er bisher eigensinnig beharrte), aber wollen Sie glauben Herr Förster, daß es Gegenden giebt, wo die Vögel denn doch noch anders singen, so melodisch, so tieferschütternd, daß man aufhorcht, als habe man den Klang einer Menschenstimme, die ersten Töne einer wehmüthigen Volksweise gehört.

Der Tausend auch, sagte der Förster, Sie machen mich neugierig.

Und diese Vögel, von denen ich spreche, die singen da, wo wir's am wenigsten glauben möchten, in Australien bei den Antipoden. Ein Engländer ist dort gereist, hat die Waldstimmen belauscht, hat die Töne in Noten festgehalten und zuletzt eine Art Melodien-Buch herausgegeben, aus dem wir nun genau erfahren können, wie die australischen Vögel singen.

Ist es möglich!

Es ist sogar gewiß. Ich habe das Buch. Und unter all diesen Stimmen ist eine, die es mir besonders angethan hat, das ist die Stimme des Leather-head. Leather-head heißt Ledervogel, ein Name den dieser Vogel führt, weil er einen völlig kahlen Kopf hat. Ich will Ihnen die Melodie pfeifen; sie geht leise; Sie müssen scharf aufhorchen.

Unser Reisegefährte pfiff nun in langgezogenen Tönen die Klagemelodie des Leather-head. Selbst im Walde war es still geworden. Es war als ob die Vögel drinnen mit zu Rathe säßen.

Das ist schön, sagte der Förster, aber Ihr Engländer kann sich die Melodie erfunden haben.

Ich gestehe, fuhr unser Reisegefährte fort, daß ich dann und wann denselben Verdacht hatte. Aber denken Sie, wo mir plötzlich die Gewißheit kam! Sie haben vom Aquarium gehört. Nun, in dem Aquarium befindet sich auch eine Vogelhecke, die

mir das Liebſte vom Ganzen iſt. Jeder hat ſo ſeinen Geſchmack. Und wie ich nun den Gang entlang komme und das Gezwitſcher der anderen Vögel einen Augenblick ſchweigt, was höre ich da plötzlich aus der Volière heraus? Die leiſen, langgezogenen Töne meines Leather-head, einmal, zweimal, dreimal. Mir war als ob ich einen alten Bekannten wiederſähe. Da ſaß er und ſtarrte mich lange an, wie wenn er gefühlt hätte: der hat dich verſtanden.

Alles ſchwieg. Der Erzähler pfiff die Melodie noch einmal. Dann knipſte der Förſter mit den Fingern und ſagte: nichts für ungut, aber ich bin doch für eine richtige Briefelang-Droſſel; ihr Leather-head hat mich ganz melancholiſch gemacht. Ich bin für's Fidele.

Ich auch, ich auch, riefen die anderen. Der Lederkopf war abvotirt.

Inzwiſchen begann ſich Gewölk am Himmel zu ſammeln. Dann brach die Sonne wieder durch, aber die Schwüle wuchs. „Haben Sie viel Gewitter im Brieſ...ung?“ fragte ich.

Oft nicht, aber wenn ſie kommen, kommen ſie gut. Im vorigen Juli ging's hier eine Stunde toll her. Sehen Sie dort die Brandſtelle (er zeigte nach rechts) da ſtand vor Jahresfriſt noch das Remonte-Depot, 180 Pferde, alle ſchwarz.

Und es ſchlug ein?

Es ſchlug ein und es gab ein Wetter, wie ich's hier nicht wieder haben möchte, und doch war es zugleich eine Stunde, daß mir das Herz im Leibe lacht, wenn ich daran denke. Da habe ich geſehen, was ein preußiſcher Futtermeiſter iſt.

Ein Futtermeiſter?

Ja, ſolch Remonte-Depot, müſſen Sie wiſſen, hat einen Wachtmeiſter von altem Schrot und Korn, der regiert das Ganze; er iſt wie ein kleiner König. Und ich ſage Ihnen, dieſer Futtermeiſter, . . . nun, der verſtand's. Das Remonte-Depot hatte 8 Thüren. Als nun das Wetter über uns ſtand und die erſten Blitze herunter fuhren, ſtellte er ſeine acht Knechte an die acht Eingänge, ſich ſelber aber mitten auf dieſen Platz da.

Da stand er wie ein Feldherr, während das Feuer in breiten Scheiben niederfiel. „Kerls“, schrie er, „wenn ich rufe: Vorwärts, Thüren auf! dann ist's Zeit, dann hats eingeschlagen.“ So vergingen wohl 10 Minuten; die Blitze ließen nach, ein Hagelwetter kam, Körner wie die Tauben-Eier. Mit einem Mal schwieg auch das; der Hagel war wie abgeschnitten. Aber im nächsten Augenblick „Krach!“ und der Blitz lief über den First hin. „Vorwärts!“ alle Thüren flogen auf; die Schlossen fielen wieder wie ausgeschüttet, und im nächsten Moment jagten die 180 schwarzen Pferde an mir vorbei, hier über die Brücke hin, in die Buten-Haide hinein, auf Pausin zu. Zwölf Minuten später hatten wir die Spritzen hier; denn als die 180 schwarzen Pferde wie die wilde Jagd durch's Dorf jagten, da wußten die Pausiner was los war. „Das Remonte-Depot brennt“ und heidi ging's in den Wald hinein, auf das Depot zu. Solch Wettfahren hat die alte Buten-Haide ihr Lebtag nicht gesehen. Ein schöner Tag war's, aber ich mag ihn nicht wieder erleben.

3.

Die Königseiche.

Man sieht noch am zerhauen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.

Uhland.

Diese Erzählung konnte nicht umhin uns leise daran zu mahnen, daß wir noch einen Theil unserer Wanderung vor uns hätten, ein letztes Drittel, einen Schlußabschnitt, den es auf alle Fälle gut sei hinter sich zu haben, um so mehr als das sich ansammelnde, grelldurchleuchtete Gewölk am Himmel das Einbrechen eines Brieselang-Gewitters nicht geradezu unwahrscheinlich machte.

Ein Wind machte sich auf, das Gewölk zerstreute sich wieder, die Schwüle ließ nach; so ging es vorwärts. Als wir den entgegengesetzten Waldrand nahezu erreicht hatten, nahm unser Führer die Tete und brach mit dem Kommando „halb rechts" in das Unterholz der Butenhaide ein. Es schien undurchdringliches Gestrüpp, bald aber lichtete sich's wieder und in eine breite, durch den Forst gehauene Avenue tretend, hatten wir die Königseiche auf etwa 300 Schritt vor uns. Wir ließen sie zunächst als ein Ganzes auf uns wirken. Sie steht da, wie ein Riesen-Skelett, mit gen Himmel gehobenen Händen. Die Avenue hat ganz den Charakter eines feierlichen Aufgangs, einer Trauer-Allee, die zu einem Denkmal oder Mausoleum führt. Erst ein Weißbuchen-, dann immer schmaler werdend ein Weißdorn-Spalier, bis die Avenue in einen tannenumstellten Kreis mündet, aus dessen Mitte die „Königs-Eiche" aufsteigt.

Sie führt ihren Namen mit Recht. Es ist ein majestätischer Baum, 8 Fuß Durchmesser, 80 bis 100 Fuß hoch; man

braucht 20 Schritt ihn zu umschreiten. Sein Holzinhalt wird auf 25 Klafter und sein Alter auf 1000 Jahre berechnet. Bis vor Kurzem lebte er noch; seit etwa drei Jahren indeß ist er völlig todt, nirgends ein grünes Blatt, die Rinde halb abgefallen. Aber noch im Tode ist er gesund. Alles Kernholz. Die Forstleute sagen: er steht noch 100 Jahr. Dem wird Jeder zustimmen, der die „Königseiche" sieht. Auf einen Laien macht sie den Eindruck, als halte sie nur einen langen Winterschlaf, als brauche sie dazu mehr Zeit als junge Bäume und müsse deshalb ein paar Sommer überschlagen, aber als sei ihr Erwachen unter allen Umständen gewiß und als würd' es binnen Kurzem im ganzen Brieselang heißen: sie lebt wieder.

Eine Welt von Gethier bewohnt die alte Eiche. Der Bockkäfer in wahren Riesenexemplaren hat sich zu Hunderten darin eingenistet; am ersten großen Ast schwärmen Waldbienen um ihren Stock, und im kahlen Geäst, höher hinauf, haben zahllose Spechte ihre Nestlöcher.

In den Tagen sich regenden deutschen Geistes, in den Tagen Jahn's und der Turnerei, wurde die Eiche Wanderziel und Symbol. Dies war ihre historische Zeit. Damals vereinigte man sich hier, gelobte sich Treue und Ausharren und befestigte in Mittelhöhe des Stammes die Inschrifttafel, die bis diese Stunde dem Baum erhalten worden ist. Die Inschrift selbst aber, die um des Kaisergedankens willen, den sie ausspricht, in diesem Augenblicke wieder ein besonderes Interesse gewährt, ist die folgende:

Sinnbild alter deutscher Treue,
Das des Reiches Glanz gesehn,
Eiche, hehre, stolze, freie,
Sieh, Dein Volk wird auferstehn.
Brüder, alle die da wallen,
Her zu diesem heilgen Baum,
Laßt ein deutsches Lied erschallen
Auf dem altgeweihten Raum:
Wie in Sturmeswehn die Eiche
Stehet fest bei Treu und Recht;

Einend ſchirme alle Zweige
Einer Krone Laubgeflecht.*)

Außer dieſen Turnerfahrten ſcheint die Eiche, vorher und nachher, nicht allzu viel geſehen und erlebt zu haben. Sie lebte wie ſo mancher Alte, ſtill und abgeſchieden. Ein beſtändiges Gleichmaß in beſtändigem Wechſel. Auf Sommerdürre folgten die Stürme, dann fiel Schnee, dann war Alles Sumpf und Bruch, dann wieder Sommerdürre; — ſo kamen die Jahre, ſo gingen ſie. Nichts geſchah. Es giebt Hollunderbäume in Pfarrgärten, die in 50 Jahren mehr geſehen haben, als die große Eiche in 500. Nur die letzten Jahrzehnte ſchufen einen Wandel: Landpartien und Berliner kamen.

Es handelte ſich jetzt für uns darum, ihr ein beſondere Zeichen unſerer Huldigung zu geben. Ein dreimaliges Hurrah erſchien uns für unſere civilen Verhältniſſe theils zu prätenſiös, theils unausreichend. Aus dieſer Verlegenheit indeß ſollten wir alsbald geriſſen werden; — unſer Reiſegefährte hatte alles bereits ſinnig erwogen. Er nahm ſeine umſponnene Flaſche, füllte ein Glas mit rothgoldenem Cap Conſtantia-Wein, trat vor und ſprach: „Eiche, tauſendjährige, ſei uns gegrüßt! Hier hat der Wende gelagert und der Berliner, und allerlei Wein, fränkiſcher und deutſcher, nicht minder die „gebrannten Wäſſer“ beider Indien, Jamaica's und Goa's, ſind Dir zu Ehren an dieſer

*) Dieſe Verſe, wie ich nachträglich erfahre, rühren nicht aus der Jahn'ſchen Zeit her, ſondern ſind erſt, vor kaum zehn Jahren, niedergeſchrieben und an der Brieſelang-Eiche befeſtigt worden. Das geſchah an einem heißen Auguſt-Nachmittage 1862 durch zwei Mitglieder des kurz zuvor gegründeten Nauener Turnvereins. Der eine dieſer beiden Turner hatte die Verſe verfaßt, der andere die techniſche Niederſchrift geliefert. Beide Turner blieben ſeitdem vereint; ſie dienten in demſelben Truppentheil (der Garde); ſie fochten am 3. Juli bei Königgrätz; und abermals an einem heißen Auguſttage, heißer als jener Wandertag, der ſie 8 Jahre vorher zur Königs-Eiche geführt hatte, ſtürmten ſie gemeinſchaftlich gegen St. Privat. Beide fielen ſchwerverwundet, der eine durch den Schenkel, der andere durch die Bruſt geſchoſſen; beide ſind geneſen.

Stelle verſchüttet worden. Aber ob Süd-Afrika, ob Mohrenland von jenſeit der Linie, Dir je gehuldigt, das iſt mindeſtens fraglich. Empfange denn die Gabe aus Gegenden, in denen nur Freiligrath und der Kaffer „einſam ſchweift durch die Karroo“, empfange dieſe Tropfen Cap Conſtancia; — die Hänge des Tafelberges grüßen Dich und den Brieſelang!“ Damit goß er den Capwein ihr zu Füßen. Wir ſchwenkten die Hüte, ſtimmten Lieder an von Arndt und Körner und machten uns auf den Rückweg.

Im Fluge. Denn immer bedrohlicher zog ſich's über uns zuſammen und kein Wind machte ſich mehr auf, das Gewölk zu zerſtreuen. So ging es an den alten Stätten vorbei, am Forſthaus, am Remonte-Depot, an dem Elsbuſch, aus dem uns Lampe, der „Jäger“, ſo bedrohlich entgegen getreten war. Als wir Finkenkrug erreichten, war es die höchſte Zeit, wenn uns daran lag, mit den Extrazüglern, die eben in Sektionen formirt aufbrachen, den Rettungshafen der Eiſenbahn zu gewinnen. Muſik vorauf, ſo ging es durch die letzte Waldesſtrecke. Die Pauke that wieder ihr Aeußerſtes, als plötzlich einer rief: Pauke ſtill! Sie ſchwieg wirklich. Ueber das weite Himmelsgewölbe hin rollte der erſte Donner. In den Wipfeln begann ein unheimliches Wehen, die oberſten Spitzen brachen faſt. „Raſch, raſch“ hieß es, „Laufſchritt“; alles drängte durch einander, „sauve qui peut“ und der Zug der ſchon hielt, wurde im Sturm genommen. In demſelben Augenblick brach es los; die Blitze fuhren nieder, das Gekrach überdröhnte das Geraſſel des Zuges; wie ein Wolkenbruch fiel der Regen.

Als wir eine Stunde ſpäter, im klapperigen Gefährt über die Alſenbrücke fuhren, auf den Thiergarten zu, ſtand das Waſſer in Lachen und Lanken. Wer um dieſe Stunde vom Finkenkrug bis zur „Königseiche“ gewandert wäre, der hätte wohl den Brieſelang geſehen wie vor tauſend Jahren!

Der Eibenbaum
im Parkgarten des Herrenhauſes.

Die Eibe
Schlägt an die Scheibe.
Ein Funkeln
Im Dunkeln.
Wie Elfenzeit, wie Heidentraum
Blickt ins Fenſter der Eibenbaum.

Nicht voll ſo alt wie die Briefelang-Eiche, von der ich im letzten Kapitel erzählt habe, aber doch auch ein alter, oder ſehr alter Baum, iſt die Eibe, die in dem Parkgarten hinter dem Herrenhauſe ſteht. Von ihr will ich, einſchaltend, an dieſer Stelle erzählen.

Der Stamm dieſes Baumes — wie es ſeiner Art*) in den Marken keinen zweiten giebt — iſt etwa mannsdick, und die Spannung ſeiner faſt den Boden berührenden Zweige beträgt 30 Fuß. Die Höhe beträgt wenig mehr. Aus der Dicke des Stammes hat man das Alter des Baumes berechnet. Man kennt Taxusbäume, die nachweisbar 200 bis 300 Jahre alt ſind — dieſe ſind weſentlich kleiner und ſchwächer als der Baum, von dem ich hier ſpreche; man kennt ferner einen Taxusbaum (bei Fürſtenſtein in Schleſien), der nachweisbar 1000 Jahr alt iſt, und dieſer eine iſt um ein gut Theil höher und ſtärker als

*) Die ſchönſte Ceder (eigentlich ein Taxodium) ſteht im Schloßpark zu Guſow, der größte Birnbaum im Predigergarten zu Berneuchen.

der unsrige. Das ließ für den letzteren auf ein Alter von 500 bis 700 Jahre schließen, und das wird wohl richtig sein.

Dieser unser Taxusbaum war vor 100 oder 120 Jahren eine Zierde unseres Thiergartens, der damals bis an die Mauerstraße ging. Als später die Stadt in den Thiergarten hineinwuchs, ließ man in den Gartenstücken der nach und nach entstehenden Häuser einige der schönsten Bäume stehen, ganz in derselben Weise, wie man auch heute noch verfahren ist, wo man die alten Elsen und Eichen von „Kemperhof" wenigstens theilweise den Villen und Gärten der Victoriastraße belassen hat.

Unser Taxusbaum, Jahrhunderte lang ein Thiergartenbaum, wurde, ohne daß er sich vom Fleck gerührt hätte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Gartenbaum. Noch etwa 20 Jahre später tritt der Baum aus seiner bis dahin dunklen Vergangenheit in die Geschichte ein.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörten Haus und Garten dem General-Intendanten v. d. Recke, der öfters von den Königlichen Kindern, zumal vom Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., Besuch empfing. Der Kronprinz liebte diesen v. d. Reckeschen Garten ganz ungemein; es wurde ein bevorzugter Spielplatz von ihm, und der alte Taxusbaum mußte herhalten zu den ersten Kletterkünsten des bekanntlich bis zur Ausgelassenheit heitern und lebhaften Knaben. Der Prinz (der spätere König) vergaß das dem alten Eibenbaum nie. Wer überhaupt dankbar ist, ist es gegen Alles, Mensch oder Baum. Vielleicht regte sich in dem phantastischen Gemüthe des Knaben noch ein Anderes; vielleicht sah er in dem schönen, fremdartigen Baume einen Fremdling, der unter Märkischen Kiefern Wurzel gefaßt; vielleicht war er mit den Hohenzollern selbst ins Land gekommen, und es wob sich ein geheimnißvolles Lebensband zwischen diesem Baum und seinem eignen fränkischen Geschlecht. War es doch selbst an dieser Stelle erschienen, wie eine hohe Tanne unter den Kiefern.

Das v. d. Reckesche Haus wurde verkauft (ich weiß nicht, wann) und die Mendelssohns kauften es. Sie besaßen es erst kurze Zeit, da gab es eine hohe Feier hier: die Freiwilligen zogen aus und ein Abschiedsfest versammelte sie in diesem Garten. Eine lange Tafel war gedeckt und aus der Mitte der Tafel wuchs der alte Eibenbaum auf, wie ein Weihnachtsbaum, ungeschmückt, — nur die Hoffnung sah goldne Früchte in seinem Grün.

Und die Hoffnung hatte nicht gelogen: der Friede kam mit goldner Frucht, und die heitern Künste schaarten sich jetzt um den Eibenbaum, der, ernst wie immer, aber nicht unwirsch dreinschaute. Felix Mendelssohn, halb ein Knabe noch, hörte unter seinem mondlichtdurchglitzerten Dach die Musik tanzender Elfen.

Und wieder andere Zeiten kamen. Vieles war begraben, Menschen und Dinge; da zog sich auch über dem Eibenbaum ein ernstes Wetter zusammen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht des Eibenbaums bester Freund noch gelebt hätte — der lenkte den Strahl ab.

1852 brannte die „Erste Kammer" nieder (damals in der Oberwallstraße); das Mendelssohnsche Haus, sammt Garten und Eibenbaum, wurde gekauft und das Preußische Oberhaus hielt seinen Einzug an neuer Stelle. Niemand ahnte Böses; da ergab sich's, daß die Räumlichkeiten nicht ausreichten, — es mußte gebaut werden. Ein großes Hintergebäude sollte den fehlenden Raum schaffen. So weit war Alles klipp und klar, wenn nur der Eibenbaum nicht gewesen wäre. Der schuf die Schwierigkeit, der „beherrschte die Situation." Einige wollten zwar kurzen Proceß mit ihm machen und ihm einfach den Kopf vor die Füße legen; aber die hatten es sehr versehen. Sie erfuhren bald zu ihrem Leidwesen, welch hohen Fürsprecher der Baum an entscheidender Stelle hatte.

Was war zu thun? Der Baum stand just da, wo das neue Gebäude seinen Platz finden sollte. 1851 in London hatte man über zwei alte Hydeparkbäume die Kuppel des Glaspalastes

ruhig weggeführt und die Einweihungsfeier unter grünem Dach und zwitschernden Vögeln gehalten; aber der alte Eibenbaum im Sitzungssaale des Herrenhauses, — das ging doch nicht. Man kam also auf die Idee einer Verpflanzung. Der König bot Sanssouci, der Prinz von Preußen Babelsberg zu diesem Behufe an. Wer wäre nicht bereit gewesen, dem Alten eine Stätte zu bereiten. Consultationen wurden abgehalten und die Frage aufgeworfen, „ob es wohl ginge"; aber selbst die geschicktesten Operateure der Gartenkunst mochten keine Garantie des Gelingens übernehmen. So wurde denn der Plan einer „Verpflanzung im Großen" aufgegeben und statt dessen die Idee einer Verschiebung, einer Verpflanzung im Kleinen aufgenommen. Man wollte den Baum loslösen, den Garten abschrägen und nun den losgelösten Baum, mit Hülfe der Schrägung, bis mitten in den Garten hineinschieben. Aber auch diese Procedur wurde, als zu bedenklich, ad acta gelegt und endlich beschlossen, den Baum am alten Platze zu lassen. Da unser Freund nicht in der Lage war, sich den Baumeistern zu bequemen, so blieb diesen nichts übrig, als ihrerseits nachzugeben und die Mauer des zu bauenden Hauses an dem Baume entlang zu ziehen. Man hat ihm die Mauer empfindlich nahe gerückt, aber der Alte, über Aerger und Rancune längst weg, reicht ruhig seine Zweige zum Fenster hinein — ein Gruß, keine Drohung.

Seine Erlebnisse indeß, auch seine Gefährdungen während der Bauzeit sind hiermit noch nicht zu Ende erzählt. Während des Baues (so hatte es der hohe Fürsprecher gewollt) war der Baum mit einem Brettergerüst umkleidet worden, in dem er ziemlich geborgen stand, eine Art Verschlag, der die hübsche Summe von 300 Thalern gekostet hatte. Der Freund in Sanssouci gab es gern für seinen Freund im Reckeschen Garten. Der Vorschlag war gut gemeint und that auch seine Dienste; aber er that sie doch nicht ganz. Mauerstaub und Berliner Staub dringen überall hin; sie finden den feinsten Spalt aus, wie Luft und Licht. Als endlich das Haus stand und mit dem Baugerüst zugleich auch der Verschlag des Baumes fiel, da ging

ein Schrecken durch alle Herzen — der Eibenbaum war weiß geworden. Wie Puder lag der Mauerstaub auf allen Aesten und Zweigen. Was war zu thun? Gefahr war im Verzuge; der Besuch des Königs nahte nahe bevor; da trat ein leuchtender Gedanke auf die Lippe des einen der Geängstigten und er sprach: Feuerwehr! Sie kam (still, ohne Geklingel) und mit kunstvoll gemäßigtem Strahl wusch sie jetzt den Staub von dem schönen Baume ab, der nun bald schöner und frischer dastand, als je zuvor. Er trieb neue Zweige, als ob er sagen wolle: „Wir leben noch.“

Frisch und grün, wie der jüngsten einer, so steht er wieder da, schön im Sommer, aber am schönsten in Decembernächten, wenn seine obere weiße Hälfte sich unter dem Schnee beugt, während unten die Zweige wie unter einem Dache weitergrünen. Dies Schneedach ist sein Schmuck und — sein Schutz. Das zeigte sich vor einigen Jahren. Der Schnee lag so dicht auf ihm, daß es schien, seine Oberzweige würden brechen. Mißverstandene Sorgfalt fegte und kehrte den Schnee herunter; da gingen im nächsten Sommer einige jener Zweige aus, denen man mit dem Schneedach ihr warmes Winterkleid genommen hatte.

Aber er hat's überwunden und grünt in Frische weiter, und wenn ihm wieder Gefahren drohen, so oder so, möge unser Eibenbaum immer einen treuen Freund haben, wie in alter Zeit.

Dies Vorstehende wurde im Herbst 1862 geschrieben; in den zehn Jahren, die seitdem vergangen sind, sammelte ich Material über allerhand „alte Bäume,“ insonderheit auch über Eibenbäume, und ich lasse zunächst folgen, was ich darüber in Erfahrung brachte.

Die Eibe, so scheint es, steht auf dem Aussterbe-Etat der Schöpfung. Wie bekanntlich im Laufe der Jahrtausende ganze Thiergeschlechter von der Erde vertilgt worden sind, so werden auch Baumarten ausgerottet, oder doch nahezu bis zum

Erlöschen gebracht. Unter diesen steht die Eibe (Taxus baccata) mit in erster Reihe. Einst in den Wäldern von ganz Europa, Nord und Süd, so häufig wie der Auerochs, das Elennthier, begegnet man ihr in unseren Tagen nur noch ausnahmsweise. In Hecken und Spalieren trifft man kleinere Exemplare allerdings noch häufig in Parkanlagen nach französischem Geschmack, aber große, imponirende Exemplare sind selten. Vor der waldvernichtenden Art älterer Ansiedler und neuer Industrieller haben sich nur einzelne knorrige Taxusbäume retten können, die jetzt, wo wir ihnen begegnen, ein ähnliches Gefühl wecken wie die Ruinen auf unseren Bergesgipfeln. Zeugen, Ueberbleibsel einer längst geschwundenen Zeit.

In Mitteldeutschland ist dieser Baum jetzt schon recht selten, obwohl es bekannt ist, daß er hier, wie in ganz Europa, noch vor einem halben Jahrtausend allgemein vorkam. Zu Cäsar's Zeiten war er, wie uns dieser gelehrte Feldherr selbst erzählt, sowohl in Gallien als in Germanien in großer Menge überall anzutreffen. Man findet in Thüringen nur mehr einzelne verkrüppelte und verstümmelte Bäume. An einem einzigen Orte hat sich der Taxus hier noch zahlreicher erhalten, nämlich am Veronikaberge bei Martinroda unweit Ilmenau, wo noch 20 bis 30 Fuß hohe Individuen mit einem Stammdurchmesser von 1 bis $1\frac{1}{4}$ Fuß stehen. Daß die Eibe in Thüringen einstens einen wesentlichen Bestandtheil der Wälder ausgemacht habe, ergiebt sich aus den Ortsnamen „Ibenhain", „Taxberg", „Eiba" und anderen.

Die ältesten und schönsten Exemplare dieses einst auch in Griechenland und Italien häufig gewesenen Nadelbaumes trifft man heutzutage noch in England an, besonders auf Friedhöfen, wo einzelne auf mehr als 2000 Jahre geschätzte Stücke von prachtvollem Ansehen sich finden.*) Der Taxus ist in Eng-

*) England, wie bekannt, ist überhaupt das Land schöner alter Bäume und einer entsprechenden sorglichen Cultur. So befindet sich beispielsweise in der Nähe von Cumberlandlodge im Windsor-Parke ein

land der Baum der Trauer, wie die Cypresse in den Mittelmeerländern und die Trauerweide in Deutschland. „Albero della morte“ nennen ihn übrigens auch die heutigen Italiener.

Eine große, zum Theil noch nicht völlig aufgeklärte Rolle spielte die Eibe in dem Mythus der germanischen und keltischen Völker, von der sich Nachklänge noch in manchen bis heute üblichen Gebräuchen erhalten haben. Wie der deutsche Name Eibe von dem gothischen aiw (iwi), ewig, herrührt, weil der Baum immer grün ist, und das keltische Wort yw (eibdew) dieselbe Wurzel hat, so war dieser während des langen und schneereichen nordischen Winters im frischen Blattschmuck prangende Baum in Britanien und Skandinavien den ewigen Göttern geweiht. Die Druiden hatten bei ihren Heiligthümern ganze Haine davon, und manche in Cäsar's Zeiten hinaufragende alte Eiben Englands mögen ehrwürdige Reste aus solchen heiligen Hainen sein. In der Nähe des berühmten heidnischen Tempels bei Upsala in Schweden stand ebenfalls, wie A. Krantz erzählt, „ein gewaltiger Baum mit dichtbelaubten Zweigen, ebenso grün im Winter wie im Sommer; Niemand kannte seine Art.“ Sehr wahrscheinlich war es eine Eibe.

Daß dieser Baum in alter Zeit für heilig und geheimnißvoll gehalten wurde, ergiebt sich aus gar vielen noch jetzt fortlebenden Bräuchen. In den östlichen Scheeren Skandinaviens wird die Eibe allgemein zu Maschenbrettern beim Netzstricken benutzt, weil man glaubt, daß alle Netze, welche über Bretter aus diesem Holze gestrickt worden sind, Glück beim Fischfang bringen.

Leviathan-Weinstock, welcher ein einzelnes Haus von 138 Fuß Länge und 20 Fuß Breite gänzlich ausfüllt. Er bedeckt gegen 2870 Quadratfuß Glas und bringt jedes Jahr durchschnittlich 2000 Trauben hervor. Der mehr bekannte Weinstock in Hampton Court trug vor einigen Jahren 1400 Trauben, deren Werth man auf mehr als 100 Lstr. veranschlagte.

Aber nicht blos für glückbringend und heilig, auch für geeignet zu geheimnißvollem Zauber und selbst zu teuflischem Beginnen galt und gilt noch der Eibenbaum. Daher fehlen in der Macbeth'schen Hexenküche neben dem Auge des Wassermolchs, dem Fledermaushaar, Eidechsbein und Räuzchenflügel und der gegabelten Natterzunge auch nicht

„Eibenzweige, abgerissen,
In des Mondes Finsternissen."

In Thüringen heißt es, daß die „Ife" (Eibe) gegen Viehbezauberung schütze. Die Hälfte der Bewohner des Dorfes Angelrothe bei Arnstadt, in dessen Nähe Eibensträuche noch ziemlich häufig sind, zieht an einem bestimmten Tage des Jahres hinaus und bricht sich Taxuszweige ab, um sie in die Viehställe zu stecken. Im Spessart meint man, daß ein Stück Eibenholz, am Körper getragen, allen Zauber vertreibe. Das Volk sagt dort: „Vor der Euwe, ka Zauber bleibe."

Im Alterthume wurde die Eibe ihres elastischen und festen Holzes wegen vorzüglich zu Bogen verwendet. Ebenso machte man Pfeile aus deren zähem Kernholz. Während des ganzen Mittelalters gab so der Eibenbaum den Stoff für die vorzüglichsten Kriegswaffen ab, besonders in England und Schweden. Auch Uller, der nordische Jagdgott, hatte nach der Edda einen Eibenbogen (altnordisch ybogi). Heutzutage wird das rothe oder purpurbraune Kernholz der Eibe zu viel friedlicheren und prosaischeren Gegenständen verarbeitet, namentlich zu Faßpipen. Besonders in Ungarn werden aus dem dort sogenannten „Theißholz" („tisza-fa", welcher Name aber nicht auf die Theiß bezogen werden sollte, sondern slavischen Ursprungs ist, da die Eibe slavisch tis heißt) viele Haus- und Wirthschaftsgegenstände verfertigt und zahlreiche Pipen aus Eibenholz in den Handel gebracht.

In modernem Englisch heißt die Eibe yew, der Epheu ivy; dieses deutsch, jenes keltisch. Beide Wörter (vergl. oben) bedeuten „immergrün."

Ich kehre, nach dieser Excursion in die Eibenwelt im Allgemeinen, zu unserer Eibe im Besonderen, im Herrenhausgarten, zurück.

Auch an ihr gingen diese „zehn Jahre preußischer Geschichte" nicht unbeachtet vorüber, ja einen der schönsten Tage feierte sie mit. Noch wichtiger, sie bereitete der Feier die Stätte: unter ihrem Dache gab am 20. September 1866 das Herrenhaus dem siegreich heimkehrenden Heere ein Festmahl. Der König saß unmittelbar rechts neben dem Eibenstamm und sah den Mittelgang des Gartens hinunter. Das Schrägdach des Leinwandzeltes war in geschickten Verschlingungen, streifenweise, durch das Gezweig der Eibe gezogen; rings umher brannte das Gas in Sonnen und Sternen, ein Anblick, von dem der alte Baum in seinen Jugendtagen schwerlich geträumt haben mochte. Als das Fest auf seiner Höhe war, erhob sich Graf Eberhard Stolberg zu einer Ansprache, begrüßte den König und schloß dann prophetisch fast: „und sollten Euer Majestät noch einmal zu den Waffen rufen, so wird Ihr Volk, wie es jetzt für seinen König geblutet und gesiegt hat, neue Thaten mit eisernem Griffel in das Buch unserer glorreichen Geschichte schreiben." Der König antwortete: „.... Sie wissen nicht wie schwer es einem Fürsten wird, das Wort „Krieg" auszusprechen. Es war ein gewagter Krieg... Die Armee hat alle meine Erwartungen übertroffen... Ich nehme gern die Gelegenheit wahr, derselben meinen Dank zu sagen; zuerst Meinem Sohne, hier zu meiner Rechten, Meinem Neffen Friedrich Karl, den commandirenden Generalen, unter denen ich einen schmerzlich vermisse. (Wahrscheinlich Hiller v. Gärtringen.) Auch Ihnen Graf Stolberg."

Das war im Herbst 1866. Dem siegreichen Kriege, als eigentlichste Schöpfung desselben, folgte, das Jahr darauf, der „norddeutsche Reichstag", der, von 1867 bis 1870 in den Räumen des Herrenhauses tagend, nun auch seinerseits in Beziehungen zu unserem alten Eibenbaume trat. In die heitersten. Die Debatten-Flüchtlinge, so oft es das Wetter erlaubte,

pflegten hier zu tagen, und während drinnen im Saal der Redner noch nach Beifall rang, unterlag er hier draußen bereits einer zersetzenden Kritik. Der Witz goß seine Lauge unter dem Ebenbaume aus.

Aber er, der Alte, an dem so viele Zeiten ihre Eigenart versucht hatten, überdauerte auch das und eben jetzt (15. Mai 1872) haben alle seine Zweige neue Schößlinge getrieben, die, hellgelblich schimmernd, fast wie Hollunderdolden auf dem dunklen Untergrund liegen und den schönen Baum schöner und frischer erscheinen lassen, denn je zuvor.

Die Ciſtercienſer in der Mark.

Der Morgen grant und lacht der Nacht entgegen,
Im Oſten leuchtet ſchon des Lichtes Segen;
Die Finſterniß entflieht.
Bruder Lorenzo (Romeo und Julia).

Die beiden Ereigniſſe, die über das Wendenthum an Havel und Spree entſchieden, waren die Erſtürmung Brannibors am 11. Juni 1157 und unmittelbar darauf, wenn der halb ſagenhaften Ueberlieferung Glauben zu ſchenken iſt, die „Havelſchlacht gegenüber dem Schildhorn," in der Jaxko, der Neffe Pribislam's, und ſeine noch einmal zuſammengeraffte Wendenmacht entſcheidend geſchlagen wurde.

Schon zweihundert Jahre früher, unter den erſten Sachſenkaiſern, waren die Deutſchen bis ebenfalls an die öſtliche Havel vorgedrungen, und ſchon damals waren, in ihren erſten Anfängen wenigſtens, der Havelberger und Brandenburger Dom gegründet worden, aber Leichtſinn, Unklugheit, Grauſamkeit von Seiten der Sieger hatten zunächſt zu Auflehnung der Beſiegten und endlich zu völliger Abſchüttelung des Joch's geführt. Das alte Wendenthum war auf 150 Jahre hin wieder glänzend aufgeblüht. Jetzt, nach der Niederwerfung Jaxko's, war es zum zweiten Mal unterlegen, und es galt nunmehr, die Mittel und Wege ausfindig zu machen, um einer abermaligen Auflehnung vorzubeugen. Albrecht der Bär, von dem es im Volksliede heißt:

Heinrich de Leuw und Albrecht de Bar,
Dartho Frederik mit den roden Haar,
Dat waren dree Heeren
De kunden de Welt verkehren —

dieser Albrecht der Bär war just dazu angethan, diese Mittel ausfindig zu machen und das früher durch Schwäche und Unklugheit Gescheiterte, durch Muth und Ausdauer endgültig siegreich hinauszuführen. Es ist bekannt, daß er, nach Plan und System, die Colonisirung des Landes begann; zu den Kirchen und Burgen aber, die schon einmal die Bekehrung und Beherrschung des Landes versucht hatten, gesellte er, als ein neues, drittes, die Vereinigung von Burg und Kirche — die Klöster. Mönche wurden in's Land gerufen, vor allem die Cistercienser, ein Orden, der eben damals auf seinem europäischen Siegeszuge bis an die Saale und Unstrut vorgedrungen war.

Da diesem überall hin pionirenden Orden die Aufgabe zufiel, auch namentlich für die Cultur und geistige Eroberung der Mark von hervorragender Bedeutung zu werden, so mag es gestattet sein, bei seiner Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte einen Augenblick zu verweilen und das Fortschreiten desselben auf seinen großen Etappen von West nach Ost zu begleiten.

Die ersten Klöster, die zumal in Süd- und West-Europa in's Leben gerufen wurden, waren Benediktiner-Klöster, d. h. Klöster, in denen die Regeln des heiligen Benedikt: Gehorsam, Armuth, Keuschheit, die Fundamentalsätze alles Klosterlebens, Geltung hatten. Die Benediktiner übten diese Tugenden Jahrhunderte lang, aber jene Epoche, die den Kreuzzügen unmittelbar vorausging, war eine Epoche des kirchlichen, mindestens des klösterlichen Verfalls, ganz in ähnlicher Weise, wie derselbe fünf Jahrhunderte später zum zweiten Mal in die Geschichte eintrat, und „sittliche Reform," worauf zunächst die Reformation gerichtet war, war eine Parole, die, wie vielfach während des Lebens der Kirche, so auch um die Zeit der ersten Kreuzzüge gehört wurde.

Dies Ringen nach Reform, nach Wiederherstellung jener Kloster-Heiligung, wie sie die ersten Klöster gekannt hatten, gab Veranlassung zur Gründung eines neuen Ordens. Dieser

neue Orden war der der Cistercienser. Sein nächster Zweck war nicht Abzweigung vom Benediktinerthum, aus dem er hervorging, sondern Wiederherstellung desselben in seiner Ursprünglichkeit und Lauterkeit. Aber es scheint das Loos solcher und ähnlicher Bestrebungen — vielleicht nach jenem Naturgesetz, welches die volle Wiederherstellung von etwas Verschwundenem unmöglich macht — jedesmal zu einer Neuschöpfung zu führen. Zu einer Neuschöpfung, die anfänglich, in aufrichtiger Demuth, sich selbst nicht als eine Neuschöpfung betrachtet sehen will und doch sich selbst zum Trotz von Tag zu Tag in etwas Neues hineinwächst.

So gingen, gegen den Willen des Gründers, die Cistercienser aus den Benediktinern hervor.

Verfolgen wir, nach diesen allgemeinen Bemerkungen, die Entwickelung des neuen Ordens aus dem alten, auch an den Trägern dieser Entwickelung, an den Personen.

Robert (später der heilige Robert), Abt des Benediktinerklosters zu Molesme an der Grenze von Champagne und Burgund, gab, um der eingerissenen Verderbtheit willen, die er in seinem eignen Kloster wahrnahm, das Kloster Molesme auf und zog sich in das unwirthliche, nur mit Dornen und Gestrüpp bewachsene, durch ein Flüßchen kümmerlich bewässerte Thal von Citeaux (Cistercium) in der Nähe von Dijon zurück, um daselbst mit 20 anderen Mönchen, die ihm gefolgt waren, getreu nach der ursprünglichen Vorschrift des heiligen Benedikt zu leben. Seine Trennung war eine rein äußerliche und locale, er hatte sich von seinem Kloster getrennt, nicht von der ursprünglichen Klosterregel, ja, er kehrte nach einjähriger Abwesenheit in Citeaux, auf Befehl des Papstes, in das Kloster Molesme zurück. Aber unwissentlich war ein neuer Keim gepflanzt, und der bescheidene Versuch, der eine alte Schöpfung nur neu gestalten sollte, schuf nicht in, sondern neben dem Alten ein Neues. In dem Thale von Cisterz ging ein neues Klosterleben auf. Die Träger dieses neuen Lebens aber waren nicht die Benediktiner mehr, sie waren Cisterzienser.

Bald zeigte sich die erfolgte Trennung auch in der äußeren Erscheinung, bald auch in den Zwecken und Zielen des Ordens, in der Art, wie er seine Aufgabe faßte. Was die Tracht angeht, so änderte bereits der heilige Alberich, der zweite Abt von Citeaux, die Kleidung seiner Mönche, und das Kleid, das vorher schwarz gewesen war, wurde weiß mit einem schwarzen Gürtel und schwarzem Skapulier. Nach der schönen Sage des Ordens war seine, des Alberich schwarze Kleidung unter der Berührung der heiligen Jungfrau weiß geworden.*)

Wichtiger aber als diese äußeren Abzeichen war die Wandlung, die der neue Zweig der Benediktiner innerlich erfuhr. Er wurde eine Specialität, er wurde der Orden der Colonisation.

Nie hat ein Orden einen gleich raschen und gewaltigeren Siegeszug über die Welt gehalten. Aus dem Mutterkloster

*) Dies weiße Kleid der Cistercienser war ihr besonderer Stolz, und unter den zahlreichen Legenden†) dieses Ordens bezogen sich viele auf die besondere Gunst, in der, bei Gott und Menschen, das „weiße Kleid“ stand. Im Jahre 1215 starb ein Cistercienser Mönch zu Cher in Frankreich und wurde ohne sein Chorkleid begraben. Er kam zurück, um sein Kleid zu holen, weil der heilige Benedikt ihm nicht anders den Himmel aufschließen wollte. Der Prior gab es ihm, und er hatte nun Ruhe und kam nicht wieder.

†) Unter den anderweiten Legenden des Ordens ist mir keine schöner erschienen als die folgende: Im Jahre 1167 dachte Mönch Heron in Gallizien in der Frühmette über die Worte nach: „Tausend Jahre sind vor Dir, Herr, wie der Tag, der gestern vergangen ist.“ Er fand dies unbegreiflich und zweifelte. Als er aus der Kirche kam, flatterte ein bunter Vogel über ihm und sang sehr lieblich. Heron, von der Schönheit und dem Gesang des Vogels bezaubert, folgte ihm, wohin er flog, aus dem Kloster in einen benachbarten Wald, der Vogel hüpfte von Zweig zu Zweig und sang immerfort dreihundert Jahr lang. Als nun Heron dreihundert Jahr lang weder gehungert, noch gedürstet, sondern allein von dem lieblichen Vogelgesang gelebt hatte, flog der Zaubervogel davon, und die Entzückung hörte auf. Heron kam nun wieder zu sich selbst und besann sich, daß er so eben aus der Frühmette gekommen sei. Er kehrte zurück zum Kloster und klopfte an die Klosterpforte, aber da waren weder Pförtner, noch Abt, noch Brüder mehr, die ihn kannten. Sie waren alle längst todt; dreihundert Jahre waren verflossen. „Tausend Jahre sind wie ein Tag.“

Cisterz, gegründet 1098, waren nach 15 Jahren schon vier mächtige Töchterklöster (La Ferté, Pontigny, Morimad und Clairvaux) hervorgegangen, den Töchtern folgten wieder Töchter und Enkeltöchter, und eh ein halbes Jahrhundert um war, war nicht nur ein Netz von Cistercienser-Klöstern über das ganze christliche Europa ausgebreitet, sondern auch tief in heidnische Lande hinein, waren die Mönche von Cisterz mit dem Kreuz in der Linken, mit Axt und Spaten in der Rechten, lehrend und Acker bauend, bildend und heiligend vorgedrungen. Es war ein in jenen raschen Proportionen sich mehrendes Anwachsen, wie man es auf alten Stammbäumen veranschaulicht sieht, wo, von Generation zu Generation, aus jedem einzelnen Neuzweig wieder zahllos andere neue Zweige sprießen, anwachsend zu Multiplicationen, wie bei der bekannten Verdoppelung der Schachbrettfelder. 50 Jahre nach der Gründung des Ordens gab es 500, hundert Jahre nach der Gründung bereits 2000 Cistercienser-Klöster, und Caspar Jogelinus, ein Deutscher, hat uns allein die Beschreibung von 791 Cistercienser-Klöstern hinterlassen. Von diesen 791 Klöstern waren 209 in Frankreich, 128 in England, Schottland und Irland und 109 in Deutschland.

Die Frage drängt sich auf, was diesem Orden zu so rapidem Wachsthum verhalf und ihm, zwei Jahrhunderte lang, in allen Ländern und an allen Höfen ein alles überstrahlendes Ansehen lieh. Es waren wohl drei Ursachen, die zusammen wirkten: die gehobene Stimmung der ganzen christlichen Welt während der Epoche der ersten Kreuzzüge, die wunderbare, mit unwiderstehlicher Gewalt ausgerüstete Erscheinung des heiligen Bernhard, der, aus dem Orden heraus, bald nach Entstehung desselben erwuchs und ihn dann durchleuchtete, und endlich drittens die besondere, schon in aller Kürze angedeutete colonisatorische Eigenart dieses Ordens, die ihn in einer Zeit, in der geistig und physisch überall auszuroden und urbar zu machen war, als ein besonders geeignetes Werkzeug sowohl in der Hand der Kirche wie auch des weltlichen Fürstenthums erscheinen lassen mußte.

1115 existirten nur fünf Cistercienser-Klöster, 1119 bereits vierzehn, aber sämmtlich noch innerhalb Frankreichs und auf verhältnißmäßig engem Gebiet; zwanzig Jahre später sehen wir den Orden, in immer rascherem Wachsen, von der Loire an den Rhein, vom Rhein an die Weser und endlich von der Weser bis an und über die Elbe vorgedrungen. 1180 erschienen seine ersten Mönche in der Mark.

An wenigen Orten mochten die Vorzüge speciell dieses Ordens so in die Augen springend sein als in der Mark, und zwar um deshalb, weil sie an keinem andern Orte gleich benöthigt waren, nirgends ein ausgesprocheneres Feld für ihre Thätigkeit fanden. Wo die Unkultur zu Hause war, hatten die Kulturbringer ihr natürlichstes Feld. Rechnen wir die Nonnenklöster desselben Ordens mit ein, die, wenigstens was die Bekehrung, Lehre und Unterweisung angeht, die gleichen Ziele wie die Mönchsklöster verfolgten, so haben wir über 20 Cistercienser-Klöster in der Mark und Lausitz zu verzeichnen, von denen die große Mehrzahl vor Ablauf eines Jahrhunderts entstand. Weder die Prämonstratenser und Karthäuser gleichzeitig mit ihnen, noch auch später die die Städte suchenden Dominikaner und Franziskaner, sind ihnen an Ansehn und rascher Verbreitung gleich gekommen.

Dem Zeitpunkt ihrer Entstehung nach folgen diese märkisch-lausitzischen Cistercienser-Klöster wie folgt auf einander:

Zinna, Mönchskloster, in der Nähe von Jüterbog, 1171.

Lehnin, Mönchskloster, in der Nähe von Brandenburg, 1180.

Dobrilugk, Mönchskloster, in der Lausitz, 1180—90.

Neuzelle, Mönchskloster, in der Lausitz, 1230.

Marienfließ oder Stepnitz, Nonnenkloster, in der Priegnitz, 1230.

Dransee, Mönchskloster, in der Priegnitz, 1233.

Paradies, Mönchskloster, im Posenschen (früher Neumark), 1234.

Marienthal, Nonnenkloster, in der Lausitz, 1234.

Zehdenick, Nonnenkloster, in der Ukermark, 1249.
Friedland, Nonnenkloster, im Ober-Barnim, um 1250.
Marienfee, Mönchskloster, auf der Insel Pelitz im Parsteiner See, zwischen Oderberg und Angermünde (Ukermark), 1258.
Marienstern, Nonnenkloster, in der Lausitz, 1264.
Chorin, Mönchskloster, in der Ukermark, 1273.
Marienwalde, Mönchskloster, in der Neumark, 1286.
Heiligengrabe, Nonnenkloster, in der Priegnitz, 1289.
Zehden, Nonnenkloster, in der Neumark, 1290.
Bernstein, Nonnenkloster, in der Neumark, 1290.
Reetz, Nonnenkloster, in der Neumark, 1294.
Himmelpfort, Mönchskloster, in der Ukermark, 1299.
Himmelstädt, Mönchskloster, in der Neumark, 1300.
Seehausen, Nonnenkloster, in der Ukermark, 1300.

Das wichtigste unter den hier aufgezählten märkisch-lausitzischen Klöstern war wohl das Kloster Lehnin; — es wurde das Mutterkloster für diese Gegenden, aus dem Neuzelle, Paradies, Marienfee, Chorin und Himmelspfort hervorgingen.

Alle diese Klöster mit wenigen Ausnahmen wurden in der Mitte des 16. Jahrhunderts unter Joachim II. säkularisirt. Viele sind seitdem, namentlich während des 30jährigen Krieges, bis auf die Fundamente oder eine stehen gebliebene Giebelwand zerstört worden, andere existiren noch, aber sie dienen der Kultur dieser Lande nur noch in soweit, als sie, oft in ziemlich prosaischer Weise, der Agrikultur dienstbar gemacht worden sind. Die Abtwohnungen sind zu Amtshäusern, die Refektorien zu Maischräumen und Brennereien geworden. Es ist allen diesen Klöstern ergangen, wie ihrer großen, gemeinschaftlichen mater, dem Kloster zu Citeaux selber. Den Verfall, den Niedergang, den hier zu Lande die Reformation still und allmälig einleitete, schuf dort die französische Revolution auf einen Schlag. „Auf den Trümmern der Abtei — so erzählt der Abbé Ratisbonne, der eine Geschichte des heiligen Bernhard geschrieben hat und Citeaux um 1839 besuchte — erhob sich

in dem genannten Jahre eine Runkelrübenzucker-Fabrik, die selber wieder in Trümmer zerfallen war, und ein elender Schauspielsaal stand an der Stelle der Mönchs-Bibliothek, vielleicht an der Stelle der Kirche. Die Zelle des heiligen Bernhard, die vor ohngefähr 20 Jahren noch existirte, hatte inzwischen einem Schmelzofen Platz gemacht; — nur noch der Schutt der Zelle war vorhanden. Alle sonstigen Bauwerke waren längst zerstört, und aus ihren bloßen Trümmermassen waren drei Dörfer erbaut worden."

In dieser kurzen Schilderung des Verfalls des Mutterklosters ist zugleich die Geschichte von überhundert Töchter-Klöstern erzählt — auch der unserigen.

Die Klöster selber sind hin; viele von denen, die hierlands in alten Klostermauern wohnen, wissen kaum, daß es Klostermauern sind, sicherlich nicht, daß es Cistercienser waren, die vor ihnen die Stätte inne hatten. Und hörten sie je das Wort, so wissen sie nicht, was es meint und bedeutet. Und doch waren es die Pionire, die hundert und tausend andern Colonisten, die nach ihnen kamen, die Wege bahnten. Das Gedächtniß an sie und an das Schöne, Gute, Dauerbare, das sie geschaffen, ist geschwunden; uns aber mag es geziemen, darauf hinzuweisen, daß noch an vielen hundert Orten ihre Thaten und Wohlthaten zu uns sprechen. Ueberall, wo in den Teltow- und Barnim-Dörfern, in der Ukermark und im Ruppinschen, alte Feldsteinkirchen aufragen mit kurzem Thurm und kleinen niedrigen Fenstern, das Ganze fast mehr eine Burg als eine Kirche, überall, wo die Ostwand einen chorartigen Ausbau, ein sauber gearbeitetes Sakristei-Häuschen, oder das Dach in Folge späteren Anbaues eine rechtwinklige Biegung, einen Knick zeigt, überall da mögen wir sicher sein, — hier waren Cistercienser, hier haben Cistercienser gebaut und der Kultur und dem Christenthum die erste Stätte bereitet.

Kloſter Lehnin.

1.

Die Gründung des Kloſters.

Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſterer Linden ſah.
* * *
Mit des Jammers ſtummen Blicken
Fleht ſie zu dem harten Mann,
Fleht umſonſt, denn loszudrücken,
Legt er ſchon den Bogen an.

Schiller.

Die erſte Gründung der Ciſtercienſer in der Mark war Kloſter Lehnin. Es liegt zwei Meilen ſüdlich von Brandenburg, in dem alten Landestheil, der den Namen „die Zauche“ trägt. Der Weg dahin, namentlich auf ſeiner zweiten Hälfte, führt durch alte Kloſterdörfer mit prächtigen Baumalleen und pittoresken Häuſerfronten, die Landſchaft aber, die dieſe Dörfer umgiebt, bietet wenig Beſonderes dar, und ſetzt ſich aus den üblichen Requiſiten märkiſcher Landſchaft zuſammen: weite Flächen, Hügelzüge am Horizont, ein See, verſtreute Ackerfelder, hier ein Stück Sumpfland, durch das ſich Erlenbüſche, und dort ein Stück Sandland, durch das ſich Kiefern ziehn. Erſt in unmittelbarer Nähe Lehnin's, das jetzt ein Städtchen geworden, verſchönert ſich das Bild, und wir treten in ein Terrain ein, das einer flachen Schale gleicht, in deren Mitte ſich das Kloſter ſelber erhebt. Der Anblick iſt gefällig, die dichten Kronen einer Baumgruppe ſcheinen Thurm und Dach auf ihrem Zweigwerk zu tragen, während Wieſen- und Gartenland jene Baumgruppe und ein Höhenzug wiederum jenes Wieſen-

und Gartenland umspannt. Was jetzt Wiese und Garten ist, das war vor 700 Jahren ein eichenbestandener Sumpf, und inmitten dieses Sumpfes wuchs Kloster Lehnin auf, vielleicht im Einklang mit jenem Ordensgesetz aus der ersten strengen Zeit: daß die Klöster von Cisterz immer in Sümpfen und Niederungen, d. h. in ungesunden Gegenden gebaut werden sollten, damit die Brüder dieses Ordens jederzeit den Tod vor Augen hätten.*)

Die Sage von der Erbauung Kloster Lehnin's nimmt jedoch keine solche allgemeine Ordensregel in Aussicht, sondern führt die Gründung desselben auf einen bestimmten Vorgang zurück. Diesen Vorgang erzählt der böhmische Schriftsteller Pulcava (wie er ausdrücklich beifügt, „nach einer brandenburgischen Chronik") wie folgt: Otto I., der Sohn Albrecht des Bären, jagte einen Tag lang in den dichten Waldrevieren der Zauche, und warf sich endlich müd und matt an eben der Stelle nieder, wo später Kloster Lehnin erbaut wurde. Er schlief ein und hatte eine Vision. Er sah im Traum eine Hirschkuh, die ihn ohne Unterlaß belästigte; endlich ergriff er Bogen und Pfeil und schoß sie nieder. Als er erwachte, und seinen Traum erzählte, drangen die Seinen in ihn, daß er an dieser Stelle eine Burg gegen die heidnischen Slaven errichten solle; — die andrängende, immer lästiger werdende Hirschkuh erschien ihnen

*) Der Orden, ohne geradezu in Ascese zu verfallen, war doch in den ersten 50 Jahren seines Bestehens überall rigorös, und unterschied sich auch dadurch von den Benediktinern, die, gestützt auf die Unterweisungen des heiligen Benedikt selber, diesen Rigorismus vermieden. Schon im 10. Jahrhundert hieß es deshalb spöttisch: „die Regel des heiligen Benedikt scheine für schwächliche Leute geschrieben." Die Gründer des Cistercienser-Ordens gingen von einer verwandten Anschauung aus, und aus der ersten Zeit des Ordens her finden sich folgende Vorschriften:

1) Die Unterlage des Bettes ist Stroh. Polster sind untersagt.
2) Als Speise dienen gekochte Gemüse, darunter Buchenblätter. Kein Fleisch.
3) In der Kirche soll sich ein offenes Grab befinden, um an die Hinfälligkeit des Daseins zu mahnen.

als ein Sinnbild des Heidenthums, das in diesen Wäldern und Sümpfen allerdings noch eine Stätte hatte. — Der Markgraf indeß erwiederte: „eine Burg werde ich gründen, aber eine Burg, von der aus unsere teuflischen Widersacher durch die Stimmen geistlicher Männer weit fortgescheucht werden sollen, eine Burg, in der ich ruhig den jüngsten Tag erwarten will.“ Und sofort schickte er zum Abt des Cisterciencer-Klosters Sitichenbach, im Mansfeldschen, und ließ ihn bitten, daß er Brüder aus seinem Convente, zur Gründung eines neuen Klosters, senden möchte. Die Brüder kamen; Markgraf Otto aber gab dem Kloster den Namen Lehnin, denn Lehnije heißt Hirschkuh im Slavischen.“ So der böhmische Geschichtsschreiber.

Das Kloster wurde gebaut, vor allem die Klosterkirche. Sie bestand in ihrer ursprünglichen Form bis zum Jahre 1262. In diesem Jahre ließ die rasch wachsende Bedeutung des Klosters das, was da war, nicht länger als ausreichend erscheinen, und ein Anbau wurde beschlossen. Dieser Anbau fiel in die erste Blüthezeit der Gothik, und mit der ganzen Unbefangenheit des Mittelalters, das bekanntlich immer baute wie ihm gerade um's Herz war, und keine Rücksichtnahme auf den Baustyl zurückliegender Epochen kannte, wurde nunmehr das romanische Kurzschiff der ersten Anlage durch ein gothisches Längsschiff erweitert. Dieser Erweiterungsbau hat der Zeit und sonstigem Wirrsal schlechter zu widerstehen vermocht als der ältere Theil der Kirche; — das Alte steht, der Anbau liegt in Trümmern; unsere Schilderung führt uns später auf ihn zurück. Unsere nächsten Untersuchungen aber gehören der Geschichte des Klosters. Wir knüpfen die Aufzählung seiner Schicksale an eine Geschichte seiner Aebte.

2.

Die Aebte von Lehnin.

Heut sind es grade hundert Jahr,
Seit er gelegen auf der Bahr
Mit seinem Kreuz und Silberstabe.
Die ewge Lamp' an seinem Grabe
Hat heute hundert Jahr gebrannt.
* * *
Hier war zu Hause kluger Rath,
Hier hat der mächtige Prälat
Des Hauses Chronik einst geschrieben.
Annette Droste-Hülshof.

Eh' wir dazu übergehen, von den einzelnen leitenden Persönlichkeiten des Klosters, soweit dieselben überhaupt eine Geschichte haben, eingehender zu sprechen, mögen hier einige vorgängige Bemerkungen über die Lehniner Aebte überhaupt eine Stelle finden. Wenn dabei einzelne Dinge von mehr oder weniger allgemeinem Charakter mit aufgeführt werden sollten, Dinge, die nicht blos in Lehnin, sondern überall innerhalb der klösterlichen Welt ihre Gültigkeit hatten, so wolle man dabei in Erwägung ziehen, daß wir eben noch, im Verlauf unserer „Wanderungen" verschiedene andere Klöster zu besprechen haben werden, und daß das Allgemeingültige in Betreff derselben doch an irgend einer Stelle wenigstens andeutungsweise gesagt werden muß.

Die Aebte von Lehnin standen an der Spitze ihres „Kloster-Convents," d. h. ihrer Mönchsbrüderschaft, aus der sie, sobald die Vacanz eintrat, durch freie Wahl hervorgingen. Ihnen zur Seite oder unter ihnen standen der Prior, der Subprior, ein Präceptor, ein Senior und ein Cellerarius (Keller-

meiſter), der, wie es ſcheint, im Lehniner Kloſter die Stelle des bursarius (Schatzmeiſter) vertrat. Daran ſchloſſen ſich 20 bis 30 fratres, theils Mönche, theils Novizen, theils Laienbrüder. Die Tracht der Mönche war die übliche der Ciſtercienſer Mönche: weißes Kleid und ſchwarzes Skapulier.

Das Anſehen und die Gewalt des Abtes waren außerhalb und innerhalb des Kloſters von großem Belang. 1450 wurde den Aebten zu Lehnin vom Papſte der biſchöfliche Ornat zugeſtanden. Seitdem trugen ſie bei feierlichen Gelegenheiten die biſchöfliche Mitra, das Pallium und den Krummſtab. Auf den Landtagen ſaßen ſie auf der erſten Bank, unmittelbar nach den Biſchöfen von Brandenburg und Havelberg. Innerhalb des Kloſters war der Abt ſelbſtverſtändlich der oberſte Leiter des Ganzen, kirchlich wie weltlich. Er ſah auf ſtrenge Ordnung in dem täglichen Leben und Wandel der Mönche, er beaufſichtigte den Gottesdienſt, er controllirte die Verwaltung des Kloſters, des Vermögens, der Einkünfte deſſelben, er vertrat das Kloſter geiſtlichen und weltlichen Mächten gegenüber. Er regierte; aber dieſe Regierung war weit ab davon, eine abſolute, verantwortungsloſe Herrſchaft zu ſein. Wie er über dem Convente ſtand, ſo ſtand doch auch der Convent wieder über ihm, und Klagen über den Abt, wenn ſie von draußen Stehenden erhoben wurden, kamen vor den Convent und wurden von dieſem entſchieden. Waren die zu erhebenden Klagen aber Klagen des Convents ſelbſt, ſo konnte letzterer freilich in ſeiner eignen Angelegenheit nicht Recht ſprechen, und ein anderes Tribunal hatte zu entſcheiden. Dies Tribunal, der Fälle zu geſchweigen, wo es der Landesherr war, war entweder das Mutterkloſter, oder das große Capitel in Citeaux, oder der Magdeburger Erzbiſchof oder endlich der Papſt. Solche Auflehnungen und in Folge der Auflehnung ſolche Appellationen an die obere Inſtanz zählten keineswegs zu den Seltenheiten, wiewohl die Lehniner Verhältniſſe im Allgemeinen (wir glauben, nicht mit voll ſo großem Recht, wie in der Regel angenommen wird) durch alle Zeit hin als muſtergültige geſchildert werden. Der Abt Arnold, von dem

wir später ausführlicher hören werden, wurde in Folge solcher Auflehnung abgesetzt. Dieser Abt-Arnold-Fall, der durch Beauftragte des Generalkapitels in Citeaux untersucht und entschieden wurde, führt zu der nicht uninteressanten Frage: ob solche Beziehungen zu Citeaux, zu dem eigentlichen, ersten und ältesten Ausgangspunkt aller Cistercienserklöster, etwas Regelmäßiges, oder nur etwas Ausnahmsweises waren? Die Ordensregel, die Charta charitatis, das Gesetzbuch der Cistercienser schrieb allerdings vor, daß einmal im Jahre alle Cistercienser Aebte in Citeaux zusammenkommen und berathen sollten, aber diese Anordnung stammte noch aus einer Zeit, wo die räumliche Ausdehnung, die expansive Kraft des Ordens, die halb Europa umfaßte, ebensowenig mit Bestimmtheit vorauszusehen war, wie sein intensives Wachsthum bis zur Höhe von 2000 Klöstern. Zu welcher Versammlung, bei nur annähernd regelmäßiger und allgemeiner Beschickung wäre ein solches Generalkapitel nothwendig angewachsen! Freilich die Hindernisse, die die bloß räumliche Entfernung schuf (und es waren Hindernisse), müssen wir uns hüten zu überschätzen; die Kaiserfahrten, die Kreuzzüge, die Pilgerreisen nach Rom und dem heiligen Grabe zeigen uns genugsam, daß man damals, sobald nur ein rechter Wille da war, vor den Schrecken und Hindernissen, die der Raum als solcher schafft, nicht erschrak; aber Citeaux selbst, ganz abgesehen von allen andern leichter oder schwerer zu überwindenden Schwierigkeiten, hätte solche allgemeine Beschickung kaum bewältigen können, wie groß wir auch die bauliche Anlage einerseits, und wie klein und bescheiden die Ansprüche der eintreffenden Aebte andererseits annehmen mögen. Wir treffen also wohl das Richtige, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß regelmäßige Beschickungen des Generalkapitels nicht stattfanden, anderweitige Beziehungen aber, wenn auch nicht regelmäßig, so doch vielfach unterhalten wurden. Mehrere Urkunden thun solcher Beziehungen direkt Erwähnung, und auch anderes spricht dafür, daß unser märkisches Kloster in Citeaux einen guten Klang hatte und mit Vorliebe am Bande auszeichnender

Abhängigkeit geführt wurde. Schon die Lage Lehnin's, an der Grenze aller Cultur, kam ihm zu statten. Die näher an Citeaux gelegenen Klöster waren Klöster, wie andere mehr; während allen denjenigen eine gesteigerte Bedeutung beiwohnen mußte, die, als vorgeschobenste Posten, in die kaum bekehrte slavisch-heidnische Welt hineinragten. Ist doch die polnische Abzweigung der römischen Kirche bis diesen Tag eine Lieblingstochter des Papstthums geblieben. Die Analogien ergeben sich von selbst.

Die Lehniner Aebte hatten Bischofs-Rang, und sie wohnten und lebten demgemäß. Das Lehniner Abthaus, das, an der Westfront der Kirche gelegen, bis diesen Augenblick steht, zeigt zwar keine großen Verhältnisse, aber dies darf uns nicht zu falschen Schlüssen verleiten; es war überhaupt keine Zeit der großen Häuser. Außerdem hatten die Lehniner Aebte, ebenso wie die Bischöfe von Havelberg und Lebus ihr „Stadthaus" in Berlin, und es scheint, daß dies letztere von größeren Verhältnissen war. Ursprünglich stand es an einer jetzt schwer zu bestimmenden Stelle der Schloßfreiheit, höchst wahrscheinlich da, wo sich jetzt das große Schlütersche Schloßportal erhebt; der Schloßbau unter Kurfürst Friedrich dem Eisernen aber führte zu einer tauschweisen Ablösung dieses Besitzes, und das Stadthaus für die Lehniner Aebte ward in die Heilige Geist-Straße verlegt (jetzt 10 und 11, wo die kleine Burgstraße thorartig in die Heilige Geist-Straße einmündet). Das Haus markirt sich noch jetzt als ein alter Bau.

Länger als viertehalb hundert Jahre gab es Aebte von Lehnin, und wir können ihre Namen mit Hülfe zahlreicher Urkunden auf und ab verfolgen. Dennoch hält es schwer, die Zahl der Aebte, die Lehnin von 1180 bis 1542 hatte, mit voller Bestimmtheit festzustellen. Durch Jahrzehnte hin begegnen wir vielfach einem und demselben Namen, und die Frage entsteht, haben wir es hier mit ein und demselben Abt, der zufällig sehr alt wurde, oder mit einer ganzen Reihe von Aebten zu thun, die zufällig denselben Namen führten und durch I., II., III. füglich hätten unterschieden werden sollen. Das Letztere ist

zwar in den meisten Fällen nicht wahrscheinlich, aber doch immerhin möglich, und so bleiben Unsicherheiten. Nehmen wir indeß das Wahrscheinliche als Norm, so ergeben sich für einen Zeitraum von 362 Jahren 30 Aebte, wonach also jeder einzelne 12 Jahre regiert haben würde, was eine sehr glaubliche Durchschnittszahl darstellt. Von allen 30 hat es kein einziger zu einer in Staat oder Kirche glänzend hervorragenden Stellung gebracht; nur Mönch Kagelwit, der aber nie Abt von Lehnin war, wurde später Erzbischof von Magdeburg. Einige indessen haben wenigstens an der Geschichte unseres Landes, oft freilich mehr passiv als aktiv, Theil genommen, und bei diesen, wie auch beim Abte Arnold, dessen privates Schicksal uns ein gewisses Interesse einflößt, werden wir in Nachstehendem länger oder kürzer zu verweilen haben. Wir beginnen mit Johann Siebold, dem ersten Abt, von etwa 1180—1190.

Abt Siebold von 1180—1190.

Abt Siebold oder Sieboldus war der erste Abt von Lehnin, und in derselben Weise, wie der älteste Theil des Klosters, des nun halb in Trümmern liegenden Baues, am besten erhalten geblieben ist, so wird auch von dem ersten und ältesten Abt desselben am meisten und am eingehendsten erzählt. Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volke fort. Freilich gehören alle diese Erinnerungen der Sage und Legende an; historisch verbürgt ist wenig oder nichts, — aber ob Sage oder Geschichte, darf gleichgültig für uns sein, die wir der einen so gern nachforschen wie der andern.

Abt Siebold, so erzählen sich die Lehniner bis diesen Tag, wurde von den umwohnenden Wenden erschlagen, und im Einklang damit lesen wir auf einem alten, halb verwitterten Bilde im Querschiff der Kirche: „Seboldus, primus abbas in Lenyn, a Slavica gente occisus.“

Abt Siebold wurde also erschlagen; gewiß eine sehr ernsthafte Sache; die Geschichte seines Todes indessen wiederzu-

geben ist nicht ohne eigenthümliche Schwierigkeiten, da sich, neben dem Ernsten und entschieden Poetischen, auch Tragikomisches und selbst Zweideutiges mit in diese Geschichte hineinmischt. Und doch ist über diese bedenklichen Partien nicht hinwegzukommen, sie gehören mit dazu; es sei also gewagt.

Abt Siebold und seine Mönche gingen oft über Land, um in den umliegenden Dörfern zu predigen und die wendischen Fischersleute, die zäh und störrisch an ihren alten Götzen festhielten, zum Christenthum zu bekehren. Einstmals, in Begleitung eines einzigen Klosterbruders, hatte Abt Siebold in dem Klosterdorfe Prützke gepredigt, und über Mittag, bei schwerer Hitze heimkehrend, beschlossen Abt und Mönch, in dem nahe beim Kloster gelegenen Dorfe Nahmitz zu rasten, das sie eben matt und müde passirten. Der Abt trat in eines der ärmlichen Häuser ein; die Scheu aber, die hier sein Erscheinen einflößte, machte, das alles auseinander stob; die Kinder versteckten sich in Küche und Kammer, während die Frau, die ihren Mann sammt den andern Fischern am See beschäftigt wußte, ängstlich unter den Backtrog kroch, der nach damaliger Sitte nichts als ein ausgehöhlter Eichenstamm war. Abt Siebold, nichts Arges ahnend, setzte sich auf den Trog, die Kinder aber, nachdem sie aus ihren Schlupfwinkeln allmälig hervorgekommen waren, liefen jetzt an den See und riefen dem Vater und den übrigen Fischersleuten zu: „Der Abt ist da," zugleich beschreibend, in welch eigenthümlicher Situation sie die Mutter und den Abt verlassen hatten. Die versammelten Fischersleute gaben dem Wort die schlimmste Deutung, und der bittre Groll, den das Wendenthum gegen die deutschen Eindringlinge unterhielt, brach jetzt in helle Flammen aus. Mit wildem Geschrei stürzten alle in's Dorf, umstellten das Haus und drangen auf den Abt ein, der sich, als er wahrnahm, daß ihm dieser Angriff gelte, sammt seinem Begleiter durch die Flucht zu retten suchte. Der nahe Wald bot vorläufig Schutz, aber die verfolgenden Dörfler waren ausdauernder als der ältliche und wohlbeleibte Abt, der es endlich vorzog, einen Baum zu erklettern, um, gedeckt durch

das dichte Laubgebüsch desselben, seinen Verfolgern zu entgehn. Der Mönchsbruder eilte inzwischen vorauf, um Hülfe aus dem Kloster herbei zu holen. Abt Siebold schien gerettet, aber ein Schlüsselbund, das er beim Erklettern des Baumes verloren hatte, verrieth seinen Versteck und brachte ihn in's Verderben. Wohl kamen endlich die Mönche und beschworen den tobenden Volkshaufen, von seinem Vorhaben abzulassen. Der Säckelmeister bot Geld, der Abt selbst, aus seinem Versteck heraus, versprach ihnen Erlaß des Zehnten, dazu Feld und Haide, — aber die wilden Burschen bestanden auf ihrer Rache. Sie hieben, da der Abt sich weigerte herabzusteigen, die Eiche um und erschlugen endlich den am Boden Liegenden. — Die Mönche, die den Mord nicht hindern konnten, kehrten unter Mißhandlungen von Seiten der Fischersleute in ihr Kloster zurück und standen bereits auf dem Punkt, wenige Tage später die Mauern desselben für immer zu verlassen, als ihnen, so erzählt die Sage, die Jungfrau Maria erschien und ihnen zurief: Redeatis! Nihil deerit vobis (Kehret zurück; es soll euch an nichts fehlen), Worte, die Allen ein neues Gottvertrauen einflößten und sie zu muthigem Ausharren vermochten. So die Tradition, von der ich bekenne, daß ich ihr Anfangs mißtraute. Sie schien mir nicht den Charakter des 12. Jahrhunderts zu tragen, indem das Mönchthum, gehoben und miterfüllt von den großen Ideen jener Zeit, auch seinerseits ideeller, geheiligter, reiner dastand, als zu irgend einer anderen Epoche kirchlichen Lebens. Abt und Mönche von Lehnin, so schloß ich weiter, gaben damals, in der Blüthezeit des Cistercienserthums, schwerlich zu Eifersuchtsausbrüchen der wendischen Bevölkerung irgend welche Veranlassung, und so konnte auch damals, d. h. also Ausgangs des 12. Jahrhunderts, keine Geschichte entstehen, die namentlich in ihrer populärsten Fassung (von der ich, wie billig, Abstand genommen habe), weit etwas anders als ein bloßes Mißtrauen in die kirchlichen Absichten des Abtes Siebold durchblicken läßt. Auch jetzt noch setze ich Zweifel in die volle Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung.

Ich bin vielmehr der Ansicht, daß wir es hier mit einer im Lauf der Zeit, je nach dem Bedürfniß der Erzähler und Hörer, mannigfach gemodelten Sage zu thun haben, der, namentlich im 15. Jahrhundert, wo der Verfall des Mönchsthums längst begonnen hatte, ein Liebes-Abenteuer, oder doch der Verdacht eines solchen, statt des ursprünglichen Motivs, nämlich des Racenhasses, untergeschoben wurde.

Soweit meine Zweifel. Auf der andern Seite deutet freilich (von der Backtrog-Episode und andern nebensächlichen Zügen abgesehn) alles auf ein Faktum hin, das in seinem ganzen äußerlichen Verlauf, durch fast 700 Jahre, mit großer Treue überliefert worden ist. Eine Menge kleiner Züge vereinigen sich, um es mindestens höchst glaubhaft zu machen, daß Sieboldus der erste Abt war, daß er wirklich von den Wenden erschlagen wurde, daß sein Eintritt in ein Nahmitzer Fischerhaus das Signal zum Aufstand gab, und daß er, auf der Flucht einen Baum erkletternd, auf diesem Baum sein Versteck, dann unter demselben seinen Tod fand. Die Ueberlieferungen nun, sachliche sowohl wie Erzählungen im Volksmund, die sich auf diese Punkte hin vereinigen, sind folgende:

Im Querschiff der Lehniner Kirche hängt bis diesen Tag ein altes Bild von etwa 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Länge, auf dem wir in zwei Längsschichten oben die Ermordung des Abtes, unten den Auszug der Mönche und die Erscheinung der Jungfrau Maria dargestellt finden. Vor dem Munde der Maria schwebt der bekannte weiße Zettel, auf dem wir die schon oben citirten Worte lesen: Redeatis, nihil deerit vobis. Rechts in der Ecke des Bildes bemerken wir eine zweite lateinische, längere Inschrift, die da lautet:

Anno milleno bis minus uno
Sub patre Roberto coepit Cistertius ordo.
Annus millenus centenus et octuagenus
Quando fuit Christi, Lenyn, fundata fuisti
Sub patre Seboldo, quam Marchio contulit Otto

Brandenburgensis: Aprilis erat quoque mensis.
Hic jacet ille bonus marchravius Otto, patronus
Hujus ecclesiae. Sit, precor, in requie.
Hic jacet et occisus prior abbas, cui paradisus
Jure patet, Slavica quem stravit gens inimica.

Zu deutsch etwa:

Im Jahre 1098 begann, unter dem Pater Robert, der Cistercienser-Orden. Als das Jahr Christi 1180 war, bist du, Lehnin, gegründet worden unter dem Pater Seboldus, welches der Markgraf Otto von Brandenburg dotirt hat; es war auch der Monat April. Hier ruhet jener gute Markgraf Otto, der Schützer dieser Kirche. Er möge in Frieden schlafen. Hier ruht auch der erste gemordete Abt, dem das Paradies mit Recht offen steht, den das feindselig gesinnte Slavenvolk ermordet hat.

Diese Inschrift ist die Hauptsache, besonders durch die Form ihrer Buchstaben. Das Bild selbst nämlich ist eine Pinselei, wie sie von ungeschickten Händen in jedem Jahrhundert (auch jetzt noch) gemalt werden kann, die Inschrift aber gehört einem ganz bestimmten Jahrhundert an. Der Form der Buchstaben nach ist das Bild zu Anfang des 15. Jahrhunderts gemalt, und so ersehen wir denn mit ziemlicher Gewißheit aus diesem Bilde, wie man sich etwa um's Jahr 1400, oder wenig später, im Kloster selbst die Ermordung des Abtes Siebold vorstellte. 200 Jahre nach seinem Tode konnte diese Tradition, zumal bei den Mönchen selbst, durchaus noch lebendig und zuverlässig sein. Die Sagen unterstützen den Inhalt dieses Bildes bis diesen Tag.

Ich sprach Eingangs schon von einem Stücklein Poesie, das mehr oder weniger mit dem Tode des Abtes verknüpft sei, und diese poetische Seite ist wirklich da. Aber sie zeigt sich viel mehr in den gespenstigen Folgen der Unthat als in dieser selbst.

In dem mehrgenannten Dorfe Rahmitz bezeichnet die Ueberlieferung auch heut noch das Gehöft, in das damals der Abt ein-

trat. — Das Haus hat längst einem anderen Platz gemacht, aber ein Unsegen haftet seit jenem Unglückstage an der Stelle. Die Besitzer wechseln, und mit ihnen wechselt die Gestalt des Mißgeschicks, aber das Mißgeschick selber bleibt. Das Feuer verzehrt die vollsten Scheunen, böse Leidenschaften nehmen den Frieden oder der Tod nimmt das liebste Kind. So wechseln die Geschicke des Hauses. Jetzt ist Siechthum heimisch darin, die Menschen trocknen aus, und blut- und farblos, jeder Freude bar, gehen sie matt und müde ihrer Arbeit nach.

Und wie die Tradition im Dorfe selber das Haus bezeichnet, so bezeichnet sie auch in dem schönen Eichenwalde zwischen Rahmitz und Lehnin die Stelle, wo der Baum stand, unter dem die Unthat geschah. Der Stumpf war Jahrhunderte lang zu sehen; daneben lag der abgehauene Stamm, über den keine Verwesung kam und den Niemand berühren mochte, weder der Förster, noch die ärmsten Dorfleute, die Reisig im Walde suchten. Der Baum lag da wie ein herrenloses Eigenthum, sicher durch die Scheu, die er einflößte. Erst im vorigen Jahrhundert kam ein Müller, der lud den Stamm auf und sagte zu den Umstehenden: „Wind und Teufel mahlen gut.“ Aus dem Stamm aber machte er eine neue Mühlenwelle und setzte die vier Flügel daran. Es schien auch alles nach Wunsch gehen zu sollen und die Mühle drehte sich lustig im Winde, aber der Wind wurde immer stärker und in der Nacht, als der Müller fest schlief, schlugen plötzlich die hellen Flammen auf. Die Mühlwelle, in immer rascherem Drehen, hatte Feuer an sich selber gelegt und alles brannte nieder. „Wind und Teufel mahlen gut,“ raunten sich anderen Tags die Leute zu.

Abt Herrmann von 1330—1340.

Abt Siebold wurde etwa um 1190 oder etwas später von den umwohnenden Wenden ermordet. Die Urkunden

erwähnen dieses Mordes nicht, wie denn überhaupt die ziemlich zahlreichen Pergamente aus der askanischen Epoche lediglich Schenkungsurkunden sind. Es vergehen beinahe anderthalb hundert Jahre, bevor wieder ein Lehniner Abt mit mehr als seinem bloßen Namen vor uns hintritt; — dieser Abt ist Herrmann von Pritzwalk. Zwei Urkunden von 1335 und 1337 erwähnen seiner; erst eine dritte indeß, vom Jahre 1339, giebt uns ein bestimmtes Bild des Mannes, freilich kein schmeichelhaftes. Wie weit wir dieser Schilderung zu trauen haben, das wollen wir nach Mittheilung des Hauptinhalts der Urkunde (die ein Erlaß des Papstes Benedikt's XII. an die Aebte von Colbatz, Stolp und Neukampen ist) festzustellen suchen.

Dieser Urkunde nach, die also nichts anders ist, als ein päpstliches Schreiben (Breve), erschien der Mönch Dietrich von Ruppin, ein Mitglied des Lehniner Klosters, im Jahre 1339 vor Papst Benedikt XII. in Avignon und theilte demselben in Gegenwart des Consistoriums mit, daß durch „Anschürung des alten Feindes des Menschengeschlechts" seit etwa 15 Jahren im Kloster Lehnin eine Trennung und Scheidung der Mönche stattgefunden habe, dergestalt, daß die mächtigere Partei, die sich die Loburgsche nenne, einen Terrorismus gegen die schwächere übe und dieselbe weder zu Wort, noch am wenigsten zu ihrem Rechte kommen lasse. An der Spitze dieser stärkeren Partei (der Loburgschen) hätten, bei Bildung derselben, die drei Mönche Theodorich von Harstorp, Nicolaus von Lützow und Herrmann von Pritzwalk gestanden, die denn auch, durch ihre und ihrer Partei Uebergriffe und Machinationen, ohne den kanonisch festgestellten Wahlmodus irgend wie inne zu halten, sich nach einander zu Aebten des Klosters aufgeworfen hätten.

Unter der Regierung dieser drei Eindringlings-Aebte seien alsdann, von den Anhängern der Loburgschen Partei, sowohl innerhalb wie außerhalb des Klosters, die größten Verbrechen begangen worden. So sei unter andern ein Adliger aus der Nachbarschaft, mit Namen Falco, der zur Zeit des Abtes

Nicolaus von Lützow im Kloster ein Nachtlager bezogen habe, von verschiedenen Laienbrüdern des Klosters (darunter namentlich der Anhang des damaligen Mönches, jetzigen Abtes Herrmann) überfallen und sammt seiner Begleitung ermordet worden. Als am andern Morgen das Gerücht von diesem Morde die Klosterzellen erreicht habe, sei Herrmann (genannt von Pritzwalk) mit seinem Anhang an den Ort der That geeilt, und habe denn auch den Ritter Falco, sowie drei seiner Begleiter bereits erschlagen, zwei andre Dienstmannen aber schwer verwundet, im Bettstroh versteckt, vorgefunden. Mönch Herrmann habe nunmehr Befehl gegeben, auch diese Verwundeten zu tödten; die Waffen Falco's aber habe er als Beute an sich genommen und späterhin vielfach gebraucht.

Dieser Mord, so heißt es in der Urkunde weiter, habe alsbald eine mehr als zehnjährige Fehde hervorgerufen, in der durch die Anhänger des Ritters Falco nicht nur drei Laienbrüder und viele Knechte und Schutzbefohlene des Klosters getödtet, sondern auch die Güter desselben durch Raub, Brand und Plünderei verwüstet worden seien, so daß man den Schaden auf über 60,000 Goldgulden geschätzt habe. Während dieser Fehden und Kriegszüge hätten die Mönche zu Schutz und Trutz beständig Waffen geführt, so daß sie, ganz gegen die Ordensregel, im Schlafsaal und Refectorium immer gewaffnet erschienen wären. An den Kämpfen selbst hätten viele der Fratres Theil genommen, andre, namentlich von den Laienbrüdern, hätten das Kloster verlassen und ein anderes Obdach gesucht.

Auch von den Hintersassen des Klosters seien Mord und Brand und Unthaten aller Art verübt worden, als deren moralische Urheber das umwohnende Volk längst gewohnt sei, die Klosterbrüder anzusehen, weshalb denn auch all die Zeit über der Nothschrei zugenommen habe, daß die Lehninschen Mönche vertrieben und durch Ordensbrüder von besserem Lebenswandel ersetzt werden möchten. Bei Gelegenheit dieser Fehden und Kämpfe seien übrigens die beweglichen und unbeweglichen Güter des Klosters vielfach veräußert und verpfändet worden.

Die Urkunde berichtet ferner, daß ein Laienbruder, der bei der Ermordung Falco's mit zugegen war und hinterher den Muth hatte auszusprechen: „daß dieser Mord auf Befehl des Abts und seiner Partei stattgefunden habe," in's Gefängniß geworfen und innerhalb zehn Tagen von den Mönchen der Loburgschen Partei ermordet worden sei. Das päpstliche Schreiben meldet endlich, daß „Dietrich von Ruppin," auf dessen Aussagen sich alles dieses stützte, noch besonders hinzugefügt habe, daß der an der Ermordung Falco's und der Seinen vorzugsweise betheiligte Mönch Herrmann jetzt Abt des Klosters sei, wobei die herrschende Mönchspartei von dem vorgeschriebenen Wahlmodus abermals Umgang genommen und die gesetzlich geregelte Einführung unterlassen habe. Abt Herrmann, dessen Wahl jeder Gesetzlichkeit und Gültigkeit entbehre, habe, wie sein Vorgänger, das Vermögen des Klosters verschleudert, die Ordensregeln mißachtet und ein dissolutes Leben geführt, und als besagter Abt endlich Willens gewesen sei, ihn, den „Dietrich von Ruppin," wegen Dispenses und wegen Absolution für die oben geschilderten Verbrechen an die päpstliche Curie abzusenden, habe er ihn, den Dietrich, — weil derselbe vorher noch Rücksprache in dieser Angelegenheit mit dem Abte eines anderen vorgesetzten Klosters genommen habe, — durch einige Mönche und Conversen gefangen nehmen, in Eisen legen und neun Monate lang in den Kerker werfen lassen, alles mit der ausgesprochenen Absicht, ihn durch schwere Peinigungen vom Leben zum Tode zu bringen. Einen andern Conversen des Klosters aber, mit Namen Geraldus, habe Abt Herrmann wirklich tödten lassen.

Die Urkunde schließt dann mit einer Aufforderung an die obengenannten Aebte von Colbatz, Stolp und Neukampen, den Fall zu untersuchen und darüber zu befinden, damit die Angeklagten, wenn ihre Schuld sich herausstellen sollte, vor dem päpstlichen Stuhle erscheinen und daselbst ihren Urtheilsspruch gewärtigen möchten.

Soweit der Inhalt der Urkunde von 1339. Ob die Aebte sich des mißlichen Auftrags entledigt und, wenn so geschehen,

welche Entscheidung sie getroffen oder welchen Bericht sie an Papst Benedikt gerichtet haben, darüber erfahren wir nichts; übrigens dürfen wir vermuthen, daß, gleichviel, ob die Untersuchung stattfand oder nicht, die Dinge unverändert ihren Fortgang genommen haben werden. Auch sind wir geneigt hinzuzufügen, — mit Recht. Wir setzen nämlich in die Mittheilungen des Mönches Dietrich von Ruppin keineswegs ein unbedingtes Vertrauen und vermuthen darin vielmehr, ohne ihn direkt der Lüge zeihen zu wollen, eine jener halbwahren Darstellungen, die immer da Platz greifen, wo die Dinge von einem gewissen Parteistandpunkte aus angesehen, oder wie hier, Anklagen in zum Theil eigner Angelegenheit erhoben werden. Abt Herrmann scheint uns weit mehr ein leidenschaftlicher Parteimann, als ein Verbrecher gewesen zu sein.

Stellen wir alle Punkte von Belang zusammen, die sich aus den Aussagen Dietrichs von Ruppin ergeben so finden wir

1) daß im Kloster zwei Parteien waren, von denen die stärkere die schwächere terrorisirte und die Aebte aus ihrer, der Majorität, Mitte wählte;

2) daß Ritter Falco von der stärkeren oder Loburgschen Partei ermordet wurde;

3) daß das Kloster nach Dispens und Absolution von Seiten des Papstes verlangte, und

4) daß Dietrich von Ruppin abgeordnet wurde, um die Absolution einzuholen, wegen vorgängiger Plauderei aber ins Gefängniß geworfen wurde.

Unter diesen vier Punkten involvirt der zweite, die Ermordung Falco's, ein schweres und unbestreitbares Verbrechen. Der Umstand indessen, daß Abt Herrmann für sich und sein Kloster nach der Absolution des Papstes verlangte, deutet darauf hin, daß das Geschehene mehr den Charakter einer sühnefähigen Schuld, als den einer schamlosen Missethat hatte. Denn sollte die Gnade des Papstes angerufen werden, so mußten nothwendig Umstände vorauf oder nebenher gegangen sein, die im Stande

waren, eine Brücke zu bauen und für die Schuld bei der Gnade zu plaidiren. Solche entschuldigenden Umstände waren denn wohl auch wirklich da und lagen, wie wir mehr oder weniger aus der Anklage selbst entnehmen können, in dem Parteihaß, der eben damals (mehr denn je vorher oder nachher) die Mark in zwei Theile theilte. Es war die *baierische Zeit*; dies sagt alles. Es waren die Tage, wo die Berliner den Propst von Bernau erschlugen und die Frankfurter (mit gutem Grund) den Bischof von Lebus verjagten; es waren die Tage des Bannes und des Interdikts, Tage, die *dreißig Jahre* währten, und in denen sich das Volk der Kirche so entfremdete, daß es verwundert aufhorchte, als zum ersten Male wieder die Glocken durch's Land klangen. Der alte Kampfesruf „hie Welf, hie Waibling!" schallte wieder aller Orten, und „bairisch oder päpstlich" klang es vor allem auch in der Mark Brandenburg. Lehnin, gehegt und gepflegt vom Kaiser und seiner Partei, war *bairisch*, der märkische Adel (vielfach zurückgesetzt) war *antibairisch*. Aus diesem Zustande ergaben sich Conflikte zwischen dem Kloster und dem benachbarten Adel fast wie von selbst, und die Ermordung *Falco's*, die nach den Aussagen *Dietrichs* von Ruppin einfach wie ein brutaler Bruch der Gastfreundschaft erscheint, war möglicherweise nur blutige Abwehr, nur ein Rache-nehmen an einem Eindringling, der sich stark genug geglaubt hatte, den Klosterfrieden brechen zu dürfen. Ritter *Falco* und die Seinen, wenn sie wirklich Gäste des Klosters waren, waren vielleicht sehr *ungebetene Gäste*, Gäste, die sich nach eigenem Dafürhalten im Kloster einquartiert hatten, vielleicht im Complott mit der *Minorität*, die höchst wahrscheinlich (im Gegensatz zur Loburgschen Partei) zum Papste hielt. *)

*) Daß die Majorität des Klosters und dadurch das Kloster selbst entschieden bairisch war, ergiebt sich unter anderm daraus, daß Papst *Clemens* in seiner Bannbulle vom 14. Mai 1350 eigens Veranlassung nahm, dem *Kloster seine Hinneigung zur Sache des bairischen Hauses vorzuwerfen*. Auch das Erscheinen des Klage führen-

Dies alles sind freilich nur Hypothesen; aber wenn sie auch nicht absolut das Richtige treffen, so lehnen sie sich doch an Richtiges an und schweifen wohl nicht völlig in die Irre.

Was immer aber auch das Motiv dieses Mordes gewesen sein möge, entschuldbarer Parteihaß oder niedrigste Ruchlosigkeit, so viel erhellt aus dieser Ueberlieferung — ihre thatsächliche Begründung immer vorausgesetzt — daß die Tage in Kloster Lehnin nicht immer interesselos verliefen (wie gelegentlich geglaubt worden ist), und daß, wenn wir dennoch im Großen und Ganzen einer gewissen Farblosigkeit begegnen, der Grund dafür nicht darin zu suchen ist, daß überhaupt nichts geschah, sondern lediglich darin, daß das Geschehene nicht aufgezeichnet, nicht überliefert wurde.

Mönch Herrmann, der mit seinem Anhang an die Stätte des Mordes vordringt, die Verwundeten in ihren Strohverstecken tödtet oder tödten läßt, dann selber, während zehnjähriger Fehde, in Schlafsaal und Refectorium die Waffenrüstung Falco's trägt, — das giebt schon ein Bild, dem es keineswegs an Farbe fehlt, auch nicht an jenem Roth, das nun 'mal die Haupt- und Grundfarbe aller Geschichte ist.

Ueber den Ausgang des Abtes Herrmann erfahren wir nichts; sehr wahrscheinlich, daß er noch eine Reihe von Jahren dem Kloster vorstand; — erst 1352 finden wir den Namen eines Nachfolgers verzeichnet.

Abt Heinrich Stich (etwa von 1399—1430).

Heinrich Stich, vor seiner Abtwahl Kellermeister (cellerarius) des Klosters, wurde sehr wahrscheinlich im Jahre 1399 zum Abt gewählt. Seine Regierung fällt in die sogenannte

---

den Mönches vor dem Papst, während ihm doch andere Tribunale, weltliche wie geistliche, so viel näher gelegen hätten, spricht dafür, daß der zu verklagende Abt Herrmann, sammt der Majorität des Klosters, (der Loburg-Partei) antipäpstlich, d. h. also bairisch waren.

„Quitzow-Zeit," und wir werden in Nachstehendem zu berichten haben, wie vielfach gefährdet Kloster Lehnin damals war und wie glücklich es, großentheils durch die umsichtige Leitung seines Abtes, aus allen diesen Gefahren hervorging. Die Geschichte jener Epoche, soweit sie das Kloster berührt, entnehmen wir den Aufzeichnungen Heinrich Stich's selber, der im Jahre 1419 ein Gedenkbuch anzulegen begann, in welchem er, zurückgehend bis auf das Jahr 1401, über die Streitigkeiten des Klosters mit seinen Nachbarn berichtet. Einiges ergänzen wir aus einer andern, ziemlich gleichzeitigen Chronik.

Das Kloster hielt es all die Zeit über, seinen Traditionen getreu, mit der Landesobrigkeit, d. h. also, Abt und Mönche waren im Allgemeinen gegen die Quitzow's. Da indessen die Landesobrigkeit damals sehr schwankend und eine Zeit lang (halb angemaßt, halb zugestanden) bei den Quitzow's selber war, so entstanden daraus sehr verwickelte, zum Theil widerspruchsvolle Verhältnisse, deren Gefahren und Schwierigkeiten nur durch große Klugheit zu überwinden waren. Die schwankenden Verhältnisse nöthigten auch zu einer schwankenden Politik. Die Grundstimmung des Klosters blieb gegen die Quitzow's gerichtet, wiewohl wir einer, indeß jedenfalls nur kurzen Epoche zu erwähnen haben werden, wo das Kloster mit den Quitzow's ging.

Zwischen 1401 und 1403, so scheint es, sammelten die Quitzow's Material gegen das Kloster. In wie weit sie dabei bona fide handelten, ist schwer zu sagen; doch macht ihr Vorgehen allerdings den Eindruck, als hätten sie, voll übermüthigen Machtbewußtseins, die Dinge nur einfach darauf hin angesehen, wie sie ihnen paßten, unbekümmert um den Wortlaut entgegenstehender Urkunden und Verträge. Sie stellten sich zunächst, als machten sie einen Unterschied zwischen dem Abt des Klosters und dem Kloster selbst, und sich das Ansehen gebend, als sei die Persönlichkeit oder der Eigensinn des Abtes an Allem Schuld, verklagten sie ihn beim Convent seines eigenen Klosters. Als diese Klage, wie sich denken läßt, ohne

Einfluß blieb, schritten sie zu einer förmlichen Anklageschrift, in der sie dem Kloster all seine vorgeblichen Vergehen und Eingriffe entgegenhielten. Diese Anklageschrift enthielt, unter vielen andern Paragraphen, drei Hauptpunkte:

1) Das Kloster habe ihnen, den Quitzow's, zweimal den Landschoß verweigert, wiewohl sie doch die „Statthalter in Mark Brandenburg" wären.

2) Das Kloster habe den Quitzow'schen Knechten, auf seinen, des Klosters Gütern jedes Einlager verweigert und die Zuwiderhandelnden mit Mord bedroht.

3) Endlich, das Kloster habe dabei beharrt, die Havel bei Schloß Plaue als sein Eigenthum anzusehn, während sie doch ihnen, den Quitzow's, als den zeitigen Besitzern von Schloß Plaue gehöre, denn weil das Wasser bei dem Schlosse sei, so müßte es auch zu dem Schlosse gehören, und führe das Schloß nicht umsonst den Namen „Schloß Plaue an der Havel."

Abt Heinrich erwiederte auf alle Anklagepunkte in würdiger Weise, alle seine Aussagen urkundlich belegend. Er wies aus den Schenkungsurkunden und verbrieften Gerechtsamen des Klosters nach, daß sie, Abt und Mönche, erstens ihre Güter „in aller Freiheit" besäßen und niemals Landschoß zu zahlen gehabt hätten, daß es zweitens zu ihren vielfach verbrieften Gerechtsamen gehöre, keine Herren, keine Lehnsträger, Ritter oder Knechte wider Willen aufnehmen zu müssen, und daß sie drittens die Havel bei Plaue seit so langer Zeit als Eigenthum besäßen, „daß Niemand dessen anders gedenken möge."

Dieser dritte Punkt, weil es sich dabei um eine Eigenthumsfrage handelte, die den praktischen Leuten des Mittelalters immer die Hauptsache war, bekümmerte den Abt nun ganz besonders. Da man sich nicht einigen konnte, wurden Schiedsrichter vorgeschlagen, wobei Hennig von Stechow und Henning von Groeben als Abgesandte oder Mandatare der Quitzow's auftraten. Das Recht des Klosters indessen war zu klar, als daß die eigenen Vertrauensmänner

(Stechow und Gröben) der Gegenpartei es hätten übersehen oder umdeuten können, und so beschworen sie den Hans von Quitzow, „daß er um Gottes und seiner eigenen Seligkeit willen mit dem Abte nicht hadern und das Kloster sammt seinen Gütern und Besitzungen nicht anfechten möge.“ Aber die Quitzow's — die vielleicht aus politisch-strategischen Gründen in dieser Frage besonders hartnäckig waren — beharrten auf ihrer Forderung und das Kloster mußte schließlich nicht nur auf sein Flußrecht Verzicht leisten, sondern auch noch weitere 100 Mark Silber zahlen, um sich guter Nachbarschaft und der Wohlgewogenheit der mächtigen Familie zu versichern.

Diese Nachgiebigkeit und die damit verknüpften Schädigungen mögen dem Kloster schwer genug angekommen sein; nachdem die Opfer aber einmal gebracht und mittelst derselben die Freundschaft und die guten Dienste der alles vermögenden Quitzow-Sippe gewonnen waren, lag es nun auch in der Politik des Klosters, diese Freundschaft zu pflegen und dadurch den eignen Vortheil nach Möglichkeit zu fördern. Die Niederlage blieb unvergessen, aber so lange kein Stärkerer da war, um diese Niederlage zu rächen, wurde das Joch in Klugheit und Ergebenheit getragen.

Aber dieser Stärkere kam endlich, und ob es nun wieder nur die alte Klosterklugheit war, die in dem Nürnberger Burggrafen sofort den Stärkeren erkannte, oder ob in diesem Fall der heimliche Groll mitwirkte, der all die Jahre über, unter der Maske guter Freundschaft, gegen die Quitzow's unterhalten worden war, — gleichviel, kaum daß der erste Hohenzoller ernstlich Miene machte, eine eigene Macht zu etabliren und den Uebermuth seiner Widersacher zu demüthigen, so sehen wir auch schon Kloster Lehnin unter den Hülfstruppen des neuen Landesherrn, der anders eingreifend, als wie all die Statthalter und Hauptleute vor ihm, in acht Tagen die vier Quitzow-Burgen und mit ihren Burgen auch ihr Ansehen brach. Die Klosterleute von Lehnin lagen (sammt den Bürgern von Belitz, Jüterbog und Treuenbrietzen) vor

Schloß Beuthen und warteten, wie berichtet wird, die Ankunft „der großen Büchse," der sogenannten faulen Grete, ab. Ihr kriegerisches Verdienst scheint also, dieser Andeutung nach zu schließen, kein besonders hervorragendes gewesen zu sein und lediglich in einem geduldigen und möglichst gesicherten Davorstehen bestanden zu haben.

Schwerlich empfanden Abt und Convent einen Gram darüber; es lag ihnen nicht an Kriegsruhm, sondern, wie immer, lediglich an Mehrung und Förderung der Klosterinteressen, an wachsendem Besitz und — guter Nachbarschaft. Diese gute Nachbarschaft hatte Lehnin, das mit den Rochow's grenzte, ein halbes Jahrhundert schmerzlich vermissen müssen. Jetzt traf es sich, daß der Ausgang des Quitzow-Streits unserem Kloster erwünschte Gelegenheit bot, sich auch dieser „guten Nachbarschaft" auf lange Zeit hin zu versichern. In Burg Golzow (dem alten Rochow-Sitz, in der Nähe Lehnin's) war Wichard von Rochow, der treue Anhänger der Quitzow's, gefangen genommen worden. Durch Vermittelung des Abtes, der allen Groll zu rechter Zeit zu vergessen wußte, ward ihm jetzt, dem Wichard, (freilich erst nach Abtretung Potsdams an den Kurfürsten) die Freiheit und — Schloß Golzow zurückgegeben. Beide Theile, der Kurfürst und die Rochow's, wußten es dem Vermittler Dank, und dem Kloster waren zwei Freunde gewonnen. —

Abt Heinrich Stich starb wahrscheinlich um 1430.

Abt Arnold. (Etwa von 1456—1467.)

Die Amtsführung des Abtes Heinrich von 1399 bis etwa um 1430 war in eine unruhige Zeit gefallen, und wir sehen all die Zeit über das Kloster in seinen Verwickelungen nach außen; die Regierung des Abtes Arnold fällt in friedlichere Tage, und die Urkunden, aus jener Zeit her, gönnen uns ausschließlich wieder einen Einblick in innere Streitigkeiten. Sie berichten über Zerwürfnisse, die an die Zustände

unter Abt Herrmann erinnern, wie wir dieselben (ohne weitre Gewähr) nach den Aussagen „Dietrich's von Ruppin" geschildert haben. Hier wie dort begegnen wir Parteiungen und einem siegreichen Auftreten der Majorität, nur mit dem Unterschied, daß sich Abt Herrmann, in seinem Terrorismus, auf die Majorität des Conventes stützte, während Abt Arnold gegen diese Majorität ankämpfte und in diesem Kampfe unterlag.

Die Urkunden aus der etwa zehnjährigen Zeit seiner Verwaltung sind ziemlich zahlreich (20) und sprechen nicht gegen den Abt. Streitigkeiten werden geschlichtet, Vergleiche getroffen, Ländereien empfangen oder ausgegeben — nirgends erhellt aus ihnen ein Zerwürfniß zwischen Abt und Convent. So verlaufen die Dinge oder scheinen sie doch zu verlaufen, bis wir, gleich aus den ersten Urkunden, die in die Regierungszeit seines Nachfolgers fallen, in Erfahrung bringen, daß Abt Arnold „wegen unstatthafter Veräußerung von Klostergütern" abgesetzt und Prior Gallus an seiner Statt zum Abte gewählt worden sei. Wir erfahren ferner, daß inzwischen ein andres deutsches Kloster (Altenberg) den Arnoldus zu seinem Abte ernannt, dieser aber, von seinem jetzigen, dem Altenberger Kloster aus, eine heftige Schmähschrift (libellum infamiae) gegen den Prior und die Mönche von Kloster Lehnin gerichtet, diese Schmähschrift auch zugleich als Anklageschrift beim Generalcapitel in Citeaux eingereicht habe.

Diese Anklageschrift nun, von dem ehemaligen Abte des angeklagten Klosters ausgehend, scheint, wie begreiflich, ihre Wirkung auf das Generalcapitel nicht verfehlt zu haben, und so sehen wir denn im März 1469 die Aebte von Heilsbronn und Erbach als ernannte Untersuchungs-Commissarien in Lehnin eintreffen. Aber gleichzeitig mit ihnen treffen auch, als Zeugen in der Sache zur Begutachtung vorgeladen, die Aebte dreier märkischer Klöster, von Zinna, Chorin und Himmelpfort ein und bezeugen durch ihre Aussage, daß Abt Arnold in der That willkürlich das Klostergut veräußert und somit die Absetzung Seitens des Klosterconvents (der sich dabei

lediglich innerhalb seiner Befugnisse gehalten) durchaus verdient habe. „Was seine Schmähungen aber gegen die sittliche Führung des Klosters angehe, dem er so lange vorgestanden, so treffe ihn — selbst wenn diese Schmähungen begründet sein sollten — die Hauptverantwortlichkeit, da es in zehnjähriger Führung seine Aufgabe gewesen sein würde, diesem Verfall der Sitte zu steuern.“ Auch der Kurfürst (Friedrich der Eiserne), in einem an die Comissarien gerichteten Briefe, nimmt Partei für den Convent gegen den abgesetzten Abt, und so sehen wir denn, ohne daß ein urkundliches Urtheil der Commissare in dieser Streitsache vorläge, den neuen Abt in seinem Amte verbleiben, — eine Thatsache, die genugsam spricht. Ueber den Inhalt der Schmähschrift, des „libellum infamiae,“ erfahren wir nichts; es wird ein Verzeichniß der alten Klostersünden gewesen sein, wie sie entweder überall vorkamen oder doch überall berichtet wurden.

Wenn nun einerseits diese Absetzung Abt Arnolds und seine als Antwort darauf geschriebene Schmähschrift abermals darthun, daß die Tage Kloster Lehnin's durchaus nicht so still-idyllisch verliefen, wie wohl anderer Orten berichtet worden ist, so gewähren uns andrerseits die betreffenden Urkunden noch ein besondres Interesse dadurch, daß sie die Frage in uns anregen: wer war dieser Abt Arnold? welchen Charakters? war er im Recht oder im Unrecht? Freilich nur wenige Anhaltepunkte sind uns gegeben, aber sie rechtfertigen die Annahme, daß er mindestens eben so sehr ein Opfer seiner geistigen Ueberlegenheit, wie seiner Uebergriffe war. Wahrscheinlich gingen diese Uebergriffe zum Theil erst aus dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit hervor. Er war, so vermuthen wir aus einer Reihe kleiner Züge, das, was wir heutzutage einen genialischen aber querköpfigen Gelehrten nennen würden, sehr gescheidt, sehr selbstbewußt, sehr eigensinnig, dabei lauteren Wandels, aber launenhaft und despotisch von Gemüth. Wem schwebten, aus eigener Erfahrung, nicht Beispiele dabei vor! Die Gelehrtenwelt, in ihren besten und energischsten Elementen, war immer

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

reich an Abt Arnold-Charakteren. Was speziell unsren Abt Arnold angeht, so scheint es, das Kloster wollte ihn los sein, weil er geistig und moralisch einen unbequemen Druck auf den Convent ausübte. Daß er, um seines Wissens wie um seines Wandels willen, eines nicht gewöhnlichen Ansehns genoß, dafür spricht nicht nur der Umstand, daß ihn die Urkunden einen professor sacrae theologiae nennen, sondern mehr noch die Thatsache, daß er unmittelbar nach seinem Austritt aus dem Lehniner Kloster zum Abt von Altenberg erwählt wurde. Altenberg, seiner Zeit ein berühmtes Kloster, liegt in der Rheinprovinz, in der Nähe von Coblenz. Wir möchten daraus beinahe schließen, daß er ein Rheinländer, jedenfalls ein Fremder war und an der märkischen Art eben so Anstoß nahm, als Anstoß erregte.

Abt Valentin (Etwa von 1509—1542.)

Valentin war der letzte Abt des Klosters. Die Erscheinung, die sich so oft wiederholt, daß ersterbende Geschlechter und Institutionen vor ihrem völligen Erlöschen noch einmal in altem Glanze aufblühen, wiederholte sich auch hier, und die mehr denn 30jährige Regierung des Abtes Valentin bezeichnet sehr wahrscheinlich den Höhenpunkt im Leben des Klosters überhaupt. Freilich haben wir dabei die glänzende 25jährige Epoche bis 1535 von der darauf folgenden kurzen Epoche bis 1542, die schon den Niedergang bedeutet, zu trennen.

Wir sprechen von der Glanz-Epoche zuerst. Der Besitz — nach den kurzen Gefährdungen während der Quitzow-Zeit — war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen und umfaßte in den Jahren, die der Reformation unmittelbar vorausgingen, 2 Marktflecken, 64 Dörfer, 54 Fischereien, 6 Wasser- und 9 Windmühlen, 14 große Forsten, dazu weite Aecker, Wiesen und Weinberge. Jeder Zweig des Betriebs stand in Blüthe; die Wolle der reichen Schafheerden wurde im Kloster selbst verarbeitet, und die treffliche Wasserverbindung, mittelst der See'n

in die Havel und mittelst der Havel in die Elbe, sicherte dem Kloster Markt und Absatzplätze.

Reich und angesehen wie das Kloster, so angesehen und verehrt war sein Abt. Das Volk hing ihm an, und der Kurfürst Joachim I., — der ihn seinen „Gevatter" nannte, seit Abt Valentin bei der Taufe des zweiten kurfürstlichen Prinzen, des späteren Markgrafen Johann von Küstrin, als Taufzeuge zugegen gewesen war — war dem Abt zu Willen in vielen Stücken. 1509 sprach Joachim die Befreiung des Klosters von kurfürstlichem Jagd-Eingelage „auf Lebenszeit des Abtes" aus, und 1515 ging er weiter und machte aus der zeitweiligen Befreiung eine Befreiung auf immer. Daß das Kloster selber den Tod Valentin's nicht überleben würde, entzog sich damals, 1515, noch jeder Berechnung und Voraussage. Die Wirren und Kämpfe, die bald folgten, ketteten den Kurfürsten, so scheint es, nur fester an unseren Lehniner Abt, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Rathschläge dieses seines „Rathes und Gevatters" nicht ohne Einfluß auf die Entschlüsse waren, die ihn, der Strömung der Zeit und den Beschwörungen der Kurfürstin gegenüber, bei der alten Lehre beharren ließen. Dies einfach als Hartnäckigkeit zu deuten, wäre Irrthum und Thorheit; es war der Ausdruck einer festen Ueberzeugung, was ihn das Schwerere wählen und — gegen den Strom schwimmen ließ. Joachim, fest wie er in seinem Glauben war, war auch fest in seiner Liebe zu Kloster Lehnin, und wiewohl er sich mit keiner Idee lieber und herzlicher getragen hatte, als mit der Gründung eines großen Domstiftes zu Cöln an der Spree (wie es später unter Joachim II. auch wirklich in's Leben trat), so wollte er doch in Lehnin begraben sein, an der Seite seines Vaters, in der Gruft, die schon die alten Askanier ihrem Geschlecht erbaut hatten.

Und unser Lehniner Abt, wie er all die Zeit über der Vertraute seines Fürsten war, so war er auch der Vertrauensmann der Geistlichkeit, und der zunächst Auserwählte, als es galt, den „moenchischen Lärmen" zu beschwichtigen, der in dem

benachbarten Wittenberg immer lauter zu werden drohte. Unser Abt, in der That, schien vor jedem andern berufen, durch die Art seines Auftretens, durch Festigkeit und Milde, dem „Umsichgreifen der Irrlehre," wie es damals hieß, zu steuern, und als Beauftragter des Brandenburger Bischofs (Hieronymus Scultetus) erschien er in Wittenberg, um den Augustiner-Mönch zu warnen. Sein Erscheinen scheint nicht ohne Einfluß auf Luther geblieben zu sein, der nicht nur seinem Freund Spalatinus bemerkte: wie er ganz beschämt gewesen sei, daß ein so hoher Geistlicher (der Bischof) einen so hohen Abt so demüthig an ihn abgesandt habe," sondern auch am 22. Mai 1518 dem Bischof von Brandenburg schrieb: „Ich erkläre hiermit ausdrücklich und mit klaren Worten, daß ich in der Sache des Ablasses nur disputire, aber nichts feststelle."

Abt Valentin, wie wir annehmen dürfen, ging viel zu Hofe, aber wenn schon er häufiger in dem Abthause zu Berlin als in dem Abthause des Klosters selber anwesend sein mochte, so war er doch nicht gewillt, um Hof und Politik willen den unmittelbaren Obliegenheiten seines Amtes, der Fürsorge für das Kloster selber, aus dem Wege zu gehen. Wir sehen ihn, wie er sich das Wachsthum, die Gerechtsame, vor allem auch die Schönheit und die Ausschmückung seines Klosters angelegen sein läßt; er schenkt Glocken, er errichtet Altäre, vor allem zieht er die unter Dürer, Kranach, Holbein eben erst geborene deutsche Kunst in seinen Dienst und ziert die Kirche mit jenem prächtigen Altarschrein,*) der bis auf diesen Tag,

*) Dieser Altarschrein, der jetzt eine Zierde und Sehenswürdigkeit des schönen Brandenburger Domes bildet, hat eine Höhe von etwa 9 Fuß bei circa 12 Fuß Breite. Die Einrichtung ist die herkömmliche: ein Mittelstück mit zwei Flügel- oder Klappthüren, die je nach Gefallen geöffnet oder geschlossen werden können. Das Mittelstück zeigt in seiner schreinartigen Vertiefung die Gestalt der heiligen Jungfrau; rechts neben ihr Paulus mit dem Schwert, zur Linken Petrus mit dem Schlüssel. Diese drei Figuren sind Holzschnitzwerk, buntbemalt, mehr derb characteristisch als schön. Der hohe Kunstwerth des Schreins besteht lediglich

als ein Kunstwerk ersten Ranges erhalten (im Brandenburger Dom), damals der Stolz des Klosters, die Bewundrung der Fremden war. Die wohl erhaltene Unterschrift: „anno dom. 1518 sub d. Valentino Abbate“ hat in aller Sichtlichkeit den Namen Abt Valentin's bewahrt.

Ueber 25 Jahre waren die Wirren der Zeit an Abt Valentin vorübergegangen, das Ausharren seines kurfürstlichen Herrn hatte ihn vor den schwersten Kümmernissen bewahrt, da kam, fast unmittelbar nach dem Regierungsantritt Joachims II., die sogenannte „Kirchenvisitation,“ und auch Lehnin wurde ihr unterworfen. Man verfuhr nicht ohne Milde, nicht ohne Rücksichten der Form, aber in Wahrheit erschienen die Visitatoren zu keinem andern Behuf, als um dem Kloster den Todtenschein zu schreiben. Draußenstehende fingen an es in ihre „Obhut“ zu nehmen, man stellte es unter Curatel. Es ward diese „Obhut“ von Abt und Kloster auch durchaus als das empfunden, was sie war, und ein schwacher

---

in der Schönheit der Malereien, die sich auf beiden Flügeln und zwar auf der Vorder- wie auf der Rückseite derselben befinden. Sind diese Flügel (wie gewöhnlich) geöffnet, so erblicken wir die beiden besonderen Schutzheiligen der Cistercienser, den heiligen Benedikt, aus dessen Orden sie hervorgingen, und den heiligen Bernhard, der den Orden zu höchstem Glanz und Ansehen führte. (Die Cistercienser werden deshalb auch oft Bernhardiner genannt.) Neben den beiden Heiligen stehen die Gestalten der Maria Magdalena und der heiligen Ursula. Auf der Rückseite befinden sich: der heilige Gregorius, St. Ambrosius, St. Augustinus und der heilige Hieronymus, lauter Kirchenväter, die zu dem Klosterleben der katholischen Kirche in besonderer Beziehung stehn. Die Köpfe aller dieser Gestalten, besonders der des St. Benedikt und des heiligen Bernhard (die Frauenköpfe sind weniger vollendet) haben immer für Meisterwerke gegolten und man hat sie ebenso um ihrer Ausführung wie um ihrer Charakteristik willen, abwechselnd dem Albrecht Dürer, dem Lucas Kranach und endlich dem Grunewaldt, einem der besten Schüler Dürers, zugeschrieben. Der letzteren Ansicht ist Ernst Förster in München. Grunewaldt war allerdings speziell durch seine Charakterisirung der Köpfe ausgezeichnet.

Versuch der Auflehnung, ein passiver Widerstand, wurde geübt. Als es sich darum handelte, einem der Klosterdörfer einen neuen Geistlichen zu geben, wurde der alte Abt Valentin aufgefordert, die übliche Präsentation, die Einführung des Geistlichen in die Gemeinde zu übernehmen. Abt Valentin lehnte dies ab, weil er es verschmähte, der Beauftragte, der Abgesandte protestantischer Kirchenvisitatoren zu sein; aber bei diesen bloßen Anfängen eines Widerstandes hatte es sein Bewenden. Der alte Abt, zu hofmännisch geschult, um dem Sohn und Nachfolger seines heimgegangenen Kurfürsten eine ernste Gegnerschaft zu bereiten, zu schwach für den Kampf selbst, wenn er ihn hätte kämpfen wollen, beugte sich ergebungsvoll unter das neue Regiment, und schon zu Neujahr 1542 bittet er den Kurfürsten nicht nur: „ihm und seinem Kloster auch bei veränderten Zeitläuften allezeit ein gnädigster Herre zu sein," sondern fügt auch den Wunsch bei, „daß seine kurfürstliche Durchlaucht ihm und seinen Fratribus, wie bisher, etzliches Wildpret verehren möge."

So verläuft der Widerstreit fast in Gemüthlichkeit, bis im Laufe desselben Jahres der alte Abt das Zeitliche segnet. Sein Tod macht den Strich unter die Rechnung des Klosters; keine Rücksichten auf den „alten Gevatter des Vaters" hemmen länger die Aktion des Sohnes, und der Befehl ergeht an die Mönche: keinen neuen Abt zu wählen. Den Mönchen selber wird freigestellt, ob sie „bleiben oder wandern" wollen, und die Mehrzahl, alles was jung, gescheidt oder thatkräftig ist, wählt das letztere und wandert aus. *)

*) Eine Urkunde vom 8. Dezember 1542 hat uns die Namen von zehn Klosterbrüdern aufbewahrt, die mit Geld und Kleidung („mehr als wir verhofft") ausgerüstet, Lehnin verließen und in die Welt gingen. Es waren: Caspar Welle, Christoph Brun, Martin Uchtenhagen, Joachim Kersten, Joachim Sandmann, Gregorius Kock, Wipertus Schulte, Heinrich Forten, Maternus Meier, Valentin Bissow. Dazu kamen später: Steffen Lindstedt und Johannes Nagel, beide aus Stendal, ferner Gerhard Berch-

Die Alten blieben. Ob sie im Kloster selber ruhig weiter lebten, oder aber, wie andrerseits versichert wird, in dem dritthalb Meilen entfernten, dicht bei Paretz gelegenen Klosterdorfe Neu-Töplitz sich häuslich niederließen, ist nicht mehr mit voller Gewißheit festzustellen gewesen. Gleichviel aber auch, wo sie den Rest ihrer Tage beschlossen, sie beschlossen sie ruhig, friedfertig, ergeben, ohne jede Spur von Märtyrerschaft, ohne den kleinsten Schimmer von jenem Goldglanz um ihr Haupt, den zu allen Zeiten das Einstehn für eine Idee verliehen hat.

Die letzten Lehniner standen für nichts ein, als für sich selbst, und das letzte Lebenszeichen, das wir, überliefert von ihnen, besitzen, ist eine Bitte des „Priors, Subpriors und Seniors so zu Lehnin verharren," worin sie ihren gnädigsten Herrn und Kurfürsten ersuchen, unter vielen andern Dingen jedem Einzelnen auch folgendes zu gewähren:

Mittagessen: 4 Gerichte; Abendessen: 3 Gerichte; Bier: 1 Tonne wöchentlich; Wein: 8 Tonnen jährlich; Außerdem zu Neujahr und zu Mitfasten einen Pfefferkuchen.

So erlosch Lehnin. Das 400jährige Klosterleben, das mit der Ermordung Abt Sieblds begonnen hatte, schrieb zum Schluß einen Bitt- und Speisezettel, es den Räthen ihres gnädigsten Kurfürsten überlassend, „an den obgemeldeten Artikeln zu reformiren nach ihrem Gefallen."

---

sow und Hieronymus Teuffel. Einige von diesen Namen: Uchtenhagen, Lindstedt, Teuffel, waren Adelsnamen, doch ist nicht zu ersehn, ob die obengenannten Drei von adliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Im Allgemeinen traten hierlands fast nur Bürgerliche in den Cistercienser-Orden ein, während sich in den Nonnenklöstern desselben Ordens fast nur die Töchter adeliger Familien befanden.

3.

Kloſter Lehnin, wie es war und wie es iſt

Kapellen
Das Schiff umſtellen;
In engen
Gängen
Die Lampen hängen,
Und werfen ihre düſtren Lichter
Auf grabſtein-geſchnittene Mönchsgeſichter
* * *
Nach Waltham-Abtei hieher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir chriſtlich beſtatten den Leib
Und für die Seele ſingen.

H. Heine.

Lehnin war nicht nur das älteſte Kloſter in der Mark, es war auch, wie ſchon hervorgehoben, das reichſte, das begütertſte, und demgemäß war ſeine Erſcheinung. Nicht daß es ſich durch architektoniſche Schönheit vor allen andern ausgezeichnet hätte (nach dieſer Seite hin wurde es von Kloſter Chorin übertroffen), aber die Fülle der Baulichkeiten, die ſich innerhalb ſeiner weitgeſpannten Kloſtermauern vorfand, die Gaſt- und Empfangs- und Wirthſchaftsgebäude, die Schulen, die Handwerks- und Siechenhäuſer, die nach allen Seiten hin das eigentliche Kloſter umſtanden, alle dieſe Baulichkeiten, eine gothiſche Stadt im Kleinen, deuteten auf die Ausgedehntheit und Solidität des Beſitzes.

Der ſtattliche Mittelpunkt des Ganzen, die zahlreichen Giebel überragend, war und blieb die hohe Kloſterkirche, deren mit Kupfer gedeckter Mittelthurm dunkel bronzefarben in der

Sonne glänzte. Diese Kirche (das Wesentliche ihrer äußeren Erscheinung habe ich schon beschrieben) war ihrer architektonischen Anlage nach eher schlicht als schön, mehr geräumig als prächtig, aber das Leben und Sterben der Geschlechter, Hoffnung und Bangen, Dank und Reue hatten die weiten Räume im Lauf der Jahrhunderte belebt, und die ursprünglich kahlen Wände und Pfeiler waren unter der Buntheit der Decoration, unter dem wachsenden Einfluß von Licht und Farbe, von Reichthum und Schmuck zu einem immer schöneren und immer imposanteren Ganzen geworden. Seitenaltäre mit Bildern und Crucifixen, Nischen mit Marienbildern und ewigen Lampen (oft gestiftet, um schwere Unthat zu sühnen) zogen sich an Wand und Pfeiler hin, in den langen Seitenschiffen aber lagen die Leichensteine der Aebte, ihr Bild mit Mütze und Krummstab tief in den Stein geschnitten, während an der gewölbten Decke hin, schlanken Leibs und lächelnden Gesichts, die reichvergoldeten Gestalten der Heiligen und Märtyrer schwebten. In einer der Seitenkapellen lag der Grabstein Abt Siebolds, den die Rahmitzer erschlagen hatten.

Einem reichen Schmuck an Bildwerken, an Erinnerungszeichen aller Art begegnete das Auge des Beschauers, wenn es vom Mittelpunkt der Kirche aus in die Kreuz- und Seitenschiffe niederblickte, aber die eigentliche Bedeutung von Kloster Lehnin erschloß sich ihm erst, wenn er, den Blick nach Westen hin aufgebend, sich wandte, um, statt in das Längsschiff hernieder, in den hohen Chor hinauf zu sehn. Unmittelbar vor ihm, in den Fußboden eingelassen, sah er dann schlicht und unscheinbar den Stumpf der Eiche, unter der Markgraf Otto, der Gründer des Klosters, seinen Traum gehabt hatte; zwischen dem Stumpf und dem Altar aber lagen die Grabsteine der Askanier, elf an der Zahl, die hier innerhalb des Klosters, das ihr Ahnherr in's Leben gerufen, ihre letzte Ruhstatt gesucht und gefunden hatten.

Elf Askanier lagen hier, und einträchtig neben ihnen drei aus dem Hause der Hohenzollern, Friedrich mit dem Eisen-

zahn, Johann Cicero und Joachim I. Dieser stand nur ein einzig Jahr in der Gruft (von 1535—36), dann wurde sein Sarg wie der Sarg seines Vaters und Großoheims nach Berlin hin übergeführt, wo ihnen im Dom eine Stätte bereitet war. Jener Tag der Ueberführung der drei Särge von Lehnin nach dem Dom in Cöln an der Spree war recht eigentlich der Todestag Lehnin's. Die Güter wurden eingezogen (wie ich das im vorigen Kapitel erzählt), und innerhalb zwanzig Jahren war die Umwandlung vollzogen — der Klosterhof war ein Amtshof geworden. Der Krieg kam und begann sein Werk der Zerstörung, aber schlimmer als die Hand der Schweden und Kaiserlichen, die hier abwechselnd ihr Kriegswesen trieben, griffen in Zeiten tiefsten Friedens die Hände derer ein, die am ehsten die Pflicht gehabt hätten, diese alte Stätte zu schützen und zu wahren — die Um- und Anwohner selbst. Freilich waren diese Um- und Anwohner zumeist nur solche, die weder selbst, noch auch ihre Väter und Vorväter, das alte Lehnin gekannt hatten. 1691 waren Landleute aus der Schweiz nach Amt Lehnin berufen worden, um bessere Viehzucht daselbst einzuführen. Kloster Lehnin ward nun ein Steinbruch für Büdner und Kossäthen, und Haue und Pickaxt schlugen Wände und Pfeiler nieder. Die Regierungen selbst (namentlich unter Friedrich Wilhelm I.) nahmen an diesem Vandalismus Theil; man wußte nicht was man that, und weil die ganze Zeit diese Pietät nicht kannte, geziemt es sich auch nicht, dem Einzelnen einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die Anschauungsweise theilte, die damals die gültige war. Kloster Lehnin, wär es nach dem guten Willen seiner Schädiger gegangen, würde nur noch eine Trümmerstätte sein, aber das alte Mauerwerk erwies sich als fester und ausdauernder als alle Zerstörungsluft, und so hat sich ein Theil des Baues durch seine eigene Macht und Widerstandskraft bis in unsere Tage hinein gerettet.

Werfen wir einen Blick auf das, was noch vorhanden ist, von der Kirche sowohl wie von der ganzen Kloster-Anlage

überhaupt! Der älteste Theil (der romanische) steht; der gothische Theil liegt in Trümmer. Da wo diese Trümmer an den noch intakt erhaltenen Theil der Kirche sich lehnen, hat man jetzt eine Quermauer gezogen und mit Hülfe dieser das Zerfallene von dem noch Erhaltenen geschieden. Das lange gothische Schiff hat dadurch freilich aufgehört ein Längsschiff zu sein und ist ein Kurzschiff geworden; die Seitenschiffe fehlen ganz, und die Pfeilerarkaden, die sonst aus dem Hauptschiff in die Nebenschiffe führten, bilden jetzt (nachdem die offenen Rundbogen vermauert wurden) die Seitenwände des einen kurzen Schiffs, das überhaupt noch vorhanden ist. An die Stelle frischer Farben ist jetzt die leblose weiße Tünche getreten, und Reparatur bedürftige Kirchenstühle, über denen sich an einer Seite des Schiffs eine ebenfalls hinfällige Empore mit vergilbten Brautkronen und Todtenkränzen entlang zieht, steigern eher die Dürftigkeit des Anblicks, als daß sie ihn minderten. Den Fußboden des Schiffs entlang, abgetreten und ausgehöhlt, liegen rothe Fliesen; die Grabsteine sind fort, ebenso die schwebenden Heiligen mit rothen Bändern und Goldschein hoch oben an der Decke. Alles was einst glänzte und leuchtete ist hin; der Altarschrein mit Schnitzwerk und Bilderpracht hat seine Stelle gewechselt, und statt des Purpurs und Brokats ist die übliche schwarze Decke (die mehr zu einem Trauer- als zu einem Freudenmahle paßt) über den schlichten Altartisch gebreitet. Nur der alte, inzwischen halb zu Stein gewordene Eichenstumpf, die lebendige Wurzel, aus der einst dies Kloster erwuchs, ist ihm geblieben und hat alles überdauert, seinen Glanz und seinen Verfall. Nichts mehr von Nischen und Marienbildern, von Kapellen und askanischen Grabsteinen; nur Otto VI., auch Ottoken genannt, Schwiegersohn Kaiser Rudolphs von Habsburg, der als Akoluth des Klosters verstarb, behauptet — auch in künstlerischer Beziehung ein interessantes Ueberbleibsel aus geschwundener Zeit — seinen Ehrenplatz an alter Stelle. Sein Grabstein liegt mitten im hohen Chor. Die Erinnerungszeichen an Abt Siebold sind zerstört; seine Grabkammer, die noch im vorigen Jahrhundert

existirte, ist niedergerissen, und statt des Grabsteins des Ermordeten, der fünf Jahrhunderte lang seinen Namen und die Daten seines Lebens bewahrt hatte, erzählen nur noch die beiden alten Bilder im Querschiff die Geschichte seines Todes. Diese Bilder, wichtig wie sie sind, sind alles andre eher als ein Schmuck. Zu dem Grauen über die That gesellt sich ein Unbehagen über die Häßlichkeit der Darstellung, die diese That gefunden. Das ursprünglich bessere Bild ist kaum noch erkennbar.

Es ist ein trister Aufenthalt, diese Klosterkirche von Lehnin, aber ein Bild anheimelnder Schönheit thut sich vor uns auf, sobald wir aus der öden freudlosen Kirche mit ihren hohen, weißgetünchten Pfeilern in's Freie treten und nun die Scenerie der unmittelbaren Umgebung auf uns wirken lassen: das Stehengebliebene und das Zerfallene, Altes und Neues, Kunst und Natur. Innen hatten wir die nackte, nur kümmerlich bei Leben erhaltene Existenz, die immer trister ist als Tod und Zerstörung, draußen haben wir die ganze Poesie des Verfalls, den alten Zauber, der überall da waltet, wo die ewig junge Natur das zerbröckelte Menschenwerk liebevoll in ihren Arm nimmt. Hohe Park- und Gartenbäume, Kastanien, Pappeln, Linden, haben den ganzen Bau wie in eine grüne Riesenlaube eingesponnen, und was die Bäume am Ganzen thun, das thun hundert Sträucher an hundert einzelnen Theilen. Himbeerbüsche, von Epheuranken wunderbar durchflochten, sitzen wie ein grotesker Kopfputz auf Säulen- und Pfeilerresten, Weinspaliere ziehn sich an der Südseite des Hauptschiffs entlang, und überall in die zerbröckelten Fundamente nestelt sich jenes bunte, rankenziehende Gestrüpp ein, das die Mitte hält zwischen Unkraut und Blumen. So ist es hier Sommer lang. Dann kommt der Herbst, der Spätherbst, und das Bild wird farbenreicher denn zuvor. Auf den hohen Pfeilertrümmern wachsen Ebreschen und Berberitzensträucher, jeder Zweig steht in Frucht, und die Schuljugend jagt und klettert umher und lacht mit rothen Gesichtern aus den rothen Beeren heraus. Aber wenn die Sonne unter ist, geben sie das Spiel in den Trümmern auf, und wer dann

das Ohr an die Erde legt, der hört tief unten die Mönche singen. Dabei wird es kalt und kälter; das Abendroth streift die Kirchenfenster, und mitunter ist es, als stünde eine weiße Gestalt inmitten der rothen Scheiben. Das ist das weiße Fräulein, das umgeht, treppauf, treppab, und den Mönch sucht, den sie liebte. Um Mitternacht tritt sie aus der Mauerwand, rasch, als habe sie ihn gesehn, und breitet die Arme nach ihm aus; — dann setzt sie sich in den Pfeilerschatten und weint.

Da ist kein Alt-Lehniner, d. h. keiner, dessen Vorfahren noch unter dem Kloster gelebt, der das weiße Fräulein nicht gesehn hätte; nur die reformirten Schweizer und alle die, die nach ihnen kamen, sehen nichts und starren in's Leere. Die Alt-Lehninschen aber sind stolz auf diese ihre Gabe des Gesichts, und sie haben ein Sprüchwort, das diesem Stolz einen Ausdruck giebt. Wenn sie einen Fremden bezeichnen wollen, oder einen später Zugezogenen, der nichts gemein hat mit Alt-Lehnin, so sagen sie nicht: „er ist ein Fremder oder ein Neuer," sie sagen nur: „er kann das weiße Fräulein nicht sehn."

Die Lehninsche Weissagung.

Jetzo will ich, Lehnin, Dir
sorgsam singen die Zukunft,
Die mir gewiesen der Herr, der
einstens alles erschaffen.
Vaticinium Lehninense.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, während der Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. erschienen, an verschiednen Druckorten, theils selbstständig, theils umfangreicheren Arbeiten einverleibt, 100 gereimte lateinische Hexameter (sogenannte Leoninische Verse), die in dunklem Prophetenton über die Schicksale der Mark und ihrer Fürsten sprachen und die Ueberschrift führten: „Weissagung des seligen Bruders Herrmann, weiland Lehniner Mönches, der ums Jahr 1300 lebte und blühte.“ Diese Verse, die sich gleich selbst, in ihrer ersten Zeile, als eine Weissagung ankündigen („Jetzt weissage ich Dir, Lehnin, Dein künftiges Schicksal“) machten großes Aufsehen, da in denselben mit bemerkenswerthem Geschick und jedenfalls mit ungewöhnlicher poetischer Begabung das Aussterben der Hohenzollern in der elften Generation nach Joachim II. und die gleichzeitige Rückkehr der Mark in den Schooß der katholischen Kirche prophezeit wurde. Eine solche Prophezeihung war durchaus dazu angethan, Aufsehn zu erregen, da es auch damals (1721) in Deutschland nicht an Parteien fehlte, die freudig aufhorchten, wenn der Untergang der Hohenzollern in nähere oder fernere Aussicht gestellt wurde. In Berlin selbst, wie sich annehmen läßt, war das Interesse nicht geringer, und man begann nachzuforschen, nach welchem Manuscript die Veröffentlichung dieser Weis-

sagung erfolgt sein könne. Diese Nachforschungen führten zuletzt auf eine mehr oder weniger alte Handschrift, die etwa um 1693 in der nachgelassenen Bibliothek des in dem genannten Jahre verstorbenen Kammergerichtsrath Seidel aufgefunden worden war.

Diese älteste Handschrift, die übrigens nie die Prätension erhob, das räthselvolle Original aus dem Jahre 1300 sein zu wollen, existirte bis 1796 im Staats-Archiv. In eben diesem Jahre wurde sie durch Friedrich Wilhelm II. nach Charlottenburg gefordert und von dort nicht wieder remittirt. Man muß annehmen, daß sie verloren gegangen ist. Die vier ältesten Abschriften, die jetzt noch in der Königlichen Bibliothek vorhanden sind, gehören, ihrer Schrift nach, dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an. Jedenfalls also fehlt nicht nur das wirkliche Original, sondern auch alles, was sich als Original ausgeben könnte! Hiermit fällt die Möglichkeit fort, aus allerlei äußerlichen Anzeichen, wie Handschrift, Initialen, Pergament ꝛc. irgend etwas für die Aechtheit oder Unächtheit beweisen zu wollen, und wir haben die Beweise dafür wo anders zu suchen. Solche Untersuchungen sind denn nun auch, gleich vom ersten Erscheinen der „Weissagung" an, vielfach angestellt worden, und haben im Lauf von anderthalb hundert Jahren zu einer ganzen Literatur geführt. Katholischer- und seit einem Vierteljahrhundert auch demokratischerseits hat man eben so beharrlich die Aechtheit der Weissagung, wie protestantisch-preußischerseits die Unächtheit zu beweisen getrachtet. Nur wenige Ausnahmen von dieser Regel kommen vor. Die demokratischen Paraphrasen und Deutungen, die an die Weissagung anknüpfen, sind sämmtlich tendenziöser Natur, bloße Pamphlete und haben keinen Anspruch, hier ernstlicher in Erwägung gezogen zu werden; sie rühren alle aus den Jahren 1848 und 1849 her und sind eigentlich nichts andres als (damals gern geglaubte) Versicherungen, der Stern der Hohenzollern sei im Erlöschen. Was die katholischen Arbeiten angeht, die alle für die Aechtheit eintreten, so sind sicherlich

viele derſelben bona fide geſchrieben, dennoch haben ſie ſammt und ſonders wenig Werth für die Entſcheidung der Frage, da ſie, ohne der Grundempfindung, aus der ſie hervorgingen, zu nahe zu treten, doch ſchließlich aller eigentlichen Kritik entbehren.

Unter den proteſtantiſchen Gelehrten, die ſich mit dieſer Frage beſchäftigt haben, begegnen wir ſehr bewährten, zum Theil ſogar hervorragenden Namen.

Oberbibliothekar Wilckens, Dr. C. L. Gieſeler, Profeſſor Gieſebrecht, Schulrath Otto Schulz, vor allem Profeſſor Guhrauer in Breslau, meiſt Hiſtoriker, die mit einem großen Aufwand von Studium, Gelehrſamkeit und Scharfſinn die Unächtheit darzuthun getrachtet haben; ſie haben indeſſen, meinem Ermeſſen nach, den Fehler gemacht, daß ſie zu viel und manches an der unrechten Stelle haben beweiſen wollen. Anſtatt einen entſcheidenden Schlag zu thun, haben ſie viele Schläge gethan, und wie es immer in ſolchen Fällen geht, ſind die Schläge nicht nur vielfach nebenbei, ſondern gelegentlich auch zurück gefallen. Man ſchadet einem einzigen, aber ganzen Beweiſe jedesmal dadurch, daß man zur Anfügung vieler Halbbeweiſe ſchreitet, namentlich dann aber, wenn man bei der Anwendung unkünſtleriſch verfährt und ſtatt aus dem Halben zum Ganzen fortzuſchreiten, aus dem Ganzen zum Halben hin die Dinge zurück entwickelt.

Ich ſagte ſchon, die Angreifer hätten vielfach an unrechter Stelle angegriffen; ich muß hinzuſetzen, nicht bloß an unrechter Stelle, ſondern gelegentlich juſt an dem allerſtärkſten Punkt der feindlichen Poſition; dieſer ſtärkſte Punkt der Lehniner Weiſſagung aber iſt meinem Dafürhalten nach ihr Inhalt, ihr Geiſt, ihr Ton.

Sehen wir jetzt, in welcher Weiſe die Angreifer ſich gegen dieſen Inhalt gewandt haben. Sie haben zunächſt als Verdacht erweckende Punkte hervorgehoben, erſtens, daß der Prophet, wenn er denn nun 'mal durchaus ein ſolcher ſein ſolle, vielfach falſch prophezeiht, zweitens aber, daß er in Vor-Hohenzollern-

scher Zeit bereits Anti-Hohenzollersch gesprochen habe. Dies deute auf spätere Zeit, wo es bereits Sympathien und Antipathien in Betreff der Hohenzollern gegeben. Auf beide Einwände ist die Antwort leicht.

Was die Irrthümer des Propheten Herrmann angeht, so hat es sich ja niemals darum gehandelt, endgültig festzustellen, ob Mönch Herrmann richtig prophezeiht habe oder falsch, es hat sich bei dieser Controverse immer nur darum gehandelt, ob er überhaupt geweissagt habe. Wenn nun aber einerseits die Prophetie keine Garantie übernimmt, daß alles Prophezeihte zutreffen muß, so übernimmt sie noch viel weniger — und hiermit fassen wir den zweiten Punkt in's Auge — die Verpflichtung, kommenden Herrscher-Geschlechtern gleichsam in anticipirter Loyalität angenehme Dinge zu sagen. Der Prophet sagt die Dinge so, wie er sie sieht, und kümmert sich nicht darum, wie kommende Zeiten sich zu den Menschen und Thaten stellen werden, die er, lediglich kraft seiner Kraft, vorweg hat in die Erscheinung treten sehn. Nehmen wir einen Augenblick an, die Prophezeihung sei ächt, so liegt doch für einen gläubigen Cistercienser Mönch, der plötzlich, inmitten seiner Visionen, die Gestalt Joachims II. vor sich hintreten sieht, nicht der geringste Grund vor, warum er nicht gegen den Schädiger seiner Kirche und seines Klosters vorweg die heftigsten Invectiven schleudern sollte. Er weiß nicht, daß er Joachim heißen, er weiß auch nicht, daß er einem bestimmten Geschlecht, das den Namen der Hohenzollern führt, zugehören wird, er sieht ihn nur, ihn und die That, die er vor hat — das genügt, ihn zu verwerfen. Dies sagen wir nicht, wie schon angedeutet, zur Rechtfertigung dieser speciellen Prophezeihung oder als Beweis für ihre Aechtheit, sondern nur zur Charakterisirung aller Prophetie überhaupt.

Wenn nun weder die Irrthümer, die mit drunter laufen, noch der antihohenzollernsche Geist, der aus dieser sogenannten Weissagung spricht, etwas irgendwie Erhebliches gegen die Aechtheit derselben beibringen können, so ist doch ein dritter Punkt

allerdings ernster in Erwägung zu ziehn. Alle protestantischen Angreifer der Weissagung (mit Ausnahme W. Meinholds) sind dahin übereingekommen, daß die sogenannte Lehnin'sche Weissagung in ersichtlich 2 Theile zerfalle, in eine größere Hälfte, in der es der, nach Annahme der Gegner, um 1690 lebende Verfasser leicht gehabt habe, über die rückliegenden Ereignisse von 1290 bis 1690 zutreffend zu prophezeihen, und in eine kleinere Hälfte von 1690 an, in der denn auch den vorgeblichen Mönch Herrmann seine Prophetengabe durchaus im Stich gelassen habe. Hätten die Angreifer hierin unbedingt Recht, so wäre der Streit dadurch gewissermaßen entschieden. Indessen existirt meiner Meinung nach eine solche Scheidelinie nicht. Es zieht sich vielmehr umgekehrt ein vieldeutig orakelhafter Ton durch das Ganze hindurch, eine Sprache, die überall der mannigfachsten Auslegungen fähig ist und in der zweiten Hälfte, in räthselvoll anklingenden Worten, ebenso das Richtige trifft wie in der ersten Hälfte. Es ist kein essentieller Unterschied zwischen Anfang und Ende: beide Theile treffen's, und beide Theile treffen es nicht; beide Theile ergehen sich in Irrthümern und Dunkelheiten, und beide Theile blenden durch Lichtblitze, die, hier wie dort, gelegentlich einen völlig visionären Charakter haben.

Beschäftigen wir uns, unter Heranziehung einiger Beispiele, zuerst mit der ersten Hälfte. Wir bemerken hier eine Verquickung jener drei Hauptelemente, die sich durch das Ganze ziehn: Falsches, Dunkles, Zutreffendes. Frappant zutreffend vom katholischen Standpunkt aus sind die 8 Zeilen in der Mitte des Gedichts, die sich auf Joachim I. und II. beziehen. Sie lauten:

Seine (Johann Cicero's) Söhne werden beglückt durch gleichmäßiges Loos;
Allein dann wird ein Weib dem Vaterlande trauriges Verderben bringen,
Ein Weib, angesteckt vom Gift einer neuen Schlange,
Dieses Gift wird auch währen bis in's elfte Glied.

Und dann

Und nun kommt der, welcher Dich, Lehnin, nur allzu sehr haßt,
Wie ein Messer Dich zertheilt, ein Gottesleugner, ein Ehebrecher,
Er macht wüste die Kirche, verschleudert die Kirchengüter.
Geh, mein Volk: Du hast keinen Beschützer mehr,
Bis die Stunde kommen wird, wo die Wiederherstellung (restitutio) kommt.

Die Vorgänge in der Mark in dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, der Uebertritt Elisabeths zur neuen Lehre und die Aufhebung der Klöster durch Joachim II., der die Axt an den Stamm legte, konnten, wir wiederholen von katholischem Standpunkt aus, nicht zutreffender und nicht in besserem Prophetenton geschildert werden. Aber zugegeben nun, daß — wie die Angreifer erwidern — der Verfasser im Jahre 1690 gut prophezeihen hatte in Betreff von Vorgängen, die 150 Jahre zurücklagen, warum, so fragen wir weiter, prophezeihte er theils falsch, theils dunkel in Betreff so vieler anderen Vorgänge, die, wenn 1690 die Scheidelinie ziehen soll, ebenfalls der Vergangenheit angehörten. Nehmen wir ein Beispiel statt vieler, — die Verse, die sich auf George Wilhelm, also auf die Epoche während des 30jährigen Krieges beziehn. Es sind die folgenden:

Nach dem Vater ist der Sohn Herr des Markgrafenthums.
Er läßt nicht viele leben nach ihrem Sinne, ohne sie zu strafen.
Indem er zu stark vertrauet, frißt der Wolf das arme Vieh,
Und es folgt in Kurzem der Diener dem Herrn im Tode.

Die vierte Zeile ist auf den Tod Adam Schwarzenbergs gedeutet worden, wogegen sich nichts sagen läßt. Der Inhalt dieser Zeile träfe also zu. Aber die zweite und dritte geben, wenn man das auch hier vorhandene Dunkel durchdringt, eine Charakteristik der Zeit sowohl wie des Mannes, wie sie nicht leicht falscher gedacht werden kann. Wenn es umgekehrt hieße: „Er ließ alle leben nach ihrem Sinne, ohne sie zu strafen," und „er vertraute (da er bekanntlich immer

schwankte) nicht stark genug" — so würden diese in ihr ursprüngliches Gegentheil verkehrten Sätze um vieles richtiger sein als das, was jetzt dasteht. Wo ist da also das bequeme Prophezeihen nach rückwärts?*)

Vergleichen wir nun damit die Prophezeihungen der zweiten Hälfte, der Epoche nach 1690, wo also der Dichter, selbst wenn er um 1690 schrieb, jedenfalls gezwungen war, in die Zukunft zu blicken.

Ueber Friedrich den Großen**) heißt es (wie nicht geleugnet werden soll mehr dunkel und anklingend als scharf zutreffend):

*) Aus der Epoche von vor 1690 sind auch (aus einem andern Grunde noch, als aus dem eben bei George Wilhelm angeführten) die vier Zeilen merkwürdig, die sich auf Kurfürst Friedrich I., den ersten Hohenzoller, beziehn. Sie lauten:

Wahrheit sprech ich: Dein Stamm, der zu langem Alter bestimmt ist,
Wird einst mit schwacher Gewalt die heimischen Gauen beherrschen,
Bis zu Boden gestreckt, die einst in Ehre gewandelt,
Städte verwüstet und frech beschränkt die Herrschaft der Fürsten.

In diesen vier Zeilen, wenn wir eine post factum Prophezeihung annehmen wollen (was wir, schon hier sei es gesagt, wirklich thun,) erschwert sich der Dichter seine Aufgabe freiwillig, und anstatt im Prophetenton Dinge über die Regierungszeit Friedrichs I. zu sagen, die er 1690 allerdings wissen konnte, ohne ein Prophet zu sein, verschmäht er diese bequeme Aushülfe völlig und knüpft vielmehr Betrachtungen an die Erscheinung des ersten Hohenzollern, die, selbst von 1690 ab gerechnet, noch in der Zukunft lagen. Er machte sich's also nicht leicht, hatte vielmehr immer das Ganze im Auge und prophezeihte auch da noch wirklich und aus eigenstem Antrieb, (man könnte sagen: „seine Mittel erlaubten es ihm"), wo das Prophezeihen post factum einem Stümper in der Prophetie das bequemere und sichrere Auskunftsmittel gewesen sein würde.

**) Die Prophezeihung geht von König Friedrich I. gleich auf Friedrich II. über und überspringt also Friedrich Wilhelm I. Man hat daraus einen Beweis für die Unächtheit herleiten wollen, aber ganz mit Unrecht. Der Prophet (so nehmen wir zunächst an) blickte in die Zukunft, er sah wechselnde Gestalten, und den Soldatenkönig sah

In Kurzem tofet ein Jüngling daher, während die große Gebärerin seufzt;
Aber wer wird vermögen, den zerrütteten Staat wieder herzustellen?
Er wird das Banner erfassen, allein grausame Geschicke zu beklagen haben,
Er will beim Wehen der Südwinde sein Leben dem Festungen vertraun.

oder (nach anderer Ueberſetzung):

Weht es im Süden hinauf, will Leben er borgen den Klöstern.

Dann (Friedrich Wilhelm II.):

Welcher ihm folgt, ahmt nach die bösen Sitten der Väter,
Hat nicht Kraft im Gemüth, noch eine Gottheit im Volke.
Wessen Hülf' er begehrt, der wird entgegen ihm stehen,
Und er im Wasser sterben, das Oberste kehrend zu unterst.

Dann (Friedrich Wilhelm III.):

Der Sohn wird blühen; was er nicht gehofft, wird er besitzen.
Allein das Volk wird in diesen Zeiten traurig weinen;
Denn es scheinen Geschicke zu kommen sonderbarer Art,
Und der Fürst ahnet nicht, daß eine neue Macht im Wachsen ist.

Niemand, der vorurtheilslos an diese Dinge herantritt, wird in Abrede stellen können, daß ganz speciell in den letzten 8 Zeilen Wendungen anzutreffen sind, die von einer frappirenden Zutreffendheit sind, so zutreffend, daß in der ganzen Weissagung nur eine einzige Stelle ist, (jene 8 Zeilen, die sich auf

---

er nicht. Das geistige Auge, — dies müssen wir festhalten, — kann Gegenstände eben so gut übersehen wie das leibliche. Ja, es läßt sich aus dem Fehlen König Friedrich Wilhelms I. viel eher, wenigstens mittelbar, ein Beweis für den wirklich prophetischen Gehalt der Weissagung herleiten. Versucht man nämlich (wie einige gethan haben) das, was sich auf Friedrich den Großen bezieht, auf Friedrich Wilhelm I. zu deuten, so entsteht ein völliger Nonsens, und werden dadurch alle diejenigen schlagend widerlegt, die beweisen möchten, daß diese Sätze überhaupt dunkle Allgemeinheiten seien, die schließlich, bei einiger Interpretationskunst, auf jeden paßten. Man kann aber leicht die Probe machen, daß dies durchaus nicht zutrifft, und daß bestimmte Verse auch nur auf bestimmte Personen passen.

Joachim I. und II. beziehen), die an Charakteriſirung von Zeit und Perſonen damit verglichen werden können. Wenn ausweichend geantwortet iſt, es handle ſich in allen dreien um bloße Allgemeinheiten, ſo iſt das theilweis nicht richtig, theilweis bezeichnet es den Charakter der ganzen Dichtung überhaupt, gleichviel, ob dieſelbe Nahes oder Zurückliegendes in Worte faßt.

Es iſt nach dem allen nicht zu verwundern, daß der Streit über die Aechtheit nach wie vor ſchwebt, und daß die Weiſſagung, ſelbſt unter den Proteſtanten (die im Allgemeinen in Verwerfung derſelben einig ſind), die verſchiedenſten Urtheile erfahren hat. Küſter nennt das Vaticinium einfach ein „Spiel des Witzes“ (lusus ingenii); Guhrauer bezeichnet es als eine lakoniſch-orakelmäßige Darſtellung, die, mit Rückſicht auf die einmal befolgte Tendenz, nicht ohne Geſchick angelegt und durchgeführt worden ſei. Schulrath Otto Schulz geht in ſeinem Unmuth ſchon weiter und iſt der feſten Ueberzeugung, „daß der geſunde Sinn des preußiſchen Volkes dieſe Weiſſagung als die Ausgeburt eines hämiſchen Fanatikers zu würdigen wiſſen werde.“ Profeſſor Trahndorff denkt noch ſchlimmer darüber, indem er ſie gradezu für Teufelswerk ausgiebt; hält ſie aber andererſeits für eine wirkliche, wenn auch diaboliſche Prophezeihung. „Dieſe 100 Verſe,“ ſo ſagt er, „ſind als eine ächte Prophezeihung anzuſehn, aber zugleich wegen des darin waltenden unevangeliſchen Geiſtes als das Werk des Lügengeiſtes zu verwerfen.“ Von Trahndorff zu Meinhold, dem Verfaſſer der Bernſteinhexe, iſt nur noch ein Schritt. Wenn jener die wirkliche Prophezeihung zugegeben hat, ſo fragt es ſich nur noch, ob nicht der Lügengeiſt, den der eine darin findet, durch den andern ohne viel Mühe in einen Geiſt der Wahrheit verkehrt werden kann. Meinhold vollzieht denn auch, wenigſtens für ſeine eigene Perſon, dieſe Umwandlung und verſichert, „daß er beim Leſen dieſer Lehninſchen Weiſſagung die Schauer der Ewigkeit gefühlt habe.“

So weichen selbst protestantische Beurtheiler unter einander ab.

Es wird also schwerlich jemals glücken, aus dem Geist und Inhalt der Prophezeihung, wie so vielfach versucht worden ist, ihre Unächtheit zu beweisen. Diese Dinge appelliren an das Gefühl, und bei dem poetischen Geschick, das aus dem Vaticinium unverkennbar spricht, giebt das Gefühl keine ungünstige Antwort. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn man Geist und Ton der Dichtung durchaus betonen will, beide mehr für die Aechtheit als gegen dieselbe sprechen. Beispielsweise die Schlußzeilen:

Endlich führet das Scepter, der der Letzte seines Stammes sein wird,
Israel wagt eine unnennbare, nur durch den Tod zu sühnende That,
Und der Hirt empfängt die Heerde, Deutschland einen König wieder.
Die Mark vergißt gänzlich aller ihrer Leiden
Und wagt die Ihrigen allein zu hegen, und kein Fremdling darf mehr frohlocken,
Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder erstehen,
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren,
Und kein Wolf stellt mehr dem edlen Schafstalle nach.

Selbst diese matte Uebersetzung der volltönenden Verse des Originals hat noch etwas von prophetischem Klang.

Die Frage wird nicht aus dem Inhalt, sondern umgekehrt einzig und allein aus der Form und aus äußerlich Einzelnem heraus entschieden werden.

Guhrauer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß sich in der Weissagung (Zeile 63) das Wort „Jehovah“ vorfinde, und hat daran die Bemerkung geknüpft, daß dieser Ausdruck („Jehovah“) an Stelle des bis dahin üblichen „Adonai“ erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts gebräuchlich geworden sei; — bis dahin habe man den Ausdruck oder die Lesart „Jehovah“ gar nicht gekannt. Ist diese Bemerkung richtig, so ist sie mehr werth als alle andern Halb-Beweise zusammengenommen. Gleichviel indeß, ob richtig oder nicht, der Weg, der in dieser Guhrauer'schen Bemerkung vorgezeichnet liegt,

ist der einzige, der zum Ziele führen kann. Nur Sprachforscher, Philologen, die ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntniß aller Nüancen mittelalterlichen Lateins, nachzuweisen im Stande sind: „dies Wort, diese Wendung waren im 13. Jahrhundert unmöglich," nur sie allein werden den Streit endgültig entscheiden.

Das Resultat einer solchen Untersuchung, wenn sie stattfände, würde lauten: „unächt." Darüber unterhalte ich keinen Zweifel. Aber auch der Beweis vom Gegentheile würde das alte Interesse an dieser Streitfrage nicht wiederbeleben können. Die Ereignisse nämlich haben die Prophezeihung überholt; seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ist die Prophezeihung einfach falsch geworden, gleichviel ob sie ächt ist oder nicht. Diesen Unterschied zwischen „unächt" und „falsch" ziemt es sich durchaus zu betonen. Schon Guhrauer hat sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß der Text der Prophezeihung ächt und die Prophezeihung selber doch eine falsche, d. h. eine unerfüllt gebliebene sein könne, „eine unerfüllt gebliebene — so fügt er hinzu — gleich so vielen anderen falschen Prophezeihungen, deren Authenticität von niemand bezweifelt worden ist." Friedrich Wilhelm III. war bereits der elfte Hohenzoller nach Joachim II.; der Zeiger an der Uhr ist über die verhängnißvolle Stunde ruhig hinweggegangen, die Hohenzollern leben, und nur die Weissagung (ächt oder nicht) ist todt.

Die Havelſchwäne.

Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das all' um ein Stückchen Brod.
(Ellis Parf.)

Die Havel iſt ein aparter Fluß; man könnte ihn ſeiner Form nach den norddeutſchen oder den Flachlands-Neckar nennen. Er beſchreibt einen Halbkreis, kommt von Norden und geht ſchließlich wieder gen Norden, und wer ſich aus Kindertagen jener primitiven Schaukeln entſinnt, die aus einem Strick zwiſchen zwei Aepfelbäumen beſtanden, der hat die geſchwungene Linie vor ſich, in der ſich die Havel auf unſeren Karten präſentirt. Das Blau ihres Waſſers und ihre zahlloſen Buchten (ſie iſt thatſächlich eine Aneinanderreihung von Seen) machen ſie in ihrer Art zu einem Unikum. Das Stückchen Erde, das ſie umſpannt, eben unſer Havelland, iſt, wie ich in den voraufgehenden Kapiteln gezeigt habe, die Stätte älteſter Kultur in dieſen Landen. Hier entſtanden, hart am Ufer des Fluſſes hin, die alten Bisthümer Brandenburg und Havelberg. Und wie die älteſte Kultur hier geboren wurde, ſo auch die neueſte. Von Potsdam aus wurde Preußen aufgebaut, von Sansſouci aus durchleuchtet. Die Havel darf ſich einreihen in die Zahl deutſcher Kulturſtröme.

Aber nicht von ihren Großthaten gedenke ich heute zu erzählen, nur von einer ihrer Zierden, von den Schwänen.

Diese Schwäne sind auf dem ganzen Mittellauf der Havel zu Hause. Die zahlreichen großen Wasserbecken, die sich hier finden: der Tegler-See, der Wann-See, der Schwilow, die Schlänitz, die Wublitz, sind ihre Lieblingsplätze. Ihre Gesammtzahl beträgt 2000. In früheren Jahren war es nicht möglich, diese hohe Zahl zu erreichen. Während der Franzosenzeit waren sie (ein bequemes Jagdobjekt) zu Hunderten getödtet worden; später wurden die großstädtischen Eiersammler ihrer Vermehrung gefährlich. Erst die Festsetzung strenger Strafen machte diesem Uebelstande ein Ende. Seitdem ist ihre Zahl in einem steten Wachsen begriffen. Wie mächtige weiße Blumen blühen sie über die blaue Fläche hin; ein Bild stolzer Freiheit.

Ein Bild der Freiheit. Und doch stehen sie unter Kontrolle, in Sommertagen zu der Menschen, in Wintertagen zu ihrem eigenen Besten. Im Sommer werden sie eingefangen, um gerupft, im Winter, um gefüttert zu werden. So bringt die Kultur ihre sommerliche Unthat im Winter wieder in Balance. Auf die Procedur des Einfangens kommen wir weiterhin zurück.

Die 2000 Schwäne zerfallen in Schwäne der Ober- und Unter-Havel; das Gebiet der einen reicht von Tegel bis Potsdam, das der andern von Potsdam bis Brandenburg. Die Glienicker Brücke zieht die Grenze. Die Schwäne der oberen Havel stehen unter der Herrschaft der spandauer, die Schwäne der unteren Havel unter der der potsdamer Fischer. Man könnte dieß die Eintheilung der „Provinz Havelschwan" in zwei Regierungsbezirke nennen. Diese großen Bezirke aber zerfallen wieder in eben so viele Kreise, als es Haveldörfer gibt, besonders auf der Strecke von Potsdam bis Brandenburg. Die Uetzer Fischer beherrschen die Wublitz, die Marquardter Fischer den Schlänitz-See, die Fischer von Caput den Schwilow u. s. w. Auf der Unterhavel allein befinden sich gewiß zwanzig solcher Arrondissements, alle mit gewissen Rechten und Pflichten ausgerüstet, aber alle den beiden Hauptstädten dienstbar, alle in Abhängigkeit von Potsdam und Spandau.

Wir wenden uns nun dem Sommerfang der Schwäne zu. Er erfolgt zweimal und hat den doppelten Zweck: den Jung-Schwan zu lähmen und den Alt-Schwan zu rupfen. Ueber die Lähmung ist nicht viel zu sagen; ein Flügelglied wird weggeschnitten, damit ist es gethan. — Desto komplizirter ist der Prozeß des Rupfens. Es geschieht nicht nur zweimal (im Mai und August), sondern auch an zwei verschiedenen Stellen. Die Schwäne der Ober-Havel werden auf dem Pichelswerder, die Schwäne der Unter-Havel auf dem „Depothof" bei Potsdam gerupft. Das Verfahren ist an beiden Orten dasselbe. Wir geben es, wie wir es auf dem Depothof sahen.

Der „Schwanenmeister," Gesammtbeherrscher des ganzen Volkes cygnus zwischen Tegel und Brandenburg, gibt die Ordre: „Am 20. Mai (der Tag wechselt) wird gerupft." Nun beginnt das Einfangen. Die Fischer der verschiedenen Haveldörfer machen sich auf, treiben die auf ihrem Revier schwimmenden Schwäne in eine Bucht oder Ecke zusammen, fahren dann mit einem zehn Fuß langen Hakenstock in die Schwanenmasse hinein, legen den Haken, der wie bei dem Schäferstock eine halboffene Oese bildet, geschickt um den Hals des Schwanes, ziehen ihn heran und in ihr Fahrzeug hinein. Dieß geschieht mit großer Schnelligkeit, so daß binnen ganz kurzer Zeit das Boot mit dicht neben einander hockenden Schwänen besetzt ist und zwar derart, daß die langen Hälse der Schwäne, über die Bootkante fort, nach außen blicken. Ein sehr eigenthümlicher, grotesker Anblick.

In dieser Ausrüstung treffen nun die Boote aus wenigstens zwanzig Dörfern auf dem Depothof ein und liefern ihre Schwanenfracht in die dort befindlichen Hürden ab, von wo sie nach und nach zur Rupfbank geschleppt werden.

Diese Rupfbank ist ein langer Tisch, der in einem mächtigen Schuppen steht. An der einen Seite des Tisches entlang, mit scharfem Auge und flinker Hand, sitzen die Rupfweiber, meist Kietzfischer-Frauen. Ein Schwanenknecht trägt nun Stück auf Stück die Schwäne herein, reicht sie über den Tisch, die Frauen packen zu und klemmen den Hals zwischen die Beine

ein, während der Knecht den auf dem Tische liegenden Schwan festhält. Nun beginnt das Rupfen mit eben so viel Vorsicht als Virtuosität. Erst die Federn, dann die Daunen; kein Fleck von Fleisch darf sichtbar werden. Nach Beendigung der Prozedur aber nimmt der Schwanenknecht den Schwan wieder in seinen Arm, trägt ihn zurück und wirft ihn mit Macht in die Havel. Der Schwan taucht nieder und segelt nun mit aller Gewalt quer über den Fluß, um seinen Quälern zu entfliehen. Bald aber friert ihn, und zunächst sonnige Ufer- und Inselstellen aufsuchend, eilt er erst den zweiten oder dritten Tag wieder seinen Heimatplätzen im Schwilow oder Schlänitz zu.

Einen ganz anderen Zweck, wie schon angedeutet, verfolgt das Einfangen im Winter, wenn die Havel zugeht. Die schönen Thiere würden im Eise umkommen. Sie werden also abermals zusammengetrieben und eingesammelt, um an solche Havelstellen gebracht zu werden, die nie zufrieren, oder doch fast nie zufrieren. Der Prozeß des Einfangens ist derselbe, wie im Sommer, aber nicht der Transport an diese eisfreien Stellen, welche letzteren sich glücklicherweise gerade bei Potsdam selbst, fast mitten in der Stadt befinden. Die Ueberführung in Boote ist jetzt unmöglich, da schon ganze Partieen des Flusses durch Eis geschlossen sind; so treffen sie denn in allerhand Gefährt, in Bauer- und Möbelwagen, selbst in Eisenbahnwaggons in ihrem potsdamer Winterhafen ein.

Sie haben nun wieder sicheres Wasser unter den Füßen, die Gefahr des Erfrierens ist beseitigt, aber die Gefahr des Verhungerns — 2000 Schwäne auf allerkleinstem Terrain — würde jetzt um so drohender an sie herantreten, wenn nicht durch Fütterung für sie gesorgt würde. Diese erfolgt in den Wintermonaten täglich zweimal, Morgens um 8 und Nachmittags um 3 Uhr, immer an derselben Stelle und zwar in der Nähe des Stadtschlosses.

Unmittelbar hinter der Eisenbahnbrücke, am Ende des Lustgartens, ist eine Stelle, welche wegen des starken Stromes nur

ſelten zufriert. Dieſe iſt Rendezvous. Wir geben die 3-Uhr-Fütterung.

Schon um Mittag ziehen ſich die Schwäne von allen noch offenen Stellen der Havel und aus den Kanälen der Stadt in der Nähe der Eiſenbahnbrücke zuſammen. Unruhig ziehen ſie nicht einzeln, ſondern zu Hunderten neben und hintereinander am Ufer hin und her, die alten und erfahreneren aber unter dem letzten Bogen der Eiſenbahnbrücke hindurch, auf eine Stelle, von wo ſie mit hochaufgerecktem Halſe über die Uferbrüſtung hinweg den langen Wallweg hinunter ſehen können, auf dem der Schwanenmeiſter mit ſeinem Kornkarren heranfahren muß. Sie kennen ihn auch ſchon in weiteſter Entfernung, und kaum taucht ſeine Mütze zwiſchen den Bäumen auf, ſo fährt eine ganz beſondere Unruhe in das zahlreiche Rudel. In höchſter Anſtrengung rudern ſie ſofort unter der Eiſenbahnbrücke hindurch, nach dem Futterplatze, und wenn ſie ihn dort noch nicht angekommen ſehen, wieder zurück zu der Stelle, wo ſie ſeine Annäherung beobachten können. Dieſe unruhige Wanderung wiederholt ſich ſo lange, bis der Schwanenmeiſter mit Karre und Gerſtenſack an der Brücke angekommen iſt. Nun entſteht ein wahrer Tumult unter den Thieren. Alles ſtürzt über einander, neben einander hin und reckt die Hälſe, um nur ja keine Bewegung ihres Hüters zu überſehen und den erſten Schaufelwurf zu verſäumen. Noch iſt es indeſſen nicht ſo weit. Der Schwanenmeiſter geht erſt auf die Brücke, um in langgezogenen Tönen ſein „Hans! Hans!“ zu rufen, auf welchen Ruf die etwa noch Verſpäteten von allen Seiten herbei ſchwimmen. So lange dieß Rufen dauert, halten ſich die Schwäne in der Nähe der Brücke. Hört es aber auf, und wendet der Rufende ſich zu dem eigentlichen Fütterungsplatze, ſo rauſcht das ganze Schwanenheer in einer großen, blendend weißen Maſſe, drängend wie ein Keil und gewaltſam wie die Räder eines Dampfſchiffs, im Waſſer neben dem am Ufer gehenden Schwanenmeiſter her. Während der Sack aufgebunden wird, ſchroten ſich einige der Gierigſten über die Eisſchollen und Ränder am Ufer auf das feſte Land, wat-

ſcheln unbehülflich zum Karren, um wo möglich die Erſten zu ſein, die etwas erhalten. Ihre Berechnung wird aber jedesmal getäuſcht, denn, wenn recht viele aus dem Waſſer heraus und andere im Begriff ſind, ihnen zu folgen, wird der Gerſtenkarren raſch auf die entfernteſte Stelle des Futterplatzes geſchoben. Kaum ſehen die auf's Land gekommenen Schwäne, daß ihnen ihre Eile nichts hilft, ſo ſtürzen ſie ſich ſo raſch als möglich in das Waſſer zurück; aber es hält ſchwer, in der dichtgedrängten Maſſe der ſchwimmenden Schwäne ein Fleckchen zu finden, wo ſie noch Platz hätten. Mit einer unglaublichen Gewaltſamkeit drängen die Hinterſten gegen das Ufer. Nun erfolgt der erſte Wurf weit in's Waſſer hinein, und wo die Gerſte das Waſſer berühren kann, verſchwinden im Nu alle Hälſe, und man ſieht plötzlich Hunderte von Zuckerhüten auf dem Waſſer ſchwimmen. Unmittelbar am Ufer aber gelangt die Gerſte gar nicht in's Waſſer, ſondern bleibt auf den dicht aneinander gedrängten Rücken der Schwäne liegen. Um ſie aufzuleſen, verſchlingen die langen Hälſe ſich hin und wieder zu Knoten, ſo daß es oft den Anſchein hat, als könnten ſie kaum wieder auseinander kommen. So weit jeder Wurf reicht, tritt für einige Augenblicke eine gewiſſe Ruhe ein; deſto unruhiger und drängender geht es rings umher zu. Mit Biſſen und Flügelſchlägen ſuchen ſich die Entfernteſten Bahn in den dichten Haufen zu brechen; aber vergebens, denn es kann keines der Thiere Platz machen, wenn es auch wollte, aber es will auch nicht, ſondern beißt und ſchlägt abwehrend auf ſeinen Angreifer los. Wieder kommt ein Wurf und wieder beruhigt ſich eine Gruppe; ein dritter, ein vierter, — der letzte iſt aber noch nicht geſchehen, ſo kommen die, welche zuerſt gefreſſen, ſchon wieder herbeigerauſcht und drängen die Freſſenden zu einem dichten Knäuel. Wild treibende Eisſchollen, vom Föhn durcheinander gewälzte Schneemaſſen, können kein ſeltſameres Bild geben, als dieſe blendend weißen, belebten Körper auf dem dunklen Waſſer der Havel, rings von Eis und Schnee umgeben, ſo daß man kaum unterſcheiden kann,

wo das Eis des Ufers aufhört und der Schwanenknäuel anfängt.

Täglich werden auf diese Weise drei Scheffel Gerste verfüttert. Vergleicht man indessen das Volumen all' dieser herzudrängenden Schwäne mit den anderthalb Scheffeln, die ihnen Morgens und eben so viel Nachmittags zugeworfen werden, so begreift man, daß die Thiere beim Weggehen ihres Pflegers noch ziemlich eben so lange Hälse machen, als bei seinem Kommen. Eine Zeitlang verweilen sie noch; erst wenn sie die Gewißheit haben, daß alles Warten nichts mehr fruchtet, schwimmen sie langsam fort. Zurück bleiben nur noch die Kranken, die jetzt einen Versuch machen, eine kümmerliche Nachlese zu halten und die letzten Körnchen zu entdecken.

Zu der Havelschönheit tragen die Schwäne ein sehr Erhebliches bei. Sie geben dem Strom auf seiner breiten Fläche eine königliche Pracht, und eine schönere Einfassung aller dieser Schlösser und Residenzen ist kaum denkbar. In neuerer Zeit hat man diesen Zauber dadurch noch gesteigert, daß man, durch Unterlassung der Flügellähmung, den Wildschwan wieder hergestellt hat. Man wurde dazu durch verschiedene Rücksichten bestimmt. Das Nächstbestimmende war die größere Schönheit des wilden Schwans; er ziert die Fläche mehr, die er durchschwimmt und sein Flug durch die Luft, den er wenigstens gelegentlich macht, gewährt einen imposanten Anblick. Was aber mehr als diese Schönheitsrücksicht den Ausschlag gab, war der Wunsch, einen neuen jagdbaren Vogel, einen neuen Sport zu schaffen. Es werden jetzt von Zeit zu Zeit Wildschwanen-Jagden abgehalten.

Anfangs, wo man diese Jagden in unmittelbarer Nähe Potsdams abhielt, scheiterten sie. Die Thiere, zu den zahmen Schwänen sich haltend, waren zahm und vertraulich wie diese und entzogen sich kaum der Büchse des Schützen, wenn auch dieser und jener schon dem Blei des letzteren erlegen war, — das war keine Jagd, das war bloßes Todtschießen, und man stand auf dem Punkt, die Sache wieder aufzugeben. Da ent-

deckte man indessen plötzlich, daß der Wildschwan bei Potsdam und der Wildschwan flußabwärts auf den weiten, einsamen Flächen des Schwilow, der Schlänitz und der Wublitz ein ander Ding sei, und eine erste Jagd auf den großen Seen wurde abgehalten. Sie schlug ein. Hier war der Schwan noch scheu, und speziell auf der stillen, abgelegenen Wublitz, auf der eben bloß die gelben Mummeln und die weißen Schwäne zu Hause sind (wohl dreihundert und mehr) bot ein treffliches Jagdrevier. So oft das Boot durch Schilf und Rohr heranschlich, horchte der Wildschwan auf, hier hatte er noch den Instinkt der Gefahr, und wenn der erste Schuß fiel, erhoben sich fünfzig der majestätischen Vögel und rauschten mit schwerem Flügelschlage durch die Luft.

Die Schönheit und Poesie dieses Thieres aber, vor allem die mächtige Schußfläche, die es bietet, werden sehr wahrscheinlich immer ein Hinderniß bleiben, die Schwanenjagd in Jägeraugen zu etwas Ansehnlichem zu machen. Es unterbricht nur 'mal den gewöhnlichen Lauf der Dinge. Ein Zwischengericht, das willkommen ist.

Die Schwäne der Havel bilden auch einen Versandt-Artikel; viele, von näher gelegenen Punkten zu schweigen, gehen bis Petersburg und nach den großen Städten der Union. Mannigfach sind die Versuche, ihn auch an andern Stellen einzubürgern. Es mag indessen lange dauern, ehe der Havel-Schwan übertroffen wird.

Der Limfjord, auf jenen weiten Wasserbassins, wo Tausende von Möven wie weiße Nymphäen schwimmen, bietet ein ähnliches Bild. Aber doch nur ein ähnliches. Die Möve ist eben kein Schwan.

Noch ist die Havel mit ihren 2000 Schwänen unerreicht.

Die Seeſchlacht in der Malche.

Of Nelson and the North
Sing the glorious day's renown.
Thomas Campbell.

Die Mittel-Havel, wie ſchon hervorgehoben, iſt eine lange Kette von Buchten und Seen, die mit dem Tegelſchen See beginnt und mit dem Plauenſchen ſchließt. Am dichteſten gruppiren ſie ſich, dieſe großen havel-geſpeiſten Waſſerbecken, um Potsdam herum, wo wir mehr als einem Dutzend derſelben begegnen, dem Wann-See, der Crampnitz und dem Schwilow, dem Glindower und dem Pleſſow'ſchen See, der Schlänitz, der Wublitz und vielen andren noch.

Eins dieſer Becken, aber weiter aufwärts, unmittelbar nördlich von Spandau, iſt die „Malche," die ſo ziemlich den ganzen Raum zwiſchen dem Eiswerder und der Citadelle füllt. Eine prächtige Breite, die zunächſt einen Wieſenplan und daran anſchließend, den „Saatwinkel" und die Jungfernhaide in Flanke und Rücken hat, während ſich die Baſtionen und der alte Rundthurm der Feſtung in der blauen Tiefe ſpiegeln.

Dieſe Havelbuchtung nun, ſammt ihren Ufern war in der Joachimiſchen Zeit, und zwar im Jahre 1567, der Schauplatz eines „Waſſer- und Landgefechts," über das Leutinger in ſeiner Topographia marchica ausführlich berichtet. Dieſem Berichte entnehmen wir das Folgende:

Kurfürſt Joachim II., unſer allergnädigſter Herr, nachdem er Abends ſpät mit ſeinem Hofſtaate auf der Feſtung Spandow

angekommen war, sandte, um den Bewohnern einen Schrecken zu bereiten, des Morgens ganz früh einige seiner Trabanten nach der Stadt Spandow, zum Hause des damaligen Bürgermeisters Bartholomäus Bier, welchen sie, da noch Alles schlief, mit starkem Pochen an seiner Hausthür erweckten. Da derselbe beim Oeffnen der Thür die Trabanten des Kurfürsten erblickte, und sogleich den Befehl erhielt, sich anzukleiden und die Trabanten zum Kurfürsten nach der Festung zu begleiten, erschrak er sehr und konnte sich nicht darin finden, wie er dazu käme, unter militärischer Gewalt nach der Veste abgeführt zu werden. Seine Frau, welche ebenfalls hinzugekommen war, war noch mehr erschrocken und fing schon ein gewaltiges Klagen an. Zugleich gab ihm der Anführer der Trabanten eine an die ganze Bürgerschaft gerichtete kurfürstliche Ordre. Der Herr Bürgermeister sandte eine Magd eiligst nach dem Stadtdiener Strohband. Dieser, in gleicher Aufregung wie sein Herr, kam halb angekleidet und in Pantoffeln herbei. Er erhielt den Auftrag, sogleich zu allen Viertelmeistern zu gehen, um ihnen den kurfürstlichen Befehl, der ebenfalls auf ein Erscheinen vor dem hohen Herrn hinauslief, bekannt zu machen.

Während nun Strohband lief, um die Bürger zu bestellen, und der Herr Bürgermeister sich in aller Eile angekleidet hatte, mäßigte sich sein Schrecken, weil ihm sein gutes Gewissen sagte, daß der Kurfürst so wenig mit ihm wie mit der Bürgerschaft etwas Schlimmes im Sinne haben könne, da seines Wissens keine Sache vorlag, welche den Unwillen des hohen Herrn verdiente. Nachdem er seine Frau damit getröstet und beruhigt hatte, ging er getrosten Muthes mit den Trabanten ab. Einige alte Frauen und Mägde, welche früh aufgestanden waren, um die Kühe vor den Hirten zu treiben, als sie sahen, daß der gestrenge Herr Bürgermeister in der Mitte von Trabanten des Kurfürsten zur Veste geleitet wurde, kreuzten und segneten sich und liefen schnell, um die Neuigkeit zu hinterbringen. Jeder zerbrach sich den Kopf. Endlich kam denn auch der Krumm-

stock, der allen Bürgern den uns schon bekannten Befehl brachte. Die Neugierde wuchs und die Frauen vergaßen ihre Morgensuppe; aber schon um 6 Uhr Morgens zog die ganze löbliche Bürgerschaft, Viertelmeister und Rathmänner voran, zum Thore hinaus der Festung zu.

Als der Herr Bürgermeister Bier auf der Festung angekommen war, wurde er alsbald dem gnädigen Kurfürsten vorgestellt, und als dieser ihm freundlichst entgegenkam, fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen, und er vernahm nun vom Kurfürsten, daß er sich über den kleinen Schrecken, welchen ihm sein Spaß vielleicht verursacht hätte, beruhigen möchte; indessen wünsche er, daß die Bürgerschaft zu dem Vergnügen, welches er sich heute vorgesetzt habe, ihm willig die Hand bieten möge; er habe nämlich ebenfalls auch die Berliner und Cöllner Bürger dazu beordert, daß sie auf Schiffen mit den Spandauern ein Gefecht bestehen möchten, und selbige hätten sich dazu bereit erklärt und würden wohl bereits dazu unterwegs sein; ein Gleiches wünsche er von ihnen; Waffen habe er mitgebracht, Schiffe möchten sie nehmen, wo sie solche fänden; die Anordnung überließe er dem Bürgermeister, und er mache ihn heut zugleich zum Admiral der Flotte.

Der Zug der Bürger kam indessen auf der Festung an. Der Kurfürst trat ihnen mit seinem Gefolge, den Herrn Bürgermeister in der Mitte, entgegen und sagte ihnen:

„Lieben Kinder, Spandower! Ihr habt wohl wer weiß was gedacht, daß ich Euren Bürgermeister entführt und überhaupt Euch so in Allarm gebracht habe. Indessen ist es so schlimm nicht. Es ist nichts weiter, als daß Ihr Euch heute mit den Berlinern zu Wasser und vielleicht auch zu Lande schlagen sollt. Waffen liegen dort, und Brustharnische und Helmhauben auch; diese nehmt. Der Herr Bürgermeister wird alles weiter anordnen, und wehrt Euch tapfer!"

Nun wurden ihnen hölzerne Spieße, alle von einerlei Länge und Stärke, Helme und Harnische zugetheilt, damit sie sich zum Streit bewaffnen sollten. Jetzt zurückgekehrt zur Stadt,

verwandelte ſich der Schrecken in Jubel und Alles beeiferte ſich, das Seinige beizutragen, um den Spaß vollkommen zu machen.

Da der neue Spandower Groß-Admiral wußte, daß die feindliche Berliner Flotte aus 30 Segeln beſtehen würde, ſo ſuchte er in der Eile aus den ſtets hier beiliegenden Stromſchiffen ebenfalls einige 20 zuſammen zu bringen und ſolche zu bemannen; geübte Steuerleute waren auch bald gefunden und jedes Schiff wurde mit einigen 20 Streitern unter einem Anführer beſetzt.

Auf das Admiralſchiff wurde der Stadtmuſicus beſtellt, und ſo wohl gerüſtet und geordnet erwarteten ſie den Feind.

Die Flotte hatte ſich bei der Feſtung links, vor dem Platze an der hieſigen Schleuſe, vor Anker gelegt. Auch hatte der Herr Bürgermeiſter die Vorſicht gebraucht, die Fiſcher vom Kiez zu beordern, daß ſie mit ihren Kähnen bei der Hand ſein und, wenn einer der Schiffer und Streiter über Bord fiele, denſelben ſogleich retten möchten.

Die Anführer auf den Schiffen waren folgendermaßen vertheilt:

Bürgermeiſter Bartholomäus Bier.
Burghard Margert, } Rathmannen.
Otto Nuttnitz, }
Baſtian Rucken, }
Jacob Marzahn, }
Jonas Backe, Viertelmeiſter.
Peter Schober, do.
Claus Strohband, do.
Hermann Doering, do.
Jürgen Wardenberg, do.

Die übrigen Anführer waren die Bürger: Martin Krokow, Claus Marreligs, Peter Damitz, Andreas Raſchan, Matthis Rürmundt, Sebaſtian Reinicke, Veit Wenzlow, Claus Schumann, Jürgen Rohrſchneider, Kurt Kiepert, Traugott Kühnert,

Gottfried Schönicke, Jonas Müller, Ignatz Rasenack, an der Zahl 24.

Um 9 Uhr endlich sah man die vereinte Berliner und Cöllner Flotte, die sich am Tegelschen See armirt und formirt hatte, die Havel herunter gesteuert kommen; sie steuerten, den Eiswerder rechts lassend, nach der kleinen Malche, und legten sich dort vor Anker, um sich zum Streit noch besser anzuschicken und dann das Signal zu erwarten. Voran lag das Admiralschiff mit dem Berliner Wappen, einem Bären im weißen Felde, am Vordertheil. Alle Schiffe waren mit prächtigen Flaggen und die Segelbäume und Stangen mit bunten Bändern geschmückt, die Steuerleute und Ruderer trugen runde Hüte mit rothen Bändern umwunden und grüne Federbüsche.

Die meisten Schiffe waren mit Zelten von buntbemalter Leinwand überspannt, doch so, das die Streiter, welche mit denselben Waffen wie die Spandower versehen waren, sich auf den Schiffen vertheilt befanden. Alles gewährte einen prächtigen, imposanten Anblick. Freude und Jubel waren unter Begünstigung des schönsten Wetters allgemein.

Endlich wurde von dem Bastion der Festung, auf welchem sich der Kurfürst mit seinem Hofstaate eingefunden hatte und von welchem aus er das Ganze übersehen konnte, das Zeichen zum Angriff durch einen Kanonenschuß und durch den Schall der Trompeten gegeben. Im Nu war jetzt die ganze Wasserfläche, welche den großen und den kleinen Malche-See zwischen der Festung und dem Eiswerder bildet, mit Schiffen bedeckt. Unter dem Donner der Kanonen und dem Schalle der Trompeten, welche unaufhörlich vom Walle der Festung ertönten, bemühten sich beide Parteien, einander so viele Schläge und Stöße zu ertheilen, um wo möglich eine die andere zum Weichen zu bringen. Und wie es denn gewöhnlich zu gehen pflegt, so ging es auch hier, die Gemüther erhitzten sich zu sehr, so, daß das Spandower Admiralschiff zwei von den Berliner Schiffen dergestalt überfuhr, daß deren Steuermänner ins Wasser gestoßen wurden und auch einige Streiter

durch den Stoß über Bord fielen. Durch das Herbeieilen der Fischer wurden diese glücklich wieder herausgefischt.

Nachdem das Gefecht 2 Stunden gedauert hatte und es, trotz der Brustharnische und der Helme, manchen blauen Fleck und Beulen gegeben hatte, auch auf keiner Seite nur ein Haar breit der Sieg gewichen war, wurde das Zeichen zum Abbruch des Gefechts gegeben und die Schiffe zogen sich unter gegenseitigen Drohungen und Neckereien (Leutinger: „Spottereien") der Mannschaften in ihre vorigen Stellungen zurück. Zugleich kam der Befehl, daß der Sieg auf dem Nachmittage zu Lande entschieden werden sollte. Die Berliner verließen ihre Schiffe und lagerten sich dort auf dem Felde, „der Plan" genannt; die Spandower gingen, um sich ihre Beulen zu besehen, einstweilen nach Hause, und die Anführer, um sich zu berathen, wie sie den Nachmittagskampf mit Ehren bestünden. Denn sie verhehlten sich nicht, daß sie, bei ihrer geringeren Zahl, es nur der großen Geschicklichkeit ihrer Steuerleute und Ruderer zu verdanken gehabt hätten, daß sie nicht besiegt worden wären. Auch war gewiß, daß sich die Zahl der Streiter ihrer Feinde aus der Zahl der Schaulustigen aus Berlin noch erheblich vermehren würde. Sie entschlossen sich also, einen Succurs aus dem städtischen Kämmereidorfe Staaken nebst den zur Stadt gehörigen Weinbergen und was sie sonst noch aufzutreiben wußten, herbeiholen zu lassen.

Die Anzahl der Berliner war, wie Leutinger versichert, über 1500 Mann. Die Spandower dagegen waren höchstens 800 Mann.

Der Gottfried Schönicke wurde demnach in aller Stille beordert, ein Pferd zu nehmen und damit nach Staaken zu reiten, um dort die Bauern und Knechte, so viel wie anwesend wären und einen guten Knüppel führen könnten, zusammen zu nehmen, solche quer übers Feld und nach der Gegend der Valentins-Insel zu führen, um von dort auf Kähnen nach dem Saatwinkel geführt zu werden. Dann sollte Schönicke während des Gefechts, unter Begünstigung der vielen Ge-

büsche, durch die Haselhorst den Berlinern in den Rücken fallen.

Der Schönicke führte seine Sache, da er die Kähne dort richtig vorfand, so gut aus, daß er sich schon Nachmittags um 3 Uhr an Ort und Stelle befand, ohne daß die Berliner etwas davon ahnten. Nachmittags um 2 Uhr fing die Anordnung zur Feldbataille an. Es wurden zwei Schlachtordnungen formirt; die erste hatte auf ihrem rechten Flügel die Bürger von Berlin, auf dem linken Flügel standen die Cöllnischen, zum Hinterhalt waren die übrigen Berliner aufgestellt. In der Mitte hielt der Kurfürst mit einem kleinen Theile seiner Trabanten; auf der einen Seite hatten sie die Festung und den Graben, auf dem linken Flügel die Spree, hinter sich aber den Wald.

Diese nun, welche so gut postirt waren, glaubten schon den Sieg in Händen zu haben und triumphirten laut, forderten dabei immer die Spandower auf, heraus zu kommen. Die Spandower hingegen erkannten ihre Schwäche und das Unvortheilhafte ihrer Lage, doch munterten sie sich einander auf und erwarteten nur die Zeit, von der sie glaubten, daß ihr angeordneter Hinterhalt angekommen sein könnte. Sie zogen nun getrost, in kleinere Haufen getheilt, dem Feinde entgegen und der Streit begann. Man hielt sich wacker hüben und drüben. Der Sieg schien nicht zu wissen, wohin er sich neigen solle. Dennoch würden die Spandower schließlich überwunden worden sein, wenn nicht Gottfried Schönicke mit seinen leichten Truppen angekommen wäre. Dieser kam plötzlich von der Haselhorst den Berlinern in den Rücken, der Hinterhalt derselben war bald in die Flucht geschlagen und nun ging's über die Hauptarmee los. Diese sah ihre Gefahr, hielt sich mit Erbitterung noch eine Weile, aber die „Staakenschen" unter Gottfried Schönicke gaben auch hier den Ausschlag und trieben endlich die vereinte Berlin-Cöllnische Armee in die Flucht.

Der Streit war so heftig geworden, daß selbst das Pferd des Kurfürsten von einem Spieße getroffen wurde. Die Nacht brach herein und der Kurfürst ließ nun durch Herolde das Ende

des Streites ausrufen. Dies war ein Glück; die Erbitterung war groß und ohne diesen Abbruch des Gefechts würde Blut geflossen sein.

Die Berliner zogen sich darauf durch den Wald, die Jungfernhaide, nach Berlin zurück und die Spandower hatten die Freude, daß ihnen der Kurfürst sagte: Kinder, ihr habt euch brav geschlagen!

Das Belvedère

im Schloßgarten zu Charlottenburg.

Verschlossene Fenster,
Nichts ein noch aus,
Nur Spinnen und Gespenster
Sind hier zu Haus.

Es regnet. Auf den Plüschbänken des Charlottenburger Omnibus sitzt ein halbes Dutzend fröstelnde Gestalten, gleichgiltig oder verstimmt, jeder einen abtröpfelnden Alpacca in Händen. Keiner spricht. Ein Dunst, wie wenn Wäsche trocknet, nebelt um uns her, und ein Kautschuk-Mantel neben mir ist nicht angethan, die klimatischen Verhältnisse zu bessern.

Es regnet, und am Ende mit Recht. Schreiben wir doch den 19. November! Wer mag da Sonnenschein fordern, wenn es ihn lüstet, den Charlottenburger Schloßgarten zu besuchen. Was von den Menschen gilt, gilt auch von den Tagen; man muß sie nehmen, wie sie sind.

Da ist das „Knie." Seine Rundung ist heute völlig reizlos. Das „türkische Zelt" sieht noch untürkischer aus als gewöhnlich, und bei Morellis hocken drei Sperlinge auf dem schräg gestellten Gartentisch, ziehen die Köpfe ein und schütteln die Federn. Nur die grüne Kuppel des Schlosses hat gewonnen; sie sieht glau aus, frischer als sonst.

An den leeren Gewehrpfosten vorüber, tret' ich an das halboffene Parkgitter; der Thürhüter schüttelt den Kopf. An solchem Tage Besuch! Er scheint die Frage ergründen zu wollen, ob ich Unthat gegen mich oder gegen andere sinne. Ein Unglücklicher oder . . .

„Ich möchte nach dem Belvedère. Erst durch die Orangerie, dann grad' aus; nicht wahr?" So Lokalkenntniß und Unbefangenheit heuchelnd, schreit ich an dem Bediensteten vorüber, der sich schließlich, seinem Mienenspiele nach, damit beruhigt: Freitag ist Besuchstag.

Asternbeete, Balsaminen; dann vorüber an den Kübeln des Gewächshauses; noch ein Fliesengang und die Breite des eigentlichen Parkes liegt vor mir. An der Rückseite des einen Schloßflügels hin stehen die Büsten römischer Kaiser, Nero, Titus, Trajan; mir zunächst Tiberius. An seiner Nase hängt ein Regentropfen, fällt ab und erneut sich wieder. Es sieht so gemüthlich, so einfach-menschlich aus, daß man glauben könnte, seine „Wiederhersteller" hätten Recht.

Weithin sichtbar laufen die Gänge des Schloßgartens bis zum Flusse nieder, parallel mit ihnen ein Wasserbecken, halb Graben, halb Teich. Die Alleen sind kahl. Nur einzelne Bäume, die windgeschützter standen, halten noch das je nach der Art in allen Herbstesfarben spielende Laub fest: die Eiche goldbraun, die Birke orangefarben, der Ahorn gelb; aber die meisten Blätter fielen ab und liegen an tieferen Stellen zusammengeweht, oder schwimmen auf dem Wasser, das uns bis in die Mitte des Parks begleitet.

Hier biegt das Wasser (der Teichgraben) plötzlich rechtwinklig ab und durchschneidet den Weg. Eine Brücke führt darüber hin und unterhält den Verkehr zwischen den beiden Ufern. Diesseits stand ein Alter und harkte das Laub zusammen.

Ist dies die Brücke mit der Klingel?

Ja. Aber es kommt keiner mehr.

Ich weiß, Papa. Die alten Moosköpfe sind todt.

Er nickte und harkte weiter.

In der That befand ich mich an der vielgenannten „Klingelbrücke," einer ehemaligen Besuchsstation des Gartens, die viele Jahre hindurch neben dem Mausoleum ihren Platz behauptet hatte. Der ernsten Erhebung gab man hier ein heitres Nachspiel. Alles drängte herzu; wurde dann die Klingel

gezogen, ſo erſchienen langſam und gravitätiſch, aber immer hungrig, die berühmten Mooskarpfen des Charlottenburger Parkes an der Oberfläche. Uralte Burſche, wenn ich nicht irre, durch König Friedrich Wilhelm I. eigenhändig an dieſer Stelle eingeſetzt. Ein eigenthümlicher Sport, der darauf hinauslief, Hellinge, Milchbrode, Kringel in die immer geöffneten Karpfenmäuler zu werfen, nahm dann ſeinen Anfang. Er erinnerte an Aehnliches im zoologiſchen Garten, und man darf ſagen: wie ſich die Schrippe zum Elephanten verhält, ſo verhielt ſich die Semmel zum Karpfen. Alte Frauen, nicht viel jünger wie die krokodilartigen Ungeheuer der Tiefe, ſaßen hier ſommerlang mit ihrem Backwerk und ſahen aus als gehörten ſie mit dazu. Es hatte etwas Spukhaftes dieſe Altersanhäufung und die Kinderwelt dazwiſchen.

Dieſer Sport indeſſen ſollte plötzlich ein Ende haben. Der Winter 64 kam, das Waſſer fror bis auf den Boden, die Karpfen ſuchten zu retiriren, immer tiefer, aber das Eis kam ihnen nach, und eingemauert in ihrem Moorgrund, waſſer- und luftlos, mußten ſie erſticken. Als im April das Eis aufging, ſtiegen ſie wieder an die Oberfläche, aber todt. Noch am ſelben Tage wurden ſie am Ufer begraben. Es waren 36 Stück, keiner unter 150 Jahre, keiner unter 4 Fuß; alle trugen ſie die Karpfenkrone. „Wir haben nun neue eingeſetzt," brummelte der Alte, „aber was will das ſagen; ſie ſind wie Steckerlinge."

Dieſer wohlgemeinte Satz hatte mir Muth gegeben. „Ich will nach dem Belvedère, Papa."

„Nach's Belfedehr. Ja, ja, da müſſen Sie bis auf die Inſel. Immer grad aus. Die Fähre geht nicht mehr. Aber rechts weg, wo der rothe Werft ſteht, da is'n Steg. Nehmen's ſich in Acht; is alles friſch geſtrichen mit Theer. Da drüber weg."

„Dank ſchön, Papa." Damit ſtapfte ich weiter, durch Laub und aufgeweichte Gänge hin, dem Rande des Parkes zu, voll wachſenden Dankes gegen den Erfinder der Gummiſchuhe. Endlich ſtand ich an einem ſchmalen, von der Spree her abgezweigten Waſſergraben; zwei Pfoſten hüben und drüben und ein Tau

dazwischen zeigten mir, daß dies die Fährstelle sei. Nach rechts hin also mußte die Brücke sein. Richtig. Der frische Theergeruch ließ keinen Zweifel. Ich schritt über die schmale Bohlenlage hin.

Der Regen ließ einen Augenblick nach und gestattete einen Umblick. Ich stand ersichtlich auf einer Insel, der magre Boden mit dünnem Gras überzogen, die Ufer von blutrothem Werft eingefaßt. Nach Westen hin Wiesenland, von Spree-Armen und Eisenbahnbrücken durchzogen; am Horizonte grau in grau der Spandauer Thurm; unmittelbar vor mir aber ein seltsamer, jalousieenreicher Bau, rund, mit vier angeklebten flachen Balconhäusern und einem kupfernen Dachhelm, auf dessen Spize drei Genien mit Genhimmelhaltung eines goldenen Fruchtkorbes beschäftigt waren. Roccoco durch und durch. Im Grundriß ein kurzes Kreuz, mit rundem Mittelstück. Dies war das Belvedère. Die drei Genien mit dem Blumenkorb unverkennbar an das Marmorpalais erinnernd. Die Tage der Lichtenau standen wie auf einen Schlag vor mir: Sentimentalität und Sinnlichkeit, Schäferspiele und kurze Röckchen, Antonius und Cleopatra. Nur alles trivialisirt. Statt des Pharaonenkindes eine Stabstrompetertochter.

Ein Gartenarbeiter, wie ich bald wahrnahm, hatte in einem der angeklebten Häuschen ein Unterkommen gefunden; es fand sich ein Schlüssel, der eine der Hauptthüren öffnete. Das Erdgeschoß, einst als Küchen- und Wirthschaftsraum benutzt, war interesselos; eine schlank gewundene, von einem sauberen Eisengitter eingefaßte Treppe führte in den ersten und zweiten Stock. Wir stiegen hinauf. Ich hatte dieselbe Empfindung, als ging es hinunter in eine Gruft. Abgestorbenes ringsum. Nur mumienhaft erhalten.

Die Einrichtung beider Stockwerke ist dieselbe: ein einziges saalartiges Rundzimmer.

Der Saal des ersten Stockwerkes ist der reichere; der Fußboden parkettirt, die Wände rhombisch getäfelt von rothbraunem Pflaumbaumholz. An der weißen Decke krystallne Leuchter.

Reliefdarstellungen aus dem Apollo- und Diana-Mythus umziehen, halb fries-, halb supraportenartig, die obere Rundung, während Ottomanen und Polsterstühle, in ihren Lehnen selbst wieder geschweift, dem Rund der unteren Boissirung folgen. Zahlreiche Bilder, meist englische Stiche nach den Dramen Shakespeare's, stehen gruppenweis, die Rückseite nach vorn, an den Wänden umher. Die dunkle Täflung, dazu der blaue Moiré, der alle Polster überzieht, geben dem Zimmer einen festlichen, beinah ernsten Charakter.

Anders der Rundsaal des zweiten Stockes. Hier ist dieselbe Art der Ausschmückung, aber in's Heitere übertragen. Wie dort Braun und ein tieferes Blau den Ton angeben, so lacht hier Alles in Weiß und Roth und Gold. Consolen, mit Thongefäßen in gefälliger Form, laufen guirlandenartig um die Rundung her, und die scharlachnen Seidenüberzüge, als sei es an ihrer leuchtenden Pracht nicht genug, haben ihr Roth noch mit bunten Malereien, mit Blumen und Bouquets geschmückt. Wie im Zimmer des ersten Stocks, so lehnen sich auch hier zwei Balkons und ein Cabinet an den Rundbau an; das Cabinet marmorirt und mit Goldbroncen reich verziert.

In diesem Cabinet, nur durch zwei halb zurückgeschlagene Gardinen von dem Rundsaal getrennt, saß König Friedrich Wilhelm II. Es war in den ersten Jahren seiner Regierung. Eine Aufführung schien sich, mit einer Art von Feierlichkeit vorzubereiten. Und so war es. In den goldbroncenen Wandleuchtern brannten ein paar Kerzen, aber ihr Licht, durch die schweren Gardinen zurückgehalten, fiel nur in einzelnen Streifen nach vorn hin in den Saal.

In diesem herrschte Dämmer. Der König hatte den Wunsch ausgesprochen, die Geister Marc Aurel's, des Großen Kurfürsten und des Philosophen Leibnitz erscheinen zu sehen. Und sie erschienen. Wie man dabei verfuhr, darüber bericht' ich an anderer Stelle. Nur dies noch. Dem Könige war gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten; er machte den Versuch, aber umsonst. Es gelang ihm nicht, auch nur einen Laut über

die bebenden Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er nun seinerseits von den heraufbeschworenen Geistern strenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief mit banger Stimme nach seinen Freunden; er bat inständig, den Zauber zu lösen und ihn von seiner Todesangst zu befreien. Nach einigem Zögern trat Bischofswerder in das Cabinet und führte den zum Tode Erschöpften nach seinem Wagen. Er verlangte zur Lichtenau zurückgebracht zu werden, ein Wunsch, dem nicht nachgegeben wurde. So kehrte er noch während derselben Nacht nach Potsdam zurück.

Das war, wie schon angedeutet, muthmaßlich Anfang der 90er Jahre. Bestimmte Zeitangaben fehlen.

Von jenem Abend an stand das Belvedère 50 Jahre lang leer. Es war, als wäre es an dieser Stelle nur aus der Erde gewachsen, um als Rococo-Schaubühne für eine Geisterkomödie, hinterher aber um als Wahrzeichen dafür zu dienen, daß das alles einstens wirklich war.

Durch ein halbes Jahrhundert hin waren alle diese Plätze verfehmt. Marmorpalais, Belvedère, Marquardt, das Ekkardtsteinsche Haus, auch andre noch, man mied sie, man nannte sie kaum. Erst Friedrich Wilhelm IV., innerlich freier, machte einen Versuch, den Bann der 90er Jahre zu durchbrechen. Das Marmorpalais sah wieder Gondeln an seiner Treppe; die Miniatur-Büste der Lichtenau, ein Chef d'oeuvre, wurde an altem Platze aufgestellt; was einst Abneigung erweckt hatte, weckte nur noch Interesse. Auch das Belvedère schien wieder zu Ehren kommen zu sollen. Von seinem Balkone aus sah der heitere König, dessen eigene sittliche Integrität ihm die Milde (auch nach dieser Seite hin) zum Bedürfniß machte, in Dämmerstunden, beim Theegeplauder, das Spreethal hinunter, freute sich der Segelkähne, die kamen und gingen, der langen Züge, die rasselnd, dampfend, vorübersausten, der dunklen Flächen des Grunewaldes hier, der Jungfernhaide dort, endlich des rothen Spandauer Thurms, der die Zickzack-Festungswerke drüben am westlichen Horizont hoch überragte.

Das waren die Rehabilitirungsverſuche für das Charlottenburger Belvedère. Aber ſie kamen und gingen wie bloße Träume. Bald ſchlief der Bau mit ſeinen drei Roccoco-Genien weiter. Er ſchläft noch.

Etwas Unheimliches iſt drum umher, das nicht abzuthun iſt. Was iſt es? Iſt es, weil es ein Spukhaus war, weil Geſpenſter hier umgingen?

Nein, denn man ſpielte hier nur Geſpenſt. Aber faſt ſcheint es, als ob ein doppeltes Grauen eben daraus erwuchs, daß die Geiſter ſelber, die hier auftraten, nur wieder ein Schein, eine Lüge waren.

Die Pfaueninsel.

I.

Die Pfaueninsel bis 1685.

Pfaueninsel! Wie ein Märchen steigt ein Bild aus meinen Kindertagen vor mir auf: ein Schloß, Palmen und Känguruhs; Papageien kreischen; Pfauen sitzen auf hoher Stange oder schlagen ein Rad; Volièren, Springbrunnen, überschattete Wiesen; Schlängelpfade, die überall hin führen und nirgends; ein räthselvolles Eiland, eine Oase, ein Blumenteppich inmitten der Mark.

Aber so war es nicht immer hier. All das zählt erst nach Jahrzehnten und noch zu Ende der 90er Jahre war diese Haveleinsel (übrigens die größte, die die Havel besitzt) eine bloße romantische Wildniß, die sich aus Eichen, Unterholz und allerhand Schlinggewächs zusammensetzte. An manchen Stellen urwaldartig, undurchdringlich. Um das ganze 2000 Schritt lange und über 500 Schritt breite Eiland zog sich ein Gürtel von Uferschilf, darin wildes Geflügel zu Tausenden nistete. Dann und wann, wenn im Grunewald die Jagd tobte, schwamm ein geängsteter Hirsch über die Schmalung an der Südwestspitze und suchte Schutz bei der Einsamkeit der Insel.

So war es unter den Joachims, auch noch unter dem Großen Kurfürsten. Wer nicht ein Jäger war, oder das Schilf am Ufer schnitt, der wußte kaum von einer solchen Insel im Havelstrom, die durch alle Jahrhunderte hin namenlos geblieben war.

Erst 1683, also während der letzten Jahre des Großen Kurfürsten, trat die namenlose Insel, die inzwischen ein

„Kaninchengehege“ empfangen hatte, als Kaninchenwerder in die Geſchichte ein, freilich ohne dadurch irgend etwas anders, als einen Namen gewonnen zu haben. Das Eiland blieb vielmehr bis zu der Eingangs erwähnten Epoche (90er Jahre des vorigen Jahrhunderts) eine abſolute Wildniß, an deren Beſtand auch ein der Kaninchenherrſchaft unmittelbar folgendes Proſpero-Zwiſchenſpiel nicht das geringſte zu ändern vermochte. Im Gegentheil, zu dem Wilden geſellte ſich noch das Grusliche, auch ohne daß von einem Caliban berichtet wird.

Der Proſpero war Johann Kunkel, der Alchymiſt. Er erhielt die Inſel 1685 aus der Hand des Kurfürſten. Bei dieſem Zeitabſchnitt verweilen wir zunächſt.

2.

Die Pfaueninſel von 1685—93.

Johann Kunkel.

„He, Holla, halt,“ ſchreit's hinter ihm, „wir kennen uns, nicht von der Stelle!
Hoch euer Galgenmännlein, doch der kleine rauchige Geſelle!
Und wieder hoch! und dreimal hoch! Alräunchen, Hütchen meinetwegen,
Mag's ferner goldne Eier euch und Andern tolle Bälge legen.“

Annette Droſte-Hülshof.

Johann Kunkel, zu Hütten bei Rendsburg im erſten Viertel des 17. Jahrhunderts geboren, hatte ſich von Jugend auf der Alchymie befleißigt, den Stein der Weiſen geſucht, den Phosphor entdeckt und war 1677 in churſächſiſche Dienſte getreten, wo ihm das für damalige Zeit außerordentlich hohe Gehalt von 1000 Thalern, nebſt Vergütung für alle Materialien, Inſtrumente, Gläſer und Kohlen zugeſagt worden war. Er erhielt aber ſchließlich dieſe Summe nicht ausgezahlt und auf ſeine desfallſige Beſchwerde einfach den Beſcheid: „kann Kunkel Gold

machen, so bedarf er kein Geld; kann er solches aber nicht, warum sollte man ihm Geld geben?"

Die Verlegenheiten, die ihm daraus erwuchsen, veranlaßten ihn, einen Ruf an den brandenburgischen Hof anzunehmen, freilich unter bescheideneren Bedingungen, die aber das Gute hatten, daß sie gehalten wurden. Der große Kurfürst sagte ihm in einer ersten Unterredung, in der diese Dinge zur Sprache kamen: „Ich kann Euch 1000 Thlr. nicht geben, denn ich gebe meinen Geheimen Räthen nicht mehr; um keine Jalousie zu machen, so will ich Euch geben, was ich meinen Geheimen Kammerdienern gebe." So erhielt Kunkel ein Jahresgehalt von 500 Thlr. Er nahm erst die Drewitzer Glashütte in Pacht, wurde dann Compagnon der Glashütte auf dem Hakendamm bei Potsdam, erfand hier das Rubinglas, das zu schönen Pokalen verarbeitet wurde, und erhielt endlich, da es ihm um ein möglichst abgelegenes, schwer zugängliches Plätzchen für seine Arbeiten zu thun war, in dem schon genannten Jahre 1685 den ganzen Kaninchenwerder (Pfaueninsel) zum Geschenk. Die Schenkungsurkunde besagte, daß ihm, unter Befreiung von allen Abgaben, die ganze Insel erb- und eigenthümlich übereignet, das Recht des freien Brauens, Backens und Branntweinbrennens zuerkannt und der Bau einer Windmühle gestattet werden solle, „damit seine Leute nicht gezwungen seien, des Backens und Brauens, des Mahlens und Schrotens halber, die Insel zu verlassen." Gleichzeitig wurde er in seiner Rubinglas-Fabrikation durch ein Privilegium geschützt, wogegen er es übernahm „alljährlich für 50 Thaler Krystallgläser an die Kurfürstliche Kellerei abzuliefern und seine Glaskorallen nur an die Guinea'sche Compagnie zu verkaufen."

Die Errichtung der Glashütte erfolgte bald darauf an der nordöstlichen Seite der Insel dicht am Ufer. Er erbaute besondere Oefen, um die beste Art der Condensirung des Feuers zu ermitteln, kein Fremder durfte die Insel betreten, nur der Kurfürst besuchte ihn wiederholt, um die Anlage des Ganzen, so

wie den Kunstbetrieb kennen zu lernen. Dabei wurde, über die Glasfabrikation hinaus, viel experimentirt.

Worauf diese Bemühungen gerichtet waren, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Daß es sich um Goldmachekunst und um Entdeckung des Steins der Weisen gehandelt habe, ist sehr unwahrscheinlich. Nachweisbar verhielt sich Kunkel gegen solche Versuche, wenigstens wenn sie von andern ausgingen, sehr ablehnend. So entzog ihm denn auch der große Kurfürst nie seine Gnade, wiewohl die Erfolglosigkeit, auch die wissenschaftliche, aller der damals unternommenen Experimente so ziemlich feststeht. Friedrich Wilhelm rechnete (wie Kunkel ihn selbst sagen läßt) die daran gewendeten Summen zu solchen, die er verspielt oder im Feuerwerk verpufft habe. Da er jetzt weniger spiele, so dürfe er das dadurch Gesparte an Forschungen in der Wissenschaft setzen.

Mit dem Hinscheiden des Kurfürsten schied aber auch Kunkel's Ansehen, wenigstens innerhalb der Mark Brandenburg. Man machte ihm den Prozeß auf Veruntreuung und Unterschleif und wenn auch nichts bewiesen werden konnte, eben weil nichts zu beweisen war,*) so mochte er dennoch von Glück sagen, durch eine Aufforderung König Karls XI. von Schweden seiner alten Umgebung entrissen zu werden. Dies war 1692. Er ging nach Stockholm, wurde schwedischer Bergrath und unter

*) Der Prozeß lief im Wesentlichen auf bloße Chikanen hinaus und kann einem keine besonders hohe Meinung von der Rechtspflege jener Epoche beibringen. Der Beklagte sollte eingeschüchtert, abgeschreckt werden. Als ihm Unterschleife nicht nachgewiesen werden konnten, richtete man schließlich die Frage an ihn: was denn bei all dem Laboriren und Experimentiren in mehr als 9 Jahren herausgekommen sei? Das ist nun in der That eine Frage, die schließlich jeden Menschen in Verlegenheit setzen kann, und Kunkel gab die beste Antwort, die er unter so bewandten Umständen geben konnte. Er sagte: „Der hochselige Herr Kurfürst war ein Liebhaber von seltenen und kuriosen Dingen und freute sich, wenn etwas zu Stande gebracht wurde, was schön und zierlich war. Was dies genutzt hat, diese Frage kann ich nicht beantworten."

dem Namen Kunkel v. Löwenstern in den Adelsstand erhoben. Er starb wahrscheinlich 1702.

Sein Laboratorium auf dem Kaninchenwerder hatte nur allerkürzesten Bestand gehabt. Noch vor seiner Uebersiedelung nach Schweden brannten die Baulichkeiten nieder; — am östlichen Ufer der Insel finden sich bis heute einzelne verstreute Schlackenreste, die ungefähr die Stelle angeben, wo die alchymistische „Hütte" stand. Mehr als ein Jahrhundert verging, bevor die Zauberer-Insel zu einer Zauber-Insel wurde.

3.

Die Pfaueninsel unter Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.

Mein Herr ist König im Land,
Ich herrsch' im Garten der Rosen.
Uhland.

Die Anfänge dazu (zur Zauber-Insel) fallen bereits in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. Der Schilfgürtel, der die Insel vor jedem Zutritt zu bergen schien, wurde mittelbar die Ursach, daß sich ihre Schönheit zu erschließen begann. In diesem Schilf nisteten nämlich, wie schon angedeutet, Tausende von Schnepfen und Enten, die den jagdlustigen König, als er davon vernommen, erst bis an den Rand der Insel, dann auf diese selber führten. Einmal bekannt geworden mit dieser Waldesstille, die ihm bald wohler that als die Aufregungen der Jagd, lockte es ihn öfter, vom nahen Marmorpalais, zu Kahn herüber. Aus dem Heiligen See in die Havel, an Sacrow vorüber, steuerte er an heiteren Nachmittagen, umgeben von den Damen seines Hofes, der ihm lieb gewordenen Insel zu, auf deren schönster Waldwiese die reichen orientalischen Zelte, die ihm irgend ein Selim oder Mahmud geschenkt hatte, bereits vorher ausgespannt worden waren. Die Musik schmetterte; Tänze

und ländliche Spiele wechselten ab; so vergingen die Stunden. Erst mit der sinkenden Sonne kehrte man nach dem Marmor-Palais zurück.

Solche Lust gewährten dem Könige diese Fahrten nach der stillen, nahe gelegenen Waldinsel, daß er sich im Jahre 1793 entschloß, dieselbe vom Potsdamer Waisenhause, dem sie durch eine Schenkung Friedrich Wilhelms I. zugefallen war, zu kaufen. Dies geschah und schon vor Ablauf von drei Jahren war das Eiland zu einem gefälligen Park umgeschaffen, mit Gartenhaus und Meierei, mit Jagdschirm und Federviehhaus und einem Lustschloß an der Nordwestspitze. Die Zeichnung zu diesem Lustschloß, so wird erzählt, rührte von der Gräfin Lichtenau her, die das Motiv dazu, während ihrer Reise in Italien, einem verfallenen Schloß entnahm, das zwei, oben mit einer Brücke verbundene Thürme, unten aber, zwischen den beiden Thürmen, ein großes Bogenthor zeigte. Wir halten diese Erzählung für glaubhaft, trotzdem Kopisch sie bezweifelt. Die Lichtenau dilettirte in Kunstsachen und nicht ganz ohne Talent. Esprit und Geschmack zählen zu den Vorrechten aller Damen aus der Schule der Laïs.

Der Bau des Schlosses begann; aber noch eh' dieses und anderes seinen Abschluß gefunden hatte, starb der König und die Annahme lag nahe, daß auch die nun zurückliegenden zehn Jahre unter Friedrich Wilhelm II., genau wie die neun Jahre unter Kunkel, zu einer bloßen Episode im Leben der Pfaueninsel werden würden. Es kam indessen anders. Friedrich Wilhelm III., in allem gegensätzlich gegen seinen Vorgänger und diesen Gegensatz betonend, machte doch mit Rücksicht auf die Pfaueninsel eine Ausnahme und wandte ihr von Anfang an eine Gunst zu, die, bis zur Katastrophe von 1806, alles daselbst Vorhandene liebevoll pflegte, nach dem Niedergange der napoleonischen Herrschaft aber diesen Fleck Erde zu einem ganz besonders bevorzugten machte. Ohnehin zu einem contemplativen Leben geneigt, fand der König, aus den Stürmen des Krieges heimgekehrt, die Einsamkeit dieser Insel anziehender denn zuvor.

Was ihm Paretz zu Anfang seiner Regierung gewesen war, das wurde ihm die Pfaueninsel gegen den Schluß hin. Man schritt zu neuen Anlagen und war bemüht, den Aufenthalt immer behaglicher zu gestalten. Viele Anpflanzungen von Gesträuchen und Bäumen, darunter Rothtannen und Laubhölzer aller Art, fanden statt. Wildfliegende Fasanen machten sich heimisch auf der Insel; neue Bauten wurden aufgeführt. Eine mit Kupfer beschlagene „Fregatte" traf ein, die der Prinz-Regent dem Könige Friedrich Wilhelm III. zum Geschenk gemacht hatte;*) ein russischer „Rollberg" (Rutschbahn) entstand; russische Schaukeln setzten sich in Bewegung. 1821 wurde ein Rosensortiment aus der Nachlassenschaft des Dr. Böhm für eine erhebliche Summe Geldes gekauft und in vier Spreekähnen von Berlin aus nach der Pfaueninsel geschafft. Die Ueberführung dieser Sammlung gab Anlaß zur Anlage eines Rosengartens, der alsbald 140 Quadratruthen bedeckte und 3000 hoch- und halbstämmige Rosen, dazwischen ungezählte Sträucher von Centifolien, Noisetten und indischen Rosenarten umschloß.

Ziemlich um dieselbe Zeit wurde ein Wasserwerk mit einer Dampfmaschine errichtet, lediglich um ein großes Reservoir zu speisen, aus dem nun der sandige Theil der Insel bewässert werden konnte. Damit war Lebensblut für alle darauf folgenden Verschönerungen gegeben.

1828, nachdem viele Geschenke und Ankäufe vorausgegangen, ward auch eine reizende, alle Thierarten umfassende „Menagerie" erworben. Sie wurde hier, wenn auch noch den Namen nicht führend, wie von selbst zu einem zoologischen Garten, da Lenné, seinen Sinnes und verständnißvoll, von Anfang an bemüht gewesen war, den einzelnen Käfigen und Thiergruppen immer die passendste landschaftliche

*) Sie zerfiel bald. 1832 wurde deshalb eine zweite, als Ersatz, durch Lord Fitz Clarence überbracht. Diese existirt noch, ist aber auch schon wieder defect.

Umgebung zu geben. 1830 wurde auch das Palmenhaus errichtet.

Das kleine Eiland stand damals auf seiner Höhe. „Eine Fahrt nach der Pfaueninsel (so durfte Kopisch wohl schreiben) galt den Berlinern als das schönste Familienfest des Jahres und die Jugend fühlte sich überaus glücklich, die munteren Sprünge der Affen, die drollige Plumpheit der Bären, das seltsame Hüpfen der Känguruhs hier zu sehn. Die tropischen Gewächse wurden mit manchem Ach! des Entzückens bewundert. Man träumte in Indien zu sein und sah mit einer Mischung von Lust und Grauen die südliche Thierwelt: Aligatoren und Schlangen, ja das wunderbare Chamäleon, das opalisirend oft alle Farben der blühenden Umgebung wiederzuspiegeln schien.“ Meine eigenen Kindheitserinnerungen, wie ich sie Eingangs ausgesprochen, finden hier ihre Bestätigung.

4.

Die Pfaueninsel 15. Juli 1852.

Und Stille, wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer.
„Die Kraniche des Ibykus.“

Mit 1840 schied die Pfaueninsel aus der Reihe der herrschenden Lieblingsplätze aus; Friedrich Wilhelm IV. griff auf die Fridericianische Zeit zurück und Sanssouci sammt seinen Dependencien belebte sich wieder. Das Rococo-Schloß, das der Lichtenau ihre Entstehung verdankte, zerfiel nicht, aber es kam außer Mode und wie man die Jahrzehnte vorher gewallfahrtet war, um den Rosengarten der Pfaueninsel zu sehn, so führte jetzt die Eisenbahn viele Tausende hinüber, um, zu Füßen von Sanssouci, die Rosenblüthe in Charlottenhof zu bewundern. Die Pfaueninsel kam außer Mode, so sagt' ich, aber wenn sie auch nicht Sommerresidenz mehr war, so zählte sie doch noch

zu jenen Havelplätzen, wo Friedrich Wilhelm an Sommerabenden zu landen und in Stille, bei untergehender Sonne, seinen Thee zu nehmen liebte. Ein solcher Sommerabend war auch der 15. Juli 1852. Wir berichten näher über ihn.

Kaiser Nicolaus war am preußischen Hofe zu Besuch eingetroffen. Ein oder zwei Tage später erschien Demoiselle Rachel in Berlin, um daselbst ihr schon 1850 begonnenes Gastspiel zu wiederholen. Friedrich Wilhelm IV., mit seinem kaiserlichen Gaste in Potsdam verweilend, als er von dem Eintreffen der berühmten Tragödin hörte, gab dem Hofrath Schneider Auftrag, dieselbe für eine Pfaueninsel-Vorstellung zu engagiren. Ueber diesen allgemein gehaltenen Auftrag hinaus wurde nichts angeordnet. Die nöthigen Schritte geschahen; die Rachel, die natürlich ein Auftreten im Neuen Palais oder doch mindestens im Stadttheater erwartete, sagte zu.

Am Nachmittage des festgesetzten Tages traf die Künstlerin, in Begleitung ihres Bruders Raphael, auf dem Bahnhofe zu Potsdam ein. Hofrath Schneider empfing sie.

Die Situation dieses letzteren, der, trotz aller Bemühungen nicht im Stande gewesen war, bestimmtere Ordres, eine Art Festprogramm, zu extrahiren, war inzwischen eine ziemlich peinliche geworden. Die Tragödin verlangte Auskunft über alles, während solche über nichts zu geben war. Als ihr schließlich, auf immer direkter gestellte Fragen, gesagt werden mußte, daß es an all und jeder Vorbereitung fehle, daß alles in die Macht ihrer Erscheinung und ihres Genius gegeben sei, gerieth sie in die höchste Aufregung, fast in Zorn, und drohte, mit einem mehrfach wiederholten „jamais," die Unterhandlungen abzubrechen. Ihr Bruder Raphael bestärkte sie in ihrem Widerstande. „Eine Bänkelsängerin, eine Seiltänzerin, nie, nie!" Sie schickte sich an, mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückzufahren.

Was thun? Eine Niederlage ohne Gleichen schien sich vorbereiten zu sollen. Aber die diplomatische Beredtsamkeit des Unterhändlers wußte sie zu vermeiden. Er erinnerte die Tra-

gödin zunächst daran, daß Molière in ähnlicher Situation vor dem Hofe Ludwigs XIV. gespielt und seine größten Triumphe gefeiert habe, was Eindruck zu machen schien; als aber die Zuflüsterungen des „linken Reiters“ (Bruder Raphael) dennoch wieder die Oberhand erlangen zu wollen schienen, als das Wort „Bänkelsängerin“ immer von Neuem fiel, griff Hofrath Schneider endlich zu einem letzten Mittel. Er wußte, daß der berühmten Tragödin ungemein daran lag, in Petersburg — das ihr, seit jenem Tage (1848), wo sie, von der Bühne herab, als „Göttin der Freiheit“ die Marseillaise gesungen hatte, verschlossen war — wieder Zutritt zu gewinnen, und dieser Köder wurde jetzt nicht vergeblich an die Angel gesteckt. Der diplomatische Plenipotentiaire schilderte ihr mit lebhaftesten Farben, welch einen Eindruck es auf den Kaiser machen müsse, wenn er, heute Abend auf der Pfaueninsel landend, erfahren würde, „Demoiselle Rachel habe es abgelehnt zu erscheinen,“ wie sich ihr aber umgekehrt eine glänzende, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit biete, den Kaiser zu versöhnen, hinzureißen, wenn sie ihrer Zusage getreu bleibe. Dies schlug durch. „Je jouerai.“

Bedenken, die auch jetzt noch von Viertelstunde zu Viertelstunde auftauchten, waren nur wie Wetterleuchten nach dem Gewitter und wurden mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit beseitigt. Unter diesen kleinen Bedenken war das erste, das laut wurde, die Costümfrage. Nichts war zur Hand, nichts zu beschaffen. Ihre eigne Gesellschaftsrobe half indessen über diese Verlegenheit am ehsten hinweg. Sie trug ein schwarzes Spitzenkleid. Dies wurde ohne Mühe zu einem spanischen Costüm hergerichtet. Ein Theil der kostbaren Alençons zu einem aufrecht stehenden Kopfputze arrangirt, barg eine blutrothe Rose; ein schwarzer Schleier, ein irischer Kragen, vollendeten die Toilette. So traf man, nach kurzem Aufenthalte in der Stadt, auf der Pfaueninsel ein.

Die Sonne war eben im Untergehn. Noch einmal ein flüchtiges Stutzen, als auf die Frage: „où jouerai je?“ stumm auf den Rasenfleck hingedeutet wurde, der von rechts her bis

dicht an das Schloß herantritt; — es war indessen die Möglichkeit eines „nein," nachdem man bereits bis hierher gediehen war, so gut wie abgeschnitten, und zwar um so mehr, als eben jetzt der Hof, in seiner Mitte der Kaiser, erschien und Kreis schließend, links auf dem Kieswege, rechts auf dem Rasenplatze Aufstellung nahm. Nach rechts hin, unter den Ministern und Generälen stand auch die Rachel.

Es war inzwischen dunkel geworden, so dunkel, daß ihr Bruder ein in einer Glasglocke steckendes Licht ergriff und an die Seite der Schwester trat; späterhin, inmitten der Deklamation, reichte auch das nicht aus und die berühmte Tragödin nahm dem Bruder das Windlicht aus der Hand, um sich selber die Beleuchtung zu geben. Ihr Mienenspiel war ihre Größe. Sie hatte eine Stelle aus der Athalie gewählt, jene, 5. Akt 5. Scene, wo sie dem hohen Priester das Kind abfordert:

Ce que tu m'as promis, songe à l'executer:
Cet enfant, ce trésor, qu'il faut qu'on me remette,
Où sont-ils?

Sie spielte groß, gewaltig; es war, als ob das Fehlen alles Apparats die Wirkung steigere. Der Genius, ungehindert durch Flitter und Dekorationen, wirkte ganz als er selbst. Dabei brachen die Schatten des Abends immer mehr herein; die Luft war lau, und aus der Ferne her klang das Plätschern der Fontainen.

Alles war hingerissen. Zumeist der König. Kaum minder sein Gast, der Kaiser. Er trat an die Tragödin heran:

J'espère de vous voir à Petersbourg.
Mille remerciments; mais ... Votre Majesté ...
Je vous invite, moi.

Die kaiserliche Einladung war ausgesprochen, das Ziel erreicht, der große Preis des Abends gewonnen.

Eine Viertelstunde später, in lampiongeschmückten Gondeln, kehrte der Hof, der auf eine kurze Stunde die Pfaueninselstille belebt hatte, wieder in die jenseit der breiten Havelfläche gelegenen Schlösser zurück, nach Glienicke, nach Sanssouci, nach dem Neuen Palais. An der Stelle aber, an der an jenem Abend die Rachel gesprochen

und einen ihrer größten Triumphe gefeiert hatte, erhebt sich jetzt, auf schlankem Postament, eine Statuette der Künstlerin, einfach die Inschrift tragend: den 15. Juli 1852.

5.

Frau Friedrich.

Herr Friedrich saß auf Sanssouci,
Den Krückstock, den vergaß er nie;
Frau Friedrich findet's à propos
Und sagt: ich mach' es ebenso.

Demoiselle Rachel ist hinüber, Frau Friedrich lebt noch. Ihre goldene Hochzeit liegt hinter ihr, sie steht vor ihrer diamantnen. Funfzig Jahre Inselherrschaft haben ihren Namen an den Namen dieses stillen Eilands gekettet. Und welche Herrschaft! Das absoluteste car tel est notre plaisir, hier hatte es seine Stätte.

Aber wer ist Frau Friedrich? In Potsdam kennt sie jeder; jeder hat ihr gehuldigt, jeder wenn er auf der Insel landete, hat ihr einen allerfreundlichsten Guten Tag geboten und nach ihren Mienen gesehn, um zu wissen, ob gutes oder schlechtes Wetter sei. Das Schicksal ganzer Landpartien hing an dem Zwinkern dieser Augen; ein heitres Blinzeln bedeutete den besten Kaffee, eine einzige Krähenpfote strich einen Nachmittag aus dem Leben harmloser Mitmenschen, und warf sie der Enttäuschung, unter Umständen dem Hunger in die Arme. Frau Friedrich war eine Macht. Sie ist es noch. Aber noch einmal, wer ist Frau Friedrich?

Sie ist die Frau des gleichnamigen Maschinenmeisters. In einem früheren Abschnitt dieses Pfaueninselkapitels haben wir erzählt, daß um 1822 ein Wasserwerk angelegt wurde, das zunächst ein großes Reservoir speisend, mit Hülfe dieses die Aufgabe hatte, die sandigen Stellen der Insel zu bewässern und fruchtbar zu machen. Dieses Wasserwerk nun bedurfte einer

Maſchine und die Maſchine wiederum 'eines Maſchinenmeiſters, wozu ein junger Straßburger Mechaniker, ein Düftelgenie, einer aus der großen Familie der perpetuum-mobile-Erfinder, auserſehen wurde. Er hieß Friedrich und bekleidete bis zu ſeiner Ernennung zum Pfaueninſel-Maſchinenmeiſter, das Amt eines Maſchiniſten und Verſenkungskünſtlers am Königſtädtſchen Theater. Wie er zu dieſem Amt gekommen, was ihn überhaupt an Spree und Havel gekettet und ſeinem „o Straßburg“ ungetreu gemacht hatte, darüber ſind nur noch Vermuthungen geſtattet, die aber ſchwerlich weit vom Ziele treffen, wenn ſie die Löſung des Räthſels in einer quicken, von Lenzen oder Havelberg nach Berlin verzogenen Priegnitzerin ſuchen, die ſchon damals die wenigſtens partielle Eroberung des Elſaß anſtrebte. Und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Erfolg. Die märkiſchen Mädchen ſetzen durch, was ſie wollen, und halten feſt, was ſie haben. Zumal die Fremden erliegen ihrer Zauberkunſt. Los iſt noch keiner gekommen. Ein neues Kapitel für die Dämonologie.

Wenn es nun je einen Elſaſſer gab, der einer Priegnitzerin von allem Anbeginn an rettungslos verfallen war, ſo war es unſer Freund Friedrich; in kürzeſter Friſt waren die bindenden Worte geſprochen, die Ringe getauſcht, und nachdem er noch eine kurze Zeit lang am Königſtädtſchen Theater gedonnert und geblitzt hatte, intervenirte plötzlich die mehrerwähnte Dampfmaſchine und hob eines Tages nicht nur 6000 Tonnen Waſſer in das Reſervoir hinein, ſondern auch noch unſern Theatermaſchiniſten ſammt Frau in das Maſchinenmeiſterhaus auf der Pfaueninſel. Da ſetzte ſie beide nieder und da ſitzen ſie noch. Da ſitzen ſie in einem gelben Hauſe, am Hügelabhang unter Pfeifenkraut und Gaisblattlauben, da ſitzen ſie ſeit nahezu 50 Jahren, erſt mit Kindern, dann mit Enkeln, zuletzt mit Urenkeln geſegnet, und wiewohl als echte Inſelbewohner unbekümmert um die Vorgänge des Continents, haben ſie doch die Potentaten des Feſtlandes, die großen und die kleinen, ihrerſeits empfangen und in langer Reihe an ihrem Hauſe und ihrer Gartenbank vorüberziehen ſehn. Gute, glückliche Leute,

loyal und frei. Frei. Da liegt's. Auf dieser Freiheit, die zu erheblichem Theile sich auf dem wichtigen Paragraphen: „Wirths- und Kaffeehäuser sind unzulässig an dieser Stelle" aufbaute, gründete Frau Friedrich ihre Pfaueninsel-Herrschaft. Alles, was hier landete, wenn es seinen Schloßgang hinter sich hatte, hatte das dem norddeutschen Menschen tief innewohnende Bedürfniß des Nachmittagskaffee, und da kein Platz da war, wo dies Bedürfniß regelrecht, nach den alten Traditionen von Angebot und Nachfrage befriedigt werden konnte, so blieb den Durstigen nichts übrig, als um Dinge zu bitten, die nun mal nach Lage der Sache nicht beordert und befohlen werden konnten. So wurde das Maschinenmeisterhaus ein Kaffeehaus von Frau Friedrichs Gnaden und aus dieser eigenthümlichen Machtstellung entwickelte sich schließlich jener Absolutismus, der wohl gelegentlich, wie alle unumschränkte Herrschergewalt, ein wenig bedrücklich empfunden worden ist. Um keinen Louis-Quatorze ist 50 Jahre lang so andauernd geworben worden, wie um diesen l'état c'est moi. Die weibliche Trägerin dieses Satzes verkaufte nicht, sie spendete nur. Ein kleinster Verstoß, ein zu sicheres Auftreten, eine zu früh gezeigte Börse, eine Cravatte, deren Farbe mißfiel, und — die Gnade konnte entzogen werden. Man trank hier seinen Kaffee immer mit Augen links, immer lächelnd, immer die Hand am Hut und vielleicht schmeckte er nur deshalb so vorzüglich, weil er wirklich theuer erkauft und errungen war.

Dies alles traf nun aber blos den Namenlosen, den Unbekannten, der führerlos an diese Küste verschlagen, des Vorzugs entbehren mußte, der Frau Friedrich vorgestellt, oder irgendwie empfohlen zu sein. Ueber alle diese (Hazardeurs, wissentlich oder nicht) brach es gelegentlich herein. Die Kugel rollte; roth oder schwarz; wer wollte sagen, wohin sie fiel. Aber die Billigkeit erzwingt doch gleicherzeit das Anerkenntniß, daß das Gesetz des Introducirtseins nicht mit Strenge gehandhabt wurde und daß im Großen und Ganzen jeder ein Empfohlener war, der sich — nach den Traditionen des alten

Preußens — durch Epaulette oder Orden beglaubigen konnte. Waren es nun gar Personen, die dem Königshause „verwandt oder zugethan“ waren, so brach die Loyalität in hellen Flammen siegreich durch. Die Liebenswürdigkeit der Frau Friedrich wetteiferte an solchem Tage mit ihrer Kochkunst, und ihr märkisch-schlagfertiger Witz that das Weitere, um das Maschinenmeisterhaus bei den hohen Besuchern in gutem Andenken zu erhalten. Traditionell pflanzte sich alsbald die Sitte fort, diesem Andenken einen ganz bestimmten Ausdruck zu leihn: ein Milch- oder Sahnentopf wurde „zur Erinnerung an eine froh verlebte Kaffeestunde“ bei Frau Friedrich abgegeben. Daraus entstand denn im Laufe eines Menschenalters ein Porzellan-Cabinet, wie es die Welt wohl nicht zum zweiten Male gesehen hat, eine Topf-Collection, neben der die berühmtesten Pfeifensammlungen verschwinden. Das Aufstellungs-Lokal war und ist natürlich die Küche (ein Schmuckkästchen an Sauberkeit) und an allen Boden und Realen hin, in Schränken und Ständern, als Garnirung von Wand und Rauchfang, hängen an Nägeln und Häkchen an 200 Töpfe und Töpfchen. Alle ein Souvenir. Jede Form und Farbe, jedes denkbare Material, jede Art der Verzierung ist vertreten. Endlos wechseln weiß und blau, und grün und gold; Glas, Biscuit, Chausseestaub gesellen sich dem Gros des eigentlichen Porzellans, das wiederum seinerseits zwischen China und Frankreich, zwischen Meißen und Sèvres hin- und herschwankt. Hautrelief und Basrelief, bemalt und gekratzt, so präsentiren sich die Ornamente. Zahlreich sind die Portaits, noch zahlreicher die Schlösser vertreten, und zwischen Prinzen und Prinzessinnen, zwischen Marmor- und Neuem Palais, erscheinen Vater Wrangel und Minister v. d. Heydt; der letztere sogar in Begleitung eines Pfauenpaares. Schon in den 50er Jahren war die Zahl der Bildnisse so groß, daß König Friedrich Wilhelm IV., als er in neckischem Geplauder um einen Portraitkopf gebeten wurde, repliciren konnte: „Sie haben hier meine Minister und Generale aufgehängt; nun soll mir dasselbe

passiren. Ich werde mich hüten.“ Aber die Ablehnung selbst involvirte bereits eine anderweite Zusage und zwei Tage später hatten zwei Souvenirs von Sanssouci die Sammlung vermehrt.

Diese Küche, wie wir nur wiederholen können, ist einzig in ihrer Art; es verlohnt (wenn es sich überhaupt ermöglicht) in dieser eigenthümlichsten aller barocken Portrait-Gallerien zu verweilen.

Aber so unterhaltlich ein Aufenthalt an dieser Stelle ist, zumal wenn Frau Friedrich sich herabläßt, aus der Fülle ihres Erinnerungs- und Anekdotenschatzes auszustreuen und die ganze Stätte zu beleben, der eigentlichste Zauber dieses glücklichen Fleckchens Erde liegt doch draußen, auf dem schmalen Gartenstreifen zwischen Haus und Fluß. Ulmen und Linden stellen sich zu natürlichen Lauben zusammen und zwischen Apfelbäumen und Blumenbeeten hin führt ein schmaler Gang zu einer weinumlaubten Wassertreppe. Hier sitzt man, während der Wind über die Levkojenbeete fährt, und genießt die Stunde des Sonnenunterganges, dessen reflektirtes Licht eben jetzt die Spitzen der gegenübergelegenen Kiefern röthet. Das Haveltreiben zieht beinah geräuschlos an uns vorüber; Dampfschiffe, unter glückverheißendem Namen (mindestens eine Fortuna, oft eine Victoria) schießen auf und ab; Segelschiffe schwer und langsam dazwischen; nun Gondeln mit Musik, und drüben schweigend der Wald, aus dem die Hirsche treten.

Der Abend kommt, die Nebel steigen, die Kühle mahnt zur Rückfahrt; unser Boot schiebt sich zwischen das Rohr und wieder hinaus. Hinter uns, die verschleierte Mondsichel über den Bäumen, versinkt das Eiland. Mehr eine Feen- als eine Pfauen-Insel jetzt!

Groß-Glinicke.

In dunkler Gruft
Das Gebein;
In Licht und Luft
Der aufgerichtete Marmelstein.
Was ungemessen
Vielleicht gestrebt,
Es ist vergessen, —
Nur das Bild noch lebt.

Die Haveluser, links und rechts des Flusses, weisen strichweise einen guten Lehmboden (im Wendischen: Glin, der Lehm) auf, weshalb wir in allen hier in Betracht kommenden Landestheilen, also in Havelland, Zauche, Teltow, vielfach den Ortsbezeichnungen: Glin, Glindow, Glinicke begegnen. In unmittelbarer Nähe von Potsdam, zu Füßen von Babelsberg, liegt Klein-Glinicke mit seinen Schlössern und seiner Brücke; weiter nördlich, halben Wegs zwischen Potsdam und Spandau, treffen wir Groß-Glinicke, Rittergut; Filiale von Cladow; 279 Einwohner. Darunter, wie die Nachschlagebücher gewissenhaft bemerken, zwei Katholiken. Diese werden es schwer haben, sich paritätisch zu behaupten.

Groß-Glinicke wird 1300 zuerst genannt; um die Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir die Bamme's hier, eine alte, westhavelländische Familie. In Groß-Glinicke saßen sie nicht allzulange. Schon 1572 erscheinen die Ribbecks, zuerst Oberhofmeister Jürgen v. Ribbeck; dann folgen zweihundert Jahre später die Winnings. Seit 1846 (nach anderer Angabe 1836) gehört das Gut der Familie Berger.

Es soll hier manches erlebt worden sein, namentlich unter den Winnings; die Kirche aber erzählt nur von den Ribbecks.

Beim Eintreten in dieselbe überrascht die verhältnißmäßig große Zahl von Bildwerken, namentlich in Stein.

An der Wand uns gegenüber bemerken wir, dicht nebeneinander, die Epitaphien zweier Hans Georg v. Ribbeck, Vater und Sohn. Der Vater, noch der Schwedenzeit angehörig, der Sohn aus der höfischen, französirten Zeit Friedrichs I. Eben diesen Unterschied zeigen auch die hautrelief-artigen Steinbilder. Der ältere Hans Georg, in Brustharnisch und Beinschienen, wie ein Derfflingerscher Reiterführer; der jüngere in einem Roquelaur mit mächtigen Aufschlägen und Seitentaschen, auf dem Haupt eine Kappe von Scharlach-Sammt, fast in Form einer Bischofsmütze. Das Ganze in einem bestimmten, künstlich gegebenen Farbenton; die Kappe roth gemalt. Dieser jüngere Hans Georg war ein brandenburgischer Domherr, vielleicht auch — wenn ich das Bild richtig interpretire — ein Mann der Wissenschaft. Er tritt, einen Vorhang zurückschlagend, aus diesem hervor und legt seine Rechte auf einen Schädel. Das Ganze eine vortreffliche Arbeit, und in Auffassung wie technischer Durchführung an das berühmte Sparr-Denkmal in unsrer Berliner Marien-Kirche erinnernd.

Beide Hans Georg v. Ribbeck finden wir auch in der Gruft der Kirche wieder. Wie sie im Schiff, in bildlicher Darstellung, nebeneinander stehen, so liegen sie hier nebeneinander. Wohlerhalten, denn die Groß-Glinicker Gruft gehört zu den vielen in der Mark, in denen die beigesetzten Leichen zu Mumien werden. Wir steigen hinab. Der Sargdeckel des zuvorderst stehenden Hans Georg (des Domherrn) ließ sich ohne Mühe aufheben. Da lag er, in Roquelaur und rother Sammtkappe, in allem Aeußerlichen von beinahe gespenstischer Aehnlichkeit mit dem Hautreliefbilde, das ich eben im Schiff der Kirche gesehen hatte. Ganz ersichtlich hat man bei einer erst kürzlich stattgehabten Uebermalung die Gruft zu Rathe gezogen und das

Mumienbild, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, bei Restaurirung des Steinbildes benutzt.

Kirche und Gruft enthalten übrigens der Epitaphien und Särge mehr, beispielsweise einer Frau v. Ribbeck, geb. Brand v. Lindau, einer Frau v. Lattorff, geb. v. Grävenitz, die alle dem vorigen Jahrhundert angehören, aber weder künstlerisch noch historisch eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Ein Interesse erweckt nur noch das Altarbild, richtiger die Predelle desselben, die, wie so oft, ein Abendmahl darstellt. Christus in der Mitte, Johannes neben ihm; neben diesem aber, statt des Petrus, der große Kurfürst. Er trägt Allongenperrücke, dunkles, enganschließendes Sammtkleid, Spitzenmanschetten und Feldbinde. Die wunderlichste Art von Huldigung, die mir der Art vorgekommen ist. Was wollen die anbetenden Donatoren auf den Madonnenbildern des Mittelalters daneben sagen! Sie knieen doch immer zu Füßen der Madonna, oder verdrängen wenigstens Niemand; hier wird Petrus, wie eine Schildwacht, einfach abgelöst, und der große Kurfürst zieht statt Seiner auf.

Der Schwilow.

Mit der Wasser Steigen steigt auch das
Gefühl ihm seiner Kraft,
Und der Damm, er ist zertrümmert, und durchbrochen ist die Haft.
„Der Wannsee."

* * *

Sieh den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. (Trin.)

Ewald v. Kleist.

Der Schwilow ist eine Havelbucht im großen Stil wie der Tegler See, der Wann-See, der Plauesche See. Allesammt sind es Flußhaffe, denen man zu Ehre oder Unehre den Namen „See" gegeben hat. In etwaige Rangstreitigkeiten treten wir nicht ein; sie mögen unentschieden bleiben wie andere mehr.

Unter allen Havelbuchten, welchen Namen sie immer führen mögen, ist der Schwilow die größte und sehr wahrscheinlich auch die neueste. Vielleicht zählt dies weite Wasserbecken noch keine tausend Jahre, keinenfalls geht es weit in die Vorgeschichte zurück. Mannichfachen Anzeichen nach ging in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die südliche Ausbuchtung der Havel nur etwa eine Meile über Potsdam hinaus und ein Erdwall, über dessen Ausdehnung und Beschaffenheit es nutzlos wäre zu conjecturiren, schob sich etwa in die Höhe des Dorfes Caput trennend zwischen die höher gelegene Havel im Norden und ein tiefer gelegenes Moorland im Süden. Da, in einer Sturmnacht, stauete ein Südwest die ihm entgegenfließenden Havel-

wasser bis an die Potsdamer Enge zurück und plötzlich umschlagend in einen eisigen Nord-Nord-Ost stieß er die aufgethürmte Wassermasse mit solcher Gewalt gegen den Erdwall, daß dieser zerbrach und die bis dahin abgedämmten Havelwasser wie aus einem Schleusenwerk sich in das tiefer gelegene Moorbecken ergossen. In jener Nacht wurde der Schwilow geboren.

Im Einklange hiermit ist es, daß die weite Wasserfläche, die jetzt diesen Namen führt, mehr durch ihre Masse als durch ihre Tiefe imponirt; der Schwilow hat ganze Striche, wo man Grund fühlen, noch andere, wo man ihn durchwaten kann. Unter allen unsren Seen kommt er dem Müggelsee am nächsten. An Fläche und Ausdehnung diesem Könige der märkischen Gewässer nah verwandt, weicht er im Charakter doch völlig von ihm ab. Die Müggel ist tief, finster, tückisch, — die alten Wendengötter brauen unten in der Tiefe; der Schwilow ist breit, behaglich, sonnig und hat die Gutmüthigkeit aller breit angelegten Naturen. Er hält es mit leben und leben lassen; er haßt weder die Menschen noch das Gebild aus Menschenhand; er ist das Kind einer andern Zeit und der Christengott pochte vielleicht schon an die Thore, als er in's Dasein trat.

Der Schwilow ist gutmüthig, so sagten wir; aber wie alle gutmüthigen Naturen kann er heftig werden, plötzlich, beinahe unmotivirt, und dann ist er unberechenbar. Eben noch lachend, beginnt ein Kräuseln und Drehen, nun ein Wirbel, ein Aufstäuben, ein Gewölk — es ist, als führe eine Hand aus dem Trichter, und was über ihm ist, muß hinab in die Tiefe. In solchen Augenblicken giebt er der Müggel nichts nach. Es giebt ganze Linien, wo die gescheiterten Schiffe liegen.

Ihn zu befahren in seiner ganzen Breite, war seit lange mein Wunsch. Heute bot sich die Gelegenheit. Der Wind war gut, ein regelrechter Südost. An der Fährstelle zu Caput lag das Boot; grün und weiß die Planken und Ruder; das Segel war noch an den Mast gebunden. Wir stiegen ein zu Dritt, mit uns die Söhne des Fährmannes, drei junge Caputer Mid-

schipmen zwischen 10 und 14, die auf dem Schwilow für den vaterländischen Dienst sich vorbereiten, wie einst der Peipus die hohe Schule war für die werdende russische Flotte. Sie hatten bereits die Ruhe des Seemanns; dazu blaue Mützen mit Goldstreif und den Anker daran. Der Aelteste nahm den Platz am Steuer; nun los die Bänder, der Wind fuhr in das flatternde Segel und wie ein Pfeil glitten wir über die breite Fläche hin. Der Fährmann, eine prächtige Gestalt, stand am Ufer und wünschte gute Fahrt. Wir gaben Antwort mit Hohiho und Mützenschwenken.

Eine Weile ging das Geplauder, aber bald wurden wir still. Wir waren jetzt in der Mitte des Sees, die Sonne stand hinter einem Gewölk, so daß alles Glitzern und Blenden aufhörte, und nach links hin lag jetzt in Meilentiefe der See. Ein Waldkranz, hier und da von einzelnen Pappeln und Ziegelessen überragt, faßte die weiten Ufer ein; vor uns, unter Parkbäumen, Petzow und Baumgartenbrück, nach links hin, an der Südspitze des Sees, das einsame Ferch.

Dieser einsame Punkt war mit unter den Lieblingsplätzen Friedrich Wilhelms IV., der in Sommertagen, wenn er Abends zu Schiff in die Havel-Seen hinausfuhr, gern hier anlegte und seine Theestunde in engstem Kreise verplauderte. Noch zeigt eine umfriedete Stelle den Platz am Abhang, wo er zu sitzen und das schöne Bild zu überblicken liebte.

Jetzt lag die Breite des Sees hinter uns; noch durch einen Schilfgürtel hindurch und wir glitten das schlammige Ufer hinauf; nur der Stern des Kahns lag noch im Wasser. Hügel ansteigend suchten wir eine schattige Stelle unter dem Dach zweier halbzusammengewachsener Akazienbäume und sahen nun hinaus auf die blanke Fläche, auf das Spiel wechselnder Farben und auf das stille Leben, das darüber hinglitt. Blaue Streifen zogen sich durchs Grau, dann umgekehrt, und quer durch diese Linien, über die das Licht hinglitzerte, kamen und gingen die Schiffe. Die Segel standen blendend weiß in der Sonne.

Stunde und Stimmung waren günstig zum Plaudern. Unser Schwilow-Führer nahm das Wort und an den Rand des Schattens tretend, der unsern Platz umzirkelte, hob er jetzt geschäftig an: „Dort, wo Sie den grauen Streifen sehen, fast in der Mitte, aber mehr nach Caput zu, dort liegen die Schiffe, die der Schwilow hinabgerissen; was er hat, das hält er fest; er giebt sie schwer wieder heraus. Und doch *soll* er's, und doch wird er darum angegangen. Die Versicherungs-Gesellschaften setzen ihm scharf zu und fragen nicht lange, ob er will oder nicht. Es ist noch nicht lange, da haben sie's wieder versucht. In Caput giebt das immer einen Freudentag; ob's glückt oder nicht, es bringt uns Geld ins Dorf.

Wie werden denn diese Hebungs-Versuche gemacht?

Das ist einfach genug. Eines Tages erscheinen 20 Mann oder mehr, und mit ihnen kommen zwei große, starke Havelkähne, mit hohen Wänden, zugleich mit allerhand Maschinen und Hebevorrichtungen an Bord. Nun legen sich die beiden Havelkähne zu Seiten des untergegangenen Schiffes, von einem Kahn zum anderen werden drei starke Bohlenbrücken gelegt und auf diese Brücken drei Drehdassen gestellt. Ein Assecuranz-Taucher, der immer mit zur Stelle ist und zu den Hauptfunctionären zählt, tritt nun seine Niederfahrt an, und unter dem Rumpf des gesunkenen Schiffes hinweg — an den Stellen, die oben den drei Brückenlagen entsprechen — zieht er jetzt drei eiserne Ketten, die nunmehr jede einzeln zusammengeknotet und an dem Krahnhaken befestigt werden. Nun beginnen die Drehbassen ihr Werk. Geht Alles gut und denkt der Schwilow bei sich: „nun meinetwegen," so bringen sie das Schiff heraus und halten es zwischen den beiden gesunden Kähnen fest, bis die Ladung geborgen ist; ist aber der Schwilow schlechter Laune und weiß er's dahin einzurichten, daß der eine Krahn schärfer anzieht als der andere, so ist Alles verloren: das Schiff zerbricht, die Ladung geht in die Tiefe und die Trümmer treiben umher. Wie es mit dem Strandrecht am Schwilow steht, kann ich nicht sagen."

So ging die Rede. Noch manches Wort fiel, vom Ziegelbetrieb, von Maulbeerbäumen und Seidenzucht, vom Kornhandel nach Sachsen, vom Weinbau, der einst an diesen Hügelhängen blühte, zuletzt von der Jagd und den Wilderern am Schwilow hin.

„Sie treiben's arg," hob unser Erzähler wieder an. „In den kleinen Ortschaften, da, südlich über Ferch hinaus, da sitzen sie; jeder kennt sie, aber keiner kann es beweisen. In Kittel oder Joppe geht es zum Thor hinaus, tausend Schritt weiter hin, unter einem dichten Wachholderbusch, hat er seine Büchse vergraben; nun holt er sie aus Moos und Erde hervor und — der Wilderer ist fertig. Ja, Ihr Herren Berliner, — und dabei hob er scherzhaft den Finger gegen mich — um Euren Festbraten säh' es schlecht aus, wenn die Wilderer nicht wären und ihren Hals dran setzten. Wenn der Rehrücken erst auf der Tafel steht, schmeckt's keiner mehr, wessen Blei ihn getroffen. Manch Einem mundet's auch wohl um so besser, je mehr er weiß, es ist so was wie verbotene Frucht. Aber sie zu pflücken, ist mühevoll; das muß wahr sein. Der Förster da unten ist ihnen zu hart auf der Spur, der versteht keinen Spaß, „du oder ich;" zwei haben's schon bezahlen müssen und beide Male haben ihn die Gerichte freigesprochen. Es ist ein eigen Ding um Menschenblut. Ich hätt's nicht gern an meinen Händen. Aber am Ende, wenn's hieße: meins oder deins, ich dächt' auch lieber: deins."

Unser Auge hatte sich unwillkürlich nach Ferch hinübergerichtet; ein Schuß, der in den weiten Waldungen widerhallte, durchzitterte uns leise. Die Sonne neigte sich; in einer Viertelstunde mußte sie unter sein. Wir eilten zu unserm Boot und nahmen, uns rückwärts setzend, unseren Blick gegen Westen, um vom Wasser aus dem Schauspiel folgen zu können.

Noch eh wir die Mitte des Sees erreicht, hing der rothe Ball über dem Sparren- und Schattengerüst der Zugbrücke von Baumgartenbrück, während das glühende Spiegelbild der Sonne nur drei Handbreit tiefer stand. Die eine Sonne dicht über

dem Horizont, die andere dicht über dem Wasser, und nur der schwarze Streifen des Brückengebälks zwischen beiden!

Nun unter. Die Nebel fingen an leise zu brauen. Ein Schleier über Wasser und Wald; Ferch dämmerte immer unbestimmter herauf; nur am Caputer Ufer war es noch hell.

Welch Bild jetzt! Da wo das „Gemünde," das tiefgehende eigentliche Fahrwasser, das aus der Havel in den Schwilow führt, sich als ein blauer Streifen markirt, zogen in langen Rudeln die Havel-Schwäne; zu beiden Seiten des „Gemündes" aber, an den einfassenden seichten Stellen Spalier bildend, blühten in dichten Guirlanden die weißen Teichrosen aus dem Wasser auf. In einiger Entfernung war es nicht zu unterscheiden, wo das Blühen aufhörte und das Ziehen und Schwimmen begann. Und durch all das Weiß hin, das eben jetzt einen leisen Schimmer der scheidenden Abendröthe trug, schob sich unser Kahn an die Caputer Fähre heran und der Fährmann, am Ufer unser harrend, hieß uns willkommen und beglückwünschte uns als „wieder zurück vom Schwilow."

Caput.

Wer hat nicht von Caput (so heißt das Dorf) gehöret,
Das, in verwichner Zeit, die größte Zier besaß.
Als Dorothea sich, die Brandenburg noch ehret,
Das Schloß am Havelstrom zum Witwensitz erlas.
Bellaminten: „das itzt-blühende Potsdam."

* * *

Man hat bei diesem Schiff das Schiff sich vorzustellen,
Mit dem Cleopatra, in göttlicher Figur
So einer Venus glich, auf Cydnus blauen Wellen
Zu dem Antonius, als ihrem Bachus, fuhr.

Ebendaselbst.

Die Sonne war eine halbe Stunde unter, als wir wieder diesseit des Schwilow standen; es war keine Zeit mehr für Caput; die schmale Mondessichel reichte nicht aus; — die Stunde war verpaßt. So sahen wir uns denn vor die Alternative gestellt, ob wir, mit der Chance den letzten Zug zu versäumen, unseren Rückweg antreten oder coute qu'il coute in Caput übernachten wollten. Ich that die entsprechende Frage, meine Bedenken hinsichtlich des Nachtlagers nicht verschweigend.

Unser Führer (der Leser wird sich freundlichst seiner entsinnen) sah mich leise vorwurfsvoll an und erwiderte dann ruhig: Sie kennen Boßdorf nicht.

Nein.

Nun, es ist Liebhaberei, daß er hier festsitzt. Er hat das beste Bier und die besten Betten. Von allem Andern rede ich gar nicht. Boßdorf ist ein Name in diesen Gegenden.

Gut denn. Also Boßdorf!

Diese Unterredung war zwischen Fährstelle und Dorf geführt worden; als wir eben schlüssig geworden, hielten wir vor

dem Gegenstand unseres Gesprächs. Er reichte vielleicht nicht voll an die Höhe heran, die ihm der Local-Patriotismus unseres Freundes anzuweisen trachtete, aber er hatte doch, wie ich auf der Stelle wahrnehmen konnte, die unerläßlichste aller Wirthseigenschaften: er war freundlich. Sein Bier und seine Rede lullten mich ein und ich schlief bis an den hellen Tag. Nur einmal wacht' ich auf; ich glaubte in einem Trichter zu liegen (was auch zutraf) und hatte geträumt, der Schwilow habe mich in seine Tiefe gezogen.

Unter einem Lindenbaum in Front des Hauses wurde der Kaffee genommen; die Spatzen musicirten über mir; endlich, als sie ihren Mann durchschaut, hupften sie vom Gezweige nieder auf den Tisch und nahmen, nach dem Maß meiner Gutthat, an meinem Frühstück Theil. Ich konnt' es ohne Opfer thun; es waren Semmeln in großem Format. Jenseit des Staketenzaunes ging das Leben des Dorfes stillgeschäftig seinen Gang: junges Volk, die Sense auf der Schulter, eilte zur Maht hinaus; Kinder mit Erdbeeren kamen aus dem Walde; Schiffersleute, in weiten Theerjacken, schritten auf den See zu. Ein anmuthiges Bild. Ich verstand jetzt Boßdorf vollkommen und warum er hier festsitzt.

Ein Wagen fuhr vor, ein vollgestopfter Kremser. Vormittagsgäste; unverkennbar eine animirte Gesellschaft. Aeltliche Herren, junge Damen; aber nicht zu jung.

Boßdorf sprang an den Wagen. Als er wieder an mir vorbei wollte, suchte ich ihn zu fassen und fragte leise: „Potsdamer?" Er aber — mit einer Handbewegung, in der sich eine Welt widerstreitender Empfindungen: Diensteifer und Geschmeicheltsein, Verlegenheit und ironische Schelmerei aussprach — antwortete im Vorüberfliegen: Berliner.

Berliner. Es gereichte meiner Menschenkenntniß wenig zur Ehre, diese Thatsache auch nur einen Augenblick verkannt zu haben. Es war Vollblut. Dabei unverkennbar auf einer sogenannten „ernsten Partie" begriffen.

Dieser Ausdruck mag einzelne meiner Leser überraschen; aber es hat seine Richtigkeit damit. Es giebt zwei Arten von Landpartieen. Da sind zunächst die heiteren. Sie sind weithin kenntlich durch ihren starken Procentsatz an Kindern; nie weniger als die Hälfte. In dem Moment der Landung, wo immer es sei, scheint die Welt aus lauter weißgekleideten kleinen Mädchen mit Rosa-Schleifen zu bestehen. Die Väter bestellen den Kaffee; das Auge der Mütter gleitet befriedigt über die glücklichen Gänseblümchen hin, von denen immer drei auf den Namen Anna und sechs auf den Namen Martha hören. Nun geht es in die Wiese, den Wald. Die Parole ist ausgegeben: Erdbeeren suchen. Alles ist Friede; die ganze Welt ein Idyll. Aber schon beginnen die dunklen Wetter zu brauen. Mit dem Eintritt in den Wald sind die weißen Kleider ihrem Verhängniß verfallen. Martha I. ist an einem Wachholderstrauch hängen geblieben, Martha II. hat sich in die Blaubeeren gesetzt — wie Schneehühner gingen sie hinein, wie Perlhühner kommen sie wieder heraus. Der Sturm bricht los. Wer je Berliner Mütter in solchen Augenblicken gesehen, wird die kriegerische Haltung der gesammten Nation begreiflich finden. Die Väter suchen zu interveniren. Unglückliche! Jetzt ergießt sich der Strom in sein natürliches Bett.

Und doch sind dies die heitren Landpartieen, denen wir die ernsten entgegen stellen. An diesen letzteren nehmen Kinder nie Theil. Es giebt auch rothe Schleifen, aber das Rosa ist Ponceau geworden. Man spricht in Pikanterieen, in einer Art Geheimsprache, für die nur der Kreis der Eingeweihten den Schlüssel hat. Bowle und Jeu lösen sich unter einander ab; unglaubliche Toaste werden ausgebracht und längst begrabene Gottheiten steigen triumphirend wieder auf. Sonderbar. Auf den heitren Landpartieen wird immer geweint, auf den ernsten Landpartieen wird immer nur gelacht.

Vor mir, am Staket, hielt eine ernste Landpartie. Zwei Herren, Fünfziger, mit großen melirten Backenbärten, Lebemänner aus der Schicht der allerneusten Torf- und Ziegel-Aristo-

kratie, sprangen mit berechneter Leichtfüßigkeit vom Wagen und gaben dadurch Gelegenheit, das im Wagen verbliebene Residuum der Gesellschaft besser überfliegen zu können. Das Meiste war Staffage, bloße Najaden und Tritonen, die als Beiwerk, auch wohl als Folie nothwendig da sein müssen, wenn Venus aus den Wellen steigt. Wem die Rolle der letztern oblag, darüber konnte kein Zweifel sein. Sie war 30, überthronte das Ganze, trug das Haar kurz geschnitten à la Rosa Bonheur und hielt eine große italienische Laute auf ihren Knieen. Uebrigens war sie wirklich hübsch; alles im Brunhilden-Styl; dieselbe weiße Hand, die jetzt auf der Laute ruhte, hätte auch jeden beliebigen Stein 50 Ellen weit geschleudert.

In diesem Moment, ehe ich noch den Kremser völlig durchmustert hatte, erschien Boßdorf mit einem großen Tablet. Es war ein Morgenimbiß, der für den Rest des Tages einige Perspectiven eröffnete: vier Culmbacher, vier Werdersche, mehrere Cognacs und eine Pyramide von Butterbroten. Alle Macht ist ein Magnet; — Boßdorf präsentirte der Lautenschlägerin zuerst. Diese, ohne Weiteres, machte eine halbe Schwenkung, glitt, nicht ohne einen Anflug von Entsagung, über die kleinen Gläser hin, nahm eine Culmbacher, prüfte das Verhältniß von Schaum und Saft, und trank aus. Ohne abzusetzen. Als ihr Boßdorf die Butterbrot-Seite des Tablets zudrehte, nickte sie abwehrend.

In kürzester Frist war übrigens das Tablet leer (nicht Alle waren wählerisch); die Entrepreneurs eilten zu ihren Plätzen; die Pferde zogen an. Ein Lindenzweig streifte noch huldigend die Stirn der Primadonna; im nächsten Augenblick verschwand der Kremser in einer Querstraße des Dorfes. Ich horchte ihnen nach. Es war mir, als trüge der Wind herüber: „Im Wald, im schönen, grünen Wald“ und dazwischen verlorene Lautenklänge.

Ich war nun wieder allein und wollte bereits — was immer einen äußersten Grad von Verlegenheit ausdrückt — zu den „Territorien der Mark Brandenburg,“ einer Art märkischem

Baedeker, meine Zuflucht nehmen, als das Erscheinen unseres freundlichen Führers vom Tage vorher meiner Verlegenheit ein Ende machte und mich aus der todten Aufzeichnung in das frisch pulsirende Leben stellte. Wir schlenderten am See hin, das Dorf entlang, an Schloß und Park vorbei; es war eine anmuthige Vormittagsstunde, anregend, lebendig, lehrreich.

Caput ist eines der größten Dörfer der Mark, eines der längsten gewiß; es mißt wohl eine halbe Meile. Daß es wendisch war, besagt sein Name. Was dieser bedeutet, darüber existiren zu viele Hypothesen, als daß die eine oder andere viel für sich haben könnte. So zweifelhaft indeß die Bedeutung seines Namens, so unzweifelhaft war in alten Zeiten die Armuth seiner Bewohner. Caput besaß keinen Acker, und die große Wasserfläche, Havel sammt Schwilow, die ihm vor der Thür lag, wurde von den Potsdamer Kiezfischern, deren alte Gerechtsame sich über die ganze Mittel-Havel bis Brandenburg hin erstreckten, eifersüchtig gehütet und ausgenutzt. So stand es schlimm um die Caputer; Ackerbau und Fischerei waren ihnen gleichmäßig verschlossen. Aber die Noth macht erfinderisch, und so wußten sich denn schließlich auch die Bewohner dieses schmalen Uferstreifens zu helfen. Ein doppeltes Auskunftsmittel wurde gefunden; Mann und Frau theilten sich, um von zwei Seiten her anfassen zu können. Die Männer wurden Schiffer, die Frauen verlegten sich auf Gartenbau.

Die Nachbarschaft Potsdams, vor Allem das rapide Wachsthum Berlins, waren dieser Umwandlung, die aus dem Caputer Tagelöhner einen Schiffer oder Schiffsbauer machte, günstig, rief sie vielleicht hervor. Ueberall an Havel und Schwilow hin entstanden Ziegeleien, und die Millionen Steine, die Jahr aus, Jahr ein am Ufer dieser Seen und Buchten gebrannt wurden, erforderten alsbald Hunderte von Kähnen, um sie auf den Berliner Markt zu schaffen. Dazu boten die Caputer die Hand. Es entstand eine völlige Kahnflotte, und mehr als 60 Schiffe, alle auf den Werften des Dorfes gebaut, befahren in diesem Augenblicke den Schwilow, die Havel, die Spree. Das gewöhn-

liche Ziel, wie schon angedeutet, ist die Hauptstadt. Aber ein Bruchtheil geht auch havelabwärts in die Elbe und unterhält einen Verkehr mit Hamburg.

Caput — das Chicago des Schwilow-See's — ist aber nicht bloß die große Handels-Empore dieser Gegenden, nicht bloß End- und Ausgangspunkt der Zauche-Havelländischen Ziegel-Districte, nein, es ist auch Stationspunkt, an dem der ganze Havelverkehr vorüber muß. Der Umweg durch den Schwilow ist unvermeidlich; es giebt vorläufig nur diese eine fahrbare Straße. Eine Abkürzung des Weges (durch einen Nordcanal) ist geplant, aber noch nicht ausgeführt. So wird denn das aus eigenen Mitteln eine Kahnflotte hinaussendende Caput, das, wenn es sein müßte, sich selbst genügen würde, zugleich zu einem allgemeinen See- und Handelsplatz, zu einem Hafen für die Schiffe anderer Gegenden, und die Flottillen von Rathenow, Plaue, Brandenburg, wenn eine Havarie sie trifft oder ein Orkan im Anzuge ist, laufen hier an und werfen Anker. Am lebendigsten aber ist es auf der Caputer Rhede, wenn irgend ein großer Festtag einfällt und alte gute Sitte die Weiterfahrt verbietet. Das ist zumal um Pfingsten. Dann drängt Alles hier zusammen; zu beiden Seiten des „Gemündes" liegen 100 Schiffe oder mehr, die Wimpel flattern, und hoch oben vom Mast, ein entzückender Anblick, grüßen hundert Maienbüsche weit in die Ferne.

Das ist die große Seite des Caputer Lebens; daneben giebt es eine kleine. Die Männer haben den Seefahrer-Leichtsinn; das in Monaten Erworbene geht in Stunden wieder hin, und den Frauen fällt nun die Aufgabe zu, durch Bienenfleiß und Verdienst im Kleinen die Rechnung wieder ins Gleiche zu bringen.

Wie wir schon sagten, es sind Gärtnerinnen; die Pflege, die der Boden findet, ist die sorglichste, und einzelne Culturen werden hier mit einer Meisterschaft getrieben, daß die „Caputschen" im Stande sind, ihren Nachbarn, den „Werderschen," Concurrenz zu machen. Unter diesen Culturen steht die Erd-

beerzucht obenan. Auch ihr kommt die Nähe der beiden Hauptstädte zu Statten, und es giebt kleine Leute hier, mit einem halben Morgen Gartenland, die in 3 bis 4 Wochen 120 Thaler für Ananas-Erdbeeren einnehmen. Dennoch bleiben es kleine Leute, und man kann auch in Caput wieder die Wahrnehmung machen, daß die feineren Culturen es nicht zwingen, und daß 50 Morgen Weizacker nach wie vor das Einfachste und das Beste bleiben. —

Unter Gesprächen, deren Inhalt ich in Vorstehendem zusammenzufassen suchte, hatten wir das Dorf nach Norden hin passirt, und hielten jetzt an einer Havelstelle, von wo aus wir über einen parkartigen, grüngemusterten Garten hinweg auf das Herrenhaus sehen konnten, einen Hochparterrebau, mit Souterrain und zweiarmiger Freitreppe.

Dies Herrenhaus führt den Namen „Schloß," und trotz bescheidener Dimensionen immer noch mit einem gewissen Recht, wenigstens seiner inneren Einrichtung nach. Man geht in der Mark etwas verschwenderisch mit diesem Namen um und hilft sich nöthigenfalls (wie beispielsweise in Tegel) durch das Diminutivum: Schlößchen.

Schloß Caput war in alten Zeiten Rochowisch. Im dreißigjährigen Kriege zerfiel es oder wurde zerstört, und erst von 1662 an erstand hier ein neues Leben. In diesem Jahre ging Caput, Dorf wie Schloß, in den Besitz des großen Kurfürsten über und verblieb, ein kurzes Vorspiel abgerechnet, auf das wir des Weiteren zurückkommen (wir meinen die Zeit de Chiezes), 150 Jahre lang bei der Krone. Eine lange Zeit. Aber die Zeit seines Glanzes war um so kürzer und ging wenig über ein Menschenalter hinaus. Mit dieser Glanzepoche, unter Weglassung alles dessen, was vorausging und was folgte, werden wir uns in Nachstehendem zu beschäftigen haben. Auch diese vorübergehende Glanzes-Aera gliedert sich in verschiedene Zeitabschnitte, und zwar in die Zeit des Generals de Chieze bis 1671, die Zeit der Kurfürstin Dorothea bis 1689 und

die Zeit Sophie Charlottens und König Friedrichs I. bis 1713.

General de Chieze von 1662 bis 1671.

Der große Kurfürst, nachdem er 1662 Schloß und Gut Caput erstanden, entäußerte sich, wie in der Kürze bereits angedeutet, desselben wieder und schenkte es „mit allen Weinbergen, Schäfereien und Karpfenteichen“ seinem Kammerjunker und Generalquartiermeister de la Chieze. Philipp de la Chieze, dessen Familie aus Piemont stammte, war 1660 aus schwedischem in brandenburgischen Dienst getreten. Er war Ober-Ingenieur, ein bedeutender Baumeister und hatte für den großen Kurfürsten eine ähnliche Bedeutung wie sie Rochus v. Lynar, hundert Jahre früher, für Joachim II. gehabt hatte. Er beherrschte den Schönbau wie den Festungsbau, führte das Hauptgebäude des Potsdamer Stadtschlosses auf, leitete den Berliner Schloßbau, betheiligte sich an der Ausführung des Friedrich-Wilhelms-Canals, besserte und erweiterte die Festungen des Landes.

Dies war der Mann, dem die Gnade des Kurfürsten das nur in leisen Zügen noch an alte Culturtage erinnernde Caput übergab. Er konnte es in keine besseren Hände geben. Das in Trümmern liegende Schloß — muthmaßlich ein spät gothischer Bau — wurde in modernem Stile wieder aufgeführt, und dem ganzen Gebäude im Wesentlichen das Gepräge gegeben, das es noch aufweist. Namentlich der „große Saal“ erhielt bereits seine gegenwärtige Gestalt, wie wir aus einer alten Notiz ersehen, in der es heißt: „im Obergeschoß (Hochparterre) befand sich zu Seiten des Flurs ein großer Saal durchs ganze Schloß hin, mit zwei Fenstern nach Süden und zweien nach Norden.“ — Der Kurfürst war hier oft zu Besuch, namentlich wenn ihn die Jagden nach dem Kunersdorfer Forste führten. Auch den jungen Prinzen wurde zuweilen gestattet, der Einladung des alten de Chieze zu folgen und einen halben Tag, frei von der strengen Aufsicht ihres Hofmeisters, in Caput herum zu schwärmen. Die Parkanlagen waren damals noch unbedeutend; der Garten nur mit Obstbäumen besetzt.

Kurfürstin Dorothea von 1671 bis 1689.

Der alte de la Chieze ſtarb 1671 oder 73; Caput fiel an den Kurfürſten zurück und er verſchrieb es nunmehr ſeiner Gemahlin Dorothea, die es — inſonderheit nach dem Tode ihres Gemahls (1688) — zu ihrem bevorzugten Wohnſitz machte. —

Das Schloß, um ſeinem neuen Zwecke zu dienen, mußte eine erhebliche Umgeſtaltung erfahren. Was für den in Kriegszeiten hart gewordenen de Chieze gepaßt hatte, reichte nicht aus für eine Fürſtin; außerdem wuchſen damals — unter dem unmittelbaren Einfluſſe niederländiſcher Meiſter — raſch die Kunſtanſprüche in märkiſchen Landen. Erſt funfzig Jahre ſpäter, unter Friedrich Wilhelm I., — obwohl er ſich rühmte, ein „treu-holländiſch Herz" zu haben — hörten dieſe Einflüſſe wieder auf und wir verfielen, auf geraume Zeit hin, in die alte Nacht.

Schloß Caput rüſtete ſich alſo zum Empfang einer neuen Herrin. Die Grundform blieb, aber Erweiterungen fanden ſtatt; zwei kleine Eckflügel entſtanden, vor Allem wurde die innere Einrichtung eine andere. Eine Halle im Souterrain, wo man den Jagdimbiß zu nehmen pflegte, wurde an Wand und Decke mit blaugrünen holländiſchen Fliesen ausgelegt, die Zimmer des Obergeſchoſſes mit Tapeten behängt und mehrere mit Plafond-Schildereien geziert. Beſonders bemerkenswerth war die Ausſchmückung des „großen Saales," ein Deckengemälde, das ſeinem Gedankengange nach, an ſpätere Arbeiten Antoine Pesnes erinnert. Minerva mit Helm, Schild und Speer führt die Künſte: Baukunſt, Sculptur und Malerei, in die brandenburgiſchen Lande ein; ein gehörntes Ungethüm, halb Luciſer halb Caliban, entweder den Krieg oder die Rohheit, oder beides zugleich darſtellend, entweicht in Dunkel vor dem aufgehenden Licht. Aehnlich wohlerhalten präſentirt ſich ein zweites Bild, im ſogenannten „Grünen Zimmer." Zwei geflügelte Genien halten die umkränzten Bilder von Kurfürſt und Kurfürſtin in

Händen; die Fama bläst mit einer Doppeltuba den Ruhm beider in die Welt hinaus; eine andere geflügelte Gestalt zeigt auf die Chronik ihrer Thaten. In einem dritten Gemach, das den Namen des Schlafzimmers der Kurfürstin führt, begegnen wir einem Deckenschmuck aus wahrscheinlich eben dieser Zeit. Außer einem Mittelbilde zeigt er zwei weibliche Figuren: die Nacht ein Fackellicht tragend und den Morgen Rosen streuend in leicht angehauchtem Gewölk.

Sophie Charlotte und König Friedrich I. bis 1713.

Kurfürstin Dorothea starb 1689; beinahe unmittelbar nach ihrem Hinscheiden wurde Schloß Caput von Kurfürst Friedrich III. erworben, der es nunmehr seiner Gemahlin, der gefeierten Sophie Charlotte, zum Geschenke machte. Es geschah nun Aehnliches wie nach dem Tode von de la Chieze. Die Ansprüche an Glanz und Luxus waren innerhalb der letzten zwanzig Jahre abermals gewachsen, nirgends mehr als am Hofe des prachtliebenden Friedrichs III. Wie das Schloß de Chiezes nicht reich genug gewesen war für Kurfürstin Dorothea, so waren die Einrichtungen dieser wiederum nicht reich genug für die jetzt einziehende Sophie Charlotte. Auch jetzt, wie während der 70er Jahre, berührten die Ummodelungen, die vorgenommen wurden, weniger die Struktur als das Ornamentale und wieder waren es in erster Reihe die Deckenbilder (diesmal in allen Räumen), die den ohnehin reichgeschmückten Bau auf eine höchste Stufe zu heben trachteten. Dies Betonen des Coloristischen lag ja im Wesen der Renaissance, die, selbst malerisch in ihren Formen wie kein anderer Baustil, es liebt, die Farbe sich dienstbar zu machen.

Ob Kurfürstin Sophie Charlotte noch Zeuge dieser letzten Neugestaltung wurde, die das Schloß in seiner inneren Einrichtung erfuhr, ist mindestens fraglich. Bis 1694 — wo der Stern Charlottenburgs aufging, der zugleich den Niedergang Caputs bedeutet — konnte die Fülle dieser Deckenbilder nicht vollendet sein; die kurze Zeitdauer verbot es. Aber auch der

Inhalt deſſen, was gemalt wurde, wenigſtens jenes hervorragendſten Bildes, das ſich in der „großen Porzellankammer“ befindet, ſcheint dagegen zu ſprechen. Es ſtellt dar: wie Afrika der Boruſſia huldigt. Dieſe, auf Wolken thronend, trägt eine Königskrone und neigt ſich einer Mohrenkönigin, zugleich einer Schaar heranſchwebender ſchwarzer Genien zu, die mit Gefliſſentlichkeit die Schätze Indiens und Chinas: Theebüchſen und Ingwertrüge, ſogar ein Theeſervice mit Taſſen und Kanne, der auf Wolken thronenden Boruſſia entgegentragen.

Die Königskrone der Boruſſia (falls es die Boruſſia iſt) deutet unverkennbar auf einen Zeitpunkt nach 1701. Andererſeits iſt es nicht ganz leicht, in dieſer, mit einer gewiſſen ſouveränen Verachtung der Länder- und Völkerkunde auftretenden Symbolik, die nichts ſo ſehr haßt, als Logik und Conſequenz, ſich zurecht zu finden. Denn nicht bloß, daß ſchwer abzuſehen iſt, weshalb ſchwarze Genien dazu auserkoren wurden, den Thee zu ſerviren oder porzellanene Vaſen durch die Lüfte zu tragen, ſo ſcheinen auch aufgeſpeicherte Chronikenbündel, auf denen der Kurhut liegt, ſo lange nicht Geſchichte ein leerer Wahn iſt, nothwendig auf Kurfürſtliche Zeiten zurückzudeuten. Man darf es aber freilich mit dieſen Dingen nicht allzu genau nehmen. Gedankliche oder hiſtoriſche Correctheit war niemals das, worin die großen Coloriſten ſich gefielen. Es lag ihnen an der ſinnlichen Geſammtwirkung. Bis auf Weiteres iſt die Königskrone der Boruſſia das Entſcheidende, die das Bild, als ob es eine Jahreszahl trüge, in den Anfang des 18. Jahrhunderts verweiſt.

Kurfürſtin Sophie Charlotte verließ ſchon 1694 Caput; aber bis zu ihrem Tode (1705) und noch darüber hinaus, bis zum Tode ihres Gemahls, blieb Caput ein bevorzugtes Schloß, eine Sehenswürdigkeit von Ruf. Man ſetzte Summen an ſeine Inſtandhaltung, ſei es nun, um vorübergehend hier eine Villeggiatur zu nehmen, oder ſei es — inſonderheit nachdem ſeine Ausſchmückung vollendet war — um es etwaigem, bei Hofe eintreffendem Beſuche als ein kleines märkiſches Juwel zeigen zu können.

Eine solche Gelegenheit bot sich 1709. Wir finden darüber Folgendes. Als in den ersten Julitagen eben genannten Jahres König Friedrich IV. von Dänemark und Friedrich August von Polen auf Einladung Friedrichs I. von Preußen in Potsdam eine persönliche Zusammenkunft hielten (ein großes Staatsbild im Charlottenburger Schlosse stellt diese Begegnung der „drei Friedriche" dar), war der prachtliebende Friedrich, an dessen Hofe diese Vereinigung stattfand, bemüht, seinen Gästen eine Reihe von Festen zu geben. Unter andern ward am 8. Juli auf der prächtigen Yacht, welche im Bassin des Lustgartens lag und mit 22 Kanonen ausgerüstet war, eine Lustfahrt nach Caput unternommen. Dieses überaus prächtige Schiff, das mit allem nur erdenklichen Luxus ausgestattet war, und in der That an die Prachtschiffe der alten Phönicier und Syrakuser erinnerte, war in Holland nach Angaben des Königlichen Baumeisters und Malers Maderſteg erbaut worden. Man schätzte allein die goldenen und silbernen Geräthe, die sich in seinem Innern aufgestellt befanden, auf 100,000 Thaler. Auf diesem Schiffe, das eigens dazu gebaut war, die Havel zu befahren, glitten die drei Könige stromabwärts nach dem Lustschlosse von Caput. Man erging sich in dem inzwischen zu einer baumreichen und schattigen Anlage gewordenen Parkgarten und kehrte gegen Abend zu Tafel und Ball nach Schloß Potsdam zurück.

Wenn dieser Tag in dem historischen Leben Caputs der glänzendste war, so war er auch der letzte. Der König, früh alternd, schloß sich mehr und mehr in seine Gemächer ein; der Sinn für Festlichkeiten erlosch, er begann zu kränkeln; am 25. Februar 1713 starb er. Alle Schlösser standen leer; sie sollten bald noch leerer werden.

Dem prachtliebenden König folgte ein Sparsamkeits-König. Die holländische Yacht im Potsdamer Bassin wurde gegen einige Riesen vertauscht und ging nach Rußland zum Czaren Peter; die großen Schlösser zu Cöpenick und Oranienburg (beides Schöpfungen des eben verstorbenen Fürsten) wurden vom Etat gestrichen; was verkaufbar war wurde verkauft, — konnte man

sich wundern, daß bei so veränderten Verhältnissen das wenigstens seiner Größe und äußeren Erscheinung nach ungleich bescheidenere Caput mit auf die Liste der Proscribirten gesetzt wurde! Es sank zu einem bloßen Jagdhause herab, an dem alsbald der mit holländischen Fliesen ausgelegte Souterrain-Saal, weil sichs drin wie in einem Weinkeller poculiren ließ, das Beste war. Von seinem alten Bestande über der Erde blieben dem Schlosse nur der Kastellan und die Bilder, wahrscheinlich weil mit beiden nichts anzufangen war. Der Kastellan war ein alter Türke, das rettete ihn; die Deckengemälde aber — — in den Schlössern waren ihrer ohnehin mehr denn zuviel, und wenn die Schlösser sie nicht aufnehmen konnten, wer damals in brandenburgischen Landen hätte sein Geld an die sinnbildliche Verherrlichung der Künste, an Minerva und Caliban, an Borussia und die Mohrenkönigin gesetzt! Auch heute noch sind ihrer nicht viele.

So viel über die historischen 40 Jahre; wir schicken uns jetzt an, in das Schloß selbst einzutreten.

Die doppelarmige Freitreppe, wir erwähnten ihrer bereits (schon Sophie Charlotte schritt über diese Stufen hin) ist von Epheusenkern des Hauses derartig umrankt und eingesponnen, daß je[illegible]n Tragstein ein zierlich-phantastischer Rahmen von hellgrünen Blättern schmückt. Die Wirkung dieses Bildes ist sehr eigenthümlich. Eine Treppe im Arabeskenschmuck! Natur nahm der Kunst den Griffel aus der Hand und übertraf sie.

Die Thür des Gartensalons öffnet sich. Freundliche Worte begrüßen uns; wir sind willkommen.

Von einem kleinen zeltartigen Raume aus, der unmittelbar hinter der Freitreppe liegt, treten wir nunmehr unseren Rundgang an. Die Zimmer führen noch zum Theil die Bezeichnungen aus der Kurfürstlichen Zeit her: Vorgemach, Schlafzimmer, Cabinet des Kurfürsten, auf dem andern Flügel ebenso der Kurfürstin; dazu Saal, Porzellankammer, Thee-

zimmer. Die meisten Räume quadratisch und groß. Alle haben sie jene Patina, die alten Schlössern so wohl kleidet und Angesichts welcher es gleichgültig ist, ob Raum und Inhalt sich in Epoche und Jahreszahlen einander decken. Nicht wie alt die Dinge sind, sondern ob alt überhaupt, das ist es, was die Entscheidung giebt. So auch hier. Die verblaßten oder auch verdunkelten Tapeten, die Geräthschaften und Nippsachen, — es sind nicht Erinnerungsstücke genau aus jener Zeit Caputischen Glanzes, aber sie haben doch auch ihr Alter und wir nehmen sie hin wie etwa einen gothischen Pfeiler an einem romanischen Bau. Beide haben ihr Alter überhaupt, das genügt; und unsere Empfindung übersieht es gern, daß zwei Jahrhunderte zwischen dem einen und dem anderen liegen.

Die Tapeten, das Mobiliar, die hundert kleinen Gegenstände häuslicher Einrichtung, sie sind weder aus den Tagen der strengen, noch aus den Tagen der heitern Kurfürstin, die damals hier einander ablösten; die Hand der Zerstörung hat mitleidlos aufgeräumt an dieser Stelle. Aber wohin die Hand der Zerstörung buchstäblich nicht reichen konnte, — die hohen Deckengemälde, sie sind geblieben und sprechen zu uns von jener Morgenzeit brandenburgischer Macht und brandenburgischer Kunst. Die großen Staatsbilder haben wir bereits in dem kurzen historischen Abriß, den wir gaben, beschrieben, aber viel reizvoller sind die kleinen. Ich schwelgte im Anblick dieser wonnigen Nichtigkeiten. Kaum ein Inhalt und gewiß keine Idee, und doch, bei so wenigem, so viel! Ein bequemes Symbolisiren nach der Tradition; in gewissem Sinne fabrikmäßig; alles aus der Werkstatt, in der die Dinge einfach gemacht wurden ohne besondere Anstrengung. Aber wie gemacht! welche Technik, welche Sicherheit und Grazie. Wie wohlthuend das Ganze, wie erheiternd. Jetzt setzen die Künstler ihre Kraft an eine Idee und bleiben dann, neun Mal von zehn, hinter dieser und oft auch hinter sich selbst zurück. Wie anders damals. Die Maler konnten malen und gingen ans Werk. Kam ihnen nichts, nun, so war es immer noch eine hübsche Tapete; erwies

ſich aber die Stunde günſtig, ſo war es wie ein Geſchenk der Götter.

So Großes fehlt hier; aber auch das Kleine genügt. Genien und wieder Genien, blonde und braune, geflügelte und ungeflügelte, umſchweben und umſchwirren uns und die Guirlanden, die ſich zwiſchen den Fingerſpitzen der lachenden Amoretten hinziehen, ſie haben eine Pracht und Wahrheit der Farbe, daß es iſt, als fielen noch jetzt die Roſen in vollen rothen Flocken auf uns nieder. Im Theezimmer bringt eine dieſer geflügelten Kleinen ein Tablet mit blaugeändertem Theezeug, — ſelbſt Boßdorf, als er ſein Rieſen-Tablet der Lautenſchlägerin präſentirte, hätte von dieſem Liebling der Grazien lernen können.

Dieſe Zeit ſinnlich blühender Renaiſſance, ſie iſt dahin. Was wir jetzt haben, mit allen unſren Prätenſionen, wird nach zweihundert Jahren ſchwerlich gleiche Freude und Zuſtimmung wecken.

Es war Mittag, als wir wieder auf die Freitreppe hinaustraten. Der Himmel hatte ſich bezogen und geſtattete jetzt einen unbehinderten Blick auf das weite Waſſer-Panorama.

Die holländiſche Yacht mit drei Königen und einem ganzen Silber-Treſor an Bord, ſteuerte nicht mehr Havel-abwärts; aber ſtatt ihrer ſchwamm eine ganze Flottille von Havelkähnen heran und am Horizonte ſtand in ſcharfen Linien ſteif-grenadierhaft die Garniſonkirche von Potsdam: das Symbol des Jüngſtgeborenen im alten Europa, des Militärſtaats Preußen.

Petzow.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff;
Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen.

Schiller.

Wie Buda-Pest, oder wie Köln und Deutz ein Doppelgestirn bilden, so auch Caput und Petzow. Sie gehören zusammen. Zwar ist die Wasserfläche, die die beiden letzteren von einander trennt, um ein Erhebliches breiter als Rhein und Donau zusammengenommen, aber nichtsdestoweniger bilden auch diese beiden „Residenzen diesseit und jenseit des Schwilow" eine höhere Einheit. Eine Einheit, so verschieden sie unter einander sind. Sie ergänzen sich. Caput ist ganz Handel, Petzow ist ganz Industrie. Dort eine Wasserstraße, eine Werft, ein Hafenverkehr; hier die Tag und Nacht dampfende Esse, das nie erlöschende Feuer des Ziegelofens. Schönheit der Lage ist beiden gemeinsam; doch ist Petzow hierin weit überlegen, sowohl seiner eigenen unmittelbaren Erscheinung, als dem landschaftlichen Rundblick nach, den es gestattet.

Die etwas unregelmäßig über einen Hügelrücken sich hinziehende Dorfstraße folgt im Wesentlichen dem Schwilow-Ufer; zwischen Dorf und See aber ist ein ziemlich breites, schräg abfallendes Stück Land verblieben, in das Schloß und Park sich theilen.

Beide sind Schöpfungen dieses Jahrhunderts; Vater und Großvater des gegenwärtigen Besitzers (des Amtsraths v. Kaehne) riefen sie ins Leben. Die genannte Familie sitzt nachweisbar

seit 1630 an dieser Stelle; vielleicht viel länger. Die Kaehnes waren damals schlichte Bauern. In genanntem Jahre, also während des 30jährigen Krieges, erwarben sie das Lehnschulzengut und hielten es nicht nur fest, sondern wußten auch ihren Besitz derart zu erweitern, daß im Jahre 1840 der damalige Träger des Namens in den Adelsstand und fünf Jahre später (1845) der Gesammtbesitz zu einem kreistagsfähigen Rittergute erhoben wurde.

Ein Beispiel derartigen Aufdienens „von der Pike," wie es die Familie Kaehne giebt, ist sehr selten; viel seltener, als man glaubt. Ein Blick auf die Geschichte der Rittergüter belehrt uns darüber. Was in den altadeligen Grundbesitz als Neu-Element einrückt oder gar durch Zusammenlegung von Bauergütern (und selbstverständlich unter schließlicher Ernennung seitens des Landesherrn) neue Rittergüter creirt, das sind entweder selbst wieder prosperirende, ihren Besitz erweiternde Adelige, die für jüngere Söhne einen ebenbürtigen Neubesitz stiften, oder aber — und das ist das Häufigere — es sind Geldleute, Städter, Repräsentanten einer modernen Zeit, die den Handels- und Industriegeist in die Landwirthschaft hineintragen. Der Bauer folgt selten diesem Beispiel; er ist stabil, er bleibt was er ist. Wenn er nichts desto weniger zu speculiren beginnt, so thut ers auf seine Weise. Es reizt ihn dann weit mehr das Geld, als das Wachsen der Ackerfläche. Er erweitert sich nicht innerhalb seiner eigenen Sphäre; er wird eben einfach ein Anderer.

Die Familie Kaehne bezeichnet einen Ausnahmefall.

Schloß und Park, so sagten wir, sind Schöpfungen dieses Jahrhunderts.

Das Schloß, in seiner gegenwärtigen Gestalt, wurde nach einem Schinkelschen Plane ausgeführt. Es zeigt eine Mischung von italienischem Castell- und englischem Tudorstil, denen beiden die gothische Grundlage gemeinsam ist. Der Bau, wie er sich unter Epheu und Linden darstellt, wirkt pittoresk genug, ohne daß er im Uebrigen besonders zu loben wäre. Es

iſt bemerkenswerth, daß alles Gothiſche oder aus der Gothik Hergeleitete auf unſerm märkiſchen Boden ſeit Wiederbelebung dieſes Stils (eine Epoche, die kaum zwei Menſchenalter zurückliegt) nicht gelingen wollte. Im Beginn dieſes Jahrhunderts hatten wir uns zu entſcheiden, nach welcher Seite hin die Entwickelung gehen ſollte; irgend eine „Renaiſſance“ war dem herrſchenden Ungeſchmack gegenüber geboten, es konnte ſich nur darum handeln, ob das Vorbild bei der Antike, oder beim Mittelalter zu ſuchen ſei. Schinkel ſelbſt — was jetzt ſo oft vergeſſen wird — ſchwankte; der einzuſchlagende Weg war ihm keineswegs von Anfang an klar. Auch er hatte eine Epoche, wo das Maleriſche des Gewölbebaues, wo Strebepfeiler und Spitzbogenfenſter ihn reizten. Hätte er ſich damals, wie das bei den rheiniſchen Baumeiſtern der Fall war, für Gothik entſchieden, ſo würde die bauliche Phyſiognomie unſerer alten Provinzen, Berlins ganz zu geſchweigen, überhaupt eine andere geworden ſein. Wir würden die Gothik, nach einzelnen geſcheiterten Verſuchen, aufs Neue gelernt haben, wie die Rheinländer und Engländer ſie wieder lernten und, beim Kirchenbau (zu dem es uns an Gelegenheit nicht gefehlt haben würde) uns wieder vertraut machend mit der alten Technik, den zerriſſenen Faden der Tradition wieder auffindend, würden wir alsbald auch verſtanden haben, unſern Privat-Bau danach zu modeln und unſere Schlöſſer und Landhäuſer im Caſtell- oder Tudorſtile aufzuführen. Dies wurde verſäumt, weil — ſo wollen wir, halb aus Courtoiſie, halb aus Ueberzeugung annehmen — ein Beſſeres an die Stelle trat. Wie die Dinge liegen, wird zwar auch jetzt noch gelegentlich der Verſuch gemacht, es mit der Gothik und ihren Dependencien zu wagen; aber dieſe Verſuche ſcheitern jedesmal, wenigſtens für das Auge deſſen, der die Originale oder auch nur das kennt, was mit immer wachſendem Verſtändniß unſere weſtdeutſchen Neu-Gothiker danach bildeten.

Auch das Herrenhaus zu Petzow iſt ein ſolcher geſcheiterter Verſuch. Was daran anmuthend wirkt, iſt, wie ſchon angedeutet,

Das malerische Element, nicht seine Architektur. Diese, so weit man überhaupt von einer Architektur sprechen kann, datirt aus dem Anfang der 20er Jahre, ist also kaum 50 Jahre alt. Dies gilt auch besonders von den angebauten Flügeln. Und doch, als wir diese näher besichtigten, nahmen wir an den Fenstern des Erdgeschosses kunstvoll geschmiedete Eisengitter wahr, die sich unschwer auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückführen ließen. Dies verwirrte uns. Das Räthsel sollte sich indeß in Kürze lösen. Diese Gitterfenster wurden nämlich in Potsdam bei einem Häuser-Abbruch erstanden und hierher verpflanzt. Hier prangen nun die 150jährigen an einer erst 50jährigen Front. Wir erzählen das lediglich zu dem Behuf, um zu zeigen, wie man durch Beurtheilung von Einzeldingen, von denen man dann Schlüsse aufs Ganze zieht, erheblich irre geleitet werden kann. Nichts war verzeihlicher hier als ein Rechenfehler von hundert Jahren.

Der Park ist eine Schöpfung Lennés. An einem Hügelabhang gelegen wie Sanssouci, hat er mit diesem den Terrassen-Charakter gemein. In großen Stufen geht es abwärts. Wenn aber Sanssouci bei all seiner Schönheit einfach eine große Wald-Terrasse mit Garten und Wiesengründen bietet, so erblickt man von dem Hügelrücken des Petzower Parkes aus eine imposante Wasser-Terrasse, und unser Auge, zunächst ausruhend auf dem in Mittelhöhe gelegenen, erlenumstandenen Park See, steigt nunmehr erst, weiter abwärts, auf die unterste Treppenstufe nieder — auf die breite Wasserfläche des Schwilow.

Der Park umschloß früher auch die Kirche des Dorfes. Alt, baufällig, unschön wie sie war, gab man sie auf und auf einem weiter zurückgelegenen Hügel wurde 1841 eine neue Kirche aufgeführt. König Friedrich Wilhelm IV. (das Patronat ist bei der Landesherrschaft) ordnete an, daß der Neubau im romanischen Stile erfolgen solle. Stüler entwarf die Zeichnungen; die Ausführung folgte rasch. So reihte sich denn die Petzower Kirche in den Kreis jener neuen schönen Gotteshäuser ein, mit

denen der kirchliche und zugleich der feine landschaftliche Sinn des verstorbenen Königs Potsdam und die Havelufer umstellte. Wir nennen nur: Bornstädt, Sacrow, Caput, Werder, Glindow. Ihre Zahl ist um vieles größer.

Der Gottesdienst, die Gemeinde, vor allem die Scenerie, gewannen durch diese Neubauten; aber die Localgeschichte erlitt erhebliche Einbuße, weil alles Historische, was sich in den alten Kirchen vorfand, meist als Gerümpel beseitigt und fast nie in den Neubau mit hinübergenommen wurde.

Unter allen Künstlern — diese Bemerkung mag hier gestattet sein — sind die Architekten die pietätslosesten, zum Theil weil sie nicht anders können. Maler, Sculptoren treffen mit ihrem Vorgänger meist wie auf breiter Straße zusammen; sie haben Raum *neben* einander; die Lebenden und die Todten, sie können sich dulden, wenn sie wollen. Nicht so der Baumeister. In den meisten Fällen soll das *neue* Haus, die *neue* Kirche an der Stelle der alten stehen. Er hat keine Wahl. Und es sei. Wir rechten zudem mit keiner Zeit darüber, daß sie sich für die klügste und beste hält. Aber darin geht die jedesmalig modernste (die unsrige kennt wenigstens *Ausnahmen*) zu weit, daß sie auch *das* zerstört, was unbeschadet des eignen Lebens weiter leben könnte, daß sie so zu sagen unschuldigen Existenzen, von denen sie persönlich nichts zu befahren hätte, ein Ende macht. Der moderne Basilika-Erbauer mag ein gothisches Gewölbe niederreißen, das nun 'mal schlechterdings in die gestellte Aufgabe nicht paßt; aber das halbverblaßte Frescobild, die Inschrift-Tafel, der Grabstein mit der Platten-Rüstung, — *ihnen* hätte er auch in dem Neubau ein Plätzchen gönnen können. Er versagt dies Plätzchen ohne Noth, er versagt es (und daran knüpfen wir unsern Vorwurf), weil die historische Pietät fast noch seltener ist als die künstlerische. So entstehen denn entzauberte Kirchen, die helle Fenster und gute Plätze haben, die aber den Sinn kalt lassen, weil mit der Vergangenheit gebrochen wurde. Ein „gefälliger Punkt in der Landschaft" ist

gewonnen, eine vielversprechende Schale, aber, in den meisten Fällen, eine Schale ohne Kern.

Zu diesen in historischer Beziehung „tauben Nüssen" gehört auch die Petzower Kirche. Aber so leer und kahl sie ist, und so verstimmend diese Kahlheit wirkt, so gewiß ist es doch auch, daß man im Hinaustreten auf das Flachdach des Thurmes diese Verstimmung plötzlich und wie auf Zauberschlag von sich abfallen fühlt. Sie geht unter in dem Panorama, das sich hier bietet. Die „Grelle," eine tiefe Flußbucht, liegt uns zu Füßen; unmittelbar neben ihr der Glindower See. Die Havel und der Schwilow, durch Landzungen und Verschiebungen in zahlreiche blaue Flächen zerschnitten, tauchen in Nähe und Ferne auf, und dehnen sich bis an den Horizont, wo sie mit dem Blau des Himmels zusammenfließen. Dazwischen Kirchen, Dörfer, Brücken, — Alles, nach zwei Seiten hin, umrahmt von den Höhenzügen des Havellandes und der Zauche. Das Ganze ein Landschaftsbild im großen Stil; nicht von relativer Schönheit, sondern absolut. Man darf hier getrost hinaustreten, ohne sich des Vergleichs-Sinnes zu entschlagen. —

Eine Viertelstunde später, und wir schritten dorfanwärts, um der „Grelle" und ihren Anwohnern (wir kommen darauf zurück) einen Besuch zu machen. Der Weg dahin führt durch eine Akazien-Allee und demnächst an einer ganzen Plantage von Akazien vorbei. Schon vorher war mir der besondere Reichthum des Dorfes an dieser Baumart aufgefallen. Man begegnet der Akazie überhaupt häufig in den Havelgegenden, aber vielleicht nirgends häufiger als hier. Es ist ein dankbarer Baum, mit jedem Boden zufrieden, und in seiner arabischen Heimath nicht verwöhnt, scheint er sich auf märkischem Sande mit einer Art Vorliebe eingelebt zu haben. Alle Akazien in Spree- und Havelland rühren mittelbar von Sanssouci her, wo der Ur-Akazienbaum, der Stammvater vieler tausend Enkel und Urenkel an der Bornstädter Straße, gegenüber dem Triumphbogen steht. Die Akazie, ursprünglich als Zier- und Parkbaum gehegt, hat übrigens längst aufgehört eine exceptionelle Stelle einzunehmen;

sie ist, wie das ihrer anspruchslosen Natur entspricht, Nutzholz geworden und bildet einen nicht unerheblichen Handels-Artikel dieser Gegenden. Ich erfuhr darüber Folgendes:

Zu bestimmten Zeiten kommen Händler aus den Nordseehäfen, aus Hamburg, Stade, Bremerhafen, auch von der Jade her, bereisen die Akaziengegenden, kaufen an und markiren die Bäume, die zunächst gefällt werden sollen. Ein Hauptpunkt für diese Händler ist Petzow. Einige Wochen später erscheint ein Elbkahn von Hamburg oder den andern genannten Plätzen und hat eine kleine Armee von Holzfällern und Holzspaltern an Bord. Es sind Geschwisterkinder der Schindelmacher. Wie diese haben sie es zu einer Virtuosität gebracht; sie fällen, zersägen, spalten; während der Schindler aber ein Flachholz herstellt, stellt dieser nordische Holzspalter ein cylinderförmiges Langstück her, das später, als beste Sorte Schiffsnägel, auf den Werften der Seestädte eine Rolle spielt. Wenn der Kahn mit diesen Schiffsnägeln gefüllt ist, wird die Rückfahrt angetreten und die Petzower Akazien schwimmen ein Jahr später auf allen Meeren und halten die Planken der deutschen Flotte zusammen. —

Wir hatten inzwischen die „Grelle“ und damit zugleich den großen Ziegelofen erreicht, der sich hier am Ufer der tief einschneidenden Havelbucht erhebt. Dieser Ziegelofen ist weit bekannt in Havelland und Zauche; er ist der ältesten einer, und schon im vorigen Jahrhundert umgab ihn eine Colonie von Ziegelstreichern und Ziegelbrennern, die sich hier in Hütten und Häusern angesiedelt hatten. Diese übertrugen den Namen, den sie hier vorfanden, alsbald auf die ganze Anlage, so daß mit dem Worte „Grelle“ nunmehr eben so oft das Etablissement wie die seeartige Einbuchtung bezeichnet wird. Der alte historische Ziegelofen modernisirte sich im Lauf der Jahre, vielleicht auch die Häuser, die ihn umstanden, aber sie blieben doch immerhin kümmerlich genug.

Auf eins derselben, dem man ersichtlich vor Kurzem erst ein neues Stockwerk aufgesetzt hatte, schritten wir jetzt zu. Der Eingang war vom Hofe her.

Ein alter knorriger Birnbaum, der ziemlich unwirsch aussah, legte sein Gezweig nach links hin auf das niedrige Hausdach, nach rechts hin über ein Conglomerat unsagbarer Oertlichkeiten: Verschläge, Ställe, Kosen. Zwischen ihnen das gemeinschaftliche Gestade eines Sumpfes. Alles ärmlich, unsauber; selbst das Weinlaub, dem man dürftig und kunstlos ein Spalier zusammengenagelt hatte, spann sich verdrießlich an der Hinterwand des Hauses aus. Ein unpoetischer, selbst ein unmalerischer Ort! Aber aus dem Weinlaub hervor schimmerte eine weiße Tafel mit der Inschrift: „Hier ward Zelter geboren am 11. Dec. 1758."

Beuth, wenn mir recht berichtet, hat seinem Freunde Zelter diese Tafel errichten lassen. Der Schüler und zweite Nachfolger des berühmten „Sohnes der Grelle" aber war — Grell. Auch der Zufall liebt es, gelegentlich mit Wort und Namen zu spielen.

Baumgartenbrück.

> And thus an aery point he won,
> Where, gleaming with the setting sun,
> One burnished sheet of living gold,
> Loch-Katrine lay beneath him roll'd.
> **Lady of the Lake.**

Die Havel, als sie nach Süden hin den Schwilow-See bildete, um sich innerhalb dieses weiten Bassins zu ergehen, mußte doch schließlich aus dieser Sackgasse wieder heraus, und die Frage war nur: wo? In der Regel behalten die durchbrechenden Wogen die einmal eingeschlagene Richtung bei und ruhen nicht eher, als bis sie, dem Durchbrechungspunkte gegenüber, einen Ausgang gefunden oder gewühlt und gebohrt haben. Nicht so hier. Die Havel *schoß* eben nicht wie ein Pfeil von Nord nach Süd durch das Moor- und Sumpfbecken hindurch, in welchem sie während dieser Stunden den Schwilow schuf; sie *erging* sich vielmehr innerhalb desselben, entschlug sich jeder vorgefaßten Richtung und nahm endlich ihren **Abfluß halb-rückwärts**, keine 2000 Schritt von der Stelle entfernt, wo sie kurz vorher den Damm durchbrochen hatte. An dieser Abflußstelle, wo also die Havel nach ihrer Schwilow-Promenade sich wieder verengt, um nordwestwärts weiter zu fließen, liegt **Baumgartenbrück**.

Dies Baumgartenbrück wird schon frühe genannt und bereits im 13. Jahrhundert findet sich eine Burg Bomgarde oder Bomgard verzeichnet, ein sonderbares Wort, in dem unsere Slawophilen, nach Analogie von Stargard, Belgard, eine halbwendische Bezeichnung haben erkennen wollen. Was es nun aber

auch mit dieser Bomgarde auf sich haben möge, ob sie wendisch oder deutsch, so viel verbleibt ihr, daß sie seit historischen Tagen und namentlich seitdem ein Bomgarden-Brück daraus geworden, immer ein Punkt von Bedeutung war, ein Punkt, dessen Wichtigkeit gleichen Schritt hielt mit dem industriellen Aufblühen der Schwilow- und Havel-Ufer. Die Einnahmen verzehnfachten sich und wenn früher hier ein einfacher, altmodischer Zoll gezahlt worden war, um die Landreisenden trocken von einem Ufer zum andern zu bringen, so kamen nun die viel einträglicheren Tage, wo neben dem Brückenzoll für Pferd und Wagen vor Allem auch ein Brücken-Aufzugzoll für alle durchpassirenden Schiffe gezahlt werden mußte. Der Culturstaat etablirte hier eine seiner Doppelpressen; zu Land oder zu Wasser — gezahlt mußte werden, und Baumgartenbrück wurde für Brückengeld-Einnehmer allmählich das, was die Charlottenburger Chausseehäuser für Chausseegeld-Einnehmer sind. So ist es noch.

Aber die lachenden Tage von Baumgartenbrück brachen doch erst an, als, vor etwa 40 Jahren, aus dem hier stehenden Brückenwärterhaus ein Gasthaus wurde, ein Vergnügungsort für die Potsdamer schöne Welt, die mehr und mehr anfing, ihren Brauhausberg und ihren Pfingstberg den Berlinern abzutreten und sich eine stille Stelle für sich selber zu suchen. Sie verfuhren dabei kurz und sinnig wie die Schweizer, die ihre Allerwelts-Schönheitspunkte: den Genfer und den Vierwaldstätterse den Fremden überlassen, um an irgend einer abgelegenen Stelle der Glarner Alpen „ihre Schweiz für sich" zu haben. Die Potsdamer wählten zu diesem Behufe Baumgartenbrück.

Und es war eine vorzügliche Wahl! Es vereinigt sich hier Alles, was einem Besuchsorte zu Zierde und Empfehlung gereichen kann: Stille und Leben, Abgeschlossenheit und Weitblick, ein landschaftliches Bild ersten Ranges und eine vorzügliche Verpflegung. Hier unter den Laubgängen zu sitzen, nach einem tüchtigen Marsch oder einer Fahrt über den See, ist ein Genuß, der alle Sinne gefangen nimmt; nur muß man freilich

die Eigenart des Platzes kennen und beispielsweise wissen, daß hier nur eines getrunken werden darf: eine Werdersche.

Mit der Werderschen — und wir treten damit in eine bukolische Betrachtung ein — ist es nämlich ein eigen Ding. Sie ist entweder zu jung, oder zu alt, entweder so phlegmatisch, daß sie sich nicht rührt, oder so hitzig, daß sie an die Decke führt; — in Baumgartenbrück aber steht sie im glücklichen Mittelpunkt ihres Lebens; gereift und durchgeistigt, ist sie gleich weit entfernt von schaler Jugend, wie von überschäumendem Alter. Die Werdersche hier hat einen festen, drei Finger breiten Schaum; feinfarbig, leicht gebräunt, liegt er auf der dunkeln und doch klaren Fluth. Der erste Brauer von Werder ist Stammgast in Baumgartenbrück; er trinkt die Werdersche, die er selber ins Leben rief, am besten an dieser Stelle. Er ist wie ein Vater, der seinen früh aus dem Hause gegebenen Sohn am Tisch eines Pädagogen wohlerzogen wiederfindet.

Baumgartenbrück, trotz des Verkehrs, der an ihm vorüber gleitet, ist ganz ausgesprochen ein stiller, lauschiger Platz; vor Allem kein Platz prätentiöser Concerte. Kein Podium mit Spitzbogen-Façade und japanischem Dach stellt sich hier, wie eine beständige Drohung, in die Mitte der Versammlung hinein und keine Riesenplakate erzählen dem arglos Eingetretenen, daß er gezwungen sei, zu Nutz und Frommen eines Abgebrannten oder Ueberschwemmten zwei Stunden lang sich ruhig zu verhalten; — diese Ungemüthlichkeiten haben keine Stätte unter den Bäumen von Baumgartenbrück.

Hier ist nur der böhmische Musikant zu Hause, der des Weges zieht und mit dem Notenblatt sammelt. Eben treten wieder ihrer sieben ein, stellen sich schüchtern seitwärts, und wohl wissend, wie gefährlich jedes Zaudern für sie ist, beginnen sie sofort. Il Baccio eröffnet den Reigen. Wohl ist es hart. Die Posaune, mit beinah künstlerischem Festhalten eines Tones, erinnert an das Nachtwächterhorn alter Tage; die Trompete kreischt, der Triangel bimmelt erbärmlich. Wie immer auch, seid mir gegrüßt! —

Wenn ich dieſer alten Geſtalten mit den ſchadhaften Bärten und den verbogenen Käppis anſichtig werde, lacht mir immer das Herz. Nicht aus Sentimentalität, nicht weil ſie mich an Jugendtage erinnern, ſondern weil ſie ſo bequem, ſo harmlos ſind, während der moderne Künſtler, nach eigner Neigung und vor allem auch durch die feierliche Gutheißung des Publicums, ſich mehr und mehr zu einem Tyrannen der Geſellſchaft aufgeſchwungen hat. Du biſt irgendwo in ein Geſpräch verwickelt, nehmen wir an in das unbedeutendſte der Welt, über Drainirung, oder Spargelzucht, oder luftdichte Ofenthüren; Niemand verliert etwas, der von dieſem Geſpräche nichts hört, aber Dir und Deinem Nachbar gefällt es, euch beiden iſt es lieb und werth, und ihr treibt behaglich auf der Woge der Unterhaltung. In dieſem Augenblick ſtillen harmloſen Glücks giebt irgend ein dicker oder dünner primus inter pares mit ſeiner ſilbernen Klapptrompete ein Zeichen und verurtheilt Dich ohne Weiteres zum Schweigen. Willſt Du nicht darauf achten, ſo wirſt Du geſellſchaftlich in den Bann gethan: Du mußt zuhören, Du mußt die „luſtigen Weiber von Windſor“ ſich zum zehnten Male zanken, oder gar die Prinzeſſin Iſabella zum hundertſten Male um „Gnade“ rufen hören. Nichts hilft dagegen. Wie anders dieſe ächten und unächten Bergmanns-Virtuoſen! Sie blaſen drauf los, alle Kinder ſind entzückt, Du ſelber folgſt lachend den ſtolpernden Diſſonanzen und haſt dabei das ſüße Gefühl bewahrter perſönlicher Freiheit. Die allgemein anerkannte künſtleriſche Unvollkommenheit wird zum rettenden Engel.

Baumgartenbrück iſt noch ein Platz dieſer Freiheit.

Aber was dauernd hier feſſelt, weit über das beſte Bier und die beſcheidenſte Muſik hinaus, das ſind doch die Gaben der Natur, das iſt — wir deuteten es ſchon an — die ſeltene Schönheit des Platzes. Es iſt eine „Brühliſche Terraſſe“ am Schwilow-See. Baſtionartig ſpringt ein mit Linden und Kaſtanien dicht beſtandener Uferwall in den See hinein, und ſo viele Bäume, ſo viele Umrahmungen eines von Baum zu Baum wechſelnden Panoramas. Welche Reihenfolge entzückender Bilder!

auch mit dieſer Bomgarde auf ſich haben möge, ob ſie wendiſch oder deutſch, ſo viel verbleibt ihr, daß ſie ſeit hiſtoriſchen Tagen und namentlich ſeitdem ein Bomgarden-Brück daraus geworden, immer ein Punkt von Bedeutung war, ein Punkt, deſſen Wichtigkeit gleichen Schritt hielt mit dem induſtriellen Aufblühen der Schwilow- und Havel-Ufer. Die Einnahmen verzehnfachten ſich und wenn früher hier ein einfacher, altmodiſcher Zoll gezahlt worden war, um die Landreiſenden trocken von einem Ufer zum andern zu bringen, ſo kamen nun die viel einträglicheren Tage, wo neben dem Brückenzoll für Pferd und Wagen vor Allem auch ein Brücken-Aufzugzoll für alle durchpaſſirenden Schiffe gezahlt werden mußte. Der Culturſtaat etablirte hier eine ſeiner Doppelpreſſen; zu Land oder zu Waſſer — gezahlt mußte werden, und Baumgartenbrück wurde für Brückengeld-Einnehmer allmählich das, was die Charlottenburger Chauſſeehäuſer für Chauſſeegeld-Einnehmer ſind. So iſt es noch.

Aber die lachenden Tage von Baumgartenbrück brachen doch erſt an, als, vor etwa 40 Jahren, aus dem hier ſtehenden Brückenwärterhaus ein Gaſthaus wurde, ein Vergnügungsort für die Potsdamer ſchöne Welt, die mehr und mehr anfing, ihren Brauhausberg und ihren Pfingſtberg den Berlinern abzutreten und ſich eine ſtille Stelle für ſich ſelber zu ſuchen. Sie verfuhren dabei kurz und ſinnig wie die Schweizer, die ihre Allerwelts-Schönheitspunkte: den Genfer und den Vierwaldſtätterſee den Fremden überlaſſen, um an irgend einer abgelegenen Stelle der Glarner Alpen „ihre Schweiz für ſich" zu haben. Die Potsdamer wählten zu dieſem Behufe Baumgartenbrück.

Und es war eine vorzügliche Wahl! Es vereinigt ſich hier Alles, was einem Beſuchsorte zu Zierde und Empfehlung gereichen kann: Stille und Leben, Abgeſchloſſenheit und Weitblick, ein landſchaftliches Bild erſten Ranges und eine vorzügliche Verpflegung. Hier unter den Laubgängen zu ſitzen, nach einem tüchtigen Marſch oder einer Fahrt über den See, iſt ein Genuß, der alle Sinne gefangen nimmt; nur muß man freilich

Man ſitzt wie auf dem Balcon eines Hauſes, das an der Schmalſeite eines langen Squares gelegen iſt, und während das Auge über die weite Fläche des oblongen Platzes hingleitet, zieht unmittelbar unter dem Balcon das Treiben einer belebten Straße fort. Der Platz iſt der Schwilow-See, die belebte Straße iſt die Havel, deren Fahrwaſſer an dem Quai vorüber und durch die unmittelbar zur Rechten gelegene Brücke führt.

Iſt es hier ſchön zu allen Tageszeiten, ſo waltet hier ein beſonderer Zauber um die ſechste Stunde; dann ſchwimmen, kommend und gehend, aus dem Schwilow hinaus und in den Schwilow hinein, aber alle von der Abendſonne beſchienen, die Havelkähne in ganzen Geſchwadern heran und zwiſchen ihnen hindurch gleitet von Werder her der obſtbeladene Dampfer. Die Zugbrücke ſteigt und fällt in beſtändigem Wechſel, bis mit dem Niedergehen der Sonne auch der Verkehr zu Ende geht.

Nun dunkelt es. In den Lindenlauben werden die Lichter angezündet und ſpiegeln ſich im See. Noch hallt dann und wann ein Ruf herüber, oder ein Büchſenſchuß aus dem Fercher Forſt her rollt im Echo über den See; — dann Alles ſtill. Die Lichter löſchen aus, wie die Glühpunkte in einem niedergebrannten Papier. Ein Huſchen noch hier hin dort hin; nun verblitzt das letzte.

Nacht liegt über Baumgartenbrück und dem Schwilow.

Alt-Geltow.

I do not set my life at a pin's fee;
By heaven, I'll make a ghost of him that hinders me:
I say, away!

Hamlet.

Etwa tauſend Schritt hinter Baumgartenbrück, und zwar landeinwärts, liegt Alt-Geltow.

Wenn es auch bezweifelt werden mag, daß die „alte Boomgarde," die dem heutigen Baumgartenbrück den Namen gab, wenigſtens ſo weit das Sprachliche in Betracht kommt, bis in die ſlaviſche Zeit hinauf zu verfolgen iſt, ſo haben wir dagegen in Alt-Geltow ein unbeſtritten wendiſches Dorf. Die älteſten Urkunden thun ſeiner bereits Erwähnung und es nimmt ſeinen Platz ein unter den ſieben alten Wendendörfern der Inſel Potsdam: Bornim, Bornſtädt, Eiche, Golm, Grube, Nedelitz und Gelte. Dieſe letztere Schreibweiſe (urſprünglich Geliti) iſt die richtigere; Geltow indeß iſt der übliche Name geworden.

Die Geſchichte des Dorfes geht weit zurück; aber die ſchon erwähnten Urkunden, von denen die älteſte aus dem Jahre 933 ſtammt, ſind dürftigen Inhalts und laſſen uns, von kleinen Streitigkeiten abgeſehen, nur das eine erkennen, daß erſt die Familie Hellings v. Gelt, dann die Gröbens, dann die Hakes ihren Beſitz hier hatten. 1660 gingen Dorf und Haide an den großen Kurfürſten über und gehörten ſeitdem zu den vielen Beſitzungen des kurfürſtlichen, beziehungsweiſe Königlichen Hauſes in der Umgegend von Potsdam. 1842 wurde die Haide zur Erweiterung des Wildparks benutzt.

Geltow war immer arm; dieser Charakter verblieb ihm durch alle Zeiten hin, und die schlichten Wände seiner Kirche, deren wir eben ansichtig werden, mahnen nur zu deutlich daran, daß die Pfarre, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, 200 Thaler trug.

Wir schreiten zunächst über einen Grabacker hin, der seit 20 oder 30 Jahren brach liegt und eben wieder anfängt, aufs Neue bestellt zu werden. Zwischen den eingesunkenen Hügeln wachsen frische auf; diese stehen in Blumen, während wilde Gerste über die alten wächst.

Es ist spät Nachmittag; der Hollunder blüht; kleine blaue Schmetterlinge fliegen um die Gräber; ein leises Bienensummen ist in der Luft; aber man sieht nicht, woher es kommt.

Die Kirchthür ist angelehnt; wir treten ein und halten Umschau in dem schlichten Raume: weiße Wände, eine mit Holz verschlagene Decke und hart an der Giebelwand eine ängstlich hohe Kanzel, zu der eine steile, gradlinige Seitenstiege führt.

Und doch das Ganze nicht ohne stillen Reiz. Krone neben Krone; gestickte Bänder, deren Farben halb oder auch ganz verblaßten; dazwischen Myrthen- und Immortellenkränze im bunten Gemisch. Das Ganze ein getreues Abbild stillen dörflichen Lebens; er ward geboren, nahm ein Weib und starb.

Es ist jetzt Sitte geworden, die Kirchen dieses Schmuckes zu berauben. „Es sind Staubfänger," so heißt es, „es stört die Sauberkeit." Richtig vielleicht und doch grundfalsch. Man nimmt den Dorfkirchen oft das Beste damit, was sie haben, vielfach auch ihr — Letztes. Die buntbemalten Fenster, die großen Steincrucifixe, die Grabsteine, die vor dem Altar lagen, die Schildereien, mit denen Liebe und Pietät die Wandpfeiler schmückte, — sie sind alle längst hinweg gethan; „sie nahmen das Licht," oder „sie waren zu katholisch," oder „die Fruen und Kinner versierten sich." Nur die Braut- und Todtenkronen blieben noch. Sollen nun auch diese hinaus? Soll

Alles fort, was dieſen Stätten Poeſie und Leben lieh? Was hat man denn dafür zu bieten? Dieſe Todtenkronen, zur Erinnerung an Heimgegangene, waren namentlich dem auf's Saubere und Ordentliche geſtellten Sinn Friedrich Wilhelm's III. nicht recht. In den Dorfkirchen, wo er Sonntags zum Gottesdienſte erſchien, duldete er ſie nicht. Er geſtattete aber Ausnahmen. Paſtor Lehnert in Falkenrehde erzählt: Eine alte Coloniſten-Wittwe in meiner Gemeinde verlor ihren Enkel, den ſie zu ſich genommen und erzogen hatte, und der ihr ein und alles war. Sie ließ eine reich mit Bändern verzierte Todtenkrone anfertigen und begehrte, ſolche neben ihrem Sitze in der Kirche aufhängen zu dürfen, „weil ſie ſonſt keine Ruhe und keine Andacht mehr habe.“ Paſtor Lehnert gab nach. Der König, bei ſeinem nächſten Kirchenbeſuch (von Paretz aus), bemerkte die Krone und äußerte ſich mißfällig; als ihm aber der Hergang mitgetheilt wurde, fügte er hinzu: „Will der Frau ihre Ruhe und Andacht nicht nehmen.“ — Solche Fälle, wo „Ruhe und Andacht“ eines treuen und liebevollen Herzens an einem derartigen, noch dazu höchſt maleriſchen Gegenſtande hängen, ſind viel häufiger, als nüchterne Verordnungen Unbetheiligter vorausſetzen mögen.

Die Alt-Geltower ſcheinen ſo empfunden zu haben und haben ihren beſten Schmuck zu bewahren gewußt. Die Giebelwand, an der ſich Kanzel und Kanzeltreppe befinden, iſt ganz in Kronen und Kränze gekleidet (im Ganzen zählte ich ſiebenzig), und dazwiſchen hängen jene bekannten, ſchwarz und weißen Tafeln, an deren Häkchen die Kriegsdenkmünzen aus der Gemeinde ihre letzte Stätte finden. Die eine Tafel erzählte von 1813; auf der andern las ich Folgendes: „Aus dieſem Kirchſpiel ſtarben im Befreiungskriege für ihre deutſchen Brüder in Schleswig-Holſtein:

F. W. Kupfer, gef. vor Düppel am 17. März 1864;

Carl Wilh. Lüdeke, geſtorben an ſeinen Wunden im Lazareth zu Rinkenis am 22. März 1864.

Vergiß die treuen Todten nicht.“

Das Jahr 1866 schien ohne Opferforderung an Alt-Geltow vorüber gegangen zu sein. Aber jetzt! Manch neuer Name wird sich zu den alten gesellen.

In der Kirche hatte sich ein Mann aus dem Dorfe, ich weiß nicht, ob Lehrer oder Küster zu uns gefunden. „Nun müssen Sie noch die Meusebachsche Begräbnißstätte sehen," so sagte er. Wir horchten auf, da wir von einer solchen Begräbnißstätte nie gehört hatten, folgten dann aber unserem neu gewonnenen Führer, bis wir draußen an einen Vorsprung gelangten, eine Art Bastion, wo der Kirchhofshügel steil abfällt. Hier, an höchster Stelle, die einen Ueberblick über das Dorf und seine Gärten gestattet, bemerkten wir nunmehr einen eingefriedigten, mit Eschen und Cypressen umstellten Platz, dessen schlichtes, mit Convolvulus und wildem Wein umranktes Gitter drei Epheugräber einschloß. In ihnen ruhten Vater, Mutter, Sohn. Die letzten ihres Namens. Das Ganze wirkte durch seine große Einfachheit.

Der Vater, Karl Hartwig Gregor Freih. v. Meusebach, lange Zeit Präsident des Rheinischen Cassations- und Revisionshofes, war ein Kenner der deutschen Literatur, zugleich ein Sammler ihrer Schätze, wie kaum ein zweiter. Wir finden über ihn Folgendes: „Seine bibliographischen Bestrebungen umfaßten das ganze Gebiet von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die Gegenwart, doch so, daß er dem Volks- und geistlichen Liede, den Schriften Luther's, vor Allen aber Fischart's, so wie den nach seiner Meinung zu sehr verachteten und vergessenen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts einen gewissen Vorrang zugestand. Alle erheblich scheinenden Bücher, welche seine scharfsinnigen Untersuchungen ihn kennen gelehrt hatten, suchte er zu erwerben. So gedieh seine Bibliothek zu einer seltenen Vollständigkeit und zu einem fein gegliederten inneren Zusammenhange."

Von 1819 an lebte er in Berlin, wenn ich nicht irre in einem der Häuser, die bei dem Neuen-Museums-Bau verschwunden sind. Hier besuchte ihn Anfangs der 20er Jahre

Hoffmann v. Fallersleben, der über diesen Besuch in seinen „Aufzeichnungen und Erinnerungen“ berichtet.

„Schon in Coblenz hatte ich viel gehört von einem Herrn v. Meusebach, der von dort aus als Geheimer Rath an den Rheinischen Cassationshof in Berlin versetzt worden sei.

Er besitze, so hieß es, eine große Bibliothek, reich an altdeutschen Werken, sei ein großer Kenner und immer noch ein eifriger Sammler. Ich erfuhr bald seine Wohnung: er wohnte in dem Hause der Frau Friedländer hinter der kleinen Brücke, die über den Kupfergraben auf den Museumsplatz und die Neue Friedrichsstraße zuführte. Ich ging eines Morgens zwischen 9 und 10 hin, ließ mich anmelden, wurde aber abgewiesen. Ich wiederholte noch zweimal meinen Besuch; immer aber hieß es: „der Herr Geheime Rath schläft noch.“ Ich ließ mich nicht abschrecken und versuchte es zum vierten Male, aber erst um 11 Uhr. Diesmal hatte ich sagen lassen, der Herr v. Arnim habe mich ja schon angemeldet. Nach einiger Zeit kehrte der Bediente zurück: ich möchte eintreten.

Herr v. Meusebach war in eifrigem Gespräch begriffen mit Frau v. Savigny, begrüßte mich, ließ mich stehen und setzte sein Gespräch fort. Frau v. Savigny war so gesprächig, daß sich gar kein Ende absehen ließ. Endlich nach einer Viertelstunde war der Born ihrer Beredtsamkeit versiegt und sie empfahl sich.

Meusebach wendete sich nun an mich. Ich sprach einfach aus, was ich von ihm wünschte, nämlich seine Bücher zu sehen. Das gefiel ihm. Ehe er mir aber etwas zeigte, öffnete er die Thür zur Bibliothek und holte links aus der Ecke zwei gestopfte Pfeifen und bot mir die eine an. Als wir so recht damit im Zuge waren, schloß er eine Tapetenthür auf; in diesem unbemerkten Wandschrank wurden die Lieblingsbücher und kostbarsten und seltensten aufbewahrt. Zuerst zeigte er mir das Luthersche Gesangbuch von 1545. „Was sagen Sie dazu?“ Ich freute mich, staunte, bewunderte. Es folgte nun eine ganze Reihe derartiger Bücher, die ich alle noch nie gesehen hatte. Die

Bücherschau dauerte bereits über anderthalb Stunden, da trat Friedrich der Bediente ein: „Herr Geh. Rath, es ist angerichtet.“ Das störte uns nicht, wir fuhren in unserem angenehmen Geschäfte fort. Friedrich kam wieder: „Herr Geh. Rath, das Essen steht schon längst auf dem Tische.“ „Gut. Nun kommen Sie mit.“ Ich hatte früher nie Sauerkraut essen können, heute schmeckte es mir vortrefflich, sowie der leichte Moselwein (einen andern führte der Herr Geheime Rath nicht). Frau v. Meusebach lachte, daß ich es heute so schön getroffen hätte. Die Unterhaltung war sehr heiter. Ich erzählte allerlei hübsche Geschichten so unbefangen, als ob ich in einem Kreise alter lieber Freunde mich befände.

Nach Tische begaben wir uns wieder an unsern Wandschrank. Als der Kaffee kam, holte ich mir selbst eine frisch gestopfte Pfeife, — Friedrich mußte immer an die dreißig wohlgereinigt und gestopft im Gange erhalten. Meusebach ergötzte sich sehr, daß ich schon so gut Bescheid wußte.

Wir begannen von Neuem die Bücherschau. Es wurde Licht angezündet, wir setzten uns. Jetzt kamen die Liederbücher und die Fischartiana an die Reihe. Meine Freude steigerte sich. Der Thee wurde gebracht. Frau v. Meusebach kam mit ihren Kindern. Das störte uns weiter nicht. Wir unterhielten uns und besahen Bücher; Thee und Essen war Nebensache. Die Kinder gingen wieder fort, Frau v. Meusebach folgte bald nach, wir waren wieder allein. Eine frische Pfeife wurde angebrannt. Es war bereits spät. Ich wollte nach Haus, mußte aber bleiben. Es wurde zwölf, es wurde eins. Immer noch kein Ende. Da kam Meuselbach auf meine „Liederhandschrift,“ die ich das Glück gehabt hatte auf einem Trödel in Bonn zu entdecken, zu sprechen und meinte, es wäre hübsch, wenn er das Buch mal sehen könnte. Das „Sehen“ verstand ich recht gut und beschloß bei mir, es ihm zu Weihnachten zu verehren. Endlich um halb 2 schieden wir und waren nach fünfzehntehalb Stunden erster Bekanntschaft beide recht frisch und vergnügt. Ich mußte versprechen, meinen Besuch bald zu wiederholen, und

es fiel mir denn auch nicht im Geringsten schwer, recht bald Wort zu halten."

Gegen Ende seines Lebens hin, empfand Meusebach immer tiefer das Bedürfniß, ungestört seinen Studien leben zu können. Er gab seine hohe richterliche Stellung auf (1842) und zog sich nun nach Alt-Geltow zurück. Mit ihm ging seine Bibliothek. Aber nicht lange mehr hatte er sich dieser Muße zu freuen. Er starb am 22. August 1847. Seine Bibliothek, ein Schatz, wurde 1849 seitens der preußischen Regierung erstanden und der Berliner Bibliothek einverleibt.

Hatte der Vater der stillen Welt seiner Bücher angehört, so gehörte der Sohn (seiner äußeren Stellung nach ebenfalls Jurist) um so voller der Außenwelt, dem Markt des Lebens an. Er war in eminentem Sinne ein „Lebemann," geistreich, schlagfertig, eine feine und spitze Zunge zugleich. Die März-Ereignisse zogen ihn in die Politik; sein berühmter Ausspruch: „ich rieche Leichen," womit er in den Octobertagen desselben Jahres auf die Tribüne trat, ist unvergessen geblieben und ein geflügeltes Wort geworden. Die 50er Jahre sahen ihn im diplomatischen Dienst, erst als Generalconsul in den Donaufürstenthümern, dann als Gesandten in Brasilien. Seine Wunderlichkeiten wuchsen. 1854 in Giurgewo war er im türkischen Kugelregen nicht nur spazieren gegangen, sondern hatte seinen Rattenfänger auf das Apportiren von Sprengstücken abgerichtet; acht Jahre später in Rio verfiel er dem Wahnsinn. Seine Lebensweise hatte die angeborene Excentricität unterstützt. „Champagner in Eis" war sein steter Begleiter und seine oft abgegebene Versicherung, „daß er seines Vaters Bibliothek in den Keller getragen habe," war nur allzu richtig. So konnte die Katastrophe kaum ausbleiben. Eine reich angelegte Natur ging in ihm zu Grunde.

Daß ich Gräbern wie diesen auf dem Geltower Kirchhofe begegnen würde, der Gedanke hatte mir fern gelegen. Ich las die einfachen Inschriften, nahm ein Epheublatt vom Grabe des Vaters und stand noch immer wie im Bann dieser Stätte.

Unſer Führer endlich löſte ihn. „Da drüben iſt noch ein Grab, das Sie ſehen müſſen.“ — Zugleich brach er auf und gab uns dadurch das Zeichen, ihm zu folgen.

Ein dichtes Fliedergeſtrüpp hatte uns wie eine Couliſſe von dem eigentlichen Kirchhof, der jetzt, wie erwähnt, ſeine zweite Beſtellzeit hat, getrennt, und wir ſtanden nunmehr, nachdem wir das Geſtrüpp glücklich durchbrochen, vor einer kleinen Gräberreihe, die das ſo lange brach gelegene Feld neu zu durchziehen begann. Eines der Gräber war beſonders gehegt und gepflegt: ein Gartenbeet mit Roſen und Nelken, mit Levkojen und Heliotrop dicht überwachſen. Zu Häupten des Grabes ſtand ein Kreuz, dahinter hohe Malven. Die Inſchrift lautete: „Hier ruhet in Gott Johann Schupke, geb. d. 1. Feb. 1822, geſt. d. 30. Novbr, 1865. Jeſaias Cap. 57 V. 2: „Und die richtig vor ſich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.“

Die Sonne war am Untergehen; die ſchönſte Zeit des Tages, zumal für eine märkiſche Landſchaft. Wir ließen deshalb die Gräber, unterbrachen unſer Geſpräch und ſtiegen die Kirchthurmtreppe hinauf, um uns, nachdem wir die Luken geöffnet, der im Golde daliegenden Schwilow-Ufer zu freuen. Wie ſchön! Hier oben erſt erneute ſich das Geſpräch. „Ja von unſerm Schupke wollt' ich erzählen,“ ſo hob unſer Führer an. Ich nickte zuſtimmend.

Gott hab' ihn ſelig, das war ein Mann und durch ſchwere Schulen war er gegangen! Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Und das muß ich ſagen, wenn der Himmel je einen preußiſchen Förſter lieb gehabt hat, dann hat er Schupken lieb gehabt.

War er ein Alt-Geltower? fragte ich, um wenigſtens etwas von Theilnahme auszudrücken.

Da ſeh ich, daß Sie ihn nicht gekannt haben. Er war ein Schleſier, aus dem Rieſengebirge oder ſo herum, und ſprach das Rübezahl-Deutſch bis an ſein ſeliges Ende. Nie iſt ein reines a über ſeine Lippen gekommen.

Wie kam er denn in dieſe Gegenden?

Wie so viele andre hierher kommen. Er wurde nicht lange gefragt. Sie hoben ihn aus, und ein schmucker Junge, wie er war, nahmen sie ihn zur Garde. Er stand bei den Jägern.

Und durch schwere Schulen ist er gegangen, sagten Sie?

Das will ich meinen! Lassen Sie sich erzählen. Der grüne Jägerrock sticht in die Augen; grün geht noch über blau; kurz und gut, Schupke wurde ein glücklicher Liebhaber. Der Himmel hing ihm voller Geigen. Ob er das Mädchen heirathen wollte, weiß ich nicht, aber sie hielt zu ihm, und eines Tages, (der Böse hatte sein Spiel,) schenkte sie ihm Uhr und Kette. Eine goldene Uhr. Es sei ein Erbstück; ein Onkel von ihr sei gestorben.

Das hätte nun unsern Schupke wohl stutzig machen sollen; aber der Mensch ist eitel, und wenn er hübsch ist und erst 22 Jahr, dann ist er's doppelt, kurzum Schupke nahm die Uhr und freute sich dran; die kleine goldene Kette paradirte zwischen dem dritten und sechsten Knopf, und wenn ihm ein Gedanke durch den Kopf ging, so dachte er: „es sterben so Viele; warum soll er nicht gestorben sein?"

Es sterben so viele Onkel, aber ihr Onkel, des Mädchens Onkel war nicht gestorben und schon am andern Tage hieß es: des alten Wolffenstein goldene Uhr wird vermißt, Uhr und Kette; und eine Stunde später hieß es: man weiß wer sie hat; sie hat es gestanden.

Das ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt; es kam auch in die Jäger-Kaserne. Schupke wurde leichenblaß. Ein unbescholtener Mann, makellos, aller Leute Liebling, — und nun entehrt. „Ich hab es nicht gewußt;" aber wer hätt' es geglaubt? Der Schein war gegen ihn. Es schüttelte ihn am ganzen Leibe; er riß das Fenster auf, um wieder frei zu athmen; es half nichts; ein furchtbares Anklagewort gellte ihm vor den Ohren; er hörte das Ticken der unglückseligen Uhr auf seiner Brust; er that sie weg — es tickte noch.

Es mußte sein; er nahm seine Büchse und ging hinaus. Aber das Leben ist süß. Er irrte draußen umher, erst an

der Havel hin, dann links in den Forst hinein. „Jetzt!“ Er riß seinen Rock auf. Nein, noch nicht. So vergingen Stunden.

Wo ist Schupke? hieß es derweilen in der Kaserne. Man öffnete seinen Schrank. Da lagen Uhr und Kette. Man sah auf den Büchsenstand. Eine Büchse fehlte; Schupkes. Alles war klar.

Der Hauptmann seiner Compagnie, Graf Schlieffen, warf sich auf's Pferd. Der Weg war wie vorgeschrieben. Er sagte sich: ein Jäger ist in den Wald gegangen. 500 Schritt hinterm Schützenhause begegnete ihm ein Mann, der Reisig auf seiner Karre heimkarrte. „Guten Tag, Papa, habt Ihr nicht einen Gardejäger hier herum gesehen?“

„Woll, den hebb ick sehn. Reitens man to, Herr Hauptmann. Mit den Jäger is et nich richtig. Ick kaek durch dat Kirchhof-Door. Do läg he an een von de Gräber up sine Knie, un ick hürte, wie he lise beden und sprecken deih. Un denn legt he sinen Kopp up det Grab, immer deeper int Gras. Mit den Jäger is et nich richtig. Reitens man to, Herr Hauptmann.“

Also doch. Graf Schlieffen jagte vor. In einer Minute hielt er an dem halb angelehnten Thorflügel. Da lag der Gardejäger noch auf seinen Knieen, wie der Reisigsammler erzählt hatte, und betete. Schupke! rief der Graf.

Schupke sprang auf und griff nach seiner Büchse. Er sah wie gestört aus; dann winkte er mit der Hand, wie um anzudeuten: der Graf solle ihn nicht stören.

Der aber ritt näher. Schupke winkte noch einmal. Als der Graf auch jetzt noch weiter vorritt, griff Schupke nach der neben ihm liegenden Büchse: Zurück, Herr Hauptmann, oder ich schieße!

Der Graf hielt; — ein Gardejäger trifft seinen Mann. So war Zeit gewonnen. Im nächsten Augenblick aber fiel ein Schuß. Schupke hatte sich durch die Brust geschossen.

Auf einer Bahre trugen sie ihn hinein. Er schien ein Sterbender. Aber die Jugend war stärker als der Tod. Drei

Jahre lang lag er im Lazareth (die Kugel hatte ihm ein Stück Tragband mit in die Lunge gejagt); dann ſtand er auf und war ein geneſener Mann. Kein Menſch in Potsdam ſprach von dem, was vorher gegangen war; in Mitleid war jede andere Betrachtung untergegangen; jeder hatte ein tiefes Mitgefühl für den Mann von Ehre, der die leiſe Schuld, die ihn traf, mit ſeinem Blute bezahlt hatte. Er verließ das Lazareth und wurde Förſter in der Pirſchhaide. Hier, wo die Lichtung iſt, dort ſtand ſein Haus.

Das Trauerſpiel war aus; das Idyll begann. Er ſchloß eine glückliche Ehe, und ehe zehn Jahre in's Land gegangen waren, war er eine „Figur" in Havelland und Zauche. Er trat wie ein Sonnenſchein in jeden Kreis; jedes Geſicht wurde heiterer, die Kinder liefen ihm entgegen und reichten ihm die Hand. Er hatte die glücklichſte Miſchung: einen feſten Sinn und ein freundliches Herz.

So lebte er in unſerer Mitte, unſeres Dorfes Stolz, ſich und Anderen zur Freude. Aber er ſollte nicht zu hohen Jahren kommen. Eines Morgens — alle Dächer lagen in Reif und die Sonne ſtand wie eine rothe Kugel über den Bäumen, — da lief es von Haus zu Haus: Schupke iſt todt. Es war nur allzu wahr.

Er hatte einen eigenen Tod gehabt. Einen etwas engen Stiefel mit Gewalt anziehend, war eines der vernarbten Blutgefäße wieder geplatzt und der Erguß in die Lunge hatte ſeinem Leben ein Ziel geſetzt.

Drei Tage ſpäter haben wir ihn begraben. Keiner fehlte. Es waren herzliche Thränen, die auf ſein Grab fielen. Die Pirſchhaide hatte keinen beſſern Mann geſehen.

So erzählte unſer Führer. Die Sonne war inzwiſchen untergegangen; wir gaben unſern Lukenplatz auf und ſtiegen hinunter. Ein weißer, kaum fußhoher Nebel zog über den Kirchhof hin und hüllte die Gräber ein; aber die Kreuze ragten hell darüber hinaus und auf der goldenen Inſchrift des einen lag es wie ein letzter Schimmer.

Neu-Geltow.

Seit drei Menschenaltern schöpft ihr
Aus dem Meere dieser Weisheit;
Habt ihr keinen Tropfen, laßt mich
Wissen trinken, denn mich dürstet.

Scherenberg. (Der letzte Maurenkönig.)

Es dämmerte und die ersten Sterne zogen blaß herauf, als wir unsern Heimweg antraten. Unser Specialführer auf dem Alt-Geltower Kirchhof blieb zurück. Welche Gegensätze hatten eben zu uns gesprochen! Ein gelehrter, bienenfleißiger Sammler; ein Lebemann, „der die Bibliothek seines Vaters in den Keller trug," und als Dritter ein Parkhüter, der in den Bäumen seines Wildparks so gut Bescheid wußte, wie sein Nachbar in seinen Büchern. Ein schlichtes Dasein, diese Parkhüter-Existenz, und doch war der blutige Ernst des Lebens erschütternder an sie herangetreten, als an das Leben dessen, der im Granatregen von Giurgewo spazieren gegangen war und 13 Duelle als Gesandter in Rio auf einmal contrahirt hatte.

So plauderten mein Gefährte und ich, bis die wechselnde Scenerie unserem Gespräch eine andere Richtung gab. Wir hielten immer noch die Dorfstraße inne; aber das Dorf selbst schien ein anderes geworden, und in der That waren wir aus Alt-Geltow in Neu-Geltow hineingerathen. Der Unterschied war so groß, daß er sich uns aufdrängen mußte. Der dörfische Charakter hatte aufgehört, Sommerhäuser waren an seine Stelle getreten; klein, einstöckig, aber von großer Sauberkeit, und überall da, wo ein Vorgarten war oder wo sich Caprifolium- und Rosenbüsche um Thür und Fenster zogen, voll Anmuth und malerischem Reiz. In Front der Häuschen standen gedeckte

Tiſche: Cabarets, Fruchtſchalen mit Erd- und Himbeeren gefüllt, Milchſatten und geriebenes Schwarzbrod, während in der Mitte der dichtbeſetzten Tafel ein Thee-Apparat und eine Milchglas-Lampe aufragte, deren Flamme ohne jegliches Flackern brannte; denn kein Luftzug ging. Dies Bild wiederholte ſich von Haus zu Haus, und ihre Geſammtheit erinnerte mich lebhaft an kleine Oſtſee-Badeörter, wo an Juli-Abenden die Binnenländiſchen von Spree und Havel in Front der Schiffer- und Lootſen-Häuſer ſitzen und ſich an Blaubeeren mit Milch erlaben, während irgend eine Flagge oder ein rother Wimpel von dem Frontgiebel des Hauſes niederhängt.

Die Scenerie dieſelbe, aber nicht die Menſchen. Während in jenen Badeörtern das Weibliche prävalirt und die ſcharf accentuirten Laute, die jetzt Agathen und Eliſen, jetzt Helenen und Clementinen zur Ordnung rufen, ſchon auf dreißig Schritt keinen Zweifel darüber laſſen, daß hier eine Reſidenzmutter ſich niedergelaſſen hat, — wir ſagen: während das Weibliche, die Glucke mit den Küchlein, die Signatur jener baltiſchen Badeplätze iſt, herrſcht hier das Männliche bis zu einem Grade vor, daß man Neu-Geltow als ein ausgebautes Mönchskloſter bezeichnen könnte, als eine Benedictiner-Genoſſenſchaft, deren Zellen in Geſtalt kleiner Häuschen neben einander geſtellt worden ſind.

Ich habe dieſe Auswahl unter den Mönchsorden mit gutem Vorſatz getroffen, denn die Benedictiner ſind die Studir-Mönche und was hier in dieſen Neu-Geltower Zellen hauſt und wohnt, daß ſind in der That Wiſſenſchafts-Befliſſene, das ſind junge Männer, die ſich an dieſer ſtillen, abgelegenen Stelle „Studirens halber“ aufhalten.

Es hat damit folgende Bewandtniß.

In Preußen (wie in China) iſt nichts ohne Examen! Alle Examina ſind Klippengrund, beſonders die juriſtiſchen. Aber wenn ſchon das Examen des Gerichts-Aſſeſſors den gefürchteten „Needles“ entſpricht, in deren Umkreis die Schiffe zu Hunderten liegen, ſo entſpricht das Examen des Regierungs-

Assessors den Goodwin-Sands, wo die Mastspitzen der Verlorengegangenen so dicht aufragen, wie die Kreuze auf einem großstädtischen Kirchhof.

Solche und ähnliche Betrachtungen mochten es sein, die vor etwa 20 Jahren einen Dr. Foerstermann anspornten, der bedrängten Menschheit zu Hilfe zu eilen. Dem Plan folgte die Ausführung. In das schöne, beinah schloßartig gelegene Haus des alten Meusebach zog der junge Doktor ein; die Bibliothekzimmer wurden zu Klassen und Auditorien, und ein Institut entstand, das sich, „einem tiefgefühlten Bedürfniß entsprechend," rasch emporarbeitete und die Zahlen und Tabellen der Schiffbruch-Statistik erheblich reducirte, während Neu-Geltow mehr und mehr jenen Klostercharakter annahm, den wir vorstehend bezeichnet haben. Auch ein Gelübde hatten die Eintretenden zu leisten; keins der drei großen (am wenigsten das der Armuth), wohl aber das eine: jede der beim Examen an sie gerichteten Fragen gewissenhaft zu notiren und mitzutheilen. Diese Fragen, nunmehr Eigenthum des Instituts, wurden in das goldene Buch des Hauses eingetragen und was in Upsala der Codex argenteus, oder in London die Tischendorfsche Bibel ist, das wurde im Foerstermannschen Institut dieser Codex aureus. An ihm hing alles; er wog alles andere auf. Es war der Koran des Omar. „Wenn in anderen Büchern dasselbe steht, so sind sie überflüssig; wenn in ihnen etwas anderes steht, so sind sie unbrauchbar, gefährlich." Wie die Welt auf der Schildkröte ruht, so ruhte das Institut auf diesem Buch. Und doch kam es anders, als Dr. Foerstermann gedacht hatte.

Die Zeit schritt vorwärts, Preußen mit, und mit ihm — seine Steuern. Ruhm war nie billig. An Dr. Foerstermanns Thür klopfte die „Einschätzungscommission," klopfte häufiger und immer stärker, und müde der drohenden Schraube ohne Ende, schloß er daß Institut. Die Studirmönche von Neu-Geltow waren haupt- und führerlos; der Orden schien seiner Auflösung nahe.

Aber er schien es nur. Ein junger begnadeter Referendarius, der noch nicht lange genug da war, um den Wald vor

Bäumen nicht zu sehen, trat in den Kreis der bemoosten Häupter und sprach wie folgt: „Brüder! Ein Blitz aus heiterm Himmel hat unsern Orden getroffen. Wir sind wie gelähmt. Aber verloren ist nur, was sich selber verloren giebt. Ich schlage vor: geben wir uns nicht verloren. (Beifall. Ironisches Lächeln.) Ich wiederhole: geben wir uns nicht verloren. Commilitonen, wir haben das goldene Buch. (Nein, nein! ja, ja!) Wir haben das goldene Buch. Wir haben nicht den todten Einband, (gut, gut!) aber wir haben Alles, was lebendig an diesem Buche ist, wir haben — die Fragen. Wir kennen sie, sie sind uns gegenwärtig. Was soll uns die Aufzeichnung? Was soll uns das Geschriebene? Wir haben die Tradition. Wir sind führerlos, führen wir uns selbst. Der Staat, unser Staat über Alles. „L'état c'est nous!"

Eine außerordentliche Bewegung hatte sich Aller bemächtigt. „Das Ei des Columbus!" riefen einige der Bemoosten. Man schüttelte sich die Hände, es war eine Scene wie auf der Rütli-Wiese; alte Gelübde wurden erneuert und was mehr ist, man hielt sie. Neu-Geltow blieb. Die villenartigen Häuschen, die, wenn der Exodus Referendariorum eine Wirklichkeit geworden wäre, längst ihr zierliches Blüthengerank mit Kürbis und Stangenbohnen vertauscht haben würden, verblieben in ihrem Rosen- und Geisblatt-Schmuck, und nichts war geschehen als — die Verfassung war geändert. Die monarchische Spitze war abgebrochen, — errungen war eine freie Schweiz.

Während wir über Dies und Aehnliches sprachen, hatten wir die letzten Häuser von Neu-Geltow erreicht, und müde vom Marschiren, dazu trocken in der Kehle, setzten wir uns auf eine am Ackerrand liegende Walze, um hier aus freier Hand ein etwas verspätetes Vesperbrot einzunehmen. Ich richtete dabei allerhand Fragen an meinen Gefährten, der, wie sich der Leser aus früheren Capiteln freundlich erinnern wird, diese Territorien zwischen Havel und Schwilow-See wie seine zweite Heimath kannte, und ließ mir, unter immer wachsendem Interesse, von den socialen Zuständen dieser Colonie erzählen, von Parteien

und Gegenſätzen, von Krieg und Frieden, von Reunions und Feſtlichkeiten und von den delicaten Beziehungen zwiſchen Wirthen und Miethern.

„Dieſe Beziehungen,“ ſo nahm der Gefährte eingehender das Wort, „ſind ſehr gut, wie Sie ſich denken können; es wird hier ſtudirt, aber es wird doch auch gelebt, und überraſchlich iſt mir immer nur das Eine erſchienen, daß, bei aller perſönlichen Hinneigung zu der unter ihnen weilenden jungen Rechts- und Regierungs-Welt, die Hauswirthe und Villenbeſitzer, die Autochthonen von Neu-Geltow, eine entſchiedene Vorliebe für höchſt unjuriſtiſche Aushilfen an den Tag legen. Ob die in den Zimmern ihrer Miether aufgehäuften Walzer und Pandektenſtöße die Frage in ihnen angeregt haben: „wer ſoll da Recht finden?“ — gleichviel, es iſt eine Thatſache, daß ſie eine Art Paſſion für das aide toi même und für ein „abgekürztes Gerichtsverfahren“ haben.

„Sehen Sie hier drüben das Haus neben dem Eiskeller?“ fuhr mein Reiſegefährte fort. Ich nickte. „Nun gut; in dem zweiten Hauſe dahinter, mit den Jalouſieen und der kleinen Veranda, wohnen zwei Brüder, Kaufleute ihres Zeichens, die ſich aus den Geſchäften wohl oder übel zurückgezogen haben und als Zimmervermiether und Hoteliers kleineren Styls in der friſchen Luft von Neu-Geltow das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden trachten. Sie heißen Robertſon, erzählen von einem räthſelhaften Urgroßvater, der aus Schottland hierher verſchlagen wurde, und haben ihre Sophas mit Tartan in den Clan-Farben der Robertſons überzogen. Ihre Vornamen ſind Wilhelm und Robert, wobei jener, wenn es ſich darum handelt „to do the honors for all Scotland“ im Vortheil iſt, indem er ſich beliebig aus einem Wilhelm in einen William umwandeln kann, während der jüngere durch eine Art Sprachtücke unter allen Umſtänden ein Robert bleibt. Er hat dafür den Vorzug der Alliteration und eines gewiſſen Scandinavismus: Robert Robertſon.

Sie müſſen dieſe Abſchweifung meiner Erzählung verzeihen. Aber die beiden Brüder ſind eben die Helden meiner Geſchichte,

und wenn es auch eine bekannte Sache iſt, daß man ſeine Lieblingsfiguren am beſten durch Thatſachen ſchildert, ſo werden Sie doch eine kurze Charakteriſirung gelten laſſen.

Robert, zu der Zeit, wo meine Geſchichte ſpielt, hatte die linke, Wilhelm die rechte Seite des Hauſes inne. Sie können deutlich die Giebelfenſter des Letzteren ſehen. Es war an einem friſchen Octobermorgen, die Sonne war noch nicht heraus, als Robert an die Jalouſieen von ſeines Bruders Schlafzimmer pochte. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten und öffnete: „Wilhelm, ſie ſind bei Dir eingebrochen.“ Das war ein Donnerwort.

Aber über Wilhelm kam jetzt der alte Geiſt ſeiner Heimath; die Schotten ſind ſcharf in Mein- und Dein-Fragen; er ſprang in die Kleider, dann in den Hof. Wer ihn geſehn hätte, hätte ausrufen müſſen: jeder Zoll ein William. Der Einbruch war raſch conſtatirt; der Dieb war mit Hilfe einer Feuerleiter in das oberſte Giebelfenſter, (wo Sie jetzt das Licht ſehen) eingeſtiegen, hatte dem nachbarlichen Rauchfang drei Schinken und ſieben Würſte, einer auf dem Boden ſtehenden Truhe ein Bettenbündel entführt und war dann auf demſelben Wege verſchwunden, auf dem er gekommen war. Die Feuerleiter wieder an ihren Platz zu bringen, hatte er nicht für nöthig befunden.

Einen Augenblick ſchien guter Rath theuer, als Robert, ohne eine Ahnung von der Wichtigkeit ſeiner Bemerkung zu haben, vor ſich hinmurmelte: „und der Kinderwagen iſt auch weg.“

Der ältere Bruder richtete ſein Auge nach der Schuppen-Ecke, wo ſonſt der Wagen zu ſtehen pflegte; die Stelle war leer; er ſtieß die linke Fauſt triumphirend in die Höh und ſchrie: „Jetzt kriegen wir ihn.“ Es war erſichtlich, daß der Dieb ſich des Wagens bemächtigt hatte, um ſeine Beute raſcher und bequemer fortſchaffen zu können; dem Beſtohlenen aber ſtand es auf einen Schlag vor der Seele, daß er an der Apartheit der Räderſpur eines Kinderwagens, die Spur des Feindes und endlich ihn ſelber finden würde.

Sollen wir Anzeige machen? unterbrach Robert.

„Ei, was, Anzeige. Das wiſſen wir in Neu-Geltow beſſer.“ Damit ſprang er ins Haus zurück, ſtülpte ſich eine Filzklappe auf und ſtand im nächſten Moment mit zwei Dornſtöcken wieder auf dem Hof. „Da nimm.“

Willſt Du nicht lieber die Piſtolen . . .

Nein, ein Knittel geht immer los. Damit trat er auf die nach Potsdam führende Chauſſee. Der Bruder folgte.

Nun begann ein Suchen, wie es ſeit den Tagen des „letzten Mohikaners“ nicht mehr erlebt worden iſt. Alle Künſte, die Falkenauge in ſeinen beſten Momenten geübt, alle Inſtincte, die den Uncas und Chingachgook jemals ſiegreich geleitet, wenn ſie aus einem abgebrochenen Tannenzweig oder aus dem Tritt der Mocaſſins die Spur zu entdecken und die ſchon verlorene wieder aufzufinden wußten, alle dieſe Künſte und Inſtincte ſie wurden überboten von dem, was jetzt William Robertſon in dieſer frühen Octoberſtunde leiſtete. Das Terrain war das ſchwierigſte von der Welt. Es hatte in der Nacht geregnet, und der Staub, der ſonſt auf der Chauſſee liegt, war weggeſpült worden. Aber wenn die harte Steinſtraße keine Spur herausgab, ſo zeigte ſie ſich dafür allemal da, wo der Kinderwagen momentan in den ſogenannten Sommerweg eingebogen war, wie in eine Form gegoſſen. Die Brüder ſprachen kein Wort, aber in ſolchem Augenblick begrüßten ſich ihre Blicke.

So hatten ſie die Spur bis zum Thore verfolgt; hier mußte ſichs entſcheiden. War er ein Potsdamer und hier in die Stadt *hineingefahren*, ſo waren alle Mühen umſonſt geweſen; war er aber ein *Berliner* (und allerhand Zeichen hatten ſchon dafür geſprochen), war er ſtatt *in* die Stadt, um dieſe *herum* und auf die Berliner Chauſſee gebogen, ſo mußte er eingeholt werden. Richtig; da war die Spur. Der Sieg geſtaltete ſich muthmaßlich nur noch zu einer Frage der Zeit.

Alſo weiter. Es war jetzt ſchon um die neunte Stunde. Als ſie eben die große Glinicker Brücke paſſirt hatten, ſahen ſie

eine Schwadron Garde-Huſaren des Weges kommen. „Habt ihr nicht einen Mann und einen Kinderwagen geſehn?“ Ja wohl; er muß jetzt hinter Drei-Linden ſein, auf Neu-Zehlendorf zu.

Die Hoffnung ſank wieder. Der Vorſprung war zu groß. Die Kräfte ließen nach. In dieſem kritiſchen Moment indeſſen kam von einem der Etabliſſements her eine Morgendroſchke gefahren, die nach Potsdam zurück wollte. „Halt! 20 Sgr. bis Neu-Zehlendorf.“ Der Kutſcher rührte ſich nicht. „Einen Thaler.“ Er nickte. „Noch ein Trinkgeld Kutſcher, aber nun laßt euren Wettrenner laufen.“

Was ſoll ich die Kataſtrophe länger hinausſchieben! Sie errathen ohnehin den Ausgang. In einem Chauſſeegraben zwiſchen Drei-Linden und Zehlendorf, hart zur Linken des Weges, ſaß der Gegenſtand dieſer energiſchen Suche und frühſtückte, eine der geraubten Speckſeiten neben ſich, mit der ganzen Ruhe eines guten Gewiſſens, während der Kinderwagen mit ſeinem Bettenbündel wie das Junge eines Frachtwagens mitten auf der Chauſſee ſtand. Dieſer letztere Umſtand ſollte dem argloſen Frühſtücker beſonders verhängnißvoll werden, denn die geſtörte Straßen-Communication ließ nunmehr ein Ausbiegen nach links hin (ein „Gewinnen der inneren Linie“ wie die Strategen ſagen würden), völlig unverfänglich erſcheinen. So gelang ein totaler Ueberfall. Im Moment des Vorbeifahrens ſtürzten ſich die beiden Brüder aus der ſchon vorher leiſe geöffneten Droſchkenthür auf ihr Opfer, entriſſen ihm, unter Geltendmachung ihrer „immer los gehenden Waffe,“ das Klappmeſſer, das der Ueberraſchte einen Augenblick Miene machte à deux mains zu gebrauchen, und luden ihn dann ein, den Mittelplatz in ihrer Droſchke einzunehmen. „Er werde wohl müde ſein.“ Der Kinderwagen wurde angehakt; ſo ging es im Triumph rückwärts, über die Glienicker Brücke. „Jetzt wollen wir Anzeige machen,“ rief William ſeinem Bruder zu. „Wer die Doctors kennt, kurirt ſich erſt ſelber.“

Da haben Sie meine Geſchichte. Sie mag Ihnen den Satz illuſtriren, womit ich anfing, die Neigung zum „abgekürzten Verfahren.“

Unſer Vesperbrot war längſt beendet; wir erhoben uns von unſrer Walze und ſchritten munter in den Forſt hinein. Es dunkelte ſtark, trotzdem die Sterne jetzt heller ſchienen. Wo eine Lichtung war und ein mäßig heller Schein auf den Weg fiel, muſterte ich unwillkürlich die Gleiſe, ob nicht eine Kinderwagen-Spur ſie durchſchnitt oder begleitete.

Werder.

Die Inſel und ihre Bevölkerung. Stadt und Kirche. „Chriſtus als Apotheker.“

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Fluth,
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Gluth.

Uhland.

* * *

I do remember an apothecary
And here about he dwells; ... green earthen pots
Where thinly scatter'd to make up a show.

Shakespeare.

Der Reiſende, den von Berlin aus ſein Weg nach Weſten führt, ſei es um angeſichts des Kölner oder auch ſchon des Magdeburger Domes zu landen, hat — wie immer ablehnend er ſich gegen die Schönheiten von Mark Brandenburg verhalten möge — wenigſtens zu Beginn ſeiner Fahrt, ſo lange die grünen Hänge von Potsdam ihm zur Seite bleiben, einige Partien zu durchfliegen, die er nicht Anſtand nehmen wird, als Oaſen gelten zu laſſen. Wenn aber all' die lachenden Bilder zwiſchen Schloß Babelsberg und dem Pfingſtberg, zwiſchen der Pirſchhaide und dem Golmer Bruch ihn unbekehrt gelaſſen hätten, ſo würde doch das prächtige See- und Fluß-Panorama ihn entzücken müſſen, das die große Havelbrücke eine Meile weſtwärts von Potsdam vor ihm aufthut, und das ihm nach rechts hin eine meilenbreite, ſegelbedeckte Fläche, nach links hin eine giebelreiche, roth und weiß gemuſterte, in dem klaren Havelwaſſer ſich ſpiegelnde gothiſche Kirche zeigt. Um ſie herum ein dichter Häuſerkranz: Stadt Werder.

Stadt Werder, wie ihr Chroniſt Ferdinand Ludwig Schönemann in einem 1784 erſchienenen Buche erzählt, liegt auf einer „gänzlichen Inſel.“ Dieſe umfaßt 46 Morgen. „Zur Sommerzeit, wenn das Waſſer zurückgetreten iſt, kann man die Inſel in einer Stunde umſchreiten; ſie aber zu umfahren, ſei es in einem Kahn oder einer Schute, dazu ſind zwei Stunden erforderlich. Ein ſolches Umfahren der Inſel an ſchönen Sommerabenden gewährt ein beſonderes Vergnügen, zumal wenn des Echos halber die Fahrt von einem Waldhorniſten begleitet wird.“ Der Chroniſt hat hier eine romantiſche Anwandlung, die wir hervorgehoben haben wollen, weil ſie in ſeinem Buche die einzige iſt.

Der Boden der Inſel iſt fruchtbar, größtentheils fett und ſchwarz; nur ein geringer Strich, von ſehr unpoetiſchem Namen, iſt moraſtig. Was die Entſtehung der Stadt angeht, ſo heißt es, daß ſich die Bewohner eines benachbarten Wendendorfes, nach deſſen Zerſtörung durch die Deutſchen, vom Feſtlande auf die Inſel zurückgezogen und hier eine Fiſchercolonie gegründet hätten. „Doch beruht — wie Schönemann ſinnig hervorhebt — die Gewißheit dieſer Meinung blos auf einer unſicheren Ueberlieferung.“

Unſicher vielleicht, aber nicht unwahrſcheinlich. Das umliegende Land wurde deutſch, die Havelinſel blieb wendiſch. Die Gunſt der Lage machte aus dem urſprünglichen Fiſcherdorfe alsbald einen Flecken (als ſolchen nennt es bereits eine Urkunde aus dem Jahre 1317) und abermals hundert Jahre ſpäter war aus dem Flecken ein Städtchen geworden, dem Kurfürſt Friedrich II. bereits zwei Jahrmärkte bewilligte. So blieb es in allmäligem Wachſen und ſeine Inſellage wurde Urſach, daß keine Rückſchläge erfolgten und Stadt Werder durch allen Zeitenwirrwarr hindurchgehen konnte, ohne die Kriegsruthe zu empfinden, die für das umliegende Land, wie für alle übrigen Theile von Mark Brandenburg oft ſo hart gebunden war. Der 30jährige Krieg zog wie ein Gewitter, „das nicht über den Fluß kann,“ am Werder vorüber; die Brücke war weislich abgebrochen, jedes

Fahrzeug geborgen und versteckt, und wenn der scharf eintretende Winterfrost die im Sommer gewahrte Sicherheit zu gefährden drohte, so ließen sichs die Werderaner nicht verdrießen, durch beständiges Aufeisen der Havel ihre insulare Lage wieder herzustellen. So brachen nicht Schweden, nicht Kaiserliche in ihren Frieden ein und es ist selbst fraglich, ob der „schwarze Tod," der damals über das märkische Land ging, einen Kahn fand, um vom Festland nach der Insel überzusetzen.

Das war der Segen, den die Insellage schuf, aber sie hatte auch Nachtheile im Geleit und ließ den von Anfang an vorhanden gewesenen Hang, sich abzuschließen, in bedenklichem Grade wachsen. Man wurde eng, hart, selbstsüchtig; Werder gestaltete sich zu einer Welt für sich, und der Zug wurde immer größer, sich um die Menschheit draußen nur in so weit zu kümmern, als man Nutzen aus ihr ziehen konnte. Diese Exclusivität hatte schon in den Jahren, die dem 30jährigen Kriege vorausgingen oder mit ihm zusammenfielen, einen hohen Grad erreicht. In Aufzeichnungen aus jener Zeit finden wir Folgendes. „Die Menschen hier sind zum Umgange wenig geschickt und gar nicht aufgelegt, vertrauliche Freundschaften zu unterhalten. Sie hassen alle Fremden, die sich unter ihnen niederlassen, und suchen sie gern zu verdrängen. Vor den Augen stellen sie sich treuherzig, hinterm Rücken sind sie hinterlistig und falsch. Von außen gleißen sie zwar, aber von inwendig sind sie reißende Wölfe. Sie sind sehr abergläubisch, im Gespensterſehen besonders erfahren, haben eine kauderwelsche Sprache, üble Kinderzucht, schlechte Sitten und halten nicht viel auf Künste und Wissenschaften. Arbeitsamkeit und sparsames Leben aber ist ihnen nicht abzusprechen. Sie werden selten krank und bei ihrer Lebensart sehr alt."

War dies das Zeugniß, das ihnen um 1620 oder 30 ein unter ihnen lebender „Stadtrichter," also eine beglaubigte Person, ausstellen mußte, so konnten 150 Jahre weiterer Exclusivität in Gutem wie Bösem keinen wesentlichen Wandel schaffen, und in der That, unser mehr citirter Chronist bestätigt

um 1784 nur einfach alles das, was Stadtrichter Irmisch (dies war der Name des 1620 zu Gericht sitzenden) so lange Zeit vor ihm bereits niedergeschrieben hatte. Die Uebereinstimmung ist so groß, daß darin ein eigenthümliches Interesse liegt.

„Die Bewohner von Werder," so bestätigt Schönemann, „suchen sich durch Verbindungen unter einander zu vermehren und nehmen Fremde nur ungern unter sich auf. Sie sind stark, nervig, abgehärtet, sehr beweglich. Sie stehen bei früher Tageszeit auf und gehen im Sommer schon um 2 Uhr an die Arbeit; sie erreichen 70, 80 und mehrere Jahre und bleiben bei guten Kräften. Ihre Kinder gewöhnen sie zu harter Lebensart; im frühesten Alter werden sie mit in die Weinberge genommen, um ihnen die Liebe zur Arbeit mit der Muttermilch einzuflößen. Die Kinder werden bis zum 8. oder 9. Jahre in die Schule geschickt, lernen etwas lesen, wenig schreiben und noch weniger rechnen. Die meisten bleiben ungesittet; das kommt aber nicht in Betracht, weil ihnen an dem zeitlichen Gewinn gelegen ist. Viele natürliche Fähigkeiten sind bei ihnen nicht anzutreffen und sie halten fest am Alten. Sie lieben einen springenden Tanz, und machen Aufwand bei ihren Gastmählern. Im Uebrigen aber leben sie kärglich und sparsam und suchen sich durch Fleiß und Mühe ein Vermögen zu erwerben."

Welche Stabilität durch anderthalb Jahrhunderte! Im Uebrigen, wenn man festhält, wie tief der Egoismus in aller Menschennatur überhaupt steckt und daß es zu alledem zwei „Fremde," zwei „Zugezogene" waren, die den Werderanern die vorstehenden, gewiß nicht allzu günstig gefärbten Zeugnisse ausstellten, so kann man kaum behaupten, daß die Schilderung ein besonders schlechtes Licht auf die Inselbewohner würfe. Hart, zäh, fleißig, sparsam, abgeschlossen, allem Fremden und Neuen abgeneigt, das Irdische über das Ueberirdische setzend — das giebt zwar kein Idealbild, aber doch das Bild eines tüchtigen Stammes, und das sind sie auch durchaus und unverändert bis diesen Tag.

Wir haben uns bis hieher ausschließlich mit den Bewohnern beschäftigt; es erübrigt uns noch in die Stadt selbst einzutreten, und so weit wir es vermögen, ein Bild ihres Wachsthums, dann ihrer gegenwärtigen Erscheinung zu geben.

Der nur auf das Praktische gerichtete Sinn, der nichts Höheres als den Erwerb kannte, dazu eine Abgeschlossenheit, die alles Lernen fast mit Geflissentlichkeit vermied, all' diese Züge, wie wir sie aus doppelter Schilderung kennen gelernt haben, waren begreiflicherweise nicht im Stande, aus Werder einen Prachtbau zu schaffen. Es hatte seine Lage und seine Kirche, beide schön, aber die Lage hatte ihnen Gott und die Kirche hatten ihnen die Lehniner Mönche gegeben. An beiden waren die Werderschen unschuldig. Was aus ihnen selbst heraus entstanden, was ihr eigenstes war, das ließ allen Bürgersinn vermissen, und erinnerte an den Lehmkathen-Bau der umliegenden Dörfer.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bestanden die Häuser aus Holz, Lehm und gestackten Wänden, die hölzernen Schornsteine zeigten einen riesigen Umfang und die Giebelfronten waren derart, daß immer eine Etage vorspringend über die andere hing. Die Häuser waren groß, aber setzten sich zu wesentlichstem Theile aus Winkeln, Kammern und großen Böden, selbst aus unausgebauten Stockwerken zusammen, so daß die Familie meist in einer einzigen Stube hauste, die freilich groß genug war, um 30 Personen bequem zu fassen. Im Einklang damit war alles Uebrige: die Brücke baufällig, die Straßen ungepflastert, so daß, in den Regenwochen des Herbstes und Frühjahrs, die Stadt unpassirbar war und der Verkehr von Haus zu Haus auf Stelzen oder noch allgemeiner auf Kähnen unterhalten werden mußte.

In allem diesem schaffte endlich das Jahr 1736 Wandel. — Dieselben beiden Faktoren: „das Königthum und die Armee," die überall hier zu Lande aus dem kümmerlich Gegebenen erst etwas machten, waren es auch hier, die das Alte abthaten und etwas Neues an die Stelle setzten. Die Armee, wie un-

bequem ſie dem Einen oder Andern ſein mochte, damals wie heute, ſie ſicherte, ſie bildete, ſie baute auf. So auch in Werder.

Es war im Spätſommer genannten Jahres (1736), als das eben damals in Brandenburg garniſonirende 3. Bataillon Leibgarde Befehl erhielt, zur Revue nach Potsdam zu marſchiren, und zwar über Werder. Der Befehl lautete ſo beſtimmt wie möglich; ſo blieb nichts anders übrig, als dem Könige rund und nett zu erklären, daß die Brücke zu Werder unfähig ſei, das 3. Bataillon Leibgarde zu tragen. Die Gardemänner aber, etwa im Gänſemarſch, einzeln in die Stadt einrücken zu laſſen, dieſer Vorſchlag wurde gar nicht gewagt; Friedrich Wilhelm I. würde ihn als einen Affront geahndet haben. So gab es denn nur einen Ausweg, eine — neue Brücke. Der König ließ ſie aus Chatoullen-Geldern in kürzeſter Friſt herſtellen.

Eine neue Brücke war nun da; aber auch in der Stadt ſelber ſollte es anders werden. Ein Kommando des Leib-Regiments, aus Gründen, die nicht erſichtlich, war in Werder geblieben und im Spätherbſt erſchien Se. Majeſtät in der Inſelſtadt, um über ſeine 150 Blauen eine Spezial-Revue abzuhalten. Es war die unglücklichſte Jahreszeit: die Karoſſe des Königs blieb mitten auf dem Markt im Moraſte ſtecken, ein Parademarſch wurde zu einem Unding und die Ungnade des Königs, wenn dergleichen nicht wieder vorkommen ſollte, wandelte ſich von ſelbſt in eine Gnade um: Werder wurde gepflaſtert.

Die Kirche „zum heiligen Geiſt," auf der höchſten Stelle der Inſel maleriſch gelegen, war ſchon 2 Jahre vorher einem Neubau unterzogen worden; ob ſie ſchönheitlich dadurch gewonnen hatte, wird zu bezweifeln ſein; die Lehniner Mönche verſtanden ſich beſſer auf Kirchenbau als der Soldatenkönig. Jedenfalls verbietet ſich jetzt noch eine Entſcheidung in dieſer Frage, da die Renovation von 1734 längſt wieder einem neuen Umbau gewichen iſt, einer wiederhergeſtellten, ſpitzenreichen Gothik, die, in der Nähe vielleicht mannigfach zu beanſtanden, als Landſchafts-Decoration aber, wie eingangs

dieſes Kapitels bereits hervorgehoben wurde, von ſeltener Schönheit iſt.

Dieſer letzte Umbau, und wir treten damit in die Gegenwart ein, hat die Kirche erweitert, gelichtet, geſchmückt; jene Königliche Munificenz Friedrich Wilhelms IV., die hier überall, an der Havel und den Havelſeen hin, neue Kirchen entſtehen, die alten wiederherſtellen ließ, hat auch für Werder ein Mannigfaches gethan. Dennoch, wie immer in ſolchen Fällen, hat das geſchichtliche Leben Einbuße erfahren, und Bilder, Grabſteine, Erinnerungsſtücke haben das Feld räumen müſſen, um viel ſauberern, aber viel unintereſſanteren Dingen Platz zu machen. Zum Glück hat man für das „hiſtoriſche Gerümpel," als das man es angeſehen zu haben ſcheint, wenigſtens eine „Rumpelkammer" übrig gelaſſen, wenn es geſtattet iſt, eine Sakriſtei-Parzelle mit dieſem wenig ehrerbietigen Namen zu bezeichnen.

Hier befindet ſich unter andern auch ein ehemaliges Altar-Gemälde, das in Werder den überraſchenden, aber ſehr bezeichnenden Namen führt: „Chriſtus als Apotheker." Es iſt ſo abnorm, ſo einzig in ſeiner Art, daß eine kurze Beſchreibung deſſelben hier am Schluſſe unſers Kapitels geſtattet ſein möge. Chriſtus, in rothem Gewande, wenn wir nicht irren, ſteht an einem Dispenſir-Tiſch, eine Apotheker Wage in der Hand. Vor ihm, wohlgeordnet, ſtehen acht Büchſen, die auf ihren Schildern folgende Inſchriften tragen: Gnade, Hilfe, Liebe, Geduld, Friede, Beſtändigkeit, Hoffnung, Glauben. Die Büchſe mit dem Glauben iſt die weitaus größte; in jeder einzelnen ſteckt ein Löffel. In Front der Büchſen, als die eigentliche Hauptſache, liegt ein geöffneter Sack mit Kreuz-Wurtz. Aus ihm hat Chriſtus ſoeben eine Handvoll genommen, um die Wage, in deren einer Schale die Schuld liegt, wieder in Balance zu bringen. Ein zu Häupten des Heilands angebrachtes Spruchband aber führt die Worte: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken. Ich bin kommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen. (Matthäi 9. V. 12.)"

Die Werderaner, wohl auf Schönemann gestützt, haben dies Bild bis in die katholische Zeit zurückdatiren wollen. Sehr mit Unrecht. Die katholische Zeit hat solche Geschmacklosigkeiten nicht gekannt. In diesen Spielereien erging man sich, unter dem nachwirkenden Einfluß der zweiten schlesischen Dichterschule, der Lohenstein's und Hofmannswaldau's, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo es Mode wurde, einen Gedanken, ein Bild in unerbittlich-consequenter Durchführung zu Tode zu hetzen. Könnte übrigens inhaltlich darüber noch ein Zweifel sein, so würde die malerische Technik auch diesen beseitigen.

1734, in demselben Jahre, in dem die alte Cisterzienser-Kirche renovirt wurde, erhielt Werder auch eine Apotheke. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der glückliche Besitzer derselben sich zum Donator machte und das Bild-Curiosum, das wir geschildert, dankbar und — hoffnungsvoll stiftete.

Im nächsten Kapitel einiges über die „Werderschen."

Die Werderſchen.

Blaue Havel, gelber Sand,
Schwarzer Hut und braune Hand,
Herzen friſch und Luft geſund
Und Kirſchen wie ein Mädchenmund.

Was uns nun aber heute nach Werder führt, das iſt weder die Kirche noch deren fragwürdiger Bilderſchatz, das iſt einfach eine Pietät gegen die beſten Freundinnen unſerer Jugend, gegen die „Werderſchen.“ Jeden Morgen, auf unſerem Schulwege, hatten wir ihren Stand zwiſchen Herkules- und Friedrichsbrücke zu paſſiren, und wir können uns nicht entſinnen, je anders als mit „Augen rechts“ an ihrer langen Front vorübergegangen zu ſein. Mitunter traf es ſich auch wohl, daß wir das verſpätete „zweite Treffen“ der Werderſchen, vom Unterbaume her, heranſchwimmen ſahen: große Schuten dicht mit Tienen beſetzt, während auf den Ruderbänken 20 Werderanerinnen ſaßen und ihre Ruder und die Köpfe mit den Kiepenhüten gleich energiſch bewegten. Das war ein idealer Genuß, ein Schauſpiel, aber ach, „ein Schauſpiel nur,“ und ſiehe da, dem erſten Treffen, das in allem Schimmer Pomonens ſich bereits faßbar vor uns präſentirte, verblieb doch immer der Sieg über unſere Sinne und unſer Herz. Welche Pfirſiche in Weinblatt! Die Luft ſchwamm in einem erfriſchenden Duft, und der Kuppelbau der umgeſtülpten und übereinander gethürmten Holztienen intereſſirte uns mehr als der Kommodenbau von Monbijou und (traurig zu ſagen) auch als der Säulenwald des Schinkelſchen Neuen Muſeums.

Das ſind nun 35 Jahre, das „Neue Muſeum“ von damals iſt ſchon wieder zu einem alten geworden, die Bilder jener Tage aber ſind nicht verblaßt, und als unſere Havelwanderungen vor lang oder kurz begannen, und unſer Auge, von den Kuppen und Berglehnen am Schwilow aus, immer wieder der Spitzthurm-Kirche von Werder gewahr wurde, da gemahnte es

uns wie alte Schuld und alte Liebe, und die Jugendsehnsucht nach den Werderschen stieg wieder auf: hin nach der Havel-Insel und ihrem grünen Kranz „wo tief im Laub die Knupperkirschen glühn."

Und wie alle echte Sehnsucht schließlich in Erfüllung geht, so auch hier, und ehe noch der Juli um war, brauste der Zug wieder über die große Havelbrücke, erst rasch, dann seinen Eilflug hemmend, bis er zu Füßen eines Kirschberges hielt: „Station Werder!"

Noch eine drittel Meile bis zur Stadt; eine volle drittel Meile, die einem um 3 Uhr Nachmittags, bei 27 Grad im Schatten und absoluter Windstille schon die Frage vorlegen kann: ob nicht doch vielleicht ein auf hohen Rädern ruhendes, sargartiges Ungethüm, das hier unter dem Namen „Omnibus" den Verkehr zwischen Station und Stadt unterhält, vor Spaziergangsversuchen zu bevorzugen sei. Aber es handelt sich für uns nicht um die Frage „bequem oder unbequem," sondern um Umschau, um den Beginn unserer Studien, da die großen Kirschplantagen, die den Reichthum Werders bilden, vorzugsweise zu beiden Seiten eben dieser Wegstrecke gelegen sind, und so lassen wir denn dem Omnibus einen Vorsprung, gönnen dem Staube 10 Minuten Zeit sich wieder zu setzen und folgen nun zu Fuß auf der großen Straße.

Gärten und Obstbaum-Plantagen zu beiden Seiten; links bis zur Havel hinunter, rechts bis zu den Kuppen der Berge hinauf. Keine Spur von Unkraut; alles rein geharkt; der weiße Sand des Bodens liegt oben auf. Große Beete mit Erdbeeren und ganze Kirschbaum-Wälder breiten sich aus. Wo noch vor wenig Jahren der Wind über Thymian und Hauhechel strich, da hat der Spaten die schwache Rasennarbe umgewühlt, und in wohlgerichteten Reihen neigen die Bäume ihre fruchtbeladenen Zweige.

Je näher zur Stadt, um so schattiger werden rechts und links die Gärten; denn hier sind die Anlagen älter, somit auch die Bäume. Viele der letzteren sind mit edleren Sorten gepfropft,

und Leinwandbänder legen ſich um den amputirten Aſt, wie die Bandage um das verletzte Glied. Hier mehren ſich auch die Villen und Wohnhäuſer, die großentheils zwiſchen Fluß und Straße, alſo zur Linken der letzteren, ſich hinziehen. Eingeſponnen in Roſenbüſche, umſtellt von Malven und Georginen, entziehen ſich viele dem Auge; andere wieder wählen die lichteſte Stelle und grüßen durch die weitgeſtellten Bäume mit ihren Balkonen und Fahnenſtangen, mit Veranden und Jalouſien.

Eine reiche, immer wachſende Cultur! Wann ſie ihren Anfang nahm, iſt bei der Mangelhaftigkeit der Aufzeichnungen nicht mehr feſtzuſtellen. Es ſcheint aber faſt, daß Werder als ein Fiſcherort ins 17. Jahrhundert ein- und als ein Obſt- und Gartenort aus ihm heraustrat. Das würde dann darauf hindeuten, daß ſich die Umwandlung unter dem Großen Kurfürſten vollzogen habe, und dafür ſprechen auch die mannigfachſten Anzeigen. Die Zeit nach dem 30jährigen Kriege war wieder eine Zeit großartiger Einwanderung in die entvölkerte Mark und mit den gartenkundigen Franzoſen, mit den Bouchés und Matthieus, die bis auf dieſen Tag in ganzen Quartieren der Hauptſtadt blühen, kamen ziemlich gleichzeitig die agriculturkundigen Holländer ins Land. Unter dem, was ſie pflegten, war auch der Obſtbau. Sie waren von den Tagen Henriette Marie's, von der Gründung Oranienburgs und dem Auftreten der Cleve'ſchen Familie Hertefeld an, die eigentlichen landwirthſchaftlichen Lehrmeiſter für die Mark, ſpeziell für das Havelland, und wir möchten vermuthen, daß der eine oder andere von ihnen, angelockt durch den ächt-holländiſchen Charakter dieſer Havel-Inſel, ſeinen Aufenthalt hier genommen und die große Umwandlung vorbereitet habe. Vielleicht wäre aus den Namen der noch lebenden Werderſchen Geſchlechter feſtzuſtellen, ob ein ſolcher holländiſcher Fremdling jemals unter ihnen auftauchte. Bemerkenswerth iſt es mir immer erſchienen, daß die Werderaner in „Schuten" fahren, ein niederländiſches Wort, das in den wendiſchen Fiſcherdörfern, ſo viel ich weiß, nie angetroffen wird.

Gleichviel indeß was die Umwandlung brachte, sie kam; die Flußausbeute verlor mehr und mehr ihre Bedeutung; die Gärtnerzunft begann die Fischerzunft aus dem Felde zu schlagen, und das sich namentlich unter König Friedrich Wilhelm I., auch nach der Seite der „guten Küche" hin, schnell entwickelnde Potsdam, begann seinen Einfluß auf die Umwandlung Werders zu üben. Der König, selber ein Feinschmecker, mochte unter den ersten sein, die anfingen eine Werdersche Kirsche von den üblichen Landesprodukten gleiches Namens zu unterscheiden. Außer den Kirschen aber war es zumeist das Strauchobst, das die Aufmerksamkeit des Kenners auf Werder hinlenkte. Statt der bekannten Bauern-Himbeere, wie man ihr noch jetzt begegnet, (die Schattenseite hart, die Sonnenseite madig) gedieh hier eine Species, die in Farbe, Größe und strotzender Fülle prunkend, aus Gegenden hierhergetragen schien, wo Sonne und Wasser eine südliche Brutkraft üben.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Umwandlung völlig vollzogen: Werder war eine Garten-Insel geworden; seinem Charakter nach war es dasselbe wie heut, aber freilich nicht seiner Bedeutung nach. Sein Ruhm, sein Glück begannen erst mit jenem Tage, wo der erste Werderaner (ihm würden Bildsäulen zu errichten sein) mit seinem Kahne an Potsdam vorüber- und Berlin entgegenschwamm. Damit brach die Großzeit an. In Wirklichkeit ließ sie noch ein halbes Jahrhundert auf sich warten; in der Idee war sie geboren. Mit dem rapide wachsenden Berlin wuchs auch Werder und verdreifachte in 50 Jahren seine Einwohnerzahl, genau wie die Hauptstadt. Der Dampf kam hinzu, um den Triumph zu vervollständigen. Bis 1850 hielt sich die Schute, dann wurde sie als altehrwürdiges Institut bei Seite gelegt und ein „auf Gegenseitigkeit" gebauter Dampfer, der bald gezwungen war, einen großen Havelkahn ins Schlepptau zu nehmen, leitete die neue Aera der Werderaner ein. Von 1853 bis 1860 fuhr die „Marie Luise;" seitdem fährt der „König Wilhelm" zwischen Werder und Berlin.

Noch einiges Statistisches. Auch Zahlen haben eine gewisse Romantik. Wie viele Menschen erdrückt oder todtgeschossen wurden, hat zu allen Zeiten einen geheimnißvollen Zauber ausgeübt; an Interesse steht dem vielleicht am nächsten, wie viel gegessen worden ist. So sei es denn auch uns vergönnt, erst mit kurzen Notizen zu debütiren, und dann eine halbe Seite lang in Zahlen zu schwelgen.

Mit dem ersten Juni beginnt die Saison. Sie beginnt von Raritäten abgesehen, mit Erdbeeren. Dann folgen die süßen Kirschen aller Grade und Farben; Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren schließen sich an. Ende Juli ist die Saison auf ihrer Höhe. Der Verkehr läßt nach, aber nur, um Mitte August einen neuen Aufschwung zu nehmen. Die sauren Kirschen eröffnen den Zug; Aprikosen und Pfirsich folgen; zur Pflaumenzeit wird noch einmal die schwindelnde Höhe der letzten Juli-Wochen erreicht. Mit der Traube schließt die Saison. Man kann von einer Sommer- und Herbst-Campagne sprechen. Der Höhenpunkt jener fällt in die Mitte Juli, der Höhenpunkt dieser in die Mitte September. Die Knupperkirsche einerseits, die blaue Pflaume andererseits, — sie sind es, die über die Saison entscheiden.

Der Versandt ist enorm. Er beginnt mit 1000 Tienen, steigt in rapider Schnelligkeit auf 3-, auf 5000, hält sich, sinkt, steigt wieder und tritt mit 1000 Tienen, ganz wie er begonnen, schließlich vom Schauplatz ab. Als Durchschnitts-Minimum wird man 3000, als Maximum 4000 Tienen täglich (die Tiene zu drei Metzen) annehmen dürfen. Der Preis einer Tiene ist 15 Sgr. Dies würde, bei Zugrundelegung des Minimalsatzes, in 4 Monaten oder 120 Tagen einen Gesammtabsatz von 120 mal 3000, also von 360,000 Tienen*) ergeben.

*) Ein sehr bedeutender Theil des Werderschen Obstes, namentlich aus den an der Eisenbahn gelegenen Obstbergen, geht nicht zu Schiff, sondern vermittelst Bahn nach Berlin. Auch dieser Verkehr ist außerordentlich bedeutend. Ob er in den Zahlen, die wir vorstehend verzeichnet haben, mit einbegriffen ist oder nicht, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Dies ist aber zu niedrig gerechnet, da 360,000 Tienen, die Tiene zu 15 Sgr., nur einer Gesammt-Einnahme von 180,000 Thalern entsprechen würden, während diese auf 280,000 Thaler angegeben wird. Gleichviel indeß; dem Berliner wird unter allen Umständen der Ruhm verbleiben, als Minimalsatz alljährlich 1 Million Metzen Werdersches Obst zu consumiren. Solche Zahlen sind schmeichelhaft und richten auf.

Sie richten auf — in erster Reihe natürlich die Werderschen selbst, die die entsprechende Summe einzuheimsen haben, und in der That, auf dem Werder und seinen Dependenzien ist ein solider Durchschnitts-Wohlstand zu Hause. Aber man würde doch sehr irre gehn, wenn man hier, in modernem Sinne, großes Vermögen, aufgespeicherte Schätze suchen wollte. Wer persönlich anfaßt und fleißig arbeitet, wird selten reich; reich wird der, der mit der Arbeit hundert Anderer Handel treibt, sie als kluger Rechner sich zu Nutze macht. An solche Modernität ist hier nicht zu denken. Dazu kommen die bedeutenden Kosten, Lohnzahlungen und Ausfälle. Eine Tiene Obst, wir gaben es schon an, bringt im Durchschnitt 15 Sgr.; davon kommen sofort in Wegfall: $1\frac{1}{2}$ Sgr. für Pflückerlohn und ebenfalls $1\frac{1}{2}$ Sgr. für Transport. Aber die eigentlichen Auslagen liegen schon weit vorher. Die Führung großer Landwirthschaften ist aus den mannigfachsten Gründen, aus Mangel an Wiesen und vielleicht nicht minder aus Mangel an Zeit und Kräften, auf dem Werder so gut wie unmöglich; so fehlt es denn an Dung und diese Unerläßlichkeit muß aus der Nachbarschaft, meist aus Potsdam, mühsam herbeigeschafft werden. Eine Fuhre Dung kostet 7 Thaler. Dies allein bedingt die stärksten Abzüge. Was aber vor allem einen eigentlichen Reichthum nicht aufkommen läßt, das sind die Ausfall-Jahre, wo die Anstrengungen (um noch größerem Unheil vorzubeugen) verdoppelt werden müssen, und wo dennoch mit einem Defizit abgeschlossen wird. Die Ueberschüsse früherer Jahre müssen dann aushelfen. Derartige Ausfalljahre sind solche, wo entweder starke Fröste die großen Obstplantagen zerstören oder wo im

Frühjahr die Schaben und Blatthöhler das junge Laub tödten, die Ernte reduciren und oft die Bäume dazu. So giebt es denn unter den Werderschen eine Anzahl wohlhabender Leute, aber wenig reiche. Es ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

„Die Werdersche."

Ein Intermezzo.

All Großes, wie bekannt, wirft seinen Schatten:
Und ehe dich, o Baitische, wir hatten,
Erschien, ankündigend, in braunem Schaum,
Die Werdersche. Ihr Leben war ein Traum.

Unter einem Geplauder, das im Wesentlichen uns die Notizen an die Hand gab, die wir vorstehend wiedererzählt, waren wir bis an eine Stelle gekommen, wo die große Straße nach links hin abbiegt und in ihrer Verlängerung auf die Brücke und demnächst auf die Insel führt. Genau an dem Kniepunkt erhob sich ein ausgedehntes Etablissement mit Betriebs-Gebäuden, hohen Schornsteinen und Kellerräumen, und der eben herüberwehende Malzduft ließ keinen Zweifel darüber, daß wir vor einer der großen Brauereien ständen, die der Stadt Werder auch nach dieser Seite hin eine Bedeutung gegeben haben. Es sind eben zwei Größen, die wir an dieser Stelle zu verzeichnen haben: in erster Reihe die „Werderschen," in zweiter Reihe „die Werdersche." Eine Welt von Unterschied legt sich in diesen einen Buchstaben n. Wie Wasser und Feuer im Schooße der Erde friedlich nebeneinander wohnen, so lange ihr Wohnen eben ein Nebeneinander ist, aber in Erdbeben und Explosionen unerbittlich sich Luft machen, sobald ihr Nebeneinander ein Durcheinander wird, so auch hier. Den Erfahrenen schaudert.

Die Einheitlichkeit unserer Darstellung zu wahren, hätten wir vielleicht die Pflicht gehabt, die „Werdersche" zu unterschlagen und den „Werderschen" allein das Feld und den Sieg zu lassen, aber das Wort: die „Werdersche" ist einmal gefallen und so verbietet sich ein Rückzug. Ein Bierkapitel schiebt sich verlegen in das Obstkapitel ein.

Die Zeiten liegen noch nicht weit zurück, wo die „Weiße," oder um ihr Symbol zu nennen die „Stange", unsere gesellschaftlichen Zustände wie ein Dynastengeschlecht beherrschte. Es war eine weit verzweigte Sippe, die, in den verschiedenen Stadttheilen, besserer Unterscheidung halber, unter verschiedenen Namen sich geltend machte: die Weiße von Volpi, die Weiße von Clausing, oder (vielleicht die stolzeste Abzweigung) einfach das Bier von Bier. Ihre Beziehungen untereinander ließen zu Zeiten viel zu wünschen übrig, aber alle hatten sie denselben Familienstolz und nach außen hin waren sie einig. Sie waren das herrschende Geschlecht.

So gingen die Dinge seit unvordenklichen Zeiten; das alte Europa brach zusammen, Throne schwankten, die „Weiße" blieb. Sie blieb während der Franzosenzeit, sie blieb während der Befreiungsjahre, sie schien fester als irgend eine etablirte Macht. Aber schon lauerte das Verderben.

In jenen stillen Jahren, die der großen Aufregung folgten, wo man's gehen ließ, wo die Wachsamkeit lullte, da geschah's. Eines Tages, wie aus dem Boden aufgestiegen, waren zwei, Concurrenzmächte da: die Grünthaler und die Josty'sche.

Jetzt wo sich ein freierer Ueberblick über ein halbes Jahrhundert ermöglicht, ist die Gelegenheit gegeben auch ihnen gerecht zu werden. Es ist jetzt die Möglichkeit da, die Dinge aus dem Zusammenhange zu erklären, das Zurückliegende aus dem Gegenwärtigen zu verstehn. Beide Neu-Getränke hatten einen ausgesprochenen Heroldscharakter, sie waren Vorläufer, sie kündigten an. Man kann sagen: Berlin war für die Baiersche noch nicht reif, aber das Seidel wurde bereits geahnt. Das Grünthaler, die Jostysche, sie waren eine Culmbacher von der milderen Observanz; die Jostysche (in ihrem Hange nach Milde) bis zum Coriander niedersteigend. Beide waren, was sie sein konnten. Darin lag ihr Verdienst, aber doch auch ihre Schwäche. Ihr Wesen war und blieb — die Halbheit. Und die Halbheit hat noch nie die Welt erobert, am wenigsten Berlin.

So herrschten denn die alten Mächte vorläufig weiter. Aber nicht auf lange. Die Nothwendigkeit einer Wandlung hatte sich zu fühlbar herausgestellt, als daß es hätte bleiben können wie es war. Die Welt, wenn auch nach weiter nichts, sehnte sich wenigstens nach Durchbrechung des Monopols, und siehe da, was den beiden Vorläufern des Seidels nicht hatte glücken wollen, das glückte nunmehr, in eben diesen Interregnumstagen, einer dritten Macht, die, an das Alte sich klug und weise anlehnend, ziemlich gleichzeitig mit jenen beiden ins Dasein sprang.

Diese dritte Macht (der Leser ahnt bereits, welche) hatte von vornherein den Vorzug, alles Fremdartigen entkleidet, auf unserem Boden aufzutreten; — märkisch national, ein Ding für sich, so erschien die Werdersche. Sie war dem Landesgeschmack geschickt adaptirt, sie stellte sich einerseits in Gegensatz gegen die Weiße und hatte doch wiederum so viel von ihr an sich, daß sie wie zwei Schwestern waren, dasselbe Temperament, dasselbe prickelnde Wesen, im Uebrigen reine Geschmacksache: blond oder braun. In Kruken auftretend, und über dreimal gebrauchten Korken eine blasse, längst ausgelaugte Strippe zu leichtem Knoten schürzend, war sie, die Werdersche, in ihrer äußerlichen Erscheinung schon, der ausgesprochene und bald auch der glückliche Concurrent der älteren Schwester, und die bekannten Kellerschilder, diese glücklich-realistische Mischung von Stillleben und Genre, bequemten sich mehr und mehr neben der blonden Weißen die braune Werdersche ebenbürtig einzurangiren. Die Verhältnisse, ohne daß ein Plan dahin geleitet hätte, führten über Nacht zu einer Theilung der Herrschaft. Die Werdersche hielt mehr und mehr ihren Einzug über die Hintertreppe; in den Regionen der Küche und Kinderstube erwuchs ihr das süße Gefühl eine Mission gefunden und erfüllt zu haben; sie wurde Nahr-Bier in des Wortes verwegenster Bedeutung und das gegenwärtige Geschlecht, wenn auch aus zweiter Hand erst, hat Kraft und Leben gesogen aus der „Werderschen."

Dessen seien wir gedenk. Das Leben mag uns losreißen von unserer Amme; aber ein Undankbarer, der sie nicht kennen will, oder bei ihrem Anblick sich schämt. —

Sieh nur, sieh, wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen trägt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.

Faust.

So viel über die „Werdersche." Wir kehren zu den „Werderschen" zurück.

Vom Knie bis zur Stadt ist nur noch eine kurze Strecke. Wir schritten auf die Brücke zu, die zugleich die Werft, der Hafen- und Stapelplatz von Werder ist. Hier wird aus- und eingeladen, und die Bilder, die diesen Doppelverkehr begleiten, geben dieser Stelle ihren Werth und ihre Eigenthümlichkeit. Der gesammte Hafenverkehr beschränkt sich auf die Nachmittagsstunden; zwischen 5 und 6, in einer Art Kreislauf-Thätigkeit, leeren sich die Räume des aus der Hauptstadt zurückkehrenden Dampfers und seines Bei-Kahns wie im Fluge, aber sie leeren sich nur, um sich unverzüglich wieder mit Töpfen und Tienen zu füllen.

Es ist jetzt 5 Uhr. Der Dampfer legt an; die Entfrachtung nimmt ihren Anfang. Ueber das Laufbrett hin, auf und zurück, in immer schnellerem Tempo, bewegen sich die Bootsleute, magere, aber nervige Figuren, deren Beschäftigung zwischen Land-Dienst und See-Dienst eine glückliche Mitte hält. Wenn ich ihnen eine gewisse Matrosen-Grazie zuschriebe, so wäre das nicht genug. Sie nähern sich vielmehr dem Akrobatenthum, den Vorstadt-Rappos, die 6 Stühle übereinander thürmen und, den ganzen Thurmbau auf's Kinn oder die flache Hand gestellt, über ein Seil hin ihre doppelte Balancirkunst üben: der Bau darf nicht fallen und sie *selber* auch nicht. So hier. Einen Thurmbau in Händen, der sich aus lauter in einander gestülpten Tienen zusammensetzt und halbmannshoch über ihren eigenen Kopf hinauswächst, so laufen sie über das schwanke Brett und stellen die Tienen-Thurme in langen Reihen am Ufer auf. Im ersten Augenblick scheint dabei eine Willkür oder ein Zufall zu walten; ein schärferes Aufmerken aber läßt uns in dem scheinbaren Chaos bald die minutiöseste Ordnung erkennen und

die Tienen stehen da, militairisch gruppirt und geordnet, für den Laien eine große, unterschiedslose Masse, aber für den Eingeweihten ein Bataillon, ein Regiment, an Achselklappe, Knopf und Troddel auf's Bestimmteste erkennbar. So viele Gärtner nnd Obstpächter, so viele Compagnien. Zunächst unterscheiden sich die Tienen nach der Farbe und zwar derart, daß die untere Hälfte au naturel auftritt, während die obere, mehr sichtbare Hälfte, in roth oder grün, in blau oder weiß sich präsentirt. Aber nicht genug damit. Auf diesem breiten Farbenrande befinden sich, zu weiterer Unterscheidung, entweder die Namen der Besitzer, oder noch häufiger ihre Wappenzeichen: Kreuze, stehend und liegend, Sterne, Kreise, Sonnen, eingegraben und eingebrannt. Man kann hier von einer völligen Heraldik sprechen. Die alten „Geschlechter" aber, die diese Wappen tragen und pflegen, sind die Lendels, die Mays, die Kühls, die Schnetters, und unmittelbar nach ihnen die Rietz, die Kuhlmeys, die Dehnickes. Als altwendisch gelten die Lendels und die Rietz, vielleicht auch die Kuhlmeys.

Ist nun aber das Landen der leeren Tienen, wie wir es eben geschildert haben, eine heitere und malerische Scene, so kann diese doch nicht bestehen neben dem concurrirenden Schauspiel des Einladens, des an Bord Schaffens, das schon beginnt, bevor das Ausladen zur Hälfte beendet ist.

Etwa von $5^1/_2$ Uhr ab, und nun rapide wachsend bis zum Moment der Abfahrt, kommen die Obstwagen der Werderaner heran, kleine, grüngestrichene Fuhrwerke, mit Tienen hochbepackt und mit zwei Zughunden am Deichsel, während die Besitzer, durch Stoß von hinten, die Lokomotion unterstützen. Ein Wettfahren beginnt, alle Kräfte concentriren sich, von links her rollt es und donnert es über die Brückenbohlen, von rechts her, auf der chaussirten Vorstadt-Straße, wirbelt der Staub, und im Näherkommen an das ersehnte Ziel heulen die Hunde immer toller in die Luft hinein, wie verstimmte Posthörner beim Einfahren in die Stadt. Immer mächtiger wird die Wagenburg, immer lauter das Gebläff, immer quicker der Laufschritt

derer, die die Tienen über das Brett hin in den am Landungsdamm liegenden Kahn hineintragen. Jetzt setzt der Zeiger ein, von der Werderschen Kirche herüber tönen langsam die 6 Schläge, deren letzter in einem Signalschuß verklingt. Weithin an den hohen Ufern des Schwilow weckt er das Echo. Im selben Augenblick folgt Stille der allgemeinen Bewegung und nur noch das Schaufeln des Raddampfers wird vernommen, der eine Curve beschreibend, das lange Schlepptau dem Havelkahne zuwirft, und rasch flußaufwärts seinen Curs nehmend, das eigentliche Frachtboot vom Ufer löst, um es geräuschlos in das eigene Fahrwasser hinein zu zwingen.

Von der Brücke aus giebt dies ein reizendes Bild. Auf dem großen Havelkahn, wie die wilden Männer im Wappen, stehen zwei Bootsleute mit ihren mächtigen Rudern im Arm, während auf dem Dampfer in langer Reihe die „Werderschen" sitzen, ein Nähzeug oder ein Strickzeug in Händen, und nichts vor sich als den Schornstein und seinen Eisenkasten, auf dessen heißer Platte einige dreißig Bunzlauer Kaffeekannen stehen. Denn die Nächte sind kühl und der Weg ist weit.

Eine Viertelstunde noch und Dampfer und Havelkahn verschwinden in dem Defilé bei Baumgartenbrück; der Schwilow nimmt sie auf und durch das „Gemünde" hin, an dem schönen und langgestreckten Caput vorbei, geht die Fahrt auf Potsdam zu, an den Schwänen vorüber, die schon die Köpfe eingezogen hatten und nun unmuthig hinblicken auf den Schnaufer, der ihren Wasserschlaf gestört.

Bei Dunkelwerden Potsdam, um Mitternacht Spandau, bei Dämmerung Berlin.

Und eh' der erste Sonnenschein um den Marienkirchthurm blitzt, lachen in langer Reihe, zwischen den Brücken hin, die rothen Knupper der Werderschen.

Glindow.

Hier nährten früh und ſpat den Brand
Die Knechte mit geſchäft'ger Hand;
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält' es Felſen zu verglaſen.

Schiller.

Was Werder für den Obſt-Conſum der Hauptſtadt iſt, das iſt Glindow für den Ziegel-Conſum. In Werder wird gegraben, gepflanzt, gepflückt, — in Glindow wird gegraben, geformt, gebrannt; an dem einen Ort eine wachſende Cultur, am andern eine wachſende Induſtrie, an beiden (in Glindow freilich auch mit dem Revers der Medaille) ein wachſender Wohlſtand. Dazu ſteht das eine wie das andere nicht blos für ſich ſelber da, ſondern iſt ſeinerſeits wiederum eine „Metropole," ein Mittelpunkt gleichgearteter und zugleich widerſtrebender Diſtrikte, die es faſt geboten erſcheinen laſſen, nach Analogie einiger Schweizer Cantone, von Werder-Stadt und Werder-Land, oder von Glindow-Dorf und Glindow-Bezirk zu ſprechen.

Bei Werder haben wir dieſen Unterſchied übergangen; bei Glindow wird es dann und wann unvermeidlich ſein, auf ihn Bezug zu nehmen. Deshalb an dieſer Stelle ſchon Folgendes. Diſtrikt Glindow iſt etwa 2 Quadrat-Meilen groß (4 Meilen lang und eine halbe Meile breit) und zerfällt in ein Innen- und Außen-Revier, in einen Bezirk dieſſeit und jenſeit der Havel. Das Innen-Revier „dieſſeit der Havel" iſt alles Lehm- und Thonland und umfaßt die geſammten Territorien am Schwilow-, am Glindow- und Pleſſow-See; das Außen-Revier oder das Revier „jenſeit der Havel" iſt neu-entdecktes

Land und dehnt sich vorzugsweise auf der Strecke zwischen Ketzin und Tremmen aus. Dies Außenland, abweichend und eigenartig, behauptet zugleich eine gewisse Selbstständigkeit und zeigt eine unverkennbare Tendenz sich loszureißen und Ketzin zu einer eigenen Hauptstadt zu machen. Vielleicht daß es glückt. Vorläufig aber ist die Einheit noch da und ob der Tag siegreicher Secession näher oder ferner sein möge, noch ist Glindow*) Metropole und herrscht über Innen- und Außen-Revier.

Die Bodenbeschaffenheit, das Auftreten des Lehms ist diesseit und jenseit der Havel grundverschieden. Im Innen-Revier tritt der Lehm in Bergen auf, als Berglehm, und wenn wir uns speziell auf die wichtige Feldmark Glindow beschränken, so unterscheiden wir hier folgende Lehmberge: den Köllnischen, zwei Brandenburgische (Altstadt, Neustadt), den Caputschen, den Schönebeckschen, den Invalidenberg, den Schloßbauberg, zwei Kurfürstenberge (den großen und den kleinen), den Plauschen, den Moesenschen, den Potsdamschen. Die drei letztgenannten liegen wüst, sind todt. Die andern sind noch in Betrieb. Ihre Namen deuten auf ihre früheren Besitzer.

*) Es ist oft gesagt worden, daß der Stadt Berlin das Material zu raschem Emporblühen beinah unmittelbar vor die Thore gelegt worden sei. Das ist richtig. Da sind Feldsteinblöcke für Fundament- und Straßenbau, Rüdersdorfer Kalk zum Mörtel, Holz in Fülle, Torf- und Salzlager in unerschöpflicher Mächtigkeit. Ohne diesen Reichthum, der in dem Grade, wie er jetzt vorliegt, lange ein Geheimniß war, wäre das riesige Wachsthum der Stadt, bei der ursprünglich geringen Fruchtbarkeit ihres Bodens, bei ihrer Binnenlage und ihrer immerhin beschränkten Wasserverbindung nahezu eine Unmöglichkeit gewesen. Daran, daß es möglich wurde, hat Glindow seinen Antheil: der große Ziegelofen der Residenz. Das sogenannte „Geheimerathsviertel" ist großentheils aus Glindower Steinen aufgeführt und ein ganzes „Berlin der Zukunft" steckt noch in den Glindower Bergen. (Glindow heißt übrigens Lehmdorf, von dem wendischen Worte Glin der Lehm. Kaum irgend ein Wort, wie schon Seite 160 hervorgehoben, kommt häufiger vor in der Mark. Außer dem Landestheile „der Glin" mit der Hauptstadt Tremmen, giebt es zahlreiche Dörfer dieses Namens. (Vergleiche das Kapitel Groß-Glienicke.)

Berlin-Kölln, Brandenburg, Potsdam, Caput, Schönebeck hatten ihre Lehmberge, der Invalidenberg gehörte dem Invalidenhause u. s. w. Diese Besitzverhältnisse existiren nicht mehr. Jene Ortschaften haben sich längst ihres Eigenthums entäußert, das inzwischen in die Hände einiger Ziegel-Lords übergegangen ist. Die meisten sind in Händen der Familie Fritze.

Der Lehm in diesen Bergen ist sehr mächtig. Nach Wegräumung einer Oberschicht, „Abraum" genannt, von etwa 30 Fuß Höhe, stößt man auf das Lehmlager, das oft eine Tiefe von 80 bis 100 Fuß hat. Der Lehm ist schön und liefert einen guten Stein, aber doch keinen Stein ersten Ranges. Die Hauptbedeutung dieser Lager ist ihre Mächtigkeit, annähernd ihre Unerschöpflichkeit. Dabei mag als etwas Absonderliches hervorgehoben werden, daß sich in diesen Lehmlagern Bernstein findet und zwar in erheblicher Menge. Die meisten Stücke sind haselnußgroß und somit ohne besonderen Werth, es finden sich aber auch Stücke von der Größe einer Faust, dabei sehr schön, die bis zu 25 Thlr. verkauft werden. Wer solch Stück findet, hat einen Festtag.

Soviel über die Lehmberge des Innen-Reviers. Ganz anders ist das Auftreten der Lager im Außen-Revier jenseit der Havel. Der dort vorkommende Lehm ist sogenannter Wiesen-Lehm, der nur 6 Fuß unter der Rasen-Oberfläche liegt, aber auch selber nur in einer Schicht von 6 bis 8 Fuß auftritt. Er ist wegen des geringen „Abraums," der fortzuschaffen ist, leichter zugänglich; all diese Lager sind aber verhältnißmäßig leicht erschöpft, auch ist das Material nicht voll so gut.

Dieser Unterschied im Material — wie mir alte Ziegelbrenner versicherten — ist übrigens viel bedeutungsloser als gewöhnlich angenommen wird. Wie bei so vielem in Kunst und Leben kommt es darauf an, was Fleiß und Geschick aus dem Rohmaterial machen. Das Beste kann unvollkommen entwickelt, das Schwächste zu einer Art Vollkommenheit gehoben werden. So auch beim Ziegelbrennen. Die berühmtesten Steine, die hier zu Lande gebrannt werden, sind die „rothen Rathenower"

und die „gelben Birkenwerderschen.“ Aber was ihnen ihre Vorzüglichkeit leiht, ist nicht das Material, sondern die Sorglichkeit, die Kunst, mit der sie hergestellt werden. Jedem einzelnen Stein wird eine gewisse Liebe zugewandt. Das macht's. Der Birkenwerdersche Thon beispielsweise ist unscheinbar, aber geschlemmt, gesäubert, gemahlen, wird er zu einem allerdings feinen Materiale entwickelt, und die Art des Streichens und Brennens macht ihn schließlich zu etwas in seiner Art Vollendetem. Man geht dabei so weit, daß die Messer beim Formen des Steines jedesmal geölt werden, um dem Ziegel dadurch die Glätte, Ebenheit und Schärfe zu geben, die ihn auszeichnet.

Auch in Glindow und seinen Dependenzien wird ein vorzüglicher Stein gebrannt, aber dennoch nicht ein Stein, der den Rathenowern und Birkenwerderschen gleichkäme. Die Herstellung (im Dorfe Glindow selbst) erfolgt durch etwa 500 Arbeiter aller Art. Wir unterscheiden dabei: fremde Ziegelstreicher, einheimische Ziegelstreicher und Tagelöhner. Ueber alle drei Kategorien ein Wort.

Fremde Ziegelstreicher werden hier seit lange verwandt. Die einheimischen Kräfte reichten eben nicht aus. Früher waren es „Eichsfelder,“ die kamen, und hier ähnlich wie die Warthebruch-Schnitter oder Linumer Torfgräber eine Sommer-Campagne durchmachten. Aber die „Eichsfelder“ blieben schließlich aus oder wurden abgeschafft, und an ihre Stelle traten die „Lipper.“ Diese behaupten noch jetzt das Feld.

Die Lipper (nur Männer) kommen im April und bleiben bis Mitte Oktober. Sie ziehen in ein massives Haus, das unten Küche, im 1. Stock Eßsaal, im 2. Stock Schlafraum hat. Sie erheben gewisse Ansprüche. So muß jedem ein Handtuch geliefert werden. An ihrer Spitze steht ein Meister, der nur Direktion und Verwaltung hat. Er schließt die Contracte, empfängt die Gelder und vertheilt sie. Die Arbeit ist Accord-Arbeit, das Brennmaterial und die Geräthschaften werden sämmtlich geliefert; der Lehm wird ihnen bis an die „Sümpfe“ gefahren; der Ofen ist zu ihrer Disposition. Alles andere ist

ihre Sache. Am Schluſſe der Campagne erhalten ſie für je 1000 fertig-gebrannte Steine $1^2/_3$ bis 2 Thaler. Die Geſammtſumme bei 8 bis 10 Millionen Steine pflegt bis 15,000 Thaler zu betragen. Dieſe Summe wird aber ſchwer verdient. Die Leute ſind von einem beſonderen Fleiß. Sie arbeiten von 3 Uhr früh bis 8 oder ſelbſt 9 Uhr Abends, alſo nach Abzug einer Eßſtunde immer noch nah an 17 Stunden. Sie verpflegen ſich nach Lipper Landesſitte, d. h. im Weſentlichen weſtfäliſch. Man darf ſagen, ſie leben von Erbſen und Speck, die beide durch den „Meiſter“ aus der lippeſchen Heimath bezogen werden, wo ſie dieſe Artikel beſſer und billiger erhalten. Mitte Oktober treten ſie, jeder mit einer Ueberſchußſumme von nahezu 100 Thalern, den Rückweg an und überlaſſen nun das Feld den einheimiſchen Ziegelſtreichern.

Die Einheimiſchen arbeiten ebenfalls auf Accord, aber unter ganz andern Bedingungen. Sie erhalten nicht die ganze Arbeit, ſondern die Einzelarbeit bezahlt und ſtehen ſich dabei nicht erheblich ſchlechter als die Lipper. Während der Sommermonate theilen ſie den Arbeitsplatz mit den Letzteren derart, daß die Lipper zur Rechten, die Einheimiſchen zur Linken ihre Ziegel ſtreichen. So weit ſind ſie den Lippern ebenbürtig. Darin aber ſtehen ſie hinter dieſen zurück, daß dieſe das Recht haben, ihre Ziegel zuerſt zu brennen. Mit andern Worten, ſo lange die Sommercampagne dauert, gehört der Ofen ausſchließlich den Lippern und erſt wenn dieſe fort ſind, ziehen die Einheimiſchen mit den vielen Millionen Ziegeln, die ſie inzwiſchen geſtrichen und getrocknet haben, auch ihrerſeits in den Ofen ein.

Die dritte Gruppe von Beſchäftigten ſind die Tagelöhner. Sie arbeiten auf Tagelohn, erhalten täglich 8 Sgr. der Mann (6 Sgr. die Frau) und bilden die Unterſchicht einer Geſellſchaft, in der die Ziegelſtreicher, wie eine mittelalterliche Handwerkszunft, die Oberſchicht bilden. Sie ſind bloße Handlanger, Aushilfen für den groben Dienſt, der keine „Kunſt“ verlangt, und erheben ſich nach Erſcheinung und allgemeiner Schätzung

wenig über ein dörfliches Proletariat, das denn auch meistens in Familienhäusern untergebracht zu werden pflegt.

Dies führt mich auf die Gesundheitsverhältnisse dieser Ziegelbrenner-Distrikte. Die Berichte darüber gehen sehr auseinander und während von einer Seite her — beispielsweise von Potsdamer Hospitalärzten — versichert wird, daß dieser stete Wechsel von Naßkälte und Glühofenhitze die Gesundheit früh zerstöre, versichern die Glindower Herren, daß nichts abhärtender und nichts gesunder sei, als der Ziegeldienst in Glindow. Personen zwischen 70 und 80 Jahren sollen sehr häufig sein. Die Streitfrage mag übrigens auf sich beruhen. Sie scheint uns so zu liegen, daß dieser Dienst eine angeborene gute Gesundheit und gute Verpflegung verlangt, — sind diese Bedingungen erfüllt, so geht es; die kümmerliche Tagelöhner-Bevölkerung aber, die „nichts drin, nichts draußen" hat und zum Theil von einem elenden Elternpaar geboren und großgezogen wurde, geht allerdings früh zu Grunde.

Der Gesammt-Ziegel-Betrieb ist, soweit Glindow selbst in Betracht kommt, in Händen weniger Familien: Fritze, Hintze, Fiedler; etwa 9 große Oefen sind im Gange. Die Gesammtmasse producirter Steine geht bis 16 Millionen, früher ging es über diese Zahl noch hinaus. Die Summen, die dadurch in Umlauf kommen, sind enorm. 1000 Steine = 8 Thaler, also 16 Millionen (1000 mal 8 mal 16) = 128,000 Thaler. Dies auf wenige Familien vertheilt, muß natürlich einen Reichthum erwarten lassen und in der That ist er da. Aber wie in Werder, so ist doch auch hier in Glindow dafür gesorgt, daß Rückschläge nicht ausbleiben, und es giebt Zeitläufte, wo die Fabriken hier mit Schaden arbeiten. Ueberall im Lande wachsen die Ziegelöfen wie über Nacht aus der Erde und die Concurrenz drückt die Preise. Die Zeiten, wo 1000 Steine 15 Thaler einbrachten, sind vorläufig dahin, man muß sich, wie schon angedeutet, mit 8 und selbst mit $7\frac{1}{2}$ begnügen. Nun berechne man die Zinsen des Erwerbs- und Betriebs-Kapitals, das Brennmaterial, den Lohn an die Erdarbeiter, die Ziegelstreicher

(2 Thaler) und die Tagelöhner, endlich die Kahnfracht (ebenfalls $1\frac{1}{2}$ Thaler) so wird sich ergeben, daß von diesen 8 Thalern für je tausend Steine nicht viel zu erübrigen ist. Die Hauptsorge machen immer die Schiffer. Sie bilden überhaupt, wie jeder weiß, der mit ihnen zu thun hatte, eine der merkantil gefährlichsten Menschenklassen. Mit erstaunlicher List und Aushorchekunst wissen sie in Erfahrung zu bringen, welche Contracte die Ziegelbrenner mit diesem oder jenem Bauunternehmer der Hauptstadt abgeschlossen haben. Lautet der Contract nun etwa dahin: „Die Steine müssen bis Mitte Oktober abgeliefert sein," so hat der Schiffer den Ziegelbrenner in der Hand; er verdoppelt seine Forderungen, weil er weiß, er kann es wagen, der Ziegelbrenner muß zahlen, wenn er nicht der ganzen Einnahme verlustig gehen will.

Die glänzende Zeit dieses Betriebes ist vorüber*), genau seit jener Epoche, wo die Ziegelbrennerei einen neuen Aufschwung zu nehmen schien, seit Einführung der Ringöfen. Der Ringofen verbilligte die Herstellung des Steins; die ersten, die sich seiner bedienten, hatten enorme Verdienste; jetzt, wo ihn jeder hat, hat er die Produktion zwar gefördert, aber der Wohlhabenheit nur mäßig genützt.

Der Ringofen hat den alten Ziegelofen (wenige Ausnahmen abgerechnet) total verdrängt, und in Erwägung, daß diese Kapitel nicht blos auf dem Lande, sondern auch von Städtern gelesen werden, die nur allzu selten Gelegenheit haben, Einblick in solche Dinge zu gewinnen, mag es mir gestattet sein, einen Ringofen, seine Eigenthümlichkeiten und seine Vortheile zu beschreiben.

Der Ringofen hat seinen Namen von seiner Form; er ist ein Rundbau. Seiner Einrichtung nach könnte man ihn einen Kammer- oder Kapellen-Ofen nennen; seiner Haupteigenschaft nach aber ist er ein Spar-Ofen. Er spart Feuerung. Wir kommen darauf zurück.

*) Dieser Aufsatz wurde 1870 geschrieben. Seitdem haben sich die Dinge wieder sehr zu Gunsten der Ziegelei-Besitzer geändert.

Zunächst seine Form und Einrichtung. Um beide zu schildern, greifen wir nach einem Bilde, das vor einigen Jahren, als es galt das Pariser Ausstellungsgebäude anschaulich zu beschreiben, vielfach gebraucht wurde. Wir modificiren es nur. Denken wir uns also eine gewöhnliche runde Torte, aus der wir das Mittel- oder Nußstück herausgeschnitten und durch eine schlanke Weinflasche ersetzt haben, so haben wir das getreue Abbild eines Ringofens. Denken wir uns dazu die Torte in zwölf gleich große Stücke zerschnitten, so haben wir auch die Einrichtung des Ofens: sein Zwölfkammer-System. Die in der Mitte aufragende Weinflasche ist natürlich der Schornstein.

Das Verfahren ist nun folgendes. In vier oder fünf der vorhandenen, durch Seitenöffnungen mit einander verbundenen Kammern werden die getrockneten Steine eingekarrt, in jede Kammer 12,000. Ist dies geschehen, so wird die Gesammtheit der erwähnten vier oder fünf Kammern durch zwei große Eisenschieber, der eine links, der andere rechts, von dem Reste der Kammern abgesperrt. Nun beginnt man in Kammer 1. ein Feuer zu machen, nährt es, indem man von oben her durch runde Löcher ein bestimmtes Quantum von Brennmaterial niederschüttet*) und hat nach 24 Stunden die 12,000 Steine der ersten Kammer völlig gebrannt. Aber (und darin liegt das Sparsystem) während man in Kammer 1. eine für 12,000 Steine ausreichende Rothgluth unterhielt, wurden die Nachbarsteine in Kammer 2. halb, in Kammer 3. ein Drittel fertig gebrannt und die Steine in

*) Die Feuerung geschieht von oben her durch eine runde Oeffnung; ein eiserner Stülpdeckel von der Form eines Cylinderhuts (dessen Krämpe übergreift) schließt die Oeffnung und wird abgenommen, so oft ein Nachschütten nöthig ist. Man sieht dann, wie durch eine schmale Esse, in die Kammer hinein und hat die aufgethürmten, rothglühenden Steine unter sich. Der Anblick, den man sich nur verschaffen kann, indem man auf die Gewölbedecke der Kammer tritt, hat etwas im höchsten Grade Unheimliches und Beängstigendes. Man steht über einer Hölle und blickt in sie hinab. Eine Schicht Steine, vielleicht kaum einen Fuß dick, trennt den Obenstehenden von dieser Unterwelt und der Gedanke hat etwas Grausiges: wenn jetzt dies Gewölbe —

Kammer 4. und 5. wurden wenigſtens „angeſchmoocht," wie der techniſche Ausdruck lautet. Die Steine in Kammer 2., die nun am zweiten Tage unter Feuer kommen, brauchen natürlich, halb fertig, wie ſie bereits ſind, ein geringeres Brennmaterial, um zur Perfektion zu kommen, und ſo geht es weiter; wohin immer das Feuer kommt, findet es 12,000 Steine vor, die bereits drei Tage lang und zwar in wachſender Progreſſion durch eine Feuerbehandlung gegangen ſind. Der eine (vorderſte) Eiſen-Schieber rückt jeden Tag um eine Kammer weiter, der andere Eiſenſchieber, vom entgegengeſetzten Flügel her, folgt und giebt dadurch die Kammer frei, in der am Tage zuvor gebrannt wurde. So vollzieht ſich ein Kreislauf. In die leeren Kammern, bevor der Schieber ſie in den Feuer-Rayon hineinzwingt, wird eingekarrt, aus den im Feuer geweſenen, vom Schieber freigegebenen Kammern wird ausgekarrt. Der Prozeß, ſo lange die Brenn-Campagne dauert, iſt ohne Ende; das Feuer rückt von Kammer zu Kammer, bis es herum iſt und beginnt dann ſeinen Kreislauf von neuem. Der Vortheil liegt auf der Hand. Er ſteigt aber inſonderheit auch noch dadurch, daß der Ringofen in ſeinen Feueranſprüchen nicht wähleriſch iſt. Er frißt Alles. Jedes Material dient ihm: Holz, Torf, Braunkohle, Alles hat einen gleichen oder doch einen verwandten Werth und das billigſte Material behauptet ſich neben dem theuerſten. Die Ziegelbrennerei iſt dadurch in eine ganz neue Phaſe getreten, zum Vortheil der Bauunternehmer, die ſeitdem die Steine für den halben Preis erſtehen, aber wenig zum Vortheil der alten Ziegel-Brennerfirmen, die, ehe die Dinge dieſe modern-induſtrielle Behandlung und Ausnutzung erfuhren, ſich beſſer ſtanden. Wobei übrigens auch noch bemerkt ſein mag, daß die beſten Steine, beiſpielsweiſe die Rathenower und Birkenwerderſchen, nach wie vor in den Ziegelöfen alter Conſtruction gebrannt werden. Der Ringofen hat keine andern Vorzüge, als daß er ein Sparofen iſt.

Solcher Ringöfen hat Glindow ſelbſt, wie wir ſchon hervorgehoben, etwa 9, der Diſtrikt Glindow aber, mit

seinem Innen- und Außen-Revier, wohl mehr denn 50. Daß sie der Landschaft zu besonderer Zierde gereichten, läßt sich nicht behaupten. Der Fabrikschornstein mag alles sein, nur ein Verschönerungsmittel ist er nicht, am wenigsten wenn er schön thut, wenn er möchte. Und wie dieser reiche Betrieb, der unbestreitbar, trotz Stillstände und Rückschläge ein sich steigerndes Prosperiren Einzelner oder selbst Vieler geschaffen hat, die Landschaft nicht schmückt, so schmückt er auch nicht die Dörfer, in denen er sich niedergelassen hat. Er nimmt ihnen ihren eigentlichen Charakter, in richtigem unsentimentalen Verstande ihre Unschuld und giebt ihnen ein Element, dessen Abwesenheit bisher, und wenn sie noch so arm waren, ihr Zauber und ihre Zierde war, — er giebt ihnen ein Proletariat. Ob dasselbe städtisch oder dörfisch auftritt, ob es mehr verbittert oder mehr elend ist, sind Unterschiede, die an dem Traurigen der Erscheinung nicht viel zu ändern vermögen.

Auch Dorf Glindow hat von diesem allem sein geschüttelt Maß. An und für sich ausgestattet mit dem vollen Reiz eines havelländischen Dorfes, hingestreckt zwischen See und Hügel, schieben sich doch überall in das alt-dörfliche Leben die Bilder allermodernsten, frohndiensthaften Industrialismus hinein und die schönen alten Bäume, die mit ihren mächtigen Kronen so vieles malerisch zu überschatten und zu verdecken verstehen, sie mühen sich hier umsonst, diesen trübseligen Anblick dem Auge zu entziehen.

Am See hin, um die Veranden der Ziegel-Lords rankt sich der wilde Wein, Laubengänge, Clematis hier und Aristolochia dort, ziehen sich durch den Parkgarten, Tauben stolziren auf dem Dachfirst oder umflattern ihr japanisches Haus, — aber diese lachenden Bilder lassen die Kehrseite nur um so dunkler erscheinen: die Lehmstube mit dem verklebten Fenster, die abgehärmte Frau mit dem Säugling in Loden, die hageren Kinder, die lässig durch den Enten-Tümpel gehn.

Es scheint, sie spielen; aber sie lachen nicht; ihre Sinne sind trübe wie das Wasser, worin sie waten und plätschern.

Bornstädt.

Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo, jegliche Beschwerde,
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt.

Waiblinger.

Bornstädt und seine Feldmark bilden die Rückwand von Sanssouci. Beiden gemeinsam ist der Höhenzug, der zugleich sie trennt: ein langgestreckter Hügel, der in alten Topographieen den Namen „der Galberg“ führt. Am Südabhange dieses Höhenzuges entstanden die Terrassen von Sanssouci; am Nordabhange liegt Bornstädt. Die neuen Orangeriehäuser, die auf dem Kamme des Hügels in langer Linie sich ausdehnen, gestatten einen Ueberblick über beide, hier über die Baum- und Villenpracht der königlichen Gärten, dort über die rohrgedeckten Hütten des märkischen Dorfes; links steigt der Springbrunnen auf und alitzert siebenfarbig in der Sonne, rechts liegt ein See im Schilfgürtel und spiegelt das darüber hinziehende weiße Gewölk.

Dieser Gegensatz von Kunst und Natur unterstützt beide in ihrer Wirkung. Wer hätte nicht an sich selbst erfahren, wie frei man aufathmet, wenn man aus der kunstgezogenen Linie auch des frischesten und natürlichsten Parkes endlich über Graben und Birkenbrücke hinweg in die weitgespannte Wiesenlandschaft eintritt, die ihn einschloß! Mit diesem Reiz des Einfachen und Natürlichen berührt uns auch Bornstädt. Wie in einem grünen Korbe liegt es da.

Aber das anmuthige Bild, das es bietet, ist nicht bloß ein Produkt des Kontrastes; zu gutem Theile ist es eine Wirkung der pittoresken Kirche, die in allen ihren Theilen deutlich erkennbar, mit Säulengang, Langschiff und Etagenthurm, aus dem bunten Gemisch von Dächern und Obstbäumen emporwächst. Diese Kirche ist eine aus jener reichen Zahl von Gotteshäusern, womit König Friedrich Wilhelm IV. Potsdam gleichsam umstellte, dabei von dem in seiner Natur begründeten Doppelmotiv geleitet: den Gemeinden ein christliches Haus, sich selber einen künstlerischen Anblick zu gewähren. Auch für Bornstädt wählte er die Basilika-Form.

Ueber die Zulässigkeit dieser Form, speziell für unser märkisches Flachland, ist viel hin und her gestritten worden, und es mag zugestanden werden, daß sie, sammt dem Campanile, das sie zu begleiten pflegt, vorzugsweise ein coupirtes Terrain und nicht die Ebene zur Voraussetzung hat. Deßhalb wirken diese Kirchen in den flachen und geradlinigen Straßen unserer Residenzen nicht eben allzu vortheilhaft, und der unvermittelt aufsteigende, weder durch Baumgruppen noch sich vorschiebende Bergcoulissen in seiner Linie durchschnittene Etagenthurm tritt fast — an die Porzellanthürme Chinas erinnernd, — in einen gewissen Widerspruch mit unserem christlichen Gefühl. Mit unseren baulichen Traditionen gewiß! Aber so unzweifelhaft dies zuzugestehen ist, so unzweifelhaft sind doch auch Ausnahmen, und eine solche bietet Bornstädt. Es wird hier ein so malerischer Effekt erzielt, daß wir nicht wissen, wie derselbe überboten werden sollte. Der grüne Korb des Dorfes schafft eine glückliche Staffage, und während das Hochaufragende des Etagenthurms etwas von dem Poetisch-Symbolischen der alten Spitzthürme bewahrt, wird doch zugleich dem feineren Sinn eine Form geboten, die mehr ist als die Zuckerhut-Formation unserer alten Schindelspitzen. Der Ruf dieser hat sich nur, faute de mieux, im Zeitalter der Laternen- und Butterglocken-Thürme entwickeln können.

Die bornstädter Basilika sammt Säulengang und Etagenthurm ist ein Schmuck des Dorfes und der Landschaft; aber

was doch weit über die Kirche hinausgeht, das ist ihr Kirchhof, dem sich an Zahl berühmter Gräber vielleicht kein anderer Dorfkirchhof vergleichen kann. Wir haben viele Dorfkirchhöfe gesehen, die um ihres landschaftlichen oder überhaupt ihres poetischen Zaubers willen einen viel tieferen Eindruck auf uns gemacht haben; wir haben andere besucht, die historisch den bornstädter Kirchhof insoweit in Schatten stellen, als sie ein Grab haben, das mehr wiegt als alle bornstädter Gräber zusammengenommen; aber wir sind nirgends einem Dorfkirchhof begegnet, der solche Fülle von Namen aufzuweisen hätte.

Es hat dies einfach seinen Grund in der unmittelbaren Nähe von Sanssouci und seinen Dependenzien. Alle diese Schlösser und Villen sind hier eingepfarrt, und was in Sanssouci stirbt, das wird in Bornstädt begraben, — in den meisten Fällen königliche Diener aller Grade, näher und ferner stehende, solche, deren Dienst sie entweder direkt an Sanssouci band, oder solche, denen eine besondere Auszeichnung es gestattete, ein zurückliegendes Leben voll Thätigkeit an dieser Stätte voll Ruhe beschließen zu dürfen. So finden wir denn auf dem bornstädter Kirchhofe Generale und Offiziere, Kammerherren und Kammerdiener, Geheime-Räthe und Geheime-Kämmeriere, Hofärzte und Hofbaumeister, vor Allem — Hofgärtner in Bataillonen.

Der Kirchhof theilt sich in zwei Hälften, in einen alten und einen neuen. Jener liegt hoch, dieser tief. Der letztere (der neue) bietet kein besonderes Interesse.

Der alte Kirchhof hat den freundlichen Charakter einer Obstbaumplantage. Die vom Winde abgewehten Früchte, reif und unreif, liegen in den geharkten Gängen oder zwischen den Gräbern der Dörfler, die in unmittelbarer Nähe der Kirche ihre letzte Rast gefunden haben. Erst im weiteren Umkreise beginnt der Fremdenzuzug, gewinnen die Gäste von Sanssouci her die Oberhand, bis wir am Rande des Gemäuers den Erbbegräbnissen begegnen. Wir haben also drei Zirkel zu verzeichnen: den Bornstädter-, den Sanssouci- und den Erbbegräbniß-Zirkel.

An einige Grabsteine des mittleren, also des Sanssouci-Zirkels, treten wir heran; nicht an solche, die berühmte Namen tragen (obschon ihrer kein Mangel ist), sondern an solche, die uns zeigen, wie wunderbar gemischt die Todten hier ruhen. Da ruht zu Füßen eines Säulenstumpfes Demoiselle Maria Theresia Calefice. Wer war sie? Die Inschrift gibt keinen Anhalt: „Gott und Menschen lieben, Gutes ohne Selbstsucht thun, den Freund ehren, dem Dürftigen helfen — war ihres Lebens Geschäft.“ Ein beneidenswerthes Loos. Dazu war sie in der bevorzugten Lage, diesem „Geschäft“ 82 Jahre lang obliegen zu können. Geb. 1713, gest. 1795. Wir vermuthen eine reponirte Sängerin.

Nicht weit davon lesen wir: „Hier ruht in Gott Professor Samuel Rösel, geb. in Breslau 1769, gest. 1843. „Tretet leise an sein Grab, ihr Männer von edlem Herzen, denn er war euch nahe verwandt.“ Wer war er? Ein gußeisernes Gitter, einfach und doch zugleich abweichend von allem Herkömmlichen, schließt die Ruhestätte ein; um die rostbraunen Stäbe winden sich Vergißmeinnicht-Ranken und zu Häupten steht eine Hagerose.*)

*) Dies einfache „wer war er?“ hat mir eine Reprimande „von jenseit des großen Wassers“ zugezogen, die zu eigenthümlich ist, als daß ich sie dem Leser vorenthalten sollte. Dies Bornstädt-Kapitel war vor seinem Erscheinen in diesem Buch in „Ueber Land und Meer“ abgedruckt und die betreffende Nummer auch in Quincy am Mississippi, Illinois, gelesen worden; wie es scheint auch von einem Rösel-Freund. Dieser schrieb unterm 17. Oktober 1871 (Poststempel St. Louis 21. Oktober) „ ... Oh, mein lieber Herr F., röthen sich nicht ihre Wangen über solche Unwissenheit! Professor R. war ein hervorragender Mann der Berliner Akademie, eine wohlbekannte sehr beliebte Persönlichkeit Anfang der 30er Jahre, und besonders in den Familien Schadow, Spener, Link, gern gesehen, wo er durch Satyre, Komik und ausgezeichnete Geselligkeit alles zu erheitern wußte. Und nun fragen Sie „wer war er?“ Sie haben sich durch diese Frage eine arge Blöße gegeben und wenn ich nicht um Ihrer im letzten Kriege bewiesenen Vaterlandsliebe willen Sie schützte, würden Sie sich eine öffentliche Rüge zugezogen haben. Nehmen Sie das nicht

Noch ein dritter Fremder an dieser Stelle: Heinrich Wilhelm Wagenführer, geb. zu Neuwied 1690. Er wurde vom Rhein an die Havel verschlagen, wie es scheint zu seinem Glück. Der Grabstein nennt ihn mit Unbefangenheit „einen vornehmen Kauf- und Handelsmann zu Potsdam.“ Diese Inschrift, mit den Daten, die sie begleiten, ist nicht leicht zu entziffern, denn ein alter Ulmenbaum, der zur Seite steht, hat sein Wurzelgeäst derart über den Grabstein hingezogen, daß es aussieht, als läge eine Riesenhand über dem Stein und mühe sich, diesen an seiner Grabesstelle festzuhalten. Gespenstisch am hellen, lichten Tag!

Wir gehen vorbei an Allem, was unter Marmor und hochtönender Inschrift an dieser Stelle ruht, ebenso an den Erbbegräbnissen des dritten Zirkels und treten in eine nach links hin abgezweigte Parzelle dieses Todtenackers ein, die den Namen des „Sello'schen Friedhofs“ führt. Die Sellos sind Sanssouci-Gärtner seit über hundert Jahren. Ihre Begräbnißstätte bildet eine Art vorspringendes Bastion; ein niedriges Gitter trennt sie von dem Rest des Kirchhofs. Hier ruhen, außer der „Dynastie Sello“, mit ihnen verschwägerte oder befreundete Sanssoucimänner, die „Eigentlichsten“:

Karl Timm, Geh. Kämmerier, gest. 1839.

Emil Illaire, Geh. Kabinetsrath, gest. 1866.

Peter Joseph Lenné, Generaldirektor der K. Gärten, gest. 1866.

Friedrich Ludwig Persius, Architekt des Königs, gest. 1845.

Ferdinand v. Arnim, Hofbaurath, gest. 1866.

Denkmal an Denkmal hat diese Begräbnißstätte der Sello's zugleich zu einer Kunststätte umgeschaffen: Marmorreliefs, in der Sprache griechischer und christlicher Symbolik, sprechen zu

übel. Ihr Sie hochschätzender Hinterwäldler.“ So der Brief. Es ist traurig; aber ich kenne den Professor Rösel (der gewiß ein vortrefflicher Herr war) immer noch nicht.

uns; hier weist der Engel des Friedens nach oben; dort, aus dem weißen Marmorkreuz hervor, blickt das Dornenantlitz zu uns nieder, das zuerst auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika stand. Nur die Sellos, die eigentlichen Herren des Platzes, haben den künstlerischen Schmuck verschmäht: einfache Feldsteinblöcke tragen ihre Namen und die Daten von Geburt und Tod.

Sie haben den künstlerischen Schmuck verschmäht, nur nicht den, der ihnen zustand. Die alten Gärtner wollten in einem Garten schlafen. So viele Gräber, so viele Beete, — das Ganze verandaartig von Pfeilern und Balkenlagen umstellt. Die Pfeiler wieder hüllen sich in Epheu und wilden Wein, Linden und Nußbäume strecken von Außen her ihre Zweige weit über die Balkenlagen fort, zwischen den Gräbern selbst aber stehen Taxus und Cypressen, und die brennende Liebe der Verbenen spinnt ihr Roth in das dunkelgrüne Gezweig.

Aus der Sello'schen Begräbnißparzelle sind wir auf den eigentlichen Kirchhof zurückgeschritten; noch ein Denkmal verbleibt uns, an das wir heranzutreten haben: ein wunderliches Gebilde, das, in übermüthigem Widerspruch mit Marmorkreuz und Friedensengel, den Ernst dieser Stunde wie ein groteskes Satyrspiel beschließt. Es ist dies das Grabdenkmal des bekannten Freiherrn Paul Jakob v. Gundling, der Witz und Wüstheit, Wein- und Wissensdurst, niedere Gesinnung und stupende Gelehrsamkeit in sich vereinigte, und der, in seiner Doppeleigenschaft als Trinker und Hofnarr, in einem Weinfaß begraben wurde. In der bornstädter Kirche selbst, in der Nähe des Altars. Ueber seinem Grabe ließ König Friedrich Wilhelm I. einen Stein errichten, der trotz des zwiefachen Neubaus, den die Kirche seitdem erfuhr, derselben erhalten blieb. Dieß Epitaphium (ein Kuriosum ersten Ranges) bildet immer noch die Hauptsehenswürdigkeit der Kirche. Hübsche Basiliken giebt es viele; ein solches Denkmal giebt es nur einmal. Ehe wir eine Beschreibung desselben versuchen, begleiten wir den Freiherrn durch seine letzten Tage,

auf seinem letzten Gange. Wir benutzen dabei, mit geringen Abweichungen, einen zeitgenössischen Bericht:

„v. Gundling wurde vor Ostern des Jahres 1731 krank und starb den 11. April auf seiner Stube im K. Schlosse zu Potsdam. Sein Körper ward sogleich auf einem Brette nach dem Wittwenhause der Lakaienfrauen getragen und hier von den Wundärzten geöffnet. In seinem Magen fand man ein Loch.

„Sein Leichenbegängniß war äußerst lustig und seinem geführten Lebenswandel völlig angemessen. Schon vor zehn Jahren hatte ihm der König seinen Sarg in Form eines Weinfasses verfertigen lassen. Es war schwarz angestrichen und auf dem obern Theile mit einem weißen Kreuze geschmückt, welches nach allen vier Seiten herunterging. Es wird erzählt, daß Gundling sich schon bei Lebzeiten öfters in diesen Sarg gelegt und zur Ergötzung des Hofes ein Glas Wein darin getrunken habe. Nachdem er todt war, legte man ihn in seinem rothsammtenen, mit blauen Aufschlägen besetzten Kleide, desgleichen mit rothen seidenen Strümpfen und einer großen Staatsperrücke, in dasselbe hinein. Umher stellte man zwölf Gueridons mit brennenden weißen Wachskerzen. In dieser Parade ward er Jedermann öffentlich gezeigt. Besonders kamen viele Fremde nach Potsdam, um ihn zu sehen.

„Nachdem der Kastellan des Schlosses vom Könige den Befehl erhalten hatte, alles zum Begräbniß Erforderliche zu besorgen, ward dem Verstorbenen die Kirche zu Bornstädt als Ruhestätte bestimmt. Zur Leichenbegleitung wurden mehr als fünfzig Offiziere, Generale, Obersten und andere angesehene Kriegsbediente, die Geistlichen, die potsdamer Schule, die K. Kabinetssekretäre, Kammerdiener, Küchen- und Kellerei-Bediente eingeladen. Hiezu kam noch der Rath und die Bürgerschaft der Stadt, welche sich sämmtlich, mit schwarzen Mänteln angethan, bei dieser Handlung einfinden mußten. Alle diese Begleiter waren bereit und willig, Gundlingen die letzte Ehre zu erweisen, bis auf die lutherischen und reformirten Geistlichen, die zu erscheinen sich weigerten. Da sie um die Ursache befragt wurden,

schützten sie die Gestalt des Sarges vor, welche nicht erlaube, daß sie dabei ohne Anstoß erscheinen könnten. Man fand nicht für gut, sie weiter zu nöthigen, und ließ sie weg.

„Nun stellte sich aber ein zweiter Umstand dar, welcher neue Schwierigkeiten hervorbrachte. Da die Geistlichkeit, von der ein lutherisches Mitglied die Parentation halten sollte, nicht erschien, so war man verlegen, wer dieß Geschäft nun übernehmen würde. Nachdem man hin und her gesonnen hatte, verfiel man endlich auf des Verstorbenen Erzfeind, auf David Faßmann. Dieser übernahm es und hielt wirklich die Leichenrede.

„Nach Schluß derselben wurden Lieder gesungen und alle Glocken geläutet. Der bis dahin offen gestandene Sarg ward zugemacht, ein Bahrtuch darüber geworfen, und so ging es in bester Ordnung und unter fortgesetztem Läuten bis vor den Schlagbaum von Potsdam hinaus. Hier blieb die Prozession zurück, und nur Wenige folgten der Leiche, die auf einen Wagen gesetzt und nach Bornstädt gefahren wurde. Hier wurde sie abgeladen und inmitten der Kirche eingesenkt. — Ein großer, zierlich ausgehauener Leichenstein erhielt folgende Inschrift:

Allhier liegt begraben der weyland Hoch- und Wohlgeborne
Herr,
Herr Jakob Paul Freiherr v. Gundling,
Sr. K. Majestät in Preußen Hochbestallt gewesener Ober-Ceremonienmeister, Kammerherr, Geh. Ober-Appellations-, Kriegs-, Hof-, Kammer-Rath, Präsident der K. Societät der Wissenschaften, Hof- und Kammergerichtsrath, auch Historiographus ꝛc.,
welcher von Allen, die ihn gekannt haben,
wegen seiner Gelehrsamkeit bewundert,
wegen seiner Redlichkeit gepriesen,
wegen seines Umgangs geliebt und
wegen seines Todes beklagt worden.
Anno 1731.

„Darunter befindet sich groß und in sauberer Ausführung das freiherrliche Wappen."

So etwa der zeitgenössische Bericht.

Des Wappens auf dem Leichensteine wird nur in aller Kürze Erwähnung gethan, und doch ist dasselbe von besonderem Interesse. Es zeigt, daß des Königs Geneigtheit, an Gundling seinen Spott zu üben, auch über den Tod des Letztern fortdauerte. Hatte er schon früher durch Ertheilung eines freiherrlichen Wappens, auf dem die angebrachten drei Pfauenfedern die Eitelkeit des Freiherrn geißeln sollten, seinem Humor die Zügel schießen lassen, so ging er jetzt, wo es sich um die Ausmeißelung eines Grabsteins für Gundling handelte, noch über den früheren Sarkasmus hinaus, und das Grabstein-Wappen (im Gegensatz zu dem früher ertheilten Wappen) erhielt zwei neue Schildhalter: eine Minerva und einen aufrecht stehenden Hasen. Die Hieroglyphensprache des Grabsteins sollte ausdrücken: er war klug, eitel, feige.

Dieser interessante Stein lag ursprünglich im Kirchenschiff; jetzt ist er senkrecht in die Frontwand eingemauert und wirkt völlig wie ein errichtetes Denkmal. Er zählt über 130 Jahre.

Wenn der weiße Marmor so vieler Gräber draußen längst zerfallen sein und kein roth-dunkles Verbenen-Beet den Veranda-Begräbnißplatz der Sellos mehr schmücken wird, wird dieß wunderliche Wappen-Denkmal, mit den Pfauenfedern und dem aufrechtstehenden Hasen, noch immer zu unsern Enkeln sprechen, und das Märchen von „Gundling und dem Weinfaß-Sarge“ wird dann wundersam klingen wie ein grotesk-heiteres Gegenstück zu den Geschichten vom Oger.

Marquardt.

Des Hofes Glanz und Schimmer
Blinkt nur wie faules Holz,
Die Kirche lebt vom Flimmer
Und wird vor Demuth stolz:
Arm sind des Lebens Feste,
Rings abgeklärter Wein,
Das Höchste und das Beste,
Wie niedrig und wie klein.

Walter Raleigh.

Eine Meile hinter Bornstädt, über dessen monumentenreichen Kirchhof wir im vorigen Kapitel berichtet, liegt Marquardt, ein altwendisches Dorf, eben so anziehend durch seine Lage, wie seine Geschichte. Wir passiren Bornim, durchschneiden den „Königsdamm" und münden unmerklich aus der Chaussee in die Dorfstraße ein, zu deren Linken ein prächtiger Park (in seiner Mitte das Herrenhaus) bis an die Wublitz und die breiten Flächen des Schlänitz-Sees sich ausdehnt.

Die gegenwärtige Gestalt von Marquardt, ebenso wie sein Name, ist noch jung; in alten Zeiten hieß es Schorin. Im 15. Jahrhundert, und weiter zurück, war es im Besitz zweier Familien; die eine davon nannte sich nach dem Dorfe selbst (Zabel v. Schorin 1375), die andere waren die Bammes. Der Besitz wechselte oft; die Bröskes, Hellenbrechts und Wartenbergs lösten einander ab, bis 1704 der Etatsminister und Schloßhauptmann Marquardt Ludwig von Printzen das reizende Schorin vom Könige zum Geschenk, und das Geschenk selber, dem Minister zu Ehren, den Namen Marquardt erhielt.

An v. Printzen, der sieben hohe Staatsämter bekleidete und eben so viele Titel führte, läßt sich die Phrase vom „unsterblichen Namen“ mustergültig studiren. Wer kennt ihn noch? Und doch war der Ruhm, den er seiner Zeit genoß, ein so allgemeiner und wohlverdienter, daß selbst der medisante Herr v. Poellnitz nicht umhin konnte, in seinen Memoiren zu schreiben: „Um 1710 wurde v. Printzen zum Oberhofmarschall ernannt. Seine Verdienste machten ihn dieser Stelle vollkommen würdig. Der Hof, bei welchem er schon sehr jung angestellt worden war, hatte weder seine Sitten noch sein Herz verdorben. Treue und Redlichkeit waren die Triebfedern aller seiner Handlungen, und man kann mit Wahrheit sagen, daß unter allen Ministern des Königs er derjenige war, der den Meinders und Fuchs, welche Deutschland unter seine größten Männer rechnete, am meisten gleichkam. Seine Aufrichtigkeit hatte ihm Jedermanns Liebe zugezogen. Selbst der Kronprinz, der ein geborener Feind aller Minister war, konnte ihm seine Hochachtung nicht versagen, so daß er, als der Prinz zur Regierung kam, der Einzige war, der seine Stelle behielt.“

So Poellnitz über v. Printzen. Ein Glück, daß sieben Hof- und Staatsämter ihn bei Lebzeiten schadlos hielten für die Undankbarkeit der Nachwelt. Er bezog 40,000 Thlr. jährlich. Unter seinen vielen Aemtern war auch das eines „Direktors des Lehnswesens,“ was die Anhäufung von Lehnsbriefen des gesammten Havellandes im Marquardter Archive erklären mag.

v. Printzen starb 1725; schon sechs Jahre früher (1719) war das anmuthige Schorin, nunmehr Marquardt, in die Hände der Familie v. Wykerslot übergegangen, die, zu Anfang des Jahrhunderts, vom Niederrhein, dem Jülichschen und Cleveschen her, ins Land gekommen war. Vater und Sohn folgten einander im Besitz, jagten und processirten ein halbes Jahrhundert lang und erwarben sich das im engsten Zusammenhang damit stehende fragwürdige Verdienst, das Gutsarchiv mit den

meisten Actenbündeln, diesmal nicht Lehnsbriefe, vermehrt zu haben. Es war eine calvinistische Familie und das Interessanteste aus ihrer Besitzzeit bleibt wohl, daß, obschon sie die Kirche aus eigenen Mitteln erbaut hatten, ihnen (wenigstens so lange Friedrich Wilhelm I. regierte) nicht gestattet wurde, das heilige Abendmahl in dieser ihrer Kirche aus der Hand eines reformirten Geistlichen zu empfangen. Die Wykerslot mußten sich, an ihrem eigenen Gotteshause vorbei, nach Nattwerder begeben, einer benachbarten Schweizercolonie, wo das Abendmahl nach calvinistischem Ritus ertheilt wurde.

1781 starb der jüngere v. Wykerslot. War der Besitz bis zu diesem Zeitpunkte kein constanter gewesen, so wurde er von jetzt ab, in der Unruhe sich steigernd, ein beständig wechselnder, so daß wir in dem kurzen Zeitraum von 1781 bis 1795 das nunmehrige Marquardt in Händen von vier verschiedenen Familien sehn. Die Nähe Potsdams — wie bei vielen ähnlichen Punkten — spielte dabei eine Rolle. Wer dem Hofe nahe stand, oder, wenn außer Dienst, es schwer fand, sich ganz aus der Sonne zurückzuziehen, wählte mit Vorliebe die nahegelegenen Dorfschaften. Unter diesen auch Marquardt. Hofleute erstanden es, nahmen hier ihre Villeggiatur und verkauften es wieder. Die Besitzreihe war die folgende:

Oberstlieutenant von Münchow von 1781—1789,
Hofmarschall von Dorville von 1789—1793,
Kammerherr und Domherr Baron v. Dörenberg von 1793—1795.
General v. Bischofswerder von 1795—1803.

Ueber die Besitzzeiten der erstgenannten drei ist wenig zu sagen. v. Münchow errichtete seiner verstorbenen Frau ein Rococo-Denkmal mit der Inschrift: „Friede sei über ihrer würdigen Asche;“ Dorville und Dörenberg gingen spurlos vorüber. Erst mit General von Bischofswerder begann eine neue Zeit. Marquardt trat in die Reihe der historischen Punkte ein.

Marquardt von 1795—1803.

General v. Bischofswerder.

Die Zeit der Heerlager war vorüber, der Baseler Friede geschlossen; in demselben Jahre war es, 1795, daß der General v. Bischofswerder Marquardt käuflich an sich brachte, nach einigen aus dem Vermögen seiner zweiten Frau, nach andern aus Mitteln, die ihm der König gewährt hatte. Das letztere ist das wahrscheinlichere. Gleichviel, er erstand es und gab dem Herrenhause, dem Park, dem Dorfe selbst, im Wesentlichen den Charakter, den sie sammt und sonders bis diesen Augenblick zeigen. So wenig Jahre er es besaß, so war dieser Besitz doch epochemachend. Ehe wir darzustellen versuchen, was Marquardt damals sah und erlebte, versuchen wir eine Schilderung des einflußreichen und merkwürdigen Mannes selbst.

Hans Rudolph v. Bischofswerder wurde am 11. November 1740 zu Ostramünde im sächsisch-thüringischen Amte Eckartsberge geboren.*) Die Angabe von Tag und Jahr ist zuverlässig, die Ortsangabe fraglich. Sein Vater, (die Mutter war eine geborne v. Bünau) war Adjutant bei dem Marschall von Sachsen, warb für Frankreich das Regiment Chaumontet und starb als Oberst im Dienst der Generalstaaten.

Hans Rudolph v. Bischofswerder studirte von 1756 an zu

*) Dies Geburtsdatum festzustellen, war schwierig. Die Geschichts- und Nachschlagebücher geben abwechselnd 1737, 1738 und 1741 an. Monat und Tag werden gar nicht genannt. In dieser Verlegenheit half endlich das Marquardter Kirchenbuch. Es heißt in demselben: Hans Rudolph v. Bischofswerder starb am 30. October 1803, in einem „ruhmvollen Alter" von 62 Jahren 11 Monaten und 19 Tagen. Dies ergiebt das oben im Text angegebene Geburtsdatum. — Eine verwandte Mühe (was gleich hier bemerkt sein mag) haben alle andern Namen-, Zahlen- und Verwandtschafts-Angaben gemacht und nicht immer ist das Resultat ein gleich befriedigendes gewesen. Vieles war absolut nicht in Erfahrung zu bringen. Ich habe das Vermählungsjahr Bischofswerders mit seiner zweiten Gemahlin, Gräfin Pinto, nicht mit Sicherheit feststellen können. Bestimmte Angaben hierüber würden mit Dank entgegengenommen werden.

Halle, nahm dann Kriegsdienste und trat 1760 in das preußische Regiment Carabiniers, dessen Commandeur ihn zu seinem Adjutanten machte. In dieser Eigenschaft wohnte er den letzten Kämpfen des siebenjährigen Krieges bei. Noch während der Campagne stürzte er mit dem Pferde, erlitt einen Rippenbruch und zunächst wenigstens sich außer Stande sehend, die militärische Laufbahn fortzusetzen, begab er sich auf ein Landgut in der sächsischen Lausitz, wo er sich 1764 mit einer Tochter des kursächsischen Kammerherrn v. Wilke vermählte. Er lebte hier mehrere Jahre in glücklicher Zurückgezogenheit und „übte (wie es in einer der zeitgenössischen Schriften heißt) all die gesellschaftlichen und häuslichen Tugenden, die ihm die Hochachtung derer, die ihn kannten, erwarben."

Sein guter Ruf verschaffte ihm die Ehre, als Cavalier an den sächsischen Hof gerufen zu werden. Von hier aus machte er mit dem Prinzen Xaver eine Reise nach Frankreich. Bald nach seiner Rückkehr wurde er Kammerherr des Kurfürsten, hiernächst Stallmeister des Prinzen Karl, Herzogs von Kurland.

Herzog Karl von Kurland, Sohn Friedrich Augusts II., lebte damals zumeist in Dresden und gehörte in erster Reihe zu jener nicht kleinen Zahl von Fürstlichkeiten, die für das epidemisch auftretende Ordenswesen, für Goldmachekunst und Geister-Erscheinungen ein lebhaftes Interesse zeigten.

So konnte es denn kaum ausbleiben, daß auch Bischofswerder, wie alle übrigen Personen des Hofes, zu jenen Alchymisten und Wunderleuten in nähere Beziehungen trat, die damals beim Herzoge aus- und eingingen. Unter diesen war Johann Georg Schrepfer der bemerkenswertheste. Er besaß einen „Apparat," der so ziemlich das Beste leistete, was nach dieser Seite hin damals geleistet werden konnte; dazu war er kühn und von einem gewissen ehrlichen Glauben an sich selbst. Es scheint, daß er, inmitten aller seiner Betrügereien, doch ganz aufrichtig die Meinung unterhielt: jeder Tag bringt Wunder; warum sollte am Ende mir zu Liebe nicht auch ein Wunder geschehen? Als trotz dieses Glaubens die eingesiegelten Papier-

schnitzel nicht zu Golde werden wollten, erschoß er sich im Leipziger Rosenthal (1774). Bischofswerder war unter den Freunden, die ihn auf diesem Gange begleiteten und denen er eine „wunderbare Erscheinung" zugesagt hatte.

Die ganze Schrepfer-Episode hatte als Schwindel-Comödie geendet; aber so sehr sie für Unbefangene diesen Stempel trug, so wenig waren die Adepten geneigt, ihren Meister und seine Kunst aufzugeben; man trat die Schrepfersche Erbschaft an und citirte weiter. Friedrich Förster erzählt: „Bischofswerder, in einem Vorgefühl, daß hier ein Schatz, eine Brücke zu Glück und Macht gefunden sei, wußte den Schrepferschen Apparat zu erwerben;" doch ist dies nicht allzu wahrscheinlich. Wenn Bischofswerder später sehr ähnlich operirte, so konnte er es, weil ein längerer intimerer Verkehr mit dem „Meister" ihn in alle Geheimnisse desselben eingeführt hatte.

Das prosaische Ende Schrepfers — prosaisch, trotzdem es mit einem Pistolenschuß endete — hatte unseren Bischofswerder nicht *umgestimmt*, aber verstimmt; er gab Dresden auf, oder *mußte* es aufgeben, da der ganze Hergang doch viel von sich reden machte und nicht gerade zu Gunsten der Betheiligten. Er ging nach Schlesien und lebte einige Zeit (1774–75) in der Nähe von Grüneberg, auf den Gütern des Generals v. Frankenberg. Bischofswerders äußere Lage war damals eine sehr bedrückte.

Dieser Aufenthalt vermittelte auch wohl den Wiedereintritt B.'s in den preußischen Dienst, der nach einigen Angaben 1775 oder 76, nach anderen erst bei Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs 1778 erfolgte. Prinz Heinrich verlangte ihn zum Adjutanten; als sich diesem Verlangen indeß Hindernisse in den Weg stellten, errichtete v. B., inzwischen zum Major avancirt, ein sächsisches Jägercorps, das der Armee des „Rheinsberger Prinzen" zugetheilt wurde.

Beim Frieden hatte diese Jägertruppe das Schicksal, das ähnliche Corps immer zu haben pflegen: es wurde aufgelöst; König Friedrich II. indeß, „der die Menschen kannte," nahm

den nunmehrigen Major v. Bischofswerder in seine Suite auf, worauf sich dieser in Potsdam niederließ. Die schon citirte Schrift schreibt über die sich unmittelbar anschließende Epoche (von 1780—86) das Folgende:

„Um diese Zeit war es auch, daß der damalige Prinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm II., ihn kennen lernte und seines besonderen Zutrauens würdig fand. Wobei übrigens eigens bemerkt sein mag, daß v. Bischofswerder der einzige aus der Umgebung des Prinzen war, welchen König Friedrich hochzuachten und auszuzeichnen fortfuhr, so groß war die gute Meinung des Königs von Herrn v. B., so fest hielt er sich überzeugt, daß er nicht im Stande wäre, dem Prinzen böse Rathschläge zu ertheilen. Noch mehr. Der Prinz brauchte Bischofswerder, um sich bei den Ministern nach dem Gange der Staatsgeschäfte zu erkundigen, und der König, obwohl er dies wußte, zeigte keinen Argwohn."

Wir lassen dahingestellt sein, in wie weit eine der Familie Bischofswerder wohlwollende Feder (deren es nicht allzu viele gab) hier die Dinge günstiger schilderte, als sie in Wahrheit lagen; gewiß ist nur, daß die Abneigung des großen Königs sich mehr gegen Wöllner und die Enke (die spätere Rietz-Lichtenau) als gegen Bischofswerder richtete, und daß, was immer es mit dieser Abneigung auf sich haben mochte, sie jedenfalls die Vertrauens-Stellung zum Prinzen von Preußen, die er einnahm, nicht tangirte. In dieser befestigte er sich vielmehr so, daß, als sich im August 1786 die „großen Alten-Fritzen-Augen" endlich schlossen, der Eintritt Bischofswerders in die Stellung eines allvermögenden Günstlings Niemanden mehr überraschte. Dabei suchte er durch Friedensschlüsse mit seinen Gegnern, beispielsweise mit der Rietz, namentlich aber auch durch Besetzung einflußreicher Stellen mit Mitgliedern seiner Familie seine eigene Machtstellung mehr und mehr zu befestigen.

Seine beiden Töchter erster Ehe wurden zu Dames d'atour bei der Königin (die in Monbijou ihren Hofstaat hatte) ernannt; seine Gemahlin aber (nach dem Tode der Frau v. Reith, Ober-

hofmeisterin der Königin) war er bemüht in diese Stellung einrücken zu lassen. So war er denn allmächtiger Minister, war es und blieb es durch alle Wechselfälle einer elfjährigen Regierung hindurch und die Frage mag schon hier in Kürze angeregt und beantwortet werden: wodurch wurde diese Machtstellung gewonnen und behauptet? Die gewöhnliche Antwort lautet: durch servile Complaisance, durch Unterstützen oder Gewährenlassen jeder Schwäche, durch Schweigen, wo sich Reden geziemte, durch feige Unterordnung, die kein anderes Ziel kannte, als Festhalten des Gewonnenen, durch jedes Mittel, nöthigenfalls auch durch „Diavolini“ und Geisterseherei. Wir halten diese Auffassung für falsch. Der damalige Hof, König und Umgebung, hatte seine weltkundigen Gebrechen; aber das Schlimmste nach dieser Seite hin lag weit zurück; das „Marmorpalais“ repräsentirte nicht jene elende Verschmelzung von Lust und Trägheit, von Geistlosigkeit und Aberglauben, als welche man nicht müde geworden ist, es darzustellen; man hatte auch Charakter, auch Principien (wahrer Herzensgüte ganz zu geschweigen), und ein wie starkes Residuum von Erregtheit und Erschlaffung, von großem Wollen und kleinem Können verbleiben mag, niemals ist eine ganze Epoche so über Gebühr gebrandmarkt worden, als die Tage Friedrich Wilhelms II. und seines Ministers. Wir kommen, wenn wir am Schluß eine Charakterisirung Bischofswerders versuchen, ausführlicher auf diesen Punkt zurück.

Die Campagnen und auswärtigen Verwicklungen, die fast die ganze Regierungszeit des Königs, wenigstens bis 1795, ausfüllten, riefen, wie diesen selbst, so auch seinen Minister vielfach ins Feld. Diplomatische Missionen schoben sich ein. v. B. nahm Theil an dem Congresse zu Sistowe, brachte mit Lord Elgin die Pillnitzer Convention (Ergreifung von Maßregeln gegen die französische Revolution) zu Stande, begleitete den König 1792 während des Champagne-Feldzugs und ging bald darauf als Gesandter nach Paris, von wo er 1794 zurückkehrte.

Das nächste Jahr brachte den Frieden. Mit dem Friedensschluß zusammen fiel der Erwerb von Marquardt. Schon einige Jahre früher, 1790 oder vielleicht schon 1789, hatte er sich zum zweiten Male verheirathet.

Die hohe Politik, die Zeit der Strebungen, lag zurück. Das Idyll nahm seinen Anfang.

Wir begleiten nun den Günstling-General durch die letzten 8 Jahre seines Lebens. Es sind Jahre in Marquardt.

Das neue Leben wurde durch das denkbar froheste Ereigniß inaugurirt: durch die Geburt eines Sohnes, eines Erben. Das alte Haus Bischofswerder, das bis dahin nur auf zwei Augen gestanden hatte, stand wieder auf vier. Die Taufe des Sohnes war ein Glanz- und Ehrentag. Der König hatte Pathenstelle angenommen und erschien mit seinen beiden Generaladjutanten v. Rodich und v. Reder. Die feierliche Handlung erfolgte im Schloß. Als Pastor Stiebritz (ein Name, dem wir im Verlauf unsres Aufsatzes noch öfters begegnen werden) die Taufformel sprechen wollte und bis an die Worte gekommen war: „ich taufe dich" stockte er, — die Namen waren ihm abhanden gekommen, der Zettel fehlte. Aber die Verwirrung war nur eine momentane. v. Bischofswerder selbst trat vor, sprach die Namen, und der Pastor, rasch sich wiederfindend, beendete den Act.

Der Taufe folgte die Tafel und im Lauf des Nachmittags ein ländliches Fest. Der König blieb; die schöne Jahreszeit lud dazu ein. Noch leben Leute im Dorfe, achtzigjährige, die sich dieses Tages entsinnen. Ein Erinnerungsbaum wurde gepflanzt, ein Ringelreihen getanzt; der König, in weißer Uniform, leuchtete aus dem Kreise der Tanzenden hervor. Am Abend brannten Lampions in allen Gängen des Parks, und die Lichter, sammt den dunklen Schatten der Eichen- und Ahornbäume, spiegelten sich im Schlänitzsee. Sehr spät erst kehrte der König nach Potsdam zurück. Er hatte dem Täufling eine Domherrn-Präbende als Pathengeschenk in das Taufkissen gesteckt. Von Jahr zu Jahr wachsend, steigerte sich der Werth derselben bis zu einer Jahres-Einnahme von 4500 Thalern.

Zwischen diesem 17. Juli und dem 16. November 1797 lagen noch zwei Sommer, während welcher der König seine Besuche mehrfach erneuerte. Ob er eintraf, lediglich um sich des schönen Landschaftsbildes und der loyalen Gastlichkeit des Hauses zu freuen, oder ob er erschien, um „Geisterstimmen" zu hören, wird wohl für alle Zeiten unaufgeklärt bleiben. Die Dorftradition sagt, er kam in Begleitung weniger Eingeweihter meist in der Dämmerstunde (der schon erwähnte General-Adjutant v. Reder und der Geheimrath Dr. Eisfeld vom Militär-Waisenhause in Potsdam werden eigens genannt), passirte nie die Dorfstraße, sondern fuhr über den „Königsdamm" direct in den Park, hielt vor dem Schlosse und nahm nun an den Sitzungen Theil, die sich vorbereiteten. Man begab sich nach der „Grotte," einem dunklen Steinbau, der im Park in einem mit Akazien bepflanzten Hügel (dies entsprach dem rosenkreuzerischen Ritual) angelegt worden war. Der Eingang, niedrig und kaum mannsbreit, barg sich hinter Gesträuch. Das Innere der Grotte war mit blauem Lasurstein mosaikartig ausgelegt und von der Decke herab hing ein Kronleuchter. In diese „blaue Grotte," deren Licht- und Farben-Effect ein wunderbarer gewesen sein soll, trat man ein; der König nahm Platz. Alsbald wurden Stimmen laut; leiser Gesang, wie von Harfentönen begleitet. Dann stellte der König Fragen und die Geister antworteten. Jedes Mal tief ergriffen, kehrte Friedrich Wilhelm ins Schloß und bald darauf nach Potsdam zurück.

So die Tradition. Es wird hinzugesetzt, die Grotte sei doppelwandig gewesen, und eine Vertrauensperson des Ordens habe von diesem Versteck aus die „musikalische Aufführung" geleitet und die Antworten ertheilt. Daß die Grotte eine doppelte Wandung hatte, ist seitdem und zwar durch den jetzigen Besitzer, der den Bau öffnete, um sich von seiner Construction zu überzeugen, über jeden Zweifel hinaus erwiesen worden. Die Lasursteine existiren noch, ebenso der Akazienhügel. Dennoch giebt es Personen, die den ganzen Schatz Marquardter Volkssage einfach für Fabel erklären. Ich kann diesen Personen

nicht beistimmen. Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß Bischofswerder ein Rosenkreuzer war, daß er mehr als einmal in Berlin im Palais der Lichtenau, in Sanssouci in einem am Fuß der Terrasse gelegenen Hause, endlich im Belvedere zu Charlottenburg wirklich „Geister" erscheinen ließ und daß er bis zuletzt in seinem Glauben an alchymistische und kabbalistische Vorgänge aushielt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Grotte ähnlichen Zwecken diente und nur darüber kann ein Zweifel sein, ob der König, der im Ganzen vielleicht nur vier, fünf Mal in Marquardt war, an diesen rosenkreuzerischen Reunions theilnahm.

Am 16. November 1797 starb der König. Noch einmal, auf wenige Tage, wurde Bischofswerder aus der Stille von Marquardt herausgerissen und mitten in die Tagesereignisse hineingestellt, aber nur um dann ganz und für immer in die ihm liebgewordene Stille zurückzukehren.

Während des Hinscheidens Friedrich Wilhelms II. befand sich Bischofswerder im Vorzimmer. Er traf rasch und mit Umsicht alle Vorkehrungen, die der Moment erheischte, ließ die Eingänge zum neuen Garten, bez. zum Marmorpalais besetzen, warf sich dann aufs Pferd und eilte nach Berlin, um, als Erster, den Kronprinzen als König zu begrüßen. Er empfing den Stern des schwarzen Adlerordens. Ob diese Auszeichnung ihn einen Augenblick glauben machte, er werde sich auch unter dem neuen Regime behaupten können, lassen wir dahin gestellt sein. Es ist nicht wahrscheinlich. Beim Begräbniß des Königs trat er zum letzten Mal in den Vordergrund.

Es war im Dom; das officielle Preußen war versammelt, Lichter brannten, Uniform an Uniform, nur vor dem Altar ein leerer Platz: auf der Versenkung, die in die Gruft führt, stand der Sarg. Jetzt wurde das Zeichen gegeben. In demselben Augenblick trat Bischofswerder, eine Fackel in der Hand, neben den Sarg und der Todte und der Lebende stiegen gleichzeitig in die Tiefe. Es machte auf Alle, auch auf die Gegner des Mannes, einen mächtigen Eindruck. Es war das letzte

Geleit. Zugleich symbolisch ausdrückend: ich lasse nun die Welt.

Und er ließ die Welt. Sein Dorf, sein Haus, sein Park füllten von nun an seine Seele. Mit seinen Bauern stand er gut; die Auseinanderlegung der Aecker, die sogenannte „Separation," die gesetzlich erst zehn Jahre später ins Leben trat, führte er durch freie Vereinbarung durch; er erweiterte und schmückte das Schloß, den Park; dem letztern, durch Ankauf von Bauerhöfen (die alten Brunnenstellen lassen sich noch erkennen), wie durch Anpflanzung werthvoller Bäume, gab er seine gegenwärtige Gestalt. Alle Wege, die durch die Gutsäcker führten, ließ er mit Obstbäumen, die er für bedeutende Summen aus dem Dessauischen bezog, bepflanzen und schuf dadurch eine Cultur, die noch jetzt eine nicht unerhebliche jährliche Rente abwirft. Er hatte ganz die Ackerbau-Passion, den tiefen Zug für Natur und einfache Verhältnisse, den man bei allen Personen beobachten kann, die sich aus der Hofsphäre oder aus hohen Berufsstellungen in einfache Verhältnisse, aus dem glänzenden Schein in die Wirklichkeit des Lebens zurückziehen.

Der Verkehr im Hause war ein ziemlich reger. Die starr-katholischen und noch mehr fast die starr-ökonomischen Grundsätze seiner zweiten Frau griffen gelegentlich störend ein; seine Bonhommie wußte aber alles wieder auszugleichen. Mit dem benachbarten Adel stand er auf gutem Fuß; die Beziehungen zur Potsdamer Gesellschaft waren wenigstens nicht abgebrochen; nur die eigentlichen Hofkreise, die der an oberster Stelle herrschenden Empfindung Folge geben mußten, hielten sich zurück. Friedrich Wilhelm III., so oft er auch auf dem Wege nach Paretz das Marquardter Herrenhaus zu passiren hatte, hielt nie vor demselben an; die Jahre, die nun mal die Signatur: Rietz, Wöllner, Bischofswerder trugen (trotzdem er zu dem letzteren nie in einem directen Gegensatze stand) lebten zu unliebsam in der Erinnerung fort, um eine Annäherung wünschenswerth erscheinen zu lassen.

So kam der Herbst 1803 und mit ihm das Scheiden. Die Arcana und Panaceen konnten's nicht abwenden; das „Lebenselixir“ (von dem er täglich einen Tropfen nahm) und das rothseidene Kissen, das er als Amulett auf der Brust trug, sie mußten weichen vor einer stärkeren Macht, die sich mehr und mehr ankündigte. Der Erbring mit dem weißen Milchstein dunkelte rasch auf dem Zeigefinger, an dem er ihn trug, und so wußte er denn, daß seine letzte Stunde nahe sei. Er las im Swedenborg, als der Tod ihn antrat. Nach kurzem Kampfe verschied er in seinem Stadthause zu Potsdam. Es war am 30. October.

Er war in Potsdam gestorben, aber nach letztwilliger Verfügung wollte er in Marquardt begraben sein. Nicht in der Kirche, auch nicht auf dem Kirchhofe, sondern im Park zwischen Schloß und Grotte. In wenig Tagen galt es also ein Erbbegräbniß herzustellen.

Eine runde Gruft wurde gegraben, etwa von Tiefe und Durchmesser eines Wohnzimmers, und die Maurer arbeiteten emsig, um dem großen Raum eine massive Wandung zu geben. Als der vierte Tag zu Ende ging (der Tag vor dem festgesetzten Begräbniß), ward auch, um's fertig zu schaffen, die Nacht mit zu Hilfe genommen, und bei Fackelschein, während der erste Schnee auf den kahlen Parkbäumen lag, wurde das Werk beendet.

Am 4. November früh erschien von Potsdam her der mit sechs Pferden bespannte Wagen, der den Sarg trug; die Beisetzung erfolgte und zum ersten Male schloß sich die runde Gartengruft. Nur noch zwei Mal wurde sie geöffnet. Ein Aschenkrug ohne Namen und Inschrift wurde auf das Grab gestellt.

Epheu wuchs darüber hin wie über ein Gartenbeet.

Wir versuchen, nachdem wir in Vorstehendem alles zusammengetragen, was wir über den Lebensgang von Bischofswerder in Erfahrung bringen konnten, nunmehr eine Schilderung seiner Person und seines Charakters.

Er war ein stattlicher Mann, von regelmäßigen und ansprechenden Gesichtszügen, in allen Leibesübungen und ritterlichen Künsten wohl erfahren, ein Meister im Fahren und Fechten, im Schießen und Schwimmen, von gefälligen Formen und bei den Frauen wohlgelitten. Er blieb bis zuletzt ein „schöner Mann." Seltsamerweise haben ihm Neid und Uebelwollen auch diese Vorzüge der äußern Erscheinung absprechen wollen. In den französisch geschriebenen Anmerkungen zu den „Geheimen Briefen" wird er einfach als eine „traurige Figur" (figure triste) bezeichnet. Der Schreiber jener Zeilen kann ihn nie gesehen haben. Der erst 1858 gestorbene Sohn Bischofswerders, eine ächte Garde du Corps-Erscheinung (eine Truppe, in der er auch seine militärische Laufbahn begann) war das Abbild des Vaters und übernahm noch nachträglich eine Art Beweisführung für die Stattlichkeit des „Günstling-Generals."

Der oft versuchten Schilderung seines Charakters sind im Großen und Ganzen die Urtheile der „Vertrauten Briefe," der „Geheimen Briefe," der „Anmerkungen" zu den Geheimen Briefen und die Briefe Mirabeau's zu Grunde gelegt worden. Es steht aber wohl nach gerade fest, daß alle diese Briefe unendlich wenig Werth als historische Documente haben und daß sie durch Uebelwollen, Parteiverblendung oder bare Unkenntniß dictirt wurden; in letzterem Falle bloß das Tagesgeschwätz wiedergebend, das kritiklose Geplauder einer scandalsüchtigen und medisanten Gesellschaft. So heißt es in den „Vertrauten Briefen" des Herrn v. Cöllen: „Bischofswerder war ein ganz gewöhnlicher Kopf. Sein Gemüth war den äußeren Eindrücken zu sehr offen, woraus eine große Schwäche des Willens entstand. Ganz gemein aber war er nicht." Diese letzte halbe Zeile, in ihrem Anlauf zu einer Ehrenrettung, ist besonders bösartig, weil sie sich das Ansehen einer gewissen Unparteilichkeit giebt. Weit hinaus aber über das Uebelwollen der „Vertrauten Briefe," die an einzelnen Stellen immerhin das Richtige treffen mögen, gehen die „Anmerkungen" zu den Geheimen Briefen, in denen wir folgendem Passus begegnen:

„La fortune a quelquefois employé des hommes sans grande capacité dans l'administration des Etats; mais rarement elle a choisi un si triste sujet que ce Bischofswerder: naissance ordinaire, figure triste, physionomie perfide, élocution embarrassée; ne connoissant ni le pays qu'il a quitté, ni celui qui l'a recueilli, ni ceux qui intéressent la Prusse. N'étant ni militaire, ni financier, ni politique, ni économiste. Un de ces hommes enfin que la nature a condamné à l'obscurité et à végéter dans la foule. Voilà l'homme qui règne en Prusse."

Wir verweilen bei dieſen Auslaſſungen nicht, eben weil ſie zu ſehr den Stempel des Pasquills tragen, und wenden uns lieber der Darſtellung zu, die ein anerkannter Hiſtoriker von dem Charakter B.'s gegeben hat, um dann an dieſes maßvolle Urtheil anzuknüpfen.

J. C. F. Manſo in ſeiner „Geſchichte des Preußiſchen Staates vom Frieden zur Hubertsburg bis zur zweiten Pariſer Abkunft" ſagt über Biſchofswerder:

„In den Feſſeln der Roſenkreuzerei verlor er früh die unbefangene Anſicht des Lebens. . . . Selten übte ein Menſch die Kunſt, andere zu erforſchen und ſich zu verbergen, glücklicher und geſchickter als er. Ihm war es nicht gleichgültig, wem er ſein Haus am Tage und wem er es in der Dunkelheit öffne. Sein ganzes Weſen trug das Gepräge der Umſichtigkeit, und wenn er reden mußte, wo er lieber geſchwiegen hätte, bewahrte er ſich ſorgfältig genug, um nichts von ſeinem Innern zu enthüllen. Rath gab er nie ungefragt, und den er gab, hielt er für ſicherer oder verdienſtlicher, dem Fragenden unterzuſchieben; auch des Ruhms, der ihm aus dem gegebenen zuwachſen konnte, entäußerte er ſich mit ſeltener Willfährigkeit. . . . Friedrich Wilhelm ward nie durch ihn in der Ueberzeugung geſtört, er wäge, wähle und beſchließe allein. . . . Das Vorurtheil uneigennütziger Anhänglichkeit, das er für ſich hatte, reichte hin, Verdächtige zu entfernen und Geprüftere zu empfehlen. So gelang ihm, wonach er ſtrebte.

Er ward reich durch die Huld des Monarchen, ohne Vorwurf, und der erste im Staate, ohne Verantwortlichkeit. . . . Anmaßungen, nicht Vergünstigungen gefährden."

Dies Urtheil Manso's, wenn wir von dem Irrthum absehen, daß er v. B. als „reich" bezeichnet, wird im Wesentlichen zutreffen. Aber was enthält es, um den Mann oder seinen Namen mit einem Makel zu behaften? Was andres tritt einem entgegen, als ein lebenskluger, mit Gaben zweiten Ranges ausgerüsteter Mann, der scharf beobachtete, wenig sprach, keinerlei Ansprüche erhob, auf die glänzende Außenseite des Ruhmes verzichtete und sich begnügte, in aller Stille einflußreich zu sein. Wir bekennen offen, daß uns derartig angelegte Naturen nicht gerade sonderlich sympathisch berühren, und daß uns solche, die, zumal in hohen Stellungen, mehr aus dem Vollen zu arbeiten verstehen, mächtiger und wohlthuender zu erfassen wissen; aber, wohlthuend oder nicht, was liegt hier vor, das, an und für sich schon, einen besonderen Tadel herausforderte? Zu einem solchen würde erst Grund vorhanden sein, wenn Bischofswerder seinen Einfluß, den er unbestritten hatte, zu bösen Dingen geltend gemacht hätte. Aber wo sind diese bösen Dinge? Wenn die ganze damalige auswärtige Politik Preußens — was übrigens doch noch fraglich bleibt — auf ihn zurückgeführt werden muß, wenn also der Zug gegen Holland, der Zug in die Champagne, der Zug gegen Polen und schließlich wiederum der Baseler Frieden sein Werk sind, so nehmen wir nicht Anstand zu erklären, daß er in allem das Richtige getroffen hat. Die drei Kriegszüge erwuchsen aus einem und demselben Princip, das man nicht umhin können wird, in einem königlichen Staate, in einer absoluten Monarchie, als das Richtige anzusehen. Ob die Kriegsleistungen selbst, besonders der Feldzug in der Champagne, auf besonderer Höhe standen, das ist eine zweite Frage, die, wie die Antwort auch ausfallen möge, keinesfalls eine Schuld involvirt, für die Bischofswerder verantwortlich

gemacht werden kann. Er hatte gewiß den Ehrgeiz, einflußreich und Günstling seines königlichen Herrn zu sein, aber er eroberte sich diese Stellung weder durch schnöde Mittel, noch that er Schnödes, so lang er im Besitz dieser Stellung war. Er diente dem Könige und dem Lande nach seiner besten Ueberzeugung, die, wie wir ausgeführt, nicht bloß eine individuell berechtigte, sondern eine absolut zulässige war. Er war klug, umsichtig, thätig und steht frei da von dem Vorwurf, sich bereichert oder Andere verdrängt und geschädigt zu haben. Was ihn dem Könige werth machte (darin stimmen wir einer Kritik bei, die sich gegen die oben citirten französischen „Anmerkungen" richtet), waren: des moeurs pures, beaucoup d'honnêteté dans le sentiment, un désintéressement parfait, un grand amour pour le travail.

In dieser Kritik vermissen wir nur eines noch, was uns den Mann ganz besonders zu charakterisiren scheint, seinen bon sens in allen praktischen Dingen (wohin wir in erster Reihe auch die Politik rechnen), das klare Erkennen von dem, was statthaft und unstatthaft, was möglich und unmöglich ist. Ueber diese glänzendste Seite Bischofswerders giebt uns Massenbach in seinen „Memoiren zur Geschichte des preußischen Staates" Aufschluß. Dieser (Massenbach) verfolgte damals, 1795 bis 1797, zwei Lieblings-Ideen: „Bündniß mit Frankreich" und „Neu-Organisation des General-Quartiermeisterstabes," — wohl dasselbe, was wir jetzt Generalstab nennen.

In den Memoiren heißt es wörtlich: „Ich suchte den General v. Bischofswerder für meine Ansichten zu gewinnen. Es hielt schwer, diesen Mann in seinem Zimmer zu sprechen. Desto öfter traf ich ihn auf Spazierritten. Er liebte den Weg, der sich vor dem Nauenschen Thore auf der sogenannten Potsdamer Insel, längs der Weinberge hinzieht. Da paßte ich ihm auf, kam wie von ungefähr um die Ecke herum, und bat um die Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Das Gespräch fing gewöhnlich mit dem Lobe seines Pferdes an; nach und nach kamen wir auf die Materie, die ich zur Sprache bringen wollte.

Ich gebe hier eines dieſer Geſpräche, worin ich ihm, wie ſchon bei einer früheren Gelegenheit, ein Bündniß mit Frankreich empfahl.

Ich. (Maſſenbach.) Preußen muß ſich feſt mit Frankreich verbinden, wenn es ſich nicht unter das ruſſiſche Joch beugen ſoll.

Biſchofswerder. Aber bedenken Sie doch, daß der König mit der Directorial-Regierung kein Freundſchaftsbündniß errichten kann. Unter den Directoren befinden ſich einige, die für den Tod ihres Königs geſtimmt haben. Mit Königsmördern kann kein König tractiren.

Ich. Tractiren? Wir haben ja in Baſel tractirt. Und gab der ſtaatskluge Mazarin ſeinem Zögling nicht den Rath, den Königsmörder Cromwell ſeinen „lieben Bruder“ zu nennen? Das Intereſſe des Staates entſcheidet hier allein.

Biſchofswerder. Man hat keine Garantie. Morgen werden die „fünf Männer“ von ihren Thronen gejagt und nach Südamerika geſchickt. Es iſt eine revolutionäre Regierung.

Ich. Die engliſche Regierung iſt es auch. Georg III. iſt nicht nur ein ſchwacher Mann, er iſt weniger als nichts; er iſt wahnſinnig.... Heute negociiren wir mit Pitt, morgen iſt ein Bute an der Spitze der Angelegenheiten. Die engliſche Regierung giebt uns auch keine Sicherheit. Wir haben mit der franzöſiſchen Regierung unterhandelt; wir haben ſie anerkannt; wir haben ihr eine diplomatiſche Exiſtenz gegeben und uns dadurch den Haß aller Mächte zugezogen. Einmal mit dieſem Haſſe beladen, gehe man noch einen Schritt weiter...

Biſchofswerder. Sie gehen zu weit, Maſſenbach. Eine ſolche Idee dem Könige vorzutragen, kann ich nicht wagen. Auch kann ich Ihrer Meinung nicht beipflichten. Allianz mit Frankreich! Das iſt zu früh. Die Dinge in Frankreich haben noch keine Conſiſtenz.

Dies war im Frühjahr 1796.

Die zweite, noch weit eingehendere Unterredung (ſo fährt Maſſenbach fort), die ich mit Biſchofswerder um dieſe Zeit

hatte, bezog sich auf die Neu-Organisation des Generalquartiermeisterstabes. Ich bat um die Erlaubniß, ihm meinen Aufsatz über die Nothwendigkeit einer „Verbindung der Kriegs- und Staats-Kunde“ vorlesen zu dürfen. Dies geschah dann auch an zwei Abenden, die ich bei Bischofswerder unter vier Augen zubrachte. Er machte, als ich geendet hatte, einige treffende Bemerkungen. Unter andern sagte er Folgendes: ‚Selbst angenommen, daß dies alles nur politisch-militärische Romane wären, so würde doch die Lectüre derselben den Prinzen des königlichen Hauses ungemein nützlich sein, nützlicher als die Lectüre von Grandison und Lovelace. Die jungen Herren würden dadurch die militärische Statistik unseres Staates und der benachbarten Staaten kennen lernen.“

Das Ende meines Aufsatzes (so schließt Massenbach) ließ er sich zweimal vorlesen. Er lächelte. Als ich in ihn drang, mir dies Lächeln zu erklären, sagte er: „Der Generalstab wird, wenn Ihre Idee zur Ausführung kommt, eine geschlossene Gesellschaft, die einen entscheidenden Einfluß auf die Regierung des Staates haben wird. Ihr General-Quartiermeister greift in alle Staatsverhältnisse ein. Sein Einfluß wird größer, als der des jetzigen General-Adjutanten. So lange Zastrow der vortragende General-Adjutant ist, wird Ihre Idee nicht ausgeführt werden. Jetzt müssen Sie diese Idee gar nicht zur Sprache bringen. Theilen Sie solche Niemandem mit. Die Sache spricht sich herum, und Sie haben dann große Schwierigkeiten zu bekämpfen. ... Ihren Antrag wegen der Reisen der Offiziere des Generalquartiermeister-Stabes will ich gern beim Könige unterstützen.“ (Dies geschah.)

Massenbach, der immer Gerechtigkeit gegen Bischofswerder geübt und nur seine Geheimthuerei, sein sich verläugnen-lassen und sein diplomatisch-undeutliches Sprechen, das er „Bauchrednerei“ nannte, gelegentlich persiflirt hatte, war nach diesen Unterredungen so entzückt, daß er ihre Aufzeichnung mit den Worten begleitet: „Ich gewann den Mann lieb; er erschien

mir einsichtsvoll und ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu embrassiren."

Wenn nun auch einzuräumen ist, daß der immer Pläne habende Massenbach durch ein solches Eingehen auf seine Ideen bestochen sein mußte, so muß doch auch die nüchternste Kritik, die an diese Dialoge herantritt, eingestehn, daß sich überall ein Princip, und doch nirgends eine principielle Verranntheit, daß sich Feinheit, Wohlwollen, Verständigkeit und selbst Offenheit darin aussprechen. Ein Mann, wie Bischofswerder gewöhnlich geschildert zu werden pflegt, hätte eher eine Fluchtreise nach Berlin oder nach Marquardt gemacht, als daß er sich dazu verstanden hätte, sich einen langen Aufsatz über die Neu-Organisation des Generalstabes an zwei Abenden vorlesen zu lassen. In dieser einen Thatsache liegt ausgesprochen, daß er ein fleißiger, gewissenhafter, geistigen Dingen sehr wohl zugeneigter Mann war.*)

Wir haben diese Citate gegeben, um unsere Ansicht über den gesunden Sinn Bischofswerders, über seine Urtheilskraft und seine politische Befähigung zu unterstützen; es bleibt uns noch die wichtige Frage zur Erwägung übrig: war er ein

*) Auch dies ist bestritten worden. Man gefiel sich darin, den König, seinen Günstling, den ganzen Hof als absolut unliterarisch, als todt gegen alles Geistige darzustellen. Sehr mit Unrecht. Ignaz Feßler, in seinem Buche „Rückblicke auf meine 70jährige Pilgerfahrt" (Breslau, W. G. Korn 1824) schreibt: Ich stand mit auf der Liste, die der Minister für Schlesien, Graf Hoym, als eine Art Conspiratoren-Verzeichniß beim Könige eingereicht hatte. Es traf sich aber, daß General v. Bischofswerder, wenige Tage zuvor, einiges aus meinem „Marc Aurel" dem Könige vorgelesen hatte, der nunmehr ohne Weiteres den Namen Feßler durchstrich, dabei bemerkend: „Der ist kein Schwindelkopf, er ist monarchisch gesinnt, wie sein Marc Aurel zeigt." So geringfügig dieser Hergang ist, so lehrreich ist er doch auch. Er zeigt, ebenso wie das oben aus Massenbachs Memoiren Mitgetheilte, daß sich der Hof Friedrich Wilhelms II. (und in erster Reihe sein Generaladjutant) sehr wohl um literarische Dinge kümmerte, scharf aufpaßte und sich danach ein Bild von den Personen machte.

Rosenkreuzerischer Charlatan? Was wir zu sagen haben, ist das Folgende: Ein Rosenkreuzer war er gewiß, ein Charlatan war er nicht. Er glaubte eben an diese Dinge. Daß er, wie bei Aufführung einer Shakespeareschen Tragödie, mit allerhand Theaterapparat Geister citirte (eine Sache, die zugegeben werden muß), scheint dagegen zu sprechen; aber es scheint nur; diese Gegensätze, so meinen wir, vertragen sich sehr wohl mit einander.

Es ist bei Beurtheilung dieser Dinge durchaus nöthig, sich in das Wesen des vorigen Jahrhunderts, insonderheit des letzten Viertels, zurückzuversetzen. Die Welt hatte vielfach die Aufklärung satt. Man sehnte sich wieder nach dem Dunkel, dem Räthselhaften, dem Wunder. In diese Zeit fiel v. Bischofswerders Jugend. Wenn man die Berichte über Schrepfer liest, so muß jeder Unbefangene den Eindruck haben: Bischofswerder glaubte daran. Selbst als Schrepfer zu einer höchst fragwürdigen Gestalt geworden war, blieb v. B. unerschüttert; er unterschied Person und Sache. Es ist, nach allem, was wir von ihm wissen, für uns feststehend, daß er an das Hereinragen einer überirdischen Welt in die irdische so aufrichtig glaubte, wie nur jemals von irgend Jemand daran geglaubt worden ist. Der gelegentliche Zweifel, ja, was mehr sagen will, das gelegentliche Spielen mit der Sache ändert daran nichts. Wenn irgendwer, groß oder klein, gebildet oder ungebildet, mit umgeschlagenem weißen Laken den Geist spielt und auf dem dritten Hausboden unerwartet einem andern „Gespenst“ begegnet, so sind wir sicher, daß ihm in seiner „Geistähnlichkeit“ sehr bange werden wird. Ein solches Spiel, weitab davon, ein Beweis freigeistigen Druberstehns zu sein, schiebt sich nur wie ein gewagtes Intermezzo in die allgemeine mystische Lebensanschauung ein.

So war es mit Bischofswerder. Was ihn bewog, den Aberglauben, dem er dienstbar war, sich je zuweilen auch dienstbar zu machen, wird muthmaßlich unaufgeklärt bleiben; ein von Parteistreit unverwirrter Einblick in sein Leben spricht aber

entschieden dafür, daß es nicht zu selbstischen Zwecken geschah. Und das ist der Punkt, auf den es ankommt, wo sich Ehre und Unehre scheiden. Der Umstand, daß die ganze Familie, weit über die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts hinaus, in dieser Empfindungswelt beharrte, ist bei Beurtheilung der ganzen Frage nicht zu übersehen und mag allerdings als ein weiterer Beweis dafür dienen, daß hier seit lange ein Etwas im Blute lag, das einer mystisch-spiritualistischen Anschauung günstig war.

Wir kommen in der Folge darauf zurück und wenden uns zunächst einem neuen Abschnitt des Marquardter Lebens zu.

Marquardt von 1803—1833.

Frau v. Bischofswerder, geb. v. Tarrach, verw. Gräfin Pinto.

Beim Tode Bischofswerders war sein Sohn und Erbe erst 8 Jahr alt; es trat also eine Vormundschaft ein. Diese Vormundschaft führte die Mutter und blieb, weit über die Minorennitätsjahre ihres Sohnes hinaus (den der Dienst in Berlin und Potsdam fesselte), nicht de jure aber doch de facto, die Regentin von Marquardt bis zu ihrem Tode. Auf diese 30 Jahre richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit. Zunächst auf die Dame selbst.

Frau Generalin v. Bischofswerder war eine geborene v. Tarrach. Ihr Vater war der Geheime Finanzrath v. Tarrach zu Tilsit, dessen Kinder es alle zu hohen Stellungen in Staat und Gesellschaft brachten. Sein Sohn (Friedrich Franz) war in den zwanziger Jahren preußischer Gesandter in Stockholm, eine jüngere Tochter vermählte sich mit dem Marquis von Lucchesini, die älteste (Wilhelmine Catharine) wurde die Frau des Günstling-Generals und Ministers v. Bischofswerder.

Aber sie wurde es erst in zweiter Ehe. Ihre erste Ehe schloß sie mit dem Grafen Ignaz Pinto, den Friedrich der

Große um 1770 aus sardinischen Diensten (die Familie stammte ursprünglich aus Portugal) nach Preußen berufen, zum Flügeladjutanten gemacht und zum Mitgründer des unter ihm gebildeten Generalstabes, zum General-Feldbaumeister, zum Maréchal de logis de l'armée und zum Generaladjutanten ernannt hatte. Gleichzeitig hatte er ihm verschiedene Güter in Schlesien, darunter Mettkau im Neumarkter Kreise, so wie das Incolat als schlesischen Grafen verliehen. Man sieht, es war dem Fräulein v. Tarrach das seltene Glück beschieden, den Günstlingen zweier Könige die Hand reichen zu können.

Graf Pinto starb 1788. Seine Wittwe, die Gräfin (geb. 1757), war damals 31 Jahr alt. Sie trat sehr bald zu Bischofswerder, der etwa um eben diese Zeit Wittwer geworden war, in nähere Beziehungen, und klug und schön wie sie war, (sie „schoß" ein wenig mit den Augen, und die medisirenden Hofleute sagten: elle est belle, mais ses yeux „ne marchent pas bien"), nahm das Verhältniß einen Zärtlichkeitston an, der wenigstens damals zwischen Leuten von Welt zu den Ausnahmen zählte. Es scheint, dieser Ton überdauerte selbst die Flitterwochen, die sehr wahrscheinlich in den Sommer 1789 oder 90 fielen. 1792 während des Champagne-Feldzuges wurde von französischen Truppen eine eben eingetroffene preußische Feldpost erbeutet und acht Tage später las irgend ein Montagnard in der National-Versammlung die Zeilen vor, die Frau v. Bischofswerder an ihren Gemahl ins Feldlager gerichtet hatte. Der entschieden lyrische Grundton dieses Briefes erweckte die Heiterkeit der Versammlung.

Das war in den ersten Jahren. Aber die Intimität blieb. Ein Sohn und drei Töchter wurden aus dieser zweiten Ehe geboren, so daß damals im Marquardter Herrenhause alle Arten von Stiefgeschwistern anzutreffen waren: Kinder aus der ersten Ehe des Herrn v. Bischofswerder, Kinder aus der ersten Ehe der Frau v. Bischofswerder (mit dem Grafen Pinto) und Kinder aus der zweiten Ehe beider. Die gräflich Pinto'schen Kinder scheinen übrigens nur ausnahmsweise in Marquardt gewe-

sen zu sein, während die Bischofswerderschen Kinder aus seiner ersten Ehe mit Frl. v. Wilke, bis zuletzt die freundlichsten Beziehungen zum Marquardter Herrenhause unterhielten.*)

1803 starb der General. Wir haben seine Beisetzung geschildert. Seine Ehe, wie schon hervorgehoben, war eine glückliche gewesen und die Wahrnehmung, daß auch ein allmächtiger Minister irgendwo die Grenzen seiner Allmacht finden müsse, hatte weder seinen Frieden noch seine Heiterkeit getrübt. Die „Gräfin," eine Benennung, die ihr vielfach blieb, hatte ihr Leben nach dem Satze eingerichtet, daß, „wer der herrschefähigste sei, auch die Herrschaft zu führen habe" und dies scheint uns der Ort, ehe wir in der Vorführung biographischen Materials fortfahren, eine Charakterschilderung der Frau einzuschalten. Ihren Mann, trotz aller Herrschsucht, liebte sie übrigens wirklich und noch in den letzten Lebensjahren pflegte sie halb scherzhaft zu sagen: „wenn ich im Himmel meinem ersten

*) Es waren dies zwei Töchter. Die eine, Caroline Erdmuthe Christiane, blieb unverheirathet und starb 1842. Ueber ihr Begräbniß in Marquardt berichten wir an anderer Stelle ausführlich. Die andere vermählte sich schon 1794 oder 95 mit dem jungen Grafen Gurowski, dem Besitzer der Starostei Kolo. Die „vertrauten Briefe" sagen von ihm: „Er war ein junger Krüppel mit einem kurzen Beine, sonst ein Ungethüm und unter den jungen Polen der verdorbenste. Ein Libertin, auf der untersten Stufe des Cynismus. Wenige Wochen nach der Heirath kam es zur Scheidung; er nahm dann Theil an der Insurrection, und trat später das schöne Gut Murowanna Goślin an seine geschiedene Frau ab." Ueber die weiteren Schicksale dieser verlautet nichts. — Beide Fräulein v. Bischofswerder waren übrigens sehr liebenswürdig, von feiner Bildung und Sitte. Nichts war unwahrer und bösartiger als eine Schilderung derselben in den mehrgenannten „Anmerkungen" zu den Geheimen-Briefen, worin es heißt: Les Demoiselles Bischofswerder sont deux petites filles mal élevées. L'ainée a dans ses yeux le flambeau de l'hymen. On les dit intriguantes. A propos jaloux. Au reste il faut distinguer les ridicules des vices et dire que jusqu'ici la conduite de ces Demoiselles est intacte."

So die „Anmerkungen." Die „Vertrauten-Briefe," „Geheimen-Briefe" ꝛc. jener Epoche sind nie impertinenter, wie wenn sie sich zu einer halben Huldigung oder Anerkennung herablassen.

Mann begegnen werde, so weiß ich nicht, wie er mich begrüßen wird, aber vor meinem Bischofswerder ist mir nicht bange."

Die „Gräfin," auch wenn uns nichts anderes vorläge, als was ihre Neider und Tadler über sie ausgesagt haben, war jedenfalls eine „distinguirte" Frau. Es mußte seinen Grund haben, daß zwei Günstlinge sich um ihre Gunst bewarben. Ein Enkel von ihr mochte mit Fug und Recht schreiben: „Die in meinen Händen befindlichen Papiere, leider nur Bruchstücke, geben ganz neue Aufschlüsse. Reichen sie auch zu einer klaren geschichtlichen Darstellung nicht aus, so haben sie mir doch einen genügenden Anhalt geboten, die für Preußens Größe begeisterte, die kühnsten Wünsche und Pläne hegende Frau verstehen zu lernen und die Bitterkeit zu begreifen, als sie mehr und mehr einsah, daß nicht die Macht der Verhältnisse, sondern die Schwäche der Menschen Alles vereitelte und häufig in das Gegentheil verkehrte." Wir haben nicht selbst Einblick in die Papiere, die hier erwähnt werden, nehmen dürfen, aber nach Allem, was uns sonst vorliegt, sind wir geneigt, diese Schilderung für richtig zu halten. Sie war keine liebenswürdige, aber eine bedeutende Frau, ein ausgesprochener Charakter.

In den zahlreichen mehr oder weniger libellartigen Schriften jener Zeit, wie auch im Gedächtniß der Marquardter Dorfbewohner, von denen sie noch viele gekannt haben, lebt sie allerdings nur in zwei Eigenschaften fort, als habsüchtig-geizig und bigott-katholisch. In den mehrfach schon citirten „Vertrauten Briefen" finden wir zunächst: „Herrn v. Bischofswerders Ehehälfte läßt sich jedes gnädige Lächeln mit Geld aufwiegen" und an anderer Stelle heißt es: Die in Südpreußen veranstalteten Güterverschleuderungen waren ihr Werk, indem sie ihrem Manne beständig sagte: „Sie werden wie ein Bettler sterben, wenn Sie nicht noch die letzten Tage des Königs benutzen, um etwas für Ihre Familie zu thun."

Das Fundament dieser Habsucht war muthmaßlich mehr Ehrgeiz als irgend etwas andres. Sie wußte: „Besitz ist Macht"

und die Jahre, so scheint es, steigerten diese Anschauung eher, als daß sie sie mäßigten. Ein Mann, der sie in ihren alten Tagen kannte, schreibt: „Sie war herb und hart, ertragbar nur im Verkehr mit kleinen Leuten und ausgiebig nur in Auflegung von Schminke."

Ihr Katholicismus war von der ausgesprochensten Art, aber die Art, wie sie ihn übte, die Entschiedenheit im Bekenntniß auf der einen Seite und andererseits wieder die Toleranz gegen alle diejenigen, die nun mal auf anderem Boden standen, gereichte ihr zu hoher Ehre. Ignaz Feßler, früher Mönch, der zum Protestantismus übergetreten war, kam 1796 nach Berlin und — an Bischofswerder empfohlen — auch nach Marquardt. „Bischofswerder wollte mir wohl, so schreibt er, aber Alles scheiterte an der Frau. Sie sah in mir nichts als den Abtrünnigen von der römischen Kirche. Sie beherrschte ihren Gemahl vollständig, und um des lieben Hausfriedens willen durfte er mich nicht mehr sehen." Diese Strenge zeigte sie aber nur dem Convertiten. In Marquardt griff sie nie störend oder eigenmächtig in das protestantische Leben der Gemeinde ein, hatte vielmehr eine Freude daran, die evangelische Kirche des Dorfes mit allem Kirchengeräth und Kirchenschmuck, mit Altardecke und Abendmahlskelch zu beschenken.

Wir kehren nach diesem Versuch einer Charakterschilderung in das Jahr 1803 zurück. „Ihren Gemahl (so entnahmen wir eben aus Feßler) hatte sie vollständig beherrscht;" aber wenn sie nach der Seite des Herrschens hin, bis zum Tode Bischofswerders, des Guten zu viel gethan haben mochte, so begannen doch nun alsbald die Jahre, wo die „Gewohnheit des Herrschens" zu einem Segen wurde. Dieser Zeitpunkt trat namentlich ein, als die Franzosen in's Land kamen und auch die Havelgegenden überschwemmten. Der „Gräfin" Klugheit führte Alles glücklich durch. Sie wußte, wo ein Riegel vorzuschieben war, aber sie ließ auch gewähren. Eine räthselvolle Geschichte ereignete sich in jenen Jahren. Französische Chasseurs zechten im Saal; einer stieg in den Keller hinab, um eine Kanne

„frisch vom Faß“ zu zapfen. Nun trifft es sich, daß das Marquardter Herrenhaus einen doppelten Keller hat, den einen unter dem andern. Wahrscheinlich erlosch das Licht, oder der Trunk schläferte den Chasseur ein, kurzum er kam nicht wieder herauf; sein Hilferuf verhallte, der Trupp, in halbem Rausche, verließ Schloß und Dorf, und des Franzosen wurde erst wieder gedacht, als es im Hause zu rumoren begann. Nun forschte man nach. An einer dunkelsten Stelle des Kellers lag der Unglückliche, unkenntlich schon, neben ihm ein halbniedergebranntes Licht. Die „Gräfin“ gab ihm ein ehrlich Begräbniß; da wurd' es still. Sie ahnte damals nicht, daß sie im Glauben des Volkes, im Geplauder der Spinnstuben, diesen Spuk einst ablösen würde.

Die Franzosenzeit war vorüber, der Siegeswagen stand wieder auf dem Brandenburger Thor, die Kinder des Marquardter Herrenhauses blühten auf; die „Gräfin,“ noch immer eine stattliche Frau, war nun 60. Die Jugend der Kinder gab dem Hause neuen Reiz; es waren seit lange wieder Tage glücklichen Familienlebens, und dies Glück wuchs mit der Verheirathung der Töchter. Die älteste, Luitgarde, vermählte sich mit einem Hauptmann v. Witzleben (später General), der damals eine Compagnie vom Kaiser-Franz-Regiment führte. Die zweite, Blanka, geb. 1797, von der die „Gräfin“ mit mütterlichem Stolz zu sagen pflegte:

Meine Blanka, blink und blank,
Ist die Schönst' im ganzen Land,

wurde die Gattin eines Herrn v. Maltzahn; die jüngste, Bertha, geb. 1799, gab ihre Hand einem Herrn v. Ostau, damals Rittmeister im Regiment Garde du Corps. Tage ungetrübten Glückes schienen angebrochen zu sein, aber nicht auf lange. Die beiden jüngeren Töchter starben bald nach ihrer Verheirathung, innerhalb Jahresfrist. Dem Tode der schönen Blanka ging ein poetisch-rührender Zug vorauf. Sie lag krank auf ihrem Lager. Da meldete der Diener, daß das „Kreuz“ aus Potsdam angekommen sei. Die junge schöne Frau hatte

wenige Tage zuvor ein Kreuz, das sie auf der Bruſt zu tragen pflegte, einer Reparatur halber nach Potsdam hinein geſchickt und ſie bat jetzt, ihr das Andenken, das ihr ſchon gefehlt hatte, zu zeigen. Da trug man ihr ein Grabkreuz an's Bett, das von der alten Gräfin, an Stelle der Urne, für die große Gartengruft beſtellt worden war. Sie wußte nun, daß ſie ſterben würde. Schon ein Jahr vorher war die jüngere Schweſter, Frau v. Oſtau*) geſtorben. Beide wurden in der Marquardter Kirche beigeſetzt.

Die Jahre des Entſagens, der Erkenntniß von den Eitelkeiten der Welt, waren nun auch für das ſtolze Herz der „Gräfin“ angebrochen. Sie zog ſich mehr und mehr aus dem Leben zurück; nur die Intereſſen der kleinen Leute um ſie her und die großen Intereſſen der Kirche kümmerten ſie noch; im Allgemeinen verharrte ſie in Herbheit und Habſucht. So kam ihr Ende. Sie ſtarb, 76 Jahre alt, am 3. November 1833, im Hauſe der einzigen ſie überlebenden Tochter, der (damaligen) Frau Oberſt v. Witzleben zu Potsdam und wurde am 6. November zu Marquardt, an der Seite ihres Gemahles beigeſetzt. Die Rundgruft im Park ſchloß ſich zum zweiten Mal.

Die Rundgruft im Park ſchloß ſich zum zweiten Mal; aber die „Gräfin,“ wie man ſich im Dorfe erzählt, kann nicht Ruhe finden. Oft in Nächten iſt ſie auf. Sie kann von Haus

*) Auch hieran knüpft ſich ein eigenthümlicher Zwiſchenfall, freilich aus viel ſpäterer Zeit. Herr v. Oſtau hatte ſich wieder vermählt, die Kinder dieſer zweiten Ehe waren herangewachſen und hatten nur eine ganz allgemeine Kenntniß davon, daß ihr Vater einmal in erſter Ehe mit einem Fräulein v. Biſchofswerder vermählt geweſen ſei. Ein Sohn aus dieſer zweiten Ehe kam, während der Manövertage, nach Marquardt in Quartier. Er beſichtigte Schloß, Park, Kirche und ſtieg auch in die Gruft. Ein Lichtſtümpfchen gab die Beleuchtung; alles Staub und Aſche; ein ſolcher Beſuch hat immer ſeine Schauer. Der junge Offizier mühte ſich, die Inſchriften der einzelnen Särge zu entziffern; da las er plötzlich auf einem Bleitäfelchen: „Bertha v. Oſtau, geſtorben 1824.“ Die Begegnung mit dieſem Namen an dieſer Stelle machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

und Beſitz nicht laſſen. Sie geht um. Aber es iſt, als ob ihr Schatten allmählich ſchwände. Noch vor 20 Jahren wurde ſie *geſehen*, in ſchwarzer Robe, das Geſicht abgewandt; jetzt *hören* die Bewohner des Hauſes ſie nur noch. Wie auf großen Socken ſchlurrt es durch alle unteren Räume; man hört die Thüren gehn; dann alles ſtill. Einige ſagen, es bedeute Trauer im Hauſe; aber das Haus iſt nicht Biſchofswerderſch mehr und ſo mögen die Recht haben, die da ſagen: ſie „revidirt," ſie kann nicht los.

Marquardt von 1833–1858.

General v. *Biſchofswerder* II.

Es folgte nun der Sohn. Dem Rechte und dem Namen nach, wie bereits angedeutet, war er Beſitzer von Marquardt ſeit 1819, aber in Wahrheit ward er es erſt, nachdem der Mutter die Zügel aus der Hand gefallen waren. Die „Gräfin" war keine Frau, die ſich mit Halbem begnügte.

Dem Sohne war dies Entſagen, wenn es überhaupt ein ſolches war, ziemlich leicht gefallen; der „Dienſt" und die „Geſellſchaft," die ihn beide in der Reſidenz hielten, waren ihm mehr als die Herrſchaft über Marquardt. Die Paſſion für die Stille und Zurückgezogenheit des Landlebens (eine der letzten, die in unſer Herz einzieht), *dieſe* zu empfinden, dazu war er noch zu jung, dazu lag noch zu wenig hinter ihm, dazu nahm er den Schein noch zu voll für das Sein. Im Uebrigen war er in Erſcheinung und Charakter ganz der Sohn ſeines Vaters, ganz ein Biſchofswerder: groß, ritterlich, dem Dienſt des Königs und der Frauen in gleicher Weiſe hingegeben, eine „Perſönlichkeit," mit Leidenſchaft Soldat. Dabei, als bemerkenswertheſtes Erbtheil, ganz im Myſticismus und Aberglauben ſtehend. Er trug das rothſeidene Kiſſen auf der Bruſt, das der Vater, bis zu ſeinem Tode, als Amulet getragen hatte.

Der jüngere Bischofswerder machte seine Laufbahn in der Garde. 1833, bei dem Tode der Mutter, war er Major im Regiment Garde du Corps. Seine Familie (er war mit einer Schlabrendorf vermählt) pflegte meistens die Sommermonate in Marquardt zu verbringen; er selbst erschien nur auf Stunden und Tage, wenn der Dienst es gestattete oder die Wirthschafts-Controle es forderte.

1842 bereitete sich eine eigenthümliche Feier in Marquardt vor, ein letzter Schimmer aus Tagen her, wo der Name Bischofswerder Macht, Ehre und Glück bedeutete. Es war am 20. April genannten Jahres, bei hellem Mittagsschein, als die Rundgruft im Park wieder geöffnet wurde. Ein dritter stiller Bewohner sollte einziehn. Von Berlin her kam ein langer Zug von Kutschen und Wagen, auf dem vordersten Wagen aber, katafalkartig aufgebaut, stand ein blumengeschmückter Sarg. In dem Sarge ruhte Caroline Erdmuthe Christiane v. Bischofswerder, dame d'atour der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., später Hof- und Staatsdame der Königin Luise. Sie war, 76 Jahre alt, in den stillen Oberzimmern des Berliner Schlosses gestorben. Wenige nur hatten sie noch gekannt; aber unter diesen wenigen waren die Prinzen des Königlichen Hauses, vor Allen der König selbst. Dieser folgte jetzt ihrem Sarge. Als der Park erreicht, der Sarg in die Gruft hinabgelassen und das Einsegnungsgebet durch den Pastor Stiebritz gesprochen war, trat König Friedrich Wilhelm IV. an die Gruft und rief ihr bewegt die Worte nach: „Hier begrabe ich meine zweite Mutter; sie hat mich genährt und erzogen." Dann schloß sich die Gruft zum dritten, wohl auch zum letzten Male. Die Bischofswerders sind hinüber; wer wird sich eindrängen wollen in ihren stillen Kreis?

Der Pastor Stiebritz feierte an jenem Tage seinen 80. Geburtstag. Auf welchen Wechsel der Dinge blickte er zurück! In demselben Jahre (1795), in dem Marquardt von den Bischofswerders erworben und der Sohn und Erbe, der nun mit am Grabe stand, geboren war, war er ins Amt getreten.

Wie Vieles war seitdem an ihm vorbeigegangen: Die Besuche des Königs, der Park voll chinesischer Lampen, die blaue Grotte und ihre Stimmen. Wie ein Traum lag es hinter ihm.

Um diese Zeit (1842) war der jüngere Bischofswerder Oberstlieutenant; sechs Jahre später war er Oberst und Commandeur der Garde-Kürassiere. Als solcher hielt er, am 18. März, mit seinem Regiment auf dem Schloßplatz. Während des mittägigen Tumults, in dem Moment, als die historischen drei Schüsse fielen, ließ er einhauen. Er that, was ihn Rechtens dünkte. Die Wochen aber, die jenem Tage folgten, waren solcher Anschauung nicht günstig, die Verhältnisse erheischten eine Remedur, ein Desaveu, und die Versetzung Bischofswerders nach Breslau wurde ausgesprochen. Er erhielt bald darauf, unter Verbleib in der schlesischen Hauptstadt, eine Brigade.

Aber auch hier in Breslau zog bald eine Trübung herauf; unglücklich-glückliche Tage brachen an. Seine Huldigungen, die er ritterlich-galant einer schönen Frau darbrachte, führten zu Conflicten, und da Namen und Familien hineinspielten, die dem Herzen Friedrich Wilhelms IV. theuer waren, so bereitete sich ein Allerschmerzlichstes für ihn vor: er mußte den Abschied nehmen. Aufs Höchste verstimmt, gedemüthigt, zog er sich 1853 nach Marquardt zurück. Das Bild der Frau, die er gefeiert, begleitete ihn in seine Einsamkeit.

Sehr bald nach diesen Vorgängen war es, daß ihn die Herausgabe einer Biographie seines Vaters beschäftigte. Das vielfach verkannte Andenken des letztern schien eine solche Wiederherstellung von ihm zu fordern. Wie dabei vorzugehen sei, darüber hatte er zunächst nur unbestimmte Ideen. Er selber fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen, auch nicht unbefangen genug; aber Eines wenigstens lag innerhalb des Bereichs seiner Kräfte: er begann das im ganzen Hause zerstreute Material zu sammeln. Es war im höchsten Maße umfangreich und bestand im bunten Durcheinander aus Cabinetsordres aller Könige seit Friedrich Wilhelm I. und aus unzähligen Briefen (meist in

französischer Sprache), die zum Theil staatlich-politische Verhältnisse, zum Theil Verhältnisse von privater und sehr intimer Natur berührten — wahrscheinlich der Briefwechsel zwischen dem Günstling-General und der „Gräfin“ aus den Jahren her, die ihrer Vermählung unmittelbar vorausgingen. Die mit Wöllner gewechselten Briefe waren deutsch geschrieben und bezogen sich zumeist auf das Preß- und das Religions-Edict. Seltsamer Weise machte man eine Tonne zum Archiv; in diese wurde Alles, vorläufig ungeordnet, hineingethan.

Dies reiche Material sollte aber nie zur Bearbeitung kommen. Die Verstimmung des Generals wuchs, dazu beschlich ihn die Vorahnung seines herannahenden Todes. Wir finden darüber unter den Aufzeichnungen eines Mannes, der ihm während der letzten Lebensjahre nahe stand, das Folgende:

„1857 feierte Bischofswerder seinen 62. Geburtstag. Meine Frau und ich waren geladen. Gegen Ende des Mahls, als wir seine Gesundheit in gutem „Cliquot veuve“ getrunken hatten, nahm er mich bei Seite, küßte mich, bedankte sich für alle Liebe, die ich ihm und seiner Familie so viele Jahre lang bewiesen hätte, und sagte dann: „Sie haben heute mit mir das letzte Glas Champagner getrunken; ich werde in dieser Welt keinen Geburtstag mehr feiern. Mein Großvater ist im 63. Jahre gestorben, mein Vater auch, und ich werde ebenfalls im 63. Jahre sterben. Gehen Sie über's Jahr auf unsern Kirchhof und beten Sie an meinem Grabe für meine arme Seele.“

Und so geschah es. Als sein 63. Geburtstag kam, war er hinüber. Nicht in der Gartengruft, auch nicht in der Gruft unterm Altar, sondern auf dem kleinen Friedhofe, der die Kirche einfaßt, ward er begraben. Zu Häupten des epheu-umzogenen, von einer Esche beschatteten Hügels wurde ein Kreuz errichtet, das die Inschrift trägt: „Hier ruht in Gott der Königl. Generallieutenant Hans Rudolf Wilhelm Ferdinand v. Bischofswerder, geb. am 9. Juli 1795, gest. am 24. Mai 1858;“ auf der Rückseite des Kreuzes aber stehen die Worte:

„Der Letzte seines Namens.“

Marquardt seit 1858.

Der letzte Bischofswerder hatte seine Ruhestatt gefunden. Nur zwei Töchter verblieben. Die ältere, Pauline v. Bischofswerder, der Liebling des Vaters, vermählte sich mit Herrn v. Damnitz, der nun, sei es durch Kauf, sei es durch Erbschaft, auf kurze Zeit in den Besitz von Marquardt gelangte. Im Ganzen nur auf zwei Jahre. Aber diese zwei Jahre schnitten tief ein. Herr v. Damnitz, so wird erzählt, voll Anhänglichkeit gegen das blau-bordirte und blau-gepaspelte Kürassier-Regiment, bei dem er Jahre hindurch gestanden hatte, benutzte eine Neuweißung der Kirche, um den Wänden, den Kirchenstühlen, den Thür- und Kanzelfeldern einen blauen Einfassungsstreifen zu geben. Die oben erwähnte Tonne aber, auf der vielleicht einzig und allein die Möglichkeit einer exacten Geschichtschreibung der Epoche von 1786—97 beruhte, wurde zum Feuertode verurtheilt. Zwei Tage lang wurde mit ihrem Inhalt der Backofen geheizt. Omar war über Marquardt gekommen.

Keine Frage, daß Herr v. Damnitz, aus einer gewissen Pietät heraus, in dieser Weise handeln zu müssen glaubte; „wozu der alte Scandal, wozu die erneute Controverse!" Viele alte Familien denken ebenso: „der Gewinn ist precair, der Schaden ist sicher" — und so verlieren sich unersetzliche Aufzeichnungen in Ruß und Rauch. Wir begreifen die Empfindung, aber wir beklagen sie; es ist der Triumph des Familiensinns über den historischen Sinn. Und der letztere ist doch das Weitergehende, das Idealere.

Herr v. Damnitz blieb nur bis 1860. Herr Tholuck, ein Neffe des berühmten Hallenser Theologen, folgte. In ihm war dem devastirten Gute endlich wieder ein Wirth gegeben, eine feste und eine geschickte Hand. Die erste seit dem Tode des älteren Bischofswerder (1803). Ein Geist der Ordnung zog wieder ein. Der Park klärte sich auf, das alte Schloß gewann wieder wohnlichere Gestalt und an die Stelle verfallender oder

wirklich schon zerbröckelter Wirthschafts-Gebäude, erhoben sich wieder Ställe und Scheunen, Alles sauber, glatt, fest. Marquardt war wieder ein schöner Besitz geworden.

Wir treten jetzt in ihn ein.

Der prächtige, 20 Morgen große Park nimmt uns auf. Er ist, in seiner gegenwärtigen Gestalt, im Wesentlichen eine Schöpfung des Günstling-Generals. Seine Lage ist prächtig; in mehreren Terrassen, wie schon zu Eingang dieses Capitels angedeutet, steigt er zu dem breiten, sonnenbeschienenen Schlänitz-See nieder, an dessen Ufern, nach Süden und Südwesten hin, die Kirchthürme benachbarter Dörfer sichtbar werden. Mit der Schönheit seiner Lage wetteifert die Schönheit der alten Bäume: Akazien und Linden, Platanen und Ahorn, zwischen die sich grüne Rasenflächen und Gruppen von Tannen und Weymuths-Kiefern einschieben.

In der Nähe des Herrenhauses steht eine mächtige Kastanie in vollem Blüthenflor. Sie ist wie ein Riesenbouquet; die weitausgestreckten Zweige neigen sich bis zur Erde. Es ist dies der Baum, der am Tauftage des Sohnes und Erben, in Gegenwart des Königs, gepflanzt wurde. Die Familie erlosch, der Baum gedieh.*) An ihm vorbei treten wir in das Herrenhaus.

*) In der Nähe dieses Baumes, auf einem G[illegible] Rondel, steht ein leichtes österreichisches Feldgeschütz, wie jedes Bataillon in alten Tagen eins aufzuweisen hatte. Es wurde in einer der Schlachten des 7jährigen Krieges von den Preußen genommen. Friedrich II. schenkte es dem Grafen Pinto auf Meitkau; durch dessen Wittwe, „die Gräfin," kam es nach Marquardt. An gewissen Tagen wird ein Schuß daraus abgefeuert. Jedesmal vorm Laden schüttet der Gärtner Pulver ins Zündloch und zündet es an, um das Geschütz auszubrennen. Als es das letzte Mal geschah, flogen, zu heiterer Ueberraschung aller Umstehenden, nicht nur Eierschalen aus der Mündung heraus, sondern mit den Eierschalen zugleich ein halbverbrannter Wiesel, der in dem Kanonenrohr Quartier genommen und von hier aus den Hühnerstall geplündert hatte.

Es ist ein relativ neuer Bau. 1791 legte ein rasch um sich greifendes Feuer das halbe Dorf in Asche; auch das „Schloß“ brannte aus; nur die Umfassungsmauern blieben stehen. Das Herrenhaus, wie es sich jetzt präsentirt, ist also nur 80 Jahre alt. Es macht indessen einen viel älteren Eindruck, zum Theil wohl weil ganze Wandflächen mit Epheu überwachsen sind. Aber das ist es nicht allein. Auch da, wo der moderne Mörtel unverkennbar sichtbar wird, ist es, als blickten die alten Mauern, die 1791 ihre Feuerprobe bestanden, durch das neue Kleid hindurch.

Die innere Einrichtung bietet nichts Besonderes; hier und dort begegnet man noch einem zurückgebliebenen Stück aus der „historischen Zeit“: Möbel aus den Tagen d. ersten Empire, Büsten, Bilder, englische und französische Stiche. Das baulich Interessanteste ist die doppelte Keller-Anlage, die dem französischen Chasseur so verderblich wurde; man blickt die Stufen hinunter wie in einen Schacht. In den oberen Geschossen schieben sich Treppen und Verschläge, Schrägbalken und Rauchfänge bunt durcheinander und schaffen eine Localität, wie sie nicht besser gedacht werden kann für ein Herrenhaus „drin es umgeht.“

Die Sonne geht nieder; zwischen den Platanen des Parkes schimmert es wie Gold; das ist die beste Zeit zu einem Gange am „Schlänitz“ hin. Unser Weg, in Schlängellinien, führt uns zunächst an der Gruft, dann an der Geistergrotte, an den beiden historischen Punkten des Parkes vorbei. Die Gruft ist wie ein großes Gartenbeet, ein mit Epheu und Verbenen überwachsenes Rondel; nur das griechische Kreuz in der Mitte, das die ursprüngliche Urne ablöste, deutet auf die Bestimmung des Platzes.

Weiterhin liegt die Grotte. Der Aufgang zu ihr ist mit den blauen Schlacken eingefaßt, die einst mosaikartig das ganze Innere des Baues ausfüllten. Jetzt ist dieser, weil er den Einsturz drohte, offengelegt. Durch ein Versehen (der Besitzer war abwesend) wurde bei dieser Gelegenheit die Innen-

wand niedergeriſſen und dadurch der ſichtbare Beweis zerſtört, daß dieſe Grotte eine doppelte Wand und zwiſchen den Wänden einen mannsbreiten Gang hatte. Nur die äußeren Mauern, mit Ausnahme der Frontwand, ſind ſtehen geblieben und ſchieben ſich in den Akazien-Hügel ein. Strauchwerk zieht ſich jetzt drüber hin.

Nun ſtehen wir am Schläniz-See, über der Kirche von Phöben hängt der Sonnenball; ein rother Streifen ſchießt über die leis gekräuſelte Fläche. Der Abendwind wird wach; ein leiſes Fröſteln überläuft uns; an Grotte und Gruft vorbei, kehren wir in das alte Herrenhaus zurück.

Hier iſt Dämmrung ſchon. Es iſt die Mücke, wo das Licht des Tages erloſchen und das Licht des Hauſes noch nicht gezündet iſt. Wir ſtehen allein; dort ſind die Stufen, die in Souterrain und Keller führen; wie Dunkel ſteigt es draus herauf. Im Hauſe alles ſtill. In der Ferne klappt eine Thür, eine zweite, eine dritte; jetzt iſt es, als würd' es dunkler; es rauſcht vorbei, es ſchlurrt vorüber. Die alte „Gräfin" geht um.

Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert.

I.

Was sagt ihr uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich den Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.
„Faust."

Das vorige Jahrhundert war ein Jahrhundert der Geheimen Gesellschaften. Der Absolutismus behinderte jede Kraftentwicklung, die Miene machte, selbstständige Wege einschlagen zu wollen; die Kirche war starr; was Wunder, wenn der individuelle Ehrgeiz, der kein legitimes Feld fand, sich geltend zu machen, auf Abwege gerieth und im Dunkeln und Geheimen nach Macht suchte.

Wie im 12. Jahrhundert Alles nach dem heiligen Grabe, im 16. nach Wittenberg oder nach der neuen Welt drängte, so im 18. Jahrhundert nach Geheimbündelei. Alchymie und Geistererscheinungen, Dinge, die sich ihnen vielfach gesellten, oft in den Vordergrund traten, waren nur Zugaben, Hilfsmittel, starke Dosen, zu denen man griff; das Wesen der Sache lag darin: Macht zu äußern in einer Zeit, wo das Individuum machtlos war.

Zwei Strömungen wurden alsbald erkennbar, die, neben einem starken Beisatz von Egoismus und Menschlichkeit, einen principiellen Gehalt und einen principiellen Gegensatz repräsentirten. Alle diese Gesellschaften indeß, die einen derartig ideellen Kern andauernd in Wahrheit und nicht nur dem Namen nach hatten, bildeten weitaus die Minorität, — das meiste lief auf Herrschsucht und Eitelkeit, auf Täuschung und unmittelbaren Be-

trug hinaus. Mit dieser letztern Gruppe der Geheimen Gesellschaften, die trotz ihres quantitativen Uebergewichts, kamen und gingen, ohne eine Spur zu hinterlassen, die nichts waren, als Modethorheit oder Modekrankheit, beschäftigen wir uns zuerst.

Die Zahl dieser Gesellschaften, unglaublich zu sagen, ging vielleicht über Hundert hinaus. Die meisten befanden sich in Baiern und am Rhein; Regensburg, die alte Reichstagsstadt, war Mittelpunkt, und einer Anzahl von Aufsätzen, die in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in der Reichstags-Zeitung veröffentlicht wurden, verdanken wir, mehr als irgend einer andern Quelle, Material, das uns Einblick gönnt in das Verbindungs- und Ordenswesen jener Zeit. Die genannte Zeitung schrieb in den 80er Jahren: „Nie hat sich der Sectengeist thätiger gezeigt als in unsern Tagen, welche man die aufgeklärten nennt. .. Der immer allgemeiner werdende Hang zum Aberglauben, der uns in die Zeiten des Mittelalters zurückwirft, wird durch den alle Kräfte der Erwerbung übersteigenden Luxus und durch das geschwächte Nervensystem der jetzigen Generation (also auch schon 1785!) ungemein befördert. Unsre Großen suchen den Stein der Weisen, um unsterblich zu werden, und erhoffen von den Geheimnissen der Alchymie die Mittel zur Befriedigung ihrer Neigungen."

Die Reichstags-Zeitung fährt dann fort: „An keinem Orte der Welt sind mehr Verehrer solcher neuen Wissenschaften anzutreffen, als an dem Wohnsitze des Reichstages (Regensburg). Hier befinden sich: Loyolisten im gestickten Kleid, im Chorgewand und im einfachen Kittel; Gasnerianer und Mesmerianer; Kabbalisten und Somnambulisten; Magier der verschiedensten Stufen und Namen; Cagliostro-Anhänger, die den Stein der Weisen suchen, und „Lammsbrüder, die sich vom inneren Stolze nähren" — Vereinigungen, die sammt und sonders schwarze und weiße Magie treiben, aus Zahlen, Buchstaben und Worten die Geheimnisse der Natur und der Staaten prophezeihen, die ewige Jugend suchen, vor allem aber den

ächtesten Grundsatz aller Schwärmer üben, — sich untereinander zu verfolgen."

So die Reichstagszeitung. Die Orden, die wir vorstehend aufgeführt, wie sie nur einen ganz kleinen Theil der in Regensburg vertretenen, geschweige denn der in ganz Deutschland damals verbreiteten Ordensgesellschaften bildeten, waren andererseits auch immer noch Grenznachbarn, oft wirkliche Abzweigungen jener zwei großen Körperschaften, der „Aufklärer" und der „Dunkelmänner," die ihren Kern in der Idee hatten und auf die wir zurückkommen. Es gab aber andere, die sich absolut von jedem ideellen Gehalt entfernt hatten, oder das Ideelle doch bloß als ein nervenanregendes Komödienspiel trieben.

Aus der Reihe dieser greifen wir einige Musterbeispiele heraus.

Da war vorerst die „Dukaten-Societät." Sie war schon um 1746 durch den Grafen Carl Ludwig von Wied-Neuwied gestiftet worden. Die Gesellschaft ging aufs Praktische und war deshalb auch in der glücklichen Lage, in Betreff aller kirchlichen Dinge, das Wort „Toleranz" auf ihre Fahne schreiben zu können.

„Religionsvorurtheile können unmöglich bei einer Institution Einfluß haben, die sich auf Tugend und Geselligkeit gründet und die wahre Menschenliebe zu ihrem Wegweiser hat."

Die „wahre Menschenliebe" lernen wir nun aus § 7 der Statuten kennen. Es heißt daselbst: „Da jeder monatlich gerne einen Dukaten zur Societätskasse zahlen wird, wenn er hoffen darf, nicht nur dieser Bezahlung bald entledigt zu werden, sondern sogar viele Dukaten monatlich zu empfangen, so wird er für das erste anderweite Mitglied, das er seinerseits zum Eintritt engagirt, von der Zahlung befreiet; der Zweite, den er engagirt, zahlt gleichfalls zur Societätskasse; für den Dritten aber empfängt er monatlich einen Dukaten für sich; der Vierte zahlet ebenmäßig zur Societätskasse; für

den Fünften hingegen empfängt er wiederum einen Dukaten monatlich für sich; ferner auch für den 7., 9., 11., 13. und so fort für jede ungerade Zahl monatlich einen Dukaten. Wer also die Gelegenheit hat, ein Halbhundert Mitglieder zu dieser Societät zu engagiren, der bekommt monatlich eine Revenue von 24 Dukaten." Dies leuchtete vielen sofort ein. Vor Ablauf eines Jahres hatte der Orden bereits 416 Mitglieder, darunter 1 Protector, 7 Seniores, 1 Kassirer, 1 Secretär, 1 Archivar. Die ersten Mitglieder waren fast lauter Offiziere der Garnison Wesel, daran schlossen sich Civilpersonen aus Neuwied. In kürzester Frist hatte sich der Orden über ganz Deutschland ausgebreitet. Er bestand aber nicht lange. Die Regierungen schritten ein, warnten vor dieser „gefährlichen Societät" und verboten dieselbe. In Betreff von Vergesellschaftungen, die auf Geld und Geldeswerth ausgingen, waren die Regierungen immer am wachsamsten.

Ein anderer Orden, bei dessen Ceremonien die „Harmonika" eine große Rolle spielte und den wir deshalb den „Harmonika-Orden" nennen wollen, hatte im Gegensatz zur „Dukaten-Societät" etwas sinnbestrickend Theatralisches und operirte mit dem ganzen Apparat einer romantischen Oper. Diesen seltsamen Orden lernt man, in seinem Ritual (im Gegensatz zu den Statuten) aus einer kleinen Broschüre kennen, die 1787 in Berlin erschien und aus der wir Folgendes entnehmen.

„Sie verschafften mir, so schreibt der Held und Harmonika-Virtuose,*) durch Ihre Adresse an Herrn N. eine sehr

*) Der betr. Brief sieht sich das Ansehen, als sei er aus Wien datirt und als habe die ganze Scene auf einem Landgut in der Nähe Wiens gespielt. Wer aber je in Marquardt war, und den dortigen Park, den See, die Grotte, das Schloß und seine tiefen Doppelkeller kennen gelernt hat, dem wird sichs zunächst aufdrängen, daß hier durchaus Marquardt gemeint sein müsse. Es ist aber trotz alledem nicht der Fall, kann nicht sein, da Marquardt erst 1795 in die Hände Bischofswerders kam.

interessante Bekanntschaft ... Die Harmonika erhielt seinen ganzen Beifall; auch sprach er von verschiedenen besonderen Versuchen, was ich anfänglich nicht recht faßte. Nur erst seit gestern ist mir Vieles natürlich.

Gestern gegen Abend fuhren wir nach seinem Landgute, dessen Einrichtung, besonders aber die des Gartens, außerordentlich schön getroffen ist. Verschiedene Tempel, Grotten, Wasserfälle, labyrinthische Gänge und unterirdische Gewölbe u. s. w. verschaffen dem Auge so viel Mannichfaltigkeit und Abwechslung, daß man davon ganz bezaubert wird. Nur will mir die hohe, dies alles umschließende Mauer nicht gefallen; denn sie raubt dem Auge die herrliche Aussicht. — Ich hatte die Harmonika mit hinaus nehmen und Herrn N. — z. — versprechen müssen, auf seinen Wink an einem bestimmten Orte nur wenige Augenblicke zu spielen. Um diesen zu erwarten, führte er mich, da ich alles gesehen, in ein Zimmer im Vordertheil des Hauses und verließ mich, wie er sagte, der Anordnung eines Balls und einer Illumination wegen, die beide seine Gegenwart nothwendig erforderten. Es war schon spät und der Schlaf schien mich zu überraschen, als mich die Ankunft einiger Kutschen störte. Ich öffnete das Fenster, erkannte aber nichts Deutliches, noch weniger verstand ich das leise und geheimnißvolle Geflüster der Angekommenen. — Kurz nachher bemeisterte sich meiner der Schlaf von Neuem; und ich schlief wirklich ein. Etwa eine Stunde mochte ich geschlafen haben, als ich geweckt und von einem Diener, der sich zugleich mein Instrument zu tragen erbot, ersucht ward, ihm zu folgen. Da er sehr eilte, ich ihm aber nur langsam folgte, so entstand daraus die Gelegenheit, daß ich, durch Neugierde getrieben, dem dumpfen Tone einiger Posaunen nachging, der — aus der Tiefe des Kellers zu kommen schien.

Denken Sie Sich aber mein Erstaunen, als ich die Treppe des Kellers etwa halb hinunter gestiegen war und nunmehr eine Todtengruft erblickte, in der man unter Trauermusik einen Leichnam in den Sarg legte und zur Seite einem weißgeklei-

deten aber ganz mit Blut bespritzten Menschen die Ader am Arme verband. Außer den hilfeleistenden Personen waren die übrigen in langen schwarzen Mänteln vermummt und mit bloßen Degen. Am Eingang der Gruft lagen über einander geworfene Todtengerippe, und die Erleuchtung geschah durch Lichter, deren Flamme brennendem Weingeist ähnlich kam, wodurch der Anblick desto schauriger wurde. Um meinen Führer nicht zu verlieren, eilte ich zurück. Dieser trat so eben aus dem Garten wieder herein, als ich bei der Thüre desselben ankam. Er ergriff mich ungeduldig bei der Hand und zog mich gleichsam mit sich fort.

Sah ich je etwas Feenmärchen-ähnliches, so war's im Augenblick des Eintritts in den Garten. Alles in grünem Feuer; unzählig flammende Lampen; Gemurmel entfernter Wasserfälle. Nachtigallengesang, Blüthenduft, kurz, alles schien überirdisch, und die Natur in Zauber aufgelöst zu sein. Man wies mir meinen Platz hinter einer Laube an, deren Inneres reich geschmückt war und wo hinein man kurz darauf einen Ohnmächtigen führte, vermuthlich den, dem man in der Todtengruft die Ader geöffnet hatte. Doch gewiß weiß ich es nicht, weil die Gewänder aller Handelnden jetzt prächtig und reizend von Form und Farbe, und mir dadurch wieder ganz neu waren. Sogleich erhielt ich das Zeichen zum Spiele.

Da ich nunmehr genöthigt war, mehr auf mich als auf Andere Acht zu geben, so ging allerdings Vieles für mich verloren. So viel aber nahm ich deutlich wahr, daß sich der Ohnmächtige kaum nach einer Minute des Spielens erholte und mit äußerster Verwunderung fragte: Wo bin ich? wessen Stimme höre ich? — Frohlockender Jubel und Trompeten und Pauken war die Antwort. Alles griff zugleich nach den Degen und eilte tiefer in den Garten, wo das Fernere für mich wie verschwunden war.

Ich schreibe Ihnen dieses nach einem kurzen und unruhigen Schlaf. Gewiß, hätte ich nicht noch gestern, ehe ich mich zu Bette legte, diese Scene in meine Schreibtafel aufgezeichnet,

ich wäre sehr geneigt, dies Alles für einen Traum zu halten. Leben Sie wohl."

Die vorstehende Schilderung hat uns bereits in eine Gruppe von Ordensverbindungen oder doch bis an die Grenze derselben geführt, in denen „Erscheinungen" als Nerven-Stimulus und dieser wieder als „Mittel zum Zweck" die Hauptsache waren.

Wir wenden uns nunmehr diesen Magiern und ihren Verbindungen zu. Zuvor aber noch eine Bemerkung.

Auch jene Orden, die, was immer ihre Schwächen und Gebrechen sein mochten, doch in erster Reihe immer das Princip wollten und in Wahrheit ernst und aufrichtig einen geistigen Kern hatten, auch diese bedeutsameren, nicht ephemeren, wirklich zu politischer und socialer Bedeutung gelangenden Orden glaubten, wohl oder übel, eines gelegentlichen Operirens mit „Erscheinungen" nicht entbehren zu können. Wir werden darauf ausführlicher zurückkommen und festzustellen suchen, wie viel davon zulässig oder unzulässig, oder richtiger, wie groß oder wie gering das Maß der Verschuldung war.

Mit diesen ernsteren Bestrebungen, die sich gelegentlich im Mittel irrten, haben aber, trotz einer gewissen äußeren Aehnlichkeit, jene zu Neunzehntel auf Lug und Trug gestellten Vergesellschaftungen nichts gemein, die nicht einmal das ohnehin gefährliche und fragwürdige: „Der Zweck heiligt die Mittel" für sich geltend machen konnten, sondern einfach, unter prätensiösen Phrasen, ihrem Gewinn oder irdischem Vortheil nachjagten. Es waren Speculanten und Komödianten. Geister erscheinen lassen war ihr Geschäft und nur ihr Geschäft. Wir machen uns zunächst damit vertraut, wie sie dies Metier betrieben.

Es gab, so weit wir im Stande gewesen sind, uns aus den verschiedensten Schriften zu informiren, vier Arten des Betriebes. Kleinere Abweichungen kommen nicht in Betracht. Es waren:

1) Das Schattenbild auf weißer durchsichtiger Fläche. Eine Art Laterna magica. Dies war die plumpeste Art.

2) Das Hohlspiegelbild auf weißer Wandfläche. Ein Verfahren, das, bei Geisterscenen auf der Bühne, auch jetzt noch zu gelegentlicher Anwendung kommt.

3) Das Hohlspiegelbild auf Rauch und Qualm.

4) Bloße Benebelung und Einwirkung auf die Imagination, so daß man Dinge sieht, die gar nicht da sind.

Ueber diese letztere Art des Verfahrens, die die unglaublichste scheint und, richtig gehandhabt, doch vielleicht die sicherste war, entnehmen wir zeitgenössischen Memoiren das Folgende:

Friedrich II. erfuhr, daß in Halle ein Professor sei, der Geister citiren könne. Der König ließ ihn kommen. Der Betreffende erschien auch, lehnte es aber ab, Geister erscheinen zu lassen, erklärte vielmehr dem Könige ganz einfach, wie er dabei zu operiren pflege. Er sagte: „Ich benutze dazu ein Räucherwerk. Dies Räucherwerk — wovon hier das Recept ist — hat zwei Eigenschaften: 1) den „Patienten" in einen Halbschlaf zu versetzen, welcher leicht genug ist, ihn alles verstehen zu lassen, was man ihm sagt, und tief genug, ihn am Nachdenken zu verhindern; 2) ihm das Gehirn dergestalt zu erhitzen, daß seine Einbildungskraft ihm lebhaft das Bild der Worte, die er hört, abmalt. Er ist in dem Zustande eines Menschen, der nach den leichten Eindrücken, die er im Schlaf empfängt, einen Traum zusammensetzt. Nachdem ich in der Unterredung mit meinem Neugierigen möglichst viele Einzelheiten über die Person, die ihm erscheinen soll, kennen gelernt und ihn nach der Form und den Kleidern gefragt habe, in denen er die zu citirende Person sehen will, lasse ich ihn in das dunkle, mit dem Dunst des Räucherwerks angefüllte Zimmer treten. Dann — nach einiger Zeit — spreche ich zu ihm: „Sie sehen den und den, so und so gestaltet und gekleidet," worauf sich sofort seiner erregten Phantasie die Gestalt abmalt. Hierauf frage ich ihn mit rauher Stimme: „Was willst Du?" Er ist überzeugt, daß der Geist zu ihm spricht; er antwortet.

Ich erwiedere; und wenn er Muth hat, so setzt sich die Unterredung fort und schließt mit einer Ohnmacht. Diese letzte Wirkung des Räucherwerks wirft einen mysteriösen Schleier über das, was er zu sehen und zu hören geglaubt hat und verwischt die kleinen Mängel, deren er sich etwa erinnern könnte." —

So weit die Enthüllungen des Professors. Ueber die verbleibenden drei Arten der „Geistercitirung" berichten wir an anderer Stelle, theils im Text, theils in den Anmerkungen.

Das dritte Verfahren: „Das Hohlspiegelbild auf einer Rauchsäule" wurde, wenn den betreffenden Ueberlieferungen Glauben zu schenken ist, vorzugsweise durch Johann Georg Schrepfer geübt. Dieser in seiner Art merkwürdige Mann bildete die Incarnation jenes Lug- und Trug-Systems, jener Geheimbündelei, die, unter großen räthselvollen Phrasen, das Wunderthun, die Geistercitation, den Rapport mit der geistigen Welt in den Vordergrund stellte und ohne sich viel mit fortschrittlichen oder rückschrittlichen Ideen aufzuhalten, von der Leichtgläubigkeit der Menschen lebte. In der Kürze haben wir Schrepfers schon bei Marquardt erwähnt. Wir müssen auch hier wiederholen, daß er höchst wahrscheinlich nicht bloß ein Betrüger war, sondern durch Lesen mystischer und alchymistischer Schriften, dazu durch eigene Eitelkeit und fremde Huldigungen, schließlich, ohne geradezu wahnsinnig zu sein, in einen verworrenen Geisteszustand gerathen war, der ihn in der That an sich glauben machte und ihn namentlich Alles für möglich halten ließ. Es ist nicht absolut unwahrscheinlich, daß er wirklich dachte, ein Packet Papierschnitzel werde sich ihm zu Liebe über Nacht in vollgültige Banknoten verwandeln. Wir geben eine kurze Lebensskizze dieses Mannes, dessen Leben und Tod charakteristisch ist für eine specielle Krankheits-Erscheinung jener Zeit.

Johann Georg Schrepfer, 1730 geboren, war anfangs Kellner in einem Leipziger Gasthause (nach andern Husar) und war unter die dienenden Brüder einer dortigen Freimaurerloge

aufgenommen worden. Später hatte er eine Frau mit einigem Vermögen geheirathet und hielt seitdem eine eigne Schenkwirthschaft in der Klostergasse. Anfang der 70er Jahre, vielleicht schon etwas früher, begann er auszusprengen, daß er die Gabe der Geisterbeschwörung habe. Sein Anhang wuchs, darunter Personen von hoher gesellschaftlicher Stellung. Der Herzog von Kurland, Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Minister Graf Hohenthal und v. Wurmb, der Kammerherr v. Heynitz, Oberst v. Fröden, der Geh. Kriegsrath v. Hopfgarten und der Kammerherr v. Bischofswerder pflogen Umgang mit ihm und besuchten ihn in seiner Wohnung im Hotel de Pologne. Daß er, mit Hilfe des nach ihm genannten Schrepferschen Apparats, wirklich schemenhafte Gestalten erscheinen ließ, ist gewiß, noch gewisser, daß er in beständigen Geldverlegenheiten war und die reicheren der vorher genannten Herren benutzte, um auf ihre Kosten zu leben. Sie mußten Geld geben, auf daß der Schatz gehoben werden könne.

Vielleicht daß ihr Vertrauen oder ihre Geduld eher erschöpft worden wäre, wenn er es nicht verstanden hätte, zum Theil auf gefälschte Empfehlungen hin, mit den hervorragendsten Häuptern anderer geheimer Gesellschaften sich in Verbindung zu setzen, was ihm dann, in seiner nächsten Umgebung, immer auf's Neue einen Nimbus lieh. Aus dieser Ordens-Geheim-Correspondenz, die er nach den verschiedensten Seiten hin führte, ist ein Briefwechsel zwischen ihm und dem Professor der Theologie Dr. Stark in Königsberg (später General-Superintendent in einem der thüringischen Staaten) aufbewahrt worden, der merkwürdige Einblicke gönnt.

Dr. Stark, ein Theologe von gründlichster Bildung, eröffnete die Correspondenz und schrieb unterm 30. Juni 1773 aus Königsberg: „Mein sehr werther Freund und Bruder. Nach dem Wenigen, was mir von Ihnen bekannt worden ist, müßte mich mein Geist sehr trügen, und die Siegel, die unser Orden seinen Geweihten aufgedrückt hat, verwischt sein: oder ich muß in Ihnen einen Mann finden, der Eines Ursprun-

ges mit mir ist und mit mir zu Einem Zwecke geht. Und deren sind nicht viele unter den Maurern. Trüge ich mich, so falle Nacht und Finsterniß auf das, was ich sagen werde. Sind Sie es aber, so grüße ich Sie in der heiligen Zahl von Drei, Sieben und Zehn und durch die sieben Geister Gottes.

Sind Sie tiefer als ich ins Heiligthum geführet, so nehmen Sie mich als einen lehrbegierigen Schüler an... Sonst lassen Sie uns Beide auf dem vor der Welt und so viel Tausend Maurern verdeckten Wege gehen. Die wahre Weisheit liebt das Verborgene. Nur in der Dunkelheit ist das unzerstörliche Licht. Ich kenne, mein Bruder, Florenz... Sie können zu mir reden... An einem grünen Flecken im rothen Lack des Wappens können Sie es erkennen, daß mein Brief nicht geöffnet gewesen.

Aber lassen Sie mich noch eine Bitte thun: Zerstören Sie noch nicht eine Art von Maurerei in Deutschland, unter deren Maske Brüder verborgen liegen, die diesen Brüdern selbst unbekannt sind, die Sie aber gewiß schätzen und lieben würden, wenn Sie sie näher kennen sollten. Unsere Macht und Gewalt ist lieblich, ein Feuer, das nähret und nicht zerstöret.

Ihr aufrichtiger Freund und Bruder
der „Verfasser der Apologie" (Stark)."

Hierauf antwortete Schrepfer, der bei aller Begabung den Cafetier doch nie verläugnen konnte, unterm 29. Juli folgenden Bombast: „Mein werther Freund und Bruder. Dero an mich abgelassenes Schreiben habe richtig zu erhalten die Ehre gehabt. Der große Baumeister der Gottheit der Allmacht gehe vor uns über mit seiner Gnade! So thue ich denn als Schotte der Erkenntniß und Gewalt aus Schottland in den Thurm den ersten Schritt, denselben die Wahrheit zu melden. Zerbrechen Sie Ihr † aus Florenz, lernen Sie dafür erkennen 5. 7., daß ich wirklich bin S. W. O. V.

Ist Wismar nicht sträflich, daß sie auf mein wiederholtes freundschaftliches Betragen nicht mehr Aufmerksamkeit bezeiget?

Was ich vor jetzt schreibe, schreibe ich auf Ihre Pflicht. Ziehen Sie Ihre Schuhe aus, denn der Ort der wahren ME ist heilig für den Busch. Fünf starben, der 6te ging in Feuer über, stehet die Säule so (unleserliches Wort) im Morgen, die 7 Siegel thun sich auf, und erkennen die Wahrheit der Gottheit. Verflucht sei, der den Namen seines Gottes mißbraucht! Der Herr ist heilig und gerecht. Mein Bruder, wenn Sie wirklich der sind, der die 11 in der Wahrheit kennet, da doch durch 12 gerichtet wird, warum kennen Sie nicht S. W.? War England nicht gerecht, ließ es Ihnen nicht ihre Freiheit; warum suchten Sie aber von dem einen Wege in den anderen zu fallen? Sind nicht Warnungen genug an die strikte Observanz ergangen? Wenn ich meine Brüder bei der Vernunft überführe, und selbigen die Unsterblichkeit der Seele beweise, so folge ich den wahren Pflichten B. I. I. Soll Gewalt dem Schwachen weichen, wenn der Schwache nur Bosheit in seiner Seele besitzt, wurde das Schwert nicht eingesteckt, da es schon gesiegt hatte?

Glauben Sie, mein Bruder, wenn ich gleich nach Dresden gegangen, so wäre jetzo Alles ruhig und zufrieden; aber Leipzig, da wo nur Tugend und Wissenschaften blühen sollen, ist eine in Schleier gehüllte Buhlerin. Kennen Sie wirklich die Off. I.?

Ich kenne Purpur ganz roth, das innerste der Sonne gelb, blau, heilig und gerecht, unter dem Namen des Lammes. I. V. N. D. I. K.

Um mich noch mehr zu erklären, erwarte Dero Antwort, und empfehle Sie dem Schutz des Unerschaffenen.

N. S. Mein Bruder. Sie haben es mit E—land und Sch—land richtig getroffen; nur den Sitz des Thurmes haben Sie mir nicht gemeldet. Erhalte ich einen Brief von Ihrer Hand und Namen, so thue mir der Herr dies und das, so ich ihn nicht unter meiner eigenen Hand beantworten will.

Nehmen Sie den Spiegel und sehen nach dem Licht. Wenn der Blitz fähret, so blendet er, aber dem Weisen ist er klar wie tausend Jahr.

Joh. Geo. Sch – r,
S. d. E. u. G.
(Schotte der Erkenntniß und Gewalt).

Daß ein Mann wie Stark durch solchen mit Effronterie vorgetragenen Galimathias geblendet werden konnte, ist nicht anzunehmen, auch kam die Correspondenz über diesen einmaligen Briefaustausch nicht hinaus. Aber Schrepfer hatte doch das Eine Gute davon, daß er auf das Handschreiben eines, in besonderem Ordens-Ansehen stehenden, die höchsten Ordens-Ehren in sich vereinigenden Mannes hinweisen konnte. Und das genügte ihm. Er suchte neue Mittel nach, „um den Schatz zu heben," und Leipzig, das er so undankbar als „Buhlerin" bezeichnete, gewährte sie immer auf's Neue.

Endlich indeß, so scheint es, war die Geduld erschöpft, die „Erscheinungen" kamen, während der Schatz beharrlich ausblieb und Schrepfer empfand zuletzt, daß seine Situation unhaltbar geworden sei. Aber wenigstens mit einem Knalleffect wollte er scheiden.

An einem der letzten Meßtage, am 7. October 1774 lud er Bischofswerder und Hopfgarten, nebst noch zwei anderen, zum Abendessen ein. Als sie beisammen waren, sagte er: „Diese Nacht legen wir uns nicht zu Bett, denn morgen mit dem Frühesten, noch vor Sonnenaufgang, sollen Sie ein ganz neues Schauspiel zu sehen bekommen. Bis jetzt hab ich Ihnen Verstorbene gezeigt, die ins Leben zurückgerufen wurden; morgen aber sollen Sie einen Lebenden sehen, den Sie für todt halten werden." Nach diesen Worten legte er sich aufs Sopha und schlief fest. Als der Tag anbrach, stand er auf mit den Worten: „Nun, meine Herren, ist es Zeit, daß wir gehen;" und alle begaben sich nach dem Rosenthal. Schrepfer, der auf dem Wege die vollkommenste Gemüthsruhe zeigte, wies seinen Begleitern, als sie an einer bestimmten Stelle angelangt waren,

ihre Plätze an, indem er zu ihnen sagte: „Rühren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich Sie rufen werde; ich gehe jetzt in dieses Gebüsch, wo Sie bald eine wunderbare Erscheinung sehen sollen.“ Er entfernte sich und bald darauf fiel ein Schuß; im Dickicht fanden die Herren ihren Propheten todt. Er hatte sich mit einem Taschenpistol erschossen.

So viel über Schrepfer, in dem sich die Lug- und Trug-Geheimbündelei, die ideenlose und karrikirte Entartung des Ordenswesens verkörperte. Wir haben in den kurzen Lebensabriß, den wir von ihm gegeben, den Briefwechsel zwischen ihm und Dr. Stark mit besonderem Vorbedacht eingeschoben, um einen Gegensatz und dadurch zugleich einen Uebergang zu schaffen zu jenen ernsteren Bestrebungen, die, wie befangen auch in Menschlichkeiten, doch ein Princip vertraten und zugleich jene Sache selbst waren, von der Schrepfer nur die Carrikatur bildete.

Von diesen ernsteren Bestrebungen in dem folgenden Capitel.

2.

Illuminaten und Rosenkreuzer.

Ei, Possen, das ist nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen.

„Faust.“

Der Hang nach Macht, der im absoluten Staate (außer im Dienste desselben) keine Befriedigung fand, schuf, so sagten wir, die Geheimbündelei überhaupt; der Hang nach Freiheit, der im absoluten Staate begreiflicher Weise nicht besser fuhr, als jener, schuf eine besondere Abzweigung, eine ideale Blüthe der Geheimbündelei: den Illuminaten-Orden. Dieser Orden, seinen gedanklichen Kern angesehen, war kaum etwas

Anderes als ein modificirter, vielleicht ein potenzirter Freimaurer-Orden, hätte also allen Anspruch darauf gehabt, neben diesem zu leben und zu wirken (in der That wurde auch um 1780 eine Vereinigung beider erstrebt); die besonderen Umstände aber, unter denen der neue Orden ins Leben trat, seine Rührigkeit, seine Aggression, seine Uebergriffe führten rasch zu seinem Untergange, nachdem er, etwa ein Jahrzehnt lang, eine hervorragende politische Rolle gespielt und sich als ein ächter Repräsentant jener Freiheitsströmung gezeigt hatte, die damals durch Europa ging.

Der Stifter des Ordens war Adam Weishaupt, der, 1748 zu Ingolstadt geboren, an der Universität seiner Vaterstadt studirt und 1775 ebendaselbst die Professur des Natur- und kanonischen Rechts erhalten hatte. Schon als Student — es lag eben in der Zeit — hatte ihn die Stiftung eines Ordens beschäftigt; jetzt, gereifter, entwarf er die Statuten für den Orden der „Perfectibilisten," die dann später den mehr bezeichnenden und besser sprechbaren Namen der Illuminaten annahmen. Die Gründung des Ordens erfolgte 1776. Weishaupt selbst bezeichnete als Aufgabe desselben: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und aus allen Religionen, durch ein gegebenes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen und sie dahin zu leiten, aus wahrer Ueberzeugung und von selbst zu thun, was kein öffentlicher Zwang, seit Welt und Menschen sind, je bewirken konnte." In einem Briefe gab er sich noch deutlicher und zuversichtlicher: „Der Endzweck des Ordens ist, daß es Licht werde und wir sind die Streiter gegen die Finsterniß. In fünf Jahren sollen sie erstaunen, was wir gethan haben. Merken Sie sich's, der Endzweck des Ordens ist, frei zu sein. Wenn sich Alles so fortentwickelt, wie seit einiger Zeit, so gehört in Kurzem unser Vaterland uns. Habe ich einmal den Grund des Baues festgestellt, so mag geschehen was wolle. Man wird dann, auch wenn man wollte, nicht mehr im Stande sein, die Sache zu Grunde zu richten."

Die ersten Erfolge des Ordens entsprachen dieser Zuversicht; viele vornehme, gelehrte und rechtschaffene Männer traten ihm bei, darunter Knigge (1780), der alsbald eine besonders umsichtige und energische Thätigkeit zu entfalten begann. Aber diese Blüthe, so rasch sie gezeitigt war, so rasch ging sie vorüber. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich; der erstere trat zurück, mit ihm eine Anzahl Mitglieder, und so in sich geschädigt und zerfallen, erlag der Orden dem Sturme, der jetzt von außen her ihn traf. Alles Illuminatenthum wurde in Baiern (das den Hauptsitz bildete) verboten und Weishaupt 1785 seines Amtes entsetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernst von Gotha Aufnahme; aber der Orden selbst erlag der staatlichen Obergewalt, die ihn, mit Processen und Strafverfügungen energisch vorgehend, wie einen Brand austrat.

So viel über die Illuminaten. Ein kurzes Leben. Sehr wahrscheinlich, daß dieser Orden, wie so viele andere Verbindungen jener Zeit, ohne Sang und Klang und ohne ein Blatt in der Geschichte vom Schauplatz abgetreten wäre, wenn er nicht während der kurzen Dauer seiner Existenz eine Gegenströmung hervorgerufen hätte, die, berühmter werdend als der Illuminatenorden selbst, diesem alsbald einen Reflex der eigenen Berühmtheit lieh. Mit anderen Worten, das Illuminatenthum wäre vielleicht vergessen, wenn nicht der geheimbündlerische Drang sofort einen feindlichen Bruder geboren hätte. Dies waren die Rosenkreuzer; ein alter Name, aber eine neue Sache.

Wir beginnen mit einem historischen Rückblick.

Die Rosenkreuzer waren eine alte alchymistische Verbrüderung, die weit in die Geschichte zurückgeht. Ihr Stifter war Frater Rosenkreuz, ein Deutscher, wie sein Name bezeugt. Daß ein solcher Mönch wirklich gelebt und mit seinen Adepten die Goldmachekunst getrieben habe, scheint unzweifelhaft; über diese einfache Thatsache hinaus aber hüllt sich alles in Nebel und die Geschichte vom Tode und von der Wiederauffindung des alten

Rosenkreuz giebt sich nicht einmal die Mühe, ihren Fabel-Charakter zu verbergen. Diese Geschichte lautet wie folgt:

Frater Rosenkreutz, nachdem er seiner Reisen durch Arabien und Afrika und seines vieljährigen Verkehrs mit den „afrikanischen Weltweisen" müde geworden war, begab sich nach England und wohnte nicht weit von London, woselbst er eine unterirdische Höhle errichtete und ein Buch schrieb, worauf er C. L. statt des Titels setzte. Sein Vetter Benedict Rosenkreutz war gemeiniglich um ihn. Diesem befahl er, bei Ablegung eines großen Schwurs, daß er nach seinem Tode sogleich das Gewölbe zuschließen und eine bestimmte große Tafel davor setzen sollte, worauf die Namen seiner Schüler standen; den Zugang selbst sollte er mit Erde verschütten. Alles dies geschah mit der größten Genauigkeit, so daß man von Rosenkreutz nichts weiter hörte. Ueber dieser Höhle stand aber ein sehr alter Akazienbaum, unter dessen Schatten Rosenkreutz öfters seinen Gedanken nachgehängen. Nach 120 Jahren fiel einem Bauern ein, diesen Baum umzuhauen und seine Wurzeln auszugraben. Er kam an Steinplatten, nahm eine nach der andern fort und eh er sichs versah, fiel er in eine Höhle 15 Fuß tief in die Erde hinein. Kaum hatte er sich von seinem Fall und Schrecken erholt, so wurde er gewahr, daß diese unterirdische Gruft erleuchtet war, und ein alter, ehrwürdiger Mann vor einem Tische saß und in einem Buche las. Als er (der Bauer) sich nun einen Schritt näherte, erhob sich der Alte, der einen Stab in Händen hielt. Bei dem zweiten Schritt hob er seinen Stab in die Höhe, bei dem dritten schlug er so gewaltig auf die Lampe, daß solche zerbrach und erlosch. Der Bauer stürzte vor Schreck nieder; so fand man ihn und hörte seinen Bericht. Zugleich fand man eine Leiche, die ein Buch in Händen hielt. Dies letztere war das Buch Rosenkreutzers, das alle Weisheit, die Ausbeute seines Lebens, seiner Studien enthielt."

So die Erzählung von Frater Rosenkreutz und seinem Weisheits-Buch. Dies Weisheits-Buch, auf das es ankam,

gaben nun die modernen Rosenkreuzer, die wir gleich näher charakterisiren werden, als ihren Besitz aus; es sei ihnen auf räthselhafte Weise zu Händen gekommen und um den Verdacht oder den Vorwurf der Modernität von sich abzustreifen, nannten sie sich, eben auf die vorgeblich alte Weisheit gestützt, die Rosenkreuzer alten Styls. Ihr Spruch war: Lux in Cruce et Crux in Luce. Die Welt erkannte sehr bald (und sie sollte es auch erkennen), daß die sich so nennenden Rosenkreuzer alten Styls mit den wirklichen Rosenkreuzern alten Styls nichts gemein hatten und mit Fug und Recht durfte Dr. Semler, der „Vater des Rationalismus," von Halle aus schreiben: „Seit einiger Zeit haben wir von einer jetzt fortdauernden Rosenkreuzerei so manche wichtige Nachrichten, Nachrichten, aus denen wir erkennen können, daß eine große Partei mit gewiß weit aussehenden Absichten, die Magie und Alchemie nur als Maske benutzt. Ein „Hirtenbrief" dieser Rosenkreuzer, der mir vorliegt, ist ein auffallender Beweis von der dreisten und entschlossenen Denkungsart dieser geheimen Partei, welche ganz merklich es auf eine öffentliche Revolution im Sinne des Rückschritts absieht. . . . Die Historie kann es am gewissesten darthun, daß diese jüngeren Rosenkreuzer ganz andere Leute sind als die alten, die kein papistisches Mitglied unter sich duldeten."

Im Wesentlichen hatte es der alte Rationalist hier richtig getroffen; ob Papismus und Jesuitismus dahinter steckten, war damals fraglich und ist fraglich geblieben, aber um Reaction, um einen Kampf gegen die Neologen und Ideologen, gegen die Aufklärer und Freimaurer, gegen die Demokraten und Illuminaten handelte es sich allerdings; die alten Elemente in Staat und Kirche, ganz wie in unsern Tagen, nahmen einen organisirten Kampf gegen den Liberalismus in allen seinen Gestalten und Verzweigungen auf. Nur die Organisation war verschieden, heute öffentlich in Kammer, Lehrstuhl, Presse, damals geheim in Orden und Brüderschaften. Jede Zeit hat ihre Kampfesformen; der Kampf bleibt derselbe.

Wie recht der alte Semler hatte, darüber gaben die trotz aller Vorsicht und Geheimthuerei nach und nach in die Oeffentlichkeit dringenden Schriften des modernen Rosenkreuzerthums die beste Auskunft. Umkehr, Absolutismus, Orthodoxie — das war ihr Inhalt. Wir geben einige Belagstellen zunächst aus der „Original-Instruction für die Oberen der untern Klassen."

pag. 27.

Der hohe Orden, der die Sache Christi mit Macht und Eifer betreibt, weil sie seine eigene ist, hat die Größe des Menschengeschlechtes sehr am Herzen.

pag. 30.

„Der Zirkel-Director soll den Brüdern tiefe Ehrfurcht gegen den Befehl Gottes einprägen, daß wir hier glauben und dort erst schauen. Er soll ihnen auch die gewisse und freudige Hoffnung machen, daß, bei zunehmendem Wachsthum im Orden, ihr Glaube viele starke Stützen erhalten und sie manches, ihnen jetzt noch Unbegreifliche in den Geheimnissen unserer allerheiligsten Religion mit mathematischer Gewißheit einsehen werden."

pag. 88.

Der Orden kettet den Himmel an die Erde und öffnet den versperrten Weg zum Paradiese wiederum. Seine höchsten Vorsteher sind, im allergenauesten Verstande, Freunde Gottes, wahre Jünger Christi, weit über den Rest der Sterblichen erhaben, Meister über die ganze Natur, die mit der einen Hand auf das siegreiche Kreuz der Versöhnung gelehnt, mit der andern die lange Ordenskette festhalten.

So weit die Auszüge aus der „Instruction."

Energischer noch traten die Grundgedanken des Ordens, die man vielleicht am besten mit „Umkehr zur Strenggläubigkeit und Mysticismus" bezeichnen kann, in einem 1782 zu Berlin erschienenen Buche hervor, das den Titel führte: „Die Pflichten der Gold- und Rosenkreuzer alten Systems; von Chrysophiron." Dies Buch wurde bloß für die Junioren des Ordens gedruckt und sehr geheim gehalten. Ein Exemplar besaß der russische Major Kutusow, der (wie man glaubt eben dieser

Verbindung halber) mehrere Jahre in Berlin lebte und daſelbſt ſtarb. Dies Exemplar wurde bei der ſtattfindenden Auction öffentlich verſteigert, und kam dadurch in fremde Hände. In der Vorrede zu dieſem Buche fanden ſich folgende Stellen:

pag. XIII.

Gottes Barmherzigkeit über Deutſchland hat noch kein Ende, ſondern ſie iſt alle Morgen neu, und ſeine Treue iſt groß. Der ewige Erbarmer hat ſich durch das Gebet unſerer gütigen Oberen endlich erweichen laſſen. Was unſere Väter von ſich ſtießen, das iſt nach hundert Jahren ihren glücklichen Kindern, iſt Uns, zu Theil geworden.

pag. XXXIX.

Gott hat Sie, hat mich, hat alle Mitglieder unſres hohen Ordens vor Millionen Menſchen werthgeachtet, an dem paradieſiſchen Segen Antheil zu nehmen, den er nach ſeiner grundloſen Barmherzigkeit bei dem Falle Adams nicht aus der Welt hinausnahm, ſondern ihn nur verbarg, damit diejenigen unter den Menſchen, welche in allen Jahrhunderten der Welt es werth würden, dieſen Segen finden und genießen könnten.

pag. XL.

Nur der iſt dieſes Segens im Orden werth, der Jeſum Chriſtum, den Schlangentreter, recht kennt, ſein tinkturaliſches Verſöhnungsblut ganz auffaſſet, und durch ſeinen ſtarken Glauben mit ihm innigſt vereinigt iſt. Nur ſolchen gab er Macht, nur dieſen dreimal glücklichen Ordensbrüdern gab er Macht, Gottes Kinder zu heißen, die an ſeinen Namen glauben. Joh. 1, 12.

Und an eben dieſer Stelle (pag. XL.):

„Ich habe Ihnen hiermit genug geſagt, und ſchließe mit den Worten Pauli 1. Korinther 16 V. 22. Wer unſern Herrn Jeſum Chriſtum nicht lieb hat, der ſei verflucht oder Anathema maharam Motha. Das heißt: durch den großen Bann der göttlichen Strafgerechtigkeit ausgeſetzt. Amen! Amen! Amen!

Dieſe Schriften riefen im gegneriſchen Lager, alſo unter Freimaurern und Rationaliſten, einen Zorn hervor, den wir in unſren Tagen, wo dergleichen in offener Befehdung der Gegenſätze jeden Tag gedruckt wird, einfach nicht faſſen können, wenn wir nicht gegenwärtig haben, wer jene Schriften ſchrieb, wer Chryſophiron war und welche ſtaatliche Gewalt ſchützend hinter dieſem Orden der Gold- und Roſenkreuzer ſtand. Dies Alles waren nicht Blaſen, die ein beliebiger Sektengeiſt warf, ſondern dieſe Anſchauungen herrſchten an oberſter Stelle, drohten in Edicten und Geſetzen beſtimmend, maßgebend für Millionen Andersdenkender zu werden und traten ſchließlich wirklich als Landesgeſetze in Kraft. Hinter dieſer Roſenkreuzerei ſtanden auf länger denn 10 Jahre hin die Machthaber Preußens: der König, Wöllner, Biſchofswerder. Chryſophiron war Pſeudonym für Wöllner.

Dies wird genügen, die oben erwähnte bittere Feindſchaft zu erklären, die durch die liberale Welt ging. In Frankreich der Sieg des Voltairianismus bis in ſeine letzten Conſequenzen und — in Preußen, an deſſen Spitze beinah 50 Jahre lang der Philoſoph von Sansſouci geſtanden und der Aufklärung eine Stätte bereitet hatte, in dieſem Preußen: Umkehr, Gewiſſensdruck, Roſenkreuzerei. So lange hinter dieſer letztern die ſtaatliche Macht ſtand, ſo lange ſie mit dieſer identiſch war, war ein Kampf dagegen unmöglich, aber kaum daß der Sarg Friedrich Wilhelms II. in die Gruft des Domes niedergelaſſen war, ſo brach es hervor. An der Spitze der alte Nicolai. In der Vorrede zum 56. Bande der „Neuen Allgemeinen deutſchen Bibliothek“ führte er nunmehr über die Roſenkreuzer (die nun freilich ein todter Percy waren) folgende Sprache:

„Sehr bald nach dem Tode Friedrichs des Großen fanden bei ſeinem Nachfolger Männer Gehör, welche zu mehreren nachtheiligen Maßregeln Anlaß gaben. Dieſelben waren großentheils durch eine geheime Macht, durch den Gold- und Roſenkreuzer-Orden und durch den Einfluß der „unbekannten Väter“ geleitet, welche dieſen Orden unge-

fähr seit 1778, noch zu Lebzeiten des großen Königs, unglaublich weit in Deutschland auszubreiten wußten. Wo die „unbekannten Väter“ sich aufhielten, wußten die Ordensgenossen nicht; aber wenn dunkle Winke hin und wieder gegeben wurden, so ward allemal auf katholische Orte gedeutet. Alle diese Innern Orden verlangten blindes Vertrauen auf die unbekannten Oberen; ... der tollen Geisterseherei wurde nach und nach Thür und Thor geöffnet, damit der freie Gebrauch der Vernunft gehemmt und nach und nach der Herrschsucht der Hierarchie und ihrer eigenen Herrschsucht ein ausgedehnterer Wirkungskreis bereitet würde.

„Es ist auch selbst dem allgemeinen Publikum nicht ganz unbekannt geblieben, welche wichtige Folgen von 1786 bis 1797 in den preußischen Staaten durch die Anhänglichkeit an die Rosenkreuzer bewirkt worden sind. Wenngleich dieselben keineswegs all ihre schädlichen Pläne haben durchsetzen können, so kann doch derjenige, der einigermaßen die Umstände kennt, kaum zweifeln, daß die Rosenkreuzerei auf die in die Augen fallende Veränderung der Verfügungen in Absicht auf die Religion (das Wöllnersche Religions-Edict ist gemeint) einen wichtigen Einfluß gehabt habe. Dank sei es den menschenfreundlichen Privatgesinnungen König Friedrich Wilhelms II., daß die Absicht der Obscuranten, alle Aufklärung auszurotten, nicht bis zur Absetzung der Aufklärer von ihren Aemtern, bis zu ihrer Einschließung in Gefängnisse oder ihrer Verjagung aus dem Lande fortgesetzt ward. Es gab Leute, denen es an Willen hierzu nicht fehlte und noch weniger an Drohungen.“

Zu dieser Sprache, mit Bezeichnungen wie „bübisch,“ „schmutzig,“ „betrügerisch“ reichlich verbrämt, war Nicolai als Parteimann, als ausgesprochener Widerpart, dazu als Mann, der persönliche Kränkungen und Schädigungen erfahren hatte, zu gutem Theile berechtigt, — wir nachträglich haben die Pflicht, unparteiischer auf das Getriebe dieses Ordens und der beiden einflußreichen, den Staat lenkenden Männer zu blicken, die entweder an der Spitze des Ordens standen oder doch seine

wichtigſten, ja überhaupt die einzig wichtigen Mitglieder waren. Ohne die Namen Biſchofswerder und Wöllner wären die Roſenkreuzer wie ſo viele andere Orden jener Zeit ohne Sang und Klang vom Schauplatz abgetreten.

Was wollte der Orden? wie entſtand er? Er war, ſeinem Kern und Weſen nach, eine Unausbleiblichkeit, weil ein naturgemäßer Rückſchlag. Wir gedenken hier keineswegs in eine Polemik gegen den Nationalismus einzutreten (er iſt lange der „Uebel größtes nicht“), wir conſtatiren nur einfach eine Thatſache, wenn wir hervorheben, daß dieſe Dinge einem beſtändigen Wechſel unterliegen und daß man in den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen in vielen Kreiſen anfing, der Aufklärung wenig froh zu werden. Gegenſätze, die ſich befehden, die beide in der Natur des Menſchen ihre Wurzel und ihre Berechtigung finden, pflegen ſich unter einander in Herrſchaft und Ohnmacht abzulöſen. Dem Puritanismus folgte Libertinage, der ſtarren Orthodoxie Friedrich Wilhelms I. folgte der Voltairianismus der Fridericianiſchen Zeit, dem Kosmopolitismus folgte eine nationale Bewegung und dem Illuminatenthum, das überall ein Licht anzünden wollte, mußte naturgemäß irgend ein Roſenkreuzerthum folgen, das davon ausging: alles Tiefe liegt nicht im Licht, ſondern im Dunkel. Das Empfinden der Zeiten und der Individuen wird in Bezug auf dieſe Frage immer aus einander gehen und jene Enthuſiaſten, die überall ein Räthſel, ein Wunder, ein directes Eingreifen Gottes ſehen, wo der Nüchternheitsmenſch einfach das Verhältniß von Urſache und Wirkung zu erkennen glaubt, dieſe phantaſiereichen, unſerer beſten Ueberzeugung nach höher angelegten Naturen dürfen mindeſtens eins verlangen: Gleichſtellung in bürgerlicher Ehre. Es iſt nichts damit gethan, ihnen einfach den Zettel „Dunkelmänner“ aufzukleben und ſie damit, zu beliebiger Verhöhnung, auf den Markt zu ſtellen. Seinem Kern und Weſen nach (man vergleiche oben, was wir aus Chryſophirons Schriften mitgetheilt haben) war das moderne Roſenkreuzerthum nichts als eine Vereinigung von Männern, die,

ob katholisirend oder nicht, an den dreieinigen Gott glaubten und diesen Glauben dem Deismus, dem Pantheismus und Atheismus gegenüberstellten.

Wer will in dieser Reactionsbewegung, die den Glaubensinhalt vergangener Jahrhunderte zurückverlangt, ein- für allemal einen geistigen Rückschritt, eine Einbuße an ideellen Gütern erkennen? Wer hat den Muth, die Glaubenskraft des Menschen unter die Verstandeskraft zu stellen? Glaube und wissenschaftliche Erkenntniß schließen einander nicht aus, und mit höchster Geisteskraft ist höchste Glaubenskraft durch ganze Epochen hin vereinigt gewesen. Das Rosenkreuzerthum hat dadurch keine Sünde auf sich geladen, daß es das Gegentheil von dem wollte, was der alte Nicolai wollte.*)

*) Wie wenig der alte Nicolai, mit all seinen Meriten, im Stande war, einer Erscheinung wie der des Rosenkreuzer-Ordens gerecht zu werden, geht aus seinen eigenen Aufzeichnungen am besten hervor. Er sah in Allem, was damals, in Dichtung und Philosophie, den Vorhang zu lüften gedachte, nur Eitelkeit, Anmaßung, Phantasterei und Geisterschwindel, und stand gegen die ganze junge Literatur, wenigstens so weit sie romantisch war, ebenso feindselig, wie gegen Wöllner und die Rosenkreuzerei. „Die Herren Fichte, Schelling, Hegel, Schlegel, Tieck und wie die sich wichtig dünkenden Männer und Männchen weiter heißen, preisen sich zwar fleißigst Einer den Andern und sprechen von allen Philosophen und Dichtern, welche nicht zu ihrer geheiligten Kirche gehören, so wie auch von der gesunden Vernunft und Aufklärung aufs Verächtlichste. Aber auch das Verachten will nicht gelingen .... Sie versichern daher die Entdeckung gemacht zu haben, daß Fichte und Schelling — ob sie gleich, leider! schon anfangen von einander zu differiren (wie uns Hr. Hegel, ein neulichst berühmt werdenwollender Philosoph, in einer besondern Schrift des Breiteren auseinandersetzt) — dennoch die einzigen Philosophen sind, denen, auch wenn sie nicht übereinstimmen, allein das wahre Wissen vom Subject-Objecte gebührt. Ferner noch haben diese Herren durch ihre intellectuelle Anschauung deutlich erkannt, daß Wieland und Klopstock keine Dichter sind, hingegen Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck Dichter vom größten Genie!“ — So eifert Nicolai über viele Seiten hin. An einer anderen Stelle zieht er direct Parallelen zwischen den Rosenkreuzern einerseits und Fichte-Schelling andererseits und findet,

Wenn wir dennoch das Auftreten des Rosenkreuzerthums zu beklagen und sein Erlöschen, nach kurzer Allmacht, als ein Glück für das Land zu bezeichnen haben, so liegt das in Nebendingen, in begleitenden Zufälligkeiten, die theils irrthümlicherweise, von den Feinden aber in wohlüberlegter Absicht in den Vordergrund gestellt worden sind, um das moralische Ansehen des Gegners zu discreditiren. Wir meinen hier die Geistererscheinungen, den ganzen Apparat, der von den Rosenkreuzern in Bewegung gesetzt wurde, um einen trägen Glauben künstlich zu beleben.

Wegzuläugnen sind diese trüben Dinge nicht, wiewohl sie höchst wahrscheinlich eine viel geringere Rolle gespielt haben, als man gewöhnlich annimmt. Gleichviel: man hat zu diesen Hilfsmitteln gegriffen und wir perhorresciren es, daß es geschehen. Es war unwürdig, bei dem betrügerischen Schrepfer so zu sagen auf Borg zu gehen, seine im Dienst der Lüge klugverwandten Künste in den Dienst einer Sache zu stellen, die (für unsere Ueberzeugung wenigstens) ganz unbestritten einen idealen Kern hatte. Es war ein Unrecht. Aber betonen wir dies Unrecht nicht stärker als nöthig. Beurtheilen wir die Dinge aus der Zeit heraus. Auch das sittliche Empfinden stellt sich in verschiedenen Jahrhunderten verschieden. Eine Politik, wie sie der große Kurfürst (ein frommer, strenggläubiger Mann) gegen Polen und Schweden übte, würde heute verabscheut werden; damals nahm Niemand Anstoß daran; man bewunderte nur den klugen, patriotischen Fürsten; — und zu allen Zeiten sind Wunder gemacht worden, nicht von Betrügern (von diesen sprechen wir nicht), sondern von Priestern, die an einen ewigen, allmächtigen und wunderthätigen Gott in aller Aufrichtigkeit glaubten. Wie wir schon an früherer Stelle sagten: das kleine Mit-Eingreifen, das Mit-Spielen, ist kein Beweis für ein frivoles Sich drüber stellen über die transcendentale Welt.

daß die Philosopheme Beider sich als „gleich ungereimt“ erweisen. All das ging ihm eben über Kraft und Verständniß.

Der Hocuspocus bleibt ein Fleck an jener interessanten Geheimen Vergesellschaftung, die durch eine seltsame Verkettung von Umständen in die Lage kam, Preußen auf 12 Jahre hin zu regieren, aber ein billiges Urtheil über den moralischen Werth derjenigen, die damals an der Spitze dieses Ordens standen, wird doch nur derjenige haben, der sich die Frage nach dem „guten Glauben" der Betreffenden vorlegt und gewissenhaft beantwortet. Daß Bischofswerder diesen „guten Glauben" hatte, haben wir in dem Capitel Marquardt darzulegen getrachtet; in Betreff Wöllners steht uns das unverfänglichste Zeugniß zur Seite, das Zeugniß seines Antagonisten Nicolai selbst. Dieser schreibt über ihn: „Eine Menge kabbalistischer und magischer Worte verdunkelte nach und nach seinen sonst hellen Kopf, und seine irregeleitete Einbildungskraft ließ ihn allenthalben Geheimnisse und Wunder sehen. Im Jahre 1778 war er bereits so weit, daß er die geheime Lehre der rosenkreuzerischen Philosophie für das einzig wahre Wissen hielt, für ein Wissen, das bald ganz allgemein werden und alle andere Philosophie verdrängen würde."

So Nicolai. Die Verurtheilung der Richtung Wöllners wird hier, unbeabsichtigt, zur Anerkennung seiner persönlichen Aufrichtigkeit. Und dies genügt uns. Wie wenig Nicolai fähig war der Richtung gerecht zu werden, glauben wir im Vorgehenden gezeigt zu haben.

1800 starb Wöllner zu Groß-Rietz, 1803 Bischofswerder zu Potsdam. Das Rosenkreuzerthum ging mit ihnen zu Grabe.

Uetz.

Wie reizend sind, du schönes Dörfchen Uetz,
Heut' deiner Gärten Kirschblütenreiser,
Dein gottlich Kirchlein, deiner Fischer Netz,
Dein Pfarrgehöfte, deine Bauerhäuser ...
Die Pferde sind zur Rückfahrt angespannt,
Vom Felde treibt der Kuhhirt durch die Gassen,
Du schönster Ort im ganzen Havelland,
Wer könnte je dich ungerührt verlassen!

„Du schönster Ort im ganzen Havelland," unter diesem Anruf nimmt unser märkischer Poet par excellence, unser vielbespöttelter Schmidt von Werneuchen, von jenem stillen Haveldorfe Abschied, dessen etwas seltsam klingenden Namen wir an die Spitze dieses Kapitels gestellt haben.

„Du schönster Ort" — wir wollen es, auf die Autorität unseres Freundes hin, glauben; aber ob der schönste oder nicht, der stillste gewiß. Die Natur hat es so gewollt.

Die Havel, die auf ihrem Mittellaufe überall Seen und Buchten bildet, streckt an dieser Stelle eine sackgassenartige Abzweigung, die „Wublitz," tief in's Land hinein und bildet dadurch eine Wassergabel, die das von drei Seiten her umschlossene Stück Land zu einer Halbinsel macht. Auf dieser Halbinsel, tief innerhalb der Gabel, liegt unser Uetz, das, um eben dieser Lage willen, nur mit Hülfe einer Fähre, oder aber auf weiten Umwegen erreicht werden kann. Beides ein Hinderniß im Verkehr.

Eine kurze Zeit hindurch schien es, als sollte das stille Dorf mit in die Welt, von der es sonst abgeschlossen liegt, hinein gezogen werden. Das war zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo das eine halbe Meile von

Uetz gelegene Paretz, die Hauptstadt dieser Halbinsel, in den Besitz König Friedrich Wilhelm's III. überging. Um diese Zeit — der König wählte immer den Wasserweg — wurde Uetz zu einer vielgenannten Fährstelle; der Fischer, der den Dienst versah, hatte seine goldnen Tage; an die Stelle der alten Fährmannshütte trat ein reizendes Haus im Schweizerstyl, betreßte Röcke spiegelten sich im dunklen Wublitzwasser, und die Dorfstraße entlang, in der bis dahin bei Regenwetter die Dungwagen stecken geblieben waren, schaukelten sich nunmehr die königlichen Kutschen. Das war bis 1810. In den 20er und 30er Jahren flackerte es noch einmal auf, dann erlosch es ganz. Uetz war wieder das „stillste Dorf im ganzen Havelland."

Solchem stillsten Platze zuzuschreiten, wie wir jetzt thun, hat immer einen besonderen Reiz. Die nauener Chaussee, die wir halten, läuft parallel mit der Wublitz, und je nach den Sattlungen des Weges schwindet Uetz und erscheint wieder; immer neue Verschiebungen treten ein, und bald hinter hohen Pappeln, bald hinter Weiden hervor schimmert das goldene Kreuz seiner Kirche. Unser Weg hat uns endlich bis in die Höhe des Dorfes geführt, und nach links hin einbiegend, stehen wir nach einem kurzen Marsch am Ufer des mehrgenannten Havelarms, der sich selbst und seinen Zauber bis dahin vor uns verbarg. Drüben liegt das Fährhaus. Aber der Blick nimmt uns so gefangen, daß wir unser „Hol über!" unterlassen und zwischen ausgespannten Netzen auf einem umgestülpten Kahne Platz nehmen, um das Bild auf uns wirken zu lassen.

In Terrassen baut es sich auf: zuunterst der Fluß, tief und still und mit den breiten Blättern der Teichrose überdeckt; dahinter ein Schilfgürtel, dann Obstgärten, dann über diese hoch hinaus die alten Ulmen der Dorfgasse, und wieder hinter den Ulmen, am Abhang aufsteigend, die weißen Häuschen des Dorfes, das Ganze gekrönt von zwei altmodischen Windmühlen, die von dem bastionartigen, gründossirten Mühlenberge aus, den Vordergrund überblicken und ihre Flügel so lustig drehen, als freuten sie sich der Umschau, die sie halten.

Die Längslinie des Bildes folgt dem Uferrande drüben, der zugleich der Hauptgasse des Dorfes entspricht. Das Treiben dieser von Busch- und Baumwerk dicht eingefaßten Gasse entzieht sich unserem Auge; überall da aber, wo breite Querlinien die Längslinie durchbrechen, entsteht ein heller Fleck im Dunkel und das ganze sich fortbewegende Treiben drüben erscheint in dieser Lichtung und schwindet wieder. Die Entfernung ist groß genug, um jeden Lärm zu verschlingen, und so kommen die Bilder und gehen wieder wie auf der glatten Fläche einer Camera obscura. Jetzt Schnitter, die Harke und Sense über die Schulter gelegt, vom Felde heimwärts kehrend, jetzt liepentragende Frauen, jetzt hochbeladene Heuwagen, deren helleres Grün in dem Dunkelgrün der Baumkronen schwerfällig hin und her schwankt.

Die Sonne, die eben noch wie ein Glutball über dem Windmühlenberge gestanden hatte, sank jetzt tiefer und ließ die Wandfläche der Mühle wie einen dunklen Schatten erscheinen, den ein rothgoldener Schimmer nach allen Seiten hin umgab. Und dieser Schimmer, sich bahnbrechend durch die Baumwelt des Vordergrunds, fiel jetzt auch auf die breite Fläche der Wublitz, und wo ein Schwan durch diesen glühenden Streifen hindurchfuhr, da überzog es sein Gefieder wie flüchtige Röthe, die der nächste Augenblick wieder von ihm streifte. Wohl mochten hier die Nummeln blühen, als wäre die Wublitz ein Blumenbeet, denn es war ein Bild wie hergeliehen aus einem Feengarten.

Minutenlang sah ich still in diesen Zauber hinein, dann richtete ich mich auf und rief mein „Hol über!“ über die Wasserfläche hin. Aber der Ruf schien in dieser Stille zu verklingen. Nichts regte sich drüben und schon war meine ganze Naturbewunderung in Gefahr, im Aerger über den Fährmann unterzugehen, als es drüben lebendig zu werden begann. Eine hagere, mittelgroße, nach Wendenart in graue Leinwand gekleidete Gestalt trat aus dem Fährhaus, machte eine Handbewegung, die unverkennbar ausdrücken sollte, „ich möchte mich

ruhig verhalten," und löste dann langsam und mürrisch (soweit sich das aus seiner Haltung erkennen ließ) einen Kahn vom Ufer und schob ihn, ohne Ruder, an einem zwischen beiden Ufern ausgespannten Taue von drüben zu mir herüber.

Als der Kahn auflief, blieb sein Insasse stehen und sah mich an. Ich ihn auch. Endlich gewann er's über sich und bot mir „guten Abend." Nach dieser Konzession von seiner Seite (denn so schien er es aufzufassen) glaubte auch ich ein Uebriges thun zu müssen. Es entspann sich, während der Kahn langsam wieder zurückglitt, folgende Unterhaltung:

„Guten Abend, Fährmann. Geht's Geschäft?"

„J, wie wird's denn gehn?"

„Na, ich sollte doch meinen. Da sind erst die Uetzer . . ."

„Die fahren umsonst."

„Und dann all' die Dörfer, die hier hinten liegen . . ."

Er schüttelte griesgrämig den Kopf, beschrieb mit der Hand nach Norden hin eine Kurve und brummte: „Alles 'rum, immer 'rum!"

„Aber die Phöbener und Paretzer werden doch nicht über Falkenrehde fahren? Das ist ja die Meile sieben Viertel!"

„Das ist es. Aber was ein richtiger Bauer is, der geht nich über's Wasser."

„Weil's ihm zu unsicher ist?"

„Nich doch. Es is ihm bloß sicher, daß der Fährmann sein Fährgeld kriegt. Das zahlt kein Bauer, wenn er nich muß. Und er muß nich. Eine Meile oder zwei, ihm ist's all' eins. Er braucht sie nich zu laufen. Er nimmt seine Peitsche, knipst und ruft seinen Gäulen zu: ‚Der Hafer is theuer heut'; verdient ihn euch!' Und der uetzer Fährmann — der mag sehen, wo er seine Pacht hernimmt."

Die Spitze des Kahns war jetzt auf dem Trockenen; ich sprang hinaus und fragte nach meiner Schuldigkeit. Die Taxe war niedrig; ich gab ihm ein Stück Geld, etwa das Fünffache. Er nahm es, sagte nichts und erwiederte meinen „guten Abend" durch ein Geknurr, das über seine Enttäuschung keinen Zwei-

fel ließ. Die Fährleute sind ein eigen Geschlecht und haben ihren eigenen Artigkeitskodex.

Ich schritt die Querallee hinauf, kreuzte die Dorfstraße und erstieg den Mühlenberg, hinter dessen Kamm, bereits erblassend, die Abendröthe stand. Ein schwacher röthlicher Schimmer säumte nur noch den Himmel gegenüber. Das Dorf, die Wublitz waren still; im Fährhaus schimmerte ein Licht, die Schwäne sammelten sich am Schilf, die Abendglocke klang in langsamen Schlägen über Uetz hin.

Du schönster Ort im ganzen Havelland,
Wer könnte je dich ungerührt verlassen!

Paretz.

1.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.
Taſſo.

Von Uetz nach Paretz iſt noch eine gute halbe Meile. An einem Sommernachmittag ein entzückender Spaziergang. Der Weg führt durch Wieſen rechts und links; der Heuduft dringt von den Feldern herüber und vor uns ein dünner, ſonnendurchleuchteter Nebel zeigt die Stelle, wo die breite, buchten- und ſeenreiche Havel fließt. Paretz ſelbſt verbirgt ſich bis zuletzt. Nun endlich wird der Weg ein aufgeſchütteter Damm, an die Stelle der Obſtbäume, die uns bisher begleiteten, treten hohe Pappeln (überall die ſpalierbildende Garde, die zu Schlöſſern führt), und alsbald über eine zierliche Brücke hinweg, die den Namen „Infantenbrücke“ trägt, beſchreiten wir die Dorfſtraße. Dieſe führt mitten durch den Park, macht eine Biegung, verbreitert ſich, und — wir ſind am Ziel: links das Schloß, ein langgeſtreckter, ſchmuckloſer Parterre-Bau mit aufgeſetztem niedrigem Stock, rechts eine Gruppe alter Eichen, und ihnen zur Seite die gothiſche Kirche des Dorfs. Ueber die Straße hin grüßen ſich beide, in ihrer Erſcheinung und in ihrem Eindruck ſo verſchieden, wie die Zeiten, denen ſie angehören. Die Poeſie fällt der älteren Hälfte zu.

Es iſt um die fünfte Stunde. Eine Schwüle liegt in der Luft; ſelbſt das Pappellaub, das immer plaudert, iſt ſtill; das

Schloß blickt uns an, wie verwunschen; seine Läden sind geschlossen. Nur der Vorgarten, mit kleinen gezirkelten Beeten, hier mit Aurikeln, dort mit Reseda eingefaßt, liegt offen da. Wir treten ein. Der seltene Besuch hat Neugierige herbeigelockt, der Schloßdiener kommt, zuletzt er, der diesen stillen Platz zu hüten hat, — der Hofgärtner. Er begrüßt uns. Erhitzt vom Marsch, sprechen wir den Wunsch aus, uns erst wieder frisch machen zu dürfen, ehe wir in die dumpfe Kühle des Schlosses eintreten. So nehmen wir denn Platz auf einer Sommerbank und plaudern.

Paretz ist alt-wendisch. Die Nachrichten sind sehr lückenhaft. Es gehörte ursprünglich zur Kirche von Ketzin, kam dann in den Besitz der Arnims und Ditfies, welch' letztere es 1658 an die Familie Blumenthal veräußerten. Die Blumenthals, später freiherrlich und gräflich, saßen hier in drei Generationen, bis Obristlieutenant Hans August v. Blumenthal es 1795 an den damaligen Kronprinzen (spätren König Friedrich Wilhelm III.) verkaufte. Es entsprach ganz den gestellten Bedingungen und Wünschen.

Paretz von 1796—1806.

Diese Wünsche gingen vor Allem auf Stille, Abgeschiedenheit. Sehr bald nach seiner Vermählung hatte sich der Kronprinz Schloß Oranienburg zum Aufenthalt ausersehen, dessen landschaftlicher Charakter, beiläufig bemerkt, eine große Verwandtschaft mit dem von Paretz zeigt. Aber das Schloß daselbst — damals noch viel von der Pracht aufweisend, die ihm Kurfürst Friedrich III. gegeben hatte — war ihm viel zu groß und glänzend, und so kam ihm die Nachricht überaus erwünscht, daß das stille Paretz, das er zufällig aus seinen Kindertagen her kannte (Obristlieutenant v. Blumenthal war damals Prinzen-Gouverneur gewesen), zu verkaufen sei. General v. Bischofswerder, von dem benachbarten Marquardt aus, machte den Vermittler, das Geschäftliche wurde schnell erledigt, und unter des Hofmarschalls v. Massow Aufsicht begann der Abbruch des

alten Wohnhauses und der Aufbau des neuen Schlosses. Dieser erfolgte, nach einem Plane des Oberbauraths Gilly, in „ländlichem Style.“ „Nur immer denken, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen,“ sagte der Kronprinz, dem im Uebrigen die Vollendung des Baues sehr am Herzen lag. Alles wurde denn auch dergestalt beschleunigt, daß der neue Gutsherr mit seiner Gemahlin schon im Jahre 1796 einige Tage in Paretz zubringen konnte. Um dieselbe Zeit waren Parkanlagen in Angriff genommen worden, und zwar durch den neu angestellten Hofgärtner David Garmatter, einen Erbpächtersohn der nahen Schweizerkolonie Neu-Töplitz, der seine Aufgabe mit ziemlichem Geschick löste, und Natur und Kunst vereinend in den drei durch Landstraßen umschlossenen Parkanlagen eine bescheidene Nachahmung der Gärten von Klein-Trianon versuchte.

Wohl angebrachte Durchblicke ließen die landschaftliche Fernsicht frei über die üppigen Havelwiesen und Seen nach den bewaldeten Höhen von Phöben und Töplitz. An einer anderen Stelle schweifte der Blick nach dem romantisch gelegenen Ueetz, bis weiter hinaus zu den Höhen von Potsdam. Von anderen Standpunkten aus blickte man über die sich schlängelnde Havel nach der Stadt Werder und dem Wildpark, und zur Rechten, tief in die flache Zauche hinein, bis an die Wälder des Klosters Lehnin. Dazu überraschten an geeigneten Punkten kleine bauliche Anlagen: Tempel und Pavillons, Moos- und Muschelgrotten. Auch die Dorfschmiede an einer Durchsicht erbaut, täuschte durch eine gothische Façade mit Spitzbogen-Fenstern. Außerdem wurde ein Fasanerie-Wäldchen angelegt, und vor und hinter den Landhause ein bowling-green mit Blumenbouquets.

So war ein Sommerschloß gewonnen, anmuthig, hell, geräumig; aber in allem Uebrigen von einer Ausschmückung, die heutzutage kaum noch den Ansprüchen eines Torf-Lords genügen würde.“ 1797 erfolgte die Renovirung der Kirche, drei Jahre später der Neubau des Dorfes, wobei zugleich festgesetzt wurde, daß die im Giebel jedes Hauses befindliche Stube jeder-

zeit für die königliche Dienerschaft, ebenso ein auf jedem Gehöft erbauter Pferdestall für die herrschaftlichen Pferde reservirt bleiben müsse. Seit 1797 war der Kronprinz König.

In diesem also umgeschaffenen Paretz, das bei Freunden und Eingeweihten alsbald den schönen Namen „Schloß Still-im-Land" empfing, erblühten dem Königspaare Tage glücklichsten Familienlebens. Die Familie und die Stille waren der Zauber von Paretz.

Diesen Zauber empfand die Königin, die wir gewohnt sind uns neben dem einsylbigen Gemahl als das gesprächigere, den Zerstreuungen zugeneigtere Element zu denken, fast noch lebhafter als dieser. Sie selbst äußerte sich darüber: „Ich muß den Saiten meines Gemüths jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, um sie gleichsam wieder aufzuziehen, damit sie den rechten Ton und Anklang behalten. Am besten gelingt mir dies in der Einsamkeit; aber nicht im Zimmer, sondern in den stillen Schatten der Natur. Unterlaß ich das, so fühl' ich mich verstimmt. O welch' ein Segen liegt doch im abgeschlossenen Umgange mit uns selbst!"

Zu diesem „Umgange mit sich selbst" war nun „Schloß Still-im-Land" der geeignetste Platz, keine Straße führte vorüber, die Ruhe, wenn man sie haben wollte, war beinahe unbedingt; aber man ließ sie gern durch die Heiterkeit des Dorfes unterbrechen.

So wurde das Erntefest von Seiten des Hofes alljährlich mitgefeiert. Wir finden darüber folgende Aufzeichnungen. „Das Fest begann am frühen Nachmittag. Sobald die Herrschaften sich von der Tafel erhoben hatten, setzten sich die festlich angethanen Schnitter und Schnitterinnen vom Amte aus in Bewegung. Geschaart um ihr Feldbanner, den reichbebänderten Kranz von Aehren und Blumen, marschirten sie nach dem Takte der Dorfmusik auf's Schloß. Dort auf dem freien Platze hielt der Zug und stellte sich im Halbkreis auf. Der königliche Gutsherr trat heraus, hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd an und schickte die Sprecherin sodann mit der Ernte-

krone hinein in's Schloß. Nun zeigte sich auch die Königin, und mit dem Erscheinen der „gnädigen Frau von Paretz" begann der Tanz. Das königliche Paar mischte sich in die Reihen der Landleute, die Herren und Damen folgten und sogar die Frau Oberhofmeisterin (Frau v. Voß) konnte nicht umhin, auf diesem bal champêtre mitzuwirken.

„Den ersten Tanz spielten die Dorfmusikanten, den zweiten die Garde-Hautboisten aus Potsdam; Bursche und Mädchen tanzten sich außer Athem; dann gliederte sich der Zug von Neuem und bewegte sich dahin zurück, von wo er gekommen war — nach dem Amte. Im Dorfe mittlerweile wimmelte es von Käufern und Verkäufern; innerhalb der eigentlichen Straße zog sich noch eine Budenstraße, und inmitten dieses Gedränges, Einkäufe und Geschenke machend, gewahrte man die hohen Gestalten des königlichen Paares."

Diese Erntefeste, die bald einen Ruf gewannen, machten das stille Paretz zu einem Wallfahrtsort für Nah und Fern. Jeder Besucher hatte Zutritt, König und Königin ließen sich die Fremden vorstellen, äußerten ihre Freude über zahlreichen Zuspruch und baten: „über's Jahr wieder unter den Gästen zu sein." Es waren wirkliche Volksfeste, und wohl mochte der General v. Köckritz damals schreiben: „Ich habe in Paretz wieder die allerfrohesten Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertirt und alles Angenehme des Landlebens in ganzer Fülle genossen, wobei die Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigung waren. Ein besonderer Festtag aber war das Erntefest. Die Königin mischte sich in die lustigen Tänze. Hier war Freiheit und Gleichheit; ich selbst, trotz meiner 55 Jahre, tanzte mit." *)

*) General v. Köckritz mochte wohl so schreiben. Dieser liebenswürdige Mann (den Stein wohl zu hart beurtheilt hat, denn „Niemand ist verpflichtet, ein großer Mann zu sein") stand damals auf der Höhe seiner Gunst und seines Ansehens. Es war so recht eigentlich die Köckritz-Epoche. In diese Epoche fällt auch die seinerzeit vielbewunderte Geschichte vom „Pfeifchen und dem Fidibus," die beide dem überraschten

Im Sommer 1805 hielten sich der König und die Königin länger in Paretz auf als gewöhnlich. Wie in einem Vorgefühl kommender Stürme, genossen sie das Glück, das dieser stille Hafen bot, noch einmal in vollen Zügen. Man blieb bis zum 15. October, dem Geburtstage des nunmehr zehnjährigen Kronprinzen. Er empfing, nach der Sitte des königlichen Hauses, den Degen und die Offiziers-Uniform, und trat in die Armee. Die Königin sprach ermahnende Worte. Dann schied sie von ihrem lieben Paretz, das sie nur noch einmal auf wenige Stunden wiedersehen sollte.

Paretz 20. Mai 1810.

Im Spätsommer des nächsten Jahres (1806) standen bereits die großen Wetter über Thron und Land; am 14. Oktober wurde das alte Preußen begraben; der folgende Tag war der Geburtstag des Kronprinzen, — keinen unglücklicheren hat er erlebt. Der Hof ging nach Königsberg; erst im Jahre 1809 kehrte das durch Jahre der Prüfung gegangene Königspaar nach Berlin zurück.

Der Winter verging, der schöne Frühling des Jahres 1810 kam; die Königin empfand eine tiefe Sehnsucht, ihr geliebtes

---

General, einem leidenschaftlichen Raucher, von der Königin präsentirt wurden. Wir übergehen diese Anekdote nicht nur deshalb, weil sie oft erzählt worden ist, sondern viel mehr noch aus ästhetischen Bedenken, weil sie einen Hergang festzuhalten trachtet, der als Erlebniß reizend, als Plauder-Anekdote, über den Tisch hin, annehmbar, aber als gedruckte Geschichte mindestens entbehrlich ist. Schwarz auf weiß macht schwerfällig und entzaubert Manches. Man kann dreist behaupten, die Helden, die durch solche oder ähnliche Anekdoten glorifizirt werden sollen, haben unter ihnen zu leiden, wie unter einer Jugendthorheit. Es gilt hier fein zu unterscheiden. Dieselbe Geschichte, die, auf einem jungen Damen-Kaffee vorgetragen, ein ungetheiltes und berechtigtes Entzücken weckt, wird sich in einem Zeitungsblatt etwas insipide ausnehmen, und die Lesebeliste, als unbedingt „bester Witz der Neuzeit“ proklamirte Jagd- und Portwein-Anekdote wird am besten thun, auf Darstellung in Typen ganz zu verzichten.

Paretz wieder zu ſehen. Wir finden darüber Folgendes: „Am 20. Mai fuhr ſie allein mit ihrem Gemahl dorthin — es ſollte nach Gottes Rathſchluß das letzte Mal ſein! Erinnerungsvoll begrüßten ſie die alten, traulichen Stätten, die ſie ſo oft in glücklichen Tagen mit Freud und Wonne geſehen; nicht trennen konnte und wollte ſie ſich von jener Anhöhe im Park, die das Rohrhaus trägt, und die an jenem Tage eine weite Fernſicht über den mit ſchwellenden Segeln und zahlloſen Schwänen belebten Havelſtrom mit ſeinen Buchten und Seen, ſowie auf die im ſchönſten Maiengrün prangenden Wieſen und Aecker bot. Zu ihren Füßen lag das friedſame Paretz, im Grün der Bäume halb verſteckt die Kirche. Die Sonne neigte ſich; tiefer und länger dehnten ſich die Schatten über die Landſchaft und mahnten zum Aufbruch. Aber die Königin wollte ſo lange als möglich an dieſem ihrem Lieblingsorte verbleiben; ſie wartete bis zum Niedergang der Sonne und ſprach dann vor ſich hin:

„Die Sonne eines Tages geht dahin;
Wer weiß
Wie bald die Sonne unſres Lebens ſcheidet."

Auf den Wunſch der Königin, den Wagen nicht an dem entfernter liegenden Schloſſe, ſondern hier an der Landſtraße beſteigen zu dürfen, wodurch der Aufenthalt verlängert wurde, war das Gefährt beim Rohrhauſe angelangt. Die Königin ſchritt am Arm ihres Gemahls den kurzen Gang zu Füßen der Anhöhe hinab und durch die Parkthür nach der Landſtraße." Das war am 20. Mai. Am 19. Juli ſtarb ſie.

Unvergeßlich blieb dem Könige die Stätte, unvergeßlich das Wort, das ſie hier geſprochen. Er beſuchte oft dieſe Stelle, doch ſtets allein, ohne jede Begleitung. Zum Andenken ließ er hier, wo ſie den Park verlaſſen und den Wagen beſtiegen, wo ihr Fuß zum letzten Mal die Erde von Paretz berührt hatte, eine gußeiſerne gothiſche Pforte aufſtellen.

Dieſe Pforte, wie es für ſolchen Platz ſich ziemt, entzieht ſich faſt dem Auge. Abgelegen an ſich, an dunkelſter Stelle des Parks, birgt ſich das Gitterthor in dichtem Akaziengebüſch;

nur der Spitzbogen ragt in die Helle auf und trägt ein L. und die Inschrift: „den 20. Mai 1810.“

Paretz von 1815—40.

Die Stürme waren verweht; das gedemüthigte Preußen war zweimal, unter den Klängen des „Pariser Einzugsmarsches,“ in die feindliche Hauptstadt eingezogen; Friede war wieder, und die paretzer Tage brachen wieder an. Nicht mehr Tage ungetrübten Glücks; sie, die diese Tage verklärt, diese Tage erst zu Tagen des Glücks gemacht hatte, sie war nicht mehr; aber Tage der Erinnerung. Die Zeit heilt Alles; nur ein leises Weh bleibt, das in sich selber ein Glück ist; ein klarer Spätsommertag, mit einem durchleuchteten Gewölk am Himmel, so erschien jetzt Paretz.

Nach wie vor wurde das Erntefest gefeiert; ein Jahrzehnt verging, ein zweites begann. Die Heiterkeit der Dörfler war dieselbe geblieben, auch ihre Unbefangenheit im Verkehr mit der „Herrschaft.“ Eine Alte, der der König im Vorübergehen versicherte, mit Nächstem würden alle seine Kinder zu Besuch eintreffen, antwortete ohne Weiteres: „Die Russen ooch?“ Diese vertrauliche Ausdrucksweise mußte sich, hinter seinem Rücken wenigstens, der allmächtige Zar gefallen lassen! Der König hatte herzliche Freude an solcher Unbefangenheit und nährte sie durch hundert kleine Dinge, die zuletzt auch die Scheu des Allerbefangensten besiegen mußten. Bei einer der Festlichkeiten, die den „Russen“ zu Ehren gegeben wurden, drängte sich des Schäfers Sohn herzu, ein unglückliches Kind, das an beiden Füßen gelähmt war, und strengte sich an, über den dichten Kreis der Umstehenden hinwegzusehen. Niemand sah es, nur der König. Er ließ ihn zu sich führen, sprach freundlich zu ihm und gab ihm einen Platz an seiner Seite.

Ueberhaupt die junge Welt hatte es vor Allem gut.*) Der König, im großen Verkehr beinahe menschenscheu, war ein

*) Allerhand Spiele: Turnen, Wettlaufen, waren an der Tagesordnung; die Sieger wurden beschenkt. Unter Anleitung der jungen

ausgesprochener Kinderfreund. So begegnete er einstmals, während er im Schloßpark aus einem mit Pflaumen und Weintrauben gefüllten Körbchen aß, einem Jungen und fragte ihn, ob er wohl eine Pflaume haben wollte. Der Junge, ein echter Märker, schielte über das Körbchen hin und bemerkte: „Nee; Plummen hebben wi alleen to Huus; wenn't noch eene Wiendruv' wär." Der König lachte und gab. — Einen andern hübschen Zug erzählt Eylert. „Hast Du schon mal Ananas gegessen?" fragte der König. „Nee, Majestät." — „Na, dann iß, aber mit Bedacht. Was schmeckst Du heraus?" Der Junge, an den die Frage gerichtet war, kaute, besann sich und sagte dann: „Wurst." Alles lachte. Der König aber bemerkte ruhig: „So trägt Jeder seinen Maßstab in sich. Dem Einen schmeckt die Ananas wie Melone, dem Andern wie Birne oder Pflaume, diesem wie Wurst. Er bleibt in seinem Gefühlskreise." In den Speisesaal zurücktretend, wo sich ein Fenster mit vielfarbigem Glase befand, fuhr er fort: „Wer die Gegenstände draußen durch diese violettfarbige Scheibe anschaut, hält Alles, was er sieht, für violett; so ein Anderer Alles für grün oder gelb, je nach dem Glas, durch das er blickt. Jeder behauptet Recht zu haben, und doch haben Alle Unrecht und des Widerspruchs und Dis-

---

Prinzen Karl und Albrecht kam die Bildung einer Art „Paretzer Legion" zu Stande, die im Feuer exerzirte und manövrirte, wobei sieben kleine Kanonen benutzt wurden, von denen eine, mit dem Greif und der Jahreszahl 1588, bis diesen Tag unter den Dörflern existirt. Bei einer bestimmten Gelegenheit, — es mochte um 1820 sein, als die „Russen" einen ihrer Sommerbesuche machten, — kam es zu einem vollständigen Gefecht zwischen der paretzer Legion und den Zöglingen des potsdamer Militär-Waisenhauses, die nach Paretz hinaus befohlen und mit ihren Waffen erschienen waren. Die Legionäre nahmen ihnen, in einem unbewachten Augenblick, die Waffen fort, bezogen unter Führung und Anfeuerung des Großfürsten eine Art Waldposition und behaupteten sich im Besitz ihrer Beutestücke. Der König folgte der Bataille mit dem lebhaftesten Interesse und meinte schließlich: „Die Dorfluft scheine doch derber zu machen."

putirens ist kein Ende. So geht's vor Allem den Herren Theologen. Jeder hat da sein Glas."

Derselbe Erzähler, an anderer Stelle das paretzer Leben während der 20er und 30er Jahre zusammenfassend, giebt folgende Schilderung: „Die ruhigsten und glücklichsten Stunden, die dem Könige noch beschieden waren, hat er in diesem stillen Havelorte verlebt. Alle Singvögel schienen im paretzer Park ihren Lieblingsaufenthalt zu haben; über der Landschaft lag ein Duft, die Wiesen immer frisch, und über das Sumpfland hin schritten die Störche. Der König hatte ein Auge für solche Bilder. Wenn er allein sein wollte, hier fand er, was er suchte. Viele wichtige Verfügungen sind von diesem abgelegenen Punkte ausgegangen. Hier senkten sich tiefer und fester in sein Gemüth die Lebensansichten und Grundsätze, die den innern Frieden bewahren. Sein patriarchalischer Sinn, hier fand er Genüge."

Wann er zuletzt an dieser Stelle war, ist nicht verzeichnet; wahrscheinlich im Herbst 1839. Im Mai des folgenden Jahres, als mit dem Frühling draußen ein frisches Leben nicht wiederkommen wollte, sprach er mehr als einmal: „Wenn ich nur nach Paretz könnte!" Hoffte er Genesung, oder wollte er Abschied nehmen von der Stätte stillen Glücks! Gingen seine Gedanken zurück bis an den 20. Mai 1810?

Wer sagt es? Als das nächste Erntefest kam, war Alles vorüber. Eine stillere Stätte hatte ihn aufgenommen, als selbst Paretz.

Paretz seit 1840.

Am 7. Juni 1840 war Friedrich Wilhelm III. aus dieser Zeitlichkeit geschieden; Paretz, sammt den zwei angrenzenden Chatoulle-Gütern Uetz und Falkenrehde, fiel dem Thronfolger, Friedrich Wilhelm IV., zu; 1862, nachdem auch dieser aus der Unruhe in die Ruhe gegangen war, kam der schöne, erinnerungsreiche Besitz an den jetzigen Kronprinzen.

Die Glanztage von Paretz sind nicht wiedergekehrt und sie werden kaum wiederkehren. Es bedurfte des eigenartig-scheuen

Charakters Friedrich Wilhelm's III., um diesen Platz über sich selbst zu erheben. Ein rechter „out of the way-place," hindert ihn jetzt seine Abgeschiedenheit eben so sehr, wie ihn dieselbe einst zu ungeahnten Ehren führte. Was ihn jetzt noch hält, ist Pietät, Haustradition; — nur das Wohlwollen der „neuen Herrschaft" ist ihm geblieben. Alle zwei Jahre, am Geburtstage des Kronprinzen, werden die Dorfkinder neu eingekleidet: die Knaben erhalten des „Königs Rock" (der Uniform des 24. Landwehrregiments nachgebildet), während die Mädchen in russisch-grünen Tibetkleidern ihren Umzug halten.

Das Wohlwollen gegen die Paretzer ist das alte geblieben; aber Paretz selbst ist nicht mehr was es war. Kein Sehnsuchtspunkt mehr, nur noch ein Punkt für Erinnerung und stille Betrachtung.

2.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald vergliidt
Manches reiche Menschenleben.

Die der Tod hinweg genommen,
Die hier einst so glücklich war:
Der geschiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, Du hörst sie kommen

Lenau.

Das Schloß in Paretz.

So ging das Geplauder. Die wachsende Schwüle des Julinachmittags, wir empfanden sie nicht; ein leiser Luftstrom zog von der Havel her herauf und trug uns die Kühle des Wiesengrundes und den Duft der Resedabeete zu. Es war eine halbe Stunde, wie sie nur an dieser Stelle erlebt werden kann, hier, wo sich Stille und Erinnerung die Hand reichen.

Wir hingen noch den letzten Worten nach, der Schloßdiener öffnete die Läden und lüftete die Zimmer, in die wir einzutreten hatten, als die Szene sich plötzlich änderte. Ein Windstoß, jäh und heftig, fuhr durch den Park, die uns zu-

nächst stehenden hohen Pappeln beugten sich, Blätter, wie Flocken, fielen auf uns nieder, die Chaussee herauf kam eine Wolke von Kies und Staub und über den ganzen Himmel hin rollte die erste Ankündigung des Gewitters. Es war, als ob wir erleben sollten, daß auch diese Stille täusche. Ueberall rollen die Donner Gottes und künden, daß kein ewiger Friede sei.

Einen Augenblick schwankten wir, ob wir von der Poesie des Gegensatzes Nutzen ziehen und die sich öffnenden Schloßräume, die verblaßten Zeichen stillen Familienglücks, bei Gewitterschein in Augenschein nehmen sollten, aber das mahnende Wort: „das kommt schwer herauf" gab uns doch zu denken, und nachdem erst einmal gezweifelt und der „angebornen Farbe der Entschließung" die bekannte Gedankenblässe angekränkelt war, gaben wir's auf und nahmen die Einladung an, die uns in die Wohnung des Hofgärtners führte. Es war die höchste Zeit; noch trafen uns die ersten großen Tropfen; kaum unter Dach und das Schauspiel begann: Regen und Feuer fielen vom Himmel nieder. Als es vorüber war, war es zu spät, den Rückweg anzutreten; die Wege waren grundlos, die tiefen Stellen unter Wasser; wir blieben zu Nacht. Wer einregnet und eingewittert, mög' es immer so gastlich treffen, wie wir im Gärtnerhause zu Paretz.

Ein Morgen kam, wie er nur nach solchem Abend kommt. Die Sonne funkelte wie gebadet, und als die Läden des Schlosses sich wieder öffneten, schoß das Licht hinein und lief wie ein Blitz durch alle Räume. Das Dunstige und Trübselige, das sonst in solchen Räumen zu Hause ist, es war wie ausgefegt; Licht macht wohnlich, Alles schien bereit; es war, als solle das schöne königliche Paar, das hier vor siebenzig Jahren lebte und lachte, jeden Augenblick wieder seinen Einzug halten.

Und wenn es so wäre, sie würden die Stätte ihres Glücks wenig verändert finden. Da sind noch dieselben Tapeten und Wandgemälde, dieselben kissenreichen, mit Zitz über-

zogenen Sophas und Ottomanen, dieselben gemalten Papageien und Fasanen, dieselben Büsten und Bilder. Bilder wohl tausend an der Zahl, englische Stiche in Nußbaum- und Ebenholzumrahmung, wie sie Jeder von uns aus dem Hause der Großeltern oder aus den Gast- und Logirstuben der Landedelleute kennt. Wie diese Gaststuben gemeinhin neben der Rumpelkammer liegen, so sind sie auch, in Allem, was Kunst angeht, die Vorbereitung, die Etappe zu ihr. Ein junges Mädchen mit Kaninchen spielend, ein junges Mädchen mit einem Taubenkorb, die Grotte der Egeria, die Kasladen von Tivoli, so folgen die Blätter auf einander, abwechselnd in Schwarz- und in Buntfarbendruck, und alle einer Lordship oder Royal Highness respectfully devoted.

Tausend Blätter, aber keines von Bedeutung, mit Ausnahme eines einzigen, das durch seinen Gegenstand und seine Schicksale ein gewisses Interesse einflößt. Es ist dieß „die Zusammenkunft des preußischen Königspaares und des Kaisers von Rußland in Memel, 1802.“ Der Stich nach diesem Bilde ist allgemein bekannt; hier befindet sich das Original, eine Arbeit Dähling's, in Gouache sauber ausgeführt. Schloß Paretz ist genau der Punkt, wo dieses Bild seine Stelle finden mußte, denn die Personen, die es darstellt, sind recht eigentlich paretzer Personen, Gestalten, die dem Schloß „Still-im-Land“ in der Epoche von 1795—1805 angehörten. Es sind, außer dem Kaiser auf der einen und dem König und der Königin auf der andern Seite, die folgenden: Prinz Wilhelm, Prinz Heinrich, Feldmarschall v. Kalckreuth, Hofmarschall v. Massow, Gräfin v. Voß, General v. Köckritz, die Kammerherren v. Schilden und v. Buch, die Kammerdame v. Moltke und der Major v. Zagow. Dieß Gouachebild Dähling's, das auf der Rückseite mit drei verschiedenen Zetteln oder Briefen beklebt ist, denen wir auch diese Notizen entnehmen, war wohl, wenn nicht direkt im Auftrage des Hofes, so doch wenigstens in der Hoffnung angefertigt worden, daß der Hof es erstehen würde; die Katastrophe von Jena fuhr aber dazwischen und so ging dieß

Bild, das seinem Gegenstande nach in das Boudoir einer Fürstin oder Oberhofmeisterin gehörte, in kleinbürgerliche Hände über und wechselte mehrfach seine Eigenthümer. Bis 1821 besaß es Herr Asner in Berlin, dann kam es nach Schlesien, und der letzte der drei aufgeklebten Briefzettel, womit dann (1850) die Irrfahrten dieses Bildes schließen, lautet wie folgt: „Der gegenwärtige Eigenthümer dieses Bildes ist der königl. Kreisgerichtssekretär und Kanzleidirektor Wilhelm Heinrich aus Glatz, zur Zeit in Breslau, bis 17. August in Berlin. Beim Doktor Stoll in der Charité zu erfragen.“ Das Weitere ergiebt sich leicht. Der Kanzleidirektor, in richtiger Erkenntniß dessen, was er besaß, bot ein Gemälde, das recht eigentlich ein hohenzollern'sches Haus- und Familienbild war, dem König Friedrich Wilhelm IV. zum Kauf an und hatte richtig gerechnet. Der König gab dem Bilde seinen Platz: Paretz.

Die Räume des Schlosses erlitten geringe Umwandlungen seit 1805; ein Zimmer blieb völlig intakt, das Schlafzimmer. Die Himmelbetten stehen noch wie damals; die Tische und Toiletten, das kleine Klavier, das die Königin selbst benutzte, die Kommoden in den Formen des ersten Kaiserreichs, — Alles behauptet noch die alte Stelle; auch die „Supraporten“ blieben, die Genien und Amoretten über der Thür. Noch flattern ihre Bänder, noch streuen sie Rosen, aber die Bänder sind vergilbt und die Rosen sind verwelkt. Selbst das Bild des Glückes konnte die Jugend nicht wahren.

Wir treten zurück in den Park. Alles Leben und Licht. Das Einzelne fällt, das Ganze bleibt.

Die Kirche.

Dem Schloß gegenüber, hinter einem uralten Maulbeerbaum halb versteckt, liegt die Kirche, ein weit zurückgehender Bau, dessen Alter bei den vielen Wandlungen, die er durchzumachen hatte, schwer zu bestimmen ist. Dabei stellen wir die letzten Renovirungen, weil diese seinen Styl wenigstens unverändert ließen, nicht einmal mit in Rechnung. Eine letzte gründ-

liche Wandlung erfuhr die Kirche wahrscheinlich verhältnißmäßig spät, in Jahren, da der Protestantismus schon die Oberhand im Lande hatte; — einige Glasbilder tragen die Zahl 1539. Um eben diese Zeit, so schließen wir, oder doch nicht viel früher, erfolgte die Gothisirung des Baues, der vorher längst vorhanden und, wie alle die zahlreichen Feldsteinkirchen in der Mark, romanisch war.

Wie jetzt das Kirchlein sich präsentirt, sticht es jedenfalls sehr vortheilhaft von dem gegenüber gelegenen Schloßbau ab, mit dem es nur das Alleräußerlichste und Gleichgultigste, die gelbe Tünche, gemein hat. Wie viel Anheimelndes in dieser gothischen Formenfülle, in diesem Reichthum von Details, und wie viel Erkältendes in dieser bloß durchfensterten Fläche, die sich nirgends zu einem Ornament erhebt! Eine indifferente Alltagsschönheit, die den Dünkel hat, keinen Schmuck tragen zu wollen. Erst die Phantasie, die geschichtskundig das Schloß mit Leben und Gestalten füllt, macht es uns lieb und werth, hebt über den ersten Eindruck der Nüchternheit hinweg.

An dem Maulbeerbaum vorbei treten wir jetzt in die Kirche ein. Wir wählen das Westportal. Der Eindruck besonderer Gefälligkeit, den schon das Aeußere übt, er wiederholt sich hier; die Restaurirung ist pietätvoll zu Wege gegangen. Alles Anmuthige und Zierliche, Alles, was in Form oder Farbe auch das Laienauge angenehm berühren konnte, man ließ es der Kirche und sorgte nur, wie es sein soll, für Luft und Licht, für Raum und Bequemlichkeit. Die nördliche Hälfte des Querschiffs wurde zum „Königsstuhl," der Raum hinter dem Altar, also der hohe Chor, zu einer Art Kunstkammer hergerichtet.

Um diese beiden Punkte dreht sich das Interesse der Kirche. Zuerst der Chor. Mannigfach sind die Geschenke, womit königliche Munifizenz ihn bedachte. Auf engem Raum drängen sich hier die Bilder, meist Jugendarbeiten des trefflichen Wach: „Johannes der Täufer," „Christus mit Johannes und Matthäus," „Christus auf Gethsemanch." Das größte und bedeu-

tendste aber, das sich hier findet, ist eine „Grablegung“ von Schumann; die ohnmächtig niedersinkende Maria gilt als vorzugsweise gelungen. — Reich geschmückt, wie dieser Raum hinter dem Altar, ist vor Allem auch der Altar selbst; eine schwere, grüne Damastdecke, mit eingestickten goldenen Kreuzen, deckt den Abendmahlstisch; Kruzifix und Altarleuchter, größer und reicher, als sie sonst in Dorfkirchen heimisch sind, deuten auf den königlichen Geber; zu Füßen des Kruzifixes aber liegt die sogenannte Kurfürstenbibel, mit vielen Stichen und Bildern, prächtig gebunden. Der breite Goldschnitt zeigt oben und unten, wie auch in Front, drei zierliche Aquarellbilder: die Taufe, das Abendmahl, die Himmelfahrt, — eine Art der Ornamentirung, der wir hier zum ersten Male begegneten. Es sind Arbeiten (ihrem Kunstwerth nach unsern Porzellanmalereien verwandt), wie sie damals in Dresden nach berühmten Poussins und Caraccis gut und mannigfach ausgeführt wurden.

Durch eine Balustrade vom Kirchenschiff getrennt ist der „Königsstuhl.“ Er hat die Dimensionen eines kleinen Zimmers; die Herrichtung ist einfach; an der Westwand erhebt sich, in das Mauerwerk eingelassen, eine durch den Stich mannigfach bekannt gewordene Arbeit Schadow's: „Die Apotheose der Königin Louise.“ Mehr eigenthümlich, als schön. In ihrer Mischung von christlicher und heidnischer Symbolik ist uns die Arbeit kaum noch verständlich, jedenfalls unserem Sinne nicht mehr adäquat. Sie gehört, ihrer Grundanschauung nach, jener wirren Kunstepoche an, wo der große Fritz in Gefahr war, unter die Heiligen versetzt zu werden, wo er im Elysium, mit Sternenkranz und Krückstock angethan, die der Zeitlichkeit entrückten preußischen Helden wie zur Parade empfing. Eine Art Sanssouci auch dort oben.

Schadow, sonst von so gutem Geschmack, vergriff sich in diesem Falle, wie uns scheinen will, und die Inschrift eines von einem Engel gehaltenen Schildes gibt Auskunft darüber, wie er sich vergriff. Diese Inschrift lautet: „Hohenziritz, den 19. Juli 1810, vertauschte Sie die irdische Krone mit der

himmlischen, umgeben von Hoffnung, Liebe, Glaube und Treue, und in tiefe Trauer versinken Brennus und Borussia." Wir haben hier Kunstmengerei und Religionsmengerei, Alles beieinander. Die Verdienste der Arbeit sind nichtsdestoweniger bedeutend, aber sie sind mehr technischer Natur und greifen zum Theil auf das Gebiet der Kunstindustrie hinüber.

Die anderweitigen Schätze, die die paretzer Kirche, weit über diese großen Schildereien hinaus, in ihrer Mitte birgt, sind zwei Erinnerungsstücke, alt und neu, das eine aus der Zeit der kirchlichen, das andere aus der Zeit der politischen Umgestaltung, die dieses Land erfuhr, — beinahe dreihundert Jahre liegen dazwischen. Aus dem Jahre 1539 (wie die eingebrannte Jahreszahl zeigt) stammt das Bildniß des heiligen Mauritius, das aus dem Spitzbogen des Chorfensters in die Kirche hinein grüßt; zu Füßen des alten Schutzpatrons dieser Lande aber steht ein zierlicher, mit Tapisseriebildern versehener Kasten, in dem ein blauseidenes, silbergesticktes Tuch zusammengefaltet liegt. Es ist das Tuch, das Königin Louise bei ihrem letzten Besuch an dieser Stelle trug. Der König, nach ihrem Tode, breitete es, als das Liebste, was er hatte, über den Altartisch, bis es, halb zerfallend in seinem leichten Gewebe, durch den Damast abgelöst wurde, der, mit goldenen griechischen Kreuzen geschmückt, jetzt dieselbe Stelle ziert.

Aber in dem Kästchen liegen doch, wie verkörpert, die Erinnerungen dieser Stätte.

Der „Tempel."

Die Kirche von Paretz ist ein Platz reicher Erinnerungen, aber Paretz hat der Erinnerungsplätze mehr. Speziell der Erinnerung geweiht ist der „Tempel." Er befindet sich in einer verschwiegenen Ecke des Parks, wo dieser die Havel berührt, und bildet einen Theil des an dieser Stelle künstlich aufgeworfenen Aussichtshügels, der auf seiner Spitze einen japanischen Tempel, an seiner westlichen Seite eine Rokokogrotte und nach Süden hin eben diesen „Tempel" trägt.

Dieser Tempel, eine bloße Façade, die auf halbversunkenen dorischen Säulen ruht und zunächst keinem anderen Zwecke gedient haben mochte, als Schutz gegen Regen und Sonne zu gewähren, scheint von Anfang an ein bevorzugter Platz gewesen zu sein, wie es auch in dem laubenreichsten Garten immer noch eine Lieblingslaube gibt, woran sich Leid und Freud des Hauses knüpft: der erste Kuß, die stille Verlobung, Abschied und Wiedersehen.

Zu solchem Platze wuchs der Tempel heran, und der ziemlich nichtssagende Bau, der bei seiner Anlage nichts gewesen war, als eine Gärtnerlaune, ein Schnörkelornament, wurde zu einer Familienstätte, zu einem der Erinnerung geweihten Platz.

Dieß geschah zuerst im Sommer 1797. Im Winter vorher, am 28. Dezember, war Prinz Ludwig gestorben, der Bruder, zugleich der Schwager Friedrich Wilhelm's (damals noch Kronprinz), und an der bevorzugten Plauderstelle wurde in den Stein geschrieben: „Er ist nicht mehr."

Die Jahre gingen; so kam der Juli 1810. In die Parkgruft zu Charlottenburg senkte sich der Sarg der Königin; in die Tempelwand zu Paretz wurde eine graue Marmortafel eingelassen, die nunmehr die Inschrift empfing: „Gedenke der Abgeschiedenen." Mehr und mehr erhob sich der Tempel zu einer Stätte des Familienkultus; in seiner Front, an eben der Stelle, wo die heimgegangene Königin so oft geruht hatte, wurde ein Friedensengel mit Kranz und Palmenzweig errichtet; der Tempel von Paretz war zu einem Vereinigungspunkt, fast zu einem Symbol geworden, das jedem Familienliede das Beste bedeutete, was der Mensch hat: Liebe, Treue, Pietät. In diesem Sinne schrieb König Friedrich Wilhelm III. in seinem Testament: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott... Wenn dieser mein letzter Wille meinen innigst geliebten Kindern zu Gesicht kommen wird, bin ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: ‚Gedenke der Abgeschiedenen!' auch meiner liebevoll gedenken."

Und sie gedenken seiner. Der 7. Juni, der Sterbetag des Königs, ist zu einem Gedächtnißtag geworden, und kein Sohn oder Enkel betritt Paretz, ohne an die graue Marmortafel zu treten und freiwillig zu thun, woran ihn die Inschrift mahnt.

Der „todte Kirchhof."

„Gedenke der Abgeschiedenen!" so klingt es überall in Paretz, auch über den Kreis des Schlosses hinaus. Erinnerung und Pietät, die hier ihre Stätte haben, sie haben sie auch in den Herzen der Paretzer; still und unbemerkt üben sie ihren Todtendienst; „Gedenke der Abgeschiedenen" durchklingt es auch sie.

Um die Kirche herum liegt ein Kirchhof, ein sogenannter „todter Kirchhof;" der „lebende," die Stätte, wo begraben wird, liegt draußen, am Rande des Dorfes.

Die alte Stätte ist nur ein Grasplatz noch, niedergetreten, ohne Kreuz und Stein, aber wer scharf zusieht, der nimmt bald wahr, daß hinter dieser Verwahrlosung noch immer eine Liebe lebt. Hier und dort wächst eine Schwertlilie, ein Hagebuttenstrauch unvermittelt aus dem niedergetretenen Grase auf, und alle diese Stellen kennen die Dörfler wohl, es sind die Gräber ihrer Theuren, die sie verstohlen hegen und pflegen, in heimlicher Liebe. Denn der Kirchhof soll todt sein, der offizielle Platz für Blumen und Thränen liegt draußen.

Aber welchem Herzen ließe sich gebieten!

Paretz ist eine Stätte der Erinnerung und Pietät — auch der „todte Kirchhof."

Etzin.

Es haben alle Stände
So ihren Degen werth
Der alte Derflinger.
* * *
Sei brav,
Sei gut,
Hab Schlaf
Und Muth.

Eine halbe Stunde von Paretz, wie dieses hart an der Havel, liegt Ketzin, schon ein Städtchen; wieder eine halbe Meile weiter (aber nun landeinwärts) Dorf Etzin. Es von Paretz aus zu besuchen, verbot sich mir; ich hatte also eine eigne Fahrt, eine kleine Special-Reise dafür anzusetzen. Diese, per Bahn, ging zunächst westlich über Spandau, Segefeld, Rauen, von hier aus zu Fuß, südlich, an den alten Bredow-Gütern: Markee und Markau vorüber, ins eigentliche Havelland, den breiten Streifen am rechten Flußufer, hinein. Der Leser wolle mich freundlich begleiten.

Mit dem Glockenschlage 12 sind wir auf dem Rauener Bahnhof eingetroffen und das Straßenpflaster mit gebotener Vorsicht passirend, marschiren wir nach 10 Minuten schon, an Gruppen rother Husaren und gelbklappiger Ulanen vorüber, zum andern Stadtende wieder hinaus. Das weitgespannte Plateau, (ein guter Lehmboden) ist flach und hart wie eine Tenne und wäre nicht ein fichtenbestandener Höhenzug, der wie eine Coulisse sich vor uns aufrichtet, so würden wir beim Heraustreten aus dem Rauener Thore, schon die spitzen Thürme von Ketzin und Etzin vor uns erblicken. So aber theilt der Höhenzug das Bild in zwei Theile und gönnt uns zunächst nur den Ueberblick über die nördlich gelegene Hälfte.

Die Mühlen stehen so steif und leblos da, als hätten sie sich nie im Klappertakte gedreht. Sonntags- und Mittagsstille vereinigen sich zu einem Bilde absoluter Ruhe, und wäre nicht der Wind, der oft umschlagend, bald wie ein Gefährte plaudernd neben uns hergeht, bald wie ein junger Bursche uns entgegen springt, so wäre die Einsamkeit vollkommen. Die Sonne brennt heiß und nach verhältnißmäßig kurzem Marsche schon, machen wir Halt in einem der vielen Gräben, die sich neben der Straße hinziehen. Wie uns die kurze Rast erquickt! der Weidenstamm gönnt eine bequeme Rückenlehne und die herabhängenden Zweige schützen gegen den Anprall der Sonne. Auch für Unterhaltung ist gesorgt; das Stillleben der Natur thut sich auf, die Goldkäfer huschen durch das abgefallene Blattwerk und die Feldmäuse, vorsichtig und neugierig wie auf Recognoscirung, stecken die Köpfchen aus den Löchern hervor, die sich zahllos zu beiden Seiten des Grabens befinden. In dem Sumpfwasser zu unserer Linken beginnen inzwischen die Unken ihre Mittagsmelodien. Wie das ferne Schellenläuten weidender Heerden klingt es, und zum ersten Mal verstehn wir die Sage von den untergegangenen Städten und Dörfern, deren Glocken um die Mittagsstunde leise nach oben klingen. Wir lauschen auf, aber es bangt uns mehr und mehr vor dem unheimlich einschmeichelnden Getöne, und rasch auffpringend, marschiren wir rüstig weiter in die brennende Mittagsstille hinein, dankbar gegen den entgegenkommenden Wind, der uns das Gesicht kühlt und die verfolgenden Unkenstimmen mit in unsern Rücken nimmt. So erreichen wir bald den mit Nadel- und Laubholz bestandenen Sandrücken, der, als wir die Rauener Mühlen passirten, wie eine Coulisse vor uns stand, waten geduldig durch den heißen mahlenden Sand des Fahrwegs hindurch und treten endlich aufathmend in die südliche Hälfte des Havellandes ein. Aufathmend; — denn kaum die Tannen im Rücken, ist es uns, als wehe uns eine feuchte Kühle an, wie von der Nachbarschaft eines breiten Strom's, und doch ist es noch eine volle Meile bis an die Buchtung der schönen Havel.

Noch eine volle Meile bis an die Havel, aber nur eine halbe Stunde noch bis nach Etzin, dem unſere heutige Wanderung gilt. Seine ſchindelgedeckte Kirchthurmſpitze liegt ſchon wie greifbar vor uns, und dem Ziele unſerer Reiſe uns näher wiſſend, ſpannen ſich jetzt die Kräfte wie von ſelber an, Friſche kehrt zurück und noch ehe der Vorrath unſrer Wanderlieder dreimal durchgeſungen, marſchieren wir fröhlich und guter Dinge in das alte maleriſche Dorf hinein.

Alles verräth Wohlhabenheit, aber zugleich jenen beſcheidnen Sinn, der ſich in Treue und Anhänglichkeit an das Ueberlieferte äußert. Das Dorf iſt noch ein Dorf; nirgends das Beſtreben in's Städtiſche hineinzuwachſen und aus der ſchmalen Bank unterm Fenſter eine Verande zu machen. Der Hahn auf dem Hofe und die Schwalbe am Dache ſind noch die eigentlichen Hausmuſikanten und die Bauerntöchter, die eben ihr Geplauder unterbrechen und mit ruhiger, nirgends von Gefallſucht zeugender Neugier dem Schritt des Fremden folgen, haben noch nichts von jener dünnen Penſions-Tünche, die ſo leicht wieder abfällt von der urſprünglichen Stroh- und Lehmwand.

Die Kirche des Dorf's (am entgegengeſetzten Ende) entzieht ſich unſrem Auge, ſeitdem wir in die Dorfgaſſe eingetreten, aber die Bilder und Scenen um uns her, laſſen uns auf Augenblicke vergeſſen, daß es eben die Etzıner Kirche und nichts anderes war, was uns hierher führte. Die Bilder wechſeln von Schritt zu Schritt. Hier ſtellt ſich ein alter Fachwerkbau, von einem ſchmalen Gartenſtreifen maleriſch eingefaßt, wie ein Familienhaus mitten in die Dorfgaſſe hinein und theilt den Fahrweg in zwei Hälften, wie eine Inſel im Strom; dort an den Zäunen entlang liegt allerhand Bau- und Bretterholz, und die Kinder beim Anſchlagſpiel lugen mit halbem Kopf über die Stämme hinweg. Die Arbeit ruht, die lichten Kronen der Lindenbäume werfen ihren Nachmittagsſchatten voll und breit auf die Dorfgaſſe, und wir ſchreiten friſch und aller Müdigkeit baar darüber hin, als lägen Binſenmatten vor uns ausgebreitet. So haben wir das Dorf paſſirt, und auf leis anſteigendem

Hügel, erblicken wir jetzt wieder die Kirche zu unserer Linken, in die der eben herzukommende Küster freundlich willfährig uns einführt.

Das Innere der Kirche ist wie das Dorf selbst: schlicht und einfach, wohlhabend, sauber, eine wahre Bauerndorf-Kirche, aber doch anders wie sonst solche Kirchen zu sein pflegen. Denn die Gotteshäuser alter Bauerndörfer zeichnen sich im Gegensatz zu den Patronats-Kirchen gemeinhin durch nichts als durch eine äußerste Kahlheit aus, durch die Abwesenheit alles Malerischen und Historischen; die Generationen kamen und gingen, kein Unterschied zwischen dem Dorf und seinem Felde, ein ewiger Wechsel zwischen Saat und Maht. Leben, aber keine Geschichte. So sind die Bauerndörfer und so sind ihre Kirchen. Nicht so Etzin. Hier war zu allen Zeiten ein historischer Sinn lebendig, und so hat hier die Gemeinde Bildnisse derer aufgestellt, die dem Dorfe mit Rath und That voran gingen, sein „Wort und Hort" waren — die Bildnisse seiner Geistlichen. Wenn sich solcher Bildnisse nur vier — und wenn wir von einer Art Medaillon-Portrait neben der Sakristei absehen, nur drei — in der Etziner Kirche vorfinden, so liegt es nicht daran, daß die Etziner seit 150 Jahren sich jemals ihrer Pflicht entschlagen und ihre alte Pietät versäumt hätten, sondern einfach daran, daß die Etziner Luft gesund und die Etziner Feldmark fruchtbar ist. Die Etziner Geistlichen bringen es zu hohen Jahren, und wenn wir die Inschriften und Zahlen, die sich auf den betreffenden Bildern und Grabsteinen in und außerhalb der Kirche vorfinden, richtig gelesen haben, so füllen die Namen dreier Prediger den ganzen weiten Raum des vorigen Jahrhunderts aus. Die Bilder dieser drei Geistlichen, von denen übrigens der mittlere, der Held dieser Geschichte, nur ein kurzes Jahrzehnt der Etziner Gemeinde angehörte, hängen von Bändern und Brautkronen heiter eingefaßt, links vom Altar an einem der breiten Mauerpfeiler, und das helle Sonnenlicht, das durch die geöffneten Kirchenfenster von allen Seiten eindringt, macht es uns leicht die Namen zu lesen, die mit

dünnen weißen Schriftlinien auf schwarze Täfelchen geschrieben sind. Die Namen sind: Andreas Lentz, August Wilhelm Geelhaar und J im Friedrich Seegebart. Andreas Lentz, ein würdevoller Kopf, mit dunklem, lang herabhängendem Haar, gehört augenscheinlich der Zeit der ersten beiden Könige, August Wilhelm Geelhaar aber der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an. Er trägt eine hohe Stehkrause, ist blond, rothbackig, martialisch, und blickt aus seinem Rahmen heraus wie die Bischöfe des ersten Mittelalters, die lieber zum Streitkolben wie zum Meßbuch griffen. Sein Blick ist kriegerisch genug, aber die Welt hat nie von seinen Kriegsthaten erfahren und den Ruhm in den Gang einer Schlacht eingegriffen, und die drohende Niederlage in Sieg gewandelt zu haben, muß er seinem Amtsbruder und unmittelbaren Vorgänger an der Exiner Pfarre überlassen, dessen Bildniß jetzt neben ihm am Wandpfeiler hängt, und dessen milde, fast weiche Gesichtszüge auf alles andre eher schließen lassen sollten, als auf den „Geist Davids," der ihn zum Siege fortriß. Und doch war es so. Joachim Friedrich Seegebart ist es, der uns nach Exin und in diese Kirche geführt hat, Joachim Friedrich Seegebart der Sieger von Chotusitz. Hören wir, wie es damit zusammen hängt.

Joachim Friedrich Seegebart, geboren den 14. April 1714 im Magdeburgischen (wahrscheinlich zu Wolmirstedt) war Feldprediger beim Prinz Leopold'schen Regiment, das vor Ausbruch des ersten schlesischen Krieges (und auch später wohl) zu Stendal in Garnison stand. Er war ein Anhänger der Spenerschen Lehre, demüthig, voll Liebe, nur streng gegen sich selbst, ein Mann von dem man sich einer gewissenhaften Wartung seines Amtes, der Festigkeit in Wort und Glauben, aber keiner kriegerischen That versehen konnte, er selbst vielleicht am wenigsten.

Die rasche Besitzergreifung Schlesiens war Ausgang 1740 beschlossene Sache. Die Regimenter erhielten Marschorder und den 8. December brach das Regiment Prinz Leopold von Stendal auf, mit ihm Seegebart. Ueber diesen Marsch durch die Kurmark und später durch Schlesien besitzen wir interessante

Aufzeichnungen von Seegebarts eigener Hand. Am 11. März, nach längerem Aufenthalt in Berlin betrat das Regiment schlesischen Boden, zeichnete sich bei der Erstürmung von Glogau aus, focht bei Molwitz und bezog im October das Winterquartier in Böhmen. Hier blieb es in Reserve, während der König in Mähren einrückte. Erst im Frühjahr 1742 vereinigte sich das Regiment wieder mit der aus Mähren zurückgehenden Haupt-Armee und war mit unter den Truppen, die am 17. Mai 1742 der österreichischen Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen bei Chotusitz eine Viertelmeile von Czaslau gegenüber standen.

Dieser Tag von Czaslau oder Chotusitz ist der Kriegs- und Ehrentag unsres Seegebart. Gegen 8 Uhr Morgens begann die Schlacht, die östreichische Infanterie eröffnete den Angriff, und warf sich auf den rechten preußischen Flügel, litt aber, durch Kanonen und Klein-Gewehr-Feuer so stark, daß einzelne Regimenter den Rücken kehrten, und, trotzdem sie von ihren eigenen Officieren in kaum glaubhafter Anzahl niedergestochen wurden, nicht wieder zum Stehen zu bringen waren. Jetzt sollten Kavallerie-Chargen die Scharte auswetzen. Mit großem Ungestüm schritt man zur Attacke; aber vergeblich. Mal auf mal wurden die Chargen abgeschlagen und die rückgehenden Regimenter schließlich mit solcher Vehemenz verfolgt, daß die dahinter aufgestellte Infanterie mit in die Flucht verwickelt und zum Theil niedergemacht, zum Theil über das Feld hin zerstreut wurde.

So standen die Dinge am rechten Flügel, zum Theil auch im Centrum. Alles ließ sich glücklich an und schien einen raschen Sieg zu versprechen; aber völlig entgegengesetzt sah es am linken Flügel aus, wo unser Seegebart auf einer kleinen Fuchsstute im Rücken seines Regiments hielt. Hier standen 6 Bataillone in Colonne und zwar in Front 2 Bataillone Prinz Leopold, dahinter einzelne Bataillone der Regimenter La Motte, Schwerin, von Holstein und Prinz Ferdinand. Das Unglück wollte, daß der Angriff der Oestreicher eher erfolgte,

als die Aufstellung der Preußen, insonderheit ihrer Cavallerie beendigt und geordnet war, und so wiederholte sich hier zu Ungunsten der Preußen dieselbe Scene, die sie am entgegengesetzten Flügel, ihrerseits siegreich durchgeführt hatten. Die preußischen Dragoner wurden geworfen, die Infanterie-Colonnen, zumal die in Front stehenden Bataillone Prinz Leopold mit in den Wirrwarr hineingerissen und endlich alles in wildem Durcheinander durch das brennende Dorf Chotusitz hindurch gejagt. Reserven rückten vor und nahmen den Kampf wieder auf, aber im selben Augenblick stoben, wie durch ein böses Ohngefähr, vom entgegengesetzten Flügel her, die flüchtigen Reitermassen heran, die dort dem Vordringen der Preußen hatten weichen müssen, und nun eben rechtzeitig genug erschienen, um dem ohnehin siegreichen Stoß der Ihrigen eine gesteigerte Wucht zu geben. In diesem Augenblick äußerster Gefahr war es, wo der kriegerische Geist in unserem Seegebart plötzlich lebendig wurde und zunächst den Kampf wiederherstellend, endlich alles zu Heil und Sieg hinaus führte. Seegebart selbst hat dies sein Eingreifen in den Gang der Schlacht mit so viel Anschaulichkeit und Bescheidenheit geschildert, daß es wie geboten erscheint, ihn an dieser Stelle mit seinen eigenen Worten einzuführen:

„Als unser Regiment nun retirirte und zum Theil mit feindlicher Cavallerie und Grenadiers vermischt war, jug ich spohrenstreichs hin und wieder durch dasselbe und redete den Burschen und Offiziers beweglich und N. B. recht ernstlich zu, daß sie sich widersetzen und fassen sollten. Einige schrieen mich gleich an mit einem lauten: Ja! und waren bereit und willig, wurden aber von der andringenden Macht verhindert, kamen aber doch wieder zu stehen. Als ich dieses that, flogen mir die Kugeln so dick um den Kopf als wenn man in einem Schwarm sausender Mücken stehet, doch hat Gottlob mich keine, auch nicht einmal den Roquelour verletzt. Ein Bursch hat mein Pferd in diesem Lärm mit dem Bajonette erstechen wollen; aber ein anderer hat es ihm weggeschlagen. Bis hierher hatte ich

nur zu den Leuten unsres Regiments gesprochen, ich sammelte jetzt aber einige Escadrons Cavallerie, die in Confusionen waren, vom linken Flügel, brachte sie in Ordnung, und sie attaquirten in meiner Gegenwart die feindliche Cavallerie und repoussirten sie. Ich war so dreist, daß ich mich an General und Obristen machte, sie bei der Hand faßte, und im Namen Gottes und des Königs bat, ihre Leute wieder zu sammeln. Wenn dies geschehen, so jug ich hin und wieder durch und trieb die Leute dahin, wo sie sich wieder zu setzen anfingen. Ich brauchte allerley Beredsamkeit und man folgte mir in allen Dingen. Ich wundere mich, daß die schweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht zertreten haben, aber es schien, als wenn alles vor mir ausweiche und mir Platz machte. Ich that und redete als ein Feldmarschall und bemerkte augenblicklich die Impression von meinem Zureden und Vorstellungen an der Leute Gebehrden und Gehorsam. Mein Gemüth war Gott ergeben, und in einer guten Fassung, und ich habe in eigener Erfahrung damahlß gelernet, daß das Christenthum resolut und muthig macht auch in den verworrensten Begebenheiten. Auch den Feind zu verfolgen war mir schließlich gestattet. Ich sammelte noch einmahl einen großen Haufen fliehender Cavallerie, zum Theil von unsern linken und rechten Flügel, wohl eine Viertel-Meile vom Champ de Bataille, welches mir wohl große Mühe machte, aber doch endlich gelungen, und führte sie zurück bis an den gedachten Champ, wo sie auch sogleich, weil sich die Bataille indes geendet, dem Feinde nachging und ihn verfolgte. Die Cavallerie so ich gesammelt und die sogleicht auf meine Vorstellung wieder zu agiren anfing ist über 20 Esquadrons gewesen. Gott sei gelobet der mir Davids Muth und Sinn gegeben."

Soweit die Darstellung Seegebart's selbst. Der Vorgang machte Aufsehen bei Freund und Feind und wurde, ausgeschmückt, und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in Zeitungen und fliegenden Blättern erzählt. Jordan schrieb schon, zehn Tage nach der Schlacht, von Berlin aus an den König: „Hier

möchte alle Welt wiſſen, wer der Unbekannte geweſen ſei, der ſich mit ſo viel Bravour an die Spitze einiger Escadrons ſetzte und durch raſches Eingreifen zum Siege mitwirkte. Es heißt, Ew. Majeſtät hätten nach ſeinem Namen gefragt, der Angeredete habe ſich aber geweigert ſein Incognito aufzugeben. Der große König (der damals noch mehr jung als groß war und Anſtand nehmen mochte einem einfachen Feldprediger einen weſentlichen Antheil am Siege zuzuſprechen) fand es angemeſſen, in ſeinem Antwortſchreiben die ganze Angelegenheit als eine Fabel zu bezeichnen, und wir würden uns vielleicht in der Lage befinden, den ganzen poetiſch und pſychologiſch intereſſanten Vorgang, in Wirklichkeit als eine Fabel anſehen zu müſſen, wenn wir nicht das Seegebart'ſche Tagebuch und jenen Brief (an Profeſſor Michaelis in Halle) beſäßen, aus dem wir ſchon die obige Schlachtſcene citirt haben. Das Tagebuch weiſt in ſeinem Tone und ſeiner Schreibweiſe für jeden, der ſich auf den Klang von Wahrheit und Unwahrheit verſteht, unwiderleglich nach, daß Paſtor Seegebart eine eben ſo demüthige, wie hochherzige Natur war, ein Mann in deſſen Herzen keine Lüge beſtehen konnte. So glauben wir denn ihm und keinem andern wenn er am 24. Mai in aller Beſcheidenheit aber auch in nicht mißzuverſtehender Klarheit ſchreibt:

„Die Sache iſt beim König, der Generalität, ja der ganzen Armee bekannt geworden, und man redete in den erſten Tagen ſelten von dem Siege, den uns Gott gegeben, ohne daß man meiner gedacht hätte. Wenn ich ein Narr wäre, ſo hätte ich die beſte Gelegenheit mich aufzublaſen gehabt. Der König hat mir durch unſern Prinzen (Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau) ein ſehr gnädiges Compliment machen und mich verſichern laſſen, „ich ſollte die beſte Pfarrſtelle in allen ſeinen Landen haben," wozu der Prinz hinzuſetzt: „Wenn das nicht geſchähe, ſo wollte er mir die beſte in ſeinem eignen Fürſtenthum geben, denn ich hätte in der Bataille nicht nur wie ein Prediger, ſondern auch wie ein braver Mann gethan."

Prinz Leopold, der gewiß Wort gehalten hätte, wurde nicht beim Wort genommen; Seegebart erhielt eine Pfarre, freilich keine beste, kaum eine gute, (die Exiner Pfarrstelle ist jetzt eine sehr gute, war es aber damals nicht) indessen doch immerhin eine Pfarre, und im August 1742, also kaum 3 Monate nach der Schlacht, ward er in die Exiner Kirche eingeführt. Mit ungewöhnlicher Thätigkeit — so erzählt der 80jährige Pastor Duchstein, der als er sein Exiner Pfarramt zu Anfang dieses Jahrhunderts antrat, noch Leute vorfand, die seinen kriegerischen Amts-Vorgänger gekannt hatten — hat dieser hier als Seelsorger und Landwirth gewirkt. An Wochentagen hielt er im Pfarrhause Erbauungsstunden, sowohl für Kinder wie für Erwachsene, und nahm sich überhaupt seiner beiden Gemeinden (Exin und das nah gelegene Knobloch) mit Eifer und Liebe an. Nebenbei aber führte er die weitläuftige Pfarrwirthschaft selbst, verbesserte mancherlei in derselben und nutzte sie durch seine Betriebsamkeit, wie die von ihm geführten Register beweisen, ungemein hoch. Den Pfarrgarten hatte er ganz verwildert übernommen; er pflanzte die besten Obstsorten an und hatte die Freude, schon im zweiten Jahre einige Früchte davon zu ernten. So oft er ein so günstiges Ergebniß seines Fleißes in seinen noch vorhandenen Rechnungen zu vermerken hatte, versäumte er nicht in einfachen Worten einen kurzen Dank an Gott auszusprechen. Ueber seine Kriegs- und Siegesthat bei Chotusitz sprach er nur selten und nur gezwungen, theils weil er eine natürliche Scheu hatte sich vorzudrängen, theils weil er zu der Ansicht gekommen sein mochte, „er habe bei Chotusitz für einen Geistlichen wirklich etwas zu viel gethan.“ Aber eben deshalb, weil der Tag von Chotusitz auf der Exiner Pfarre nur so selten genannt werden durfte, eben deshalb ist auch jener Familien-Tradition, die sich bis in unsre Tage hinein erhalten hat, ein ganz besondrer Werth beizulegen, jener Tradition nämlich, (die auch in Andeutungen des Jordan'schen Briefes ihre Bestätigung findet,) daß der König seinem Feldprediger in der That eine Hauptmannsstelle habe anbieten lassen. Daß dies Anerbieten

abgelehnt wurde, versteht sich von selbst. Seegebart wäre nicht er selbst gewesen, wenn er den Roquelour mit dem bunten Rock des Königs vertauscht hätte. Die angestrengte Thätigkeit des Predigens vor zwei Gemeinden, scheint seiner wohl an sich nicht sehr festen Gesundheit geschadet und seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt zu haben. Auch sein Bild zeigt jene klare, durchsichtige Hautfarbe und jene mildleuchtenden Augen, denen man bei Brustkranken so oft begegnet.

Er hinterließ eine Wittwe, Christiane Elisabeth geborene Sukro und vier Kinder. Außer seinem Bilde, das ihn unverkennbar als eine poetische, dem Idealen zugewandte Natur darstellt, befindet sich an einer Außenwand der Etziner Kirche, noch der Grabstein des früh Geschiedenen, der unter einem wenig geschmackvollen Ornament folgende Inschrift trägt:

„Hier ruhen in Hoffnung die dem Tode getrost anvertrauten Gebeine des weiland Hochwürdigen und Hochgelehrten Herrn Joachim Friedrich Seegebarth. Das Prinz Leopold'sche Regiment, und die Etzinsche und Knoblauch'sche Gemeinde rühmen noch seine wahre Gottesfurcht und seltene Redlichkeit. Daher war er freudig vor Gott, liebreich vor Menschen, sorgfältig im Amt, demüthig bei seiner Gelehrsamkeit. Von seinem geistigen Amt zeugen viel lebendige Briefe, von seinem Christenthum, die durch das Leben bethätigte Lehre. Er betrat diesen mühseligen Schauplatz 1712 den 14. April. Er bezog die stolzen Wohnungen der Ewigkeit 1752 den 26. Mai. Leser! schaue sein Leben an und denke an seinen Tod. Betrachte seinen Glauben und ahme ihm nach. Sein freudiger Hingang mache Dir die Ewigkeit süß."

Gütergotz.

Und sie tragen den leuchtenden Juthrie-Gott
Hinaus an den See und den Hain,
Und sie opfern ihm ihre Garben
Am Garben-Opferstein.

* * *

Lieben lerne!
Und zur Fremde wird die Heimath,
Und zur Nähe wird die Ferne.

Unser Weg führte uns heute, von Marschquartier Potsdam aus, südlich, um den Nuthe-Ufern, diesem alten Grenzstreifen zwischen der Zauche und dem Lande Teltow, einen ersten Besuch zu machen.

Wie auch sonst schon gehen wir im Zickzack vor und zunächst uns ostwärts haltend — links ein Ackerstreifen, rechts eine dünne Schonung — erreichen wir, plötzlich aufathmend in dieser Wüste, eine von Fluß und See umspannte Oase: Kohlhasenbrück.

1.

Ein niedriges Gehöft, nach der Straße hin umzäunt, in Front von einer mächtigen Eiche, im Rücken von einer alten weitverzweigten Linde überschattet — das ist das jetzige Kohlhasenbrück; ein Platz voll moderner Zuthat und Wandlung, der alten Krug- und Fährstelle vergangener Jahrhunderte muthmaßlich wenig ähnlich, aber doch zugleich voll jener historischen Färbung, die um alle Oertlichkeiten her ist, die viel erlebt und viel gesehen haben.

Neueste Forschung hat nun freilich von den Erlebnissen, die man diesem Orte anzurechnen gewohnt war, erhebliche Abzüge gemacht und hat festgestellt, daß der trotzige märkische Roß-

kamm, der an Sachsen Fehde erklärte und seinen Absagebrief auf einer Pique-Zehn (die noch diesen Augenblick im Weimarer Museum zu sehen ist) ins Meißnische Land hineinschickte, nie und nimmer diese Krugstelle sein eigen nannte, vielmehr lediglich die Silberbarren hier vergrub, die er, übelberathen, dem kurfürstlichen Factor Conrad Drahtzieher abgenommen hatte; aber lange vor Michael Kohlhaas,*) der hier also ein Gast war wie andere mehr, ja, lange bevor es einen Kurfürsten von Sachsen gab, den er befehden konnte, war hier an dem alten Grenzlande wer will sagen eine Opfer-, eine Grabes- oder eine Kampfesstätte. Jeder Fuß breit Acker giebt die Zeichen heraus: hier war altes Leben, alte Cultur.

Ein ganzes Alterthums-Museum ist bereits aus dem schmalen Ackerstreifen, der an Fluß und See sich hinzieht, herausgepflügt, herausgegraben worden und wie eine unerschöpfliche Erzader im Gestein läuft hier eine unerschöpfliche Schicht von Reliquien und Funden unter der Erde fort. Alle Zeitalter werden dabei durcheinander gewürfelt und neben dem Steinhammer, dem wir schlecht gerechnet seine tausend Jahre geben, liegen zahllose Geräthschaften in Erz und Eisen, die sich mit dem halben Altersmaß begnügen müssen.

Der zeitige Besitzer von Kohlhasenbrück, ein breiter Westphale, den die Fügungen des Lebens von der rothen Erde auf den gelben Sand verschlagen haben, treibt hier Alterthumskunde auf eigene Hand. Er bestellt seinen Acker doppelt und neben dem Pfluge, der die Erde nur ritzt, geht der Forscher-

*) Kohlhase, wie bereits im Text bemerkt, hat niemals dieses Terrain besessen, ist niemals an diesem Orte wohnhaft gewesen. Er bewohnte in Berlin das Haus Fischerstraße 27, das noch im Jahre 1866 in seiner alten Gestalt existirte und Stallung für 40 Pferde aufwies. Erst 1867, nachdem es noch im Jahre zuvor als Lazareth für die vielen Verwundeten benutzt worden war, erfuhr es einen totalen Umbau und ist ein Gasthaus modernen Styls geworden. Beim Umbau wurden einzelne Münzen aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gefunden.

vielleicht auch der Schatzgräber-Spaten beständig in die Tiefe. Denn die versenkten Silberbarren bei Kohlhasenbrück scheuchen den Schlaf und machen unruhige Nächte.

Die Linde, die vom Hofe aus ihre Zweige über das Dach streckt, die Eiche, die in Front des Hauses steht, sie sind die Wächter dieser Stelle, zugleich seine Zierde. Und zugleich ein Schatz, ein wirklicher, der keiner Wünschelruthe bedarf, um gehoben zu werden. Besonders die Eiche. Sie ist das Staunen und Begehr aller Metzgermeister, die hier des Weges kommen und des mächtigen kerngesunden Baumes nie ansichtig werden, ohne ihn sich in geschäftsmäßiger Fleischerfantasie in fünf oder sieben Haublöcke zerlegt zu denken. Sie halten dann an, treten ein und bieten. Aber der breite Sohn der rothen Erde da drinnen ist kein bloßer Rechner und Feilscher, er ist der Verwalter historischer Reminiscenzen, und so lange sein Spaten hier in die Erde sticht, ist das Häuschen sicher, im Schatten von Linde und Eiche zu stehen.

2.

Von Kohlhasenbrück aus schlagen wir eine südliche Richtung ein, schlängeln uns auf Fußpfaden durch ein wohlgepflegtes Gehölz und treten dann in eine Lichtung, von der aus wir strahlenförmig die Gestelle sich durch den Wald ziehen sehen. Diese Lichtung heißt der Stern; inmitten desselben, von einigen Akazien umstanden, ein Jagdschloß gleiches Namens.

Auch hier historischer Grund und Boden, aber jüngeren Datums und ohne jeden Anflug von jenem Sagen-Dämmer, der über der alten Kohlhaasstätte ruht. Hier ist Alles licht, faßbar, real, mit jenem Prosa-Beigeschmack, den Alles hat, was unter den vielgeschäftigen, rastlos-gestaltenden Händen des Soldaten-Königs entstand. Aber noch eines charakterisirte seine Art: die propreté, und Jagdschloß Stern hat bis diese Stunde jenes Sauberkeits-Gepräge, das Friedrich Wilhelm I. allen seinen Schöpfungen zu geben liebte.

Jagdschloß Stern ist ein holländischer Bau, quadratisch in rothem Backstein aufgeführt, mit einem Giebel in Front, einem Jagdhorn über der Thür und einem eingeätzten Stern im Mittelfenster. Es besteht nur aus einem Eßsaal, einer Küche und einem Schlafzimmer, drei Räume, die ihre Einrichtung und ihren Charakter bis auf diese Stunde beibehalten haben. Der Eßsaal mit den abgestoßenen Geweihen des „großen Hans" (der es bis zum Achtundzwanzig-Ender brachte), ist panelirt und über den Panelen der einen Längswand hin mit den Jagdstücken irgend eines Lengrebe oder sonstigen Hofkünstlers geschmückt, — eine Hirschhetze, eine Eber- und Entenjagd.

Welch tiefer und plötzlicher Verfall der Kunst spricht aus diesen Blättern, wenn man sie mit jenen hunderten von Tableaux und Deckengemälden vergleicht, wie sie 30 und selbst noch 20 Jahre früher unter dem ersten Könige und während der letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten in den brandenburgischen Schlössern gemalt wurden! Damals, wie äußerlich die Dinge auch bleiben mochten, brachte jede zwischen Amoretten ausgespannte Rosen-Guirlande, jede symbolische Figur, ob sie sich Europa oder Borussia nannte, die brillante Technik der niederländischen Schule zur Erscheinung, und nun, von jener Epoche virtuosenhafter Technik, gefälliger Form, sinnlicher Farbe war man wie durch eine Kluft geschieden, ohne daß irgend etwas Anderes sich ereignet hätte als ein Thronwechsel. Jenseits lag die Kunst, diesseits die Barbarei.

Aus dem Eßsaal, nach kurzem Verweilen, traten wir in die Küche, aus dieser in das Schlafzimmer des Königs, dessen eine Seite ein riesiger Wandschrank einzunehmen schien. Aber nur die beiden Flanken dieses Holzbaues waren wirkliche Schränke, das Mittelstück, eine überwölbte Bettlade, ein dunkler, nach vorne zu geöffneter Kasten, erinnerte an die Lagerstätten einer alten Schiffskajüte. War diese Höhle an und für sich unheimlich genug, so wurde sie's in jedem Augenblicke mehr durch zwei große, feurige Augen, die uns daraus ansahen. Endlich löste sich der Spuk; unmittelbar an unseren Häuptern vorbei mit

schwerem Flügelschlag flog eine Eule, die der Förster vom Jagdschloß „Stern" in der Bettsponde des Königs einlogirt hatte.

Dieser selber hätte uns nicht großäugiger und nicht bedrohlicher ansehen können als der Gast, der hier an seiner Stelle eingezogen war.

3.

Vom Stern bis nach Gütergotz ist nur noch eine halbe Stunde. Wir erreichten es mit Sonnenuntergang; im Staub der letzten heimkehrenden Heerde hielten wir vor dem Gasthaus von „Unverworfen." Ein überraschender Name, aber Vertrauen erweckend. Wir bestellten ein Zimmer, schüttelten den Staub aus Rock und Hut und traten wieder in die Dorfgasse hinaus, um Gütergotz im Dämmer zu sehen. Eine schmale Mondsichel stand am Himmel, hell genug, um uns Form und Farben ausreichend erkennen zu lassen. Nach kurzem Gange standen wir inmitten eines Platzes, der das Herz von Gütergotz und zugleich seine Zierde bildet. Häuser- und Baumreihen fassen die Längsseiten ein, an den Schmalseiten aber, einander gegenüber, erheben sich links die Kirche und rechts das Schloß. Das Ganze eine gefällige und eine stattliche Anlage zugleich.

Wir umschritten den Platz, in den Gehöften war es still geworden, nur hier und da fuhr ein Hund bellend aus seiner Hütte. Als wir an das Kirchhofsthor kamen, traten wir ein; der Mondschimmer lag jetzt auf Thurm und Dach; an den sauber behauenen Feldsteinquadern, an der Form der Apsis, an der geknickten Dachfirst-Linie erkannten wir leicht den Cistercienser-Bau des 13. Jahrhunderts. In der That, Gütergotz war Klostergut und gehörte durch drei Jahrhunderte hin zu Kloster Lehnin.

Es ziemte sich wohl (und die Mönche wählten gern solche Plätze) an dieser Stätte eine Kloster-Filiale zu errichten, denn der alte Heidenspuk mochte an dieser Stelle fester sitzen als anderswo; war es doch die Stelle, an der die Wenden ihrem Morgengott, dem Juthrie-Götzen (Jütergotz) ein Bild und eine

Opferstätte errichtet hatten. Am Rande des Dorfes, wo noch jetzt ein Gehölz von Tannen und Birken sich um den See legt, hart an der Straße, war die Opferstätte. So heißt es. Andere Anhaltepunkte als Name und Tradition sind nicht da; der Boden hat bisher wenig herausgegeben, das bestimmter spräche.

Ein Sprung über das niedrige Mauerwerk des Kirchhofes, und — nur der breite Fahrdamm trennte uns noch von dem gegenüber gelegenen Pfarrhaus.

Still lag es da, aber alle Thüren und Fenster auf; hier war noch Leben, wenn es sich auch noch verbarg. Eine Laube vor dem Hause, Blumenbeete, an der einen Ecke ein blühender Akazienbaum. Wenn wir die Blüthen nicht sahen, so verkündete sie der Duft. Auf der Treppe lag eine Katze und spann. Hier ist's gut sein. Hier ist Friede.

Unsere Vorempfindung hatte uns nicht getäuscht. Nichts von Störung. Wir wurden freundlich empfangen; eh eine halbe Stunde um war, dampfte der Kessel auf dem Tisch; die Hausfrau nach Theelands-Sitte, mischte den starken Absud mit dem brodelndem Wasser; die Katze, auf meinem Schooß jetzt, striegelte ihren Kopf an meiner gekrümmten Hand, während der Akazienduft immer voller durch die offenen Fenster zog.

Die Unterhaltung drehte sich um Gütergotz. Wir waren gekommen, um zu hören und zu lernen. Der Herr Pfarrer nahm das Wort.

„Sie wissen, daß es ein Wendendorf war, daß der Futhrie-Gott eine Stätte hier hatte; der Name sagt es Ihnen. Dann kamen die Mönche, und Gütergotz, wie das benachbarte Zehlendorf, wurde Klostergut und zählte mit unter dem reichen Besitz von Kloster Lehnin. Nach der Säcularisirung kam es an den Kurfürsten, der 1567 den Bürgermeister Valtin Döring damit belehnte, bei dessen Familie es bis zum Jahre 1700 blieb. Gütergotz hatte also in 500 Jahren nur zwei Besitzer gehabt: die Aebte zu Lehnin und die Dörings.

Wenn aber bis dahin, so fuhr der Pfarrer fort, die Besitzverhältnisse stabil gewesen waren, so wurden sie von 1700

an um so wechselnder. Der nächste Besitzer war Bischof Ursinus (nach seinem vollen Namen: Benjamin Ursinus v. Bär), der am 18. Januar des Jahres 1701 den Kurfürsten Friedrich III. als ersten König von Preußen in Königsberg krönte. Mit dem geistlichen Würdenträger, der wenigstens zeitweilig hier weilte, kam ein reicheres Leben an diese bis dahin schlichte Stätte: der Bischof baute ein Lusthaus am See, Kammerdiener, Gärtner, Koch und Küfer gingen aus und ein, aber die Gemeinde wurde dieses reichen Lebens nicht froh und alte Kammergerichts-Acten erzählen von Klagen des Bischofs gegen die Gemeinde und von Klagen der Gemeinde gegen den Bischof. 1715 trat es dieser an seinen Sohn, den Stallmeister Johann Wilhelm v. Bär ab, der es ebenfalls nur kurze Zeit besaß (bis 1721) und beim Verkaufe sich nichts reservirte als eine Begräbnißstätte. Die wurde ihm. 1750 wurde er im Kirchengewölbe beigesetzt; beinah 30 Jahre, nachdem er den Besitz des Gutes aufgegeben hatte.

Bis 1804 war Gütergotz Königlich. In diesem Jahre kaufte es der General-Lotterie-Director und Geheime Finanzrath Grothe, der aber freilich ähnlich wie der ältere Ursinus, dieses Besitzes wenig froh werden sollte. Wie dieser fing er an zu reformiren, separirte den gutsherrlichen von dem bäuerlichen Acker, brach ein paar Bauergehöfte, die ihm unbequem lagen, ab und baute sie an anderer Stelle wieder auf, zog das gewonnene Terrain mit in seine Park- und Gartenanlagen hinein, erbaute auf solidem Feldstein-Unterbau — auf einer sogenannten Rustica — das jetzige Schloß und gab ihm einen stumpfen Thurm, dessen Plattform einen weiten Blick ins Land gestattete. Dieselbe Rührigkeit, die diesen emporgekommenen Mann (er hatte als Privatsecretär des damaligen Generalpächters der Lotterie seine Laufbahn begonnen und sie durch Gewinn des großen Looses gekrönt) von jeher ausgezeichnet hatte, zeigte sich auch jetzt in der Raschheit und Umsicht, mit der er Gütergotz in einen anmuthigen Platz umzuschaffen verstand. Aber noch ehe er mit seinen Plänen zu Ende war, brach der October

1806 herein und der General-Lotterie-Director mußte flüchtig werden. Er ging nach Warschau. Was diese Flucht veranlaßte, ist unaufgeklärt geblieben; nach Einigen waren es Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung, die nun plötzlich zu Tage traten; nach Andern war er in die Politik Haugwitz-Lombard enfilirt und hatte alle Ursache, sich dem Volksunwillen zu entziehen. Alle, die das große Loos nicht gewonnen hatten, waren, wie immer in solchen Fällen, nur allzu sehr geneigt, ihrem beleidigten Patriotismus Ausdruck zu geben. Geh. Rath Grothe starb 1812 in Warschau, nach Andern erst 1815. Sein Vermögen war bedeutend. Auch das schöne Haus in der Mauerstraße, das sogenannte Königsmarcksche Palais, gehörte ihm. Das Schloß in Gütergotz erinnerte übrigens bis ganz vor Kurzem an den „General-Lotterie-Director." Einzelne Zimmer, die, bei der Kürze der Zeit, in ihrer Herrichtung nicht fertig geworden waren, zeigten sich mit vielen Tausenden von Lotterieloosen beklebt, die man den Wänden als Untergrund für die Tapete gegeben hatte. Ehe aber noch die Tapete kam, kam die Katastrophe. Die Nachbesitzer schlossen die Zimmer ab und überlieferten die Lotterieloos-Wände wie ein Curiosum.

Gütergotz trat nach dieser zweiten, kurzen Glanzepoche auf weitere 20 Jahre hin in wechsel- und selbst in unheilvolle Tage ein (1813 plünderten es die Russen), bis, mit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts, stabilere und glücklichere Verhältnisse wiederkehrten. 1830 kaufte es der Landrath v. Albrecht; 1868 der Kriegsminister v. Roon, der es zu einer Familienstiftung bestimmte.

So die Daten von Gütergotz; die Geschichte eines märkischen Dorfes seit 700 Jahren. Aber er, der dies Stück specieller Heimathsgeschichte vor uns entrollte, war nicht selber heimisch an dieser Stelle; wenn das fein geschnittene Profil noch einen Zweifel darüber gelassen hätte, so hätte die bestimmte und bewußte Ruhe des Vortrags, vor Allem das niedersächsische „st" diesen Zweifel beseitigt. Pastor Brodersen, nach einem

bewegten Leben, war hierher verschlagen worden. Die firme, unwandelbare Treue, die sonst auch äußerlich zu festigen pflegt und den Menschen da festhält, wohin Gott ihn stellte, dieselbe festhaltende Treue war für ihn die bewegende Kraft geworden, — er hatte seine holsteinische Erde aufgegeben, als das Innerste aufgegeben werden sollte: Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl, deutsche Gesinnung.

Ueber Pastor Brodersen, wie über so viele seiner Landsleute, entschied der Tag von Idstedt. Er ließ das Pfarrhaus am Ploener See, er ließ die Heimath, die ihm geistig keine Heimath mehr war, und suchte eine andere Stätte, wo er in Treue gegen sich selbst, weiter wirken konnte. Und er fand solche Stätte, und eine so schöne und bezaubernde dazu, daß er den Ploener See hätte vergessen können, wenn Heimath nicht eben Heimath wäre. Eine kleine Pfarre bei Neuwied nahm ihn auf; der Rhein und die Lahn lagen vor ihm. Hier wirkte er 10 Jahre lang in Segen, bis aus diesem stillen, allem Weltverkehr entrückten Gütergotz die Anfrage an ihn kam: ob er den Tausch wohl wolle. Die Nachbarschaft der Ruthe für die Ufer des Rheins! Er schwieg.

Als aber die Frage sich wiederholte, als der Brief betonte: wir sehen ab von jeder Probepredigt, von Präsentation und jeder formellen Empfehlung, da empfand Pastor Brodersen dieses Vertrauen wie einen Ruf, dem er zu folgen habe. „Und da bin ich nun."

Und Sie bedauern es nicht?

Nein. Aller Anfang ist schwer. Das märkische Wesen war uns anfangs fremd. Aber wir anerkennen gern den tüchtigen Kern.

Es lag kein Klageton in diesen Worten, aber all das was uns fehlt, und von dem ich empfinde, daß es uns fehlt, es stand wieder vor meiner Seele und die Worte, die ein märkischer Landsmann bei ähnlicher Gelegenheit einst gegen mich geäußert hatte, sie klangen mir wieder im Ohr: „es muß schwer sein," so etwa sprach er, „sich unter märkischen Naturen

einzuleben. Alles nüchtern und unideal; der Mensch karg wie seine Scholle. Der Geistliche ist ihm ein Mann der tauft und traut. Das Leben dreht sich um Besitz und Soldatenthum. Man muß hier geboren sein, um diese Leute zu fassen und zu verstehen und sich, durch die harte Schale hindurch, in den Respect für einen Volksstamm hineinzuleben, „der keinen Ketzer verbrannt, aber auch freilich keinen Heiligen geboren hat."

Es war spät, als wir uns trennten. Die freundlichsten Wünsche geleiteten uns durch die Nacht. In „Unverworfen's" Putzstube waren inzwischen unsere Betten aufgeschlagen worden, und zu Füßen von „Rigolette mit dem Vogelbauer" schliefen wir ungewiegt, bis die durch das Fensterladen-Herz scharf einfallende Sonne uns weckte.

Unsere Reisetoilette war schnell beendigt, noch schneller das Frühstück; ein Wagen fuhr vor und alsbald mahlten die Räder im Sande. Wir fuhren zwischen Dorf und See; eine brütende Schwüle herrschte, trotzdem wir kaum die zehnte Stunde hatten. Am Ufer lagerten Hirt und Heerde. Tiefe Sonntagsstille. Selbst der Kukuck drüben im Walde schwieg. Inmitten des Sees, halb im Schatten des Röhrichts, stand ein Dörfler und angelte; das Wasser ging ihm bis übers Knie. Kein Laut, außer wenn er die Angelschnur emporschnellte.

Es war, als läg es noch wie Wendenspuk über der Landschaft, als wolle der alte Juthrie-Gott wenigstens seine Morgenstunde halten. Aber da klangen die Glocken aus dem Dorf und mahnten ihn, daß seine Zeit vorbei.

Und wie ein frischer Luftzug zog es durch die Schwüle.

Saarmund und die Nutheburgen.

Noch einmal hob er seinen Blick, dann sagt er dumpf: „die Spiegelung!
Ein Blendwerk, ärger als der Simum, bösartiger Geister Zeitvertreib;"
Er schwieg, das Meteor verschwand.

Freiligrath (Mirage).

Unser Ausflug nach Gütergotz hatte uns in den „Teltow" geführt, wir kehren heute in das eigentliche Gebiet unserer Wanderungen, in Havelland-Zauche zurück. Nach etwa halbstündiger Fahrt mündet der über ein Plateau führende Weg in ein breites, von Nord nach Süd sich hinziehendes Thal ein, und durchschneidet es quer, in der Richtung von Ost nach West. Dies Thal ist das Nuthethal.

Der Wasserlauf (die Nuthe), der diesem Thal den Namen giebt, entspringt auf dem hohen Fläming bei Jüterbog in Nähe des historischen Dorfes Dennewitz, wendet sich nordwärts, bildet die Grenze zwischen Teltow und Zauche und fließt bei Potsdam in die Havel. Beinahe unbemerkt, unter Sumpf und Wiesen versteckt. Wer tagelang an Rhin oder Zinow, an Stobber und Löcknitz, an Notte und Nieplitz entlang gezogen, der blickt, wenn die Spree oder gar die Havel sich plötzlich wieder vor ihm aufthut, auf ihre blaue, seenreiche Fläche, als zöge die Wolga an ihm vorüber. Der Maßstab ist Alles.

Zu diesen Kleinsten, denen die Aufgabe zufällt, die Kleinen zu heben oder groß zu machen, gehört also auch die Nuthe; aber sie hat nebenher dies und das vor ihres Gleichen voraus, manches, das sie, — als genösse sie alle Vorzüge einer höheren Geburt — ohne Weiteres in die „Gesellschaft," in den Kreis

der Eigentlichen einreiht. Dies, was sie voraus hat, ist ihr historisches Gepräge, ist der Umstand, daß sie, bis in allerfrühste Zeiten zurück (ja damals mehr denn später) ein Grenzfluß war, und es dadurch, weit über Löcknitz und Stobber hinaus, zu einer politischen Bedeutung brachte. Man könnte die Nuthe nach dieser Seite hin mit der Königsau vergleichen, die, auch nur ein Wässerchen von kaum Nuthe-Bedeutung, doch als Grenzlinie zwischen deutscher und skandinavischer Welt zu einem Ansehn kam, um das sie mancher Groß-Strom beneiden könnte.

Die zwei Welten, zwischen die sich die Nuthe trennend schob, hießen zwar nur Zauche und Teltow und werden in den großen Büchern nicht verzeichnet stehen, aber es traf sich durch ein ganzes Jahrhundert hin, daß diese zwei kleinen Namen in der That zwei Welten schieden: die germanische und die slavische. Die Zauche, durch Albrecht den Bären unterworfen, war christlich und deutsch, der Teltow, den alten Göttern treu verblieben, stak noch in Heiden- und Wendenthum. Das war die Zeit, als die Nuthe ihre großen historischen Tage zählte; das war das Jahrhundert der „Nutheburgen."

Diese (die Nutheburgen) wuchsen auf, als aus Brennibor ein Brandenburg wurde. Sie waren Mittelpunkte und Zeugen des Kampfes, der damals das christliche Vorland zwischen Elbe und Oder bewegte. Ob sie, in den Jahrzehnten ihres Entstehens, Aggressiv- oder Defensiv-Punkte waren, ob sie die Deutschen bauten, um von der Zauche aus den Teltow zu erobern, oder ob sie die Wenden bauten, um der vordringenden Eroberung einen Damm entgegenzusetzen, — diese Fragen werden nie mehr gelöst werden; alle Aufzeichnungen fehlen und die Schlüsse, die man aus diesem und jenem gezogen hat, werden es nie mehr über die vagste Hypothese hinausbringen. Die Nutheburgen jener ersten christlichen Epoche sind todt, und vielleicht eben deshalb zählen sie zu den Lieblingen märkisch-archäologischer Forschung. Man kennt wenig mehr als ihre

Namen. Es waren die Burgen zu Potsdam und Trebbin (als Flügelpunkte); im Centrum Beuthen und Saarmund.*)

Saarmund, dem wir uns jetzt zuwenden, unter den genannten 4 Burgen vielleicht die verschollenste, genoß dafür den Vorzug eines poetischen Namens. Daß er an dieser Stelle überhaupt entstehen konnte, erwuchs aus einer Großthat, einem Opfer. Die Nuthe brachte es. Arm aber edel, und vielleicht das städtische Idyll vorahnend, das hier einstens aus dem Wiesengrunde aufblühen werde, zweigte sie schon in ältesten Zeiten einen Wasserstreifen von sich ab und wohl wissend (vielleicht aus eigner schmerzlicher Erfahrung), was eines Namens Wohlklang bedeutet, gab sie dem abgezweigten Arm den Namen Saare mit auf den Lebensweg. Und siehe da, die innere Stimme hatte nicht getrogen. Da, wo ins alte Nuthebett die kaum geborene Saare wieder einmündet, erwuchs Saarmund. Im Rücken der Stadt aber (um ein Ereigniß späterer Jahrhunderte vorweg zu nehmen) an den Südhängen der Zauche-Hügel hin, entstanden Weinberge über Weinberge, so daß Deutschland damals, zu den Zeiten des großen Kurfürsten, des Vorzuges genoß, einen doppelten Saarwein zu produciren, den einen bei Trier, den andern bei Saarmund. Tempi passati. Einen sichreren Gewinn, auch für den unverwöhnten Geschmack jener Zeiten, bot wohl die Saare selbst, deren Krebse die alten

*) Alle vier Nutheburgen gingen in veränderter Gestalt (in der sie allerdings, mit Ausnahme einer, auch nicht mehr existiren) in spätere Jahrhunderte über. Doch waren dies eben in Zweck wie Erscheinung, die alten Nutheburgen nicht mehr. Sie modelten sich, sie wurden andere, und aus den markgräflichen Voigteien, die eine allgemeine politische Bedeutung, wenn man so will, eine Mission gehabt hatten, wurden Landes- und Ritterburgen, wie andere mehr. Ueber sie berichten wir an anderer Stelle. Der Umstand, daß die Nuthe ein natürliches Defilee von Sachsen nach der Mark war, lieh auch in diesen späteren Zeiten noch, in denen der Colonisationskampf längst ausgelärmt hatte, dem ganzen Flußthale eine gewisse „importance," aber mit Ausnahme verhältnißmäßig neuer Zeit (1813) scheint man die Bedeutung desselben doch nie ernsthaft betont zu haben.

Chroniſten nicht müde werden zu rühmen, „inſonderheit auch die großen Alande, die noch angenehmer ſind als Zander.“

Um Saarmund und ſeine Saare ſchwebt es anheimelnd wie ein gefällig-romantiſcher Klang, aber die eigentliche Poeſie dieſer Gegenden, die eben höher ſteht als der bloße Klingklang eines Namens, iſt doch ächte alte Ruthen-Poeſie. An dieſen alten Ruthenwieſen, gleichviel nun ob im Sommer der rothe Ampfer ſie überblüht, oder ob im November die Krähen über den graubraunen Raſen ziehen, haftet der tiefere Zauber dieſes Thals. Hier, in den Kollen am Fluſſe hin, war bis vor Kurzem noch die Otter zu Hauſe und der Fiſchadler that reichen Fang. Sagenhafte Geſtalten, groß und hager, und an Jahren weit über das Gedächtniß der älteſten Leute hinausragend, zogen mit ihrer Büchſe über die tiefen Moore, wie Schatten ſchritten ſie im Nebel, der Regenvogel pfiff in langen Pauſen und das dumpfe Gurgeln der Rohrdommel klang vom Fluſſe her.

So war das Ruthe-Thal, ſo iſt es noch.

Zwei, drei Brücken haben wir zu paſſiren. Von der erſten aus, deren hochgewölbte Balkenlage einen Blick nach rechts und links geſtattet, ſchweift unſer Auge das Thal hinauf und hinunter. Tiefe Stille; nur Wieſe und Waſſer; kein Floß, kein Kahn; nichts als das weiße Gewölk, das langſam ziehend, dem langſamen Zuge des Waſſers folgt.

Nichts Lebendes, — und es kann nicht anders ſein. Wenn es wahr iſt, daß man große Städte auf Meilen hin, in beinah räthſelvoller Weiſe vorausfühlt, ſo muß die Wirkung, die Saarmund in die Ferne hinein übt, eben die der Oede und Einſamkeit ſein; denn man kann nur mittheilen, was man hat. Und nichts Stilleres als Saarmund. Ueber eine zweite Brücke hin [illegible]ſelt unſer Gefährt in die Stadt hinein: beſchnittne Linden vor den Thüren; über die Hof- und Gartenzäune ſtrecken Hollunderbäume die weißen Dolden; wenn dann und wann eine Hausthür ſich öffnet und der eigenthümliche Klapperton

einer ſchadhaften Klingel durch die Straße klingt, ſo erhorcht es die ganze Straße!

Unſer Wagen war ein Ereigniß. Einer ſtürzte halbraſirt ans Fenſter; der rückwärts gewandte Gruß, den wir ihm zuſchickten, traf noch ſeine ſeifenſchaumene Hälfte. Weiter. Endlich mündeten wir auf eine platzartig erweiterte, lindenumſtellte Straße ein, die den Namen „Freiheit“ führt. Wir nahmen es als ſelbſtverſtändlich hin. Warum ſollte hier nicht Freiheit ſein?

Der Eindruck des Stillen und Oeden, den die ganze Stadt macht, an dieſer Stelle ſteigert er ſich, denn hier war 'mal Leben, ein Leben, das nun abgeſtorben iſt.

Unter den Fenſtern des erſten Stockes hin, ziehen ſich lange Wirthshausſchilder „Stadt Halle,“ „Stadt Leipzig,“ — ſie leſen ſich faſt wie Epitaphien, Grabſchriften über einer Zeit, die nicht mehr iſt. Hier führte einſt die große Straße von Sachſen vorüber, hier war ein Hauptzollamt, und Saarmund hatte damals eine Bedeutung, wie etwa Wittenberge heut, oder irgend ſonſt ein Platz, an dem jeder Koffer unterſucht und die Sprache des deutſchen Biedermannes in der Mauth- und Zoll-Nüance geſprochen wird. Das iſt nun alles dahin. Die Fenſter ſind zu und zeigen Rouleaux, deren in der Schräge ſchwebende Landſchaften (immer Alpen) auf ein völlig geſtörtes Räderwerk deuten; die Krippen ſtehen leer; müde vom Warten haben ſie ſich an die Wand gelehnt. Die Hühner picken drum herum. Wo ſie's hernehmen, Gott weiß.

Ein eignes Geſchick iſt um gewiſſe Punkte, wie um gewiſſe Menſchen her. Sie ſind anmuthig, alles ſcheint für ſie zu ſprechen und ſie können es zu nichts bringen. So Saarmund. Einer der vielen Orte, die nicht leben, nicht ſterben können; nur dazu da, im Herzen eines Vorüberfahrenden ein ſentimentales Gefühl zu wecken.

An einem der Prellſteine von „Stadt Leipzig,“ wo der Weg nach rechts hin abbiegt, ſtand ein mittelalterlicher Mann mit einem guten, zuverläſſigen Geſicht. Seine Kappe hatte den

Schnitt einer alten Landwehrmütze, sein Rock einen Stehkragen von dunkler Farbe. Eine Art Nachtwächterblau. Mir lagen immer noch die „Rutheburgen“ im Kopf; ich wollte die Suche nach ihnen nicht so ohne Weiteres aufgeben. Das ist dein Mann, dacht' ich, und ließ halten.

„Sind Sie von hier?“

„Ja.“

„Das ist schön. Da kennen Sie gewiß die Rutheburgen?“

Der Ausdruck seines Gesichts ließ keinen Zweifel darüber, daß dieser dunkel-romantische Klang zum ersten Male sein Ohr traf; in seiner Antwort stolperte er zwischen allerhand Localitäts-Bezeichnungen wie Burgwall und Ruthebrücke hin und her, die auf alles Mögliche Rücksicht nahmen, nur nicht auf den Gegenstand meiner Sehnsucht. Ich sah bald, daß der älteren märkisch-wendischen Heimathskunde hier keine Quelle floß und war rasch entschlossen, durch eine Diversion jeder weiteren Verwirrung vorzubeugen.

„Ist sonst nichts da, das sich verlohnte?“

„Nichts als der Galgenberg . . . . , da haben Sie die beste Aussicht; das ganze Ruthethal, links Potsdam, rechts Trebbin; es soll auch ein Schatz . . .“

„Gut, gut.“ Ich gab dem Kutscher einen leisen Schlag auf die Schulter, grüßte und im nächsten Moment ging es weiter, vom Straßendamm hinunter, in den mahlenden Sand hinein.

Es war kaum 10 Minuten Wegs. Da stieg der Berg mit dem ominösen Namen vor uns auf. Wir hielten. Es war Mittagsstunde und ein heißer Tag. Die Sonne glühte am Abhang, den wir hinauf mußten. Vor uns weidete eine Heerde magerer Schafe; sie hatte sich ihrer Magerkeit an dieser Stelle nicht zu schämen; nur halbverbranntes, moosartig kurzes Gras zog sich über den Sand hin; nichts grünte als die Wolfsmilch. Endlich oben.

Es lohnte sich schon. Wie um dem Missethäter das Scheiden doppelt schwer zu machen, stellte das Mittelalter seinen Dreibaum auf die höchsten und schönsten Punkte.

Wieder ſtand eine Art Dreibaum dort oben, aber das Kind einer anderen Zeit; ein Vermeſſungsinſtrument ſpreizte ſeine drei mageren Beine in der Sonne.

Das helle Licht hinderte den Blick; nur mitunter kam eine leiſe Trübung und das Auge konnte nun das Bild umfaſſen. Zu Füßen Saarmund; rothe Dächer und rother Thurm; dahinter die Nuthe und ihre Wieſen; jenſeits die ſtillen Dörfer des Teltow, dieſſeits die ſtilleren Berge der Zauche.

Wer nach uns an dieſe Stelle tritt, der freue ſich des Bildes und der ganz allgemeinen Vorſtellung: das iſt das Terrain; hier unten lagen die Nutheburgen! Er nehme dies Bild und dieſe Vorſtellung mit heim; aber er hüte ſich (wir ſprechen aus Erfahrung) auf weitere Forſchungen und Entdeckungen ausziehen zu wollen. Die Nutheburgen necken ihn; ſie ſind die Fatamorgana dieſer Wüſte. Wenn er ſie zu haben glaubt, ſo hört er den Mittagsgeiſt lachen, das Bild zerrinnt und — die Nutheburgen ſind ferner denn zuvor.

Blankensee.

Da sagte die Mark: Eh bien, wohlan,
Ich kann raisiren wie Canaan,
Und will sich's keiner Sarah berühmen,
Er hab' ich meine Frau von Thümen.

Eine halbe Stunde südlich von Saarmund, zwischen zwei Seen hindurch, fahren wir in einen schmalen, spitz auslaufenden Landestheil ein, den wir am besten als den „Thümenschen Winkel" bezeichnen. Dieser Thümensche Winkel, in Zeiten, die nicht allzufern zurückliegen, hatte eine gewisse politische Bedeutung, denn er war sächsisches Land, das sich an dieser Stelle weit ins Brandenburgische hineinschob, so weit, daß die Entfernung bis Potsdam nicht voll 2 Meilen betrug. Das war in den Tagen Friedrich Wilhelms I., in den Tagen der Desertionen und Lärmkanonen, eine Sache von „Importance," und so unbequem der Thümensche Winkel für den König lag, so bequem lag er für den Flüchtling.

Von dieser „Importance" ist dem Thümenschen Winkel natürlich nichts geblieben und er muß sich mit dem begnügen, was er sonst noch aufzuweisen hat, meist Dinge, die viel weiter in unsere Geschichte zurückgehen, als die „großen Blauen" von Potsdam.

Die Residenz und der Mittelpunkt dieses Zipfels, der auch jetzt noch eine Art Zwischenland ist, aber nur ein Streifen zwischen zwei brandenburgischen Kreisen, ist Blankensee. Hier haben die Thümens ihr Herrenhaus, hier ihre Kirche, ihre Gruft. Auch an Sagen fehlt es nicht, in denen irgend ein alter Kreishauptmann, aber immer ein Thümen, seine spukhafte Rolle spielt. Wir werden noch davon zu erzählen haben.

Es war Mittagsſtunde, als wir vor dem Gaſthauſe hielten. Der Wagen fuhr in den breiten Schatten einer Linde, während wir uns rüſteten und mit den Augen umher fragten. Unſer Erſtes war ein Gang durch das Dorf, das eine gewiſſe pittoreske Bauanlage, Schlängellinien und ſchöne Baumgruppen vor manchem anderen voraus hat. Am ſchönſten gelegen iſt das Herrenhaus. In Front ein Eiſenbruch, an den Flügeln zwei breite Seeſpiegel, und zwiſchen Schloß und Park ein Waſſerlauf, der dieſe beiden Seeflächen verbindet, — das iſt in großen Zügen die Scenerie. Das Geſträuch des Parkes wuchs weit über das Wäſſerchen hin und ſchuf einen Laubengang, unter dem die Enten, alte und junge, auf und ab fuhren und ſich's wohl ſein ließen.

Es war inzwiſchen heiß geworden, die Schatten dieſes Parkes luden zu einem Beſuche ein, aber es war doch ein anderes, was uns an dieſe Stelle geführt hatte und, den lockenden Parkſchatten aufgebend, ſuchten wir uns zunächſt eines ſagen- und landeskundigen Blankenſeers zu verſichern, der wohl geeignet und geneigt ſein möchte, die Dienſte eines Führers bei uns zu übernehmen.

Der Zufall wollte uns wohl. Am Rande des Dorfes umher tappend wurden wir alsbald eines Mannes anſichtig, der, in einem offenen Thorweg ſtehend, unſeren unſicheren Bewegungen ſchon ſeit länger gefolgt zu ſein ſchien; — als er uns auf ſich zuſchreiten ſah, ſchritt er uns ſeinerſeits entgegen und kam unſerm Gruß zuvor. Es war ein großer, ſchöner Mann, von militäriſcher Haltung, und zugleich voll jener ruhigen Sicherheit, wie ſie die bibelfeſten Leute, beſonders die Sektirer zu haben pflegen. Es entſpann ſich folgendes Geſpräch.

„Wir wollen auf den Kapellenberg. Können Sie uns den Weg zeigen?“

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete der Angeredete; „aber wie ich erſt geſtern gehört habe, — der Weg iſt nicht zu fehlen.“

„So ſind Sie nicht von Blankenſee?“

„Nein. Ich bin erst seit 8 Tagen hier.“ (Er zeigte auf das Gehöft).

„In der Schäferei?“

„Ja.“

„Sie sind der Schafmeister?“

„Nein. Ich bin sein Knecht.“

Mein Begleiter und ich sahen einander an. Eine unwillkürliche Pause trat ein. Der unumwundenen Erklärung „ich bin dieses oder jenes Mannes Knecht“ begegnet man in Städten niemals, auf dem Lande nicht allzuhäufig. Man sucht sich zu helfen, so gut es geht. „Ick bin bi Schulze Borchardten sine Pärd,“ so oder ähnlich wird das Wort umgangen. Was uns aber in diesem speciellen Fall ganz besonders frappirte, war das correcte Deutsch und der männliche und zugleich bescheidene Freimuth, in dem die Antwort gegeben wurde. Diese immer seltener werdende Demuth und Wahrheitsliebe (jeder will über sich hinaus), machte einen tiefen Eindruck auf uns und wir hatten eine Freude, als der Sprechende uns bat, uns begleiten zu dürfen. Er war, wie sich bald ergab, aus der Provinz Sachsen (die in Schulbildung und gutem Deutsch immer einen Schritt voraus hat), hatte in der Garde gedient und war dann sechs oder sieben Jahre lang der Diener in einem altlutherischen Hause, der Pfleger eines einzigen gichtbrüchigen Sohnes gewesen. So war denn vieles erklärt. Was ihn aus der großen Stadt in diese einfache Stellung geführt hatte, erfuhren wir nicht.

Erst über ein breites Brachfeld hin, dann einen Waldweg hinauf, erreichten wir die Kuppe des Berges, um den es sich zunächst für uns handelte, und traten dann in die Trümmer des alten Baues ein, der diesem Berge den Namen gegeben hat. Zwei Wände sind eingestürzt, zwei stehen noch, so daß es auch für einen Laien ein Leichtes ist, sich den Bau wieder in aller Vollständigkeit vorzustellen. Es war eine gothische Kapelle, zehn Schritt im Quadrat, nach allen vier Seiten hin offen, genau nach Art jener Baldachine, denen man in alten Domen so oft über dem Altar begegnet.

Ob die Kapelle eine Station oder ein Wallfahrtsort war, ob sie weit ins Land hinein sichtbar, zugleich auch ein Wegweiser, ein Markpunkt sein sollte, darüber wird es unfruchtbar sein, sich in Hypothesen zu ergehen. Nur, daß es ein Bau war, der, verhältnißmäßig spät entstanden, in erster Reihe immer kirchlichen Zwecken diente, darüber kann kein Zweifel sein (die Consol-Nische, die einst das Muttergottesbild trug, ist noch wohl erhalten) und so hat es denn für Jeden, der jemals an dieser Stelle gestanden und mit Augen gesehen hat, etwas allerdings Verwunderliches, in guten Büchern folgender Versicherung zu begegnen: „Diese Ruine verräth durchaus nicht, daß das Gebäude jemals zu kirchlichen Zwecken gedient habe, wohl aber zu militärischen, als Burgwarte. Das Gemäuer zeugt von hohem Alterthum, und es ist nicht unmöglich, daß es, wenn auch nicht aus der Slavenzeit, so doch gewiß aus der Zeit der deutschen Eroberung stammt. Es diente wohl als Zwischenstation für die Burgen Trebbin und Sarmund." So viele Zeilen, so viele Fehler.*) Der ganze Bau war nie etwas anderes, als eine rechtwinkelige Zusammenstellung von vier offenstehenden Portalen, genau das Gegentheil

*) Solche Urtheile datiren noch aus einer Zeit her, wo die Kenntniß über künstlerische, speciell über architektonische Dinge gleich Null war. Kugler, Schnaase, Lübke haben eine völlig „neue Aera" geschaffen. Während jetzt jeder Laie aus Rund- oder Spitzbogen, aus Tonnen- oder Kreuzgewölbe, zahlreicher anderer Zeichen ganz zu geschweigen, den Styl und damit ohngefähr das Alter jeder Kirche bestimmen, beides von den Steinen ablesen kann, stand man noch vor 50 Jahren vor diesen Dingen wie vor einem Räthsel und unterschied das Alter zweier Gebäude oft rein nach dem Grade äußerlichen Verfalls, dabei zur Architektur eine ähnlich wissenschaftliche Stellung einnehmend, wie die Kinder zur Pflanzenkunde, wenn sie alle Blumen in blaue, rothe und gelbe theilen. Dies muß man immer gegenwärtig haben. In jenen Zeiten absoluter Unkenntniß sind durch im Uebrigen grundgescheidte Leute unglaubliche Urtheile zu Papier gebracht worden, die nun, ausgerüstet mit der Autorität eines Namens, von Buch zu Buch unsterblich weiter wandern.

von Festung, Warte, Burg. Es ist ein Bau aus dem 14. Jahrhundert, so daß etwa ein Rechenfehler von dreihundert Jahren zu verzeichnen bleibt.

An diesen Kapellenberg knüpfen sich zahlreiche Sagen, die aber, wie verschieden auch in ihrer Einkleidung, sämmtlich auf das alte, namentlich in unserer Mark beliebte Thema hinauslaufen, „daß daselbst ein Schatz vergraben sei." Und wie glaublich oder unglaublich es sich im Uebrigen mit diesem Spuk verhalten möge, so viel ist gewiß, daß der Schatz selber in den Köpfen aller Blankenseer eine Rolle spielt. Noch in diesem Jahrhundert, so heißt es, kam ein Herr v. Thümen ventre à terre von Berlin geritten, ließ Bauern und Tagelöhner wecken, und zog in langer Colonne auf den Berg, um unter dem alten „Bocksdornstrauch," der die eine Kapellenecke mit seinem Gezweige füllt, bohren und graben zu lassen. Denn unter dem Bocksdornstrauch, aber brunnentief, liegt der Schatz. Aber der Schatz kam nicht und der tolle v. Thümen mußt' es schließlich aufgeben, wie es 100 Jahre früher, noch in der sächsischen Zeit, sein Ahnherr, der alte Kreisdirector v. Thümen, auch hatte aufgeben müssen, „der doch schon ganz nahe daran gewesen war." Die Sage aber vom Kreisdirector, die noch von Mund zu Munde geht, ist die folgende: Es war wohl schon den dritten Tag und sie gruben immer noch. Da kamen sie endlich an eine eiserne Thür mit einem Schlüsselloch, und durch das Schlüsselloch konnten sie hineinkucken und haben eine Braupfanne gesehen bis über den Rand voll Geld, und auf dem Gelde der Böse, der darüber gewacht hat. Der alte Kreisdirector hat aber doch nicht ablassen wollen und hat angefangen zu parlamentiren und an den Bösen zu schreiben. Vorerst hat sich Keiner finden wollen, um die Briefe zu bestellen, zuletzt hat sich aber Einer richtig gefunden, der hieß Ebel, und alle Nacht hat er einen Brief vom alten Kreisdirector auf den Kapellenberg getragen. Immer wenn er an die rechte Stelle gekommen ist, um den Brief hinzulegen, hat schon ein Brief vom Bösen dagelegen und ein Münzgroschen dabei als Boten-

lohn. So haben sie sich geschrieben hin und her, der Böse und der Herr Kreisdirector, und immer um die zwölfte Stunde war Ebel auf dem Kapellenberg. Und der Böse schrieb zuletzt: Der Herr Kreisdirector solle Alles haben, aber den Briefträger müsse er ihm geben und den Arm vom See, der die „Lanke" heißt. Das aber hat der Kreisdirector nicht gewollt, weil es Ebeln sein Leben und auch noch andere Menschenleben gekostet hätt'. Denn wenn der Böse erst den See-Arm gehabt hätt', so wäre Man[illegible] mit'm Kahn verunglückt, oder im Winter auf'm Eis und hätte ertrinken müssen. Alle Jahr hätt' wenigstens Einer 'ran gemußt. So ist denn die Braupfanne voll Geld nicht gehoben worden und liegt heute noch.

So die Sage. Wir kannten sie noch nicht, als wir oben waren, wir würden sonst den Bocksdornstrauch, den Schatzhüter über der Erde (den Vorposten, den der Schatzhüter da unten als Schildwacht ausgestellt hat) mit mehr Respect behandelt und minder rücksichtslos in seinem Gezweige umher gestampft haben. Neben dem Strauch, inmitten der Kapelle, war ein Ameisenhaufe und im Sonnenschein, der von oben hereinfiel, hasteten die Betriebsamen auf und nieder, in sprichwörtlichem Ameisenfleiß. Es erschien uns wie ein Avis an alle müßigen Schatzgräber, den Schatz da zu suchen, wo er liegt.

Als wir noch plauderten und nach einem Aussichtspunkt suchten, zogen Kirchgänger über den Berg. Sie kamen von Blankensee und gingen nach Hause. Der Gottesdienst war also aus und wir schritten wieder dem Dorfe zu, um nunmehr in die Kirche einzutreten. Unser freundlicher Begleiter verabschiedete sich am Kirchhofsthor, muthmaßlich um uns nicht länger zu behindern, vielleicht auch aus sektirerischem Geist.

Das Innere des Gotteshauses schien im ersten Augenblick nichts zu bieten, das sich über den Durchschnitts-Inhalt alter Dorfkirchen erhoben hätte; bei näherer Betrachtung aber zeigte sich mancherlei von Interesse: ein Epitaphium, Grabsteine, Bilder und Schildereien. Das Epitaphium galt einem alten „Kreishauptmann im sächsischen Kurkreise," Herrn Christian Wilhelm

v. Thümen, deſſen Portrait von zwei Engeln gehalten wird, während ſich weiter unterwärts eine Schlange in den Schwanz beißt. Der Inſchrift entnehmen wir nichts Anderes, als daß ſeine Ehe mit Sabine Hedwig v. Schlieben durch 18 Kinder geſegnet war.

Wenn nun hier ein Segen vorlag, von dem wir übrigens nicht wiſſen, ob er ſelbſt damals als ein ſolcher empfunden wurde, ſo knüpften beinahe alle anderen Denkmäler der Kirche (und zwar die beſten) an eine andere v. Thümenſche Ehe an, die in derſelben Weiſe an die Tage Abraham's, wie jene an die Jacob's erinnerte. Wir werden gleich zeigen wie. Es war dies eine Ehe zwiſchen Kuno v. Thümen und Anna v. Schlabrendorff. Von dieſer letzteren finden wir Grabſtein, Bildniß und Schildereien, die ihrem Begräbniß gewidmet ſind.

Der Stein ſteht hinter dem Altar, in eine der Ecken eingemauert und trägt folgende Inſchrift: „Anno 1567, den 1. Januar, gegen Abend iſt die edle und viettugendſame Anna v. Schlabrendorff, Kuno v. Thümens eheliche Hausfrau, mit und in Kindesgeburt gottſelig entſchlafen. Derſelben Gott gnädig ſei.“ Ihr in Lebensgröße und in flachem Relief auf dem Stein ausgemeißeltes Bildniß, zeigt eine breite Binde um die Unterhälfte des Geſichts, was der ganzen Erſcheinung auf den erſten Blick das Anſehen giebt, als trüge ſie einen Ritterhelm mit herabgelaſſenem Viſir. Ich ſah dies, ſo viele Dorfkirchen ich auch beſucht habe, hier zum erſten Male. Der Geiſtliche des Dorfs, der ſich uns inzwiſchen zugeſellt hatte, erklärte mir: Das weiße Tuch um den Mund ſei nach altteſtamentariſcher Weiſung das gebotene Abzeichen der Sechswöchnerin. Er fügte hinzu, daß dieſe Sitte bis den heutigen Tag in ſeiner Gemeinde beſtehe.

So viel über den Grabſtein. Aber erſt einem Oelbilde von mittleren Dimenſionen, das an der einen Längswand der Kirche ſeine Stelle gefunden hat, entnehmen wir, was es mit „Kuno v. Thümens ehelichem Gemahl“ auf ſich hatte und warum ihr ſeinerſeits durch Grabſtein, Portrait-Bild und Erinnerungs-

Tableau eine so besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Zu Füßen des Bildes heißt es:

Hier liegt begraben ohne Qual
Kuno v. Thümens ehlich Gemahl,
Die tugendsame Frau Anna gut
v. Schlabrendorff das edle Blut
Welche gegeben war von Gott
Dem Kuno v. Thümen bis an den Tod.

Nun folgen Details, die wir insonderheit unseren Leserinnen lieber vorenthalten und aus denen wir nur ersehen, daß Frau Anna, wie eine zweite Sarah, in ihrem 67. Jahre eines Töchterleins genas.

Am ersten Jännertag es war,
Sie zählte 67 Jahr
Sei ihr gnädig Herr und Gott
Und helf auch uns aus aller Noth.

So wenig befriedigend diese Reime sein mögen, so trefflich ist das Bild, unter dem sie stehen. Es ist gute Lucas Cranach'sche Schule. Nach Sitte der Zeit Sündenfall, Gesetzgebung, eherne Schlange, Kreuzigung und Auferstehung dicht neben einander stellend, giebt es auf engem Raum den Hauptinhalt der christlichen Heilslehre.

Dies Bild, zum Gedächtniß Anna's v. Schlabrendorff, ist wie das künstlerisch beste, so das interessanteste, was die Kirche bietet; keineswegs aber ist die Reihe ihrer Schenswürdigkeiten und Erinnerungsstücke damit abgeschlossen. In einer Ecke, beinahe unmittelbar über dem weiter oben von uns beschriebenen Grabstein, hängen Schwert und Sporen*) eines längst heim-

*) Schwert und Sporen hingen früher dem herrschaftlichen Chore gegenüber, zu dem eine Treppe von außen hinaufführt. Diese beiden Zufälligkeiten waren genug, um folgende Sage entstehen zu lassen. „Da war mal ein Edelmann, der kümmerte sich nicht um Gott und Menschen. Er dachte, er sei Herr über Alles. In seinem Uebermuth ritt er in die Kirche, gleich die Treppe hinauf, die zu dem Chor führt. Hier aber bäumte das Pferd und überschlug sich, so daß

gegangenen v. Thümen, und in der Höhe des neuerbauten Thurmes befinden ſich die im Thümenſchen Winkel bei Alt und Jung bekannten „Glocken von Blankenſee.“ Allerlei Sagen knüpfen an dieſelben an.

Es war um die vierte Stunde, als wir aus dem Kirchhofsthor wieder in die Dorfgaſſe hinaustraten. Hier hatte ſich inzwiſchen das Bild verändert; die Stille des Sonntag-Vormittags war hin, die Heiterkeit des Nachmittags hatte begonnen. Um die Dorf-Linde (ein Anblick, den ich lange nicht gehabt) drehte ſich das junge Volk im Ringelreihen, und die Dirnen, wie immer tanzluſtiger als das männliche Element, deckten jedes Deficit durch Anleihen bei ſich ſelbſt. Wir ſahen dem fröhlichen Treiben zu; hätt' uns Jemand die Ehre angethan, wir hätten, auf jede Gefahr hin, es gewagt. Aber die Verſuchung blieb aus.

Unſer Wagen mahlte durch den Sand; ſo oft wir uns umſahen, ſahen wir noch die ſpringende Bewegung und die rothen Tücher. Dann kam eine Biegung des Weges und das Bild war hin. Nur der Baßton der Poſaune begleitete uns noch. Jetzt ſetzte er aus. Eine Weile noch horchten wir auf, ob er's war oder nicht. Bis endlich Alles ſtill.

---

beide in das Schiff der Kirche ſtürzten und Hals und Beine brachen. Zum Zeichen deß und zugleich zur Warnung ſind Degen, Schwert und Sporen dem Chore gegenüber aufgehängt worden.“ — So die Sage. Ich habe ſchon bei früheren Gelegenheiten ausgeführt, wie die „muthenbildende Kraft“ des Volkes mit Vorliebe, oder vielleicht immer, an ſolche rein äußerlich gegebenen Dinge anknüpft, vorausgeſetzt, daß dieſe Dinge zugleich unklar und räthſelvoll genug ſind, um die Phantaſie in Bewegung zu ſetzen und die freieſte und ſelbſt willkürlichſte Auslegung zuzulaſſen. Aber ſo willkürlich die Auslegung ſein mag, ſie ſchwebt nie in der Luft, ſie haftet an etwas Gegebenem. Die ganze Gruppe von Sagen, um die es ſich hier handelt, könnte man als poetiſche Mißverſtändniſſe bezeichnen.

Trebbin.

Und ein Haus mit Giebelreihen
Hat uns gastlich aufgenommen,
Läßt uns freundlich niedersitzen
Auf der Bank, der blanken, alten,
Die, mitsammt dem schmalen Tische,
Dem Jahrhundert Stand gehalten
Hier in dieser Fensternische.

G. Heisekiel.

Trebbin, trotz 14 Züge die kommen und 14 Züge die gehen, ist immer noch Trebbin, das heißt ein Stück Erde, auf dem nur leben kann, was darauf geboren ist. Die Zahl seiner Gasthäuser hat sich verdreifacht, aber der Ton, der über dem Ganzen liegt, ist unverändert derselbe geblieben, wie in den Ein-Gasthaus-Tagen der Vor-Eisenbahn-Epoche. Aus diesen Ein-Gasthaus-Tagen wird folgendes berichtet.

Ein junger Jurist war nach Trebbin verschlagen worden, ein Berliner Kind, ein sogenannter Garde-Assessor. Was ihn hierher geführt, ob Schuld, ob Liebe, ist gleichgültig; wahrscheinlich war es die lockende Nähe der Hauptstadt, die ihm zugeredet hatte, es an dieser Stelle zu versuchen. Er hatte aber dafür zu büßen. Tag um Tag saß er an der „Table d'hôte" des einen Gasthauses; die Verhältnisse gestatteten weder Wechsel noch Wahl. So vergingen Monde endlos.

Einst, an einem stillen Sommer-Sonntage (ach, sie waren alle still) setzte man sich wieder zu Tisch. Die Fenster standen offen, man hörte nichts als den Staarmatz, der in seinem Käfig auf- und absprang und das Zusammenschlagen der Bälle aus dem dritten Zimmer her, wo zwei Trebbiner Commis sich im Billard und — im Französischen übten. Es gab Kalbs-

braten und Salat. Dem Assessor gegenüber saß die Hotelfrau, eine blasse Dame von 33, mit Korkzieherlocken, eine jener Schlankaufgeschossenen, die ihren unbefriedigten Empfindungen durch Schärfe der Stimme Ausdruck geben. An dem Assessor war bisher Alles gescheitert. Das war sein Unglück. Längst lauerte die Rache. Er schob heute eine Gartenschnecke, die sich, als er Salat genommen, durch Klappern auf dem Teller sofort bemerkbar gemacht hatte, leise-verlegen auf den Tellerrand und stellte, Vorahnung im Gemüthe, die Wasserkaraffe wie einen Schirm zwischen sich und die Wirthin. Aber was er vermeiden wollte, beschwor er nur herauf; die Schnecke, mit Hilfe eben dieser Wasserkaraffe, nahm für sein vis-à-vis wahre Riesen-Dimensionen an; sie *sollte* es (so flüsterte ihr der Verdacht zu), der Affront also unverkennbar. Alle 33 Locken, sie gingen mit der Jahreszahl, begannen zu zittern und über den Tisch hin klang es: „Herr Assessor, wenn es Ihnen bei mir nicht schmeckt, so muß ich Sie bitten, *anderswo* zu essen." Man muß in Trebbin gewesen sein, um den schneidenden Hohn, die ganze Tragweite dieses „anderswo" zu begreifen.

Der Vorgang selbst aber erschien mir immer als die Signatur der Stadt von damals; auch von heute noch, trotz Zug-Gerassel und Lokomotiven-Pfiff.

Wir durchgingen die Straßen, überall dasselbe Bild der Oede; die Kirche so trist wie die Stadt, die Stadt so trist wie die Kirche. Hier und dort spreizte sich eine Toilette, das einzige, woran sich die Nähe der Hauptstadt erkennen ließ, aber dieser bunte Flitter ließ die Stadt nur um so farbloser, und die farblose Stadt wiederum den Flitter nur um so prahlerischer und schreiender erscheinen.

Menschen, Häuser, Kirche, sie gaben nichts heraus; in dieser Noth griff ich zu einem letzten Mittel, — ich ging hinaus zu jenem stillen Garten vorm Thor, wo ich so oft schon stille Städte, Städte, „die nichts sagen wollten," unvergeßlich liebgewonnen hatte. Das Beste, was ein Ort hat, verbirgt er oft am tiefsten, und der flüchtig Reisende kann nicht erwarten,

daß, im Momente seines Eintritts, sich ihm dies Beste auf offenem Platze erschließen soll.

Aber eine Stelle hat auch der stillste, der verschwiegenste Ort, wo er zu dem Fremden sprechen muß, und wenn auch hier Alles schweigt, so darf man, mit einiger Gewißheit, auch von dem Tode der Lebendigen sprechen.

Ich ging also hinaus. Links vom Thore dehnt sich der Friedhof, ein ummauertes Feld. Es war ein Begräbnißplatz vor 50 Jahren und länger; dann zog man aus und ließ die Stätte brach liegen, die Hügel verfallen; endlich, als Alles zu einem Grasplatz geworden war, zog ein neues Geschlecht hier wieder ein. So ist der Friedhof ein ganz alter und ein ganz neuer. Der Interims-Friedhof liegt an anderer Stelle.

Nachmittags-Sonnenschein flimmerte um die Gräber; auf den frisch aufgeschütteten Hügeln lagen halbverwelkte Kränze; die Blumen, die vorherrschten, waren Schwertlilien; Akazienduft von umherstehenden Bäumen ging drüber hin. Aber nüchtern lagen die Steine, deutungslos standen die Kreuze; Name an Name, Spruch an Spruch, nichts was zu Herzen ging oder die Phantasie bewegte. Todt die Gräber wie drinnen die Häuser.

Ich wandte mich in die Stadt zurück. Wir wollten's unter den Menschen noch einmal versuchen.

Aber wohin? Man wies mir einen Metzgerladen schräg gegenüber; „dort sei es am besten." Wohlan denn! Es war ohnehin die gesegnete Kaffeestunde. Wenn man gar nichts mehr anzufangen weiß, ist das Klappern mit der Tasse noch immer das Beste. Manche essen in solchen Stunden belegte Butterbrote; aber dies setzt Jugend oder eine starke Constitution voraus.

Die Environs ließen zu wünschen übrig. Links hing ein Kalb, rechts ein Hammel, ein sehr entfernter Vetter jener Southdowns, an denen einst in „bygone days" meine Seele hing. Zu beiden Seiten der Thür stand eine Bank; wir (mein Reisegefährte und ich) nahmen auf der Kalb-Seite Platz und

bestellten also Kaffee. Er kam gut genug. Vor uns stand eine beschattende Linde; daneben der Besitzer von Haus und Hof. Ein gewisses Unterhaltungsbedürfniß machte sich fühlbar; die Initiative lag wie billig bei uns. Aber das war nicht so leicht. Ich konnte über die Frage nicht hinweg, ob ich ihn Wirth oder Meister anreden sollte. Es war mir damals noch ein Geheimniß, daß er auch „Major“ war; zu meinem Glück; entgegengesetzten Falls wäre ich über die Etiquettenfrage nie hinweg gekommen. Ich entschied mich endlich für Wirth.

Eine schöne reine Luft Herr Wirth.

Dies war nun eigentlich nicht wahr, denn der Hammel hing zu nah, um unsrerseits mit Unbefangenheit eine solche Versicherung abgeben zu können. Der Angeredete aber, vielleicht, von Metier wegen, der einzige, der dieser Versicherung aufrichtig Glauben schenken konnte, erwiederte freundlich:

Eine schöne, reine Luft. Trebbin hat eine gute Luft.

Dieser Lokalpatriotismus, was sich auch gegen den Thatbestand sagen lassen mochte, that mir wohl und um so wohler, als ich in Betreff der „Rutheburgen“ (nach denen ich damals immer noch suchte) die Hoffnung an diesen Ausspruch knüpfte: „das ist Dein Mann.“ Was in Saarmund mißglückt war, hier möglicherweise konnte es gelingen. Ich fuhr also fort:

Sie haben ja wohl eine alte Burg hier? Burg Trebbin; die vierte der Rutheburgen.

Nicht daß ich wüßte. Das muß vor meiner Zeit gewesen sein.

Gewiß. 700 Jahre. Kein Burgwall? kein unterirdischer Gang? Keine Stelle, die hohl klingt?

Nicht daß ich wüßte. Außer der Schützengilde von 1577 ....

Kein Denkmal? keine Mumie?

Außer der Schützengilde, die seit 1577 ....

Es wurde mir immer klarer, worauf er mit Beharrlichkeit, die jederzeit siegreich bleibt, hinaus wollte; ich ließ also den Strom seiner Rede fließen, horchte auf, lernte dies und

das (die Büchsenschüsse aus dem nahen Schützenhause accompagnirten) und raffte mich erst, nach halbstündigem Martyrium, zu der Frage auf, ob er jemals von dem Maler Wilhelm Hensel, oder doch von dessen Vater, dem alten Pastor Hensel gehört habe.

Ein Kopfschütteln war die Antwort und nur mit Mühe wurde festgestellt, daß der alte Pastor Hensel höchst wahrscheinlich vor seiner, des Wirths und Meisters Geburt verzogen sein müsse, eine Sache, über die ich nie den geringsten Zweifel unterhalten hatte.

Das Vorfahren des Wagens und der Peitschenknips des Kutschers schnitten weitere Untersuchungen ab, wobei mir der Trost bleibt, schwerlich anderes als die chronologische Reihenfolge der Trebbiner Schützenkönige eingebüßt zu haben. Noch ein grüßendes Hutlüpfen unsererseits, noch eine leichte Handbewegung des „Majors," in der sich die angeborne militairische Natur mit den Allüren bürgerlicher Hantirung glücklich verschwisterte — und unser Jagdwagen klapperte über das Pflaster hin.

Die Kirchhofsthür stand noch offen, die Schwertlilien blühten noch.

Ueber „Burg Trebbin" bin ich auch nachträglich ohne Mittheilung geblieben, aber von Wilhelm Hensel will ich erzählen.

Wenn zwei Loose vor uns liegt ein Beschluß der Zeit,
Schwer ist's, wirklichem Ruf folgen und falschen fliehn! . . .
* * *
Sieh, dich locken indeß heimische Triebe bald
Fernhin (wo in des Nords Winter ein edler Fürst
Ausstat ein Athen des Geistes)
An die schlesische, kalte Spree. **Platen.**

Wilhelm Hensel wurde am 6. Juli 1794 zu Trebbin geboren, wo sein Vater an der dortigen Marien-Kirche Geistlicher war. Schon einige Monate später, nach erfolgter Voca-

tion, übersiedelte der letztere nach Linum, in dessen Pfarrhause wir denn auch unsern Wilhelm Hensel während seiner Knabenzeit zu suchen haben. Den Unterricht ertheilte der Vater selbst; 1809, gut vorbereitet, bezog der Sohn die Bergakademie. Seinem schon damals lebhaft geäußerten Wunsche, sich der Kunst widmen zu dürfen, hatte der Vater nicht nachgeben wollen.

Das Talent war aber zu ausgesprochen, als daß die Laufbahn, der er seiner Natur nach angehörte, ihm hätte verschlossen bleiben können. Seine eigenen Vorgesetzten ermunterten ihn, in seiner Beschäftigung mit den Künsten auszuharren und als er bei einer bestimmten Gelegenheit ein Blatt in Wasserfarben ausführte, das innerhalb weniger Stunden eine ganze tropische Landschaft vor aller Augen entstehen ließ, drang der Direktor des Instituts in ihn, das Bergfach aufzugeben und Maler zu werden.*)

Den Widerstand des Vaters, der auch jetzt noch fortdauerte, brach endlich der Tod. Pastor Hensel starb 1811; unser Wilhelm Hensel war nun Maler. Er studirte Anatomie und Perspektive, zeichnete nach der Antike und dem lebenden Modell und bewährte sich als so tüchtig, daß er schon 1812 die Kunstausstellung (die erste, die in Berlin überhaupt stattfand) beschicken konnte.

Der Frühling 1813 unterbrach die kaum begonnene Laufbahn. Von Jugend auf voll patriotischen Eifers, folgte er dem „Aufruf“ und trat in das eben damals errichtete Garde-

*) Dies Blatt befindet sich noch in den zahlreichen Mappen, die Sebastian Hensel, aus dem reichen Nachlasse seines Vaters aufbewahrt. Wir kommen auf diesen Nachlaß am Schluß des Aufsatzes zurück. Was dies aquarellirte Blatt angeht, so ist es eine Felsenpartie; Palmen und Bauträmmer fassen ein Gewässer ein, in dem Mädchen baden. Es nimmt sich aus wie eine Farbenskizze zu einem großen Tapetenbilde. Als Arbeit eines in künstlerischen Dingen ohne alle Schule aufgewachsenen jungen Mannes, mußte dieselbe allerdings überraschen. Heutzutage, wo jeder zeichnen und seinen Baumschlag machen kann, würde man dergleichen ruhig hinnehmen.

Kosaken-Regiment ein. Ein kleines Gouachebild, im Besitz der Familie, stellt ihn, blondlockig unter einem schwarzen Barett, in dieser phantastischen Uniform dar. Er machte in dem genannten Truppentheil, der sehr bald in Namen und Erscheinung sich borussificirte, die Schlachten bei Lützen und Bautzen mit, trat dann zu den freiwilligen Jägern über, nahm Theil an den Kämpfen des York'schen Corps und war unter denen, die zwei Mal in Paris einzogen. 1815 als Offizier. Hier war es, wo er in den Bildersälen des Louvre die Bekanntschaft des Grafen Blankensee machte und den Grund zu einem Freundschaftsverhältniß legte, das bis zum Tode fortbestand.

Nach dem Friedensschlusse kehrte unser W. Hensel zu seiner Kunst zurück, freilich auch zu seinen Bedrängnissen. Seit dem Tode des Vaters hatte er es als eine Ehrenpflicht empfunden, für Mutter und Geschwister zu schaffen und zu sorgen; in diese Pflicht trat er jetzt wieder ein. Er malte Bildnisse, radirte Blätter, fertigte Zeichnungen für Almanache und Kalender, und sah sich durch Arbeiten dieser und ähnlicher Art in seinem Studium allerdings gehemmt, aber sein Fleiß, sein Vertrauen, sein gutes Herz halfen über alles hinweg. So vergingen Jahre, bis der Winter 1821 plötzlich Wandel schaffte.

Um die genannte Zeit (Januar 1821) war das russische Thronfolgerpaar, der spätere Kaiser Nicolaus und seine Gemahlin, zum Besuch am preußischen Hofe eingetroffen. Ein großes Fest sollte ihre Gegenwart feiern; man beschloß den Inhalt desselben dem eben damals erschienenen, von aller Welt bewunderten Gedichte Thomas Moore's: „Lallah Rukh" zu entnehmen. Es war eine gute Wahl; der Gegenstand neu, die Situationen fesselnd, die Costüme voll orientalischer Pracht. Man schritt sofort zur Ausführung.

Bei dem Interesse, das der Gegenstand damals erregte, mag es gestattet sein, bei dieser Lallah-Rukh-Feier rückblickend noch einmal zu verweilen. Was zunächst die Dichtung selber angeht, die bereits wieder vom Schauplatze abgetreten ist (jede Zeit hat ihre Lieblinge) so ist der Rahmen derselben der folgende.

Abdallah, König der kleinen Bucharei, kommt auf einer Pilgerreise, die er nach dem Grabe des Propheten unternimmt, auch nach Delhi in Indien. Hier nimmt ihn Aurengzeb, Beherrscher von Delhi, mit großer Gastfreundschaft auf. Die Vermählung ihrer ältesten Kinder: des bucharischen Prinzen Alis und der indischen Prinzessin Lallah Rukh wird beschlossen, und soll demnächst in Kaschmir, wo Prinz Alis zurückgeblieben ist, vollzogen werden. Lallah Rukh verläßt deshalb Delhi und begiebt sich mit großem Gefolge nach Kaschmir. Unterwegs wird sie durch die poetischen Erzählungen eines jungen Dichters Namens Feramors unterhalten, der sich unter den Personen befindet, die Prinz Alis, von Kaschmir aus, zu ihrem Empfange entgegengesandt hat. Vier Erzählungen sind es nun, die ganz besonders die Theilnahme der Prinzessin wecken: „Der verschleierte Prophet von Khorasan;“ „Paradies und Peri;“ die Geschichte „von den Ghebern“ und „Nurmahal und Dschehangir.“ Zuletzt fällt die Maske und Feramors erweist sich als Prinz Alis selbst.

So der Rahmen. Es ist bekannt, daß die vier poetischen Erzählungen, die wir eben nannten, den eigentlichen Inhalt der Dichtung bilden. Es wurde nun beschlossen die Aufführung dahin zu regeln, daß das Erscheinen Abdallahs am Hofe Aurengzebs durch einen großen, aus Bucharen und Indern bestehenden Festzug, der Inhalt der vier Erzählungen aber durch lebende Bilder, unter Vortrag eines angepaßten musikalischen Textes dargestellt werden solle. Und so geschah es.

Unter den Klängen eines eigens für diese Feier komponirten Marsches setzte sich der aus 168 Personen bestehende Festzug in Bewegung, durchschritt die bekannten Paradekammern des Schlosses, trat in den weißen Saal ein und nahm hier vor der errichteten Bühne Platz. Nun ging der Vorhang auf und in rascher Reihenfolge folgte Bild auf Bild, im Ganzen zwölf. Der Erfolg war der glänzendste, wie bei den Kräften, die mitgewirkt hatten, nicht anders zu erwarten stand. Die

Dekorationen waren das Werk Schinkel's, die Musikstücke waren von Spontini componirt; bei Feststellung der Costüme waren die großen Werke von Forbes und Elphinstone benutzt worden. Alles was Berlin an bekannten Persönlichkeiten, oder gar an glänzenden Namen aufzuweisen hatte, war geladen; 4000 Gäste nahmen am Feste Theil.

Wir kehren nun zu unserem W. Hensel zurück. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die lebenden Bilder zu stellen, und die Umsicht, die er dabei an den Tag legte, die Virtuosität vor Allem, mit der er die Hauptmomente, über die Dauer des Festes hinaus, in Aquarellbildern festzuhalten wußte, verschafften ihm so viel Huld und Wohlwollen, daß man, von jenem Lallah-Rukh-Feste an, einen Wendepunkt in seinem äußern Leben datiren muß. Der König (dadurch seinen Dank bethätigend) setzte ihn in den Stand, eine auf mehrere Jahre berechnete Reise nach Italien unternehmen zu können, was aber mehr, als alles Andere, entscheidend für ihn wurde, war, daß Fanny Mendelsohn im Kreise der Ihrigen der Aufführung des Festes beigewohnt und dadurch unserem Hensel Gelegenheit zu einer ersten Bekanntschaft mit dem Mendelsohn'schen Hause geboten hatte. Hensel, alsbald eingeführt und mit dem Bruder (Felix) befreundet, glaubte schon im Sommer 1822 um die Hand Fanny M.'s anhalten zu dürfen; die Familie indeß, mit Rücksicht auf die bereits feststehende Reise Hensel's nach Italien, hielt es für besser, beide Theile vorläufig nicht zu binden, und vertagte die Entscheidung. Die Neigung des Paares überdauerte die Trennung; 1828 kehrte Hensel nach fünfjähriger Abwesenheit zurück; das Jahr darauf vermählte er sich mit seiner von ihm gefeierten Fanny.

Die nun folgenden 18 Jahre seiner Ehe, einschließlich der ihnen voraufgegangenen fünf Jahre in Rom, wie es die Tage seines Glückes waren, so auch die Tage seiner künstlerischen Production. Alles Vorhergehende war Vorbereitung, alles Folgende Nachklang, halb virtuoses, halb geselliges Spiel. Alle

seine größeren Arbeiten gehören der eben erwähnten Epoche seines Lebens an. Es sind die folgenden:

Transfiguration. Copie nach Raphael. In Rom 1824—28 gemalt. Befindet sich im Raphaelsaal in Sanssouci.

Christus und die Samariterin. Rom, 1827. Im Besitz des Königs; wahrscheinlich in Schloß Bellevue.

Vittoria von Albano. Berlin, 1829—30.

Die Genzaneserin. Berlin, 1829—30.

Christus vor Pilatus. Berlin, 1832—38. Altarbild in der Berliner Garnisonkirche.

Mirjam. Berlin, 1836. Im Besitz der Königin Victoria von England.

Christus in der Wüste. Berlin, 1837—38. Im Besitz des Königs.

Der Herzog von Braunschweig auf dem Balle in Brüssel (vor dem Treffen bei Quatrebras). Berlin. Im Besitze des Lord Egerton.

Hirtin im Lande Gosen, Motiv einer Figur aus der Mirjam. Berlin, 1839. Im Besitze der Herzogin von Sutherland.

Lebensgroßes Portrait des Prinzen von Wales. 1843. Zweimal gemalt. Das eine im Besitze des Königs, das andere im Besitze der Königin Victoria.

König Wenzel. Berlin, 1844. Befindet sich im Kaisersaale des Römer, Frankfurt a. M.

Römische Frauen am Brunnen. Rom, 1845. Für den Berliner Kunstverein gemalt.

Betende Römerinnen. Rom, 1845. Im Besitze von Paul Mendelssohn-Bartholdy.

Felix Mendelssohn. Berlin, 1845. Lebensgroßes Kniestück. Im Besitze von Sebastian Hensel. Oefter copirt.

Bivouac des Herzogs von Braunschweig auf seinem berühmten Zuge nach der Nordsee, vor dem von den Franzosen besetzten Braunschweig. Die Bürger huldigen ihm. — Kolossalbild, für den Thronsaal in Braunschweig bestimmt gewesen. Unvollendet.

Des Näheren auf diese Bilder einzugehen, müssen wir uns versagen. Nur wenige Worte. „Christus vor Pilatus“ pflegt als seine beste Arbeit angesehen zu werden, und wird in der That, in Styl und Composition, von keinem andern seiner Bilder übertroffen; wir dürften indessen kaum fehlgreifen, wenn wir, unter voller Würdigung jenes Aneignungstalentes, das er besaß (dies Wort im besten Sinne genommen), dennoch zugleich die Ansicht aussprechen, daß seine eigentliche Begabung nach einer andern Seite hin lag. In eine spätere Zeit gestellt, die, wenigstens in vielen ihrer besten Schöpfungen, idealisirend an das reale Leben herantrat, würde er ein geeigneteres Feld für seine Thätigkeit gefunden haben. Wir kommen in der Kürze auf diesen Punkt zurück.

Den 14. Mai 1847 starb ihm die geliebte Frau, an der er, von dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft an, in schwärmerischer, immer wachsender Neigung gehangen hatte; hiermit war ein neuer Wendepunkt in seinem Leben gegeben. Er nahm nun Abschied von jenem heiteren Reiche der Kunst in das die Lallah-Rukh-Tage ihn eingeführt, worin die römischen Tage ihn befestigt, die dreißiger Jahre zu Ruhm und Ansehn erhoben hatten, er nahm Abschied von diesem heiteren Reiche, wobei nur einzufügen bleibt, daß dieses Scheiden ein durch die unmittelbar voraufgehenden Jahre allmälig vorbereitetes Ereigniß war. Das Erscheinen von Peter v. Cornelius in Berlin, die gewaltige Thätigkeit, die derselbe zu entfalten begann, die großartigen Entwürfe zum Campo Santo, die Carton um Carton eben damals entstanden, hatten ihn bereits um die Mitte der vierziger Jahre empfinden lassen, daß es vergeblich sei, auf verwandtem Gebiete neben diesem Riesen zu ringen. Ein andres Gebiet sich unterthan zu machen, dazu war es nun zu spät. Den Zeichenstift (wir kommen darauf zurück) behielt er in der Hand, die Palette that er bei Seite.

Die bald eintretenden Vorgänge des Jahres 1848, erschütternd wie sie für sein loyales, ganz an dem alten Preußen hängendes Herz waren, erleichterten ihm doch, eben in der

Aufregung die sie schufen, den Uebergang aus einem Lebensabschnitt in den andern, aus seinem künstlerischen Schaffen in ein künstlerisches far niente. Die Märztage sahen ihn in Waffen, der alte Jäger-Offizier lebte wieder auf, und als Kommandirender stand er an der Spitze des „Berliner Künstler-Corps."

Keiner war dazu berufener als er, Royalist und alter Militair auf der einen Seite, kannte er doch andererseits auch die Künstlernatur genau genug, um mit diesem Faktor zu rechnen. So gelang es ihm, dem ganzen Corps, das sich aus disparaten und zum Theil auch wohl aus desperaten Elementen zusammensetzte, einen preußisch-loyalen Charakter zu geben, und eine Truppe heran zu bilden, die wenigstens so zuverlässig war, wie es ein solches Freicorps, es heiße nun, wie es wolle, überhaupt zu sein vermag.

Die politische Erregung Hensel's überdauerte den Sommer 48, ja sie steigerte sich während des Reactionsfiebers das nun folgte, und dessen akutes Stadium erst vorüber war, als Hans v. Rochow's Kugel den eigentlichen Plenipotentiaire jener Tage niedergestreckt hatte. Von da ab, wie für alle Welt, kehrten auch für Hensel ruhigere Tage zurück; er wie andere waren müde geworden, und an dieselbe Wand, an der die Büchse des freiwilligen Jägers und die Palette des Malers bereits hingen, hing er nun auch das Rüstzeug des Parteikämpfers; die politische Brochüre, den Aufruf und das Wahlprogramm. Er war jetzt über 60 und die Zeit war da, wo man nicht mehr vorwärts und kaum noch um sich, sondern nur noch rückwärts blickt.

Nur in einem blieb er ganz und gar der Alte: in seinen geselligen Beziehungen. Nicht mehr die Kämpfe der großen Stadt, kaum noch ihre Bestrebungen bewegten ihn, aber dem Leben und Geplauder der mannigfachsten ihm befreundeten Kreise blieb er mit Vorliebe zugewandt. Er war nun ganz das geworden, was man eine „Figur" nennt; Jeder kannte ihn; Jeder wußte Dies und Das von ihm zu erzählen, Gut-

thaten und Schwänke, Bonmots und Impromptus. Er war bis zu einem gewissen Grade „der alte Wrangel in Civil.“ Dies Gefühl der Zugehörigkeit zur Hauptstadt, in der er ein volles halbes Jahrhundert gelebt hatte, beherrschte ihn mit immer steigender Gewalt und nahm schließlich fast die Form einer Krankheit an. Der Aufenthalt bei den liebsten Personen, wenn diese nicht dem hauptstädtischen Verbande angehörten, begann nach wenig Tagen schon ihm peinlich zu werden, und durch all seine Heiterkeit hindurch, die er, wie immer ihm ums Herz sein mochte, im vertrauten Kreise zu bewahren wußte, zeigte sich eine Unruhe, die nichts Anderes war als Heimweh nach Berlin. Ein Gefühl, das Manchem ein Lächeln abnöthigen wird; aber es war so. Der Gedanke von einem Provinzial-Arzt behandelt oder wohl gar auf einem ostpreußischem Dorfkirchhof begraben zu werden, hatte etwas Trostloses für ihn und sein alter, unerkünstelter Frohsinn kam ihm erst wieder, wenn er die beiden Gensd'armen-Thürme und die Schloßkuppel am Horizont auftauchen sah.

So erschien der Spätherbst 1861. Hensel sollte ihn nicht überdauern. Schön, wie er gelebt, so starb er. Eine menschenfreundliche Handlung wurde die mittelbare Ursache seines Todes. Ein Kind auffassend, das in Gefahr war, von einem Omnibus überfahren zu werden, verletzte er sich selbst am Knie; von da ab lag er danieder. Am 26. November schloß sich sein Auge. Sein Tod weckte Trauer bei Vielen, Theilnahme bei Allen.

So viel über den Gang seines Lebens. Wir werfen noch, Manches dabei rekapitulirend, einen Blick auf seinen Charakter, seine Begabung, seine Arbeiten, nur bei dem Bemerkenswerthesten verweilend.

Wilhelm Hensel gehörte ganz zu jener Gruppe märkischer Männer, an deren Spitze, als ausgeprägteste Type, der alte Schadow stand. Naturen, die man als doppelleibig, als eine Verquickung von Derbheit und Schönheit, von Gamasche und

Toga, von preußischem Militarismus und klassischem Idealismus ansehen kann. Die Seele griechisch, der Geist altenfritzig, der Charakter märkisch; — dem Charakter entsprach dann meist auch die äußere Erscheinung. Das Eigenthümliche dieser Schadow-Typen (sie sterben aus) war, daß sich die Züge und Gegensätze ihres Charakters *nebeneinander* in Gleichkraft erhielten, während beispielsweise bei Schinkel und Winkelmann das Griechische über das Märkische beinah vollständig siegte. Bei Hensel blieb alles in Balance, keines dieser heterogenen Elemente drückte oder beherrschte das andere, und die Neu-Uniformirung eines Garde-Regiments, oder ein Witzwort des Professor Gans interessirten ihn ebenso lebhaft wie der Ankauf eines Raphael.

Seine Begabung, wir sprachen es schon aus, war eine eminent *gesellschaftliche*, auch auf Gebieten, die zunächst ohne allen Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Leben zu sein schienen. Er excellirte am Festtisch, war ein immer gerngesehener Gast, heiter, gesprächig, jedem Scherze zugeneigt, dabei voll jenes feinen Ehrgefühls, das, indem es selber die Grenzlinie wahrt, die Linie des Schicklichen stillschweigend auch von anderen gewahrt zu wissen verlangt. So schrieb er, als er bei einer bestimmten Gelegenheit sich verletzt glaubte, folgende schöne Worte an Graf B.:

„Gesellige Demüthigungen sind das verletzendste, was es giebt! Du weißt, daß ich Standes-Unterschiede ehre und *liebe*, ihnen auch gern die äußere Anerkennung zolle, allein der Höhere, der mich durch Annäherung ehrt, muß auch die Ueberzeugung fühlen, daß ich meine eigene unantastbare Ehre habe. Nur diesem festen Gang meiner Lebens, nie andringend aber auch nie schmiegsam zurückweichend, habe ich wohl das reiche Maß von Huld und Güte zu danken, welches mir bisher geworden ist. Und wie ich war, werde ich bleiben."

Er war heiter und gesprächig, so sagten wir; die Anekdote, der Toast, der Versebrief, das Gelegenheitsgedicht, — alles war ihm unterthan. Seine eigentlichste Meisterschaft aber, zugleich seine vollste Eigenart, zeigte er auf dem Gebiete des

Impromptu. Hier feierte er seine größten Triumphe. Das geschickte Operiren mit einem Reim-Einfall, einem epigrammatisch zugespitzten Calembourg, verstand er besser als einer. Er war kein Dichter, aber man hätte ihn „Wilhelm den Reimer" nennen können. Eine Sammlung dieser „geflügelten Worte," wenn es möglich wäre, eine solche noch nachträglich zu veranstalten, würde ein Witz- und Anekdotenbuch, zugleich eine Personen- und Charakterschilderung aus dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts sein. Eine Auswahl zu treffen ist schwer.

Von gesellschaftlicher Bedeutung, ja von gesellschaftlichem Fundament war auch die Art wie er die Kunst übte, zumal wenn wir von der Epoche absehen, wo er noch unmittelbar unter dem Einfluß Italiens und der großen Meister stand. Was er in der Gesellschaft und für die Gesellschaft schuf, das wird unter allem, was er geschaffen, das Dauerndste bleiben, nicht weil es an künstlerischer Kraft sich über anderes erhöbe, sondern lediglich deshalb weil Situation und gesellschaftlicher Charakter des Mannes eben diesen Arbeiten einen aparten Stempel aufdrückten.

Die Arbeiten Hensel's, die wir hierbei im Sinne haben, sind seine, während eines Zeitraums von 40 Jahren entstandenen Portraits, die eine in ihrer Art berühmte Sammlung bilden. Wir gehen zum Schluß unserer Arbeit näher darauf ein.

Diese Sammlung, in Händen seines Sohnes befindlich, besteht aus 47 Jahres-Mappen, die in einem alten Schildpat- oder Boule-Schranke aufbewahrt werden und die ganze obere Hälfte desselben füllen. Schon die bloßen Mappen-Deckel bilden eine Sehenswürdigkeit. Bekanntlich gab es in früheren Jahrhunderten, weit über das hinaus was jetzt geleistet wird, auch eine Buchbinde-Kunst, und solcher untergegangenen Kunst-Epoche scheinen diese Mappen, von denen übrigens keine älter ist als 50 Jahr, anzugehören. Sie sind alle verschieden, in Farbe wie Stoff; Sammt, Seide, Maroquin wechseln ab; das Vergilbte und Verschossene kleidet ihnen gut; die Goldverzierungen sind schön erhalten; einzelne (die Lieblingsmappen) tragen

auf dem oberen Deckel eine Gemme, ein Mosaikbild. Ein geschnittener Onyx, von der Größe einer Damenuhr, die Entführung der Europa darstellend, ist ebenso schön wie werthvoll.

Diese 47 Mappen nun, die von 1815 bis 1861 reichen und je nach der Jahresausbeute dünn oder voluminös sind, enthalten nicht weniger als 1027 Portraitköpfe. Man darf sagen, alles oder doch fast alles, was in diesem langen Zeitabschnitte in ganz Mittel-Europa zu Ruhm und Ansehn gelangte, das sieht sich hier ein Rendezvous. Wir werden unsern Lesern an andrem Orte Gelegenheit geben, selbst zu controliren. Einige Daten mögen schon hier eine Stelle finden. Gruppiren wir den Gesammtinhalt nach den Nationalitäten, so finden wir, außer ungezählten Deutschen, 52 Engländer, 43 Italiener, 31 Franzosen, 17 Russen und Polen; in Einzel-Exemplaren gesellen sich ihnen zu: Griechen, Fanarioten, Rumänier, Montenegriner, selbst ein indischer Fürst und ein Mexikaner. Lassen wir die Scheidung nach Nationalitäten fallen und gruppiren statt dessen nach Beruf und Lebensstellung, so ergeben die Mappen, unter Ausschluß der Fürstlichkeiten, die das stärkste Contingent stellen, folgendes: Dichter, Gelehrte, Schriftsteller 89; Architekten, Maler, Bildhauer, Componisten 62; Generale und Staatsmänner 51; Schauspieler und Sänger 21.

Wir geben an besagter Stelle alles dieses ausführlicher; können es uns aber schon hier nicht versagen, wenigstens aus der erstgenannten Gruppe (Dichter, Gelehrte, Schriftsteller) etwa die Hälfte der Namen zu citiren. Es sind: Bettina v. Arnim; Maxe, Armgard, Gisela v. Arnim; Boeckh; Clemens Brentano; Geh. Rath Bunsen; Michel Beer; Dr. Carl Blum; Prof. Droysen; Ehrenberg; La Motte Fouqué; Prof. Gans; Goethe; Jacob Grimm; Paul Heyse; Henriette Hertz; J. T. A. Hoffmann; Alexander v. Humboldt; Klingemann; Th. Körner; Adam Müller; Wilhelm Müller; Müllner; Frau v. Paalzow; Fürst Pückler; Leopold v. Ranke; Oskar v. Redwitz; Ernst Schulze (Dichter der bezauberten Rose); Steffens; Tieck; Tiedge;

Varnhagen und die Rahel. Wer unſer Berliner Leben ſeit 40 Jahren verfolgt hat, wird hier ſo ziemlich jeden Namen wiederfinden, der, auf ſchönwiſſenſchaftlichem Gebiet, das Wort im beſten und weiteſten Sinne genommen, auf längere oder kürzere Zeit in den Vordergrund getreten iſt. Man beachte nur 'mal: Fouqué, Müllner, Hoffmann, Pückler, Frau von Paalzow, Redwitz, Paul Heyſe.

Dies mag genügen. Noch einige kurze Bemerkungen. Henſel hatte keine Feinde, aber er hatte, gerade was dieſe Portraits anging, Zweifler. Dieſe haben durch Witzworte und Schelmereien (der alte Humboldt, hieß es, ſei für den ſchönen Karlowa gehalten worden) die Bedeutung dieſer Sammlung hinwegſpötteln wollen. Aber ſehr mit Unrecht. Alle dieſe Portraitköpfe ſind nicht Phantaſieſchöpfungen, ſie laufen nicht auf ein bequemes „corriger la nature“ hinaus, ſie verrathen, abgeſehen von einer meiſterhaften, unſerem Henſel ganz eigenthümlichen Technik, vor Allem auch eine eminente Begabung, das Charakteriſtiſche zu treffen. Sonderbarerweiſe haben wir uns neuerdings daran gewöhnt, das Charakteriſtiſche immer nur im Häßlichen zu ſuchen, anſtatt uns zuzugeſtehen, daß das Uebertreiben nach der einen Seite hin, das Carriliren und Transponiren en laid, doch mindeſtens ebenſo verwerflich iſt, als ein Zuviel en beau. Richtig geübt iſt dies eben nichts anderes als der ideale Zug in der Kunſt, der doch immer der ſiegreiche bleiben wird.

Die neueſte Kunſt- und Weltepoche, die „lichtbildneriſche,“ iſt dem Ruhme der Henſelſchen 47 Mappen allerdings nicht allzu günſtig geworden; die Sonne und die Glaslinſe des Photographen ſchlagen ihn aus dem Felde. Aber, wie immer dem ſein möge, der größte Theil dieſer Sammlung giebt doch Aufſchluß über eine vor-lichtbildliche Epoche und wird über kurz oder lang einen Werth repräſentiren, wie die Initialenbücher des Mittelalters, aus denen berühmte Städte und Perſönlichkeiten allein noch zu uns ſprechen. Die 47 Mappen Wilhelm Henſel's werden dann ein Bibliothekenſchatz ſein, trotz einem, eine

historische Quelle, und der Name des Predigersohns aus Trebbin wird zu neuen Ehren erblühen.

Am 26. November 1861 (wir gaben dies Datum schon) war W. Hensel gestorben, am 30. trugen ihn seine Freunde hinaus. Auf dem alten Dreifaltigkeits-Kirchhofe (unmittelbar links vorm Halleschen Thore) war ihm an der Seite Fanny Mendelssohn's, deren Andenken er fast einen Kultus gewidmet hatte, die letzte Ruhestätte bereitet worden.

Sein Grab zu besuchen, zugleich auch über die Daten seiner Geburt und seines Todes volle Gewißheit zu erlangen, bog ich, in diesen letzten Maitagen, in den dunklen, kastanienüberschatteten Gang ein, der bis an das Thor des alten Kirchhofs führt.

Ist hier der Mendelssohn'sche Begräbnißplatz?

„Gewiß," sagte ein 12jähriges, klug aussehendes Kind, setzte das Schwesterchen, das sie zu warten hatte, ins Gras und lief vor mir her, den Gang hinunter, sich dann und wann umsehend, ob ich auch folge. Es ging durch verschiedene Thüren und Thore, denn drei, vier Kirchhöfe wachsen hier so eng und dicht durcheinander wie die Finger gefalteter Hände. Ohne Führer und Speziallarte ist hier nicht durchzukommen.

Endlich hielten wir vor einer umgitterten Stelle von mäßiger Größe.

„Hier das Mittelgrab ist das Grab von Felix Mendelssohn-Bartholdy;" sie gab ihm seinen vollen Namen. Daß ich Wilhelm Hensel's wegen gekommen, dieser Gedanke lag ihr fern. Dann knixte sie und lief wieder im Zickzack bis zu der Stelle, wo ich sie gefunden.

Die Mendelssohn'sche Begräbnißstätte bildet einen „Staat im Staat," einen Kirchhof auf dem Kirchhof. Es sind fünf Gräber, alle gleichmäßig von Epheu überwachsen. Darunter ruhen, neben andern Mitgliedern der Familie, Felix Mendelssohn, Fanny Mendelssohn, die Gattin Wilhelm Hensel's,

und endlich Wilhelm Hensel selbst. Dem Hause, dem er im Leben anhing, ist er auch im Tode treu geblieben.

Alle Arten von Immergrün, Bäume mit Strauchwerk, fassen das Gitter ein: Epheu, Buchsbaum, Taxus, Lebensbaum und Edeltanne. Eine hohe Cypresse überragt das Ganze. Die Gräber tragen Marmorkreuze; nur zu Häupten Fanny Hensel's steht ein zugeschrägter, schön polirter Granit, der, außer Namen und Datum, noch die Worte trägt:

Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich,
Fort bis ins Himmelreich.

Auch die Noten der Liedeskomposition sind in Goldschrift beigefügt, was einen sehr eigenthümlichen Eindruck macht. Worin kein Tadel liegen soll. Im Gegentheil. Ich seh nicht ein, weshalb nur Fahnen und Kanonen das Vorrecht genießen sollen, Denkmal- oder Grabstein-berechtigt zu sein. Je öfter und consequenter diese langweilige Tradition durchbrochen wird, desto besser.

Wilhelm Hensel's Grabschrift lautet: Professor, Hofmaler; geb. zu Linum d. 6. Juli 1794, gest. zu Berlin d. 26. November 1861.

Geboren zu Linum! Da lag es also. Ich bat meinem Trebbiner Schützen-Major, mit dem ich dies Kapitel einleitete, im Geiste ab, über den großen Sohn seiner Stadt, der sich nun schließlich als ein Linumer Kind herausstellte, so schlecht unterrichtet gewesen zu sein.

Aber auch diese neumuthige Stimmung hatte keine Dauer, durfte sie nicht haben. Er war doch ein Trebbiner. Eine sich entspinnende Zeitungs-Controverse ließ, nach Austausch einiger Für und Wider darüber keinen Zweifel. . . Der Grabstein, in Geltendmachung traditioneller Vorrechte, hatte sich geirrt.

Also noch einmal: W. Hensel geb. zu Trebbin u. s. w.!

Friedrichsfelde.

1.

Und nahe hör' ich, wie ein rauschend Beben,
Die Stadt, die weiterwimmelnde, erbeben.

Braut von Messina.

* * *

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!

Göthe.

Wen ein Sommer-Nachmittag statt in die Parkgänge des Thiergartens ausnahmsweise vor die Thore der östlichen Stadttheile, beispielsweise nach Friedrichsfelde führt, dem werden sich daselbst in Landschaft und Genre die freundlichsten, manchem wohl auch die unerwartetsten Bilder bieten. Friedrichsfelde ist das Charlottenburg des Ostends. Alte Eichen und frischer Rasen, im Styl einer großen englischen Parkwiese, legen sich, wie schützend, um die eine Seite des Dorfes herum, und allsonntäglich wandern die Residenzler hinaus, um sich unter den „Eichen von Friedrichsfelde" zu divertiren. Es sind Vorstadt-Berliner, jener Schicht entsprossen, wo die Steifheit aufhört und der Cynismus noch nicht anfängt, ein leichtlebiges Völkchen, das Alles gelten läßt, nur nicht die Spielverderberei, ein wenig eitel, ein wenig kokett, ein wenig sich zur Schau tragend, aber heiter und harmlos. Wie das lacht und glücklich ist im Schweiße seines Angesichts! Jetzt „Bäumchen, Bäumchen verwechselt euch," jetzt Anschlag, jetzt Zeck, nun geht der Plumpsack um, nun schließt sich Alles zu einem Ringelreihen und singt vom Gänsedieb, bis schließlich unter den weitschattigen Bäumen des Parks, zu dem der gegenwärtige Besitzer Niemandem den Zutritt weigert, sich Alles lagert und auf umgestülpten Körben und Kobern das Mahl nimmt.

Die Fahrt nach Friedrichsfelde, wenn man zu den „Westendern" zählt, erfordert freilich einen Entschluß. Es ist eine Reise, und nicht eben die angenehmste. Durch diese ganze Steinmasse des alten und neuen Berlins sich muthig hindurchzuschlagen, um dann schließlich in einem fuchsrothen Omnibus mit Hauderer-Traditionen die Fahrt zu Ende zu führen, ist nicht Jedem gegeben. Wer es aber an einem grauen Tage wagen will, wo die Sonne nicht sticht und der Staub nicht wirbelt, der wird seine Mühe reichlich belohnt finden. Er wird überrascht sein durch das reiche Stück Geschichte, das ihm an dieser Stelle entgegentritt.

Wir erzählen davon.

Friedrichsfelde bis 1698.

Friedrichsfelde bis 1698, und noch einige Jahre darüber hinaus, war gar kein Friedrichsfelde; es führte bis dahin den poetischen, an Idyll und Schäferspiele mahnenden Namen Rosenfelde. Und doch griff dieser Name in Zeiten zurück (erstes Vorkommen 1288), wo in der Mark an alles Andere eher gedacht wurde, als an Schäferspiele. Kaum Schäfer mocht' es damals geben.

1319, im letzten Regierungsjahre des Markgrafen Waldemar, wurden die Rathmannen von Berlin und Cölln die Herren des schon damals ansehnlichen Besitzes und beinahe drei Jahrhunderte lang trug es die alte Patrizierfamilie der Rykes von den Rathmannen zu Lehn. 1590, so scheint es, wurde das Gut zu großem Theile landesherrlich, bis es unter dem Großen Kurfürsten in den Besitz Joachim Ernst von Grumbkow's*) und 1695 in den Besitz Raule's kam.

*) Joachim Ernst v. Grumbkow starb in der Nähe von Wesel (im Reisewagen) auf einer Reise des Hofes nach Cleve, am zweiten Weihnachtsfeiertage 1690. Der Hofpoet Besser sprach in seinem an die Wittwe gerichteten Trauergedicht „von dem zwar nicht seligen, aber doch sanften Tod" des Hingeschiedenen. Grumbkow hatte nämlich am Abend vorher zu viel getrunken. Pöllnitz in seinen Memoiren sagt von

Benjamin Raule — ein Holländer von Geburt, Generaldirector des Seewesens, dessen Name in „Raule's Hof," wo sich die Admiralität damals befand, bis auf den heutigen Tag fortlebt — verblieb nur wenige Jahre im Besitz von Rosenfelde. So kurz diese Zeit war, so reichte sie für ihn doch aus, um dem herrschaftlichen Gute im Wesentlichen die Ausdehnung und Anlage zu geben, die dasselbe noch heute zeigt. Bis dahin hatte Rosenfelde ein Jagdschloß gehabt, wahrscheinlich aus der Joachimschen Zeit. Dies überließ Raule seinem Schicksale; er baute statt dessen ein Lusthaus, einen Sommer-Pavillon, an derselben Stelle, wo jetzt das Schloß steht, und ließ durch holländische Gartenkünstler den jetzigen Park*) —

---

ihm: „Er liebte die großen Unternehmungen und war kühn in ihrer Ausführung. Man würde seinen Charakter großartig haben nennen können, wenn ihm die Beförderung seiner Familie weniger am Herzen gelegen hätte, für die er große Schätze mit Leichtigkeit zusammenhäufte. Man fand ihn eines Tages todt in seinem Wagen, als er von einem Fest (in der Nähe von Wesel) zurückkehrte, wo der Wein nicht gespart worden war." — Wohin man seine Leiche schaffte, oder ob er in Wesel selbst beigesetzt wurde, habe ich nicht erfahren können. In dem intendirten Erbbegräbniß der Grumblow's zu Blankenfelde, anderthalb Meilen von Berlin, steht er nicht. In der Kirche letztgenannten Dorfes, die, wie eine lateinische Inschrift über der Kirchthür angiebt, von v. Grumblow erbaut wurde, befindet sich auch ein großer Grabstein, der die Gruft überdeckt, die hier als „Erbbegräbniß" gegraben und ausgemauert wurde. Die Inschrift dieses Grabsteines lautet: Erbbegräbniß des Wohlgebornen H. H. Joachim Ernst's v. Grumblow, Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg, höchst ansehnlichen, wirklichen Geheimen Etats- und Kriegs-Raths, Oberhof-Marschalls, General-Kriegscommissarii und Schloßhauptmann, Erbherr auf Grumblow, Runo, Cuno, Darlin, Nieder-Schönhausen, Blankenfelde und Charo." Hiermit schließt die Inschrift. Der freigelassene Raum zeigt, daß die Daten von Geburt und Tod hier angegeben werden sollten. Dies geschah aber nicht, weil der Bewohner ausblieb.

*) In seinen Anfängen soll derselbe schon 15 Jahre früher vorhanden gewesen sein. — 1672, was hier eine Stelle finden mag, gab es nur elf Parks in der Mark Brandenburg, die nach Beispiel und Vorbild des großen Kurfürsten und vielleicht auch auf Wunsch desselben

wenigſtens in ſeinen Grundzügen — anlegen. Raule war ſehr reich. Er bewirthete verſchiedentlich den Kurfürſten ſammt ſeinem ganzen Hofe im Roſenfelder Luſtſchloſſe, und der Poet v. Canitz konnte damals ſingen:

Der Churfürſt und was fürſtlich heißt,
Haben jüngſt beim Raule geſpeiſt
Mittags zu Roſenfelde.

Aber Glück und Ehre waren von kurzer Dauer. Raule, wie ſo viele Perſonen aus der Regierungszeit Friedrichs III., wurde der Unterſchlagung bezichtigt und fiel in Ungnade, während ſein ganzer Beſitz confiscirt wurde.

Roſenfelde war nun landesherrlich. Zwei Jahre ſpäter (1700) wechſelte es den Namen und wurde Friedrichsfelde.

Friedrichsfelde von 1700 – 1731.

Markgraf Albrecht.

Friedrichsfelde war nun alſo landesherrlich und blieb es bis zum 25. November 1717, unter welchem Datum König Friedrich Wilhelm I. ſeinem Stiefonkel, dem Markgrafen Albrecht von Schwedt das Schloßgut zum Geſchenk machte.

Markgraf Albrecht, der damalige Herrenmeiſter des Johanniter-Ordens, ſcheint aber ſchon vorher unter Gutheißung des Königs ſeinen gelegentlichen Sommeraufenthalt daſelbſt genommen zu haben; denn die Ordensbücher ſprechen von einem Capitel, das bereits am 10. September 1717 in Friedrichsfelde abgehalten wurde.

angelegt waren. Es waren die folgenden: 1) der Sparr'ſche zu Prenden, 2) der Dohna'ſche zu Schönhauſen, 3) der Otto v. Schwerin'ſche zu Alt-Landsberg, 4) der Löben'ſche zu Schenkendorf, 5) der Raban v. Canſtein'ſche zu Lindenberg, 6) der B. v. Pöllnitz'ſche zu Buch, 7) der Caspar v. Blumenthal'ſche zu Stavenau, 8) der v. Götz'ſche zu Roſenthal, 9) der v. Börſtell'ſche zu Hohen-Finow, 10) der Heydekamp'ſche zu Rüdow (Rudow?), 11) der Franz v. Meinders'ſche zu Berlin, vor dem (damaligen) Stralauer Thore.

Der Markgraf ließ sich die Verschönerung seines Besitzes angelegen sein. Schon 1719 wurde durch Böhme ein neues Schloß an Stelle des alten aufgeführt, dessen Grundmauern, trotz vielfacher sonstiger Veränderungen, seitdem dieselben geblieben sind. Er legte auch die sogenannte „Prinzen-Allee" an, die, von einer bestimmten Stelle der Friedrichsfelder Chaussee*) abzweigend, auf einem näheren Wege unmittelbar vor das Schloß führt.

Markgraf Albrecht scheint mit Vorliebe in Friedrichsfelde residirt zu haben; vielleicht war es auch sein einziger Besitz. Nur die Hoffeste und die Inspectionen riefen ihn ab. Die Kriegs-Epoche lag vor 1717. In diesen Kämpfen, namentlich während des spanischen Erbfolgekrieges, hatte er sich ausgezeichnet und dem Könige ein neues Infanterie-Regiment errichtet, das zu Ehren seines Chefs (er war damals schon Herrenmeister) auf den Fahnen, Trommeln und Borten der Spielleute das Johanniterkreuz trug. Ob das Regiment Markgraf Albrecht diese Abzeichen beibehielt, als es später zu Soldin und Königsberg i. d. Neum. garnisonirte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Markgraf Albrecht starb am 21. Juni 1731 zu Friedrichsfelde. Er war seines edlen Charakters halber in der Hauptstadt sehr geliebt, und so weckte sein Hinscheiden allgemeine Trauer. Sein Leichenbegängniß erfolgte ohne allen Pomp, da er nicht in den besten Vermögensumständen gelebt hatte und der König, sein Stiefneffe, sich weigerte die Kosten dazu herzugeben.

*) „Diese Prinzen-Allee" ist nicht mit der großen gradlinigen Allee zu verwechseln, die als Hauptverkehrs-Straße von Berlin nach Friedrichsfelde führt. Diese letztere ist erheblich älter und soll als eine Pön, die dem Schlächtergewerk auferlegt wurde, von diesem gebaut und bepflanzt worden sein. Die Veranlassung ist nicht bekannt. Die Allee bestand ursprünglich aus sechs Reihen Lindenbäume. Bei Anlegung der Chaussee, vor etwa 60 Jahren, wurde der Mittelweg verbreitert, die betreffenden zwei Reihen Linden fielen und wurden durch Pappeln ersetzt.

In Beckmann's Geschichte des Johanniter-Ordens (Frankfurt a. O., 1726) findet sich als Titelkupfer ein Bild des Markgrafen. Es macht einen guten Eindruck. Er sieht stattlich, wohlwollend aus, aber nicht klug; ein des Geistigen entkleidetes Großes-Kurfürsten-Gesicht. (Der große Kurfürst war sein Vater.)

Friedrichsfelde von 1731—62.

Markgraf Karl.

Markgraf Albrecht hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Markgraf Karl, succedirte. Er erbte Friedrichsfelde, erhielt das Regiment des Vaters (nunmehr Regiment Markgraf Karl) und wurde seitens des Johanniter-Ordens zum Herrenmeister gewählt. Die beiden jüngeren Brüder fielen in den Kämpfen der schlesischen Kriege, der eine 1741 bei Mollwitz, der andere 1744 vor Prag.

Markgraf Karl lebte viel in Friedrichsfelde und begann das 1719 durch Böhme aufgeführte Schloß, namentlich in seinem Innern, auszubauen und zu schmücken. Dies geschah 173[illegible]. Die Stuckarbeiten in den Zimmern des ersten Stocks datiren aus dieser Zeit; sie sind, besonders die Friese und Wandreliefs, von bemerkenswerther Schönheit und zeigen, wie glänzend die Schule war, die Schlüter herangebildet hatte. Auch mit Bildern schmückten sich die Räume des Schlosses und begannen mehr und mehr zu einer Collection zu werden. Diese führte den Namen: Gallerie des Markgrafen Karl. Er sammelte mit Neigung und Verständniß, aber eben so sehr aus gutem Herzen. Daher war nicht Alles ersten Ranges, aber das Gute überwog.

Einen Theil seiner Bilder mochte er nicht in Friedrichsfelde, sondern im Johanniter-Ordenspalais haben, das, in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms I., nur diesem zu Liebe und gewiß ganz gegen die Wünsche des Ordens, am Wilhelmsplatze errichtet worden war. Es war ein völliger

Zwangsbau. Der General-Major v. Truchseß hatte eben damals die Aufführung eines ansehnlichen Hauses begonnen, an dessen Vollendung ihn der Tod hinderte. Die Erben scheuten den Weiterbau. Da schlug sich der König, der die Friedrichsstadt mit schönen Häusern verziert haben wollte, ohne Weiteres ins Mittel und befahl dem Herrenmeister, Markgraf Karl, die Vollendung des Baus aus Ordensmitteln zu übernehmen. Dies geschah. König Friedrich Wilhelm I. war nicht gewohnt auf Widerspruch zu stoßen.

In diesem Palais, das Markgraf Karl zeitweilig bewohnte, befand sich, wie schon angedeutet, wohl ein Theil seiner Gallerie, vielleicht sogar der größere Theil. Nach seinem Tode wurde die Sammlung versteigert und die Bilder zerstreuten sich überall hin. Einige, die sich auf den alten Zieten beziehen, sah ich in Wustrau. Im Friedrichsfelder Schloß befinden sich noch jetzt einige Rudera der Collection, die beim Verkauf lediglich aus Indifferenz oder Bequemlichkeit zurückgelassen wurden. Vielleicht kaufte sie auch der Prinz Ferdinand, der nach dem Markgrafen Karl in Friedrichsfelde einzog. Es sind: 2 alte Köpfe, höchst vorzüglich, im Styl von Gerard Dow; außerdem ein anderer Niederländer: Christus als Knabe predigt im Tempel.

Markgraf Karl starb am 22. Juni 1762 zu Breslau. Er war, wie sein Vater Markgraf Albrecht, um seiner Herzensgüte, wie um der Pflege willen, die er der heimischen Kunst bezeigt hatte, eine in Berlin sehr beliebte Persönlichkeit gewesen. Für viele war sein Hinscheiden ein herber Verlust. Er hinterließ keine männliche Descendenz.

Friedrichsfelde fiel an seine Tochter, die Herzogin von Anhalt-Bernburg, deren Bevollmächtigter schon im November desselben Jahres Schloß, Park und Pertinenzien an den Prinzen Ferdinand von Preußen verkaufte.

Friedrichsfelde von 1762—85.

Prinz Ferdinand.

Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des großen Königs, hatte von 1744 an in Ruppin reſidirt, wo das Regiment, das ſeinen Namen führte, in Garniſon lag; von 1756—63 war er mit den andern Prinzen im Kriegslager geweſen. Der Hubertsburger Friede und der Erwerb von Friedrichsfelde fielen faſt zuſammen und mit einer Art von Ausſchließlichkeit gehörte der Prinz von 1763—85 dieſem anmuthigen Sommerſchloſſe an, das nun ſchon zweien Herrenmeiſtern des Johanniter-Ordens als Reſidenz gedient hatte. Er war der dritte. Von 1785 an, was gleich hier bemerkt ſein möge, wurde Schloß Bellevue, im Berliner Thiergarten, der Aufenthalt des Prinzen, bis von 1802 ab (nach dem Tode des Prinzen Heinrich) Rheinsberg an die Stelle von Bellevue trat.

Wir haben alſo, von dem 7jährigen Kriegsinterregnum abgeſehen, vier Epochen im Leben des Prinzen Ferdinand zu unterſcheiden, Ruppin, Friedrichsfelde, Bellevue, Rheinsberg, von denen die Friedrichsfelder Epoche die wichtigſte und die längſte iſt. Sie umfaßt 22 Jahre und zeigt, nach dem beſcheidenen Maße von Originalität, das ſpeciell dieſem Prinzen zu Theil geworden war, wenigſtens Farbe und Gepräge, wenn auch nicht Selbſtſtändigkeit.

Gerade hieran gebrach es. Man darf ſagen, daß er in allem ſeinen Bruder Heinrich copirte; der Friedrichsfelder Hof war Seitenſtück und Nachahmung des Rheinsberger. Zunächſt wurde die Hofhaltung im weiteſten Sinne ganz nach dem dortigen Muſter eingerichtet. Cavalierhäuſer, Stall- und Wachtgebäude, Tempel und Grotten wurden aufgeführt, alles wie in Rheinsberg. Wie Prinz Heinrich einige 40 Kammerhuſaren hielt, die die Garniſon von Rheinsberg bildeten und den Wachtdienſt im Schloſſe hatten, ſo hatte Prinz Ferdinand eine Art Invaliden-Colonie in Friedrichsfelde, die ihren Zuzug aus ſeinem Ruppiner Regiment erhielt. Dieſe alten Soldaten

bestellten nun ihr Stück Garten- und Ackerland; einige aber mußten täglich auf Wache ziehen und den Dienst versehn. Kam dann mal ein hoher Besuch, Prinz Heinrich oder gar der König selbst, so mußten sie alle heran, um die militärischen Verhältnisse von Friedrichsfelde in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Das Wachtlocal ist noch da, und erinnert mit seinen Holzsäulchen, die das obere Stockwerk tragen, zumeist an die Wachthäuser am Halleschen Thor, die, beiläufig, nun auch ihren Dienst eingestellt haben.

Natürlich war auch das Friedrichsfelder Leben dem Rheinsberger verwandt, nur blasser, insipider. Wir müssen hinzusetzen, zu seinem Glück. Es hatte auch seine „Chronique," seine Flüsterungen, seine Geheimnisse, aber es fehlte doch das Parfum, das in dem stillen, abgelegenen Schloß am Grineritz-See alle Dinge durchdrang. In Friedrichsfelde gab es Frauen, das sagt Alles; ihre Gegenwart bedingt nicht immer Tugend, aber sie bedingt wenigstens Natur. Und davon hatte der Friedrichsfelder Hof sein volles Maaß. Die durchlauchtige Dame, die ihm vorstand, war eine Prinzessin von Schwedt, gehörte also einem Frauenkreise an, von dem man sagen kann, daß er der Natur noch um einen Schritt näher stand, als die Frauen im Allgemeinen. Es ist eine Freude, in alten Gallericen, beispielsweise in Schwedt selbst, ihren Bildern und Büsten zu begegnen; welche Fülle von Leben, welche Gesundheit in Formen und Farben! Ihre Ehen waren nicht immer normal, nicht immer das, was Ehen sein sollen; aber es waren gute Frauen, und — die Männer waren glücklich.

Ueberraschend zu sagen, die Hauptfeste in Friedrichsfelde waren Taufen! Namentlich um jene Zeit herum, wo die gesammte hohenzollernsche Descendenz auf zwei Augen stand. Das war um 1770. Am 11. November 1771 wurde ein Prinz geboren; bei der damaligen Sachlage ein „Ereigniß." Der Prinz erhielt die Namen Friedrich Christian Heinrich Ludwig. Der König, die Königin, Prinz Heinrich, wohnten der Tauffeierlichkeit bei; von auswärtigen Mitgliedern der Fa-

milie war die verwittwete Königin von Schweden, Louise Ulrike, geladen. Im Kirchenbuche finden sich von der Hand des Pastors Damerow, der die Taufe vollzog, folgende Bemerkungen eingetragen:

„Diese glückliche Entbindung war um so viel freudiger, weil der theuerste Vater seit einigen Wochen an einer sehr gefährlichen Krankheit darnieder lag, so daß man verschiedene Tage sein Ableben befürchtete; Umstände, welche bei der nahen Entbindung die geliebte Gemahlin äußerst geängstigt und elend gemacht hatten, so daß man wegen ihres Lebens besorget war. . . . Es war auch, bei der äußersten Gefahr des Prinzen, von Seiner Fürstlichen Gemahlin, und zwar vor Ihrer Entbindung, dem Prediger aufgetragen worden, eine Betstunde in dero Zimmer zu halten, welches dann in aller Stille, in Gegenwart der Prinzessin, der Prinzessin Philippine und zween Dames geschahe. Es war rührend, dabei so viel Andacht und Wehmuth an so hohen Personen wahrzunehmen."

Ueber die anderweiten Aufzeichnungen des Kirchenbuches gehen wir schneller hinfort, trotzdem sie an zwei Namen anknüpfen, die es in der Geschichte unseres Vaterlandes, in Glück und Unglück, zu hohem Ansehen gebracht haben. Am 18. November 1772 wurde Prinz Louis Ferdinand, der „Saalfelder," am 19. September 1779 Prinz August, der Reorganisator der preußischen Artillerie, geboren.

Sechs Jahre später verließ der Ferdinandische Hof Friedrichsfelde. Es scheint nicht, daß er in der Einrichtung des Schlosses Erhebliches zu ändern vorfand. Am 21. Juni 1785 wurden Schloß und Park an den Herzog von Kurland verkauft.

Friedrichsfelde von 1785—99.

Herzogin Dorothea von Kurland.

Am 21. Juni 1785 wurden Schloß und Park von Friedrichsfelde für den Herzog von Kurland gekauft; er selbst

befand sich um diese Zeit noch in Italien, wohin er das Jahr zuvor eine Reise angetreten hatte. Im Herbst 1785 traf er in Begleitung seiner Gemahlin, der vielgefeierten Herzogin Dorothea, geb. Reichsgräfin von Medem, wieder in Berlin ein und bezog auch Friedrichsfelde.

Dieser erste Aufenthalt war höchst wahrscheinlich nur ein gelegentlicher, oft unterbrochener (auch in der Stadt hatte man eine Wohnung) und umfaßte im Ganzen einen Zeitraum von etwa 6 Monaten. Daran reihte sich 1786 ein zweiter, 1791 und 93 ein dritter und vierter Aufenthalt, von denen nur der letztere eine längere Zeit, etwa ein Jahr, umfaßte. Die anderen Anwesenheiten waren bloße Besuche und zählten nur nach Wochen.

Wir betonen dies, weil man mannichfach der Ansicht begegnet, Friedrichsfelde sei während seiner „kurländischen Epoche" abermals zu einer Stätte der Kunst, zu einem Sammelplatz schöngeistigen Lebens geworden, etwa wie zur Zeit des Markgrafen Karl. Um das zu werden, dazu fehlte es 1785, 86 und 91 an Zeit, 1793 bis 94 an Stimmung.

Ein Blick in die Briefe und Tagebücher, die aus jener Zeit her erhalten sind, zeigt außerdem genugsam, daß es sich all diese Zeit über um high life und politisch-diplomatische Actionen, viel weniger aber um Kunst und Wissenschaft handelte. Nicht, als ob der Sinn dafür gefehlt hätte. Im Gegentheil. Aber die Zeiten waren nicht dazu angethan, sich einer mußevollen Kunstbetrachtung hinzugeben; man entfloh dem heimischen Wirrsal, aber dies Wirrsal drängte nach und gestattete keinen unbedingt heiteren Genuß. Ueberall hin warf es seine Schatten. Einige Citate aus dem Tiedge'schen Buche: „Dorothea, letzte Herzogin von Kurland," dem selbst wieder jene vorerwähnten Briefe und Tagebücher zu Grunde liegen, werden am besten die Beweisführung übernehmen. Wir lassen die betreffenden Angaben des Buches in chronologischer Ordnung folgen.

1785. Es waren des großen Friedrich letzte Tage. Die sanfte fürstliche Frau hatte den Beifall des Königs gewonnen; er sandte ihr wiederholentlich niedliche Körbchen mit den feinsten und seltensten Früchten gefüllt, mit den erlesensten Blumen geschmückt und jedesmal von einigen freundlichen Zeilen begleitet. Bei Gelegenheit der ersten dieser Sendungen beklagt er sich, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie selbst zu bewirthen; er müsse es seinem Neffen überlassen, ihren und ihres Gemahls Aufenthalt in Potsdam und Berlin so angenehm als möglich zu machen ... Im Herbst fanden Truppenversammlungen statt, Paraden und kriegerische Uebungen zu Ehren des Fürstenpaares ... Auch von den übrigen Höfen der königlichen Familie (Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand) wurde dem Herzog und seiner Gemahlin ein Empfang zu Theil, der sich zu einer herzlichen Verbindung entwickelte. Mit der Prinzessin Luise, der Tochter des Prinzen Ferdinand, knüpfte die Herzogin eine Freundschaft an, die sich in einem ununterbrochenen Briefwechsel durch das ganze Leben fortsetzte.

1786. Im Herbste, nach beinah halbjähriger Abwesenheit, trafen der Herzog und seine Gemahlin wieder in Friedrichsfelde ein. Der große König war inzwischen gestorben. Friedrich Wilhelm II. erwies dem herzoglichen Paare eine besondere Auszeichnung, so daß allgemein die Sage ging, es seien bereits Verabredungen für die künftige Vermählung der Töchter des Herzogs mit den Prinzen des königlichen Hauses getroffen. Diese Tage waren kurz, schon im December trat die Herzogin ihre Rückreise nach Kurland an.

1791. Während ihres Aufenthaltes in Warschau (wohin sie sich im April begeben hatte) erhielt sie von der preußischen Prinzessin Friederike eine schmeichelhafte Einladung zur Vermählung dieser Prinzessin mit dem Herzog von York, wie auch zu der ihrer Schwester mit dem ältesten Prinzen des Erbstatthalters in Holland, welche beide Vermählungen im September gleichzeitig in Berlin vollzogen werden sollten. Sie nahm die Einladung an ... Der Empfang von Seiten der königl-

lichen Familie war ein auszeichnender ... Bei der Anordnung der Vermählungsfeierlichkeiten befahl der König, daß der Herzogin ihr Platz an der Tafel der königlichen Familie angewiesen werden solle. Der Oberkammerherr remonstrirte; die Hausgesetze würden es nicht zulassen, die Herzogin von Kurland bei einer so feierlichen Gelegenheit an die königliche Familientafel zu ziehen und an dem Fackeltanz Theil nehmen zu lassen. Friedrich Wilhelm antwortete: „Lassen wir es bei der ersten Anordnung; ich hoffe es beim *Könige* und bei den Hausgesetzen verantworten zu können." ... Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeiten gab auch die Erbstatthalterin ihrem lebhaften Wunsche Ausdruck, ihren zweiten Prinzen mit der ältesten Tochter der Herzogin, der Prinzessin Wilhelmine, die damals 10 Jahre alt war, dereinst vermählt zu sehen. Der König unterstützte diesen Wunsch und bot sogar seine Verwendung an, um, wenn der Herzog ohne männliche Nachkommen sterben sollte, die Erbfolge in Kurland und Semgallen für den künftigen Gemahl der Prinzessin zu vermitteln ... Dieser Plan wurde geraume Zeit hindurch festgehalten ... Vierzehn Tage nach Vollziehung der vorerwähnten Vermählungsfeierlichkeiten verließ die Herzogin Berlin (es ist fraglich, ob sie während dieser *Besuchstage* überhaupt in Friedrichsfelde war) und kehrte über Warschau nach Kurland zurück.

1793. Im April dieses Jahres trat die Herzogin ihre Reise nach Berlin an; die Dinge in Kurland hatten bereits einen solchen Charakter angenommen, daß es gut war, einen *Zufluchtsort* zu haben.... In stiller Zurückgezogenheit lebte sie in *Friedrichsfelde*, wo sie den 21. August 1793 ihren Gemahl mit einer Tochter beschenkte, die den Namen Dorothea erhielt...

In Kurland rückte inzwischen das Ende der herzoglichen Herrschaft immer näher.

Die Herzogin verblieb in Berlin und Friedrichsfelde bis in das nächste Jahr hinein; dann ging sie nach Leipzig (wo sie sich noch stiller einrichete als in Berlin) und 1795 nach Sagan,

wo sie mit ihrem Gemahl zusammentraf... Kurland war inzwischen eine russische Provinz geworden; der Herzog hatte resignirt.

So etwa die Aufzeichnungen, die wir, wie vorerwähnt, zu größerem Theil dem Tiedgeschen Buche (Dorothea, letzte Herzogin von Kurland), zu kleinerem Theile dem Werke Cruses „Kurland unter den Herzögen" entnommen haben. Nirgends ist davon die Rede, daß in Friedrichsfelde ein besonderes Kunstleben sich aufgethan hätte, ein Schweigen, das um so bemerkenswerther ist, als der alte Tiedge gerade diese Seite in dem Leben der Herzogin besonders hervorhebt und jedesmal genau verzeichnet, wenn in Königsberg mit Kant, Hamann, Hippel, in Neapel mit Hackert, in Herrenhuth mit dem alten Spangenberg ꝛc. ein lebhafterer Verkehr angeknüpft wurde. Man darf füglich daraus den Schluß ziehen, daß das Friedrichsfelder Leben, während seiner kurländischen Zeit, wenig Hervorragendes auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft geboten haben muß und daß es sich, wie wir Eingangs bereits sagten, bei den verschiedenen Anwesenheiten in Berlin-Friedrichsfelde, immer nur um Prinzen und Prinzessinnen, um „Gesellschaft" und Politik, um Güterkäufe und Eheschließungen handelte. Gewiß ging ein gelegentlicher Verkehr mit den Größen jener Zeit (Nicolai, Ramler, Engel, Mendelssohn werden eigens genannt) nebenher, aber doch eben nur nebenher.*) Geistig hoch beanlagt, konnte namentlich die Herzogin auf einen Umgang, der ihrer ästhetischen Natur Bedürfniß war, nie ganz

*) Unter diesen Besuchern werden natürlich auch Maler gewesen sein und das eine oder andere Bild (ganz abgesehen von den Kunstschätzen, die man aus Italien mitgebracht hatte) wird damals seine Stätte in Friedrichsfelde gefunden haben. Eins, aus jener Zeit her, ist dem Schlosse verblieben, ein Aquarellbild „Vue de Friedrichsfelde" mit den Widmungsworten: Dedié à Son Altesse Serenissime Madame la Duchesse de Curlande et de Semigalles. Das Bild ist aus dem Jahre 1787 (Schwarz fecit) und zeigt das Schloß in seiner damaligen, von der gegenwärtigen nur wenig verschiedenen Gestalt.

verzichten, aber es scheint nach den Citaten, die wir gegeben, festzustehen, das der ohnehin nur nach Monaten zählende Friedrichsfelder Aufenthalt von dieser Seite her nicht seinen Charakter und seine Signatur empfing.

Friedrichsfelde von 1800—1810.

Prinzessin von Holstein-Beck.

1799 kam Friedrichsfelde an den Geheimen Ober-Hof-Buchdrucker George Jacob Decker, der es aber schon, vor Ablauf eines Jahres, am 29. März 1800, an die Herzogin Catharina von Holstein-Beck wieder verkaufte. Diese bewohnte es bis zu ihrem Tode, der etwa um 1810 oder 11 erfolgte.

Prinzessin Catharina von Holstein-Beck wurde am 23. Februar 1750 geboren. Ihre Mutter war eine Gräfin oder Fürstin Golowin; ihr Vater war Peter August, Herzog von Holstein-Beck, russischer General-Feldmarschall und Gouverneur von Esthland. Prinzessin Catharina vermählte sich am 8. Januar 1767 zu Reval mit dem Fürsten Iwan Bariatinski, der damals russischer Oberst war. Ihre Ehe wurde geschieden, oder man lebte wenigstens getrennt. Die Kinder verblieben in Rußland; doch begegnen wir 1802 einem Fürsten Iwan von Bariatinski als Taufzeugen in Friedrichsfelde. Es scheint also, daß der älteste Sohn zur Mutter stand. Diese war 50 Jahr, eine kluge, heitere, noch hübsche Frau, als sie in Schloß Friedrichsfelde einzog. Es leben noch Personen, die sie gekannt haben. Den Mittheilungen dieser verdanke ich das Nachstehende.

Die Prinzessin von Holstein-Beck kam 1800 oder vielleicht auch erst 1801 zu uns. Was zu einer Trennung vom Fürsten Bariatinski geführt hatte, war nie in Erfahrung zu bringen. Sie war aber voll so tiefer Abneigung gegen ihn, daß sie seinen Namen nicht tragen wollte und in Preußen, unter

Gutheißung des Königs, ihren Geburtsnamen Holstein-Beck wieder angenommen hatte.

Sie lebte ganz auf großem Fuß und unterhielt intime Beziehungen zum preußischen Hofe, besonders nachdem dieser 1809 von Königsberg und Memel wieder in Berlin eingetroffen war. Leicht erklärlich. Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise waren in Petersburg gewesen und hatten angenehme Eindrücke von dorther heimgebracht; Kaiser Alexander stand den Herzen Beider nahe, Freundschafts-Gelübde waren geleistet worden; alles Heil konnte, der allgemeinen Annahme nach, nur von Rußland kommen. Unter diesen Verhältnissen mochten die Beziehungen zur Prinzessin einen doppelten Werth haben; vielleicht daß sie ein Glied in der Kette damaliger politischer Verbindungen war.

Gleichviel; der Hof war mannichfach bei der Prinzessin in Friedrichsfelde zu Besuch, auch schon in der Epoche von 1801 bis 6. Königin Luise erschien dann mit Pagen und Hofdamen, der gesammte Adel schloß sich an und über hundert Equipagen hielten in langer Reihe vor dem Schlosse. Mit Fackeln ging es spät Abends heim.

Sie selbst (die Prinzessin), wenn sie nach Berlin fuhr, fuhr immer mit sechsen; da sie aber keinen Marstall unterhielt, so wurden drei Paar der besten Bauerpferde genommen und die Bauern selbst ritten das Leitpferd. Später (aus gleich zu erzählenden Gründen) wurde das anders. Ihr Vertrauter nämlich, ein Franzose niederen Standes, dessen Erhebung zum „Chevalier" sie durchzusetzen gewußt hatte, machte Unterschleife, floh und wurde verfolgt. Man ward seiner habhaft, brachte ihn vor die Gerichte, und eine strenge Strafe war bereits verhängt, als ein Fußfall der Prinzessin, deren alte Neigung wieder wach geworden war, intervenirte. Die Strafe wurde nun niedergeschlagen, der „Chevalier," als wäre nichts vorgefallen, zog wieder in allen Ehren in Friedrichsfelde ein, und nur eine Sühne blieb zu leisten: die Prinzessin selbst mußte versprechen, von nun ab statt mit sechsen nur noch

mit vieren zu fahren. Es geſchah, und alle Theile hatten ihren Frieden.

Das Leben in Friedrichsfelde war um dieſe Zeit das heiterſte. Eine ernſtere Pflege der Kunſt fiel Niemandem ein, aber man divertirte ſich ſo oft und ſo viel wie möglich. Es gab Schau- und Schäferſpiele theils in geſchloſſenen Räumen, theils im Freien. Das „Theater im Grünen," ähnlich dem Rheinsberger, iſt noch deutlich zu erkennen, trotzdem das Strauchwerk jener Jahre inzwiſchen zu ſtattlichen Weißbuchen aufgewachſen iſt. Das Ganze eine wieder freigewordene, aus Zwang und Feſſeln erlöſte Natur!

Die Dorfbevölkerung nahm theils zuſchauend, theils activ an dieſen Scenen Theil, was auf den erſten Blick viel Anheimelndes und Beſtechendes hatte. Aber ſehr bald ſtellte ſich's heraus, daß Sitte und Arbeitsluſt zurückgingen und daß dem Dorfe kein Segen daraus aufwuchs, als Landſchafts-Staffage oder Vehikel für das Vergnügen vornehmer Leute gedient zu haben.

Harmloſer war der alljährlich wiederkehrende „Erntekranz." Dann wurde ein Jahrmarkt abgehalten, unter den Bäumen des Parks gegeſſen und getanzt, und an den Buden, natürlich ohne Einſatz, gewürfelt und gewonnen.

Ein kleines, ſehr hübſches Mädchen aus dem Dorfe (es lebt noch als 70jährige Frau) war das Pathchen und der Liebling der Prinzeſſin. Es war die Puppe, mit der ſie ſpielte. War die Prinzeſſin bei Tafel allein, ſo wurde an einem kleinen Tiſche daneben für das Pathchen gedeckt; kam Beſuch, ſo war „Pathchen" — wie der Kakadu oder der Bologneſer — der nie überſehene Gegenſtand, an den ſich alle Zärtlichkeiten der Gäſte adreſſirten.

Die Prinzeſſin galt für ſehr reich; es hieß, daß ſie täglich 1500 Thlr. verausgabe. War dem wirklich ſo, ſo war es Variatinskiſches Vermögen. Außer Friedrichsfelde beſaß ſie, in Berlin ſelbſt, ein Haus am Pariſer Platz, das jetzige franzöſiſche Geſandtſchafts-Hotel.

Sie ſtarb im Winter 1811 oder 12, und ihre Leiche ſollte nach Rußland, entweder auf die Bariatinskiſchen oder die Holſtein-Beckſchen Güter geſchafft werden. Die Friedrichsfelder waren zum Transport der Leiche gern bereit, da für die Fahrt bis Memel (dort wartete ruſſiſches Fuhrwerk) 400 Thlr. geboten wurden. Es zerſchlug ſich aber wieder, und es kam nunmehr zu einem Pact mit jener moskau-aſtrachaniſchen Karawane, die damals alljährlich, in den erſten Winter-Monaten, Caviar nach Berlin zu bringen pflegte. Es waren dies in der Regel 50 Schlitten, jeder mit einem Pferd und am Hals jedes Pferdes ein Glöckchen. Auf den vorderſten dieſer Schlitten wurde der Sarg geſtellt, und im Schritt, die lange Karawane hinter ſich, ging es bis an die ruſſiſche Grenze, — die Stille der Schnee-Landſchaft nur durch den Ton der Glöckchen unterbrochen.

Friedrichsfelde von 1812—16.

König Friedrich Auguſt von Sachſen.

Nach dem Tode der Prinzeſſin v. Holſtein-Beck wurde Friedrichsfelde durch einen Bevollmächtigten der Bariatinskiſchen Familie, die als Erbe eintrat, adminiſtrirt. In dieſe Adminiſtrationszeit fällt der Aufenthalt, bez. die Staatsgefangenſchaft des Königs von Sachſen an dieſer Stelle.

Wir finden darüber Folgendes:

Der König von Sachſen, nach der Einnahme Leipzigs durch die Verbündeten, war deren Gefangener. Am 23. October 1813 erfolgte ſeine Abreiſe nach Berlin; am 26., Morgens 4 Uhr, traf er in der preußiſchen Hauptſtadt ein und wurde daſelbſt mit „vielen Ehren“ (ſo ſagt das Tagebuch eines ſächſiſchen Cavaliers) empfangen. Von Leipzig aus hatten 100 Koſaken mit 3 Offizieren den Wagen des Königs umgeben. Außerdem begleiteten ihn Fürſt Galizin und Baron Anſtetten.

Der König bezog Wohnung im Berliner Schloß und verblieb daselbst bis zum Sommer 1814. Um diese Zeit wurde ihm die preußische Hauptstadt unbequem; das „Berliner Volk“ zeigte sich wenig respectvoll; die Tage von Großbeeren und Dennewitz stimmten es zum Groll und die altfränkische Art des sächsischen Hofes zum Spott. Beidem wünschte er zu entgehen. Er suchte daher nach, Schloß Friedrichsfelde, das dem russischen Fürsten Bariatinski gehörig war (selbstverständlich gegen eine Miethe- oder Entschädigungssumme an den Fürsten) beziehen zu dürfen.

Dies wurde gewährt.

Am 26. Juli 1814 erfolgte der Umzug, wobei 1 Unteroffizier und 10 Mann preußischer Garde als Ehrenwache dienten. Diese blieben in Friedrichsfelde und wurden aus der sächsischen Hofküche beköstigt. Bis zum 24. März 1814 hatten Berliner Bürgergardisten die Wache beim Könige gehabt.

In den „Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers“ (Dresden und Leipzig 1848) wird erzählt, der König Friedrich August habe von Friedrichsfelde aus fliehen wollen, sei aber eingeholt und zurückgebracht worden. Diese Mittheilung ist mindestens unwahrscheinlich. An Ort und Stelle wird nichts derart berichtet.

Der König, während seines Friedrichsfelder Aufenthaltes, empfing viele Besuche und Deputationen aus seinem Lande, darunter den jungen Grafen Hohenthal, den Baron v. Houwald (Vater des Dichters) und eine Deputation des Freiberger Bergbaues.

Unter den Personen von Rang, die ihn dauernd umgaben, haben wir in erster Reihe Generalmajor v. Watzdorf zu nennen; doch war derselbe oft monatelang auf Special-Missionen (z. B. in London) abwesend. Am 13. October 1814 trat Generallieutenant Sahrer v. Sahr an Watzdorfs Stelle und blieb beim Könige, bis dieser Friedrichsfelde verließ. Es

war die Sahrsche Division, die bei Großbeeren vorzugsweise tapfer gefochten hatte.

Der nicht unerhebliche Aufwand, den der König in Friedrichsfelde machte, wurde theils aus den Geldern seiner Chatouille, theils durch eine Anleihe bei dem Berliner Banquierhause Benecke bestritten.

Am 9. Februar 1815 endlich war (in Wien) das Protokoll unterzeichnet worden, das über das Schicksal Sachsens entschied; — am 22. Februar verließ der sächsische Hof Friedrichsfelde und begab sich, auf Einladung des Kaisers von Oesterreich: „doch in der Nähe von Wien Residenz nehmen zu wollen," durch Schlesien über Wien nach Preßburg, wo der König den Palast des Primas bezog.

So viel hab ich aus Aufzeichnungen, die damals gemacht wurden, zu entnehmen vermocht; in Friedrichsfelde selbst wird noch Folgendes erzählt:

Der König lebte ganz als König. Sehr viel Dienerschaft, altfränkisch gekleidet, blau und gelb, war um ihn her; die Kutscher immer in Kanonenstiefeln. Vormittags zwischen 11 und 12 pflegte er im Park zu promeniren; Nachmittags wurde ausgefahren auf die benachbarten Dörfer, namentlich auf solche, wo ein Park oder ein Fluß war, also nach Stralau, Lichtenberg, Biesdorf und vorzugsweise nach Schönhausen. Er war bei den Friedrichsfeldern sehr populär, weil er herablassend und wohlwollend war und (die Hauptsache) ihnen viel zu verdienen gab. Der zahlreiche Besuch, der untergebracht werden mußte, schaffte den Bauern eine gute Einnahme; dazu die Berliner, die Sonntags, aus purer Neugier, in Schaaren herbeiströmten.

Den Hauptvortheil aber hatten die Bauern von den vielen Holz-Fuhren, die sie leisteten, und von der Stallung, die sie vermietheten. Tag um Tag wurde ein Haufen Holz im Schloß verbrannt, und der königliche Marstall befand sich, Gespannweise, auf den einzelnen Bauerhöfen.

Friedrichsfelde seit 1816.

Am 22. Februar 1815 verließ der sächsische Hof Friedrichsfelde; ein Jahr später gingen Schloß und Gut in den Besitz von Carl Sigismund v. Treskow über. Eine ganz neue Zeit brach jetzt für Friedrichsfelde an: aus dem Lustschloß, das es bis dahin gewesen war, wurde ein Gut. Es handelte sich nicht mehr um ein dolce far niente, das hier ein Jahrhundert lang seine Stätte gehabt hatte, sondern um Arbeit, nicht mehr um Stille und Zurückgezogenheit, sondern um Heraustreten, um Verkehr und Concurrenz. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, insonderheit unter dem gegenwärtigen Besitzer (Carl v. Treskow) wuchs diese Aufgabe. Ankäufe und beständige Meliorationen steigerten den Werth, was aber vor allem das Gut auf seine Höhe und seine Erträge hob, das war die Erkenntniß, daß mit Rücksicht einerseits auf die Bedürfnisse der Hauptstadt, andererseits auf die Betriebs-Erleichterungen, die sie gewährt, eine ganz aparte Art der Wirthschaftsführung eingeleitet werden müsse. Hier galt es nicht, Lehrbücher befragen, Regeln befolgen, sondern der beständig wechselnden Situation ein neues System immer neu anzupassen. In die Details an dieser Stelle einzugehen, würde weit über unsere Aufgabe hinausführen; nur so viel, daß Milchwirthschaft und Gartenculturen mehr und mehr die alte Felderbestellung zurückdrängten. Der Sieg des Spargelbeets über das Roggen- und Kartoffelfeld!

So haben Eifer, Wissen, Intelligenz, aus dem Sommersitze Raules einen großen und noch mehr einen werthvollen Besitz geschaffen; aus dem Zehrer ist ein Nährer geworden, aus der Drohne die Biene.

Aber diese Umwandelung hat sich vollzogen, ohne dem Friedrichsfelder Schloß, das so vieles sterben und geborenwerden sah, das Geringste von seinem historischen Zauber zu nehmen. Dieselbe Pflege, die draußen waltete, sie waltete

auch drinnen; im Felde erneuerte sie praktisch, im Hause conservirte sie pietätvoll; nichts ist verloren gegangen von dem geschichtlichen Material, in dessen Besitz der gegenwärtige Besitzer eintrat. Das eichengeschnitzte Treppengeländer, der Stuckſaal, den Markgraf Karl baute, die Büsten und Bilder, von denen beinahe jeder der Vorbesitzer ein einzelnes, wie ein Erinnerungsstück, zurückgelassen hat, — sie befinden sich an alter Stelle und nur erweitert, hinzugefügt wurde auch hier.

Unter diesen Hinzufügungen nennen wir in erster Reihe fünf Arbeiten von Schinkel, von denen drei seiner allerfrühsten Epoche, zwei muthmaßlich dem Jahre 1814 angehören. Es sind die folgenden:

Schloß Owinsk (Architekturbild in Tuschfarben ausgeführt),

Schloß Owinsk, von der Tiefe aus gesehen,

Schloß Owinsk, von der Höhe aus gesehen,

Ein See in Tirol, von hohen Bergen umgeben; ein Fischzug im Vordergrund (Morgenbeleuchtung);

Ein See von hohen Gebirgen umgeben, Gondeln im Vordergrund (Abendbeleuchtung)*).

Das letztgenannte Bild zählt zu Schinkels gelungensten Arbeiten. In der Mitte — wir erweitern die kurze Beschrei-

*) Von keinem dieser 5 Bilder, mit Ausnahme des Architekturbildes, läßt sich behaupten, daß es nachweisbar von Schinkel herrühre; doch ist es von allen in hohem Maße wahrscheinlich. Schinkel war bei Aufführung des Schlosses Owinsk, Provinz Posen, als Baubeflissener thätig. Es war dies 1801. Die Vereinigung von Architekt und Landschaftsmaler, die sonst in hundert Fällen kaum einmal vorkommt, war eben bei Schinkel charakteristisch und es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich damals — und noch dazu in Owinsk — ein anderer Architekt an seiner Seite befunden habe, der dies alles auch vermocht hätte. — Was die beiden andern Bilder (Gebirgsseen, Morgen- und Abendbeleuchtung, Pendants) angeht, so stellen sie genau dasselbe dar, wie die betreffenden beiden Bilder auf der Wagnerschen Gallerie, die die Bezeichnung tragen: nach Schinkelschen Originalen von Ahlborn 1823 copirt. Die Frage entsteht, sind nun diese beiden Friedrichsfelder die Originale?

bung, die wir oben gegeben — eine Insel mit einem weitläufigen Schloß; eine Bogenbrücke führt zu dem zunächst liegenden Felsenufer hinüber. Rechts ein ländliches Fest. Der See ist mit Barken erfüllt, denen Musikchöre folgen. Eine rothe Abendbeleuchtung liegt auf dem See.

Ein stimmungsreiches Bild! Aber das Bild, das sich eben jetzt, von der Gartenthür des Schlosses eingerahmt, vor unseren Blicken aufthut, thut es ihm gleich. Eine Parkwiese voll blühender Linden; zwischen den Kronen der blaue Himmel; und an dem Himmelsstreifen ein Volk weißer Tauben, das, die letzten Sonnenstrahlen einsaugend, sich oben in den Lüften wiegt.

Die nahe Hauptstadt sammt ihrem Lärm, wir empfinden sie wie hundert Meilen weit. Hier ist Friede!

Wolzogen in seinem „Leben Schinkels“ schreibt: Der Besitzer des einen Bildes (Abendbeleuchtung) ist Banquier Brose, der Besitzer des andern (Morgenbeleuchtung) unbekannt. — Das eine scheint also die Annahme zu rechtfertigen, das andere sie zu verbieten. Eine Entscheidung in dieser Frage, die ohne exacte technische Kenntniß nicht zu geben ist, liegt außerhalb unserer Kraft; wir geben deshalb einfach die Thatsache, daß sich zwei solche Bilder in Friedrichsfelde befinden und überlassen Andern den Beweis der Aechtheit, oder — des Gegentheils.

2.

Ernst Gottlieb Woltersdorf.

Verfolgt, verlassen und verflucht,
Doch von dem Herrn hervorgesucht;
Ein Narr vor aller klugen Welt,
Bei dem die Weisheit Lager hält;
Verdrängt, verjagt, besiegt und ausgefegt,
Und doch ein Held, der Palmen trägt.

E. G. Woltersdorf.

Prinz Louis Ferdinand, Prinz August — sie waren Schloß-Kinder aus Friedrichsfelde; auch die Pfarre stellte ihren Mann: am 31. Mai 1725 wurde Ernst Gottlieb Woltersdorf in ihr geboren. Auch ein Streiter, auch gefallen (wie der Saalfelder Prinz) auf dem Felde der Ehren. Ein Weltkind der eine, ein Gotteskind der andre.

Ernst Gottliebs Vater war Gabriel Lucas Woltersdorf. Dieser konnte, wie ein alter Edelmann, den Namen und Stand seiner Familie bis ins siebente Glied hinauf verfolgen. Es waren sämmtlich Priegnitz-Ruppiner. Und zwar:

Anton Woltersdorf (damals noch Woltersdorp), geboren 1430.

Johann Woltersdorf, Potinken- oder Pantinenmacher, geboren 1460.

Joachim Woltersdorf, Goldschmied in Ruppin, geboren 1496.

Joachim Woltersdorf II., Tuchmacher, Gildemeister und Vorsteher der Klosterkirche zu Ruppin, geboren 1530.

Gabriel Woltersdorf, Pastor und Inspector zu Ruppin.

Gabriel Woltersdorf II., Pastor und Inspector zu Zehdenick.

Gabriel Woltersdorf III., Paſtor zu Kyritz.

Dieſes letzten Sohn war der ſchon genannte Gabriel Lucas, geboren 1687, der Vater Ernſt Gottliebs.

Er, der Vater, hatte von 1711 in Halle ſtudirt, in Halle, das um jene Zeit „das Herz war, deſſen Schläge man weit und breit fühlte.“ Auguſt Hermann Francke ſtand eben damals in der Blüthe ſeines Wirkens, „dieſer Mann der Demuth und Wahrhaftigkeit, der ſich rühmen durfte, daß von den 6000 Studenten, die in den erſten Jahrzehnten in Halle ſtudirt hatten, Tauſende von erweckten Predigern ins deutſche Vaterland ausgegangen ſeien.“ Unter dieſen erweckten Predigern war auch Gabriel Lucas Woltersdorf. Er blieb bis zuletzt eine Leuchte für ſeine Gemeinde und ſeine Kinder. So viel über den Vater.

Der Sohn, unſer Ernſt Gottlieb, empfing ſeinen erſten Unterricht im elterlichen Hauſe; von 1735 ab, wo der Vater Friedrichsfelde aufgab und nach Berlin überſiedelte (er wurde Prediger an der St. Georgen-Kirche), beſuchte er das Graue Kloſter; eben 17 Jahr alt ging er nach Halle. „Es war dort eben noch — ſo ſchreibt Paſtor Beſſer — das letzte der ſieben fetten Jahre. Man konnte den Samen reiner Lehre noch ziemlich reichlich einſammeln. Die Hungerzeit des Rationalismus meldete ſich eben erſt durch ihre vorderſten Poſten.“ Beſonders war es Baumgarten (Kirchengeſchichte), der das Herz unſeres jungen Theologen mit Liebe und Verehrung füllte; Unterricht, den er in den unteren Schulen des Franckeſchen Waiſenhauſes ertheilte, ſicherte ihm den Unterhalt. Sein Chriſtenthum, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, blieb aber damals ein rein äußerliches. „Ich hatte noch keinen Geſchmack an der Erlöſung durchs Blut Chriſti; ... aber Gott kam mir zu Hilfe und warf mich in ein ſehr tiefes Gefühl meines unergründlichen Seelenverderbens. Da ſaß ich an den Waſſern zu Babel und weinete, wenn ich an Zion gedachte.“

1744 im Frühjahr, erſt neunzehn Jahr alt, hatte er ſeine Studien beendigt; er trat — durch viele Arbeit körperlich

erſchüttert — eine Reiſe an, ſuchte chriſtliche Prediger und Gottesmänner auf und zeigte damals eine große Neigung, zur Brüdergemeinde überzutreten. Dies unterblieb jedoch. 1744 im Spätherbſt wurde er Vikar in Zerrenthin bei Prenzlau, wo er empfinden lernte, „wie ſchwer ſichs predigt, wenn niemand hören will;“ zwei Jahre ſpäter (1746) kam er als Hauslehrer des jungen Grafen von Promnitz nach Drehna in der Niederlauſitz, wo er gleichzeitig mit großem Erfolge zu predigen begann. Sein Prediger-Eifer und die ihm daraus entſpringende Kraft waren ſo groß, daß er in verhältnißmäßig kurzer Zeit die wendiſche Sprache lernte, um auch den Wenden (die im Spreewald und anderen Gegenden der Lauſitz zum Theil bis heute noch kein Deutſch verſtehen) das Evangelium predigen zu können.

1748 erhielt er einen Ruf nach Bunzlau. Es hieß anfänglich: er ſei zu jung. Am 20. Sonntage nach Trinitatis aber predigte er über den Text: „Der Herr ſprach zu mir, ſage nicht, ich bin zu jung; ſondern Du ſollſt gehen, wohin ich Dich ſende, und predigen, was ich Dir heiße,“ mit ſolcher Gewalt, daß er die ganze Gemeinde mit ſich fort riß. Immer neue Erbauungsverſammlungen mußten abgehalten werden; die Kirche hatte nicht Raum genug; unter freiem Himmel, im Bunzauer Stadtwald mußte er predigen; „es ſchien, als ob das Feuer Chriſti die ganze Stadt anzünden wollte.“ Dabei blieb er voll körperlicher und geiſtiger Friſche. 1749 verlobte er ſich mit Johanna Sabina, Tochter des Paſtors Zietelmann zu Flieth bei Prenzlau; im Mai trafen ſich die jungen Brautleute in Berlin, wo neun Söhne (darunter bereits drei Paſtoren), eine Tochter und drei Schwiegertöchter des alten Paſtors Woltersdorf, ſich zur Hochzeitsfeier verſammelt hatten. Der Vater ſegnete das Paar ein, das bald darauf in die Bunzlauer Pfarrwohnung einzog.

Die junge Frau brachte Glück und empfing es; aber die Flitterwochen müſſen andere geweſen ſein als die unſrigen; alles junge Glück der Liebe ſchloß eine immer wachſende geiſt-

liche und geistige Thätigkeit so wenig aus, daß im Jahre 1751 bereits zwei starke Bände „Evangelische Psalmen" vorlagen, die Zeugniß ablegten von dem schöpferischen Drang des jungen Geistlichen. Sie waren, beinah 200 an der Zahl, mit wenigen Ausnahmen ein Product der letzten drei Jahre. Ueber die Art, wie sie entstanden, über seine Dichtungsweise überhaupt, lassen wir ihn selber sprechen:

„Was den Ursprung dieser Lieder betrifft, so kann ich wohl mit Wahrheit sagen: ich habe sie von dem Herrn empfangen. Sonst würde ich auch in meinem Gewissen keine Freiheit haben sie drucken zu lassen ... Gott hat mir von Natur eine Neigung zur Poesie gegeben. Schon in meiner Kindheit fing ich an Verse zu machen. Aber erst als ich des seligen Lehr und nach einiger Zeit auch des seligen Lau Leben und letzte Stunden in die Hände bekam, ging etwas in mir vor. Von dieser Zeit an ist der Trieb, dem Herrn Lieder zu dichten, in mir recht aufgewachet. Ja er ist von Zeit zu Zeit immer stärker worden, daß er sich auch besonders in meinem Amte, da ihn die ohnedem überhäuften Geschäfte hätten ersticken mögen, so vermehret hat, daß ich oft selbst nicht gewußt, wie es zugegangen. Ich kann nichts anders sagen, als daß ich's für eine augenscheinliche Erhöhung meines Gebets ansehn muß.

„Oft habe ich an nichts weniger gedacht, als Verse zu machen. Aber es fiel mir plötzlich ins Gemüth, und regte sich ein Trieb, daß ich die Feder ergreifen mußte. Ein andermal hatte ich keine Lust; aber es war, als müßte ich wider Willen schreiben. Zuweilen war ich von vieler Arbeit ganz entkräftet, allein es wurde mir eine Materie so lebendig und floß so ungezwungen und ohne Mühe in die Feder, daß es schien, ich könnte das Schreiben nicht lassen. Ja ich muß gestehen, daß mir's oft wie ein Brand im Herzen gewesen, und mehrmalen mußte ich mich mit Gewalt zurückziehen, damit ich mich nicht übernähme oder meine Natur zu sehr schwächete. Wollte ich zuweilen 3 Verse schreiben, so wurden gleich 12. 15 oder gar

30 daraus. Manchesmal konnte die Feder dem schnellen Zuflusse nicht einmal folgen. Oft mußte ich's, wenn ich so hintereinander geschrieben, erst überlesen, wo ich wissen wollte, was es wäre, und mich selbst wundern, daß das da stund, was ich wirklich fand. Und so sind diese langen Lieder der ersten Sammlung entstanden. Ich nahm mir vor, ein Lied in gewöhnlicher Größe zu schreiben; aber da ich hineinkam, sind 40, 50, 100, 200 und mehr Verse fertig worden."

Er fährt dann fort:

„Was ich in so großer Geschwindigkeit niedergeschrieben, ich hab es hinterher vielmal durchgelesen, einiges oft umgeschmolzen, anderes lange liegen lassen; aber das ist wahr, daß ich anderes, das so recht aus dem Herzen gequollen, nie geändert habe. Die Ursach ist, weil das am ersten und natürlichsten wieder in die Herzen hineinfließet, was ohne Zwang heraus geströmet ist .... Fraget nur die Dichter dieser Welt, ob sich nicht Aehnliches bei ihnen findet, wenn sich ein poetisches Feuer bei ihnen reget. Was soll dann nicht der herrliche Geist des lebendigen Gottes thun, wenn er die natürlichen Triebe zur Dichtkunst mit seinen Kräften anfeuert!

„Es bleibt mir eine unumstößliche Wahrheit, daß alle vernünftigen Regeln der Dichtkunst sehr gut sind und von einem Dichter nach seiner Gelegenheit mit großem Nutzen gebraucht werden können, daß aber dennoch das Göttliche in der Dichtkunst nicht anders als auf den Knieen gelernt werden kann. Denn wenn der Geist aller Geister das Herz des Poeten nicht entflammt, so weiß ich nicht, ob ich die erhabenste Poesie überhaupt noch eine göttliche nennen kann .... Die Heiden haben von ihren todten Götzen treulich gesungen. Aber so viele Dichter unter den Christen wissen von ihrem lebendigen Gott, von dem Gott aller Götter, ja von ihrem menschgewordenen Gott, der am Kreuz in seinem Blute für sie gestorben, nichts zu sagen. Sie holen lieber vermoderte Stücke von den verfaulten Götzen der Heiden und schmücken sie dem Gott Israels zum Hohn.... Ein berühmter Günther will lieber der

Venus zu Ehren, als zum Ruhm des Kreuzes singen; aber die Reime Hans Sachsens machen alle Werke Günthers zu Schanden, weil doch so manche Seele daran seelig glauben kann."

So weit er selbst. Man muß es ihm lassen, daß er seine Sache gut zu führen weiß; bescheiden und bewußt — jedes an rechter Stelle. Einem aufmerksamen Leser kann übrigens nicht entgehen, wie diese Rechenschaftsablegung zugleich alle Punkte in den Vordergrund stellt, über die die Ansichten auseinander gehen können. Er war ein christlicher „Improvisator," ja, in allen Ehren sei es gesagt, eine Art von Psychographendichter; er ließ die Feder laufen. Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück.

Alles, was wir aus ihm citirt haben, ist einer Vorrede entnommen, die er im Jahre 1750 schrieb. Er war damals 25 Jahre alt, predigte seit sechs Jahren, war im Amte seit drei, hatte Frau und Kind und konnte auf eine literarische Thätigkeit blicken, die bereits damals über 200 Lieder umfaßte, einzelne dieser Lieder über 200 Strophen lang. Eine Productionskraft, die auf diesem Gebiete kein anderer deutscher Dichter aufzuweisen hat; auch nicht die Meistersänger, an deren Dichtungsart die didaktische Weise Woltersdorf's am meisten erinnert.

Seine poetische Thätigkeit war übrigens im Großen und Ganzen mit 1750 abgeschlossen. Es waren ihm noch 11 Lebensjahre beschieden; aber die Mühen des Lebens, die Sorgen des Amtes wurden doch so übermächtig, daß selbst sein lebendiger Strom versiegte. Er trat 1755 an die Spitze des nach dem Halleschen Vorbilde errichteten Bunzlauer Waisenhauses und wirkte an demselben in Segen. Aber sein schwacher Körper brach endlich unter der Last zusammen. Sein Biograph schreibt: „Man darf sagen, er hatte sich im Dienst des Herrn verzehrt."

Der 17. December 1761 war sein letzter Tag. Die Schmerzen nahmen zu, seine Klagen ab. Als seine Frau mit einem seiner Kinder weinend am Bette stand, sagte er mit

Glaubensfreudigkeit: „Wenn Du ſonſt keinen anderen Kummer haſt, als dieſen!“ Dann lag er ſtill. Abends aber redete er viel, jedoch ſo leiſe, daß man nur einzelne Liedesworte verſtehen konnte. Um die ſechste Stunde war er todt. Er war ſanft eingeſchlafen.

Das Waiſenhaus verlor viel und der Jammer der eben zum Confirmanden-Unterricht verſammelten Kinder erfüllte das Pfarrhaus. In allen Häuſern der Stadt war Wehklagen. Am 22. December hielt ihm ſein Herzensfreund, David Gottlieb Seidel, die Leichenpredigt und ſprach „von der gegründeten Hoffnung eines Lehrers, der einen lautern Sinn beweiſet, wenn er auch über Macht beſchweret iſt.“

„Über Macht“ war Woltersdorf beſchweret geweſen; nun war er frei. Seine Hoffnung erfüllte ſich. Für ſeine Wittwe und ſeine ſechs Kinder ſorgte der Herr, indem er Seelen erweckte, die ſich ihrer Dürftigkeit annahmen. So wurde ſeine Zuverſicht erfüllet, die er oft ausſprach, wenn er ſein letztes Stück Brot mit den Armen theilte.

So ſtarb Woltersdorf, erſt 36 Jahr alt. Er hatte ein äußerlich armes, innerlich deſto reicheres Leben geführt. Wie in vielem war er auch in der Stille und Anſpruchsloſigkeit ſeines Lebensganges, in dem Fehlen alles deſſen, was man als romantiſch-frappant bezeichnen kann, den Herrnhutern verwandt. Er ſelber proteſtirt zwar gegen dieſe Gemeinſchaft: „allen Dingen, die in Lehre und Leben dem Worte Gottes zuwider ſind, bin ich von Herzen feind, weshalb ich den Plan der herrnhutiſchen Gemeine, wie er jetzt iſt, nimmermehr werde billigen können,“ aber trotz dieſes Proteſtes, der gewiß aufrichtig gemeint und wohlbegründet iſt, iſt doch unverkennbar, daß ſeine Dichtung unter Zinzendorfiſchem Einfluß herangewachſen iſt. Er gebraucht wie dieſer die ſtarkſinnlichen Reden von Turteltauben und Nachtigallen, von dem ſüßen Blut des Erlöſers und von der Herrlichkeit ſeiner Blutrubinen. Er vertheidigt auch dieſe Ausdrucksweiſe: „Die Herzen ſollen durch die Sinne bewegt werden, und nur das

eine ist zu fordern, daß kein schwulstiges, unanständiges oder gar lächerliches Wesen zu Tage komme." Im Uebrigen scheint er sich selber nur eine Durchschnitts-Begabung zugeschrieben zu haben. „Ich habe, so schreibt er, nicht eine große Zierlichkeit und Pracht, sondern eine fließende und bewegliche Deutlichkeit erwählet, damit mich Jedermann, auch zur Noth ein Kind, verstehen möchte. Das macht zwar kein sonderliches Ansehen, ist aber desto nutzbarer. Wir sollen unsern Erlöser nicht allein die Gelehrten und Großen zuführen, sondern unter den Geringen und Einfältigen wuchert sein Evangelium am meisten. Allzu hohe Lieder aber nutzen Niemandem, oder doch nur wenigen."

So er selbst. Die Urtheile Neurer über den Werth seiner Dichtungen weichen erheblich von einander ab. Koch schreibt: „Woltersdorf ist ein lebendiges Zeugniß der dichtenden Kraft des heiligen Geistes in der lutherischen Kirche," wogegen Hagenbach nicht nur an der Weitschweifigkeit dieser Lieder, die wegen ihrer Länge nie gesungen werden können, Anstoß nimmt, sondern auch „Fluß und Guß, mit einem Wort die rechte Rundung und Vollendung in ihnen vermißt." Selbst R. Besser, in seinem „Leben E. G. Woltersdorfs" kann nicht umhin auf eine gewisse Unselbstständigkeit Woltersdorfs hinzuweisen und sagt in seiner anschaulichen Ausdrucksweise: „er suchte wie eine Hopfenrebe stets gern einen tragenden Halt für seine Dichtungen."

Wir selbst haben die besten seiner Dichtungen, aus denen wir einzelne Strophen in den Anmerkungen mittheilen, mit Freudigkeit und nicht ohne Erhebung gelesen. Unsre Laienschaft kommt uns dabei zu Statten. Je lebendiger Jemand die großen Originale, die Kraft- und Kernlieder deutscher Nation, gegenwärtig hat, desto nüchterner wird er sich gegen Lieder verhalten, die gerade für sein geübtes Ohr nur ein Wiederklang sind. Wer weniger fest darin steht, wird leichter befriedigt sein. In der weltlichen Dichtung sehen wir sehr Aehnliches. Wer den Heine nicht kennt, erfreut sich

auch an den Nachbildungen, wer ihn kennt, verhält sich ablehnend gegen Alles, was heinisirt.

Gewiß — und damit schließen wir — ist Woltersdorf nicht den großen Gestalten zuzuzählen, dazu war er zu wenig eine eigentliche Kraftnatur, im Gegentheil etwas Krankhaftes zieht sich durch sein Leben und spiegelt sich in seiner dichterischen Hyperproduction. Aber zweierlei wird ihm verbleiben, und während er einerseits, modern zu sprechen, immer als ein Musterbeispiel für den wunderbaren Einfluß „des geistigen Fluidums über die träge Masse" dastehen wird, wird er andrerseits, provinziell und local, eine hervorragende Bedeutung als Kirchenlied-Dichter beanspruchen dürfen. Mark Brandenburg hat keinen besseren, hat keinen Zweiten, der sich neben ihm behaupten könnte.

Schloß Friedrichsfelde steht noch, wie es 1719 und 1735 aufgeführt wurde; das alte Pfarrhaus aber, abgelöst durch einen unmittelbar neben ihm entstandenen Neubau, ist längst hinüber. Ein Garten füllt jetzt den Platz, wo das alte stand, und ein Birnbaum blüht jeden 31. Mai an derselben Stelle, wo Woltersdorf der Dichter geboren wurde.

Anmerkungen.

St. Nicolai zu Spandau.

Benutzt: Schloß und Nikolai-Kirche zu Spandau. (Aufsatz von Oskar Schwebel, Kreuz-Ztg. 1869, Nr. 219, Beilage.)

Die Kirche ist reich an interessanten Denkmalen.

Der reiche Altar aus bemaltem Sandstein ist ein Geschenk des Grafen Rochus von Lynar; er und seine erste Gemahlin, Freiin Anna v. Montott, schenkten ihn im Jahre 1582 der Kirche. Die Hauptdarstellung in halb erhabener Arbeit zeigt ein Abendmahl, die Einwirkungen der italienischen Kunstformen sind unverkennbar. Höchst interessant sind die Figuren der Donatoren, links die Gräfin in weißem Damastkleide mit schwerem, dunkelblauem Obergewande, vor ihr drei Töchter in weißer Seide, rechts der Graf in prachtvoller Rüstung mit zwei Söhnen; goldene Ketten in Menge legen ein Zeugniß von dem Reichthum des Hauses ab. Besonders schön sind die Köpfe gearbeitet; das Ganze bildet mit dem Aufsatze, der ein jüngstes Gericht und die Schlangen- und Thurmschilde der Lynars, die Löwen und den Schach der Montotts enthält, ein Familien-Denkmal von frommem Sinn und wahrhaft aristokratischer Pracht. Unter dem Altar ist die Familiengruft der Lynars; in dem großen schönen Zinnsarge schläft der alte „Kurfürstlich Brandenburgische Rath, bestallter oberster Artolorei-Munitions-Baumeister" von seines Lebens weiten Zügen und seinem reichen, angestrengten Tagewerke aus. Außerdem tragen die schönen Leuchter des Altars sein und seiner Gattin Wappen und Namen; der ritterliche Herr hat eine offene Hand gegen das Gotteshaus gehabt, und heut noch vergessen es seine Nachkommen nicht, den Altar von Spandau in schö-

ner Pietät zu schmücken; die neue, schöne Sammetbekleidung trägt den Namen: Hermann Rochus Graf zu Lynar.

Das Röbellsche Denkmal.

Zur Rechten des Altars trifft unser Auge ein prächtiges Denkmal Märkischer Tapferkeit; ein alter Feldmarschall ist's mit seinem Bruder. Von seinen Thaten lassen wir die alten, treuherzigen Reime der Inschrift selber sprechen:

Der edel und viel kühne Held,
Joachim von Röbell, ich dir meld',
Von Jugend auf mit gutem Rath
Gar manche Schlacht besuchet hat.
In Holstein, Fühnen, Koppenhagen,
In Ungarn, Frankreich that er's wagen,
Der Graf von Oldenburg sein' Muth
Gespürt; der Sachs' ihm auch war gut:
Zum Wacht- und Rittmeister ihn macht,
Feldmarschall ihn vor Magdeburg bracht.
Glaup*) er auch half nehmen ein,
In Ungarn Feldmarschall sollt' sein.
Feldmarschall im Braunschweiger Land
War er, braucht ritterlich sein' Hand;
Da Herzog Moritz fiel der Held
Feldmarschall er war kühn im Feld.
Feldmarschall er vor Gotha kam
Kurfürst August ihn mit sich nahm.

Von Fühnen bis nach Ungarn! Ein Vorläufer der späteren Brandenburger Siegeszüge, und, man muß gestehen, ein würdiger Vorläufer dieses Held von Magdeburg und Sieversshausen, dieser Begleiter des Herzogs Moritz auf seinem kühnen Zuge gegen das Tridentiner Concil, der Kämpfer der Schlachten Dänemarks gegen den großen Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber und Sachsens gegen den wilden Markgrafen und den allmächtigen Kaiser! Trüben im Barnim, am Rande des Oderbruchs, in dem ehemaligen Nonnenkloster Friedland, das die Röbell erwarben, stand die Wiege dieses Helden, der dem Märkischen, Sächsischen und endlich dem Kaiserlichen Heere angehörte, in beiden letzteren sogar die höchsten Ehren erwarb. Noch war er ein kräftiger Mann, da zog's ihn hin in die Heimath; er machte dem Bruder in Spandau einen Besuch, auf dem ihn sein Stündlein überraschte. Das Denkmal zeigt uns die Brüder, Joachim, † 1572, und Zacharias v. Röbell, † 1575, beide

*) Eine Bergfeste in Tirol, um deren Besitz sich auf Moritz Zuge nach Innsbruck ein heftiger Kampf entspann.

gleich gewaffnet, obwohl der Letztere nur Hauptmann zu Spandau war, in Plattenrüstung, Schwert und Morgenstern in der Hand, Löwen ihnen als Fußschemel dienend.

Quast. Ribbeck. Rostitz. Eben so wie die Herren von Röbell können zwei andere Märkische Geschlechter die Spandauer Kirche als die Aufbewahrerin des Ruhmes ihrer Vorfahren ansehen. Eine prächtige Trophäe im Chor der Kirche erinnert an den Brandenburgischen Generalfeldwachtmeister Albrecht Christoph v. Quast, der 1669 an den Wunden, die er in der durch seine Tapferkeit gewonnenen Schlacht auf Fühnen erhalten hatte, verstarb. In einer reichen Umgebung von Waffenschmuck aller Art erscheint sein Wappen, die fünf Lichter im Andreaskreuz. Die beiden folgenden Wappenschilder zeigen den Rumpf und den Hirsch der Herren von Ribbeck; sie sind dem Andenken zweier aus dem Geschlecht, Johann Georg, Vater und Sohn, gewidmet, die 1610 – 1666 Oberhauptleute zu Spandau waren. Die Quadrirung des einen Schildes mit dem Johanniter-Kreuz bezieht sich auf Johann Georg von Ribbeck, den Sohn, der Comthur zu Nemerow und Werben gewesen ist. Ein viertes Wappen, die roth und weiß geschachten Hörner in blauem Felde zeigend, erinnert an den 1689 verstorbenen Oberst George Rudolf von Rostitz. Voller aber noch als die Namen dieser Ober-Hauptleute zu Spandau klingen die ihrer nächsten Amtsnachfolger; in einer Reihe geht es fort: Adam v. Götze, Hans Adam v. Schöning, Johann Albrecht v. Barfuß, Philipp v. Lottum, Johann George v. Tettow und an jeden dieser Namen schließt sich ein ruhmvolles Stück unserer Heeresgeschichte an.

Taufstein. Schwarzenbergs Wappen. Außer einem überlebensgroßen, schönen Crucifix und den dazu gehörigen Figuren der Maria und des Johannes ist der eherne Taufstein ein schätzenswerthes Denkmal des Alterthums, er trägt die Inschrift: Anno M. C. C. C. XC. VIII. in festo nativitatis gloriose marie virginis. Der Taufstein steht auf einem Grabgewölbe, dem Grabgewölbe Graf Adam Schwarzenbergs. In einer Nische des Chors hängt ein Wappen in Erz, eine vorzügliche Arbeit, — es zeigt die Balken des uralten Hauses Seinsheim, das bis auf die Schwäbischen Herzöge aus dem Geschlecht der Burchardinger zurückgeht, Raben und Mongolenköpf des Hauses Schwarzenberg und den Johanniterschild, darum die Kette des Französischen Ordens vom h. Michael. Dies Wappen ist des Grafen Adam von Schwarzenberg einziges Denkmal; die Inschrift dazu ist beseitigt.

Die Wenden in der Mark.

Benutzt: L. Giesebrecht's Wendische Geschichten. Schafarik's Geschichte der slawischen Stämme. Fidicin: die slawischen Ortsnamen der Insel Potsdam. Heffter: Geschichte der Stadt Brandenburg. L. Schneider: Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams.

Der Krieselang.

Benutzt: Berghaus Mark Brandenburg. Mündliche und briefliche Mittheilungen, besonders des Garnisonschullehrers Wagener in Potsdam und des Lehrers Krüger in Schönwalde.

Alte Eichen von ähnlicher Berühmtheit wie die Königseiche im Krieselang, stehen eine Meile südlich von Liegnitz, auf dem Theile des Katzbacher Schlachtfeldes, wo sich am 26. August 1813 der Kampf entschied. Wo das Plateau zur wilden Neiße hin steil abfällt, liegen die Dörfer Ober- und Nieder-Weinberg, Ober- und Nieder-Crayn. Bei Nieder-Crayn befindet sich die einzige Brücke über den Fluß; diese Brücke suchten die flüchtigen Franzosen zu gewinnen, verfehlten sie aber und stürzten sich in das hochangeschwollene Wasser. An eben dieser Stelle, nur 500 Schritt von der Nieder-Crayner Brücke entfernt, ragen, auf prächtigem Wiesengrund, die erwähnten alten Eichen auf, von denen fünf (die jüngeren) sich durch besondere Schönheit und Frische auszeichnen. Sie sind noch völlig gesund, kein Zweig abgestorben, dabei voll Ebenmaß. Die schönste unter diesen fünf trägt folgende Inschrift:

O seid gegrüßt der Gottheit stolz Zeugen
Ein Meisterstück der herrlichen Natur!
Hier unter euren majestätischen Zweigen,
Im kühlen Schatten auf der prächtigen Flur,
Hier schlägt das bange Herz in freud'gem Beben.
Ein heilger Schauer dringt durch meine Brust,
Wie lange lebet ihr des Menschen Leben
Mit seinem Leiden wie mit seiner Lust.

Das eigentliche Prachtstück und die große Sehenswürdigkeit dieser Gegenden — wenigstens was Bäume angeht — ist aber doch die sechste Eiche, die in einiger Entfernung von den fünf andern steht. Sie ist nicht voll so schön, hat durch das Absterben einzelner Partien das Ebenmaß ihrer Formen eingebüßt, ist aber um vieles stärker und wahrscheinlich auch älter als die übrigen fünf. Ihr Umfang ist 31 Fuß, übertrifft also noch den der Königseiche im Krieselang um ein Erhebliches.

Auch diese sechste und größte der „Eichen an der wilden Neiße“ hat natürlich ihre Tafel und ihre Inschrift. Diese lautet:

Wohl mehr als 1000 Jahre zähl' ich schon;
Ich sah dereinst das alte deutsche Reich entstehen,
Ich sah im Jahre 6 es wiederum vergehen.
Seitdem ich jüngst gesehn sein frisches kräftiges Auferstehn,
Möcht ich um keinen Preis es nochmals sehn im Untergehn.
Das walte Gott auf seinem engen Thron!

Schönau, im August 1871.

Die älteste der alten Sechs.

Man mag über diese Dichtungen denken wie man will (es giebt jedenfalls schlimmere), unter allen Umständen zeigen sie die Liebe, mit der die ganze Umgegend an diesen schönen Bäumen hängt. Eine Fahrt zu den „sechs Eichen“ zählt zu den Lieblingspartieen der Liegnitzer, die dann jedesmal mit einem Besuche des Katzbach-Schlachtfeldes — das übrigens außerdem noch seine Denkmäler hat — identisch ist.

Der Eibenbaum

im Parkgarten des Herrenhauses.

Benutzt: „Ueber Eibenbäume“ ein Aufsatz in der Neuen freien Presse. Mündliche Mittheilungen, besonders des Geh. Rath Metzel.

Eibenbäume. In Niederösterreich findet man vereinzelte Eiben bei Buchberg, in der Prein und Raxsau, bei Lilienfeld, im Kremsthale, im Horner Walde und besonders alte Bäume im Gurhofgraben bei Aggstein. Einzelne tausendjährige Eiben kommen noch in Steiermark vor, und einen sehr alten Baum besitzt die Gegend von Brünn in Mähren; er steht nicht gar weit von dem berühmten Erdfall „Macocha“ („Stiefmutter“). Krone und oberer Stammtheil sind abgebrochen, der hohle untere Stamm ist aber noch 3 Klafter hoch und bestadelt und hat einen Umfang von beiläufig 8 Fuß (2.56 Pariser Metres). Das Alter dieses sehr merkwürdigen Exemplares wird auf nicht viel unter 2000 Jahre geschätzt. Zu den Palmsonntags-Sträußen, zu denen in Wien außer den Blüthenzweigen der Sahlweide — den sogenannten Palmkätzchen — gewöhnlich auch Buxbaum- und Sebenbaum-Zweiglein ihres immergrünen Laubes wegen verwendet werden, während in den eigentlichen Alpen-Gegenden die Stechpalme (Ilex aquifolium) hiezu dienen muß, benutzt man in England und Irland allgemein blühende Weiden- und grüne Eibenzweige. Und merkwürdigerweise begegnet man genau demselben Palmsonntagsschmuck wieder in Mähren. In der Gegend

von Olmütz ist die Eibe ein äußerst seltener Baum, und die Bauern von Mittel- und Nordwest-Mähren machen daher vor der Charwoche oft 8 bis 10 Meilen weite Reisen zu Fuß, nur um von einem vereinzelt dastehenden Eiben-Strauch oder Baum Zweige für den Palmsonntag abreißen zu können. Auch in Niederösterreich scheint die Eibe hie und da noch zu diesem Zwecke verwendet zu werden. So ist es uns bekannt, daß bei Traismauer ein alter Eibenbaum, der beiläufig einen Fuß Durchmesser hat, zur Osterzeit vom dortigen forstlichen Aufsichts-Personale förmlich bewacht werden muß, damit er nicht seiner Aeste zu den „Palmbuschen" beraubt werde.

Bei den Alten war er den Göttern der Unterwelt geweiht, wohl aus dem Grunde, weil die Nadeln dieses Baumes giftig sind und schon die Ausdünstung seiner Krone zarteren Naturen Unwohlsein verursacht. Der alte Plinius erzählt gar, daß die Ausdünstung des Taxus zur Blüthezeit den Tod bringe, was eine ungeheure Uebertreibung ist. In unseren Gegenden beißen Hirsche, Rehe und auch Schafe und Kühe nicht selten die Spitzen der Eiben ab, wahrscheinlich um sie in kleinen Mengen als eine Art Gewürz zu verzehren. Größere Mengen von Eibenzweigen, mit denen Hausthiere absichtlich gefüttert wurden, brachten denselben aber in wenigen Stunden den Tod, obwohl Ziegen z. B. sich die auch für sie giftigen Zweige recht gut schmecken ließen. Die rothen Beeren, welche von süßlichem Geschmacke sind, werden in Deutschland häufig von Kindern ohne Schaden verzehrt.

Ueber den Eibenbaum-Club, dessen ich im Text Erwähnung gethan habe, sind mir noch folgende Zeilen zugegangen: „Was die Versöhnung der Parteien angeht, die sich mehr als einmal unter dem Eibenbaume vollzog, so würde ein bekannter märkischer Schriftsteller, zugleich Reichstagsmitglied, mit seiner in hohem Alter bewahrten Frische, vielleicht am besten im Stande sein, Ihnen eine launige Erzählung zu liefern; andererseits — da von ihm persönlich die meisten Schlagwörter, Einfälle, Scherze ausgegangen sind, — wird er sich selbst nicht in Scene setzen, am wenigsten aber die gebotene Diskretion und Rücksicht gegen seine Collegen außer Acht lassen wollen. Nie hat eine Zeitung über den heitern Club etwas gebracht und eben deshalb konnte man so vertraulich gegen einander sein. Sie wissen, wie Herr Hans Blum wegen seiner Plaudereien, die allerdings in sich viel Unschickliches enthielten, angesehn wurde und daß auch, was den Eibenbaum-Club angeht, jede Indiskretion wieder schlecht machen könnte, was bis dahin unter den Zweigen des Baumes Gutes geschehen ist."

Die Ciſtercienſer in der Mark.

Benutzt: Fehr über katholiſche Orden. Winter über Prämonſtratenſer und Ciſtercienſer. Ratisbonne das Leben des heiligen Bernhard. Encyclopädie der katholiſchen Theologie. Ein Aufſatz (anonym) über Klöſter in der Mark.

Lehnin.

Benutzt: Riedels Codex diplomat. Brandenburgensis. Berghaus Mark Brandenburg. Klöden Geſchichte Waldemars. Heffter Geſchichte des Kloſters Lehnin.

Die Havelſchwäne.

Benutzt: L. Schneider die Schwanenfütterung bei Potsdam. (Siehe Mittheilungen des Vereins für die Geſchichte Potsdams. Band I.) Mündliche und briefliche Mittheilungen des Garniſonſchullehrers Wagener in Potsdam.

Die Seeſchlacht in der Malche.

Benutzt: Krüger Geſchichte der Stadt Spandau.

Die Pfaueninſel.

Benutzt: Lopiſch die Königlichen Schlöſſer. L. Schneider Kuntel v. Löwenſtern. Mündlicher Vortrag L. Schneiders über das Gaſtſpiel der Rachel auf der Pfaueninſel.

Caput.

Benutzt: „Caput“ Aufſatz vom Garniſonſchullehrer Wagener in Band IV. der Mittheilungen des Vereins für die Geſchichte Potsdams.

Die Begegnung der drei Friedriche, nämlich Friedrichs IV. von Dänemark, Friedrich Auguſts von Sachſen und Friedrichs I. von Preußen (vgl. S. 180) iſt auf einem großen Staatsbilde im Charlottenbur-

ger Schlosse dargestellt. Alle drei sind in rothe Königsmäntel gekleidet, tragen mächtige Allongeperücken und reichen sich die Hand zur Besiegelung ihres Bündnisses gegen Frankreich. Dies Bündniß wurde zu Berlin geschlossen, wohin sich die dänische und die sächsische Majestät begeben hatten und gab Veranlassung zu einer der blasphemistischsten Schmeicheleien die jemals vorgekommen sind. Um dieselbe Zeit nämlich wurde dem Berliner Hofe ein Prinz geboren, der nun — in einer Dichtung jener Epoche — unter glücklicher Ausnutzung der Situation, ohne Weitres mit dem Christuskinde und die anwesenden drei Könige mit den 3 Königen aus Morgenland verglichen wurden. Der König Friedrich I. war so entzückt von diesem Vergleiche, daß er 10,000 Thaler an den talentvollen Dichter auszuzahlen befahl. Was will die „Wacht am Rhein" und Max Schneckenburger daneben sagen!

Bornstädt.

Benutzt: L. Schneider „Ist Gundling in einem Weinfasse begraben?" (Verein für die Geschichte Potsdams.)

Marquardt.

Benutzt: Fidicin Osthavelland. Pöllnitz Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten. Massenbach Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter den Regierungen F. W.'s II. und III. Feßler Rückblick auf meine 7jährige Pflaerschaft. Mündliche und briefliche Mittheilungen des Herrn Tholuck in Marquardt und des Herrn Prediger Müller in Fürstenwalde. (Die andern benutzten Schriften sind im Texte selbst genannt worden.)

Oberst Massenbach und General v. Bischofswerder.

Wir haben schon im Text, pag. 272 und die folgenden Seiten, hervorgehoben, wie alle Unterredungen, die Bischofswerder mit Massenbach führte, sich keineswegs durch Reservirtheit, Dunkelheit oder Zweideutigkeit, sondern umgekehrt durch Offenheit, Entgegenkommen und vielen von sens auszeichneten, in welcher letztren Eigenschaft er dem phantasievollen, immer neue Pläne gebärenden Massenbach gewiß

überlegen war. Aus den Unterredungen, die der letztere aufgezeichnet hat, geben wir hier drei.

Erste Unterredung im Januar 1794. Der Herzog von Braunschweig, aufs höchste degoutirt, hatte seine Abberufung von der Armee am Rhein verlangt. Möllendorf sollte ihm im Oberkommando folgen, folgte ihm auch wirklich. Massenbach, der den Herzog für fähiger hielt, war bemüht ihn der Armee zu erhalten. Er reiste vom Hauptquartier nach Berlin, suchte Bischofswerder auf und drang in ihn, der vom Herzog eingereichten Demission nicht Folge zu geben.

Massenbach. . . . Der Herzog wird das allein Richtige thun: Möllendorf nicht.

Bischofswerder. Haben Sie den Auftrag vom Herzog, wegen seines Verbleibens offiziell zu sprechen?

Massenbach. Nein.

Bischofswerder. Was Sie mir über den Krieg und seine nachdrucksvolle Fortsetzung gesagt haben, will ich dem Könige vortragen. Hätte Ihnen der Herzog einen Wink gegeben, nur den Wunsch geäußert . .

Massenbach. Den Wunsch hat er nicht mit Worten geäußert, aber ich gebe meinen Kopf zum Pfande; le Duc ne demande pas mieux.

Bischofswerder. Können Sie mir dafür gut sagen?

Massenbach. Ja, Herr General! Der Herzog bereut es schon, seine Zurückberufung verlangt zu haben. Gesagt hat er das nicht mit Worten, aber seine Physiognomie sagt es.

Bischofswerder. Wären Sie einen Tag früher gekommen. Möllendorf ist ernannt. Doch ich will einen Versuch machen.

So die Unterredung. Der Versuch wurde wirklich gemacht, aber er glückte nicht.

Zweite Unterredung im Februar 1795. Sie betraf denselben Gegenstand: den Herzog. Die Dinge am Rhein waren schlecht gegangen, Holland war verloren. Massenbach war der Ansicht, nur der Herzog könne den Krieg zu einem glücklichen Ende führen. Er trug dies Bischofswerdern vor.

Massenbach. . . Ich sehe wohl die Scheidewand zwischen dem Könige und dem Herzog; aber ist es nicht möglich diese beiden Herren wieder einander näher zu bringen?

Bischofswerder. Nein. Der König hält den Herzog für zu bedenklich, für zu unentschlossen.

Massenbach. Beim Entwurfe der Operationen, ja, da ist der Herzog bedenklich; aber im entscheidenden Moment, im Gefecht, wer hätte da den Herzog je bedenklich und unentschlossen gesehn?

Bischofswerder. Massenbach, sind Sie aufrichtig?

Massenbach. Ich lege die Talente des Herzogs in die eine, die Talente Anderer in die andere Wagschale und die Schale des Herzogs sinkt. Der Herzog besitzt keine absolute Größe, aber in Vergleichung mit vielen seiner Zeitgenossen, ist er doch ein großer Mann. Man geb' ihm Spielraum; Manstein ist entfernt; mit Zastrow wird sich der Herzog verstehen.

Bischofswerder. Glauben Sie? Sie irren sich in Zastrow, wenn Sie glauben: er lasse sich leiten. Er will leiten. Der Herzog wird also auch bei Zastrow auf Schwierigkeiten stoßen, die ihn bald wieder abschrecken werden. Der Herzog, bei all seinem Verstande und bei allen seinen großen Einsichten, ist doch ein schwacher Mann.

Dritte Unterredung um dieselbe Zeit . . . Februar 1795. Sie betraf dieselben Gedanken, die wir schon im Text, S. 273 mitgetheilt haben: Bündniß mit Frankreich. Noch war man im Kriege mit der Republik, stand aber dicht vor dem Friedensschluß (Basler Frieden), was Massenbach nicht wußte. In dem Augenblick, wo letztrer dies durchschimmern sah, gab er seinen Plan: Energische Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, auf, und proponirte, die neue Situation schnell erfassend: Bündniß mit Frankreich. Ein bloßer Friedensschluß war ihm etwas Halbes, entweder zu viel oder zu wenig. Bischofswerder befand sich diesem rapiden Andringen gegenüber, das von zwei verschiedenen Seiten her ihn faßte, in einer üblen Lage. Er zog sich diplomatisch-taktvoll und doch ohne alle Ausflüchte und Geheimnißkrämerei aus der Situation heraus.

Massenbach. Das einzige Mittel, einen dauerhaften und ruhmvollen Frieden zu erlangen, besteht darin: den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen und Holland wieder zu erobern.

Bischofswerder. Wir haben keine Mittel den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen; der böse Wille der Oestreicher ist offenbar; wir müssen Frieden machen.

Massenbach. Ein partieller Friede mit Frankreich setzt uns großer Gefahr aus. Wir werden uns mit Rußland entzweien.

Bischofswerder. Rußland ist obendrein unser Freund nicht. Die polnische Campagne hat es sattsam bewiesen. Sie sollten Suwarows Brief an den König sehn: „Praga raucht, Warschau zittert! Auf den Wällen von Praga. Suwarow." Was denken Sie von dieser Sprache?

Massenbach (nach kurzem Schweigen). Liegen die Dinge so, ist Rußland unser Freund nicht, so mache man mit Frankreich nicht nur Frieden, sondern schließe eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit den Fünf-Männern.

Bischofswerder. Das ist zu früh.

Massenbach. Der Schritt vom Frieden zum Schutz- und Trutzbündniß ist in Wahrheit ein kleiner Schritt. Ich bin nicht für halbe Maßregeln. Entweder die nachdrucksvollste Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, oder Allianz mit dem Direktorium. Der Frieden ist eine halbe Maßregel.

Bischofswerder. Eine Allianz verbietet sich. Jedenfalls ist es zu früh. Man kann nicht wissen, welche Gestalt die Dinge in Frankreich annehmen werden.

So schloß diese Unterhaltung. Am 5. April 1795 erfolgte der Basler Frieden. Aus allen diesen Gesprächen aber, wie man auch politisch zu den in ihnen angeregten Fragen stehen mag, geht wenigstens soviel hervor, daß Bischofswerder nicht der Mann war, der weiter nichts that „als geheimnißvoll schweigen und wenn er ein Gespräch nicht vermeiden konnte, in unartikulirten Tönen zu sprechen."

Ignaz Aurelius Feßler, katholischer Geistlicher, dann Freimaurer, dann protestantischer Consistorialpräsident in Rußland, gründete in den 90er Jahren in Carolath (Schlesien) den Evergeten-Bund. Diese Verbindung erstrebte ursprünglich nur gegenseitige sittliche und wissenschaftliche Ausbildung; später aber, nachdem Feßler bereits ausgetreten war, erhielt der Bund auch einen politischen Charakter, und drei unzufriedene Evergeten griffen den Grafen Hoym, Minister für Schlesien, heftig an. Nun erfolgten Nachforschungen, Verhaftungen, Beschlagnahmen; man fand auch Briefe von Feßler und setzte nunmehr diesen oben an auf die Liste der Conspiratoren. (Der König — wie S. 275 erzählt — strich eigenhändig Feßlers Namen von der Liste.) 1796 lebte F. in Berlin. Er befand sich damals in bedrückter Lage und in dieser Lage nahm ihn Bischofswerder, der ihm wohl wollte, mit nach Marquardt hinaus. Feßler selbst schreibt: „der General that das Mögliche; er nahm mich treuherzig auf, gab mir Gelegenheit, den rechtschaffenen Staatsmann (so weit es unter den verworrensten Umständen möglich war) in ihm zu verehren, den uneigennützigen Vater seiner Unterthanen in ihm zu lieben. Er schien Vertrauen zu mir gefaßt zu haben." Woran die Bemühungen Bischofswerders scheiterten, habe ich im Text S. 281 erzählt. 1798 wurde Feßler Rechtskonsulent in geistlichen und Schul-Angelegenheiten für Neu-Ost- und Südpreußen. Später, von 1803—7, lebte er auf dem Freigut Kleinwall an dem „mäandrischen Flüßchen Lötenitz," dann ein Jahr lang, bis 1808, in Niederschönhausen, dann etwa 1 oder 1½ Jahre in Bukow bei Beeskow, an allen drei Orten litterarisch thätig. — Seine oben citirte Selbstbiographie: „Rückblicke auf meine 70jährige Pilgerschaft" bringt über

seinen Aufenthalt an diesen kleinen märkischen Ortschaften interessante Mittheilungen.

Ueber Bischofswerder und Wöllner schrieb W. Alexis sehr richtig: Die Herrschaft gedankenloser Roués, zu Ende der 80er Jahre, konnte nur dahin führen, den Boden zur Aufnahme einer andren Saat bereit zu machen. Ein Ekel mußte schließlich jede bessere Natur überkommen ... Die Versuche der Wöllner und Bischofswerder, die jenen Verfall sehr wohl erkannten, kamen nur zu früh, zu ungeschickt.

Die Marquise Lucchesini, so schreibt W. Alexis an andrer Stelle, haßte ihre Schwester, die Bischofswerder, auf Tod und Blut. Sie erklärte ihrem Gemahl (damals Gesandter in Paris), wenn sie mit ihr unter dem Himmel einer Stadt leben müßte, verginge sie an Krämpfen.

Geheime Gesellschaften.

Das Geisterbeschwören war, in den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms II., in Berlin an der Tagesordnung. Die Verständigen lachten und deckten mal auf mal den Betrug auf, der oft von der gröbsten Art war; die Dinge hielten sich aber bis zum Thronwechsel. So erschien 1789 der Geisterbeschwörer Mr. St. Philidor, der, am 30. März, eine Gesellschaft von 14 Männern, natürlich gegen Erlegung ebenso vieler Friedrichsd'ore, zu einer „Vorstellung" einlud. Der 13. Band der „Berlinischen Monatsschrift," herausgegeben von F. Gedike und F. C. Biester, bringt darüber folgendes:

„Vor der Thüre mußten die Geladenen Mäntel (namentlich Pelze) und Stöcke ablegen, welch Letztere Entwaffnung in nur allzu begründeter Vorsicht ihren Grund haben mochte. Die Geladenen wurden darauf im zweiten Stockwerk in ein länglich-viereckiges Zimmer mit geweißten Mauern und mit zwei Fenstern und einer Thür, und in demselben auf einen mit Latten abgesonderten engen Platz geführt, auf welchen an beiden Ecken eine metallne Hand hervorstand. Nahe an der Thür stand ein Gehülfe des Geisterbeschwörers. Im Zimmer war sonst nichts als innerhalb einer auf dem Fußboden mit Kreide gezogenen Ellipse, ein zusammengeschlagenes schwarzes Tuch, eine brennende Lampe und ein Rauchfaß befindlich. Der Zauberer hielt überdem im Anfange ein brennendes Wachslicht in der Hand und war ohne irgend eine Auszeichnung schwarz gekleidet. Er fragte seine Gesellschaft im pathetischen Tone: „ob sie fest entschlossen wären, Geister zu sehen" was allerseits bejaht wurde. Er erinnerte sie nunmehr, daß er nicht

wie Schröpfer eine 14tägige Vorbereitung in der Diät zur Einweihung in diese Mysterien erfordert habe; daß er auch des sonst gewöhnlichen Hülfsmittels nicht bedürfe, zufolge dessen man sonst nur zwei oder drei Personen zuzulassen und solche den ganzen Tag über in demselben Zimmer einzusperren pflege. Er seinerseits verlange nur, daß Niemand sich von der Stelle bewege, Niemand etwas angreife, Keiner während der Operation spreche, noch weniger einem Andern seine Gedanken über das Gesehene mittheile. Sobald eines von diesen Gesetzen übertreten werde, stehe er nicht mehr für die überaus große Gefahr, welcher sie sämmtlich dadurch ausgesetzt sein würden.

Er legte nunmehr das schwarze Tuch, als zu der Feierlichkeit wesentlich nöthig, auseinander, und bedeckte damit den Fußboden längs der Zauberwand. Licht und Lampe wurden ausgelöscht und in der völligen Dunkelheit, die jetzt herrschte, benutzte er noch dazu das Rauchfaß auf eine für die Augen seiner Zuschauer sehr empfindliche Art. Mit väterlicher Sorgfalt erinnerte er sie nochmals in jeder Pause an die große Gefahr in welcher sie sich befänden, empfahl ihnen sich die Hände zu geben und denen beiden, welche an den Ecken standen, die metalline Hand anzufassen, welche er in der Dunkelheit für eine abgestorbene Hand (main morte) ausgab. Die hierbei von einem der Zuschauer mit Nachdruck gegebene Versicherung „daß der Zauberer, durch etwaige Anwendung eines zu empfindlichen elektrischen Schlages, sich einer unangenehmen Erwiderung aussetzen würde," verstimmte zuerst den feierlichen mysteriösen Ernst, bei welchem allein eine Täuschung gedeihen kann.

Die Beschwörung nahm nun mit gebieterischer aber dumpfer und unverständlicher Stimme, nach einem Hin- und Herschreiten im Kreise, mit dem Zauberstabe den Anfang. Es waren fast dieselben heiligen Worte („Helion, Melion, Tetragrammaton") denen Cagliostro übernatürliche Kräfte beimißte, mit „Jehovah" und einigen französischen Formeln: „Parois, esprit terrible! Esprit terrible epargne moi" vermischt. Ueber dem Zimmer ertönte ein Donner und das Lämpchen warf einige Funken von sich. Nach einigem Hin- und Herbewegen des Rauchfasses, und nach einigen in Extase auf die Zuschauer geworfenen Blicken, erschien auf ein lautes: Esprit, parois! an der von den Zuschauern etwa 18 Fuß entfernten weißen Wand der Geist Voltaires, in weißem, langem Gewande, mit rundem Haar, fast in natürlicher Größe. Der Zauberer fragte, seines Verbots vom Stillschweigen selbst uneingedenk, die Gesellschaft: „ob sie den Geist erkennten" und als man ihm antwortete, daß man die fast unkenntbaren Gesichtszüge deutlicher zu sehen wünschte, entschuldigte er sich damit: daß er sich nicht anheischig gemacht habe Körper zu zeigen. Das Phantom

schien sich im Profil etwas rechts zu bewegen, und würde ohne den dicken Rauch, wie ein Schattenspiel ohne Farben, oder wie eine vergrößerte, jedoch weiße ombre chinoise geschienen haben. Es verschwand, nachdem, der mitleidige Zauberer durch klägliche Beschwörungen und fast epileptische Verdrehungen, die Bestrafung der ungläubigen Zuschauer glücklich abgewandt hatte.

Der Geisterbeschwörer brachte hierauf Friedrich den Großen in Vorschlag, der auch sofort genehmigt wurde. Er erschien denn auch alsbald in Uniform, mit einem Federhut und völlig en face.

Nach kurzem Verweilen hieß es wie im Hamlet: „Exit ghost" und Herr Philidor zeigte sich nunmehr bereit, den schon am Abend vorher verabredeten Geist des Vaters eines in der Gesellschaft befindlichen Engländers erscheinen zu lassen. Der Geist erschien auch wirklich, in englischer Offiziers-Uniform, etwas unter Lebensgröße und mit sehr irdischen Fehlern im Bau und in der Proportion des Körpers ausgestattet. Da der Magier die Person des Verstorbenen nie gesehen, auch sein Bildniß weder vor den Oeuvres de Voltaire noch vor den Oeuvres posthumes de Frederic II. gefunden hatte, so waren, wie sich denken läßt, die Gesichtszüge völlig unkenntbar. Auch verrieth es wenig Feinheit, daß er nicht einmal den Vornamen des Verstorbenen vorher erforscht hatte, so daß man sich nicht hätte verwundern dürfen, wenn beim Aufrufen des Familien-Namens, das ganze Geschlecht mit allen Vettern und Namensverwandten erschienen wäre.

Das Augenscheinliche der Täuschung und die unangenehme Wirkung des immer dicker werdenden Rauches auf die Nerven, hatten der Gesellschaft die Lust benommen länger auszuhalten; einige forderten noch den Teufel zu sehn, worauf Herr Philidor jedoch aufs bestimmteste erklärte, daß seine Macht sich blos auf gute Geister beschränke.

Es war ein totales Fiasco. Wahrscheinlich hatte er die Bilder aus der Laterna Magica auf die Wand fallen lassen, welche wohl aus Pergament oder aus einem in Oel getränkten starken Papier bestand. Man fand nachher große Schnitzel von schwarzgefärbtem Papiere, woraus vermuthlich die Hauptfiguren geschnitten waren. Das schwarze Tuch hatte zu besserer Zurückwerfung der Lichtstrahlen gedient; und zur Anbringung des optischen Werkzeuges war eine Thüre ausgehoben, welche in eine an das Zimmer stoßende Kammer führte, wo ein Licht war. Bei einem bequemeren Lokal, bei genauerer Beobachtung des Rituals und bei Hinwegräumung alles dessen, was Verdacht erwecken mußte, würde die Täuschung erträglicher gewesen sein."

Einen sehr ähnlichen Bericht über die „Vorstellung" faßte Freiherr v. d. Reck, Kammerherr und damals Generaldirector der K. Schauspiele ab.

Parey.

Benutzt: Adami Königin Luise. Eylert Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Lehnerdt, Pastor zu Falkenrehde, „Erinnerungen." Fritz Schultz Parey, eine historische Skizze. Schadow Kunstwerke und Kunst-Ansichten. Mündliche und briefliche Mittheilungen des Hofgärtners Willen.

Das Belvedère.

Eine Viertelmeile von Parey entfernt befindet sich das „Belvedère," das, als Aussichtspunkt, schon 1803 angelegt wurde. Es ist ein als gothische Ruine gedachter viereckiger Thurm, der zunächst aus einem Erdgeschoß und darüber aus einem großen gewölbten Zimmer mit vier Spitzbogen-Fenstern besteht. Das Zimmer selbst einfach gereiht. Es gewährt einen freien Blick über die übrigens ziemlich monotone Landschaft. Inmitten des Zimmers steht ein großer runder Kaffeetisch; um diesen herum 12 Stühle. Friedrich Wilhelm III. liebte es, bei gutem Wetter, hier die Kaffee- oder Theestunde zu verplaudern.

Die einzige Sehenswürdigkeit dieses Orts, richtiger ein Curiosum, bilden 30 größere und kleinere Theater- und Circus-Zettel aus allen Ländern Europas, die, bis zu erheblicher Höhe, die Wände bedecken. Die größere Hälfte davon hatte der König von seinen gelegentlichen Reisen mit heimgebracht; sie wirken deshalb wie Tagebuchblätter aus einem Reise-Journal.

Die französischen Theaterzettel sind aus den Jahren 15, 17 und 25. Ein Zettel aus dem Jahre 15 lautet:

Odeon, Theatre Royal. Les Comediens français du Roi donneront, aujourd'hui lundi 2. Octobre 1815, la première representation de: „Passons les Ponts ou le Voyage au Faubourg St. Germain; A-propos en un acte en vers et en prose; precédé „d'un Trait de Frédéric le Grand, ou la Journée des Dupes" comedie en cinq actes et en vers de Mr. Armand Charlemagne.

Daran reihen sich Zettel aus dem Theatre du Vaudeville, de la Gaité, des Varietés, de la Porte St. Martin, Royal Italien, Cirque Olympique und andre mehr.

Unter den englischen Theater- und Concert-Zetteln ist der folgende der interessanteste. „Argyll-Rooms. Mademoiselle Sontag respectfully announces that in consequence of letters she has had the honor to receive from many distinguished Personages in Prussia, in conformity with their suggestions, she is induced to give a Morning Concert on Monday, 13th July 1829, at the above Rooms for the benefit of the numerous sufferers from the recent destructive Inundations in

Silesia. Mademoiselle Sontag most respectfully solicits the aid of the British Public on this charitable Occasion. (Folgen die Prinzessinnen der Patronage, dann die „Vocal performers", dann die Principal instrumental performers: Messrs. Moscheles and Felix Mendelssohn. — Tickets, half a guinea each, can be had of Mademoiselle Sontag, 30, Margret Street.

Die Berliner Theaterzettel, aus einer Epoche die nun 35 bis 40 Jahre zurückliegt, werden, um vieler Namen willen, die damals einen guten Klang hatten, einzelne unsrer Leser interessiren:

1. Dramatische Abendunterhaltung im Königlichen Schlosse zu Charlottenburg, 2. Juni 1807, „Ich bleibe ledig". Mitspielende: die Herren Weiß, Stawinsky, Crüsemann, Grua, Rüthling, Wiehl; ferner Demoiselle Clara Stich.

2. Dramatische Abend-Unterhaltung im Palais der Königl. Prinzessinnen, 5. April 1838. „Der Gemahl an der Wand" (Crüsemann, Rüthling, Gern; Bertha und Clara Stich). „La femme raisonnable" (Mr. Francisque, Dlle. Lancestre, Dlle. Clozel). Dann Tanz: Sicilienne und Pas de Diane Chasseresse.

3. Königliche Schauspiele, 24. April 1838. „Vor hundert Jahren" (Stawinsky, Bauer, Gern, Schneider, Wiehl; Fräulein Clara Stich). Darauf: „Der Polterabend, Ballet." Nachrichten: Fräulein Charlotte v. Hagn ist unpäßlich. Nächsten Donnerstag: Herr Seydelmann Karl XII. als viertes Debüt.

4. Königstädtisches Theater, 8. Juni 1839. „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten" (Herr Beckmann als Liborius, Herr Block als Brennicke, Mad. Urbaneck — Kommerzienräthin Baldini). Zum Schluß Vorstellung der Bajaderen aus Indien.

Ehin.

Benutzt: Das Tagebuch des Feldpredigers J. F. Seegebart, herausgegeben von Dr. A. R. Fickert. Briefliche Mittheilungen des älteren Pastor Duchstein in Ehin.

Tagebuch des Pastor Seegebart,

Predigers beim Erbprinz-Cürassierischen Regiment, vom 14—28. Februar 1741.

Dorf Werder bei Rüdersdorff. Den 14. Februar marschirte das Regiment vor 9 Uhr aus Berlin auf Landsberg; allwo ich dito um 1 Uhr ankam, ging und mein Quartier bekam bey einem Schuster Namens Steinhorst. Auf dem Wege war ein kranker Bursch von des Obristlieutenant v. Schulenburg Compagnie Namens Thoren gestorben, der daselbst auf dem Kirchofe begraben wurde. Unterwegs traf ich ein Commando Bürger an, die 3(6) weniger 1 Recruten nach Berlin gebracht

hatten von kaiserlichen Deserteurs, wie mir denn auch kurz nachher noch ein dergleichen Commando begegnete, das 25 Mann dergleichen Recruten dorthin begleitete.

Ich sprach zu Alten Landsberg den Oberprediger Herrn Martini, und fand den Diaconum Herrn Kampen bey ihm, der erste schien ein conduisirter seiner Mann zu seyn.

Aus Berlin fuhr ich mit einem in Gottes Willen gelaßenem Gemüthe. Der Herr gebe mir eine gläubige in ihm getroste und freudige Seele!

Den 15. um 7 Uhr marschirte das Regiment aus Landsberg, das zu den Zeiten, da es noch den Herrn von Schwerin zugehört, ein Sitz der Socinianer gewesen, und wurde in 5 Dörffern unterm Amte Rüdersdorf einquartiert. Ich bekam mit den Obrist Wachtmeistern von Götz und Osten mein Quartier im Dorfe Werder, vor dem Ende bey einem Manne namens Fleischhauer, so ein klein Freiguth besaß, wo man mir alle Willfährigkeit erwieß. Der Prediger dieses Orts von Einem, ein Edelmann der Geburth nach, stund bei den Leuten in geringem Credit, weil er Narrentheidinge auf der Cantzel und andere Possen auf der Cantzel vorbringe, darüber nicht nur Zuhörer, sondern auch er selbst lachen müße. Des Abends ging ich zu ihm, und blieb bey ihm zum essen, wozu er mich auch den folgenden Tag bitten ließ. Er ist ein freier Mann, der doch vieles vom Glauben und Buße saget. Weil er ein hannöverisch-Göttingischer patricius, so nennet er die Bauer, denen er durchaus gram ist, nur den Pöbel und die Canaille. Mein hospes mag wol ein privat-Haß wider ihn haben, weil er seine Frau, die von einem Grenadier geschwächt 10 Wochen nach ihrer Hochzeit entbunden worden, zwar als Jungfer aufgeboten, aber es auch hernach öffentlich gerüget hat.

Herr Jesu sey Du meine Weisheit auch in der Führung meines Amts!

Den 16. ward vom Major v. d. Osten zum essen gebeten, weil es aber schon dem Prediger zugesaget, so refusirte es bey diesem, und zu jenem nahm Mr Warnicke mit. Nachmittags ritte auf eine Viertheil-Meile von meinem Quartier nach Zinndorff zum Prediger Hrn. Scheibler, einem Sohn des ehemaligen Inspectoris zu Lindo bey Ruppin. Die Frau ist ein kluges conduisirtes Weib, Er selbst nicht ohne wahre Gottesfurcht und gründliche Erkenntniß vieler Wahrheiten. Sein antecessor Kohlhart ist vor 14 Jahren ausgetreten mit etlichen 100 Thlrn. Kirchen-Geldern, weil er sammt seinem Vater mit seiner gehabten Magd in Unreinigkeit gelebt, und auch sonst nicht nur unanständige Handthierung getrieben, sondern auf alle mögliche Weise ein höchst ärgerliches Leben geführt. Der Hr Scheibler hat vielen Verdruß ausstehen müssen, weil er die Unordnung abgestellt wissen und unter das unbändig rohe Volk Erkenntniß des Heils bringen wollen.

NB. Hier habe 3 rationes bekommen, da mir in dem ersten Nacht-Quartier nur 2 gereichet worden.

Fürstenwalde 17. Februar. Morgens um 7 Uhr reisete von Werder ab und kam um 11 Uhr in Fürstenwalde an, allwo ich mein Quartier bey einer Kunst-Pfeiffer-Wittwe, die Hörnichin genannt, bekam. Sie hat 2 mannbare Töchter, die bey ihrer großen vorgeblichen und scheinbaren Dürftigkeit der Galanterie ergeben zu sein mir vorkamen. Der Herr gebe, daß ich mich irre. Auf dem Marsch stießen mir manche kleine widrige Zufälle auf, welche mir Gelegenheit gaben, die Nothwendigkeit der Wachsamkeit auch dabey zu erkennen.

Nachmittags machte Visite beym Archidiacono Herrn Baumann. Herr Baumann hat eine Lieberkühnia aus Berlin. Es gefiel mir nicht übel im Hause bey ihnen, wie sie denn auch nebst einem vorgesetzten Caffee auch das Abendessen mich bey ihnen einnehmen ließen.

Der Mann scheint ein gutes Gemüth zu haben. Sie ist ziemlich cholerisch. Er hat zuerst unter dem (ni fallor) Dewitzischen Regiment cavallerie in Preußen gestanden, nachdem er 2 Jahr zuvor beym vorigen Feld-Probst Gädicken im Hause gewesen. Hernach ist er Prediger zu Bernäuchen unter der Bernauischen Inspection geworden. Darauf zu Charlottenburg bey Berlin; von wo er auf Vorschlag des Feld-Probsts Carstedt nach Fürstenwalde gekommen. Multum in discordiis versatus est et apud Carolinaburgenses et ita esse dicitur apud Fürstenwaldenses.

Frankfurt. Am 18. ging ich nach Frankfurt, wo ich abends gegen 8 Uhr arrivirte. Ich fand daselbst beym Pastore der Unterkirche Herrn Hitzwedel den Herrn Feldprobst nebst einem Fähnrich Glasenapischen Regiments von Hart, welcher bekehret seyn soll. Man empfing mich mit complaisance. Ich nahm mein quartier samt dem Feld-Probst bey einem Kamm-Macher Herrn Wiesiger einem guten Freunde des Hrn. Hitzwedels.

d. 19. Weil es ein Sonntag war, so hörte 3 Predigten: Vormittags in der Oberkirche einen alten Candidaten nahmens Hortleder, so zur Probe prediate zur Pfarre in Kunersdorff, einem Dorfe so dem Magistrate in Frankfurt zugehörig. Eine so schlechte und magere Predigt habe lange nicht gehöret. Denn es war der Vortrag so indisceret, daß er nur lauter bekehrten Christen, deren er wol wenige vor sich haben mogte, prediate.

Die ganze Prediat war ein ausgedörrtes Scelcton, dessen Theile kaum aneinanderhingen. Er wollte das ganze Evangelium erklären, vergaß aber die Hauptsache und blieb bei den magern Umständen des Orts, der Zeit ꝛc. ohne es durch porismata zu appliciren; bejeng auch das falsum, daß Christus nachher niemals mehr vom Teufel versucht worden, da gleichwol einer der Evangelisten ausdrücklich meldet, daß der Teufel nur NB. eine Zeitlang von ihm abgelassen. Um die Mit-

tagszeit hörte in der Unter-Kirche den Hrn. Ellinger, Archidiaconum daselbst. Der Mann mag nicht ohne Gnade seyn, steht aber in einer gar zu heftigen Gemüthsfassung. Theilet aber sonst das Wort recht. Die Bitterkeit, so er gegen das auditorium zu haben scheint, mag vielen Segen hindern. Nachmittags hörete in der Oberkirchen (bey jetziger vacantz des diaconats, wozu Herr Hitzwedel gelangen wird) diesen Hrn. Hitzwedel. Er predigt noch so wie sonst zu Berlin i. e. biblisch, aber ohne specielle application an die herkömmlichen Bräuche, die Zuhörer zum Herrn Jesu zu ziehen. Der Herr lehre und bessere uns und gebe mir Gnade, die an euch bemerkten Fehler zu meiner Besserung anzuwenden.

In Frankfurt giebt es viel schöne Leute.

Die Universität war sehr schwach, so daß nach der Aussage Mr. Colbergs stud. theol. Luther. die Anzahl der Studenten nicht über 120 belaufen mögte.

In der Oberkirche war eine schöne Musique, weil ein Dankfest, daß Gott vor etwa 200 Jahren (anno 1565) die contagion und Wassers-Noth abgewandt, gefeiert wurde. 2 Paar Pauken, die Trompeten und schöne Orgel machten ein gewaltiges Gethöne. Die Leute haben unter der Musie die Gewohnheit, daß sie ins gesammt ein Gebet oder sonst etwas lesen, weil, wie einer sagte, sie doch vom Text der musie nichts verständen. Die Schule soll unter dem Rectorat des Hrn. Christgau mehr ab- als zunehmen. In prima classe sollen etwan 20 sein. Daß seine Frau sich in Schulsachen mischt, soll Schuld daran seyn.

Vormittags besuchte Hrn. Hitzwedel und Ellinger, der mir manches von dem irregulären Verhalten des Predigers Colberg's erzählte, item von seines Collegen Frauen, die auf einer Hochzeit in Mariti Gegenwart brav mitgetanzet, zuletzt auch mit den gemeinsten Bürgern; item ein andermal nicht nur dieses, sondern sich auch von mehrern Anwesenden, auch Studenten öffentlich küssen lassen. Er referirte mir auch manchen falschen Streich, den er ihm gespielt, item von so vielen Leiden, die er ausgestanden um des angelegten Waisenhauses willen, da er auch von den hospitaliten einmal sey gepriigelt worden.

Reppen. Den 21. ging der Marsch auf Reppen. Ich fuhr aus morgens um 9 Uhr und langte mit dem Regiment um 1 Uhr daselbst an. Das quartier bekam beym Ober-Pfarrer Herr Klewer obgleich das billet auf den Diaconum gerichtet war. Denn aus Irrthum und vielleicht besonderer göttlicher direction wieß man uns dorthin. Reppen ist ein ebener Flecken, oder, weil es drei Bürgermeister hat, eine mäßige, aber pauvre Stadt. Herr pastor primarius Klewer ist 14 Tage lang unter dem jetzigen Glasenapschen, ehemals Wartenslebenschen Regiment musquetier gewesen. Auf Vorstellung der jetzt ver-

wittweten Königlichen Frau Mutter aber wieder losgegeben worden; hernach auf recommendation höchst derselben in seinen jetzigen posten gekommen, der immer jährlich bis 600 Thlr. und darüber einträgt, aber auch mit vieler Arbeit verknüpft ist. Er ist ein ansehnlicher Mann. Schade daß er nicht fromm ist. Wenn sein natürliches Ehrgefühl und hospitalitas geheiliget wäre, würde er nutzbar und angenehm seyn. Er dünkt sich ein starker Wolffianer zu seyn. Da ihm aber auf die Zähne fühlte mit einem Paar dubiis, so sahe wohl, daß er etwas, aber nicht viel von der Philosophie wußte.

Hätte sein Weib Anleitung zur Gottseligkeit, sie würde Gott sehr treu seyn, da sie bey einem natürlichen Wesen so sehr viel artiges und gutes an sich finden lässet. Der Herr helfe ihr, und sey gelobt, daß er meine Seele nicht ohne Gnade in dieser Wüste gelassen.

Den 22. Febr. war Ruhetag, doch nicht für mich; denn ich reisete mit m[illegible]em Hrn. hospite und hospita, ich zu Pferde und sie im Wagen, nach Drentzig zum Hrn. Büttner Past. I., weil er uns invitirte. Dieses Dorf liegt nach Frankfurt zu $^1/_2$ Meile von Reppen. Wir trafen daselbst den Amtmann von Neuendorf Hrn. Baier, der Hrn. Büttner die Kirchen-Rechnung abnahm. Meine Seele fand daselbst keine Ruhe und gefiel mir nichts, als daß Herr Büttner zu einem weggehenden Kirchen-Vater sagte: fürchtet Gott und betet fleißig. Gott lehre es euch recht!

Sternberg. Den 23. ging der Marsch nach Sternberg, einem etwas kleinern und geringern Ort als Reppen, und umliegende Dörfer. Ich sprach unterwegs zu Botscho beym Prediger Hrn. Pirscher ein, weil ich einen Brief von Hrn. Klewer an ihn zu bestellen bekommen. Dieser, ein ehrlicher, und wo nicht wahrhaft frommer, doch vom Reich Gottes nicht weit entfernter Mann, gab mir, meinen Leuten und Pferden zu essen und Futter und bewieß sich sonst in allen Stücken cordat. Er dimittirte mich mit vieler tendresse und Freundschaftsbezeugung, und ich kam in Sternberg um 4 Uhr an, da ich des Morgens $^3/_4$ auf 10 Uhr aus Reppen gereiset. Mein Quartier daselbst ward mir angewiesen bey dem Prediger Herrn Landvoigt, einem Manne der den Schein eines gottseligen Wesens, oder wenn dieses nicht, doch den Namen davon haben wollte: aber nichts von der Kraft der Gottseligkeit an sich hatte. Indes that er mir und den meinigen Gutes.

Das Land Sternberg heißt das Knödel-Land, weil viel Knödel-Bäume*) auf dem Felde sowie bey mir die Eichbäume stehen. Und ist der Adel darin gleichsam gesäet. Allein in dem kleinen Flecken sollen nach Aussage des Herrn Landvoigts an die 60 adeliche Personen seyn. Zum Spaß, sagte mir Hr. Klewer zu Reppen nach seinem aufgeweckten Naturell, hat man daselbst das Sprüchwort: „die Adelichen wären

*) wilde Obstbäume.

vom Teufel gesäet und als er über Sternberg gekommen, sey ihm der Sack aufgegangen."

Züllichau. Den 24. Februar marschirten wir in die Herrschaft des Grafen von Rottenburg. Ich wurde zur Compagnie des Major v. Rintorf und des Capitain v. Nekern gesellt und bekam auch Quartier in Dr[illegible]h, einem kleinen Dorfe. Ich bey dem Dorf-Schulmeister nahmens Elias Brose. Der Prediger dieses Orts wohnt zu Beutnitz, einem kleinen Städtchen: er heißet Schultze. Er hat 6 Dörffer, die zu ihm in die Kirche kommen müssen. In der Neumark haben die Prediger zum Theil schon viel Dörffer und müssen mehrere 3 mal, der Sternbergische 4 mal an einem Sonntage predigen. Die Leute reden hier schon sehr unverständlich, ob es gleich noch 4 Meilen diesseit Züllichau lieget.

NB. Gedachter Herr Graf ist ein Bruder des in französischen Diensten bisher gestandenen von unserm König zurückberufenen und zum Obristen über ein Regiment Cavallerie ernannten Grafen von Rottenburg.*)

Den 25. Febr. war Ruhe-Tag zu Driebitz. Ich ließ mein Zelt aufschlagen und speisete des Mittags mit den Lieutenants von Heine und Katte beym Capitain von Nekern.

Den 26. Februar marchirten um 7 Uhr die 2 vorher in Driebitz gestandenen Compagnieen nach Blumberg, wo auch die vom Capitaine von Bandemer zu uns stieß. Dieses Dorff gehört der verwittweten Baronesse (oder vielmehr ihren noch unmündigen Kindern v. Schmettau. Es ist außer 4 Häusern vor beynah 4 Jahren ganz abgebrannt und nun neu mit regulairen Straßen auf einem andern Orte aufgebauet. Es war beschlossen, daß ich sammt den Officiers auf dem Schlosse speisen sollte. Weil man aber aus vorgegebener Unwissenheit meines quartiers, mich nicht formellement invitirte, so blieb zurück und aß schon bey meinem Wirthe, als mir mein Knecht die von dem Amts-Schreiber committirte invitation brachte. Mein hospes war ein Schneider wie der zu Driebitz Nahmens Wotschekli; die Einwohner dieses Orts müssen nach Pommerzig, $^1/_4$ Meile davon nach Züllichau zu, in die Kirche gehen. Woselbst der Prediger Hr. Samuel Borchart etwa auf die 8 Jahr gestanden.

Eine starke Meile hinter Blumberg kam der Major von Goetz uns entgegen aus der blocquade von Glogau, der daselbst hart krank gelegen, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, der sich noch gestern bey seiner Abreise dort befunden. Glogau ist noch nicht an die unsrigen übergegangen gewesen. Auch sind damals eben noch nicht Anstalten gemacht worden, die Festung mit Gewalt anzugreiffen.

*) Rothenburg. F.

Den 27. ging das ganze Regiment nach Züllichau, wo wir um 11 Uhr anlangten. Mir wurde Quartier gegeben beym Bürgermeister Segenitz, deſſen Ehefrau eine Schweſter von dem unglücklichen zu Berlin ausgeſtäupten Geheimen Rath Wilken war.

NB. Zu Blumberg vernahm auch, daß der Prediger in Pommerzig Hr. Samuel Borchart ein redlicher Mann wär. Die Leute, bey denen mein Quartier bekam waren ungemein redlich, dienſtfertig und gottesfürchtig.

In Züllichau verhielt ſich der Lieutenant von Klöden und der Hr. Capitain ſehr grob gegen mich und ließ mir ſagen künftig noch gröber zu ſeyn, doch dieſes mir nicht unmittelbar, ſondern durch andere. Er praetendirte mein quartier, das mir durch ein billet, da ich noch eine Stunde eher ankam als er, war zugetheilet worden. Ich ſprach des Abends Hrn. Cantor Kannengießer daſelbſt, der mich des Abends mit ſich zum eſſen nahm wo ich Hrn. Diaconum Kampe nebſt ſeiner Frau antraff. Ich wurde nicht wenig erquicket.

Den 28. war Ruhetag. Ich beſuchte das Waiſenhaus und deſſen Buchladen. Hr. paſtor Steinbart an denſelben bewieß mir viel Liebe. Gott hat ihn reichlich begnadigt.

Am 1. März marſchirte das Prinz Leopoldſche Regiment, ſammt ſeinem Prediger Seegebart, in Schleſien hinein. Seegebart ſetzte das Tagebuch bis zum Beginn der Winterquartiere (18. November 1741) fort. Dann giebt er uns noch — in einem Briefe an den Profeſſor Michaelis in Halle — eine Beſchreibung ſeiner Betheiligung an der Bataille von Chotuſitz, aus der wir im Text die Hauptſtelle bereits citirt haben.

* * *

Das Tagebuch macht in dem Ernſt und der Milde ſeiner chriſtlichen Geſinnung einen außerordentlich günſtigen Eindruck. Muth und Frömmigkeit, Selbſtbeherrſchung und vornehmes Empfinden, vor allem Demuth, Wachſamkeit und Strenge gegen ſich ſelbſt, treten einem faſt auf jeder Seite entgegen. Zugleich iſt es ein vorzügliches Zeit- und Sittenbild, wie wir deren — in Bezug auf dieſe Schicht der Geſellſchaft — nicht allzu viele haben.

Dorf Etzin ſelbſt, was noch hinzuzufügen bleibt, iſt inzwiſchen zu großem Theile niedergebrannt. Ich ſchrieb den Aufſatz 1862; wenige Jahre ſpäter zerſtörte ein großes Feuer die nördliche Hälfte des Dorfs, darunter einige der am maleriſchſten gelegenen Häuſer. Die hochgelegene Kirche und das alte Pfarrhaus (ſo ich recht berichtet bin) blieben verſchont.

Gütergotz.

Benutzt: Hans Kohlhase, Aufsatz von Baron v. Ahlefeldt. Das Plateau von Kohlhasenbrück, Aufsatz vom Garnisonschullehrer Wagener. Die Alterthumskunde bei Kohlhasenbrück, Aufsatz von Freiherr v. Ledebuer. Die Geschichte von Gütergotz, Aufsatz (Mspt.) von Pastor Brodersen. Briefliche Mittheilungen von Landrath v. Albrecht.

Saarmund und die Rutheburgen.

Benutzt: Berghaus Mark Brandenburg. Fidicin die Zauche v. Reinhardt Sagen aus der Umgegend von Potsdam.

Die Rutheburgen.

Es gab ihrer vier, wie schon im Text hervorgehoben. Diese vier waren, von der Mündung der Ruthe, am Flußufer aufwärts gerechnet: Potsdam, Saarmund, Beuthen, Trebbin. Alle vier sind verschwunden, denn was von Burg Beuthen noch steht, gehört einer viel spätern Epoche an.

Burg Potsdam stand auf einem Inselvorsprung, der der Einmündung der Ruthe in die Havel gerade gegenüberliegt. Nach allgemeiner freilich sagenhafter Annahme ist die jetzige Heilige Geistkirche auf eben dieser Stelle errichtet worden. Das Bestehen der alten Burg scheint von kürzester Dauer gewesen zu sein. Schon 1228 trat die sogenannte Neue-Burg (Novum Castrum oder „de Nüve Huus") zwischen Potsdam und Saarmund an ihre Stelle, bis auch diese Neue-Burg verschwand. Schon mit Beginn des 14. Jahrhunderts, wo muthmaßlich das „Nüve Huus" wie das alte hinüber und Schloß Potsdam, das, als gothisch mittelalterlicher Bau, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an die Stelle trat, hatte bereits jede Verwandtschaft, in Zweck wie Erscheinung, mit der Rutheburg gleiches Namens abgestreift; — es stand nicht mehr, als Wächter gegen die Wenden-Landschaft, der Ruthemündung gegenüber, sondern bereits an selber Stelle, wo das gegenwärtige Schloß Potsdam sich erhebt.

Saarmund und Trebbin traten gleichzeitig ab vom Schauplatz Ohne Sang und Klang, ja ohne daß auch nur die Stelle mit Bestimmtheit anzugeben wäre, wo sie gestanden. Burg Saarmund erhob sich vielleicht da, wo viel viel später das Amtsgebäude errichtet wurde; über Burg Trebbin gingen mir folgende Angaben zu: „Nach Meinung des Oberamtmanns Reyne, der, während der Kriegsjahre und später, die Domaine Trebbin in Pacht hatte, stand die alte Burg auf dem sogenannten Amtsberge. Man findet dort noch Mauerwerk und

einen Keller unter dem Berg, die auf ein altes Gebäude von größerm Umfang hindeuten. Der Sage nach, soll von eben diesem Amtsberg ein unterirdischer Gang nach dem etwa 10 Minuten entfernten Burgwall geführt haben, der an der Ruthe liegt und bei hohem Wasser zu einer Insel wird." Dies ist alles, was man an Ort und Stelle von den Burgen Saarmund und Trebbin anzugeben weiß; alles Hypothese.

Die Burg Beuthen ist die einzige, die noch existirt. Ihre Trümmer ragen noch übermannshoch auf und lassen den Grundriß des alten Baues ohne Mühe erkennen. Freilich war dieser alte Bau das **Schloß** Beuthen des 15.*), nicht die **Burg** Beuthen des 12. Jahrhunderts; es ist aber mindestens wahrscheinlich, daß das Schloß der Waldemar- und Quitzow-Zeit an **ebenderselben** Stelle errichtet wurde, an der vorher die Burg gestanden hatte. Die Natur wies hier beiden ein und denselben Platz an. Dieser Platz ist eine kleine Insel in der Ruthe, etwa eine Viertelmeile vom Dorfe Groß-Beuthen entfernt. Der frühere Besitzer des letztgenannten Dorfes, Major von Goertzke, schrieb mir Folgendes über das Schloß:

Ich habe das alte Schloß Beuthen noch als eine stattliche Ruine gekannt. Nicht nur die 5 Fuß dicken, aus Feldstein aufgeführten, etwa 20 Ellen hohen Umfassungsmauern, sondern auch die inneren Wände und der Raum, welchen die Kapelle einnahm, waren noch kenntlich und gut erhalten. Meine Vorfahren und namentlich der Domherr v. Goertzke, welcher 1598 das Schloß von den Minoriten von Götze kaufte, hat noch dort gewohnt, und wahrscheinlich auch noch seine Nachfolger, bis zur Zeit, wo das jetzige Wohnhaus in Groß-Beuthen erbaut worden ist. Es sind wohl hierbei die wirthschaftlichen Interessen maßgebend gewesen. So viel steht fest, daß noch 1687 Schloß Beuthen bewohnt worden ist. In dem mir vorliegenden Erbrecess von Beuthen und den zugehörigen Dörfern, aufgenommen durch den Notar und Bürgermeister in Beelitz, Johannes Lilo, Actum Gr. Beuthen den 30. November 1687, heißt es: „Klein Beuthen; Christoff Görtzke (ein Hauptmann) sitzt auf dem Schlosse; giebt jetzt jährlich — 2 Thlr." Auch fand ich

*) Es war, wie bekannt, eines jener 4 Schlösser: Friesack, Plaue, Golzow, Beuthen, die, den Quitzows angehörig oder mit ihnen verbündet, Widerstand gegen die Hohenzollern versuchten. Sie erlagen binnen Kurzem. Am 6. Februar 1414 begann die Belagerung durch Hans von Torgau. Gewann von Brederlow vertheidigte sie. Als ihm angezeigt wurde, daß Friesack und Plaue gefallen und Johann v. Quitzow gefangen sei, gab er (am 24. Febr.) die Antwort: „daß er sich die Sache noch einige Jahre überlegen wolle."

Am 26. früh erschien, von 36 Pferden durch den tiefen Sand gezogen, die etwas sagenhafte „faule Grete" vor Beuthen und schleuderte eine ihrer ungeheuren Steinkugeln. Die Wirkung war derart, daß von Brederlow keinen zweiten Schuß abwartete, sondern die weiße Fahne aufsteckte.

vor einigen Jahren in einem andern Actenſtücke Notizen über ein altes Fräulein, welches noch in ſpäterer Zeit auf dem Schloſſe Beuthen gewohnt hat. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden Trauungen und Taufen in der Schloßkapelle zu Beuthen vollzogen. Die Gröbenſchen Kirchenbücher werden dies auch nachweiſen.

„Wie bemerkt, war die alte Burg (Schloß) Beuthen bis zum Jahre 1813 noch eine ſtattliche Ruine, wo ich in meiner Jugend unzählige Male geweſen bin, da es von Gr. Beuthen ein hübſcher Spaziergang dahin war. Erſt im Jahre 1813 wurde durch die Truppen des Bülow'ſchen Corps die Ruine demolirt und Trebbiner Arbeiter dazu verwandt, die unſägliche Mühe hatten, da der Kalk feſt wie Stein war. Auf den Trümmern des Schloſſes wurde eine Schanze gebaut, um den Damm, der hier durch das Ruthethal führt, zu beherrſchen. Weitere Schanzen wurden zur Sicherung der Uebergänge über die Ruthe bei Trebbin, Kerzendorf und Wittſtock gebaut. Von den Ruinen des alten Schloſſes iſt jetzt nichts mehr ſichtbar als die Fundamente, welche noch zu Tage treten und den Umfang des Schloſſes zeigen; auch die Wallgräben des Schloſſes ſind noch ſehr kenntlich."

Blankenſee.

Benutzt: Der Volksmund in der Mark Brandenburg; Sagen und Märchen, herausgegeben von A. Engelien u. W. Lahn.

Trebbin.

Benutzt: Die lebenden Bilder bei dem Feſtſpiele **Lalla-Rükh**, nach der Natur gezeichnet von W. Henſel (Berlin 1823 bei L. W. Wittich). Mündliche und briefliche Mittheilungen von Minna Henſel, Sebaſtian Henſel, Maler Löffler.

Die Lalla-Rukh-Aufführung.

I. Der Feſtzug.

Bucharen.	Inder.
Allris, Prinz der Bucharei, Großfürſt Nicolaus (ſpäter Kaiſer v. Rußl.)	**Aurengzeb**, der Großmogul, Prinz Wilhelm, Bruder Sr. Maj.
Drei bucharische Prinzen:	**Lallah Rookh** . . die Großfürſtin (jetzt Prinzeſſin Charlotte von Preußen.)
Morad . . . . . S. K. H. Prinz Karl	
Zingis . . . . . „ „ „ „ Auguſt	

Bucharen.

Walli . . Erbgroßh. v. Mecklenburg
Abdallah, Vater des Aliris,
S. K. H. Herz. v. Cumberland
Die Königin, ſeine Gemahlin.
J. K. H. Pr. Luiſe Radziwill.

Herren in bucharischem Koſtüm.

Fürſt Putbus. Graf Noſtitz.
Graf Hardenberg. Graf Meerfeldt.
v. Adlerberg. v. Poten.
v. Knobloch. v. Stapleton.
v. Knobelsdorff. Graf Pückler.
v. Maſſow. Graf Wartensleben.
v. Bock. Graf Lynar.
v. Geuſau. Graf Blumenthal.

Damen.

Gräfin Schuwaloff. Miß Roſe I.
Frl. v. Jagow. Frl. v. Brockhauſen I.
Gräfin Moltke. Miß Roſe II. Frl.
v. Brockhauſen II. Frl. v. Kamptz.
Fürſtin Lynar. Frau v. Hedemann.
Frau v. Aſſeburg. Fr. v. Bülow.
Fr. v. Witzleben. Gräfin Schlieffen.
Frau v. Clauſewitz. Fr. v. Fouqué.
Frau v. Buddenbrock. Gräf. Haack.
Fräulein v. Maſſow.

Herren aus Kaſchmir.

Graf Brandenburg. v. Germann.
v. Perowsky. v. Prittwitz. v. Bülow.
Graf Gröben. v. Fouqué. v. Buddenbrock. Grf. Gneiſenau. Grf. Poninsky.

Damen aus Kaſchmir.

Frau v. Buch. Frau v. Rochow.
Frau v. Ompteda. Frl. v. Bierеck.
Gräfin Hardenberg. Gräfin Gröben.
Grf. Pappenheim. Fr. v. Tronchin.
Gräfin Reale. Fräul. v. Schuckmann.
Gräfin Haeſeler.

Juden.

Die Schweſtern des Aurungzeb.

Dſchehanara (die Zierde der Welt)
J. K. H. Herz. v. Cumberland
Roſchinara (das Licht des Verſtandes) J. K. H. Prinz Wilhelm
Suria Bann (die Glänzende)
J. K. H. Prinz Alexandrine

Die Kinder des Aurungzeb.

Bahadur Schah S. K. H. d. Kronpr.
Dſchehander Schah S. K. H. Prinz Wilhelm, Sohn Sr. Maj.
Dara . . J. K. H. Prinzeſſin Luiſe.

Herren in indiſchem Koſtüm.

Fürſt Lynar. Grf. Modène. v. Witzleben. v. Röder. v. Tümpling.
v. Tronchin. v. L'Eſtocq. v. Thun.
Grf. Arnim. v. Lucadou. v. Kahlden.
v. Rochow. v. Hopfgarten. v. Thilau.
Grf. Hompeſch. v. Stutnitz. v. Müllendorf. Graf Schlieffen. Graf Moltke.
v. Alvensleben. v. Heiſter. v. Jordan.
v. Kaphengſt. v. Thümen. v. Pourtales. v. Meuron. Prinz v. Anhalſtadt. Prinz Solms. v. Rauchhaupt.
Graf Walderſee. Graf Blücher I.
Graf Blücher II. Graf Bethuſy.
v. Schöler. Grf. Lynar. v. Maſſow.
v. Oſtau. v. Heiſter.

Damen.

Fürſtin Putbus. Fürſtin Partana, Lady Roſe. Fürſtin Carolath. Frau v Senden. Gräfin Brandenburg.
Frl. v. Zemer. Frau v. Tümpling.
Gräfin Voß. Gräfin Schlippenbach.
Frl. v. Arnſtedt I. Frl. v. Bergh.
Fräul. v. Kleiſt. Gräf. Haack. Frl. v. Knobelsdorff. Frl. v. Hünerbein.
Gräf. v. Lottum. Frl. v. Stegemann.
Frl. v. Boguslawsky. Frl. v. Schuck-

Inder.

mann II. Frl. v. Röder. Frl. v. Fouqué. Fräul. v. Arnstedt II. Fräul. v. Heißer I. Gräfin Kalkreuth. Frl. v. Wiedenbruch. Fr. v. Martens. Frl. v. Miaskowska. Gräf. Hardenberg I. Frl. v. Maltzahn I. Gräfin Hardenberg II. Fräulein v. Senden. Frl. v. Maltzahn II. Frl. v. Adelepe.

II. Die lebenden Bilder.

A. Der verschleierte Prophet von Khorasan.

(Romanze.)

1. Bild.	Zelika	Gräfin Haack, geb. Marschall.
	Azim	Prinz Wilhelm Radziwill.
	Der Prophet von Khorasan	Graf Gröben.
2. Bild.	Dieselben; und	
	Der Khalif Mahadi	Prinz von Heſſen.

B. Das Paradies und die Peri.

(Romanze.)

1. Bild.	Die Peri	Prinzeſſin Elise Radziwill.
	Der Engel des Lichts	Gräfin Math. Boß.
2. Bild.	Dieſelben.	
	Mahmud von Ghizni	Herr v. Podewils.
	Der getödtete Krieger	Graf Pückler.
3. Bild.	Dieſelben.	

C. Die Gheber.

(Romanze.)

1. Bild.	Hafed	Herr v. Bojanowski.
	Hinda	Frau Gräfin Brühl.
2. Bild.	Dieſelben.	
3. Bild.	Dieſelben.	
	Der Emir	Fürſt Radziwill.

D. Das Rosenfest in Kaschmir.

(Romanze.)

1. Bild.	Nurmahal	Frau v. Perponcher.
	Dſchehangir	Herzog Carl v. Mecklenburg.
2. Bild.	Namuna	Frau v. Maltzahn.
	Nurmahal	Frau v. Perponcher.
3. Bild.	Nurmahal	Frau v. Perponcher.
	Ein Genius	Prinzeſſin Auguſte Solms.
4. Bild.	Nurmahal	Frau v. Perponcher.
	Dſchehangir	Herzog Carl v. Mecklenburg.

Sie sind entzweit. Namuna setzt ihr den Zauberkranz auf; sie entschläft. Im Traum sagt ihr ein Genius: der Zauber der Harmonie würde ihr den Gatten wieder zuführen. Nurmahal, in der Kleidung einer Araberin, singt ein Lied: Dschehangir entzückt. Sie entpuppt sich. Versöhnung.

(Die Romanzen, nach Th. Moores großem Gedicht, bestanden aus wenigen von Spiker gedichteten, von Spontini komponirten Strophen.)

Die Henselschen Portrait-Mappen.

Die Zahl der Portraits ist über 1000. Wir haben im Text die Mehrzahl der Dichter, Gelehrten, Schriftsteller, die sich in den Mappen vorfinden, namhaft gemacht; wir lassen hier nur noch eine Gruppe folgen: die Künstler, Schauspieler und Sänger. Es sind die folgenden:

Bendemann, de Bieſve, Cornelius, David d'Angers, Genelli, Ingres, Kaulbach, de Keyser, Kiß, Kopisch, F. Mendelssohn-Bartholdy, Fr. Tieck, Horac. Vernet, Beethoven, Professor Bach, Carl Maria v. Weber, Zelter, Franz Liszt, Löwe, Magnus, Moscheles, Paganini, Chr. Rauch, der alte Schadow, Wilhelm Schadow, Schinkel (3 mal), Schnorr, Jul. Schrader, Schwind, Thorwaldsen, Eduard Devrient, Biardot Garcia, Grisi, Lablache, Lind-Goldschmidt, Milder, Clara Novello, Pasta, Rachel, Rebenstein, Pius Alex. Wolff, Schröder-Devrient, Seydelmann, Wilh. u. Aug. Stich (Erelinger.)

Hensels Gedichte,

die er in einem langen Leben hat ausfliegen lassen, sind zahllos. Ihr poetischer Werth ist gering: er war ausschließlich der Mann des gereimten Impromptu; dennoch ist manches nicht übel. Ich gebe zunächst einige Sprüche, die er, bei verschiedenen Gelegenheiten, an Maler Löffler richtete.

1

Keinen Eindruck laß entschwinden,
Fürchtend daß die Zeit entweiche. —
An den flüchtigsten der Striche
Läßt sich die Erinnrung binden.

2.

Sei, wo sich die Menge weist,
Wähle kurz und bilde dreist.

3.

Durch das Volk sollst du dich winden,
Finden hilft dir zum Erfinden.

4.

Vor des Künstlerblickes Tiefe
Bleibt Natur nicht Hieroglyphe;
Und was sein wird und gewesen,
Weiß er aus dem Jetzt zu lesen.

Er liebte es, in Versen zu correspondiren, oder seinen Briefen kleine Strophen beizuschließen. Derart war beispielsweise sein brieflicher Verkehr mit Graf Blankensee und seiner Schwester Minna. Aus Vielem geb ich nur eins, drei Strophen, die er, von Italien aus, mit einem Oelblatt an seine Schwester sandte, als Erwiedrung auf einen Veilchenstrauß.

Für die holde Veilchengabe,
Schwester, nimm dies Friedensgrün
Hoffnungsfarbe die ich habe
Daß auch mir einst Blumen blühn.

Dir schon gab sie frommer Glaube,
Und du spendest mild dein Gut;
Doch bei mir schwebt noch die Taube
Mit dem Zweige ob der Flut.

Du bist friedlich schon gelandet
Wo der Bundesbogen steht.
Daß nicht meine Arche strandet
Schwester! wirke Dein Gebet.

Besonders ansprechend ist das folgende, das sich in seinem Nachlasse vorfand.

Geistige Wacht.

Ich sage die Todtenklage,
Ich sage sie alle Tage,
Ich sage sie jede Nacht
Am Königs-Sarkophage
In geistiger Ritterwacht.

Hab' ja in ernsten Tagen
Die Wehr der Wacht getragen
An meines Königs Thron;
Da hab' ich Recht, zu klagen
In alter Treue Ton.

O, würd' ich nun gerufen
Hinan die Himmelsstufen,
Wo seine Krone flammt,
Daß Gottes Gnaden schufen (schaffen möchten)
Mein höchstes Wächteramt.

Diese „Geistige Wacht" — jedenfalls poetischer als die Wacht am Rhein — ist ganz aus einer bestimmten politischen Situation

heraus gedichtet und deshalb für den Nicht-Eingeweihten beinah unverständlich. Ihre Strophen fallen in die Zeit der sogenannten „neuen Aera," die mit der Regentschaft König Wilhelms begann. Hensel, scharf conservativ und aus politischen wie persönlichen Gründen ganz ein Anhänger Friedrich Wilhelms IV., zähl'te 1860 und 61 zu den Malcontenten, die alles schwarz sahen und die Epoche unvermeidlichen Untergangs nicht mehr zu erleben wünschten. Dieser Stimmung giebt das Gedicht Ausdruck. Er klagt über die Gegenwart; mit Fr. W. IV. ist das alte Preußen begraben; wie er einst (in den Märztagen 48) bei dem geliebten Könige Wacht gehalten, so hält er jetzt im Geiste an seinem Grabe Wacht, und wünscht, daß es ihm vergönnt sein möge, bald wieder dort oben seines Königs Wächter zu sein.

Das Gedicht hat viele Mängel; auch die Stimmung, aus der es erwuchs, wird vielen ein Lächeln abnöthigen; dennoch ist eine gewisse poetische Atmosphäre um dasselbe her, die es anziehend macht, und die durch ein begleitendes mystisches Element nur noch gewinnt.

Friedrichsfelde.

Benutzt: Fidicin Nieder-Barnim. v. Winterfeldt Geschichte des Johanniter-Ordens. Tiedge Dorothea, Herzogin von Kurland. Cruse Kurland unter den Herzögen. Bülau Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Koch Geschichte des Kirchenlieds. Dr. Besser über Woltersdorf. v. Wolzogen „Aus Schinkels Nachlaß." Mündliche und briefliche Mittheilungen, besonders des Herrn v. Treskow, Hofrath Herrlich und Hofrath Hesekiel.

Woltersdorfs geistliche Lieder

erschienen unter folgendem Titel:

Ernst Gottlieb Woltersdorfs sämmtliche Neue Lieder oder Evangelische Psalmen. 3. Auflage. Berlin, im Verlag der Realschul-Buchhandlung. 1777.

Den Liedern vorauf gehen drei Vorreden: 1. Vorrede des Verfassers zur ersten Sammlung, Bunzlau 27. August 1750. 2. Vorrede des Verfassers zur zweiten Sammlung, Bunzlau 18. November 1751. 3. Vorrede des Herausgebers aus dem Jahre 1767.

Alle diese Lieder bilden 26 Abtheilungen; die drei letzten Abtheilungen umfassen Catechismuslieder, Kinderlieder, Hirtenlieder; die Kinderlieder besonders zahlreich.

Die beſten ſeiner Lieder überhaupt ſind die folgenden:

S. 140. **Sünder, freue dich von Herzen**
Ueber deines Jeſu Schmerzen ꝛc.

Vers 2 und 3 lauten:

Ach wie groß iſt dein Verderben!
Ohne Jeſum mußt du ſterben.
Blind und todt ſind deine Kräfte,
Sünde, das iſt dein Geſchäfte.
Dein Verdienſt iſt Zorn und Rache.
Es iſt aus mit deiner Sache,
Ja, im Himmel und auf Erden
Kann dir nicht geholfen werden.

Des erzürnten Richters Rathen
Fragen nur nach Jeſu Wunden:
Den der Dornenkranz gekrönet,
Gott im Fleiſch hat dich verſöhnet:
Seine Thränen, Schweiß und Wunden
Haben Rath für dich gefunden,
Und ihm bleibt allein die Ehre
Daß er deinen Tod zerſtöre.

S. 237. **Komm mein Herz, in Jeſu Leiden**
Deinen Hunger ſatt zu weiden, ꝛc.

S. 334. **V. 1. 4. u. 7.**

Wer iſt der Braut des Lammes gleich?
Wer iſt ſo arm? und wer ſo reich?
Wer iſt ſo häßlich und ſo ſchön?
Wem kanns ſo wohl und übel gehn?
Lamm Gottes, du und deine ſelige Schaar
Sind Menſch' und Engeln wunderbar.

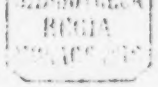
Verfolgt, verlaſſen und verflucht,
Doch von dem Herrn hervorgeſucht;
Ein Narr vor aller Augen Welt
Bei dem die Weisheit Lager hält;
Verdrängt, verjagt, beſiegt und ausgefegt,
Und doch ein Held, der Palmen trägt.

Das iſt der Gottheit Wunderwerk
Und ſeines Herzens Augenmerk:
Ein Meiſterſtück aus nichts gemacht,
So weit hat's Chriſti Blut gebracht;
Hier forſcht und betet an ihr Seraphim,
Bewundert uns und dankt ihm.

Koch ſtellt ihn in den pietiſtiſchen Dichterkreis und zwar in die beſondere Gruppe der Hallenſer.

Sein beſonderes Vorbild war Lehr, Diaconus zu Cöthen.

Halle, Buchdruckerei des Waiſenhauſes.



Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Zweiter Theil.

Das Oderland.

Barnim. Lebus.

Von

Theodor Fontane.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1863.

BIBLIOTECA
CENTRAL

Inhalt.

		Seite
Von Frankfurt bis Schwedt		1
Tamsel (Neumark)		15
Hans Adam von Schöning	18	
Kronprinz Friedrich und Frau v. Wreck	43	
Zorndorf		60
„Der Blumenthal“		69
Predikow		79
Hans Albrecht von Barfus	85	
Schloß Cossenblatt (Beeskow-Storkow)		101
Königs-Wusterhausen (Teltow)		118
Teupitz (Teltow)		131
Mittenwalde (Teltow)		142
Steinhoefel		157
Valentin von Massow	161	
Buckow		174
Der große und kleine Tornow-See		185
Das Oderbruch		190
Wie es in alten Zeiten war	190	
Die Verwallung	197	
Die alten Bewohner	205	
Die Colonisirung und die Colonisten	215	
Moeglin		224
Albrecht Daniel Thaer	226	
Freienwalde		253
Von Falkenberg nach Freienwalde. Die Stadt. Der Ruinenberg. Monte Caprino	253	
Falkenberg	262	
Das Schloß	271	

Seite

Der Gesundbrunnen 281
Der Rosengarten. Der Baasee 290
Hans Sachs von Freienwalde 295

Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens 304

Lichterfelde 325

Am Werbellin 338

Schloß Friedersdorf 347

Friedrich August Ludwig von der Marwitz 360
Alexander von der Marwitz 387

Quilitz oder Neu Hardenberg 415

Quilitz von 1763–1814 416
Neu-Hardenberg seit 1814 425

Friedland 437

Cunersdorff 451

Hans Georg Sigismund v. Lestwitz 452
Frau v. Friedland 456
Graf und Gräfin Itzenplitz 460
Chamisso in Cunersdorf 469

Das Pfulen-Land 479

Schulzendorf 481
Garzin 482
Bukow 483
Wilkendorf 485
Gielsdorf 486
Jahnsfelde 487

Kienbaum 493

Anmerkungen.

Von Frankfurt bis Schwedt.

Eine Correctur 501

Tamsel.

1. Die Besitzverhältnisse Tamsels seit 1510 501
2. Der Tamsler Park 502
3. Die Kirche in Tamsel 506
4. Das Schloß 509
5. Briefe des Kronprinzen Friedrich an Frau v. Wreech. 1731 bis 1732. (Lettres et Vers de certain grand prince.) 512
6. Briefe König Friedrichs an Frau v. Wreech. 1758–61 520

Zorndorf.

Blumenthal.
Wüstgewordene Flecken und Dörfer . . . . . Seite
Predikow. 522
Coffenblatt.
Friedrich Wilhelm I. und die Coffenblatter Prediger 523
Ein großes Gemälde in der Kirche 524
Königs-Wusterhausen.
Teupitz.
Mittenwalde.
Steinhoefel.
Familien-Portraits 525
Buckow.
Ein Erdfall 526
Der große und kleine Tornow-See.
Der Schnitz-Altar in der Podelzoberfer Kirche 526
Das Oderbruch.
Die letzten Wenden-Reste in Sachsen und Preußen 527
„Die Unnecerdichten" eine Sage aus Alt Reetz 530
Moeglin.
Freienwalde.
Ein Hexen-Proceß in Freienwalde. 1721 531
Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens.
Drei Sagen von den Uchtenhagens 537
Lichterfelde.
Die Brüder Christoph und Arendt v. Ziarn 539
Lichterfelde und die Groeben 540
Am Werbellin.
Friedersdorff.
Eberhard v. d. Marwitz 541
Quilitz oder Neu-Hardenberg.
Joachim Bernhard v. Prittwitz und Gaffron 543
Die Frauen und Kinder des Fürsten Hardenberg 545
Friedland.
Cunersdorff.
Johann George v. Lestwitz
Portraits in Schloß Cunersdorff 546
Das Pfuhl-Land. 546
Portraits im Herrenhause zu Zahnsfelde 547
Kienbaum.
Dorf und Kloster Kagel 548

Von Frankfurt bis Schwedt.

Saßen all auf dem Verdeck,
Gloden klangen, alte Zeit,
Und der Himmel wurde blauer
Und die Seele wurde weit.

Zwischen Frankfurt und Stettin ist während der Sommermonate ein ziemlich reger Dampfschiff-Verkehr. Schleppschiffe und Passagierboote gehen auf und ab und die Rauchsäulen der Schlote ziehen ihren Schattenstrich über die Segel der Oderkähne hin, die oft in ganzen Geschwadern diese Fahrt machen.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Schleppdampfer. Handelt es sich darum, eine werthvolle Ladung in kürzester Frist stromauf zu schaffen, so wird ein Schleppschiff als Vorspann genommen und in 24 Stunden ist erreicht, was sonst vielleicht 14 Tage gedauert hätte. Ihre eigentlichen Triumphe aber feiern diese Schleppschiffe, wenn sie, wie von ohngefähr, plötzlich inmitten einer kritisch gewordenen Situation erscheinen und durch ihre bloße Erscheinung die Herzen der ängstigten Schiffer wieder mit Hoffnung erfüllen. Sie sind dann was der Führer für den Verirrten, was der Zuzug für die Geschlagenen ist und beherrschen natürlich die Situation. Diese Situation ist fast immer dieselbe: entweder hat der Rettung erwartende Kahn sich festgefahren und müht umsonst sich ab, wieder flott zu werden, oder aber er ist in ein mit Flößen verfahrenes Defilee gerathen, so daß jeden Augenblick ein Zusammenstoß zu gewärtigen steht. Im ersteren Falle handelt es sich um

Kraft, im anderen Falle um Geſchick und Schnelligkeit, um das Bedenkliche der Lage zu überwinden, und der Schleppdampfer iſt in der glücklichen Verfaſſung, Beides, je nach Bedürfniß, bieten zu können. Aber freilich — gegen Zahlung. Nun beginnen die tragikomiſchſten Unterhaltungen, die man ſich denken kann. Sie werden vom Kajütendach des Oderkahns einerſeits, andererſeits vom Radkaſten des Dampfers aus geführt. Der geängſtigte Schiffer hebt zunächſt einfach ſeine Hand in die Höh', alle fünf Finger deutungsreich ausſpreizend. Der Mann auf dem Radkaſten ſchlägt eine verächtliche Lache auf und donnert ſeinen Befehl zu größerer Eile in den Maſchinenraum hinunter, bis das bittende „Halloh" des Schiffers ihn wieder zu einem „ſtop" beſtimmt. Der Schiffer hebt jetzt ſeine Hand mit den geſpreizten Fingern zweimal in die Luft. Daſſelbe Lachen als Antwort. So geht es weiter, bis der Kahnführer, der namentlich, wenn er zwiſchen Holzflößen ſteckt, ſeinen Ruin vor Augen ſieht, die Summe bewilligt, die der Kapitain des Dampfers zu fordern für gut befindet. Dieſe Forderungen wechſeln, da der letztere, mit ſcharfem Auge, je nach dem Grad der Gefahr, auch die Taxe beſtimmt. Es kommt vor, daß der geängſtigte Schiffer ſeine fünf Finger zehnmal erheben, d. h. alſo ſeine Befreiung aus dem verfahrenen Defilée mit 50 Thalern preußiſch bezahlen muß.

Die Schleppdampfer, wie hieraus genugſam erhellen wird, ſpielen alſo auf der Oderſtrecke, die ſie befahren, die Doppelrolle des Retters und des Tyrannen, und im Einklang mit dieſer Doppelrolle iſt auch die Empfindung, mit der ſie Seitens der Schiffer betrachtet werden. Man liebt ſie oder haßt ſie. Alles, je nachdem die Gefahr im Anzuge oder glücklich überwunden iſt. Die am Horizont heraufdämmernde ſchwarze Dampfſäule wird im einen Fall als Hoffnungsbanner begrüßt, im andern Fall als abziehende Piratenflagge verwünſcht. Dazwiſchen liegt die Rettung. Nichts iſt kurzer als Dank. Die Kapitäne wiſſen das; aber als praktiſche Männer kennen ſie keine Empfindelei und halten ſich ſchadlos beim

nächsten Fall. Sie haben zudem die ruhige Ueberlegenheit der herrschenden Kaste.

Die Schiffer blicken, wie wir gesehen haben, mit getheilter Empfindung auf den Schleppdampfer; — nicht so die Floßführer. Diese geben sich ungeschwächt einer einzigen Empfindung und zwar ihrem polnischen, oder böhmisch-oberschlesischen Hasse hin. Sie können es wagen. Das Floß, das an manchen Stellen die halbe Breite der Oder deckt, kann wohl den Schleppschiffen, aber das Schleppschiff kann nie und nimmer (wenigstens nicht ernstlich) dem Floße gefährlich werden. Es liegt also kein Grund vor, weshalb sie mit ihrer Abneigung hinter dem Berge halten sollten. Zu dieser Abneigung liegen allerdings die triftigsten Gründe vor. Die Schleppdampfer nämlich, da sie, wie eben angedeutet, den Flößen in Wahrheit weder nützen noch schaden können, begnügen sich damit, die reizbare slavische Natur zu nergeln und zu ärgern. Wie Reiter, die lustig durch einen Tümpel jagen, alles, was in der Nähe ist, nach rechts und links hin mit Wasser und Schlamm bespritzen, so jagen hier die Dampfer an dem schwerfällig zur Seite liegenden Floß vorüber und unterhalten sich damit, das Floß unter Wasser zu setzen. Die zur Seite gedrückte Welle eilt, immer höher werdend, auf das Floß zu; jetzt trifft sie den ersten Balken und spritzt hoch auf. Aber nicht genug damit; die Hälfte der Welle setzt sich unter dem Floß hin fort und überall da, wo eine Lücke sich bietet, nach oben tretend, setzt sie, an sechs, acht Stellen zugleich, das Floß unter Wasser. Nun sollte man glauben, die Flößer müßten gleichgültig sein gegen ein solches Fußbad; aber, als wäre es Feuer, sieht man jetzt die Besatzung des Floßes auf den Bäumen und Querbalken hin und her springen, als gält' es vor ihrem bittersten Feinde zu fliehen. Diese Zickzacksprünge nehmen sich wunderlich genug, dabei ebenso komisch wie malerisch aus. Mit vielem Geschick wissen sie immer eine Stelle zu treffen, wo ein Querbalken, ein Holzblock, oder am liebsten einer jener Erd- und Rasenhügel sich vorfindet, deren viele (oft ein Dutzend) sich über das Floß hin ausbreiten und einen wesent-

lichen Theil der häuslichen Einrichtung desſelben bilden. Bei dieſer häuslichen oder wirthſchaftlichen Einrichtung des Floßes hab' ich noch einen Augenblick zu verweilen.

Die Geſammt-Oekonomie eines ſolchen Floßes beſteht aus zwei gleich wichtigen Theilen, aus einem Kochplatz und einem Aufbewahrungsplatz, oder aus Küche und Kammer. Beide ſind von gleich einfacher Conſtruction. Der Kochplatz, der Herd, beſteht aus dem einen oder andern jener eben erwähnten Erdhügel, d. h. aus ein paar Dutzend Raſenſtücken, die Morgens am Ufer friſch abgeſtochen und wie Mauerſteine neben und aufeinander gelegt werden. An jedem Morgen entſteht ein neuer Herd. Den alten Herdſtellen aber gönnt man ihren alten Platz, und benutzt ſie entweder als Inſeln, wenn die Wellen kommen, oder nimmt ſie auch wohl, nach einigen Tagen, als Herdſtelle wieder auf. Auf dieſem improviſirten Herde wird nun gekocht, was ſich maleriſch genug ausnimmt, beſonders um die Abendſtunde, wenn die Feuer wie Irrlichter auf dem Waſſer zu tanzen ſcheinen. Ebenſo wichtig wie der Kochplatz iſt der Aufbewahrungsplatz. Seine Conſtruction iſt von noch größerer Einfachheit und beſteht aus einem halbausgebreiteten Bündel Heu. Auf dieſer Heuſchicht liegen die Röcke, Jacken, Stiefel der Floßleute, und ausgerüſtet mit dieſen primitivſten Formen einer Küche und Kammer, machen die Flößer ihre oft wochenlange Reiſe.

Nach dieſer Beſchreibung wird es jedem klar ſein, was eine ſolche Dampfſchiffs-Neckerei für die Floßleute zu bedeuten hat. Jede aus den Lücken des Floßes hervorbrodelnde Welle ſpült nicht blos über die Füße der Betroffenen hin, ſondern ſchädigt ſie auch wirklich an ihrem Hab und Gut, als handele es ſich um eine Ueberſchwemmung im Kleinen. Hier fährt das Waſſer ziſchend in das Herdfeuer und löſcht es aus; dort hebt es das Heubündel, mit ſammt ſeinen Garderobeſtücken, von unten her in die Höhe und tränkt es entweder mit Waſſer oder ſchwemmt es gar hinweg. Das weckt dann ſtürmiſch Stimmungen, die der Vorſtellung von einer wachſenden „Fraternität“ des Menſchengeſchlechts völlig Hohn

ſprechen und zu Unterhaltungen führen, von denen es das Beſte iſt, daß ſie im Winde verklingen.

Soviel von den Schleppſchiffen. Von geringerer Bedeutung ſind die Paſſagierboote, die übrigens, wie ſich von ſelbſt verſteht, gelegentlich die Rolle tauſchen und auch ihrerſeits als „Retter“ und „Tyrannen“ (ganz in der oben geſchilderten Weiſe) debütiren.

Die Paſſagierboote gehen von Frankfurt aus 2mal wöchentlich (Mittwoch und Sonnabend) und machen die Fahrt nach Küſtrin in 2, nach Schwedt in 8, nach Stettin in 10 Stunden. Die Benutzung erfolgt mehr ſtationsweiſe und auf kleineren Strecken, als für die ganze Tour. Der Grund mag darin liegen, daß die Eiſenbahn (trotz des Umweges über Berlin) die Reiſenden zwiſchen Frankfurt und Stettin, doch eher und ſicherer an's Ziel führt. Eher unter allen Umſtänden; ſicherer in ſoweit, als es bei niedrigem Waſſerſtande vorkommt, daß die Fahrt auf Stunden unterbrochen oder wohl gar ganz eingeſtellt werden muß. Die Regulirung des Oderbetts, ein in den Zeitungen ſtehend gewordener Artikel, würde dieſem Uebelſtande vielleicht abhelfen und eine Concurrenz der Dampfſchiffe mit der Eiſenbahn möglich machen. Damit hat es aber noch gute Wege (einige meinen, es ginge überhaupt nicht) und ſo werden ſich die beiden Paſſagierboote, die jetzt das Bedürfniß decken, noch längere Zeit mit dem Publikum behelfen müſſen, das jetzt zu ihnen hält. Dies Publikum, wenn auch nicht zahlreich, iſt immerhin mannigfach genug. Tagelöhner, die auf die Güter, Handwerker, die zu Markte ziehen, dazu Kaufleute und Gutsbeſitzer, auch gelegentlich Badereiſende, beſonders ſolche, die in den ſchleſiſchen Bädern waren. Nur eine Klaſſe fehlt, der man ſonſt wohl auf den Flußdampfern unſerer Heimath, beſonders im Weſten und Süden, zu begegnen pflegt: der Touriſt von Fach, der eigentliche Reiſende, der keinen andern Zweck verfolgt, als Land und Leute kennen zu lernen.

Dieſer „Eigentliche“ fehlt noch, aber er wird nicht immer fehlen; denn ohne das unfruchtbare und mißliche Gebiet der Vergleiche betreten zu wollen, ſei doch das Eine hier verſichert, daß an

den Ufern der Oder hin, alleeen Städte und reiche Dörfer liegen, die wohl zum Besuche einladen können, und daß, wenn Sage und Legende auch schweigen, die Geschichte um so lauter und vernehmbarer an dieser Stelle spricht.

Sehen wir selbst.

Es ist Sonnabend und 5 Uhr Morgens. An dem breiten Quai der alten Stadt Frankfurt, hohe Häuser und Kirchen zur Seite (das Ganze ausnehmend an den Kölner Quai, zwischen der Schiffbrücke und der Eisenbahnbrücke, erinnernd) liegt der Dampfer und hustet und prustet. Es ist höchste Zeit. Kaum daß wir an Bord, so wird auch das Brett schon eingezogen und der Dampfer, ohne viel Commando und Schiffs-Halloh, löst sich leicht vom Ufer ab und schaufelt stromabwärts. Zur Linken verschwindet die Stadt im Morgennebel; nach rechts hin, zwischen Pappeln und Weiden hindurch, blicken wir in jenes Hügelterrain hinein, dessen Name historischen Klang hat trotz einem, — Kunersdorff. Wir werden noch oft, während unserer Fahrt, an dieses Terrain und diesen Namen erinnert werden.

Der Morgen ist frisch; der Wind, ein leiser aber scharfer Nordost, kommt uns entgegen und wir suchen den Platz am Schornstein auf, der Wärme gewährt und zugleich Deckung gegen den Wind. Es ist nicht leicht mehr einen guten Platz ausfindig zu machen, denn bereits vor uns hat ein Gipsfigurenhändler, mit seinem Brett voll Puppen, an eben dieser Stelle Platz genommen. Er ist aber umgänglich, rückt sein Brett bei Seite und wartet auf Unterhaltung. Das Puppenbrett bietet den besten Anknüpfungspunkt. König und Königin; Amor und Psyche; Goethe, Schiller, Lessing; drei „betende Knaben" und zwei Windhunde, außerdem (alle andern überragend) eine Aurora und eine Flora bilden die Besatzung des Brettes. Der Aurora sind ihre beiden Flügel; der Flora das Bouquet genommen; beides, Bouquet und Flügel, liegen, wie abgelegter Schmuck, zu Füßen der Figuren.

Was geht denn so am besten? eröffne ich die Conversation.

„Ja das ist schwer zu sagen, mein Herr," erwiedert der

Figurenmann (der ſich durch das hierlandes ſelten gebrauchte „mein Herr“ ſofort als ein Mann von gewiſſen „Allüren“ einführt) „es richtet ſich nach der Gegend.“

„Ich dachte König und Königin.“

„Verſteht ſich, verſteht ſich,“ unterbricht mich der Figurenmann, als ſei er mißverſtanden, „Königliches Haus und Goethe-Schiller immer voran. Selbſtverſtändlich.“ —

„Aber außerdem?“

„Ja, das war es eben, mein Herr. Hier herüber (dabei deutete er, nach rechts hin, in die Sandgegenden der Neumark hinein) verkauf ich wenig oder nichts; dann und wann einen „betenden Knaben“. Ich könnte von meinem Standpunkt aus ſagen — und dabei überflog ein feines Lächeln ſein Geſicht — wo der gute Boden aufhört, da fängt der „betende Knabe“ an.

„Nun da gehen dieſe wohl in's Bruch,“ erwiederte ich lachend, indem ich auf Flora und Aurora zeigte.

„Aurora und Flora gehen in's Bruch,“ wiederholte er mit humoriſtiſcher Würde. „Auch Amor und Pſyche.“ — Ich nickte verſtändnißvoll.

Wir ſtanden nun auf und traten an die Schiffswandung. Er ſah, daß ich einen Blick in die Landſchaft thun wollte und wartete, bis ich die Unterhaltung wieder aufnehmen würde.

Das linke Oderufer iſt hügelig und maleriſch, das rechte flach und reizlos. Der eigentliche Uferrand iſt aber auch hier ſteil und abſchüſſig und die Wandung mit Weidengebüſch beſetzt. Das Waſſer iſt gelblich, flach, voll Inſeln und Untiefen und die Paſſage, ſelbſt bei genauer Kenntniß des Fahrwaſſers, ſehr ſchwierig. Wenigſtens um die Sommerzeit. Vorn am Bugſpriet ſtehen zwei Schiffsknechte (ich weiß nicht, ob man bei Flußdampfern von „Matroſen“ ſprechen darf) mit langen Stangen und nehmen beſtändig Meſſungen vor, die um ſo unerläßlicher ſind, als die Sandbänke ihre Stelle wechſeln und heute hier, morgen da zu finden ſind.

Fluß, Ufer, Fahrt, alles hat den norddeutſchen Charakter.

Inzwischen ist es heller geworden, die Nebel haben der Sonne Platz gemacht und mit dem Sonnenschein zugleich dringen, von rechts her, Glockenklänge zu uns herüber. Dorf und Kirche aber sind nicht sichtbar. Ich horche eine Weile; dann wend' ich mich zu meinem Nachbar und frage: wo klingt das her?

Das ist die 7centnerige von Groß-Rade; — mein besonderer Liebling.

Was tausend, fahr' ich fort, kennen Sie die Glocken hier herum so genau? Ach, mein Herr, ich kenne sie alle. Viele davon sind meine eignen Kinder, und hat man selber erst Kinder, so kümmert man sich auch um die Kinder andrer Leute.

Wie das? haben Sie denn die Glocken gegossen? sind Sie Gürtler oder Glockengießer? Oder sind Sie's gewesen?

Ach, mein Herr, ich bin sehr vieles gewesen: Tischler, Korbmacher, dazwischen Soldat, dann Former, dann Glockengießer, nun gieß ich Gips. Es hat mir alles nicht recht gefallen, aber das Glockengießen ist schön.

Da wundert's mich doppelt, daß sie vom Erz auf den Gips gekommen sind.

Mich wundert es nicht, aber es thut mir leid. Wenn der „Zink" nicht wäre, so göss' ich noch Glocken bis diesen Tag.

Wie so?

Seit der Zink da ist, ist es mit dem reellen Glockenguß vorbei. In alten Zeiten hieß es „Kupfer und Zinn", und waren's die rechten Leute, gab's auch wohl ein Stück Silber mit hinein. Damit ist's vorbei. Jetzt wird abgezwackt; von Silber ist keine Rede mehr; wer's billig macht, der hat's. Der Zink regiert die Welt und die Glocken dazu. Aber dafür klappern sie auch wie die Bunzlauer Töpfe. Ich kam bald zu kurz; die Elle wurde länger als der Kram; wer noch für Zinn ist, der kann nicht bestehen, denn Zinn ist theuer und Zink ist billig.

Wie viel Glocken haben Sie wohl gegossen?

Nicht viele, aber doch sieben oder acht; die Groß-Radener ist meine beste.

Und alle für die Gegend hier?

Alle hier herum. Und wenn ich mir mal einen Feierabend machen will, da nehm' ich ein Boot und rudere stromab, bis über Lebus hinaus. Wenn dann die Sonne untergeht und rechts und links die Glocken den Abend einläuten und meine Glocken dazwischen, dann vergeß ich vieles, was mir im Leben schief gegangen ist und vergeß auch den „Turban" da. — Dabei zeigte er auf die runde, kissenartige Mütze, die die Gipsfigurenhändler zu tragen pflegen und die jetzt, in Ermangelung eines anderen Platzes, der Goethe-Schiller-Statue über die Köpfe gestülpt war.

So plaudernd waren wir, eine Viertelstunde später, bis Lebus gekommen. Der Gipsfigurenmann verabschiedete sich hier und während das Boot anlegte, hatt' ich Gelegenheit, die „alte Bischofsstadt" zu betrachten.

Freilich erinnert hier nichts mehr an die Tage alten Glanzes und alten Ruhmes. Die alte Kathedrale, das noch ältere Schloß, sie sind hin, und eines Lächelns kann man sich nicht erwehren, wenn man in alten Chroniken liest, daß um den Besitz von Lebus heiße Schlachten geschlagen wurden, daß hier die slavische und die germanische Welt, Polenkönige und thüringische Herzöge, in heißen Kämpfen zusammenstießen und daß der Schlachtruf mehr als einmal lautete: „Lebus oder der Tod". Unter allen aber, denen dieser Schlachtruf jetzt ein Lächeln abnöthigen wird, stehen die Lebuser selbst obenan. Ihr Stadtsiegel ist ein „Wolf mit einem Lamm im Rachen"; die neue Zeit ist der Wolf und Lebus selbst ist das Lamm. Mitleidslos wird es verschlungen.

Lebus, die Kathedralenstadt, ist hin, aber Lebus, das vor dreihundert Jahren einen fleißigen Weinbau trieb, das Lebus existirt noch. Wenigstens landschaftlich. Nicht daß es noch Wein an seinen Berglehnen zöge, nur eben der malerische Charakter eines Winzerstädtchens (wie sie in andern Theilen Deutschlands so oft sich finden) ist ihm erhalten geblieben.

Die Stadt, so klein sie ist, zerfällt in eine Ober- und Unterstadt. Jene streckt sich (wenigstens vom Fluß aus gerechnet) in

ihrem wesentlichen Theile am First des Berges hin, diese zieht sich am Ufer entlang und folgt den Windungen von Fluß und Hügel. Zwischen beiden, am Abhang, und wie es heißt an selber Stelle, wo einst die alte Kathedrale stand, erhebt sich jetzt die Lebuser Kirche, ein Bau aus neuer Zeit. Die „Unterstadt" hat Höfe und Treppen, die an das Wasser führen; die „Oberstadt" hat Zickzackwege und Schluchtenstraßen, die den Abhang bis an die Unterstadt hernieder steigen. Auf diesen Zickzackwegen bewegt sich ein Theil des städtischen Lebens und Verkehrs. Gänse und Ziegen weiden dort unter Gras und Gestrüpp; Frauengestalten, zum Theil in die malerische Tracht des Oderbruchs gekleidet, schreiten bergab; den Zickzackweg hinauf aber steigt eben unser Freund der Gipsfigurenmann und alle seine Puppen (nicht blos die „Aurora", die wieder ihre Flügel angelegt hat) schimmern im Morgenstrahl.

Nun aber Commandewort vom Radkasten aus und unser Dampfer schaufelt weiter.

Lebus liegt hinter uns und wir treten jetzt, auf etwa eine Meile hin, in jenes Terrain ein, wo Stadt und Dorf, zu beiden Seiten des Flusses, an die Tage mahnen, die jenem Kunersdorfer 12. August *vorausgingen* und ihm *folgten*. Es sind drei Namen vorzugsweise, denen wir hier, am Ufer hin, begegnen: Reitwein, Goritz und Oetscher, alle drei mit der Geschichte jener Tage verwoben.

In Reitwein erschien am 10. August die Avantgarde des Königs, um eine Schiffbrücke vom linken auf's rechte Oderufer zu schlagen. Man wählte dazu die Schmälung des Flusses, wo die alte Stadt Goritz, malerisch am Hügelabhang, dem Dorfe Reitwein gegenüberliegt. Am 10. Abends erschien der König selbst und führte seine Bataillone (60 an der Zahl) hinüber; die Cavallerie ging durch eine Furth. In *Goritz* aber blieb General Flemming mit 7 Bataillons zur Deckung der Schiffbrücke zurück. Zwei Tage später, am Abend des 12., befanden sich die Trümmer der geschlagenen Armee an derselben Furth, an derselben Schiffbrücke. Aber das Spiel war vertauscht; statt von links nach rechts ging es jetzt

von rechts nach links. Die Brücke, die am Abend des 10ten von Reitwein nach Goritz vorwärts geführt hatte, führte jetzt, am Abend des 12., von Goritz nach Reitwein zurück.

Der König verbrachte die Nacht, eine Viertelmeile südlich von der Schifferbrücke, im Dorfe Oetscher; er schlief auf Stroh in einer verödeten Bauernhütte. Auf dem Rücken Rittmeisters von Prittwitz (der ihn gerettet) schrieb er hier mit Bleistift die Worte an den Minister Finkenstein: „Alles ist verloren, retten Sie die Königliche Familie; Adieu für immer." Andern Tags nahm er Quartier in Reitwein, damals noch den Burgsdorffs gehörig. Hier war es, wo er die berühmte Instruction aufsetzte (ebenfalls an Finkenstein gerichtet), in der er den Prinzen Heinrich als Generalissimus der Armee bezeichnete und den Willen aussprach, daß die Armee seinem Neffen schwören sollte.

An diesen Plätzen führt uns jetzt unsere Fahrt vorüber. Oetscher (wiewohl nah gelegen) verbirgt sich hinter Hügeln, desto malerischer treten Reitwein und Goritz hervor. Schöner freilich muß der Anblick dieses Bildes gewesen sein, als die alte Goritzer Kirche (ein berühmter Wallfahrtsort) auf der Höhe des Hügels lag und sich mit der Kirche von Reitwein drüben begrüßte. Aber Goritz und seine Kirche sind in jedem Sinne von ihrer Höhe herabgestiegen. Keine Wallfahrer kommen mehr und als sei es nicht länger nöthig, das berühmte Wallfahrtshaus, die Kirche, schon weithin sichtbar zu machen, hat man die neue Kirche (nachdem die alte, kurz vor der Zorndorfer Schlacht, von den Russen zerstört worden war) in der Tiefe wieder aufgebaut.

Die Goritzer Kirche hat uns zu guter Zeit an die Russen und die Zorndorfer Schlacht gemahnt; denn wir verlassen so eben das Terrain — im weitesten Sinne — der Kunersdorfer Schlacht, um, in ähnlicher Weise, in den Schlachtengrund von Zorndorf einzutreten.

Was wir zunächst erblicken, ist Küstrin selbst (thurmlos, grau, in dünne Nebel gehüllt), die alte neumärkische Hauptstadt, um deren Rettung es sich handelte, als am 21. August 1758 der

König von Schlesien her am linken Oderufer erschien. Alle Namen hier, zu beiden Seiten des Flusses, erinnern an jene Tage bitterer Bedrängniß, schwer erkauften Siegs.

Zuerst Gorgast am linken Oderufer. In Gorgast war es, wo der König seine dissonant aussehenden Truppen mit den glatt und wohlgenährt dastehenden Regimentern Dohna's vereinigte und wo die berühmten Worte fielen: „meine sehen aus wie Graskeufel, aber sie beißen."

Weiter flußabwärts die Fähre von Güstebiese. Ein wenig portischer Name, aber doch voll guten Klangs. Hier führte der König seine Bataillone über, als er von Küstrin aus (wo der Feind en front den Uebergang erwartete) jenen berühmten Vorgenmarsch machte, der ihn, an derselben Stelle, wo der Gegner immer noch einen Front-Angriff erwartete, plötzlich in den Rücken desselben führte.

Rechts hin, fast am Ufer des Flusses entlang, dehnt sich die Drewitzer Haide, — ein grüner Schirm, der das eigentliche Schlachtfeld dem Auge des Vorüberfahrenden entzieht. Dahinter liegen die Dörfer und Stätten, deren Namen mit der Geschichte jenes blutigen Tages verwoben sind: die Neu-Dammsche Mühle, der Zaber- und Galgengrund, endlich Zorndorf selbst.

Wir haben Küstrin passirt — ein scheuer Blick nur traf jene enge, halb verbaute Bastion Brandenburg, wo am 6. Nov. 1730 Katt's Haupt in den Sand rollte — auch das Schlachtfeld liegt bereits hinter uns, das 28 Jahre später diese Ufer und Dörfer zu historischem Ansehen erhob und wir fahren nun, als hätten sich diese Ufer vorgesetzt durch Contraste zu wirken, in jene friedlich-fruchtbaren Gegenden ein, die, vor hundert oder doch 150 Jahren noch ein öder, werthloses Sumpfland, seitdem so oftmals (und mit Recht) die Kornkammern unseres Landes genannt worden sind. Das Oderbruch dehnt sich auf Meilen hin zu unserer Linken aus.

Der Anblick, den es, im Vorüberfahren, vom Fluß aus gewährt, ist weder schön und malerisch, noch verräth er eine besondere

Fruchtbarkeit; gegentheils, das Vorland, das sich dem Auge bietet, macht kaum den Eindruck eines gehegten Stück Wiesenlandes, und die Raps- und Gerstenfelder, die sich golden dahinter ausdehnen, werden dem Auge durch endlos sich hinziehende, prosaisch aussehende Dämme und Deiche entzogen, die aber freilich, indem sie die Niederung gegen die früheren Ueberschwemmungen sicher stellten, erst den Reichthum schufen, der sich jetzt hinter diesen Deich-Linien verbirgt.

Der Reichthum dieser Gegenden [illegible] nicht in goldenen Feldern zu uns, aber wir erkennen ihn doch an seinen ersten und natürlichsten Folgen — an den Dörfern, die er geschaffen. Da giebt es kein Strohdach mehr, der rothe Ziegel lacht überall aus dem Grün der Wiesen hervor, und statt der dürftig hölzernen Kirchthürme des vorigen Jahrhunderts, die kümmerlich wie ein Schilderhaus auf dem Kirchendach zu sitzen pflegten, wachsen jetzt in solidem Backsteinbau, — die Campanellen Italiens heiter copirend, — die Kirchthürme in die Luft. An diesem Reichthum nehmen die Dörfer des andern (rechten) Oderufers Theil, und ansteigend an der Hügelkette gelegen, die sich eine Meile unterhalb Küstrin, am rechten Oderufer hinzuziehen beginnt, gesellen sich Schönheit und malerische Lage (viel mehr als man in diesen Gegenden erwartet) zu dem Eindruck des Reichthums und beinahe holländischer Sauberkeit.

Nun sind wir über Amt Kienitz (ein altes Dorf, vor zwei Jahrhunderten dem General Goertzke, dem „Paladin des großen Kurfürsten" gehörig) und nun über Kloster Zellin hinaus; der Fluß wird schmäler aber tiefer und das Landschaftsbild verändert sich. Der Barnim liegt hinter uns und wir fahren in die Uckermark hinein. Es sind sehr ähnliche Uferlandschaften, wie sie die Umgegend Stettins dem Auge bietet. Andere Namen, in nichts mehr an die triviale Komik von „Güstebiese" oder „Lietzegörike" erinnernd, tauchen auf, — Namen voll poetischem Klang und Schimmer: Hohen-Saathen, Raduhn und Hohen-Krähnig.

Der Fluß bis dahin, im Wesentlichen, in einem Bette sie-

ſend, fängt an, ein Netz von Kanälen durch die Landſchaft zu ziehen; hierhin, dorthin windet ſich der Dampfer, aber eh es uns noch gelungen iſt, uns in dem maleriſchen Wirrſal zurechtzufinden, tauchen plötzlich weiße Giebelwände, von Thürmen und hohen Linden überragt, aus dem Landſchaftsbilde auf. Noch eine Biegung und das übliche Hei und Hoh, wie es immer laut wird, wenn das Schiff ſich einer Landungsſtelle nähert, beginnt auf's Neue. Eine alte Holzbrücke, mit hunderten von Menſchen beſetzt, ſperrt uns den Weg; ein Fangſeil fliegt über unſre Köpfe weg, dem Brückengeländer zu; der Dampfer legt an. Ein Drängen, ein Grüßen, dazwiſchen das Läuten der Glocke. Vom linken Ufer her aber wirft ein weitläuftiger Bau, in Bäumen und Landzungen halb verſteckt, ſein Spiegelbild in den Fluß. Es iſt das alte Markgrafenſchloß. Wir ſind in Schwedt.

Tamsel.

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor.
Chamisso.

Tamsel ist ein reiches, schön gelegenes Dorf, etwa eine Wegstunde östlich von der alten Festung Küstrin. Waldhügel, deren gewundene Linien muthmaßlich das alte Bett der Warthe bezeichnen, schließen das Dorf von Norden her ein, während nach Süden hin die Landschaft offen liegt und die Flußarme in allerlei Windungen sich durch das Bruchland ziehen.

Die Küstriner hängen mit großer Liebe an Tamsel, und so oft sie seinen Namen nennen, überfliegt ein Lächeln ihre Züge, nicht unähnlich der stillen Heiterkeit, mit der die Berliner den Namen „Charlottenburg" auszusprechen pflegen. Hier wie dort mischt sich kein Stolz über historische Erinnerungen in dieses Lächeln; es ist der Ausdruck vielmehr eines plötzlich wiederbelebten Wohlgefallens, einer freundlichen Rückerinnerung an Park und Schloß, an Wasserpartieen und Feuerwerke, an eine lange Reihe heiterer Landschaftsbilder, die bei bloßer Nennung des Namens noch einmal leise an dem inneren Auge vorüberziehen.

Und doch ist Tamsel ein historischer Name, wie Charlottenburg ein solcher ist. Wir verweilen nicht bei seiner Vorgeschichte; wir versuchen nicht festzustellen, wann die Templer in seinen Besitz kamen, und wann sie diesen ihren Besitz an den Johanniter-Orden abtraten; wir übergehen die Jahrhunderte, wo abwechselnd der

Küſtriner Markgraf und der Sonnenburger Heermeiſter hier Landeshoheit übten. Wir beginnen mit Tamſels hiſtoriſcher Zeit, mit Hans Adam v. Schöning, der, nach einem ruhmvollen Türkenzuge, wenigſtens vorübergehend in die Stille ſeines väterlichen Tamſel zurückkehrte und das bis dahin, aller Wahrſcheinlichkeit nach, wenig werthvolle Gut in einen prächtigen Landſitz umzuſchaffen begann.

Hans Adam v. Schöning, bei deſſen thatenreichem Leben wir länger und eingehender zu verweilen haben werden, machte Tamſel im Weſentlichen zu dem, was es jetzt iſt, und wenn Um- und Neu-Bauten auch dem Schloß und Park von damals, nach außen hin eine veränderte Geſtalt gegeben haben, ſo iſt im Innern, in ſeiner Einrichtung und Ausſchmückung, immer noch genug vorhanden, um uns ein Bild von dem Reichthum, von der Fülle künſtleriſcher Details zu geben, die hier damals zuſammenſtrömten, als ob es eigens darauf angekommen wäre, einen Sitz Märkiſcher Schlichtheit, in einen Sitz voll fürſtlicher Pracht umzuwandeln. Griechiſche Handwerker, die Hans Adam von ſeinem Siegeszuge mit heimgebracht hatte, füllten das Schloß, das raſch emporwuchs, mit Reliefbildern und Sculpturen, und alle Hallen und Säle trugen Stuck-Ornamente, die bis in unſere Tage hinein, die Bewunderung der Fremden wachzurufen pflegten. Alle Zimmer waren paneliirt; die Wände der Bildergalerie aber glänzten bis hoch hinauf im Schmuck einer koſtbaren Holzbekleidung, in deren Tafelwerk die großen, goldumrahmten Bilder kunſtvoll eingelaſſen waren. Unter dieſen Bildern befanden ſich vor Allem die lebensgroßen Portraits Hans Adams und ſeiner Gemahlin — ſie unter Blumen, von ihren Kindern umſpielt, er zu Roß, den Feldmarſchallsſtab in der Rechten und die Füße bis zum Knie hinauf in ſcharlachrothe Gamaſchen geſteckt. Vieles von der Pracht jener Tage, iſt durch Krieg und Brand hindurch, dem Tamſeler Schloß bis dieſen Tag erhalten geblieben. Jagd- und Blumenſtücke, von der Hand Niederländiſcher Meiſter, hängen in halb erleuchteten Corridoren; die Boiſerieen der Gemälde-Galerie blitzen wie in alter Zeit und

die Scharlach-Gamaschen des Feldmarschalls mahnen noch immer an den Sturm von Ofen, wo knietief im Blute gewatet wurde. Nur die Stuck-Ornamente, die pausbackigen Engel, die in die Tuba blasen, und Mars und Minerva, die aufhorchen, als hätten sie solche Klänge nie vernommen, nur diese Decken-Reliefs erfreuen das Auge nicht länger — wegen ihrer Fährlichkeit von Fries und Decke losgelöst und bei Seite gethan, theilen sie das Schicksal des großen Schöning'schen Wappensteins, der früher die Front des Schlosses krönte und nun herabgenommen und in eine dunkle Ecke des Parkes gestellt, nur selten noch ein Auge findet, das sich durch ihn erinnern läßt an alte Zeit und alten Ruhm.

Uns aber erinnert er daran und so erzählen wir denn zunächst die Geschichte Hans Adams, des Erbauers des Schlosses.

Hans Adam von Schöning.

Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute,
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gebeut' ich dem stürmenden Muthe?
Schiller.

Hans Adam von Schöning wurde am 1. October 1611 zu Tamsel geboren. Sein Vater (ebenfalls ein Hans Adam) war Rittmeister in brandenburgischen Diensten und hatte sich das Jahr vorher (1610) mit Marianne von Schapelow aus Wulkow vermählt. Die Schapelows waren damals ein reichbegütertes Geschlecht im Barnim und Lebusischen (das später Dersflingersche Gusow gehörte mit zu ihrem Besitz), und wenn einerseits das Vermögen, das durch diese Verbindung in die Schöningsche Familie kam, den Ankauf verschiedener Güter, darunter Tamsel, gestattete, so erwies es sich in der Folge für unsern Hans Adam von kaum geringerer Wichtigkeit, daß er durch die Schapelowsche Verwandtschaft mit den vornehmsten Familien des Landes verschwägert war. Dersflingers erste Frau war eine von Schapelow, muthmaßlich eine Schwester von unsres Schönings Mutter.

Ueber die Art, wie Hans Adam seine ersten Jugendjahre im elterlichen Hause zubrachte, wissen wir nichts. 1658 ging er nach Wittenberg, um die Rechte zu studiren, 1659 nach Straßburg, 1660 nach Paris. Er hatte damit das begonnen, was wir jetzt als die „große Tour" bezeichnen würden, den Besuch der Höfe und Hauptstädte des westlichen Europa. Nach längerem Verweilen in Paris, wo der Gesandte, Caspar von Blumenthal, seinen brandenburgischen Landsmann am Hofe Ludwigs XIV. einführte, begab er sich zunächst über Turin und Mailand nach Venedig, wo er den Carneval von 1661 mitmachte, besuchte im selben Jahre noch

Rom, Neapel, Meſſina und Syracus, erſchien im September 1662 vor dem Großmeiſter des Malteſer Ordens auf Malta, bat um die gern gewährte Ehre, einen Streifzug gegen die Ungläubigen mitmachen zu dürfen, wandte ſich dann nach glücklicher Rückkehr von Malta nach Spanien, von Spanien nach England und kehrte über Amſterdam und Hamburg, nach einer fünfjährigen Abweſenheit, in die märkiſche Heimath zurück. „Er betrat ſie wieder, nachdem er — wie ſein Biograph ſich ausdrückt — alles geſehen hatte, was es damals Großes und Ausgezeichnetes in Europa gab: den üppigen Hof des prachtliebendſten Königs, die Kunſtſchätze Italiens, den Glanz der Faſtnachtsſpiele in Venedig, das ritterliche Treiben auf Malta, den Hof der Dorias, die Grandezza Spaniens und die junge Freiheit der Niederlande.“ Gleich nach ſeiner Rückkehr ſtarb ſein Vater (1665) und kaum 24 Jahr alt wurde Hans Adam Beſitzer von Tamſel.

Ich habe bei Aufzählung der Höfe und Hauptſtädte, die er während eines Zeitraums von fünf Jahren beſuchte, abſichtlich länger verweilt, um daran einige Betrachtungen über die Erziehung junger Edelleute von damals und von heute zu knüpfen. Wir ſind nur allzuſehr geneigt, unſere jetzige Erziehungsmethode als etwas vergleichsweiſe ungemein Vorgeſchrittenes und Zweckentſprechendes anzuſehen, und doch möchte ſich die Frage aufwerfen laſſen: wie viel Familien haben wir zur Zeit im Brandenburgiſchen, die geneigt ſein möchten, einen derartigen „Curſus“, eine fünfjährige Tour durch Europa, lediglich an die weltmänniſche Ausbildung ihrer Söhne zu ſetzen? Damals war ein derartiges „die hohe Schule Beziehen“ ſo allgemein, daß, um nur Ein Beiſpiel zu geben, unſer Hans Adam ſeinen Pariſer Aufenthalt mit einem Aufenthalt in Orleans vertauſchen mußte, „weil“, wie er nach Hauſe ſchrieb, „die Anweſenheit ſo vieler Deutſchen in Paris, ihm an völliger Erlernung der franzöſiſchen Sprache hinderlich ſei“.

Seit hundert Jahren iſt bei uns „die Armee“ die hohe Schule für die Söhne unſerer alten Familien geworden, und ſo unleugbar der große politiſche und nationale Fortſchritt iſt, der in

dieſer Wandlung der Dinge liegt, ſo fraglich erſcheint es doch, ob dem gegenwärtig Gültigen, auch nach der Seite der weltmänniſchen Bildung hin, der Vorzug gebührt. Jene edelmänniſche Erziehung, die Hans Adam von Schöning erhielt, erweiterte den Blick, während unſere jetzige Ausbildung nur allzuſehr geeignet iſt, den Blick zu beſchränken. Wie vorzüglich auch das ſein mag, was daheim, es ſei wo es ſei, gehegt und gepflegt wird, die Iſolirung hindert an der Wahrnehmung, ob inzwiſchen draußen nicht doch noch ein Vorzüglicheres entſtanden iſt. Wir haben dieſen Fehler einmal in unſerer Geſchichte ſchwer gebüßt. Die Armee ſollte nur die eine Hälfte unſerer adligen Erziehung ſein, die andere Hälfte, nach Vorbild deſſen, was früher Sitte war, ſollte folgen. Der Eintritt aus des Vaters Edelhof in die Armee und der Rücktritt aus der Armee in den Edelhof — das genügt nicht mehr. Es iſt dies einer der Punkte, wo das Bürgerthum den Adel, wenigſtens den unſrigen, vielfach überholt hat.

Aber wenden wir uns wieder unſerem Schöning zu. — Bald nach ſeiner Rückkehr in die Heimath trat er in kurfürſtlichen Dienſt, vermählte ſich (1670) mit einem Fräulein von Pöllnitz, avancirte raſch, wurde Rittmeiſter, Oberſt, Gouverneur von Spandau und mit kaum 36 Jahren (1677) Generalmajor. Dieſer ſeiner Ernennung waren aber bereits kriegeriſche Ereigniſſe, eine Campagne am Oberrhein gegen Turenne, wo ihm bei Erſtürmung eines feſten Platzes die drei äußern Finger der rechten Hand zerſchmettert wurden, die Verjagung der Schweden aus der Mark (Fehrbellin)*) und die Eroberung Stettins vorausgegangen.

Hans Adam von Schöning war nun Generalmajor. Die beiden erſten Akte des Krieges mit Schweden hatten ausgeſpielt. Die Marken waren befreit, Stettin erobert. Das folgende Jahr brachte gleiches Waffenglück. Rügen wurde beſetzt und das feſte Stralſund,

*) Schöning war übrigens nicht mit bei Fehrbellin. Er befand ſich bei den Fußtruppen, die, unter dem Oberbefehl General Görzke's, den Reiterregimentern nachrückten.

das seit den Tagen Wallensteins für uneinnehmbar gegolten hatte, fiel, nach weniger als einer Woche, in die Hände des Kurfürsten. An allen diesen Waffenthaten nahm Hans Adam rühmlichen Antheil; wir folgen ihm aber bei keiner derselben, und begleiten ihn vielmehr auf dem weniger durch seine Resultate, als durch die glänzende Art der Ausführung berühmt gewordenen „Winterfeldzuge in Preußen".

Dieser Winterfeldzug, wie er den Schlußakt des Schwedenkriegs bildet, gab auch Schöning zum ersten Male Gelegenheit, sich in hervorragender Weise geltend zu machen. Die Veranlassung zu dieser „Januarcampagne zwischen Pregel und Düna" ist bekannt. Der schwedische General Horn war im November mit 16,000 Mann, von Curland her, in Ostpreußen eingefallen, hatte die festen Plätze weggenommen und bedrohte Königsberg. Die Nachricht von diesem Vordringen Horn's, das nichts anderes war als eine klug berechnete Diversion, um die Brandenburger von ihrer Eroberung Pommerns abzuziehen, traf den Kurfürsten im December 1678. Sofort war es beschlossene Sache bei ihm, durch „einen raschen Ritt" die Schweden ebenso aus Ostpreußen hinauszuwerfen, wie er, vier Jahre früher bei Fehrbellin, die Schweden aus der Mark hinausgeschlagen hatte. Wenn dieses letztere Unternehmen schon, und mit Recht, um seiner Kühnheit willen bewundert worden war, um wie viel mehr mußte dieses neue Kriegsabenteuer in Erstaunen setzen, das bei bitterer Kälte, in unwirthbare Gegenden hinein unternommen wurde. Am 30. December brach der Kurfürst auf; am 10ten Januar 1679 war er in Marienwerder und nahm Musterung über das kleine Heer ab, das er so rasch von der Oder aus bis an die Weichsel geführt hatte. Die Schweden standen am Pregel, dicht vor Königsberg, das durch 3000 Brandenburger unter General Görtzke vertheidigt wurde.

Die Aufgabe, die sich der Kurfürst gestellt hatte, war ersichtlich die: mit einer Hälfte seiner Truppen die Königsberger Besatzung unter Görtzke zu verstärken, mit der andern Hälfte aber die Schweden zu umgehen. Dann sollte Görtzke von Königsberg

aus angreifen, während der Kurfürſt ſelbſt dem Feinde den Rückzug abſchneiden und ihn auf einen Schlag vernichten wollte.

Was indeſſen auf dem berühmten Ritte „vom Rhein bis an den Rhin“ möglich geweſen war, nämlich das Verſchwiegenbleiben des Unternehmens, das erwies ſich als unmöglich auf dem Wege von der Oder bis zur Weichſel: — es wurde nicht reiner Mund gehalten und die Schweden ſchlüpften aus dem Garn. An demſelben Tage (10. Januar), an welchem der Kurfürſt in Marienwerder muſterte, erhielt er auch die Nachricht, daß die Schweden in vollem Rückzuge auf Tilſit ſeien. Die Falle hatte den Dienſt verſagt, noch ehe ſie fertig war. Da es nicht mehr möglich war, die Feinde zu fangen, ſo galt es nunmehr, ſie einzuholen. In Geſchwindmärſchen ging es bis Braunsberg und Heiligenbeil, dann — um Zeit zu ſparen — in Schlitten über das friſche Haff. Schon am 16. war man in Königsberg (hier ſchloſſen ſich Görtzke und die Seinen an) und nach eintägiger Raſt, am 17., ging es in drei Abtheilungen den Schweden nach, die inzwiſchen in Tilſit Halt gemacht hatten. Die drei brandenburgiſchen Abtheilungen beſtanden aus einer äußerſten „Spitze“ von tauſend Mann, aus einer eigentlichen Avantgarde von dreitauſend und aus einem Gros von etwa fünftauſend Mann. Treffenfeld führte die Spitze, Görtzke die Avantgarde, Derfflinger und der Kurfürſt ſelbſt das Gros. Wie die Truppen zehn Tage früher das friſche Haff paſſiert hatten, ſo jetzt das kuriſche zwiſchen Labiau und Gilge; aber die Nähe des Feindes erlaubte kein Schlittenfahren, und kampfbereit, in Reih und Glied, ging es über das Eis. Die Schweden ſtanden inzwiſchen nach wie vor bei Tilſit und ſchienen entſchloſſen, das preußiſche Gebiet nicht ohne Schwertſtreich zu verlaſſen. So kam es zweimal zu einem blutigen Rencontre: am 20. bei Splitter, wo Treffenfeld, ähnlich wie bei Fehrbellin, der Held des Tages war; dann Tags darauf, am 21. bei Heidekrug, wo Görtzke die feindliche Arrièregarde angriff und bald vernichtete. Bis dahin war alle Ehre des Kampfes den beiden Avantgardeführern zugefallen;

erſt der weitere Verlauf des Kampfes führte auch Schöning auf die Bühne.

Das Gefecht bei Heidekrug hatte über die Schweden entſchieden, und in ſchleunigem Rückzug ging es nördlich, durch die litthauiſchen Schneefelder hin, auf Riga zu. Die Frage für den Kurfürſten war, ob er den Rückzug ruhig geſtatten, oder die Fliehenden verfolgend, einen gefährlichen Feind wo möglich vernichten ſollte. Er entſchied ſich für das letztere. Die ſchwierige Aufgabe der Verfolgung, des Nacheilens durch verſchneite Wüſteneien hin, fiel Schöning zu. Mit 1600 Reitern brach er auf. Dieſe beſchiedene Anzahl würde der ſchwediſchen Armee gegenüber, die immer noch nach Tauſenden zählte, ſicherlich in eine ſehr bedenkliche Lage (wie ſpäter wirklich geſchah) gekommen ſein, wenn nicht die verfolgenden Brandenburger in der litthauiſchen Bevölkerung, die wenigſtens damals aus geſchworenen Feinden der Schweden beſtand, einen kaum erwarteten Bundesgenoſſen gefunden hätten. Kälte und Bevölkerung ſchienen ſich zu einer völligen Vernichtung der Schweden verſchworen zu haben. Oberſt Truchſeß, den Schöning auf dieſem Zuge mit einer Meldung an den in Königsberg weilenden Kurfürſten zurückſchickte, traf mit den Worten im Hauptquartier ein: „die Brandenburger hätten keine Wegweiſer nöthig, um dem Feinde zu folgen, weil der ganze Weg mit todten Schweden bedeckt ſei. Viele kommen vor Kälte um, aber die meiſten fallen von den Händen der Landesbewohner; die litthauiſchen Bauern ſchlagen die Schweden mit Keulen todt und legen die Keulen alsdann auf den erſchlagenen Körper.“

So war die Lage des ſchwediſchen Heeres, dem Schöning folgte. Aber wir würden irren, wenn wir daraus den Schluß ziehen wollten, daß es ein Leichtes geweſen ſei, einem ſolchen Gegner nachzuziehen. Das Nachziehen ſelbſt, ganz abgeſehen von Kampf und Krieg, war ein Schreckniß. Die Kälte ſtieg oft auf 26 Grad, vielen erfroren ganze Gliedmaßen, niemand hatte Geld, und die wenigen, die noch eine Münze in der Taſche hatten, konnten meiſt nichts dafür erſtehen. So näherte man ſich Teleze, einem Städt-

chen etwa halbwegs zwischen Tilsit und Riga, und nur fünf Meilen noch von der kurischen Grenze (damals schwedisch) entfernt. Hier beschloß Horn, der ohnehin mit Beschämung wahrgenommen haben mochte, daß der verfolgende Gegner um vieles schwächer war als er selbst, das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen, und ziemlich unvermuthet, wie es scheint, sahen sich Schöning und seine Brandenburger plötzlich einem standhaltenden Gegner gegenüber, den man sich gewöhnt hatte, auf diesen Schneefeldern zu verfolgen, nicht zu bekämpfen. Vom Augenblick ab, wo sich Horn zu dem Entschluß eines Widerstandes aufraffte, war die Lage Schönings eine sehr bedrohte. Nichtsiegen war gleichbedeutend mit völligem Zugrundegehen. So kam es zum Gefecht bei Teleze.

Horn hatte von seinen 16,000 noch etwa 3000 Mann und eine ziemliche Anzahl von Geschützen; Schöning, da die bittere Kälte viel Menschenleben gekostet hatte, verfügte über wenig mehr als 1200 Reiter und Dragoner. Die Aufstellung, die er nahm, war kurz folgende: die Reiterei in zwei Treffen, in Front des Feindes; die Dragoner, nachdem sie abgesessen, in ein links und rechts gelegenes Gehölz, um im entscheidenden Moment die Schweden in beiden Flanken nehmen zu können. Diese glückliche Terrainbenutzung entschied den Tag. Oberst von Dewitz (ein Schwiegersohn Derfflingers) eröffnete den Angriff und warf einige Compagnien schwedischen Fußvolks über den Haufen; aber er drang nicht durch und die Gegner ihrerseits machten jetzt Miene, zum Angriff überzugehen. In diesem Augenblick ließ Schöning die Dragoner aufsitzen und brach von zwei Seiten her mit Ungestüm in die vorrückenden Schweden ein. Ein Gemetzel begann, da jeder instinktmäßig fühlte, daß fliehen verderblicher sei als fechten, und erst die hereinbrechende Nacht machte dem Kampf ein Ende. Keiner hatte ein Recht, sich den Sieg zuzuschreiben, aber die Schweden zogen sich in der Dunkelheit zurück und erklärten sich dadurch für geschlagen. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheuer; die feindlichen Offiziere hatten, während des ganzen Kampfes, immer in langer Linie vor der Front ihrer eigenen Leute gefochten und

vom schwedischen Leibregiment war alles todt oder verwundet. Auch Hans Adam war, an der Spitze seiner Dragoner, nur durch die Geistesgegenwart eines Rittmeisters gerettet worden, der einem schwedischen Reiter das Pistol aus der Hand schlug, das dieser eben auf Schöning abfeuern wollte. An den zwei folgenden Tagen ließ dieser durch kleine Streifcorps die Verfolgung der Schweden bis in die Nähe von Riga fortsetzen; dann trat er selbst den Rückzug an, um dem, wie schon erwähnt, in Königsberg zurückgebliebenen Kurfürsten, wenige Trophäen nur, aber die schwerer wiegende Nachricht von der gänzlichen Auflösung des schwedischen Heeres zu bringen.

Dieser glänzende Zug bis an die kurische Grenze, das erste Unternehmen, das Schöning in voller Selbstständigkeit ausgeführt hatte, hob sein Ansehen in den Augen des Kurfürsten, der ihm bereits so mannigfache Beweise seiner besondern Gunst gegeben hatte, und Hans Adam, der mit 36 Jahren zum Generalmajor ernannt worden war, wurde mit 42 Jahren Generallieutenant. Im selbigen Jahre (1684), nachdem er bis dahin das Amt eines Gouverneurs von Spandau bekleidet hatte, wurde er Gouverneur von Berlin, das damals, von fünf Ravelins und dreizehn Bastionen eingefaßt (nach Plänen des alten Feldmarschalls Sparr), durchaus den Charakter einer Festung hatte.

Wir verweilen aber nicht bei den Friedensjahren unseres Generallieutenants, sondern begleiten ihn nun auf seinem Türkenzuge, bis zur Erstürmung der Festung Ofen.

Zwischen Kaiser und Kurfürst war ein Vertrag zu gegenseitiger Hülfeleistung geschlossen worden, und in Gemäßheit dieses Vertrages sah sich der Kurfürst gezwungen, zu einem bevorstehenden „Zuge gegen die Ungläubigen", dessen Hauptzweck die Einnahme Ofens war, ein Hülfscorps von 8000 Mann zu stellen. Der Kurfürst sah sich „gezwungen", diese Auxiliarmacht zu stellen; aber wir würden irren, wenn wir aus dieser Bezeichnung ableiten wollten, daß der Kurfürst nur einem Zwange nachgegeben und für die Besiegung des Christenfeindes kein Herz gehabt habe. Die

Sache war einfach die, daß er seinem erschöpften, durch immer neue Kriege und neue Verwüstungen hindurchgegangenen Lande, vor allem den Frieden gönnte; jeder Krieg, auch der gebotenste und ruhmreichste, hinderte ihn am Auferbauen. Das lähmte seinen Eifer. Der protestantische Norden stand zu der Türkenfrage allerdings anders, als der katholische Süden; ein bedrohtes Oesterreich (bedroht gleichviel von wem) erschien manchem lutherischen Herzen als gleichbedeutend mit Sicherung und Kräftigung des Protestantismus, aber weit über dieses Abwägen Einzelner hinaus, ging doch, als Grundstimmung, durch die ganze europäische Christenheit das Doppelgefühl von Furcht und Haß gegen die Ungläubigen. Das siegreiche Vordringen der Türken bis vor die Thore Wiens (1683) war noch frisch im Gedächtniß und eine dunkle, im Volke fortlebende Erinnerung an die Tartarenhorden, die einst bis an die Oder hin alles verwüstet hatten, mochte, auch in den kurfürstlichen Landen, wenigstens die Vorstellung einer möglichen Gefahr und den guten Willen, ihr vorzubeugen, wachgerufen haben.*)

Wenn dieses Gefühl schon im protestantischen Norden lebendig war, so stieg es in den katholischen Ländern Südeuropas bis zu einem Enthusiasmus, ähnlich dem, wie ihn die Kreuzzüge gesehen hatten. Von allen Seiten strömten Freiwillige auf den Kampfplatz, besonders aus Spanien. In Wien fanden sich diese Volontärs zusammen, darunter allein sechzig Catalonier, und wurden dem Stahrembergischen Regimente als eine eigene Truppe beigegeben. Astorga, ein Spanier, führte dieses Freiwilligencorps, das später vor

*) Als Ofen endlich gefallen war, weckte die Nachricht davon in ganz Europa ein Gefühl freudigen Dankes. Aus Rom wurde berichtet: „der Papst habe mit lauter Stimme und unter den Dankesthränen der Cardinäle das Gebet verrichtet.“ Ueberall wurden Feste gefeiert (in Genua, Madrid, Brüssel ꝛc. drei Tage lang) und der Kurfürst schrieb, „daß er die vergnügte, für die gesammte Christenheit so importante Nachricht während des Gottesdienstes in Potsdam empfangen und dem Allerhöchsten für die Besiegung eines so blutdürstigen Feindes öffentlich gedankt habe.“ Man empfand die Abwendung einer Gefahr, die das Christenthum überhaupt bedroht hatte.

Ofen mit höchster Auszeichnung focht und beinahe vollständig aufgerieben wurde. Gleich zu Anfang, bei einem der ersten Ausfälle der Türken, fielen der Herzog de Vecha, ein Grand von Spanien, und Karl Freiherr von Dersflinger, jüngster Sohn des Feldmarschalls, der, von einer Reise in Italien eben zurückkehrend, in die Asturzasche Volontärcompagnie eingetreten war.*)

Wir sind aber, in der Absicht den Geist zu schildern, der damals das christliche Europa durchwehte, Schöning weit voraus geeilt, den wir zunächst noch in Großen, an der märkisch-schlesischen Grenze wieder finden, wohin von Ost und West her, aus Königsberg und Cleve, die Truppen beordert waren, die nach dem Willen des Kurfürsten das brandenburgische Hülfscorps bilden sollten. Der Kurfürst selbst nahm am 17. April die Musterung ab. Ein Augenzeuge beschreibt die Truppen wie folgt: „Die Service war überaus kostbar und trachtete darinnen einer den andern zu übertreffen, indem sie etliche gar von Augsburg und andern Orten hatten bringen lassen. Die Infanterie war blau, die Artillerie braun, die Cavallerie, sowohl Reiter als Dragoner, in lederne Collette gekleidet. Zwei Soldaten bekamen ein Zelt und einen Strohsack (welch ein Train!), damit sie, wenn sie an einem Ort anlangten, nicht nach Holz oder Streu laufen dürften. Die Unteroffiziere und Pionniere hatten Pistolen im Gürtel und die Dersflingerschen Bataillone Kessel an der Seite; die Reiter und Dragoner führten dabei noch Dolche." So waren die achttausend

*) Der Herzog von Vecha wurde in vollem Ornat, angethan mit dem Orden des goldenen Vließes, vor dem Zelte des Obergenerals, des Herzogs Karl von Lothringen, zur Schau gestellt. Wundlichter umstanden den Sarg und alles drängte sich herbei, den Gefallenen zu sehen. — Karl von Dersflinger war derselbe, bei dessen Todesnachricht der alte Feldmarschall die bekannten Worte: „Warum hat sich der Narr nicht besser in Acht genommen!" gesprochen haben soll. Wilhelm von Oranien sagte nach der Schlacht an der Boyne, als ihm der Tod des Bischofs von Derry gemeldet wurde: „Ganz recht, warum war er auch, wo er nicht hin gehört!" Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Wendung, etwas verändert, auf Dersflinger übertragen worden ist.

Brandenburger, die, durch Schlesien und den Jablunkapaß vor die Türkenfestung Ofen zogen, Hans Adam von Schöning als Oberstcommandirender, General von Barfus und General von der Marwitz als Nächste im Commando.

Am 24. Juni trafen die Brandenburger vor Ofen ein, das bereits seit mehreren Wochen von einer Reichsarmee von über 90,000 Mann unter Führung des Herzogs von Lothringen belagert und durch 14,000 Janitscharen und Spahis, unter Oberbefehl von Abdurrahman Pascha vertheidigt wurde. Zwölfhundert Brandenburger, unter Befehl von General v. d. Marwitz, rückten sofort ohne allen Verzug in die Linie ein, avancirten unter dem lauten Beifall der ganzen alliirten Armee bis auf funfzig Schritt an die Stadtmauer und stellten rechts und links ihre Verbindung mit den Kaiserlichen her. Die Festung war nun völlig cernirt; aber noch über zwei Monate vergingen bis zum letzten siegreichen Sturm, und während dieser Monate wurden, wie die Belagernden überhaupt, so auch namentlich die Brandenburger von immer wachsenden Verlusten betroffen. Der Minenkrieg kostete Opfer über Opfer und die zahlreichen Ausfälle der Türken wurden immer nur mit großem Verlust von Menschenleben zurückgeschlagen. Von den drei Grafen Dohna, die mit vor Ofen waren, fielen zwei, während der dritte, Graf Christoph, dessen Memoiren für die Geschichte jener Zeit und jener Belagerung so wichtig sind, verwundet wurde. In Wahrheit traf das Sprüchwort zu, das damals in Curs kam: „Je näher dem Ofen, je näher der Hitze." Thaten größter persönlicher Tapferkeit geschahen von beiden Seiten. Lieutenant von Webeser, nachdem sein älterer Bruder, ein Capitain im Bataillon Prinz Philipp, von einem Spahi niedergesäbelt war, ging vor, um seinen Bruder zu rächen oder sein Schicksal zu theilen, und auf einen türkischen Anführer förmlich Jagd machend, zerschmetterte er ihm, im endlichen Zweikampf, mit einem Morgenstern den Kopf.

Der 17. August war der Tag, der über das Schicksal der Festung entschied. An diesem Tag erschien vor Ofen das große

türkische Heer, 70,000 Mann stark, unter Führung des Großvezirs, das die Aufgabe hatte, die hart bedrängte Festung zu entsetzen. Es kam zur Schlacht Angesichts der Belagerten, und das türkische Heer wurde geschlagen. Von diesem Augenblick an war die Einnahme der Festung nur noch eine Frage der Zeit. Am 2. September schritten die Christen zum Sturme. Achttausend Mann, zur Hälfte Kaiserliche, zur Hälfte Brandenburger, jene vom Herzog von Croy, diese vom General von Barfus geführt, bildeten die Sturmkolonne und drangen unwiderstehlich vor. Nachdem die Palisaden erklettert waren, drang man in die Straßen der Stadt ein. Nur Türken und Juden hausten darin und alles wurde niedergemacht, leider auch Weiber und Kinder. Die Türken steckten weiße Fahnen aus, zum Zeichen, daß sie bereit seien sich zu ergeben, aber die Stürmenden rissen die Fahnen nieder und ließen alles über die Klinge springen. Vergebens mühte sich der Herzog von Lothringen, dem Gemetzel ein Ende zu machen; neuntausend wurden erschlagen; ein Rest von Janitscharen, der sich in das feste Schloß gerettet hatte, capitulirte am andern Tage. Unter diesen (da sein Tod nicht gemeldet wird) befand sich muthmaßlich auch Abdurrhaman selbst, ein geborner Schweizer mit Namen Geigny. Schon während der Belagerung, war er von einem in die Stadt geschickten Parlamentäroffizier Namens Wattenwyl, als Landsmann erkannt worden.

Auch die brandenburgischen Oberoffiziere waren, wie der Herzog von Lothringen, bemüht gewesen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und hatten durch ihr Dazwischentreten gerettet, wo noch zu retten war. Aber nur in einzelnen Fällen war es ihnen geglückt, General von Barfus rief zwei Türken Pardon zu, welche wie Verzweifelte sich wehrten, und brachte sie dem Kurfürsten als die Tapfersten nach Berlin. Schöning dagegen hatte das Glück, zwei schöne Türkinnen, noch Kinder, den Händen der alles niedermachenden Soldaten zu entreißen. Was aus dem älteren Mädchen geworden, entzieht sich unserer Kenntniß; die jüngere aber wurde, unter Beibehaltung ihres türkischen Namens, Fatime getauft

und von Schöning, der sie mit nach Tamsel nahm, sorgfältig erzogen.

Fatime kam später nach Warschau, wo sie eben so sehr durch ihre blendende Schönheit wie durch das romantische Interesse ihres Geschicks, aller Augen auf sich zog und ein Glanzpunkt der Gesellschaft wurde. Unter ihren Bewerbern war auch König August, dem sie lange widerstand, bis sie endlich dem Grafen Rutowski das Leben gab. Fatime vermählte sich später in die Spiegelsche Familie; ihr Sohn Rutowski aber stieg bis zum sächsischen Feldmarschall und ist, wenn wir nicht irren, derselbe, der bei Ausbruch des siebenjährigen Kriegs gezwungen war, bei Pirna zu kapituliren. *)

*) Wie Fatime in Polen und Sachsen, so spielte eine andere Türkin, Emmetah Uellah, fünfzig Jahre später in Preußen eine Rolle. Im Jahr 1766 kam der bekannte Lord Marschall, der letzte „Freund" des Königs nach Potsdam und lebte in dem, nach ihm genannten Hause in Sanssouci. Ihn begleitete seine Pflegetochter Emmetah Uellah, die Tochter eines Janitscharenhauptmanns, welche sein Bruder, der Feldmarschall Keith, im Jahre 1737 bei der Erstürmung der Festung Otzakow, vor sicherem Tode gerettet hatte. Emmetah Uellah („die Barmherzigkeit Gottes") war eine auffallende Schönheit, sorglich von ihrem Pflegevater gebildet und in hohem Grade liebenswürdig. Schon 1747, als sie mit dem damals noch kaiserlich russischen Feldmarschall zum erstenmal nach Berlin kam, hatte sie allgemeines Aufsehen durch ihre eigenthümliche Schönheit und Lebhaftigkeit erregt, dann auf den Gesandtschaftsreisen ihres Pflegevaters sich so vortheilhaft ausgebildet, daß sie mit ungezwungenstem Anstand die Honneurs des Hauses machen konnte. D'Alembert erzählt von ihr, Lord Marschall, obgleich schon im Greisenalter, habe eine leidenschaftliche Neigung für sie gefaßt, sei aber nicht erhört worden. Emmetah erwiederte auf den Antrag des Lords: „Ich bin deine Sklavin, und du kannst mit mir schalten, wie du willst; aber du würdest mich sehr unglücklich machen, wenn du von deinem Rechte Gebrauch machen wolltest. Ich liebe dich für eine zärtliche Tochter ihren Vater nur lieben kann, mehr aber verlange nicht von mir!" Lord Marschall dachte viel zu edel, um der Unterwürfigkeit einer Sklavin zu verdanken, was die Liebe des Mädchens ihm versagte, und selbst der giftigste Zunge unter den Tischgenossen Friedrichs hat es nicht gewagt, das Verhältniß zwischen beiden zu verdächtigen. Der König, welcher nicht liebte, Frauenzimmern in Sanssouci zu begegnen, sah sie nur bei seinen Besuchen im Lord Marschalls Hause, wo sie in den ersten Jahren die liebenswürdigste Wirthin zu machen wußte. Emmetah war wohl vorzüglich

Doch wir kehren zu Schöning und dem Türkenkrieg zurück. — Die Beute, welche in Ofen gemacht wurde, war überaus groß. Namhafte Summen von Dukaten und Zechinen, so wie Edelsteine und orientalische Perlen fielen den Siegern in die Hände. Unter den fünfhundert großen Geschützen, die man eroberte, befand sich auch eine vierundzwanzigpfündige Schlange mit dem brandenburgischen Wappen, die nun dem Führer des brandenburgischen Hülfscorps als Trophäe zurückgegeben wurde. Außerdem überbrachte Schöning dem Kurfürsten einen türkischen Roßschweif und ein paar tartarische Pauken, Siegeszeichen, die sich bis diese Stunde im Berliner Zeughause vorfinden.

Der Rückmarsch ging wieder durch die Jablunka, und am 7. December trafen die Brandenburger wieder an der märkischen Grenze ein. Sie hatten unzweifelhaft mit großer Tapferkeit gefochten (fast die Hälfte war vor Ofen geblieben; 30 Offiziere todt und 61 verwundet) und die Türken gaben deßhalb den brandenburgischen Soldaten nicht nur den Beinamen „Feuermänner", sondern brachten auch das Sprüchwort in Umlauf: „der steht wie ein Brandenburger." Schöning aber, von seinem Landesherrn reichlich geehrt, empfing zugleich vom Kaiser Leopold mannigfache Beweise seiner Huld, darunter einen mit Diamanten besetzten Degen von großem Werth.

Wir nähern uns nun jener Epoche im Leben unseres Helden, die durch einen kleinen, scheinbar geringfügigen Vorfall den Namen desselben ungleich bekannter gemacht hat, als aller Glanz seiner Siege zusammengenommen; ich meine seinen Streit mit General Barfus. Das Persönliche ist immer das Siegreiche. Die Schlachten und Belagerungen sind vergessen, oder doch halb vergessen, aber bis diesen Tag lebt im Barnim- und Küstrinschen

die Veranlassung, daß Lord Marshall sich von den jungen Offizieren der Potsdamer Garnison gesucht und umgeben sah, die er dann für die spanische und englische Literatur, namentlich für den damals in Deutschland noch wenig bekannten Shakespeare zu interessiren suchte.

das Sprüchwort fort: „Die hassen sich wie Schöning und Barfus.“ Wir wollen erzählen, wie es zu diesem Hasse kam.

Schöning war ein Glückskind und hatte, freilich nicht ohne großes persönliches Verdienst, seine Carrière über die Köpfe anderer Leute hinweg gemacht. Er war sechs Jahre jünger als Barfus und doch ihm immer um sechs Jahre voraus; das ergab eine Differenz, oder, wenn man so will, eine Ungerechtigkeit von zwölf Jahren. Der einundfünfzigjährige Barfus hatte vor Ofen unter dem fünfundvierzigjährigen Schöning gestanden, und zu der natürlichen Bitterkeit, die sich einfach schon aus diesen Zahlen ergeben konnte, mochte sich bei Barfus die Betrachtung gesellen, daß ihm die grobe Arbeit des Belagerns und sich Herumschlagens, dem Obersteommandirenden das Vergnügen des Repräsentirens, des Dinirens im herzoglichen Zelt und schließlich die Entgegennahme eines mit Diamanten besetzten Degens zugefallen sei. Jetzt, drittehalb Jahre später, im Sommer 1689, standen beide Generale ebenso am Rhein, wie sie damals an der Donau gestanden hatten, d. h. Schöning war abermals dem Barfus um einen Pas voraus, und wiewohl ein vorliegender Bericht aus jener Zeit eigens mit den Worten beginnt: „Es hat der Generallieutenant von Barfus dem General-Feldmarschall-Lieutenant von Schöning bisher jedesmal den gebührenden Respekt gegeben“, so wagen wir doch, ohne das Gemeldete geradezu zu bestreiten, die Vermuthung, daß dem Barfus die „gebührenden Respektsbezeugungen“ in seinem Herzen sehr schwer geworden sind.

Das Hauptkriegsereigniß im Sommer des genannten Jahres war die Belagerung des von den Franzosen besetzten Bonn. Ehe die Brandenburger unter des Kurfürsten und Schönings Führung dazu schreiten konnten, war ein Zurückdrängen der Franzosen aus den kleineren Plätzen, die in der Nähe von Bonn lagen, nöthig. Es kam dabei zum Gefecht bei Ordingen oder Uerdingen, das, von Schöning trefflich entworfen und von Barfus, der den rechten Flügel befehligte, mit vieler Bravour ausgeführt, dem Kur-

fürsten Raum ſchaffte, Bonn enger und mit mehr Ausſicht auf Erfolg zu umſchließen.

Die Belagerung hatte ſchon über zwei Monate gewährt (von Ende Juni an), als von Mainz her, das vom Herzog Karl von Lothringen belagert wurde, die Nachricht anlangte, daß ein franzöſiſches Entſatzheer heranrücke und eine Verſtärkung des dortigen deutſchen Belagerungsheeres dringend wünſchenswerth mache. Barfus mit 6000 Brandenburgern wurde zu dieſem Zweck von Bonn nach Mainz detachirt. Als er am 30. Auguſt vor dem Kurfürſten Friedrich III. (ſpäter König Friedrich I.) erſchien, um ſich zu verabſchieden, fand im Vorzimmer zwiſchen den beiden Generalen folgende Scene ſtatt.*)

Barfus fand den Schöning auf einem Stuhle ſitzend, trat an ihn heran und meldete: „daß er mit dem detachirten Corps nach Mainz marſchire, was er hiemit dem Herrn Feldmarſchall-Lieutenant zu wiſſen thue.“ Hierauf gab Schöning, wie es im Berichte heißt, eine „choquante Antwort“ des Inhalts: „wie es ein Wunder wäre, daß ihm der Barfus endlich einmal die Civilität thäte und ihm die gebührende Meldung machte.“ Barfus, dieſer choquanten Sprache begreiflicherweiſe choquant begegnend, antwortete ſchnell, „daß er die Meldung nur auf Befehl des Kurfürſten gemacht und ſie ſicher unterlaſſen haben würde, wenn er gewußt hätte, daß er einer ſolchen Antwort zu begegnen habe.“ Darauf Schöning: „auch ohne Befehl des Kurfürſten wäre die Meldung ſeine Schuldigkeit geweſen.“ Darauf trennte man ſich.

Aber dieſe Scene im Vorzimmer war nur Vorſpiel. Barfus,

*) Aehnliche Eiferſüchteleien und ein entſprechender Grad von Verbitterung herrſchte damals überhaupt in der brandenburgiſchen Armee, und Schöning, was neben manchem andern ihn entſchuldigen mag, war all die Zeit über gereizt. Vielfach wurden ihm die Honneurs verſagt, beſonders ſeitdem Feldmarſchall Schomberg bei der Armee war. Graf Dohna z. B., der — ein Anhänger Schombergs und ein Gegner Schönings — als Obriſtlieutenant bei den Grands Mousquetaires ſtand, rief den Offizieren zu, als Schöning ihre Reihen paſſirte: „Meine Herren, daß Sie nicht grüßen! Ich verbiete es Ihnen.“

als er eben das Haus verlassen hatte, hörte sich von dem hinter ihm her eilenden Schöning angerufen, der ihn jetzt aufforderte, mit ihm auf die Seite zu treten. Barfus war dazu bereit; Schöning aber, statt bei Seite zu treten, stellte sich etwa hundert Schritte vor der Hauptwache auf und rief Barfus zu, er solle den Degen ziehen. Barfus durchschaute das Spiel, das offenbar darauf aus war, ihn Angesichts von Zeugen zu einer Insubordination, zu einem Angriff hinzureißen, und ließ bedächtig den Degen in der Scheide. Schöning aber wiederholte sein: „Zieht, Herr Generallieutenant!“ und rief ihm endlich zu: „Der Teufel soll mich holen, wenn dieser Barfus das Herz hat, den Degen zu ziehen!“ Dabei schlug er zu gleicher Zeit dem Barfus den Stock aus der Hand, auf den sich dieser in vorgebogener Stellung während des ganzen Zwiegesprächs gestützt hatte. Barfus bückte sich, um den Stock wieder aufzuheben, und stieß dann mit dem spanischen Rohr nach Schöning, was dieser durch einen Stoß gegen des Gegners Hals erwiederte. Das war zu viel. Barfus fluchte: „Ei Sacrament!“ und zog seinen Degen. Schöning sah ihm lächelnd zu, und seine beiden Arme in einander geschlagen, rief er jetzt: „Haha, Monsieur zieht seinen Degen *zuerst*!“ und zog dann auch. Es sprangen aber andere Militärs dazwischen und die Streitenden wurden getrennt. Arrest folgte.

Dieser Vorfall machte größeres Aufsehen als die ganze Belagerung von Bonn (die beiläufig am 2. Oktober mit Uebergabe der Festung endete) und führte neun Monate lang zu einem halb juristischen, halb diplomatischen Kampf, in dem sich die gegenüberstehenden Parteien, die Schöning'sche und die Barfus'sche, in unzähligen Briefen, Eingaben, Gutachten ꝛc. befehdeten. Aber die Partei Barfus war stärker. Die einflußreichsten Leute des Hofes, Danckelmann, Spanheim, Otto von Schwerin, alle nahmen, entweder weil die Sachlage oder der hochfahrende Charakter Schönings zu Gunsten Barfus sprach, die Partie des letzteren, und am 17. Juni 1690 erschien endlich folgendes kurfürstliches Reskript, das Schöning, ohne einem Rechtsspruch vorzugreifen, in ziemlich

ungnädigen Worten aus dem brandenburgischen Dienst entließ: „Se. kurfürstliche Durchlaucht haben Sich unterthänigst referiren und in Dero Geheimen Rath vortragen lassen: was Dero wirklich Geheimer Kriegsrath und General-Feldmarschall-Lieutenant, der von Schöningen, sub. dato Weißen-See bei Berlin den 11. Juni gehorsamst supplicirt und gebeten. Wohin denn S. K. Durchlaucht Sich dahin nochmalen in Gnaden erklären: daß Sie nicht unterlassen werden, in den zwischen gemeldetem Feldmarschall-Lieutenant und dem General-Lieutenant von Barfus entstandenen Mißhelligkeiten gebührende Justiz administriren und solche rechtlich untersuchen, erörtern und dediciren zu lassen. Daß aber S. K. Durchlaucht Dero General-Lieutenant des von Barfusen Person zu Dero Diensten bei Ihrer Armee indessen zu employiren reselviret, dessen haben Se. kurfürstliche Durchlaucht sowohl wegen deren hohen Interesse und Diensten, als auch in Consideration seiner, des von Barfusen, bisher observirten unterthänigsten Conduite und sonsten bewegende Ursachen gehabt und lassen es auch darbei nochmalen gnädigst bewenden, können Sich auch darunter von Niemanden Ziel noch Maaß setzen oder vorschreiben lassen. Sie wollen aber auch dem Feldmarschall von Schöning nicht wehren, sondern ihm vielmehr auch gnädigst erlauben, in einiger auswärtiger allürter Potentaten Dienste, welche Deroselben und der guten Sache nicht zuwider sein, interimsweise zu treten, wenn er vorher dieselbe wird namhaft gemachet haben. — Indessen wiederholen Sr. kurfürstliche Durchlaucht Dero früher ergangene gnädigste Verordnung hiemit und befehlen dem General-Feldmarschall-Lieutenant von Schöning nochmalen gnädigst und ernstlichst: sich nicht allein dero hiesigen Residenzstädte zu enthalten, sondern auch aus bewegenden Ursachen, die so nahe daran gelegenen Oerter zu meiden und sich daselbst nicht ferner aufhalten oder finden zu lassen.

Cölln a. d. Spree, den 17. Juni 1690.

Friedrich.

gegenz. Eberhardt v. Danckelmann."

Aus diesem Referat (das wir dem nur als Manuscript existirenden Werke: „Geschichtliche Nachrichten über die Familie von Schöning verdanken) geht unverkennbar hervor, daß, abgesehen vom Streite selbst und von der schwebenden Frage: wer hat Recht? General Barfus in allem, was folgte, klug genug war, sich nachgiebig gegen die kurfürstliche Autorität zu zeigen, während der bedeutendere, aber rechthaberische, überall anstoßende Schöning, den Kurfürsten und seine Umgebung durch die Art seiner Rechtsforderung verletzte. Während der Streit schwebte, hatte er, muthmaßlich bedeutet, die Residenz unter allen Umständen zu meiden, abwechselnd in Tamsel und Weferlos gelebt; jetzt, nachdem das eben mitgetheilte Referat die Streitfrage praktisch zum Abschluß gebracht, verließ er die Heimath, die seinem Wirken und seinem Ehrgeiz keinen Schauplatz mehr bot, und am 9. April 1691 trat er als Feldmarschall in kursächsischen Dienst.

Wir begleiten Hans Adam, der vom 2. September 1689 an bis zu seinem Eintritt in sächsischen Dienst, fast ausschließlich in Tamsel lebte, nun durch seine letzten Lebensschicksale. Mit äußeren Ehren gingen wachsende Kränkungen Hand in Hand. Schöning war nicht allein in sächsischen Dienst getreten; dreißig brandenburgische Offiziere waren ihm gefolgt und innerhalb der sächsischen Armee wurden nun ähnliche Empfindungen rege, wie vier Jahre zuvor im Brandenburgischen, als Feldmarschall Schomberg, gefolgt von seinen Söhnen und andern französischen Refugies, über die Köpfe der alten brandenburgischen Generale hinweg (z. B. Derfflingers, der es auch sehr übel nahm) in die brandenburgische Armee eintrat. Hier wie dort glaubte man Eindringlinge vor sich zu haben und bittere Empfindungen griffen Platz. Neuerungen, die Schöning einzuführen Miene machte, machten ihn vollends nicht beliebt, und er mochte von Glück sagen, daß ein Feldzug am Rhein, zu dem auch sächsische Truppen be-

ordert wurden, die Gedanken der Unzufriedenen in andere Bahnen lenkte.

Aber von anderer Seite her kam größere und ernstere Gefahr. Die sächsischen Truppen im kaiserlichen Heere waren während der Rheincampagne 1691 herzlich schlecht gehalten, ja bei Gelegenheit der Winterquartiere in einer Weise behandelt worden, daß es einer Beleidigung oder Mißachtung des Kurfürsten von Seiten des Wiener Hofes ziemlich nahe kam. Hiegegen lehnte sich Schöning, der seinem neuen Herrn in Ernst und Treue diente, energisch auf und drang in ihn, bei der kaiserlichen Armee nur das Reichscontingent (3000 Mann) zu belassen. „Schöning" — so erzählt Paul von Gundling in einem Manuscript, das der Berliner Bibliothek angehört — „handelte sehr sicher und war in seinen Reden wider des Kaisers Majestät sehr frei. Dadurch wurde indessen seine Stellung gegen den Kaiser selbst sehr gefährlich, um so gefährlicher, als eben jetzt ein französischer Abgesandter, Namens Bidal, in Dresden eingetroffen war, der häufig mit dem Kurfürsten und Schöning verhandelte. Der Minister Clary (österreichischer Gesandte) ermangelte nicht, über alles sehr übertriebene Berichte nach Wien zu erstatten."

Kurz, man glaubte alsbald in Wien an ein sächsisch-französisches Bündniß, oder gab sich wenigstens das Ansehen, an ein solches zu glauben, um, gestützt darauf, einen Coup ausführen und die unbequeme Gestalt Schönings vom sächsischen Hofe entfernen zu können. Schöning selbst hatte keine Ahnung von dem, was ihm drohte. Er reiste, seit längerer Zeit ernstlich am Podagra leidend, in die Bäder von Teplitz. Hier wurde er, auf den eben geschilderten Verdacht hin, von den Oesterreichern aufgehoben, ganz unter ähnlichen Umständen, wie sechszig Jahre früher Hans Georg von Arnim (ebenfalls ein Brandenburger und sächsischer Feldmarschall) von den Schweden aufgehoben und nach Stockholm transportirt worden war.

Ueber die Art der Aufhebung Schönings liegt uns folgender Bericht vor. — In der Nacht zum 23. Juni marschirte ein Offi-

zier mit zweihundert Mann von Prag aus nach Teplitz, umstellte Schönings Wohnung, ließ ohne weiteres eine Salve geben, brach mit Gewalt in's Haus ein und nahm den Feldmarschall gefangen, der, im bloßen Hemd aus dem Bett gesprungen, kaum Zeit gefunden hatte, einen Schlafrock überzuwerfen. So, mit bloßen Füßen, setzte man ihn in eine Kalesche, der Offizier und zwei Mann bei ihm, und fuhr im schnellsten Galopp der Festung Prag zu. Der Adjutant des Feldmarschalls, Major von Droste, jagte sofort dem Wagen nach und griff die schwache Bedeckung an. Als aber einer der Soldaten das Gewehr auf Schöning anlegte und diesen zu erschießen drohte, überließ Droste den Feldmarschall den Händen seiner Ueberwinder. Von Prag brachte man ihn nach dem Spielberg bei Brünn und führte dort sein Verhör. Man wollte einen zweiten Wallenstein aus ihm machen und hielt die Meinung aufrecht, daß er nicht ohne Absichten nach dem Reichscommando gestrebt habe. Aber alle Bemühungen, ihn zu einem Hochverräther, zu einem „Verbrecher gegen die Interessen des Reichs" zu machen, waren vergeblich.

Sachsen war durch diesen eigenmächtigen Schritt auf's schwerste beleidigt und zog zunächst die 3000 Mann zurück, die es als Reichscontingent gestellt hatte; alle Schritte aber, die Freilassung Schönings zu erwirken, blieben fruchtlos, bis endlich, nach zwei Jahren schmählicher Gefangenschaft, der Regierungsantritt Friedrich Augusts, (August der Starke, König von Polen) und die energischen Proteste desselben, Schöning die Freiheit wiedergaben. Um die Aussöhnung vollständiger zu machen, erschien jetzt der bis dahin gefangen Gehaltene vor Kaiser und Kaiserin zur Audienz, und da er eben damals schwer vom Podagra gerlagt wurde, ward er in einem Sessel vor die beiden Majestäten getragen, ein Umstand, der nicht ermangelte, in ganz Europa die größte Sensation hervorzurufen.

Es war das viel Auszeichnung, auch namentlich wohl in den Augen Schönings, dessen Herz besonders empfänglich war für derartige Huldigungen; aber die Süßigkeit solcher Stunden konnte

doch nicht wiedergeben, was jahrelange Verbitterung dem Herzen genommen hatte. Gefeiert, aber krank und im Innersten gebrochen (sein Lieblingssohn war kurz zuvor gestorben), zog er in Dresden ein und die Gnadenbezeugungen Friedrich Augusts begleiteten nur noch einen Hinscheidenden. Er erkrankte; Podagra und Steinschmerzen zehrten an seinem Leben, Carlsbad versagte den Dienst, und am 28. August 1696 schied er, matt und müde, aus dieser Welt der Zeitlichkeit. Seine Leiche ward einbalsamirt und in der Kreuzkirche zu Dresden ausgestellt, dann aber am 25. November nach der Neumark übergeführt und am 4. December in der Kirche zu Tamsel beigesetzt. Dort ruht er noch jetzt in einem kupfernen Sarg, mit Gold reich verziert, ein Crucifix auf dem Deckel.

Wir versuchen zum Schluß noch eine Schilderung Schönings, sowohl seiner äußern Erscheinung wie seines Charakters. Er war, namentlich dem Brustbilde nach zu schließen, dessen Original sich auf der Festung Königstein und, in Copie, in Händen der Schöningschen Familie befindet, ein schöner Mann, in dessen Zügen sich Soldatisches und Hofmännisches, Strenge und Glätte, viel Selbstbewußtsein und ein ironisches Lächeln über die Eitelkeiten dieser Welt in interessanter Weise mischten. In andern Porträts (z. B. auf einer Denkmünze, die gleich nach seinem Tode geprägt wurde, so wie ferner auf einem großen Reiterbilde im Tamseler Schloß) tritt das streng Militärische beinahe ausschließlich hervor; doch ist es fraglich, ob letzteren Bildnissen die Bedeutung von Porträts beigemessen werden darf, oder ob sie nicht vielmehr jenen bloßen Ruhmes- und Ehrenbildnissen zuzurechnen sind, die nach dem Tode eines berühmten Mannes auf gut Glück hin angefertigt wurden, viel mehr in der Absicht, ihn durch bildliche Darstellung, gleichviel wie, überhaupt zu feiern, als durch correkte Wiedergabe seiner Züge seinem äußern Menschen gerecht zu werden.

Uns von Schönings Charakter ein Bild zu entwerfen, ist

nicht eben ſchwer, wenn wir den Berichten über ihn, die in ziemlicher Anzahl auf uns gekommen ſind, unbedingten Glauben ſchenken wollen. Es bleibt aber doch fraglich, ob dieſen Schilderungen, trotz des Uebereinſtimmenden, das ſie haben, in allen Stücken zu trauen iſt. Alle Mittheilungen über ihn rühren nämlich von ſeinen Gegnern her, und man würde die Pflicht haben, mit Rückſicht auf dieſen Umſtand die höchſte Vorſicht walten zu laſſen, wenn nicht andererſeits die Erwägung, daß alle Berichte nur eben deßhalb von lauter Gegnern herrühren, weil er nur Gegner hatte, uns nothwendig darauf hin verwieſe, daß etwas entſchieden Unliebenswürdiges in ſeiner Natur gelebt haben und die Quelle aller dieſer Gegnerſchaften geworden ſein muß. Barfus, die Schombergs (Vater und Sohn), Danckelmann, Grumbkow (der Vater des bekannten), Otto von Schwerin, Graf Chriſtoph Dohna, alle waren gegen ihn, und die Memoiren des letzteren, wenn wir Gutes und Böſes, das ſie erzählen, zuſammenfaſſen, ſchildern ihn als einen begabten Feldherrn voll Muth, Umblick und Geiſtesgegenwart, aber zugleich auch als einen anmaßenden und habſüchtigen Mann, von ſpöttiſchem und zweideutigem Weſen. Seiner geiſtigen Ueberlegenheit ſich bewußt, behandelte er, was unter ihm ſtand, mit Härte, und was neben ihm ſtand, mit Geringſchätzung.

Dieſe Schilderung wird im Weſentlichen richtig ſein. Sein Streit mit General Barfus, den wir oben ausführlicher erzählt haben, zeigt ihn uns ganz von dieſer Seite. Auch Barfus wird ſeinerſeits, in den Pöllnitz'ſchen Memoiren, ebenfalls „aufbrauſend, halsſtarrig und hochmüthig" genannt; aber eine Reihenfolge von Umſtänden ſpricht dafür, daß Schöning in allem, was Dünkel und Hochmuth anging, wenigſtens ein potenzirter Barfus war. Schöning war wie Barfus und Barfus war wie Schöning, aber der letztere hatte von allem, vielleicht auch vom Guten, ſicherlich an Talent, ein voller geſchüttelt und gerüttelt Maaß. Mit Barfus, trotz ſeines aufbrauſenden Weſens und ſeiner Halsſtarrigkeit, war es immerhin möglich, in Ruh und Frieden zu leben, wenigſtens fehlt es an Berichten, die zu entgegengeſetzter Anſicht zwängen; mit

Schöning aber erschien überall der Unfriede und die Gekränkten und Beeinträchtigten wichen ihm entweder aus, d. h. quittirten den Dienst, oder forderten ihn zum Duell.*) Auch dem Kurfürsten (Friedrich III.) gegenüber verdarb er es, während der Barfüßstreit noch schwebte, durch seinen anmaßenden Ton. Er mußte Recht haben, er war ja Schöning; in diesem Sinne stellte er seine Anträge, und dies war es, was ihn endlich stürzte, nachdem er sich längst um alle Sympathien gebracht hatte.

So weit nehmen wir nicht Anstand, in die Angriffe seiner Feinde (auch den Vorwurf der Habsucht abzuweisen, möchte schwer sein) mit einzustimmen; aber wenn wir auch die Schatten, die sein Charakter aufweist, weder leugnen noch sie verringern wollen, so können wir ihm doch dadurch gerecht werden, daß wir seine Lichtseiten mehr hervortreten lassen, als seine befangenen Zeitgenossen es konnten oder wollten. Schöning hatte keine Freunde unter denen, die ihm gleich standen, aber diejenigen, die über ihm standen, und zwar je höher je mehr, diese zeichneten ihn aus und gaben ihm die Beweise eines besonderen Vertrauens. Kurfürst Friedrich III. war zu unselbstständig, zu unkriegerisch, trotz seiner Kriege, und persönlich zu leicht verletzbar, um über die Vorzüge Schönings die Schwächen desselben vergessen zu können; der große Kurfürst aber und Friedrich August der Starke bewiesen ihm dauernd ihre Werthschätzung und ihre Huld. Seine Stellung, zumal zum großen Kurfürsten, erinnert an das Verhältniß, das Winterfeldt, siebzig Jahre später, zum großen König einnahm. Auch Winterfeldt erkaufte die Liebe Eines durch den Haß Vieler. Die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, waren zum Theil die-

*) Zum Theil freilich waren die schiefen Stellungen, in die er beständig gerieth, unverschuldet. General von Promnitz wollte sich mit ihm schießen, weil Schöning statt seiner das Commando zur Verfolgung Horns erhalten hatte, und General Beauvais d'Espagne nahm 1687 den Abschied, „weil er es nicht ertragen konnte, daß man dem General Schöning, der nach dem ungarischen Feldzug ein Liebling des großen Kurfürsten geworden war, den Vorzug einräumte."

ſelben: Hochmuth, Herrſchſucht, Zweideutigkeit; nur der Habſucht wagte man ihn nicht zu bezüchtigen. Schöning wurde mit 37 Jahren General, mit 48 Jahren Feldmarſchall; dieſe beiden Angaben genügen, um zu zeigen, was er war. Zwei Höfe, der brandenburgiſche und der ſächſiſche, wetteiferten in Anerkennung ſeines militäriſchen Verdienſtes. Dieſes Verdienſt war unbeſtreitbar da, aber freilich, der Stolz über ſeine Gaben verdunkelte dieſe, oder machte die Welt unwillig, da anzuerkennen, wo die höchſte Selbſtſchätzung nichts mehr zu ſchätzen übrig ließ.

Er war ſeiner Umgebung überlegen, namentlich weltmänniſch, aber ſein ſpöttiſcher Mund verrieth zu viel davon und brachte ihn um die beſte Frucht des Lebens, die Liebe der Menſchen. In wenigen Herzen hat er ſich eine Stätte gebaut, nur die Tamſeler Fiſcher haben ihm eine poetiſch-phantaſtiſche Erinnerung bewahrt bis dieſen Tag. Wie Terſtlinger in Guſow und der alte Sparr in Prenden, ſo lebt Schöning in Tamſel als ein „Zauberer“ fort, und ſie erzählen daſelbſt von ihm (ohne Fichten geht es nicht ab in brandenburgiſcher Sage), er ſei an der Spitze eines märkiſchen Fichtenwaldes vor die Türkenfeſtung Ofen gerückt, habe durch einen Zauberſpruch all ſeine Fichten in baumhohe Pickeniere verwandelt und dann, wie der Birnamwald vor Schloß Dunſinan, die Türkenfeſtung geſtürmt. — In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts lebte das alles noch in einem Volkslied, das die Tamſeler Fiſcher zu ſingen pflegten; nun iſt das Lied verklungen und nur noch die Sage geht von Mund zu Mund.

Kronprinz Friedrich und Frau v. Wreech.

In edlem Zorn erhebe dich, Blick' auf,
Verkläre, strafe den unwürdigen Zweifel.
Schiller.

Nach des Feldmarschalls Tode fiel Tamsel an den einzigen Sohn desselben, der muthmaßlich schon bei Lebzeiten des Vaters, die Verwaltung der Familiengüter übernommen hatte. Aber das schöne Schloß, das die Hand Griechischer Künstler geschmückt hatte, schien kein Glück, keine Fülle des Lebens für alle diejenigen zu beherbergen, die den Namen Schöning führten, und kaum anderthalb Jahrzehnte nach dem Tode des berühmten Vaters, folgte ihm der unberühmte Sohn in die Gruft.

Dieser Sohn war der letzte Schöning der Linie Tamsel. Er hinterließ nur eine einzige Tochter Louise Eleonore, die, damals ein Kind noch, unter Vormundschaft ihrer Mutter, die reiche Erbschaft antrat. Louise Eleonore war mit 4 Jahren die Erbin von Tamsel und mit 14 Jahren die Gemahlin des Obersten Adam Friedrich v. Wreech. Sie war 7 Jahre mit diesem vermählt, also 21 Jahre alt, als der damals neunzehnjährige Kronprinz Friedrich, muthmaßlich in den letzten Tagen des August 1731 (bis dahin hatte er die Festung Küstrin nicht verlassen dürfen) seinen ersten Besuch in Tamsel machte.

Es ist bekannt, daß der Prinz diesem ersten Besuche weitere Besuche folgen ließ und alsbald ein intimes Verhältniß mit der schönen Frau v. Wreech anknüpfte, das bis in die letzten Tage seines Küstriner Aufenthaltes hinein, also bis Ende Februar 1732, fortgesetzt wurde.

Die Frage drängt sich auf, welcher Art waren diese Beziehungen? War es ein intimes Freundschaftsverhältniß, oder war

es ein anderes? Die Anschauungen, die bis jetzt darüber gegolten haben, waren dem guten Rufe der schönen Frau nicht allzu günstig; verschiedene eigenhändige Briefe jedoch, die der Kronprinz eben damals an Frau v. Wreech richtete und deren Inhalt, ja deren Existenz erst in neuester Zeit bekannt geworden ist, werden vielleicht im Stande sein, die ganz und gaben Ansichten über diesen Punkt wesentlich zu modificiren. Diese an Frau v. Wreech gerichteten Briefe, die sich jetzt im Besitz einer Urenkelin derselben befinden, wurden von der letzteren Dame, in ihrem von der Großmutter auf sie vererbten Berliner Hause, zufällig aufgefunden, als sie, beim Ordnen von Papieren, ein ziemlich vergilbtes Packet mit der kurzen Bezeichnung: „Papiers concernant la famille de Wreich" in die Hände fiel. Ein zweiter Umschlag führte die Aufschrift: „Lettres et vers de certain grand Prince," woran sich, wie zu bestimmterer Bezeichnung des Inhalts, die Worte reihten: „Lettres de Fréderic II. (comme Prince royal) à Mad. de Schoening et à sa fille Mad. de Wreich."

Diese Briefe sind auf gewöhnlichem grobem Schreibpapier und oft bis an den untersten Rand hin voll geschrieben; die Linien sind krumm, die Orthographie höchst mangelhaft und die meisten leider nicht datirt; nur einer trägt das völlige Datum und zwar den 5. September 1731. Doch ergiebt sich aus dem Inhalt der Briefe mit Bestimmtheit, daß sie zwischen Ende August 1731 und Ende Februar 1732 geschrieben sein müssen.

Die Bedeutung dieser Briefe ist eine doppelte. Sie werfen, wie schon angedeutet, nach meiner Meinung ein ganz bestimmtes und ein sehr vortheilhaftes Licht auf die Art des Verhältnisses, das zwischen dem Kronprinzen und Frau v. Wreech bestand; sollten aber die traditionell gewordenen Anschauungen über dies Verhältniß durch den Inhalt dieser Briefe nicht erschüttert werden, so werden die letzteren doch unter allen Umständen das Gute haben, an die Stelle bloßer Ueberschriften, einen verhältnißmäßigen Reichthum von Details und an die Stelle des blassen

Allgemeinen, bestimmtere Farben und plastischere Gestaltung gesetzt zu haben.

Denn die „Frau v. Wreech-Literatur“ (wenn man diesen Ausdruck gestatten will) war bisher eine ziemlich kümmerliche, und die Zusammenstellung alles dessen, was man wußte, hatte auf einem Quartblatt Platz. Es waren eigentlich nur zwei Brief-Zitate, von denen das eine Zitat einem Briefe des Grafen Schulenburg (wenn ich nicht irre, an Grumbkow), das andere Zitat einem Briefe Grumbkows an Seckendorf entnommen war. Beide Zitate unterschieden sich von einander dadurch, daß sich das eine mit der Persönlichkeit der Frau v. Wreech, das andere mit der Art ihres Verhältnisses zum Kronprinzen beschäftigte; aber beide Briefstellen waren äußerst arboristisch, und während Schulenburg meldete: „Frau v. Wreech sei sehr schön und habe einen Rosen- und Lilien-Teint,“ sprach Grumbkow von einer „starken amour,“ in die der Prinz verfallen sei, und fügte einige derbe Worte hinzu, die der König, gewissermaßen in Billigung und Gutheißung des Verhältnisses, geäußert haben sollte. Dies ist Alles. Wohl sprechen die diplomatischen Klatsch-Briefe, die damals mit wichtiger Miene hin- und hergeschrieben wurden, von allerhand „Debauchen,“ in die der Prinz verfallen sei, dieser Ausdruck aber bezieht sich ersichtlich nur auf sein Küstriner Leben und nicht auf seine Tamsel'er Besuche. Ja, ich möchte weiter gehen und die Behauptung wagen, daß Tamsel damals die Kehrseite, der Gegensatz von dem Küstriner Leben gewesen sei, ganz geeignet, durch Sitte, Feinheit und Anstand ein Leben wieder zu regulieren, das solcher Regulatoren allerdings dringend bedürftig war.

Auch wir heute, gestützt auf die Briefe des Kronprinzen, beschäftigen uns zunächst mit der Persönlichkeit und dem Charakter der Frau v. Wreech. Haben wir diese beiden festgestellt, so haben wir, anderer Aufklärungen zu geschweigen, bereits viel gewonnen; denn die Handlungen der Menschen sind im Einklang mit ihrem Sein.

„Ein Teint wie Lilien und Rosen“ schreibt Schulenburg und

ſtellt durch dieſe wenigen Worte, das Bild einer ſchönen Blondine vor uns hin, jung, heiter, blendend, von gefälligen Formen. Aber die Briefe des Kronprinzen geben uns mehr: ſie beleben, ſie durchgeiſtigen die ſchöne Geſtalt. Frau v. Wreech ſcheint ſich Ausgangs November 1731, während der Vermählungstage der Prinzeſſin Wilhelmine in Berlin, mit bei Hofe befunden zu haben, und während dieſer Tage iſt es, daß der Kronprinz ſich niederſetzt, um an Frau v. Schöning, die Mutter der Frau v. Wreech, zu ſchreiben. „Madame, ſo heißt es in dieſem Briefe, ich habe das Vergnügen gehabt Ihre Frau Tochter in Berlin zu ſehen. Ich ſah ſie, aber ſo flüchtig, daß ich kaum Gelegenheit fand, ihr guten Tag und guten Weg zu wünſchen. Dennoch, ſo kurze Zeit ich ſie ſah, konnte mir es nicht entgehen, wie ſehr ſie ſich vor allen anderen Damen des Hofes auszeichnete, und obſchon ein ganzer Haufe von Prinzeſſinnen (une foule de princesses) zugegen war, die an Glanz ſie übertrafen, ſo verdunkelte Ihre Frau Tochter doch alle durch Schönheit und majeſtätiſche Miene, durch Haltung und feine Sitte. Ich war wirklich in einer Tantalus-Lage, immer verſucht zu einer ſo göttlichen Perſon (à une si divine personne) zu ſprechen, und nichts deſto weniger zum Schweigen verpflichtet. Ihre Schönheit feierte ſchließlich einen völligen Triumph und alles am Hofe kam überein, daß Frau v. Wreich den Preis der Schönheit und feinen Sitte davontrage. Dieſe Worte müſſen Ihnen wohlthun, da Sie dieſer liebenswürdigſten aller Frauen ſo nahe ſtehen. Aber ſeien Sie verſichert, Madame, daß Ihre Theilnahme an dieſem Allem nicht lebhafter ſein kann, als meine eigene, der ich Alles liebe, was dieſer liebenswürdigen Familie zugehört, und immer bin und ſein werde Ihr ergebenſter Freund, Neffe und Diener Friedrich.“

Wenn uns dieſer Brief von der Feinheit und Grazie der ſchönen Frau erzählt, ſo erzählt uns ein anderer Brief von dem Reſpect, den ihre Gegenwart einzuflößen verſtand. Der Kronprinz ſchreibt unterm 5. September 1731 an Frau v. Wreech ſelber:

„Ich würde die härteste Strafe verdienen, in Ihrer Gegenwart eine bêtise wie die gestrige begangen zu haben, wenn ich nicht Entschuldigungen hätte, die glaub ich (einigermaßen) stichhaltig sind. Der Graf sagte wirklich Dinge, die mir ganz und gar nicht gefielen, Dinge, deren rasche und ruhige Verdauung über meine Kräfte ging. Dennoch hab' ich nur allzu guten Grund, Ihre Verzeihung für mein albernes Betragen nachzusuchen. Sie werden mir erlauben, meinen letzten Besuch durch einen anderen wieder gut zu machen, wo ich versuchen will, wenn's möglich ist, den Eindruck meiner gestrigen Thorheit zu verwischen."

So am 5. September. Aber die aufgefundenen Briefe fügen dem Bilde weitere Züge hinzu und wir sehen Frau v. Wreech nicht nur im Besitz von Jugend, Schönheit und einer Respect erzwingenden Haltung, — wir gewinnen auch einen leisen Einblick in ihre geistige Begabung und in die Liebenswürdigkeit ihres Charakters. Am 20. Februar 1732 schreibt der Kronprinz:

„Ich würde sehr undankbar sein, wenn ich Ihnen nicht meinen Dank darüber aussprechen wollte, einmal, daß Sie überhaupt nach Tamsel kamen und dann, daß Sie mir die reizenden Verse überreichten, die Sie für mich gemacht hatten. Ich hätte mich einer Sünde schuldig zu machen geglaubt, wenn ich die Verse gleich gelesen und dadurch, wenn auch nur auf einen Augenblick, mich um den Zauber Ihrer Unterhaltung gebracht hätte. Gestern, in abendlicher Einsamkeit, fand ich Gelegenheit, Alles in ungestörtester Muße zu lesen und zu bewundern. Da haben Sie meine Kritik. Alles, was von Ihnen kommt, entzückt mich durch Geist und Grazie. Doch genug, — ich breche ab, seh ich Sie im Geiste doch ohnehin erröthen. Ihrer Bescheidenheit aber jedes weitere Verlegenwerden zu ersparen und zugleich von dem Wunsche geleitet, Ihnen einen neuen Beweis meines blinden Gehorsams zu geben, schicke ich Ihnen, was Sie von mir gefordert haben."

Das, was der Prinz schickt, was Frau v. Wreech von ihm gefordert hat, ist sein Portrait, und er begleitet dasselbe mit einem Abschieds-Sonett, dessen Liebesgeständniß, eben weil es Ab-

schiedszeilen sind, vielleicht ein gut Theil ernsthafter zu nehmen ist, als alle die andern gereimten Huldigungen, auf die ich später zurückkomme. Das Sonett lautet:

Als mein Gesandter soll mein Bild dich grüßen,
Und des Gesandten Dollmetsch sei dies Lied,
Was ich zu sagen Dir bisher vermied,
Ich sag' es nun: Ich liege Dir zu Füßen.

Ich trage Fesseln, aber jene süßen,
Von denen nie ein Herz freiwillig schied, —
Mit jedem Ringe, jedem neuen Glied
Wächst nur die Lust zu tragen und zu büßen.

Doch halt, o Lied, verrathe nicht zu viel,
Verberge lieber hinter heitrem Spiel
Den Schmerz des Abschieds und des Herzens Wunde;

Verberge Deiner Wünsche liebstes Ziel,
Verschweige, daß nur Eine Dir gefiel,
Um die du sterben möchtest jede Stunde.

Ich habe die Uebersetzung dieses Sonetts mit gutem Vorbedacht hierher gestellt, weil es mir, ganz abgesehen von seinem Inhalt oder seinem Werth oder Unwerth, ganz einfach in seiner Eigenschaft als etwas Gereimtes oder Gedichtetes, einen passenden Uebergang zu dem zu machen scheint, was ich zunächst noch zu sagen haben werde.

Nachdem ich nämlich bis hierher bemüht gewesen bin, das Bild der Frau v. Wreech zu zeichnen, drängt sich nun zweitens wieder die bis hieher zurückgewiesene Frage auf: Wie standen der Kronprinz und die Besitzerin von Schloß Tamsel zu einander? Wie eng oder wie weit waren die Grenzen ihrer Intimität gezogen?

Die Antwort, die ich auf diese Frage habe, weicht, wie schon angedeutet, durchaus ab von der üblichen Anschauung. Es stehen die Grumbkow'schen Klatschereien und die eigenhändigen Briefe des Kronprinzen ziemlich diametral einander gegenüber, und die vorsichtigste Prüfung dieser Briefe, selbst ein argwöhnisches Suchen und Lesen zwischen den Zeilen, hat mir schließlich nur um so fe-

ſter die Ueberzeugung verſchafft, daß das Ganze die Huldigung eines etwas verliebten, poetiſirenden jungen Prinzen war, — eine Huldigung, die, mal leichter mal leidenſchaftlicher auftretend, von Frau von Wreech halb als eine Zerſtreuung, eine Ehre, eine Schmeichelei, aber halb auch als eine Laſt entgegen genommen wurde.

Dem entſprechend war denn auch wohl das Verhältniß, das zwiſchen Frau von Wreech und Kronprinz Friedrich, dieſem glänzenden Typus eines jungen poetiſirenden Berliners, ins Leben trat. Die blendende Schönheit, der ſinnliche Reiz der jungen Frau gaben dieſen Beziehungen im Laufe der Wochen und Monate eine andere Färbung; es kamen leidenſchaftliche Stunden, aber ſie kamen doch nur wie Anfälle und ließen im Weſentlichen das auf äſthetiſchen Intereſſen aufgeführte Verhältniß fortbeſtehen. Es war das geiſtreiche Bedürfniß, das immer wieder nach Tamſel hindrängte; der Eſprit der Küſtriner Garniſons-Offiziere reichte nicht aus, ihr Verſtändniß für Verſe war vollends zweifelhaft, und ſo ſehen wir denn die Correſpondenz nach Tamſel hin nicht nur von zahlreichen Poeſereien, wie Oden, Stanzen, Hymnen, Sonetten ꝛc., beſtändig begleitet, ſondern auch die Briefe ſelbſt, zumal den letzteren, in jener halb ironiſchen, halb humoriſtiſchen Weiſe abgefaßt, die ſich immer da einſtellt, wo junge Männer dem Zuge nicht widerſtehen können, jeden Brief auch zugleich als eine kleine literariſche That, als eine Anhäufung originaler Gedanken, oder als eine witzig-geiſtvolle Beſchreibung in die Welt zu ſenden.

Den erſten Brief des Kronprinzen, der übrigens in eſprituoller Weiſe die Correſpondenz eröffnet, übergeh' ich hier; ich beginne mit dem zweiten, worin der junge Poet, dem nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als das Schickſal ſeiner Verſe, unverkennbar hervortritt.

„Madame, ſo ſchreibt er, die Heuſchrecken, die das Land verwüſten, haben die Rückſicht genommen, Ihre Beſitzungen und Ländereien zu verſchonen. Ein zahlloſes Heer viel ſchlimmerer und gefährlicherer Inſekten indeß ſteht auf dem Punkt, ſich bei Ihnen niederzulaſſen, und nicht zufrieden damit, das Land zu zerſtören, haben dieſe Geflügelten die Dreiſtigkeit, Sie perſönlich und in

Ihrem eigenen Schloſſe zu überfallen. Dieſe Geflügelten führen den Namen Verſe, ſind Sechsfüßler, haben ſcharfe Zähne und einen langgeſtreckten Körper, dazu eine gewiſſe Kadenz, die genau genommen ihr Grundprincip iſt und ihnen das Leben giebt. Es iſt eine böſe Race, jüngſt vom Parnaß angekommen, wo ſie der gute Geſchmack nicht länger dulden wollte. Ein gleiches Schickſal wird ihrer in Tamſel harren. Wie immer dem ſein möge, ich freue mich, daß Apolle ſich aufgerafft hat, um ſeinen Muſenberg von der Spreu der unächten Poeten zu ſäubern. Sein Staubeſen hat gründlich aufgeräumt. Ich ſelbſt freilich bin unter den sumpf Getroffenen, aber ich verzeihe alles, verzeihe es um ſo lieber, als ich ſehr wohl weiß, daß überall da, wo das Böſe ſeine Strafe, auch das Gute ſeinen Lohn erhält. Sie, Madame, werden dieſen Lohn empfangen und ich bitte Sie dann um Ihr allergnädigſtes Fürwort. Sagen Sie dem Apoll, daß er als Directeur der Künſte und Wiſſenſchaften eigentlich doch zu grob exercirt und mich kaum noch als einen Mann von Ehre behandelt habe. Bitte, ſagen Sie ihm ferner, daß es eigentlich nur ein Mittel gäbe, ſolche Züchtigungen und Backenſtreiche erträglich zu machen, nämlich die Stiftung eines Ordens vom ſchlechten Reim. Willigt er darin, ſo kann er uns von da ab treffen, wie er will, wir werden es ruhig und dankbar hinnehmen — Ritter, die wir dann ſind."

So der Brief. Der Kronprinz hat in den erſten Zeilen deſſelben ein ganzes Heer von Verſen angekündigt, Sechsfüßler mit ſcharfen Zähnen und lang geſtrecktem Körper, und dieſe Verſe, die dem Briefe beiliegen, ſo wie andere, die folgten, beſchäftigen uns jetzt. Alle dieſe Verſe theilen ſich in zwei Gruppen, in ſolche, die in directer Huldigung gegen die ſchöne Frau geſchrieben, und ſolche, die ihr bloß zur Kritik, muthmaßlich zur mildeſtdenkbaren, vorgelegt wurden.

Eine Ode, an Frau von Wreech gerichtet, eröffnet den Reigen. Man muß es damals mit den Gattungs-Eintheilungen und den demgemäßen Ueberſchriften nicht ſehr genau genommen haben,

denn die Zeilen verhalten sich zu dem Schwung einer wirklichen Ode etwa wie sich Kotzebues „armer Poet" zum Goethischen Tasso verhält. Der Prinz erklärt, daß er Frau von Wreech liebe und verehre; daß es freilich Menschen gäbe, die da meinten, Liebe sei eine Schwäche, daß er für sein Theil aber die schwachen Herzen angenehmer fände, als die Herzen von Stein. In der Mitte der sogenannten Ode, bei deren Uebertragung ich übrigens, wie auch bei den folgenden Stücken, die im Ausdrucke prosaischsten Stellen wesentlich gemildert habe, heißt es in leidlich wohlgesetzten Alexandrinern:

Hab' ich zu viel gesagt und ging mein Lied zu weit,
So wiss', in Bangen nur übt' ich Verwegenheit,
So denke, daß ich schwieg, als ich zuletzt Dich sah.
Ich schwieg, denn Göttin-gleich, wortraubend standst Du da.

Gebiet'rin, die Du bist, gestatte mir noch oft
Geständniß all' des Glücks, drauf meine Seele hofft,
Geständniß dessen all', was ich bisher bezwungen,
Darbringungen im Lied all' meiner Huldigungen.

Ein Zufall und — so wenig dichterischen Werth diese Dinge haben mögen, — doch muß ich sagen ein glücklicher Zufall hat uns die Reimzeilen aufbewahrt, mit denen Frau von Wreech die poetische Adresse des Kronprinzen beantwortete. Diese Antwortszeilen sind nämlich als Brouillon, als Entwurf auf die Rückseite des Kronprinzlichen Briefes geschrieben und lauten wie folgt:

Welch' Wunder trug sich zu? Was ist's, das sich begab?
Es steigt ein Königssohn, ein Prinz zu mir herab,
Besingt in Liedern mich und fordert mich zum Streit;
Antworten seinem Lied wär' wie Verwegenheit,
Ich kann es nicht, nein, nein, verwirrt in jedem Sinn
Fährt, aber was ich schrieb, die Feder wieder hin.

Wohl hab' ich oft gehört, an diesem, jenem Ort,
Wer nur im Herzen fühlt, dem giebt sich auch das Wort,
Doch trät ich keck zum Kampf mit Dir, Erhabner, ein,
Müßt' ich an Witz und Wort zuvor Dein Echo sein.

Solch' Echo bin ich nicht; all' meiner Seele Schwung
Entspringt aus Einem nur, aus der Bewunderung
Womit ich vor Dir steh'; Dein Thun, das in mir lebt,
Dein Schicksal ist's allein, das mich zu Dir erhebt.

Es huldigt mir Dein Wort; ich habe deß nicht Leid,
Ist doch huldvolles Wort der Hoheit schönstes Kleid,
Und Du, Du botest mehr, der Grazien schöne Hand
Gestaltete zum Lied, was Deine Huld empfand.
Du gabst mehr Ehre mir, als je mein Herz erfuhr,
Und all' mein Sein ist Dank und stille Huldigung nur.

Dies sei genug. Auffallend ist es, daß sich in diesen Versen, die spätere Ruhmesbezeichnung gleichsam antizipierend, bereits der Ausdruck le grand Frédéric vorfindet. Das bewundernde Hinaufblicken aber zu diesem grand Frédéric, das — wenn auch vieles auf Rechnung bloßer gesellschaftlicher Phrase zu setzen ist — dennoch ziemlich unverkennbar aus diesen getrimten Zeilen der Frau von Wreech sich kundgiebt, erklärt sich wohl überwiegend daraus, daß die Küstriner Tragödie, der Tod Kattes, mit Allem, was vorausging und folgte, den Kronprinzen mit einem poetischen Zauber umkleidet hatte, der bei erster Begegnung noch nachwirkte. Dieser Zauber, diese Glorie, diese Bewunderung, wie immer sonst auch die Herzensbeziehungen zwischen beiden sich in jenen Herbst- und Wintermonaten gestalten mochten, waren jedenfalls nicht von Dauer. Ich deutete das schon an und wir kommen noch einmal kurz darauf zurück.

Ich sagte, die Sechsfüßler, die der Kronprinz seinen Briefen beilegte, waren doppelter Art; die einen wandten sich huldigend an das Herz der schönen Frau, die andern — und ihre Anzahl ist ungleich größer — waren kleine literarische Beilagen, die ein Geplauder, einen Meinungsaustausch, eine ästhetische Controverse wachrufen sollten und auf die ich hier begreiflicherweise ein besonderes Gewicht lege, weil sie die angedeutete Art des Verhältnisses, das ästhetisch-literarische Fundament desselben, ungleich besser charakterisiren, als jene Huldigungsstrophen.

Diese literarischen Beilagen bestanden zunächst aus Satyren, ebenfalls in den unvermeidlichen Alexandrinern geschrieben. Er rächt sich in ihnen für alle Unbill seiner Gefangenschaft, und Jeder, der ihn gepeinigt oder auch nur vorübergehend gelangweilt

hat, erhält seinen Geißelhieb. Die Liste ist ziemlich lang, und Gouverneur von Lepel, Kammerdirector Hille, die neidische Frau von Wolden, alle ziehen sie noch einmal vorüber, zuletzt die Colonelle Eberts, von der es heißt, daß sich über ihre Dummheit eine ganze Aeneïde schreiben ließe. An Noten, Erläuterungen und Randbemerkungen ist kein Mangel, und in einem Postscriptum heißt es, daß die ganze Satyre in etwa 14 Tagen geschrieben und doch zu seinem Bedauern immer noch voller Fehler sei, während er alles Gute darin dem Horaz, dem Juvenal oder dem Boileau verdanke.

So waren die Verspakete, die die kronprinzliche Correspondenz nach Tamsel hin begleiteten.

Aber wir würden irren, wenn wir annehmen wollten, daß sich diese literarischen Beilagen auf Verse beschränkt hätten. Auch der Prosa wurde ihr Recht. Die Briefe selber, wie schon hervorgehoben, wurden gelegentlich zu Aufsätzen, zu „Feuilletons," wie wir jetzt vielleicht sagen würden, und hoben, wenigstens vielfach, das literarische Interesse über das Herzens-Interesse hinaus.

Etwa um die Mitte Novembers, kurz vor seinem ersten Besuche in Berlin und vor der wirklichen Aussöhnung mit dem Vater, schreibt der Kronprinz wie folgt:

„Verehrteste Cousine! Des guten Glaubens, daß Sie zu meinen besten Freunden in diesen Gegenden zählen, kann ich nicht unterlassen, Ihnen einen Plan mitzutheilen, der sich auf meinen demnächstigen Einzug in Berlin bezieht. Es ist ohngefähr Folgendes, was ich Ihnen darüber mitzutheilen habe. Der Zug soll durch eine Heerde jener verpönten Thiere von zartem Fleisch und unzarten Gewohnheiten eröffnet werden, denen die Aufgabe zufallen wird, aus Leibeskräften und in Gemäßheit angeborner Instincte zu schreien. Dann folgt eine Schaf- und Hammelheerde, unter Führung eines meiner Kammerdiener. Danach eine Heerde Podolischer Ochsen, die mir unmittelbar voraufgehen. Nun ich selbst. Mein Aufzug ist folgender: ein großer Esel trägt mich, so einfach als möglich aufgeschirrt. Statt der Pistolenhalfter befinden sich zwei Getreidesäcke vor mir, und ein tüchtiger Mehlsack vertritt

die Stelle von Sattel und Schabracke. So ſitz ich da, einen Knittel als Peitſche in der Hand und einen Strohhut ſtatt des Helmes auf dem Kopf. Zu beiden Seiten meines Eſels marſchirt ein halbes Dutzend Bauern, mit Senſen, Pflugſchaaren und anderen Attributen der Landwirthſchaft, und müht ſich, Schritt zu halten und einen Ernſt zu zeigen, wie er der Sache angemeſſen iſt. Dann folgt, auf der Höhe eines ſchwerbeladenen Heuwagens, die heroiſche Geſtalt des Seigneur von Ratzmer, der Wagen ſelbſt von vier Ochſen und einer Stute gezogen. Ich bitte Sie, verehrteſte Couſine, mich bei Anordnung dieſer Ceremonie unterſtützen zu wollen. Was mich angeht, ſo ziehe ich es vor, eine wirkliche Urſache zu Hohn und Spott zu geben, als ohne allen Grund von einem frechen Volkshaufen ausgelacht zu werden. Ich treffe alle Vorbereitungen für dieſen meinen Einzug und warte nur noch Ihrer Ordre, um ſie ins Werk zu ſetzen."

Dieſer Brief, mit ſeinen Vorzügen und Schwächen, was iſt er anders, als ein kleiner humoriſtiſcher Verſuch, der der ſchönen Freundin in Tamſel überſandt wird, um bei nächſter Gelegenheit einiges Verbindliche, Schmeichelhafte darüber zu hören.

Noch einmal, die äſthetiſch-literariſchen Bedürfniſſe des Kronprinzen ſchufen und unterhielten das Verhältniß, und wenn die Neigung des jungen Poeten, wie kein Zweifel iſt, zu Zeiten die Geſtalt einer leidenſchaftlichen Liebe annahm, ſo bleibt es doch mindeſtens ungewiß, ob dieſe Liebe eine glückliche, eine gegenſeitige war. Wenn wir darüber die Schlußſätze des letzten Briefes vom 20. Februar zu Rathe ziehen, ſo ſcheint es beinahe, daß Frau von Wreech (wie ſchon angedeutet) hinnahm, was ſie nicht ändern konnte, und daß ſie, namentlich nachdem die erſte poetiſche Bewunderung vorüber war, des Kronprinzen Neigung mehr duldete, als erwiederte. Dieſe Schlußſätze des Prinzlichen Briefes lauten: „So ſchicke ich Ihnen denn mein Bild. Ich hoffe, daß es wenigſtens dazu dienen wird, mich dann und wann in Ihre Erinnerung zu bringen und Sie ſagen zu machen: er war au fond ein guter Junge (un assez bon garçon), aber er langweilte mich,

denn er liebte mich zu sehr und brachte mich oft zur Verzweiflung mit seiner unbequemen Liebe."

Diese Worte, die fast wie ein Resumé klingen, sind mir als besonders charakteristisch erschienen. Ende Februar verließ der Kronprinz Küstrin, um nicht mehr (es sei denn auf ein paar Tage im März oder April) dahin zurückzukehren. —

Die Jahre gingen; andere Zeiten kamen. Das Verhältniß, das einen Winter lang so viel Trost und Freude im Gefolge gehabt hatte, schien todt, schien vergessen; erst 26 Jahre später sehen wir den Kronprinzen, nun König Friedrich, der mit seinem Ruhme die Welt erfüllt hat, noch einmal wieder in Tamsel, und noch einmal sitzt er nieder, um an Frau von Wreech zu schreiben.

Aber wie anders sieht ihn jetzt Tamsel an! Es ist am 30. August 1758, fünf Tage nach der Schlacht bei Zorndorf. Das Schloß ist von den Russen ausgeplündert, alle Bewohner sind geflohen, der zurückgebliebene Lehrer der Wreech'schen Kinder liegt erschlagen im Park, Alles ist wüst, öde, halb verbrannt; mit Mühe wird ein Tisch herbeigeschafft, an dem es möglich ist, zu schreiben. Der König, so oft lieblos gescholten, gedenkt jetzt entschwundener Tage, alter Liebe, alter Pflicht, und Angesichts der Zerstörung, die sein Herz an diesem Orte doppelt schmerzlich trifft, schreibt er noch einmal an Frau von Wreech. Keine Verse sind eingeschlossen, aber ein Besseres hat er sich in der Schule des Lebens erobert — ein ächtes Gefühl. Der Brief selbst aber lautet:

„Madame! Ich habe mich nach der Schlacht vom 25. hierher begeben und eine volle Zerstörung an diesem Orte vorgefunden. Sie mögen versichert sein, daß ich alles nur Mögliche thun werde, um zu retten, was noch zu retten ist. Meine Armee hat sich genöthigt gesehen, hier in Tamsel zu fouragiren, und wenn freilich die verdrießliche Lage, in der ich mich befinde, es ganz unmöglich macht, für all' den Schaden aufzukommen, den die Feinde (vor mir) hier angerichtet haben, so will ich wenigstens nicht, daß von mir es heiße, ich hätte zum Ruin von Personen

beigetragen, denen gegenüber ich die Pflicht, sie glücklich zu machen, in einem besondern Grade empfinde. Ich halte es für möglich, daß es Ihnen selbst, Madame, eben jetzt am Nothwendigsten gebricht, und diese Erwägung ist es, die mich bestimmt, auf der Stelle die Vergütigung alles dessen anzuordnen, was unsere Feutragirungen Ihnen gekostet haben. Ich hoffe, daß Sie diese Auszeichnung als ein Zeichen jener Werthschätzung entgegennehmen werden, in der ich verharre als Ihr wohlgewogener Freund Friedrich."

Frau von Wreech empfing diesen Brief am selben Tage noch, woraus sich schließen läßt, daß sie auf einem der benachbarten Güter Zuflucht gesucht hatte, denn dem Briefe sind von der Hand der Empfangerin die Worte hinzugefügt: „Empfangen am 30. August 1758, in demselben Jahre, in dem ich Alles verlor, das ich mein nannte" — oder wie es im Originale heißt: „L'année où j'ai perdu tout ce que j'avais dans le monde pour vivre."

Diese Worte der Frau von Wreech sind charakteristischer, als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. Der Brief des Königs hatte zweifellos den Zweck, ein Trostbrief zu sein; der Ausdruck seiner Theilnahme, seine Zusage für alles das aufkommen zu wollen, was die Verpflegung seiner Truppen gekostet hatte, alles das bezeugte genugsam, daß er trösten, aufrichten wollte, aufrichten vor allem auch durch die Aufmerksamkeit (er deutet es selber an), die allein schon in der Thatsache lag, daß er unter solchen Umständen schrieb. Frau von Wreech aber, unter dem Druck unbestreitbar schwerer Sorgen, scheint (unberührt fast von dem Inhalt jenes Briefes) nur dem einen niederdrückenden und bitteren Gedanken gelebt zu haben: Ich war reich und bin nun arm, ich konnte geben und helfen und bin nun selber hülfebedürftig.

Es würde gewagt sein, aus der kurzen Notiz: „das Jahr, in dem ich Alles verlor, was ich mein nannte," so weit gehende Schlüsse auf die damalige Stimmung der Frau von Wreech ziehen zu wollen, wenn nicht die Correspondenz, die sich nun (also 26 Jahre nach jenem ersten Briefwechsel) zwischen Jugendfreund und

Jugendfreundin entspann, keinen Zweifel darüber ließe, welche Empfindungen damals beinah ausschließlich das Herz der seelisch schwer heimgesuchten Frau erfüllten; und wenn die Jugendbriefe des Kronprinzen uns ungleich mehr mit der Empfängerin in Tamsel als mit dem Küstriner Verfasser sympathisiren ließen, wendet sich nun das Blatt und der König kommt zu seinem Recht.

Auch auf diese zweite Correspondenz werfen wir noch einen flüchtigen Blick. Sie besteht nur aus fünf Briefen und diese Blätter liegen neben der Jugendcorrespondenz, wie die Briefe eines Ehemannes, der sich mit Anstand zurückgezogen hat, neben dem Brief-Päckchen das er als Bräutigam geschrieben.

Aber diesen fünf Prosabriefen gebührt diesmal dennoch der Vorzug. Von verschiedenen Punkten aus datirt, wohin der Krieg den schwerbedrängten König gerade rief, von Dresden, Breslau, Leipzig aus, gereicht jeder einzelne dem Schreiber zu hoher Ehre. Aus ihrem Inhalt ergiebt sich, daß Frau von Wreech nicht müde wurde, den König zuerst um Unterstützung für die verarmten Bauern der Wreechschen Güter, dann um Darlehne für sich selbst zu bitten. Diese Gesuche waren sicherlich dazu angethan, die Geduld des Königs zu erschöpfen, der z. B. einen dieser Briefe im December 1760, also kurz nach dem schwer erkauften Siege von Torgau und jedenfalls zu einer Zeit empfing, wo die halbe Monarchie ziemlich eben so verwüstet war, wie die Güter der Frau von Wreech; aber seine Antworten (nur zum Theil von ihm selbst geschrieben) verrathen nirgends Ungeduld, oder jene Schärfe und Herbe, durch die er so schwer verletzen konnte; und selbst da, wo er auf das Bestimmteste ablehnt, lehnt er nur ab, weil er muß. Er schreibt eigenhändig von Breslau aus:

„Madame, Sie stellen sich die Dinge sehr anders vor, als sie sind. Bedenken Sie, daß ich seit einem Jahre weder Gehalte noch Pensionen zahle; bedenken Sie, daß mir Provinzen fehlen, daß andere verwüstet sind; denken Sie an die enormen Anstrengungen, die ich machen muß, und Sie werden einsehen, daß meine Ablehnung nur in der völligen Unfähigkeit ihren Grund hat, Ih-

nen zu helfen; sobald die Dinge sich ändern, soll geschehen, was möglich ist."

Ja, er geht schließlich weiter und bewilligt wirklich eine Summe zu einem Betrage, der nicht genannt wird, dessen Unzureichendheit aber sich muthmaßen läßt, denn die Anfangsworte des Begleitschreibens lauten: „Es thut mir aufrichtig leid, Madame, weder so viel thun zu können, wie ich möchte, noch so viel, wie Sie wünschen. Aber ich habe Ordre gegeben ꝛc."

Dies sind die letzten Zeilen, die Friedrich nach Tamsel hin richtete; sie zeigen, wie diese letzten Briefe überhaupt, daß er bis zuletzt und unter den pressendsten Verhältnissen, nie vergaß, was er diesem Hause und dieser Frau an Dankbarkeit schuldete. Er hätte sonst einen ganz andern Ton angeschlagen. Frau von Wreech indeß scheint anders empfunden und die Vorstellung unterhalten zu haben, daß des Königs Benehmen hart überhaupt und speciell hart gegen sie, die Genossin, die Freundin seiner Jugend gewesen sei.

Der Friede kam, das verwüstete Tamsel blühte wieder auf, der alte Feldmarschall mit seinen rothen Gamaschen hing wieder an der beisirten Wand und der Park, schöner werdend von Jahr zu Jahr, füllte sich mit Marmorstatuen. Dem Ruhme des Prinzen Heinrich, des Bruders des Königs, wurden Tafeln und Obelisken errichtet, jedem Hohenzoller fiel eine Huldigung zu, nur dem Größten nicht; kein Stein, keine Tafel trug den Namen König Friedrichs. Hier, wo er glücklich gewesen war und vielleicht auch, wenigstens vorübergehend, glücklich gemacht hatte, sollte sein Name vergessen sein. Eingeschlossen in die zwei Feldmarken von Küstrin und Jorndorf, sollte Tamsel dennoch den Namen nicht nennen, der, von allen Seiten her, hoch über Schloß und Park, wie ein Hymnus zusammenklang.

Aber die Zeiten üben Gerechtigkeit. Im Sommer 1795 wurde der jüngste Sohn der schönen Frau von Wreech, der letzte seines

Namens und Stammes, in die Kirchengruft hinabgesenkt, und andere Bewohner zogen in Schloß Tamsel ein, die Lächeln mochten über den Unmuth, der, begründet oder nicht, sich unterfangen hatte, den Namen des großen Königs von dieser Stelle ausschließen zu wollen.

Am 31. Mai 1840, am hundertjährigen Jahrestage der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, fiel die Hülle von dem Monument, das Graf Hermann Schwerin, der Vater des gegenwärtigen Besitzers von Tamsel, dem Andenken des Königs hatte errichten lassen. Es ist ein Denkstein von 30 Fuß Höhe; auf der Spitze desselben erhebt sich eine vergoldete Victoria, während der Sockel die Inschrift trägt: Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.

Unter Betheiligung vieler Tausende aus Dorf und Stadt wurde die Enthüllungsfeier begangen. Ein alter Bauer, als er die Hüllen fallen sah, rief seinem Nachbar zu: „Ick dacht, et süll de olle Fritz sinn, un nu is et man sine Fru.“

Der alte Bauer hatte Wahrheit und Weisheit gesprochen — waren doch Victoria und Friedrich zu treuem Bunde vereint gewesen. Die Hohenzollern aber, mögen sie nie aufhören, in gleicher Art dem Siege vermählt zu sein.

Zorndorf.

Mordbrennend Bär mit eisbehangnen Haaren
Dürstete Friedrichs Blut.
Christian Fr. Daniel Schubart.

Mit Vergunst,
Die Welt ist eins, ein andres ist die Kunst.

Eine halbe Meile nördlich von Tamsel liegt Zorndorf. Der Weg führt zunächst durch eine tiefe Schlucht hindurch, die hier, unmittelbar im Rücken des Dorfes, die Hügelkette (das alte Ufer der Warthe) wie ein Thor durchbricht und immer ansteigend, nach Norden hin, auf ein Plateau von mäßiger Höhe mündet. Die Fahrt, die sehr malerisch beginnt, mit Berglehnen und Laubholz verliert sehr bald diesen Charakter; Sand und Baumwurzeln treten an die Stelle, bis endlich das glatt und freundlich daliegende Zorndorf wieder die ziemlich reizlose Oede unterbricht.

Zorndorf ist hübsch und wohlhabend, wie fast alle Dörfer, wo Schlachten geschlagen wurden. Ob es lediglich darin liegt, daß die während des Kampfes zerstörten Dörfer besser und freundlicher wieder aufgebaut werden, oder ob die Schlachtfelder, wie große Kirchhöfe, einen reicheren Acker schaffen, wer mag es sagen? Wahrscheinlich wirkt beides zusammen. Vielleicht aber kommt noch ein Drittes hinzu: das Auferbauen aus Trümmern schafft nicht nur einfach ein neues Dorf, es schafft auch, in nöthig gewordener Anspannung aller Kräfte, ein rührigeres Geschlecht; und Fleiß und Energie, einmal wach gerufen, vererben sich nunmehr wie ein Segen von Vater auf Sohn.

Unſer Wagen hielt vor dem Krug. Mein Führer und Reiſegefährte, der halb heimiſch in Zorndorf war, rief nach dem Krüger. Aus einem kleinen dürftigen Laden trat eine Hünengeſtalt heraus, grüßte und ſtellte ſich halb dienſtlich neben den Wagentritt. Seine rieſige Geſtalt und die kleine Ladenthür paßten wenig zuſammen; ein ähnlich komiſches Verhältniß beſtand zwiſchen ſeiner Geſtalt und ſeinem Namen.

„Guten Tag, Herr Nonnenprediger," begann die Unterhaltung. Der Angeredete erwiederte ruhig den Gruß, ohne eine Miene zu verziehen.

„Herr Nonnenprediger", ſo fuhr mein Reiſegefährte heiter fort, „einer von den Bauern hier ſammelt ja wohl alles, was auf dem Schlachtfelde gefunden wird. Verlohnt es ſich, bei ihm vorzufahren?"

Nonnenpredigers Mund verzog ſich zu einem leiſen Grinſen, das deutlich errathen ließ, wie der Angeredete über „vaterländiſche Alterthümer" dachte.

„Können Sie uns nicht ohngefähr ſagen, was der Bauer alles hat?

„Kanonenkugeln, Gewehrläufe, Schäfte, Flintenſteine."

„Nicht den Lehnſtuhl, drauf Friedrich der Große die Nacht vorher geſchlafen hat?"

„Nein, der ſteht in der Neu-Damm'ſchen Mühle."

„Sonſt nichts?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Dank ſchön. Guten Abend, Herr Nonnenprediger. — Fahr zu!"

So ging es weiter, an der hübſchen neuen Kirche vorbei (die in einem runden Thurmfenſter die Inſchrift trägt: „Zur Erinnerung an den 25. Auguſt 1758") über den Dorfdamm fort, hinaus in's Freie.

Unmittelbar hinter Zorndorf, in der Richtung nach Norden hin, beginnt das Schlachtfeld. Es iſt ein Viereck, ziemlich genau eine Quadratmeile groß, nach Weſten hin von der Drewitzer Heide, im Norden von der Mietzel, im Oſten vom Ziecher Bach und im

Süden von einem kleinen Höhenzuge begrenzt, an dem die Dörfer Wilkersdorf und Zorndorf liegen. Auf diesem Stück Erde wurde das Drama aufgeführt. Der Boden ist wellenförmig, aber die Einschnitte ziehen nicht horizontal von West nach Ost, sondern senkrecht von Nord nach Süd, so daß das ganze Terrain mit seinen Höhen und Tiefen einer Tischplatte gleicht, auf der (von oben nach unten zu) eine Hand mit gespreizten Fingern liegt. Dorf Quartschen (der damalige Mittelpunkt der russischen Stellung) entspricht dem Handgelenk, oder dem Knotenpunkt, wo alle Linien des Feldes, Höhen und Tiefen, zusammentreffen. Das Ganze also, von Nord nach Süden zu, ist ein fächerförmiges Hügelterrain.

Auf einem dieser Hügelrücken, der, länglich und kaum tausend Schritte breit, zwischen zwei Vertiefungen, dem „Zaber- und dem Galgengrund" sich hinzieht, wurde die Schlacht entschieden; richtiger vielleicht, von hier aus wurde sie entschieden. Von Zorndorf her den Zabergrund hinaufrückend, begleitete Seydlitz, am äußersten linken Flügel der preußischen Aufstellung, den Auf- und Vormarsch der Angriffskolonnen. Selber ungesehen, sah er seinerseits alles. Auf die Aufforderung des Königs, „anzugreifen, bei Gefahr seines Kopfes," gab er die bekannte Antwort.*) Der Zeitpunkt war noch nicht da. Im Moment aber, als die bereits siegreichen Russen ihre Reiterei vorschickten, um in die fliehenden preußischen Bataillone einzuhauen, schwenkte Seydlitz plötzlich rechts, passirte den Bach und stieg aus dem Grund (der ihn bis dahin verborgen hatte) herauf. Wie Sturm über das Plateau zwischen dem Zaber- und Galgengrund hinfegend, führte er nun jene weltberühmte Attake aus, die mit der Niederwerfung des zunächst stehenden russischen Flügels endigte, und sechs Stunden später gegen den anderen Flügel wiederholt, den Tag zu Gunsten des Königs entschied.

„Seydlitz, auch diesen Sieg verdank ich Ihm." — „Nicht

*) „Nach der Schlacht steht dem Könige mein Kopf zu Befehl, während derselben mag er mir noch erlauben, davon in seinem Dienste Gebrauch zu machen."

mir, Majeſtät; hier dieſem Löwen" (Rittmeiſter von Wakenitz). Es war überhaupt, wie ein Tag glänzenden Sieges, ſo auch glänzender Improvisatus und Repliken. „Keine Schlacht iſt verloren, ſo lange das Regiment Garde du Corps nicht angegriffen hat" ꝛc.

Die Chauſſee von Zorndorf nach Quartſchen läuft auf der Höhe des flachen Hügelrückens zwiſchen dem Zaber- und Galgengrunde hin und durchſchneidet genau (in einer Längslinie) denjenigen Theil des Schlachtfeldes, auf dem die entſcheidenden Würfel fielen.

Wir machen den Weg bei Sonnenuntergang. Der goldene Ball der Sonne hängt glänzend über den Dächern von Quartſchen; die Luft iſt ſtill, nur hoch im Blauen ſingt es und klingt es. So geht es zwiſchen dem wogenden Korn dahin.

Etwa tauſend Schritt hinter Zorndorf paſſiren wir einen altmodiſchen Bauernhof mit Plankenzaun und Strohdach; wieder fünfhundert Schritt weiter fällt uns, rechts am Wege und mitten auf dem Felde ſtehend, ein auf verſchiedenen Stufen errichtetes Steinmonument auf, das in Form eines Oblongs das Kornfeld überragt. Dieß iſt das Denkmal zur Erinnerung an die Zorndorfer Schlacht, am 25. Auguſt 1826 von Männern des Kreiſes errichtet und an derſelben Stelle aufgeführt, wo, alter Ueberlieferung zufolge, der König hielt und den Gang der Schlacht ordnete und überblickte. Dieſem Punkt gilt unſer Beſuch.

Wir laſſen halten und ſuchen nach einem Feldweg, einem Pfad, der uns vorausſichtlich an das Monument führen wird. Aber nichts derart iſt zu finden. Beſucher, die hieher kommen, um das Schlachtfeld von Zorndorf zu überblicken, ſind ſo ſelten, daß es nicht nöthig iſt, einen Feldweg nach dem Denkmal hin offen zu halten. Lauter Ackerland; wie es im Chamiſſoſchen Liede heißt: „Der Pflug geht drüber hin." Nach langem Suchen endlich entdecken wir eine Ackerfurche, die uns in gerader Linie, aber von den ſchräg liegenden Halmen völlig verdeckt, dem Monumente zuführt. Wir ſtehen nun vor einem Sand- und Lehmhügel, von der Form und Größe eines Backofens, auf dem ſich der Denkſtein

erhebt. Der Aufgang ist steil wie eine Wand und man kann deutlich erkennen, daß die anfangs sich allmählig abflachenden Wände, von dem Bauer, dem jetzt das Feld gehört, ab- und niedergepflügt wurden, um dadurch ein paar Quadratruthen mehr Ackerland zu gewinnen. Bauern-Egoismus ist sicherlich das einzig leitende Motiv dabei gewesen, aber der Egoismus ist hier zum Segen ausgeschlagen und der Hügel mit seinen nun steil abfallenden Wänden, hie und da von Liguster und Distelbüschen überwachsen, nimmt sich ganz trefflich aus, als Postament für den auf seiner Höhe errichteten Denkstein. Dieser Denkstein ist einfachster Art. Er besteht aus drei Granitstufen, auf deren oberster sich ein Oblong, ebenfalls aus Granit, erhebt; das Ganze ein etwa mannshoher, höchst schlichter Steinbau, der früher an seiner Nordseite eine Inschrift trug. Man liest noch jetzt: „Hier stand Friedrich . . . . M.D.C.C.L.VIII." Alles andere ist verlöscht.

Das Monument ist schlicht genug; aber der Blick über das Schlachtfeld, nach dem alten Comthurei-Dorfe Quartschen hin, das jetzt grau und schattenhaft vor der dahinter gelagerten Abendröthe liegt, ist entzückend. Der Abend schickt einen Luftzug durch die Halme; ein leises Rauschen und Knistern; die Lerchen sind eben still geworden; aber von rechts und links her rufen jetzt die Unken über das Feld hin. Die hausen noch im Zaber- und Galgengrund, freilich nicht mehr so im Vollen wie sonst. Die beiden Gründe oder Erdklinsen haben längst aufgehört eigentliche Wasserrinnen zu sein, Cultur hat sie trocken gelegt, aber hie und da, wo nach wie vor ein Restchen Sumpfwasser in der Vertiefung steht, halten sich noch die alten Bewohner.

Die Sonne ist unter; aber noch ist es hell genug, um das ganze Terrain von dieser Stelle aus klar zu überblicken, und als ob das Uebersichtliche des Feldes, das Plastische der Lokalität, dem Heraufsteigen des ganzen Schlachtenbildes von ehemals zu Hülfe käme, so fängt das in Dämmer daliegende Feld an, sich mit russischen Carrés zu beleben. Aber sie stehen nicht lange: von links her, aus der schattigen Tiefe des Zabergrundes herauf, steigen

Seydlitz und die Gardes du Corps. Rittmeister von Wakenitz, mit gezücktem Pallasch allen andern voraus, fliegt über die Ebene hin. — Da klappert (sehr zur Unzeit) ein Wagen aus Quartschen die Chaussee entlang; er fährt mitten durch die blanken Schwadronen hindurch, und — Visier und Waffenglanz sind hin.

Noch einmal, ein schlichtes Monument ist es, das an dieser Stelle das Gedächtniß an den Tag von Zorndorf zu wahren unternimmt, aber es ist gut, daß es schlicht ist; prächtige Monumente gehören in die Stadt, in das Bereich der Kunst. In Wald und Feld gehören Denkmäler (mit einzelnen Ausnahmen), deren Schlichtheit sie in den Hausrath der Natur wie einzureihen scheint. Verschmelzung, Uebergang, nicht Gegensatz. Würfel und Obelisk werden auf Schlachtfeldern noch lange das beste bleiben.

Mein Reisegefährte, zu dem ich Aehnliches gesprochen haben mochte, legte bei diesen Worten seine Hand auf meine Schulter und sagte dann lächelnd: „Dieser Stein weiß davon zu erzählen. Wir haben hier dergleichen erlebt. In das Leben dieses Steins schleicht sich nämlich eine Episode höherer Kunstexistenz ein; aber es war kein glückliches Dasein."

Auf meine Bitte um Aufschluß, fuhr der Sprecher fort: „Gern, nichts soll Ihnen vorenthalten bleiben. Aber ändern wir zuvor unsere Front und nehmen wir hier auf den Stufen der Rückseite Platz, damit wir nach Bauer Mertens und seinem Gehöft hinüber sehen können. Das Gehöft und seine Insassen spielen mit."

Ich that, wie geboten. „Sie kommen von Tamsel", nahm der Erzähler das Wort, „und haben im dortigen Park sicherlich das Monument gesehen, das auf seiner Spitze die Rauchsche Victoria trägt. Das Monument hat Graf Hermann Schwerin errichtet (der Vater des gegenwärtigen Besitzers), ein sehr liebenswürdiger und kunstsinniger Herr. Sie werden gleich sehen, warum ich mit ihm beginne."

„Es war etwa 1846 oder 1847, als ein befreundeter Herr

beim Grafen in Tamsel erschien und ihm von einem Küstriner Klempner erzählte, der in, ich fürchte, mißverstandenem patriotischem Eifer auf die Idee gekommen war, den alten Fritz in Weißblech zu treiben. Er hatte jahrelang seine Feierabendstunden daran gesetzt; nun stand der alte Fritz endlich da, sieben Fuß hoch und blank wie ein Zinnlöffel; aber niemand wollte ihn haben. Der Graf, der nicht nur ein kunstsinniger, sondern, wie schon angedeutet, vor allem auch ein sehr humaner Mann war, überlegte sich's einen Augenblick, acceptirte dann das angebotene Kunstwerk, zahlte einen guten Preis und traf seine Dispositionen."

„Ein paar Tage später traf die getriebene Arbeit in Tamsel ein. Tamsel indeß war nicht Bestimmungsort; der Graf hatte schon anderweitig darüber verfügt, freilich mit einer gewissen Besorgniß, man könnte sagen mit Vorahnung."

„Es war Anfang November, als, bald nach Mitternacht, ein Leiterwagen vor dem Tamsler Schloß hielt. Die Statue wurde rasch aufgeladen, und ehe zehn Minuten um waren, setzte sich der Zug unter Begleitung von einem Maurerpolier und drei Gesellen — anderer Dienstleute zu geschweigen — in Bewegung. Es ging still durch Schlucht und Wald, noch stiller durch Zorndorf hindurch, an Mertens Gehöft vorbei, bis der Wagen hier zu Füßen des Hügels hielt. Rasch, ängstlich, mit fast gespenstischer Stille, wurde der blecherne Fritz auf den Granitwürfel gestellt. Sie können noch sehen, wo der Mörtel gesessen hat. Dann, in stiller Nacht, wie der Zug gekommen war, verschwand er auch wieder."

„Am andern Morgen trat Mertens ältester Sohn in die Hausthür, um nach dem Wetter zu sehen. Er sah auch zufällig nach dem Monument hinüber und bemerkte, daß eine menschliche Figur regungslos auf dem Steinwürfel stand. Er schüttelte den Kopf, dachte aber nichts Arges. Nach einer Stunde — er hatte inzwischen die Pferde gefüttert — trat er wieder vor's Haus, sah wieder hierher und brummte vor sich hin: „He steiht immer noch!"

Er wartete, es wurde nicht anders. Nun wurde ihm die Sache bedenklich. Er weckte den Alten; der Alte kam und alles Hausgesinde mit ihm. Aber es blieb, wie es war. „De snackſche Kerel ſteiht ümmer noch", wiederholte der Sohn. Und in der That, im Nebel des Novembermorgens, grau, geſpenſtiſch, räthſelvoll, ſtand eine Figur auf dem Schlachtenſtein. Welche Hypotheſen in jener Stunde durch die verſchiedenen Köpfe der Familie Mertens gegangen ſein mögen, iſt ſchwer zu ſagen. Endlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, löſte ſich der Spuk."

„Die Mertensſchen waren nun zufrieden, auch die Jorndorfer und die Quartſchener vielleicht; aber Graf Schwerin, der dieſe Umwandlung geſchaffen hatte, war es keineswegs. Sein künſtleriſches Gewiſſen ſchlug ihm, und wenn Anfangs das gute Herz über die äſthetiſchen Inſtinkte geſiegt hatte, ſo rächten ſich dieſe jetzt und drangen ihrerſeits auf Abhülfe. Der Graf, der zeitlebens nur Gutes gethan hatte, ging an dem „alten Fritz" vorbei, wie an einer Schuld, welche Sühne verlangt."

„Er fand ſie endlich auf die einfachſte Weiſe. Nachdem der „alte Fritz" einen Winter lang den Stürmen getrotzt und alles Blanke ſeiner Erſcheinung längſt eingebüßt hatte, erſchienen die Vermummten wieder, und nächtlicherweile, wie die Statue gekommen, ſo verſchwand ſie wieder. Es war eine kurze Exiſtenz. Wie Leidtragende folgten der Maurerpolier und die Seinen, als man die Figur nach Tamſel zurück geleitete. Sie wurde dort im Kohlenkeller deponirt und iſt dort verſchollen. Ich bleibe dabei: das einfachſte Monument das beſte, wenigſtens auf einem Schlachtfeld."

Während der Erzählung war es dunkler geworden, und war es nun die Kühle des Abends, oder die Stelle, auf der wir ſtanden, ein leiſes Fröſteln lief über uns hin. Dann ſprangen wir, über die Liguſterwand weg, vom Hügel aus mitten in's Kornfeld hinein, und Arm und Bruſt vorſchiebend, ſchwammen wir durch das Kornfeld durch. Wir hörten nichts als das Kniſtern der

Halme, selbst im Zabergrund war es still geworden und unsere Rede floß erst wieder von der Lippe, als unser Wagen über die Landstraße hinrollte und in das Prusten der Pferde hinein Bauer Mertens uns seinen „guten Abend“ bot. Sein „guter Abend“ klang treuherzig genug und keine Ahnung schien ihn beschlichen zu haben, daß er oder sein Ältester so eben „der Held einer Geschichte“ gewesen war.

„Der Blumenthal."

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselben Weges fahren.

Eidher der ewig junge.

„Der Blumenthal" (d. h. der Blumenthal-Wald) ist der Name eines großen Forstreviers, das den östlichen Theil des Barnim von Westen nach Osten hin durchzieht und durch die Straße, die von Berlin nach Wriezen führt, fast seiner ganzen Länge nach durchschnitten wird.

„Der Blumenthal" ist schön und sagenreich. Etwas von dem Zauber Vinetas ist um ihn her und die Sage von untergegangenen Städten, verschwunden in Wasser oder Wald, begleitet den Reisenden auf Schritt und Tritt. Wer um die Mittagsstunde hier vorüberzieht, der hört an See und Schlucht ein Klingen und Läuten aus der Tiefe herauf; und wer gar Nachts des Weges kommt, wenn der Mond im ersten Viertel steht, der hat über Stille und Einsamkeit nicht zu klagen, denn seltsame Stimmen, Rufen und Lachen, ziehen neben ihm her.

Und ein schöner Wald ist „der Blumenthal." Die vielen Seen, die ihn durchschneiden, auch wo sie nicht sichtbar werden, geben seinem Laub und seiner Luft eine duftige Frische, und ein Blühen ist ringsum, als woll es der Wald immer wieder beweisen: ich bin „der Blumenthal!"

Rapsfelder an den offenen Stellen, die sich breit in den Wald

hineindehnen, würzen im Mai die Luft; dem Blühdorn folgt die Hagerose und dem Faulbaum der Akazienstrauch; die rothen Erdbeeren lösen sich ab mit den röthern „Malinckens“ (wie der Landmann, poetischen Klanges, hier die Himbeeren nennt) und wenn endlich der Herbst kommt, so lachen die Ebreschen-Beeren überall aus dem dunklen Laube hervor. Dabei ein Reichthum an Hölzern, wie ihn Märkische Forsten wohl kaum zum zweiten Male zeigen. In reichstem Gemisch stehen alle Arten von Laub- und Nadelholz; Eiche und Edeltanne, Else und Kiefer, Buche und Lärchenbaum machen sich den Rang der Schönheit streitig; vor allem aber ist es die Birke, der Liebling des Waldes, die mit weißem Kleid und langem Haar vorüber fliegt und das Auge des Reisenden immer wieder entzückt.

Der Blumenthal ist fast 2 Meilen lang und ziemlich eben so breit. Hier und dort aber, wie schon angedeutet, unterbrechen weite Ackerstrecken das Waldrevier und dringen, von rechts und links her, bis zur Chaussee hin vor. Ungefähr in der Mitte des Waldes treffen von Nord und Süd zwei solcher Einschnitte beinahe zusammen und theilen dadurch den Forst in zwei ziemlich gleiche Hälften, in eine westliche und eine östliche, oder in eine Werneuchensche und eine Pritzelsche Hälfte. Die erste ist die landschaftlich schönere, die andere die historisch interessantere.

Der schönste Punkt der westlichen Hälfte ist der Gamen-Grund, genau eine Meile östlich von Werneuchen gelegen. Dies war die Waldesstelle, wo Schmidt von Werneuchen, Jahr aus Jahr ein, die Sommer- und Familienfeste zu feiern liebte. Sein feiner Natursinn bekundete sich auch in der Wahl dieser Stelle. Sie ist von starker Schönheit, und während sonst der Bau einer Chaussee wenig zum Reiz einer Landschaft beizusteuern pflegt, liegt hier ein Fall vor, wo das Landschaftsbild durch die durchschneidende Wegslinie entschieden gewonnen hat.*) Der Chausseebau

*) Das glänzendste Beispiel hierfür, wie solche schnurgerade, durch die Landschaft gezogene Linie die Schönheit des Bildes wesentlich erhöhen

machte nämlich, wenn überhaupt eine passirbare und möglichst gerade Straße geschaffen werden sollte, die Ueberbrückung des Gamen-Grundes nöthig, und da die Herstellung eines Dammes als passendstes Mittel dafür erschien, so wurde eine Art Viaduct quer durch die Schlucht geführt, der nun das Hüben und Drüben des Hügellandes verbindet. Von der Höhe dieses Viaducts aus blickt man nun nach links hin in die Wassertiefe des Gamen-Sees, nach rechts hin in die Waldestiefe des Gamen-Grundes hinab. Der Vorüberfahrende fühlt sich wie an diese Stelle gebannt, und der Eiligste hat es nicht eilig genug, um nicht ein paar Minuten an dieser Stelle zu verweilen. Beide Bilder sind schön, auch einzeln betrachtet; aber wie überall da, wo zwei Landschaftsbilder neben einander hängen, das eine die Wirkung des andern unterstützt und beide erst, wie Abend und Morgen, eine höhere Einheit herstellen, so schärft auch hier jedes einzelne der beiden Bilder einen gesteigerten Reiz aus der Nachbarschaft des andern. Nach links hin Klarheit und Schweigen. Der Gamen-See, wie ein Flußarm, windet sich in leis gespanntem Bogen zwischen den Tannenhügeln hin und nichts unterbricht die Stille, als ein plätschernder Fisch, den die Nachmittagssonne an die Oberfläche treibt. Nach rechts hin Dunkel und Leben. Aus dem Grunde herauf, bis an die Höhe des Dammes (beinahe greifbar für unsere Hände) steigen die ältesten Eichen des Waldes, und während sich die Stämme in Schatten und Waldesnacht verlieren, blitzt die Sonne über die grünen Kronen hin. Allerhand Schmetterlinge steigen auf und nieder und die Vögel singen in einer Herzlichkeit, als wäre dies das Thal des Lebens und als wäre nie ein Falk oder Weih über den Gamen-Grund hingezogen. In der Ferne Kukukruf und ein blauer Himmel über dem Ganzen, heiß und fest wie eine Glocke.

Die Westhälfte des „Blumenthals“ ist der landschaftlich

kann, ist die Glienicker Brücke, die sich unterhalb des Babelsberges über die Havel zieht. Der Blick von Babelsberg erhält erst dadurch seinen vollen Reiz.

ſchönere Theil des Waldes; aber die Oſthälfte iſt reicher an Sage und Geſchichte. Wir wandern dieſer anderen Hälfte zu. Eine Meile öſtlich vom Gamen-Grund, den ich eben zu ſchildern verſucht, liegt ein Vorwerk, hart an der rechten Seite des Weges. Der Wald hat uns bis dicht an die Stall- und Wirthſchaftsgebäude deſſelben begleitet und jenſeit deſſelben, wo das Vorwerk aufhört, fängt der Wald wieder an. Das Ganze erſcheint faſt nur wie ein Steinthor mitten im Walde, wie eine Auffahrt in die Hügellandſchaft hinein, die ſich, halb Wieſe, halb Ackerland, unmittelbar hinter dem Vorwerk auszudehnen ſcheint. Dies iſt die Stelle, die wir ſuchen. Die Paſſage dieſes Hofes wird auf Anſuchen freundlich geſtattet und hinaustretend in die halb bebauten, halb brachliegenden Felder (die ſich nicht nur im Rücken des Vorwerks, ſondern auch hinter dem Waldſaume entlang ziehen), halten wir uns jetzt links und marſchiren etwa 500 Schritt am Rande des Waldes entlang. Wo wir eines Waſſerpfuhls, „die Suhle“ genannt, anſichtig werden, machen wir Halt und ſtehen nun vor einem mit Steinmaſſen überdeckten Terrain. Dies Steinfeld iſt die ſogenannte „Stadtſtelle.“

Hier ſtand vor 500 Jahren die Stadt oder das Städtchen Blumenthal, das ſeitdem dem ganzen Walde den Namen gegeben hat. Verfolgen wir nunmehr die Schickſale dieſer Stadt durch die Jahrhunderte hindurch.

Die älteſte Nachricht über Stadt Blumenthal, die wir haben, reicht bis auf 1375 zurück. Das Landbuch der Mark Brandenburg (bekanntlich in genanntem Jahre entworfen) führt „Blumendal“ noch unter den Ortſchaften des Landes Barnim auf; der Umſtand aber, daß nur das Areal des Städtchens angegeben, aber weder von Abgaben noch Hofdienſten geſprochen wird, ſpricht dafür, daß die Feldmark bereits wüſt und werthlos zu werden begann. Die Trefflichkeit der Aecker, ſo wie die Bedeutung, die „Blumendal“ bis dahin gehabt hatte, machen es zwar wahrſcheinlich, daß im Laufe der nächſten Zeit verſchiedene Verſuche gemacht wurden, die wüſt gewordenen Höfe neu zu beſetzen und die Aecker neu

zu bebauen, aber diese Absichten scheiterten an der Ungunst der Zeiten. 1348 war das große Sterben; 50 Jahre später, als neue Colonisten muthmaßlich eben anfingen dem todten Orte ein neues Leben zu geben, fielen die Pommern ins Land und wieder 30 Jahre später ging der Hussitenzug (der bei Bernau sein Ende fand) mit Mord und Brand über „den Blumenthal“ hin. In 80 Jahren die Pest, die Pommern und die Hussiten, — das war zu viel für das Leben von Blumendal. Ein Fluch schien über den Ort ausgesprochen zu sein. Er war nun wirklich todt, die Wiederbelebungsversuche blieben aus und das Mauerwerk zerfiel. Der Wald mit Eichen und Schlingkraut zog in die offenen Thore ein und die Mallinekens rankten und blühten über Steintrog und Brunnen hinweg. Die Sage fing an ihre Kreise um diesen Steinplatz zu ziehen und ehe ein Jahrhundert um war, war es ein unheimlicher Ort, eine „verwunschene Stelle.“ Jeder mied sie. Wie es Seen und Seestellen giebt, wo die Fischer nicht fischen, weil sie fürchten, daß eine Hand aus der Tiefe fahren und sie hernieder zerren wird, so berührte kein Jäger die Stelle, wo die alte Stadt gestanden hatte. Rundum tobte die Jagd, die Kurfürsten selbst jagten hier mit „Hund und Horn“; aber vorüber an der Stadtstelle zog der Zug. Und waren Kinder beim Himbeersuchen unerwartet unter das alte Mauerwerk gerathen, so befiel sie's plötzlich wie bittere Todesangst und sie flohen blindlings, durch Gestrüpp und Dorn, bis sie zitternd und athemlos die Ihrigen erreichten. Was gab es da nicht alles zu erzählen! So wuchs die Sage und zog immer festere Kreise um die „Stadt im Wald.“ Immer gefürchteter wurde der Platz. Selbst das Wild schien die Stelle zu meiden und nur Dachs und Reiher hatten ihre Tummelplätze hier. An den tiefer gelegenen Stellen der „alten Stadt“, wo aus moderndem Eichenlaub und sickerndem Quellwasser sich Sumpfandstücke gebildet hatten, kamen die Wildschweinsheerden aus dem ganzen „Blumenthal“ zusammen und wenn sie dann in Mondscheinnächten ihre Feste feierten, klang ihr unheimliches Getös bis weit in den Wald hinein und mehrte die Schauer des Orts.

So vergingen Jahrhunderte. Die Eichen wurden immer höher, das Gestrüpp immer dichter, — die alte Stadt schien verschwunden. Nur um die Winterzeit, wenn Alles kahl stand, wurden die Reste alten Mauerwerkes sichtbar. Aber wer war, der ihrer geachtet hätte? Es waren die Zeiten des 30jährigen Krieges und der Jahre, die folgten; — so viele Dorf- und Stadtstellen lagen wüst, so viel neue Herde waren zerstört; wer hätte Lust und Zeit gehabt, sich um alte, halbvergessene Zerstörung zu kümmern?

So kam das Jahr 1689 und mit diesem Jahre tritt die alte Stadt, die bis 1375 ein Stück wirklicher Geschichte gehabt hatte und dann erst sagenhaft geworden war, aufs Neue in die Geschichte ein. 1689 besuchte Bürgermeister Grüsel aus Kremmen die Stadtstelle und fand noch Feldsteinmauern, die den Boden in Mannshöhe überragten. Von da ab folgten weitere Besuche in immer kürzeren Zwischenräumen: Beckmann um 1750, Bernoulli um 1777; beide fanden Mauerreste und hielten sie für die Ueberbleibsel einer alten Stadt. Noch andere Reisende kamen; aber ausführlichere Mittheilungen gelangten erst wieder zur Kenntniß des Publikums, als im Jahre 1833 der Geistliche des benachbarten Dorfes Pritzel, einen auf genaue Forschung gegründeten Bericht veröffentlichte. In diesem heißt es: Die merkwürdige Stadtstelle Blumenthal ist unstreitig*) in alten Zeiten ein menschlicher Wohnort gewesen. Man sieht noch jetzt Spuren von Feldsteinmauern. Vor einigen Jahren sind von den Waldarbeitern mehrere Werkzeuge, Hämmer, Speeren u. dergl. gefunden worden, die den Kindern dann zum Spielen gegeben, leider wieder verloren gingen. Kalk wird noch jetzt dort gefunden. Die Stadt soll von den Hus-

*) Dies „unstreitig" bezieht sich auf die Klödenschen Auslassungen über die „Stadtstelle", die es bestreiten, daß hier eine Stadt gestanden habe. Er nimmt an, daß es eine heidnische Begräbnißstätte gewesen sei und findet in den Steinresten nichts als eine Art Feldstein-Umzäunung oder Einfriedigung dieser Stätte. Er irrt darin ganz unbedingt. Hätte er die Stelle gesehen, wie sie jetzt daliegt, so hätte er sich auf den flüchtigsten Blick von seinem Irrthum überzeugen müssen.

sten auf ihrem Zuge nach Bernau zerstört worden sein. Einige meinen, daß die Zerstörung älter sei. Der große platte Stein innerhalb der „Stadtstelle“ (der sogenannte Mark- oder Markstein) ist vielleicht ein Denkmal aus der heidnischen Zeit. Es ist nicht undenkbar, daß hier, mitten im Urwalde, schon die Semnonen einen Volksversammlungsplatz oder eine Opferstätte hatten, und daß die Städte erbauenden Wenden (oder vielleicht auch erst die Sachsen), als sie an dieser Stelle einen Wohnort gründeten, den heidnischen Opferstein liegen ließen, wo er lag, weil es unmöglich war, ihn fortzuschaffen. Dieser Markstein wird hier auch noch liegen, wenn von den Feldsteinmauern rings umher längst die letzte Spur verschwunden ist. Sollen diese Spuren gewahrt werden, so ist es die höchste Zeit. Schon hat die Pflugschar ganze Strecken der „Stadtstelle“ in Aecker umgewandelt und der Eichenwald ist hin, der diese Stelle so lange in seinen Schutz nahm.“

So weit der Bericht von 1843. Ich suche nun in Nachstehendem zu schildern, wie ich beinahe 20 Jahre später (1862) die Stadtstelle gefunden habe.

Von dem Hügelrande aus gesehen, der die schon genannte „Suhle“ einfaßt, hat man nach Osten (nach Pretzel) hin ein wellenförmiges, hier und da angebautes Stück Land vor sich, das an einzelnen Stellen von lose aufgethürmten, sehr mehrzinnigen Steinmauern eingefaßt, an anderen Stellen mit großen Feldsteinen wie besäet ist. Wer viel in der Mark gereist ist, dem fällt der Anblick zunächst nicht auf, denn es giebt unendlich viele solcher mit Feldsteinmassen überfäeter Felder, deren Feldsteinblöcke — um das Feld doch einigermaßen nutzbar zu machen — die Menschenhand bei Seite geworfen, so zu sagen an den Tellerrand gelegt und dadurch ein freies Feld mit einer steinernen Einfriedigung geschaffen hat.

Dies ist der nächste Eindruck; nichts was auf den ersten Blick an Stadtüberreste erinnerte, und man tritt (ohne es zu

merken) in die alte Umwallung ein, völlig überzeugt, daß Kloden Recht gehabt habe, als er die Existenz einer Stadtstelle bestritt. Aber dieser Eindruck ist nicht von Dauer. Unser kundiger Führer (der Meier auf dem obengenannten Vorwerk) führt uns an ein Gestrüpp von Elsbusch und Brombeerstrauch und sagt dann, auf eine Steinlinie zeigend, die kaum fußhoch aus der Erde hervorragt: Dies ist die Kirche. Wir antworten zunächst mit einem halb verlegenen Lächeln. „Hier können Sie den Kalk sehen", fährt der Führer fort, ein Stück Mörtel aus den Fugen losstehend, und indem wir uns nunmehr niederbeugen und das Kalkstück in die Hand nehmen, erkennen wir mit so großer Bestimmtheit, wie sie nur irgendwie der Augenschein geben kann, daß wir hier nicht eine aufgeschüttete Einfriedigung, sondern ein in die Tiefe gehendes, gemauertes Fundament vor uns haben. Auf einen Schlag sind wir überführt. Wir verfolgen nun die Steinlinie, kommen an die Eckſteine, endlich an einen zweiten und dritten, überblicken das Oblong und sind mit einem Male orientirt. Aller Zweifel schwindet und wir sehen klärlich: hier hat ein Gebäude gestanden, die Fundamente liegen da; ob Kirche oder Rathhaus, ist gleichgültig; höchst wahrscheinlich eine Kirche. Unser Führer erkennt sehr wohl die Umwandlung, die in uns vorgegangen. „Ich werde Sie nun zu dem großen Brunnen führen", murmelt er mit erkünstelter Gleichgültigkeit (denn diese „Stadt-Stelle" ist sein Stolz) vor sich hin und geht, hügelanwärts, voraus. Inmitten eines Stück Roggenlandes, dessen Halme erst handhoch aus der Erde ragen, stehen wir alsbald vor dem Brunnen, und zwar ganz unzweideutig vor einem jener Ziehbrunnen, wie wir deren noch jetzt in den Dorfgassen begegnen. Wir sehen eine Rundung von 5 bis 6 Fuß Durchmesser, die Rundung selbst mit Feldsteinen ausgemauert und die Höhlung, wiewohl mit Geröll locker zugeworfen, noch jetzt über 5 Fuß tief. Auf unsere Fragen erfahren wir, daß vor 20 Jahren alle diese Dinge noch viel deutlicher waren: das Mauerwerk der Kirche ragte noch mannshoch auf, die Brunnenhöhlung war noch gegen 15 Fuß tief, und die innere Umkleidung, der Mantel des Brunnens, erwies

sich noch deutlich als eine Art Lehm-Cylinder, in dem die Steine kreisförmig übereinander steckten.

So vor 20 Jahren, also zur selben Zeit, als der Pretzler Geistliche schrieb. Aber was da ist, genügt auch jetzt noch völlig zur Beweisführung. Wir schreiten nunmehr von der „Brunnenstelle" zu der benachbarten „Backofenstelle." Sie liegt mitten im Roggenland und giebt sich zunächst durch nichts Besonderes zu erkennen. Die Roggenhalme stehen hier ebenso wie rundum. Erst bei genauerer Einsicht gewahren wir, daß sich mitten in dem schwarzbraunen Boden eine kreisrunde, etwa 6 Fuß im Durchmesser habende Lehmstelle scharf markirt. „Hier stand ein Backofen; Sie werden unten (in dem tiefer gelegenen Stadttheil) bessere sehn."

Von der Backofenstelle geht es zum „Marktstein", der an höchster Stelle der Stadtstelle gelegen, bis diesen Tag von einer alten Eiche überschattet wird. Aber diese Eiche, alt wie sie ist, ist keine von den ältesten. Sie ist eine von dem Nachwuchs, der, als die Stadt zerstört war, durch die offenen Thore hier einrückte. Die wirklich alte Eichengeneration, die, zu Lebzeiten der Stadt, den Marktplatz hier einfaßte und beschattete, ist hin und zeigt nur noch an einzelnen Wurzelstubben (von 7 Fuß Durchmesser), weß Schlages und Umfangs sie war.

Weit mehr aber als diese Eichenstubben ist der Marktstein selbst eine Sehenswürdigkeit. Es ist derselbe, über den wir schon den Pretzler Geistlichen berichten hörten. Er mißt etwa 8 Fuß im Quadrat, ragt nur wenig aus dem Erdreich hervor und gleicht einer großen, granitnen Tischplatte. Seine Wurzeln gehn sehr tief, so daß man bei Nachgrabungen, die vor einiger Zeit angestellt wurden, noch auf 14 Fuß Tiefe nicht das Ende des Steins erreicht hatte. Natürlich hat nicht Menschenhand diesen Stein hierher gelegt, und die Annahme hat nichts Gezwungenes, daß er ein Opferstein der Ureinwohner war. Auf diesem Stein zu schlafen, müßte mindestens eben so unheimlich wie unbequemlich sein.

Von dem Marktstein aus, — nach den Detail-Studien, die man auf dem Wege dahin an Fundamenten, Brunnen- und

Backofenstellen gemacht hat, — überblickt man nunmehr die „Stadtstelle", wie man auf eine Reliefkarte blickt; man ist durchaus orientirt und hat Alles in völliger Klarheit vor sich. Man erkennt die Stadtmauer, die Thore, die Hauptstraße, die Kirche, die einzelnen Häuser und Gehöfte, — und ungerufen, wie eine Vision, steigt die alte Stadt wieder vor unserem Auge auf. Gewiß ist das Bild ein vielfach falsches; aber die Umrisse liegen übersichtlich da, und die Fehler, die wir machen, sind nur die, in die wir verfallen, wenn wir uns mit Hülfe eines Plans eine Stadt im Geiste auferbauen. Die Dinge selbst sind nicht richtig, aber wir geben den Dingen ihren richtigen Platz.

Nachdem wir Umschau gehalten, traten wir nunmehr den Rückweg an. Unser Nächstes war, den Umfang von Stadt und Kirche auszumessen. Die Kirche mißt 50 Fuß in 10; die ganze Stadt ist 600 Schritt lang und ziemlich eben so breit. Unten am Hügel-Abhang, in der Nähe der „Suhle", blickten wir noch einmal auf das Steinfeld, das nun nicht länger ein Chaos für uns war, zurück; — dann trennten wir uns zögernd von dieser Stelle, über der ein eigener Zauber waltet. Die Natur wuchs einst wild in diese alte Stelle der Cultur hinein und wucherte darin; nun hat eine andere Cultur den Wald gefällt und breitet ihre Saaten darin aus. Im Mai blüht und duftet hier der Raps; im Juni wogen die Kornfelder. Städtische Cultur von ehemals und Ackercultur von heut reichen sich über dem vierhundertjährigen Wald-Interregnum die Hand. Aber an Unheimlichem fehlt es noch immer nicht. Das Wildschwein hat es nicht vergessen, daß Jahrhunderte lang ihm diese Stelle gehörte, und in Sommernächten, wenn der Rapsduft vom Feld her in den Wald zieht, dann bricht es in sein altes Land ein, erst in die „Suhle", dann in die Saat und tritt nieder und wirbelt auf. Wer dann im „Blumenthal" seines Weges kommt, der hört ein Lärmen und Johlen, ein Grunzen und Quitschen wie in alter Zeit, und weiß nicht, ist es ein Hexen-Sabbath oder die wilde Jagd.

Predikow.

Der Thaue noch und Tage
Zog auf er heut mit Hund und Horn,
Daß er den Hirsch erjage.
Alte Ballade.

Um den großen und sagenreichen „Blumenthalwald“ herum, der das Plateau des Barnim von West nach Ost durchzieht, gruppirt sich eine ganze Anzahl schöner und reicher Güter, die, bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinein, das Besitzthum vier alter märkischer Familien waren. Lichterfelde, Hohen-Finow, Trampe und Hackelberg (alle im Norden des Blumenthalwaldes gelegen) gehörten den Sparrs; Gielsdorf und Garzin (im Süden) den Pfuels; Werneuchen (westlich) den Krummensees; im Osten aber saßen die Barfuse auf Möglin und Batzlow, auf Prötzel und Predikow.

Die Krummensees sind ausgestorben; von den Sparrs existirt noch ein Zweig in Pommern (ihre märkischen Güter sind längst in andere Hände übergegangen); die Pfuels blühen noch auf Gielsdorf und Jahnsfelde, anderer neu erworbener Güter zu geschweigen; die Barfuse aber, eine Zeit lang die mächtigsten und reichsten vielleicht, haben alles eingebüßt und besitzen von jenen funfzehn Gütern, die sie zur Regierungszeit des großen Kurfürsten (blos im Lande Barnim) inne hatten, nur eines noch — Batzlow. Die letztgenannten, die Barfuse, sind es, die uns in diesem Kapitel ausschließlich beschäftigen sollen.

Sie kommen zuerst 1280 in den Marken vor, wo Hans Barfuß, als einer der angesehensten Vasallen des Landes Oberbarnim, genannt wird. In ihre sagenhafte Vorgeschichte steigen wir übrigens nicht zurück und leisten namentlich auch Verzicht darauf, den alten Streit wegen „Barfuß" mit einem s und „Barfuß" mit einem ß entscheiden zu wollen. Die Genealogen schreiben „Barfuß", einfach auf das Warzen der Familie deutend, das drei unverkennbare Barfüße setzt; die Familie selbst aber verwirft die Ableitung von einem niedersächsischen Geschlecht der Baarfoete, Barfüße oder Nudipes (wie sie in alten Urkunden häufig genannt werden), und schreibt sich Barfuß, ihren Ursprung auf das altkölnische (ursprünglich römische) Patriziergeschlecht der Porrus zurückführend. Der jetzige Senior der Familie besitzt unter seinen vielen Bildern und Schilderien auch eine Abbildung des alten, noch existirenden Porrusenhofes in Köln, eine Stätte, auf die er als auf den alten Ursitz seiner Familie zurückblickt.

Gleichviel ob Barfuß oder Barfuß, für unsere Zwecke genügt es, daß die Barfuse (wie wir in Huldigung gegen die Familie, aber ohne direkte Parteiergreifung schreiben wollen) schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf dem Oberbarnim säßig waren und bald darauf bereits dieselben Güter inne hatten, die später den Kern ihres ausgebreiteten Besitzes bildeten: Kunersdorf (nicht das Schlachten-Kunersdorf), Batzlow, Predikow und Möglin.

Predikow war das eigentliche Familiengut und damals unmittelbar am Rande des „Blumenthal"*) gelegen war es besonders werthvoll durch seine Forstbestände, die sich, nach Westen hin, bis weit in den Blumenthalwald hinein erstreckten. Diesen reichen Forstbeständen verdanken wir es auch, daß wir die Barfuse, etwa um 1590 herum, bereits in der Specialgeschichte unseres Landes auftreten sehen, indem es eben dieser Predikowsche Antheil am Blumenthalwalde war, der unter Johann Georg und Joachim Friedrich

*) Dieser schöne Forst wird nie der Blumenthalwald, sondern immer nur kurz „der Blumenthal" genannt.

zu einem vieljährigen Streit zwischen den Kurfürsten und den Barfüsen führte. Dem ganzen Ereigniß — ohne schließlich in einer Schlacht von Otterbourne oder einem Percy- und Douglaskampf zu culminiren — stand nichts desto weniger von Anfang an ein gewisses romantisches Element zur Seite, und um dieses Stückleins Romantik willen (eine seltene Blume hierlandes) mag es gerechtfertigt sein, wenn wir einen Augenblick bei der Erzählung des ganzen Herganges verweilen.

Kurfürst Johann Georg liebte die Jagd, wie alle Hohenzollern vor und nach ihm, Friedrich den Großen abgerechnet, der das Jagdvergnügen einfach als eine Barbarei bezeichnete. Die Kurfürsten jagten damals in den schönen Forsten um Berlin herum, in den weiten Waldrevieren von Potsdam und Spandau, von Köpenick und Fürstenwalde, und besaßen außerdem den „Werbelliner Wald", einen der schönsten Forste in Norddeutschland. Aber, voll wachsender Jagdpassion, mit jeder Grenze unzufrieden, ging ihr beständiges Streben dahin, ihre Jagdterritorien zu erweitern und immer neue Waldgebiete in den großen Jagdgrund hineinzuziehen.

Eine seiner Jagden führte den Kurfürsten (Johann Georg) um 1590 in den „Blumenthal" und die Schönheit dieses Waldes machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Der fruchtbare Boden, der allem, was hier wuchs, eine üppige Schönheit lieh, die hohen Eichen, das frische Niederholz, das Terrain selbst in buntem Wechsel von Thal und Hügel, mit klaren Seen in Tiefen und Schluchten, alles das erfreute das Jägerherz Johann Georgs, und ehe eine Woche um war, wandte er sich an die Barfüse (vier Brüder), die damals auf Predikow saßen, und bat um die Erlaubniß, in ihrem Walde jagen zu dürfen. Die Barfüse (Richard, Nicolaus, Valentin und Gasper) willfahrten gern dem kurfürstlichen Wunsche, ohne Ahnung, daß aus ihrer Willfährigkeit alsbald das dauernde Recht der „Vorjagd" gefolgert werden würde. Und dennoch geschah es so. Ohne weitere Nachsuchung, gestützt auf das plötzlich in's Leben getretene Recht „landesherrlicher Vorjagd" brach im Sommer 1602 das Jagdgefolge Joachim Friedrichs (des Nachfolgers Johann

Georgs) „mit Hund und Horn“ in die Predikowſchen Waldungen ein und das Geklaff von über 200 Rüden lärmte durch den Forſt. Ehe der Tag um war, war das hohe Wild zu Tode gehetzt und der junge Wildſtand vernichtet. Soweit die Romantik; die vier Barfuſe aber, ſtatt ihren Clan zu den Waffen zu rufen, wurden klagbar beim Obergericht, und als nach fünfzig oder hundert Jahren der Inſtanzenzug zu Ende war, war längſt kein Barfus mehr auf Hohen- und Nieder-Predikow.

Die Barfuſe wurden klagbar, ſtatt ihren Clan zu entbieten; aber wir würden ſehr irren, wenn wir aus dieſem Abſtehen vom Kampf gegen die damals ſchon feſt gegründete hohenzollernſche Gewalt, etwa den Schluß ziehen wollten, die vier Barfuſe auf Predikow wären ſehr friedliche und ruhige Leute geweſen. Sie waren ſo ziemlich das Gegentheil davon, was aus einer andern Geſchichte erhellen mag.

Von den vier Brüdern waren drei, die beiden älteſten und der jüngſte, auf ihren „Höfen“ in Predikow geblieben, während der dritte Bruder, Valentin, in die Dienſte des Pommernherzogs getreten und deſſen Oberjägermeiſter geworden war.

Es war um 1610, alſo acht Jahre nach der Jagd im „Blumenthal“, als Valentin Barfus auf Beſuch nach Predikow kam. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er von ſeinen Brüdern der Reihe nach bewirthet wurde. Der älteſte, Richard, der auf dem „rothen Hauſe“ in Nieder-Predikow ſaß, hatte natürlich den Vorrang als Feſtgeber und eine tüchtige Zechkumpanei, nach Sitte jener Zeit, wurde geladen. Man trank, man jubelte, man tobte und, unglaublich zu ſagen, — denn woher nahm man die Damen? — man tanzte auch. So kam Mitternacht heran. Um Mitternacht aber legten die Spielleute matt und müde ihre Fiedeln nieder und ſagten: „Wir können nicht mehr!“ Da ſprang Nicolaus, der zweite und wildeſte der Brüder, mitten unter ſie und ſchrie, indem er dem Nächſten mit der Fauſt drohte: „Weiter, weiter, und wenn der Teufel ſelber aufſpielen ſollte!“ Da erſchien der böſe Feind auf dem Ofen, mit der Sackpfeife unterm Arm, grinſte den Ni-

colaus an und fielte auf. Da entsetzten sich die Barfuse und ließen den Pfarrer holen. Als er kam, fingen sie an mit ihm zu beten, und beteten, bis der Sackpfeifer wieder verschwunden war.

Aber der Teufel war doch im Hause gewesen und Unfrieden ließ er zurück. Fehde brach aus zwischen den Brüdern; die beiden älteren standen sich im Zweikampf gegenüber, und auf dem Grasplatz am Teich, hundert Schritt hinter dem rothen Hause, fiel Richard, der älteste, von der Hand des zweiten Bruders, eben jenes Nicolaus, der an dem geschilderten Zechabend den unheimlichen Sackpfeifer herbei gerufen hatte.

Unfriede kam in's Haus und alsbald jedes Unglück im Geleit. Der dreißigjährige Krieg legte die Felder wüst und fünfzig Jahre später war kein Barfus mehr in Predikow. Intrigue und Gewalt hatten ihnen ihr altes Erbe entwunden.

In Predikow ist wenig oder nichts mehr, das an die alten Barfus-Zeiten erinnerte. Noch unterscheidet man ein Ober- und Unterdorf, noch weiß man, wo das „rothe Haus" gestanden und wo der älteste Bruder, zum Tod getroffen, zusammensank; aber sonst schweigt an dieser Stelle alles von den Barfusen, wiewohl die alte Ulmenallee noch steht, die sie gepflanzt, und die alte Kirche, die sie gebaut haben.

Diese Kirche ist eine jener einfach malerischen Feldsteinbauten, wie man ihnen, aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert her, so oft in den Marken begegnet. Ein Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica, eine rohe Arbeit, stammt vielleicht noch aus jener Zeit der „vier Brüder", aber niemand weiß es zu sagen. Im Jahr 1821 war ferner noch ein Barfusches Wappenfenster da; indessen protestantisches „Lichtbedürfniß" hat längst seitdem das bunte Glas beseitigt und eine „helle Scheibe" an die Stelle der bunten gesetzt. Nichts mehr mahnt an die Barfuse hier als ihre Gruft, aber auch die Sprache der Särge ist stumm gemacht. Der Eingang in das Gewölbe ist zugemauert, und die Gruft selber, so würden wir glauben, längst verschüttet, wenn nicht der Estrich hie und da tief versänke und hohlen Klang gäbe

bei jedem Schritt darüber hin. Aber verschüttet oder nicht, da unten ruhen die vier Brüder Barfus, bei denen unsere Erzählung länger verweilt hat: Valentin, „der beim Pommernherzog das Zechen gelernt," Richard, der hinter dem „rothen Hause" zusammensank und Nicolaus, der den Teufel-Spielmann rief und dann ihm verfiel.

Von den Predikowschen Barfusen aber wenden wir uns viel berühmteren Gliedern derselben Familie zu: den Barfusen von Möglin. Noch gedenkt ihrer, ihres Namens in der Geschichte zu geschweigen, ein altes Wappenschild in der kleinen Kirche des obengenannten Dorfs, aber im Gedächtniß der „Mögliner, die nach ihnen kamen," sind sie todt; mit Unrecht. Detlef Friedrich von Barfus, der als Oberst bei der Belagerung von Greifswald fiel, war ein Barfus von Möglin, dessen das Dorf schon Grund hätte in Ehren eingedenk zu sein bis diesen Tag; mehr aber als Detlef Friedrich und alle Barfuse vor und nach ihm steuerte Hans Albrecht von Barfus, der Feldmarschall und Türkenbesieger, zum Ruhme seiner Familie und seines Dorfes bei. Diesem, dem vornehmsten seines Geschlechts, wenden wir uns nunmehr ausführlich zu.

Hans Albrecht von Barfus.

Der jetzt Alles vermag auf Erden,
War erst nur ein schlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttin sich vertraut,
Ihm ist das hohe Glück' erblüht.

Schiller.

Hans Albrecht von Barfus wurde, inmitten der Drangsale des dreißigjährigen Krieges, 1635 zu Mezlin geboren. Dieses Dorf, dem zu Anfang dieses Jahrhunderts, durch den Namen Albrecht Thaers, ein Ruhm weit über die Grenzen unserer Heimath hinaus erwuchs, war an und für sich ein unbedeutender Besitz; der Vater Hans Albrechts aber, in so weit er einige Nachbargüter besaß, zählte keineswegs zu den ärmeren Grundbesitzern des Barnim und verfügte zweifellos über die Mittel, seinem Sohne eine Erziehung zu geben. Aber sei es, daß der Vater, wie so viele damals und später, von hohen Schulen nicht allzu hoch dachte, oder daß die Verwüstungen des Krieges die vorhandenen Mittel erschöpft hatten, gleichviel, eine classische Bildung unterblieb, und eine weltmännische kaum minder. Das Militärische trat von Anfang an in den Vordergrund und wurde Schule für's Leben, Staffel zum Glück.

Hans Albrecht trat früh in Dienst. Es war die Zeit, wo die Söhne des Adels anfingen, nachdem sie Jahrhunderte lang dem Aufgebot ihres Landesherrn gefolgt waren, den Krieg aus eigenem Trieb heraus als Metier zu treiben. Alles drängte darauf hin. Die Edelhöfe lagen wüst, die Zeiten waren unsicher, zudem traten eben jetzt die stehenden Heere in's Leben und brauchten Offiziere. Hans Albrecht diente „von der Picke auf", ein Umstand, dessen er sich in seinen Feldmarschallstagen gern zu rühmen pflegte.

Seine erſten Feldzüge machte er unter Sparr, Derfflinger und Görzke. Er focht mit in Polen (die dreitägige Schlacht bei Warſchau), in Pommern, in Preußen und am Rhein. Bei Fehrbellin war er höchſt wahrſcheinlich nicht, da er zu allen Zeiten beim Fußvolk ſtand, das brandenburgiſcherſeits in dieſer Reiterſchlacht faſt gar nicht zur Verwendung kam. Auch Schöning (aus gleichem Grunde, wie ſchon erzählt) fehlte bei Fehrbellin. Im Uebrigen begann ſchon damals der Unterſchied zwiſchen Schöning und Barfus, auch in ihrer äußern Stellung hervorzutreten. Schöning war mit 35 Jahren Generalmajor, Barfus mit 35 Jahren — Lieutenant. Das durfte nicht Wunder nehmen. Erwies ſich Schöning doch in allem und jedem als der „Ausnahmemenſch", als der Mann der „großen Carriere". Barfus hingegen war der Durchſchnittsmenſch, der Mann der Anciennität. Freilich gehörte er jener Claſſe von Perſonen zu, die man als die ſubalternen Genies bezeichnen könnte, zu jener Claſſe von Leuten, die eine mäßige Begabung glücklich und ſegensreich für ſich und andere auszubeuten wiſſen. Ihre Tugenden ſind Charakterſache und ihre Genialität heißt: Abwarten, Ausdauer, Conſequenz. Eine ſolche Natur war die unſeres Hans Albrecht.

Im Jahr 1670, fünfunddreißig Jahre alt, war er noch Lieutenant, aber ſei es, daß die immer ſich ſchneller folgenden Kriegszüge ihm eine raſch wachſende Gelegenheit gaben, ſich auszuzeichnen, oder daß das Glück, das ihm ſo wenig hold geweſen war, plötzlich ſeine gute Laune ihm zuwandte, gleichviel, mit 35 Jahren noch Lieutenant, war er mit 43 Jahren bereits Obriſt eines Regiments und wenige Jahre ſpäter Generalmajor. (In der neueren preußiſchen Kriegsgeſchichte bietet vielleicht nur Gneiſenau ein ähnliches Beiſpiel verſpäteten und dann ſehr raſchen Avancements, Gneiſenau, der 1806 noch Capitän und 1813 bereits Generallieutenant war.) Als ſolcher machte Barfus zwei Türkenzüge mit, den erſten (1683) behufs des Entſatzes von Wien, den andern (1686) wegen der Eroberung von Ofen. Die Belagerung dieſer Feſtung und den beſonders ruhmreichen Antheil, den Hans

Albrecht an dieſer Belagerung genommen, habe ich unter Tamſel, in dem Kapitel „Hans Adam von Schöning“ bereits ausführlicher erzählt. Schöning wird der Ruhm nicht genommen werden können, Brandenburg damals, ſowohl durch ſein perſönliches Auftreten, wie auch durch den Aplomb, mit dem er ſeine Truppen in den Vordergrund ſchob, glänzend repräſentirt zu haben, glänzender muthmaßlich, als es unſer Hans Albrecht vermocht hätte; dem letzteren aber bleibt ſeinerſeits das Verdienſt, in der Nähe des „Ofens, der ſehr heiß war,“ wie damals das Sprüchwort ging, am andauerndſten ausgehalten und zweimal allerperſönlichſt die Kaſtanien aus dem Feuer geholt zu haben. Seine Sturmkolonne war es, neben der kaiſerlichen des Herzogs von Croy, die über das Schickſal „Budas“ entſchied.

Zwei ruhmreiche Türkenzüge lagen hinter ihm; aber ein dritter, ruhmreicherer ſtand ihm bevor; ruhmreicher vielleicht für die chriſtlichen Waffen überhaupt, jedenfalls ruhmreicher für unſern Hans Albrecht ſelbſt. Im Jahr 1691 ſtieß abermals ein Corps Brandenburger als Auxiliartruppe zu den Kaiſerlichen, und am 19. Auguſt erfolgte Angeſichts von Peterwardein, die große Türkenſchlacht bei Szalankament. Markgraf Ludwig von Baden führte das chriſtliche Heer. Da Barfus dieſen wichtigen Tag zu „Ehren der Chriſtenheit“ entſchied, ſo ziemt es ſich wohl, bei den Details dieſes Tages, ſo ſehr wir ſonſt geneigt ſind, von Schlachtenſchilderungen Abſtand zu nehmen, etwas ausführlicher zu verweilen.

Die Türken, etwa 100,000 Mann ſtark, hatten eine ſehr feſte, aber zugleich ſehr gefährliche Poſition eingenommen, eine Poſition, in der ſie ſiegen oder nothwendig zu Grunde gehen mußten. Sie ſtanden nämlich mit ihrem Fußvolk (50,000 Mann, meiſt Janitſcharen) auf den Hügeln an der Donau, den Fluß im Rücken, die Ebene vor ſich. Auf dieſer Ebene, am Fuß des Hügels, ſtanden andere 50,000 Mann, lauter Reiterei (Spahis). Die Janitſcharen führte der Großvezier Köprili, die Reiterei der Serasker-Paſcha. Die kaiſerliche Armee war viel ſchwächer und betrug im Ganzen kaum 50,000 Mann. Den rechten Flügel führte Feldzeugmeiſter Graf

Souches, den linken Feldmarschall Graf Dünewald, im Centrum aber befehligte Hans Albrecht von Barfus; siebzehn Bataillone und einunddreißig Schwadronen standen unter seinem Commando.

Der Plan des Markgrafen Ludwig war vortrefflich. Graf Dünewald sollte vom linken Flügel her mit 85 Schwadronen die Spahis von der Ebene fortfegen, und den glücklichen Moment benutzend, war Graf Souches angewiesen, über das frei gewordene Terrain hinweg die Hügel zu erstürmen; aber der große Reiterangriff Graf Dünewalds unterblieb (das Terrain war unwegsam), und so griff denn Graf Souches unter ungünstigen Verhältnissen an. Dreimal vordringend, wurde er dreimal zurückgeschlagen, und bereits schickte die ganze türkische Reiterei sich an, die Vernichtung des rechten Flügels vollständig zu machen, als Barfus mit seinen Bataillonen vorrückend und einfach rechts schwenkend, eine schützende Mauer zwischen die eben angreifenden Spahis und den in Flucht aufgelösten rechten Flügel schob. Diese Eine Bewegung stellte die Schlacht wieder her.

Aber Barfus sollte nicht nur die schon verlorene Schlacht wieder herstellen, er sollte sie in der zweiten Hälfte des Kampfes gewinnen. Wir blicken jetzt auf den zweiten Akt der Schlacht.

Der siegshafte Sturm der Spahis war gehemmt, noch ehe er seinen vollen Anlauf hatte nehmen können; die Schlacht stand. Da endlich kam Graf Dünewald, der lang erwartete, mit dem linken Flügel heran; Markgraf Ludwig stellte sich selbst an die Spitze der Reiterei und brach nun von links her in die Spahis ein, während 6000 Kürassiere, die gesammte Reserve des christlichen Heeres, den Feind in der Front angriffen. Der Angriff war unwiderstehlich. Die Fortsezung der Spahis, womit die Schlacht hatte beginnen sollen, jezt war sie vollzogen; aber kein rechter Flügel existirte mehr, um die Gunst des Moments zu nutzen. Graf Souches selbst lag todt auf der Wahlstatt.

Nur das Centrum stand noch. Barfus erkannte die volle Bedeutung des Moments. Was der rechte Flügel nicht mehr konnte, das konnte das Centrum, nur noch das Centrum. Die

Aufgabe jenes war auf dieses übergegangen. Barfus rückte vor zum Sturm. Siegreich, wie er vor Buda in die Bresche eingerückt war, so erstieg er hier die Höhen und ein rasendes Gemetzel begann. Was nicht in Stücke gehauen wurde, warf sich in die Donau und ertrank. Der Großvezier Köprili, der Stolz und Abgott der Türken, der Janitscharen-Aga, 18 Paschas, 36 Alaibege, 15 Torbaschis der Janitscharen und 20,000 Gemeine bedeckten das Schlachtfeld; die große Heeresfahne des Großveziers von grüner Farbe mit Gold, 145 Kanonen, die Kriegskasse, 10,000 Zelte ꝛc. waren erbeutet, und wohl mochte Markgraf Ludwig berichten, „daß diese Schlacht die schärfste und blutigste in diesem Säculo gewesen, maßen die Türken wie verzweifelte Leut' gefochten und mehr als eine Stunde den Sieg in Händen gehabt." Der Verlust des Christenheeres betrug 7300 Mann, darunter 1000 Brandenburger.

Der Sieg bei Szalankament, seiner allgemeinen Bedeutung zu geschweigen, hatte auch eine hohe Bedeutung für das Haus Brandenburg insbesondere. Markgraf Ludwig schrieb an den Kurfürsten und drückte sich über die Mitwirkung der brandenburgischen Hulfsvölker in folgenden Worten aus: „Ich kann Euer Kurfürstliche Durchlaucht den außerordentlichen Valor und das gute Benehmen von Dero Generallieutenant von Barfus, so wie Ihrer braven Truppen nicht genug rühmen, und ihnen allein hat der Kaiser den Sieg und die Vernichtung der Türken zu danken."

Eine ähnliche complimentenreiche Sprache war zwar damals an der Tagesordnung und verfolgte den leicht begreiflichen Zweck, durch freigebig gespendetes Lob die verschiedenen Reichsfürsten und ihre Truppenbefehlshaber bei guter Laune zu erhalten. Im vorliegenden Fall indeß, so müssen wir annehmen, waren diese Worte mehr als bloßes Compliment und drückten in der That eine wohlverdiente Anerkennung aus. Dieß ergiebt sich zum Theil aus der Schlachtbeschreibung selbst. Barfus, durch seine prompte Rechtsschwenkung, dann durch seinen Sturm auf die Höhen, entschied zweimal, durch selbstständige Manöver, über das Schicksal des

Tages. Aber freilich, Schlachtbeschreibungen können täuschen. Was indessen nicht täuschen kann, das ist das nachfolgende Benehmen des Wiener Hofes. Brandenburg, als es nach der Königswürde zu streben begann, betonte immer wieder und wieder, und zwar erfolgreich, seine entscheidende Mitwirkung am Tage von Szalankament, und so mögen denn die Barfuse nicht ganz Unrecht haben, wenn sie den stolzen Ausspruch wagen: „ihr Ahn, Hans Albrecht, habe auf dem Felde von Szalankament die preußische Königswürde mit erobern helfen."

Im Jahre 1692 kehrte Barfus mit seinem Hülfsheere nach Berlin zurück. Hier häuften sich jetzt die Ehren auf seinem Haupt. Ohne ein Hofmann zu sein, vielleicht selbst ohne den Ehrgeiz, es sein zu wollen, trat er in die Hofkreise und ihr Parteigetriebe ein. Was eigenes Verdienst ihm nicht erwarb, erwarb ihm die Coterie, der er angehörte. „Eine Hand wusch die andere", wie nicht zum zweiten mal in unserer Geschichte. Er hielt sich von Anfang an zur „Fraktion Dohna-Dönhof" und es gereicht ihm zur Ehre, in einer Zeit voll cynisch egoistischen Undanks, in Treue bei der einmal erwählten Partei ausgehalten zu haben. Es kam freilich hinzu, daß er seit 1693 mit Gräfin Eleonore von Dönhof (in zweiter Ehe) vermählt und dadurch an die Interessen dieser Familie gefesselt war. 1695, ohne daß inzwischen neue Kriegsthaten ihm neuen Kriegsruhm erworben hatten, wurde er Feldmarschall-Lieutenant und das Jahr darauf Feldmarschall. Wie sein Rang und sein Ansehen, so wuchs sein Vermögen. Er erstand die Quittainenschen Güter in Ostpreußen, die bis dahin dem Feldmarschall Derfflinger gehört hatten, und endlich auch „Schloß Cossenblatt an der Spree", seinen Lieblingsbesitz, von dem wir in dem nächsten Kapitel ausführlicher sprechen werden.

Aber erst das Jahr 1697 bezeichnet den Höhepunkt seines Ruhms. Im November dieses Jahres wurde Eberhardt von Danckelmann, der bis dahin allmächtig geglaubte Minister, durch die Dohna-Dönhoffsche Fraktion gestürzt. Hans Albrecht fielen die endlichen Erfolge eines Spieles zu, dessen Einfädelung und Durch-

führung, wie wir annehmen dürfen, ihm wenig Sorge gemacht hatte. Seine Hand war zu schwer zur Einfädelung einer Intrigue. Er gab das Gewicht seines Namens her und ließ dann die andern machen.

Danckelmann war gestürzt und Barfus wurde Premierminister. Es war eine Zeit, wo sich jeder zu jedem fähig glaubte, wenigstens bei Hofe. Das bekannte Wort Oxenstiernas wurde wahr an jedem neuen Tag, und was das erstaunlichste ist: die Dinge gingen auch so, und gingen zum Theil sogar gut.

Barfus war Premierminister, noch richtiger Universalminister. Er war alles, er that alles. Auswärtiges, Finanzen, Krieg — alles fiel ihm zu. Dazu war er Gouverneur von Berlin, Commandeur der Garde, Landeshauptmann der Grafschaft Ruppin, und so viel Stellen sich ihm aufthaten, so viel Quellen flossen in seinen Schatz. Er wurde sehr reich. Als Gouverneur von Berlin bezog er ein palastartiges Gebäude, das vor ihm der Obermarschall von Grumbkow (der Vater des bekannten) besessen hatte. Barfus ließ es umbauen, erweitern und einen Garten nach der Spree hin anlegen. Es ist dieß dasselbe Gebäude, das später, und bis auf diesen Tag, als „Stadtvogtei" eine so hervorragende, aber freilich wenig poetische Rolle in unserer Stadt- und Staatsgeschichte gespielt hat.

Hans Albrecht war Universalminister, aber er war es nur durch Zulassung und nicht durch eigene Kraft. Die Dohna-Dönhofs schoben ihn einfach vor, um in die entstandene Günstlingslücke nicht einen neuen, vielleicht viel gefährlicheren Günstling einrücken zu lassen, als Danckelmann je gewesen war. Barfus fiel also die Rolle zu, durch sein bloßes Dasein den Satz zu predigen: wo ich bin, kann kein anderer sein.

Das ging zwei Jahre lang, aber nicht länger. Der Kurfürst, was immer seine Schwächen sein mochten, war aus zu feiner Schulung, um an der Haltung eines alten Campagnesoldaten, der nicht einmal französisch sprach, auf die Dauer ein Genüge finden zu können. Neben einem geborenen Hofmann wie Kolbe-Wartenberg verschwand er, und die Einführung einer Perückensteuer,

durch die er der Sitte und den Finanzen des Landes einen gleich großen Dienst zu leisten trachtete, war nicht angethan, die schon schwankende Wage zu seinen Gunsten sinken zu machen. Die neue Sonne stieg immer höher; Kolbe-Wartenberg begann wie ein Major Domus zu herrschen und der Hochmuth des gestürzten Danckelmann erschien nun wie Leutseligkeit, neben dem Ton des neuen Günstlings. Niemand wurde geschont, kaum die Königin, am wenigsten die alten Parteien des Hofes.

Aber Barfus, der den Hof überhaupt wie ein Schlachtfeld nahm, war ein viel zu guter Soldat, um so ohne weiteres an Flucht oder Rückzug zu denken. Er hatte den türkischen Großvezier besiegt, warum nicht auch den Major Domus von Brandenburg? Den Danckelmann hatte er mit stürzen helfen, warum nicht auch den Wartenberg? Die Königin, die Dohna-Dönhofs, wenn sie auch anders darüber dachten, verfolgten doch dasselbe Ziel, und so entstand die „große Liga von 1702", die keinen andern Zweck verfolgte, als den tyrannischen Günstling zu beseitigen und das Barfussche Interregnum von 1697—99, die Zeit der vereinigten Ministerien und der Perückensteuer, wieder herzustellen.

Aber Kolbe-Wartenberg war glücklicher, als Danckelmann gewesen war. Vielleicht weil es die Liga in der Person versah, die sie mit Ausführung der Hauptrolle betraute. Diese Person war der Hofmarschall von Wense. Graf Otto Dönhof, als er von der Wahl dieses letztgenannten Herrn hörte, zuckte die Achseln, setzte aber gutgelaunt hinzu: „Wohlan denn, wir müssen dem Glück einen Ochsen opfern!" Er hatte Recht gehabt. Nur blieb es nicht bei dem einen Opfer; alle traf die Ungnade des Kurfürsten (damals schon König), und während der Hofmarschall den Hof mit der Festung Küstrin vertauschen mußte, wurde der Rest vom Hofe verbannt, die Dohnas, die Dönhofs, und auch Barfus.

Dies war seine letzte Action, — kein Ruhmestag von Szalankament. Der Hof war nicht sein Feld. Trösten mochte es ihn, daß auch Gewandtere unterlegen hatten. Unser Feldmarschall ging nach „Cossenblatt", wo inzwischen der Frontbau eines Schlosses

auf einer Sterninsel entstanden war. Mit sich nahm er, zu allem, was er sonst besaß, ein Jahrgehalt von 8000, nach Pöllnitz sogar von 12,000 Thalern. Aber er erfreute sich desselben nicht lange mehr. Am 27. December 1704 beschloß er sein an Kämpfen und Wandlungen reiches Leben. In einem schlichten Anbau neben der Essenblatter Kirche hat er seine letzte Ruhestatt gefunden.

Wir versuchen nun, nachdem wir in Vorstehendem die Lebensgeschichte Hans Albrechts erzählt haben, eine Schilderung seiner äußeren Erscheinung, wie seines Charakters.

Hans Albrecht von Barfus war von großem, kräftigem Körperbau, über sechs Fuß hoch und durchaus militärisch in Haltung und Auftreten. Selbst groß und stattlich, legte er auch Gewicht auf Stattlichkeit, und lange bevor König Friedrich Wilhelm I. seine Riesengarde in's Leben rief, verrieth Hans Albrecht eine entschiedene Neigung, hünenhafte Leute, besonders Offiziere, in den preußischen Dienst zu ziehen. Es waren dies die ersten Anfänge der später so notorisch gewordenen „blauen Kinder" von Potsdam. So mag es auch mehr als Zufall sein, daß das einzige größere Bildniß, das von unserem Hans Albrecht existirt, ein Bild ist, das vom „Soldatenkönig" selber gemalt wurde. Das Bild stammt etwa aus dem Jahre 1737, und da um diese Zeit unser Feldmarschall längst verstorben war, so hat es nichts Unwahrscheinliches, daß der König, nach einem Buch oder einer Zeichnung, dieses Bildniß eigens in Huldigung gegen denjenigen ausführte, in dem die Idee der „großen Blauen" zuerst gedämmert und gelegentlich Gestalt gewonnen hatte.

Fassen wir den Charakter unseres Feldmarschalls in's Auge, so finden wir: er war tapfer, soldatisch, preußisch deutsch, antifranzösisch (auch hierin ein Vorläufer Friedrich Wilhelms I.), habsüchtig, aber unbestechlich, rechthaberisch, aber nicht ungerecht, in Intriguen verwickelt, aber nicht eigentlich intriguant.

Wir betrachten ihn zuerst in seinem soldatischen, dann in sei-

nen hofmännischen Qualitäten. Als Soldat — ohne ihn überschätzen zu wollen — erhob er sich, trotzdem er immer der Mann blieb, der „von der Pike auf“ gedient hatte, weit über die Klasse jener Corpsführer, die auf die Ordre eines Vorgesetzten hin, ihre Truppe kommt in's Feuer zu führen verstehen. Hätte seine militärische Laufbahn mit der Erstürmung Ofens abgeschlossen, so würde er einfach einer jener „braven Soldaten“ gewesen sein, wie deren unsere Kriegsgeschichte so viele aufzuweisen hat; sein zweimaliges und jedesmal entscheidendes Eingreifen in die Schlacht bei Solankament aber zeigt ihn uns allerdings, wenn nicht als einen wirklichen Feldherrn, so doch als einen Soldaten von höheren Gaben. Beide male handelte er ohne Ordre und folgte nur seiner persönlichen Erkenntniß dessen, was der gegebene Moment erheischte. Sein Auge und sein Charakter bewährten sich dabei gleichmäßig: er hatte den ruhigen Blick, das Richtige, das was noth that, zu erkennen, und er hatte den Muth, das als richtig Erkannte auf eigene Verantwortung hin auszuführen. Dieser Blick und dieser Muth gehören schon zu den selteneren Gaben.

Was ihm andererseits fehlte, das erkennen wir am besten, wenn wir sein militärisches Auftreten mit dem seines Nebenbuhlers Schöning vergleichen. Schöning, wiewohl es ihm versagt blieb, in wirklich großen Verhältnissen zu wirken, geht dennoch, so oft er auftritt, jedesmal über das Alltägliche hinaus. Nicht zufrieden damit, den Moment zu begreifen, begreift er die Situation überhaupt. Es genügt ihm nicht, ein Nächstliegendes zu thun oder zu berechnen, sondern die Rücksicht auf das Ganze bestimmt seine Haltung. Am lehrreichsten nach dieser Seite hin, ist Schönings Auftreten vor Ofen. Kaum auf den Höhen erschienen, kaum begrüßt von der großen Christenarmee, die in weitem Halbkreis die Festung umlagerte, rückte Schöning klingenden Spieles vor, und jede Deckung oder Vorsichtsmaßregel verschmähend, brachte er sich auf Einen Schlag in Linie mit dem Belagerungsheer. Der ungedeckte Vormarsch kostete Opfer und das ganze Manöver, glänzend wie es war, fand nichts desteweniger lebhaften Tadel bei den

Brandenburgern selbst. Sie bezeichneten es einfach als Rodomontade. Dennoch hatte Schöning Recht. Immer das Ganze in's Auge fassend, sagte er sich, daß er der allgemeinen Sache, mindestens aber der Sache seines Kurfürsten, durch etwas Galantes am besten diene. Seine Berechnung traf im vollsten Maße zu. Den Türken sowohl wie den Verbündeten hatte dieser Aufmarsch imponirt, und lange bevor Buda über war, hatten die Brandenburger bei Freund und Feind einen moralischen Sieg errungen. Das war Schöning'sch; solcher Einfälle und Berechnungen wäre unser Barfus unfähig gewesen. Er gehört zu den Schachspielern, die in jedem Moment des Spiels einen guten Zug, vielleicht den besten, zu thun verstehen, aber der Gabe weitsichtiger Vorausberechnung eben so sehr wie jeder genialischen Combination entbehren.

Tapfer, wie Hans Albrecht war, besaß er auch in hohem Maße jenen liebenswürdigen, den ächten und bewährten Muth verrathenden Zug alter Soldaten, schwache Momente nachsichtig zu beurtheilen. Nur die Leute hinter'm warmen Ofen dringen auf constantes Heldenthum. Einstmals beklagte sich Graf Christoph Dohna über die Feigheit eines Offiziers, der ihn während des Gefechts kläglich im Stich gelassen hatte. Barfus trat an Dohna heran und sagte: „Hören Sie, Graf, man muß Mitleid mit seinem Nächsten haben und ihm nicht alles Ueble anthun, was man ihm mit Gerechtigkeit würde anthun können. Es giebt schlechte Viertelstunden im Leben; vielleicht wird dieser Offizier ein andermal sich besser zeigen. Ich werde mit ihm allein reden." Barfus that es, und wenige Tage später fiel der Offizier an der Spitze einer Angriffscolonne.

Ein sehr hervorstechender Zug seines Charakters war das Antifranzösische. Seine vielbesprochene „Perückensteuer" war nicht bloß eine Finanzmaßregel, sie war auch gegen das „fremde Unwesen" überhaupt gerichtet. Der Umstand, daß er des Französischen nicht mächtig war, mochte freilich das seine dazu beitragen, ihn in seiner Abneigung gegen die „Welschen" zu bestärken.

Es kamen verdrießliche Scenen vor. Seine Gegner bei Hofe gefielen sich darin, in seiner Gegenwart französisch zu sprechen, oder wohl gar bei seinem Erscheinen, die bis dahin deutsch geführte Conversation mit einer französischen zu vertauschen. Da mochte es denn nicht ausbleiben, daß ein Theil des Aergers auf die Sprache fiel, die als Mittel dienen mußte, ihm solche Kränkungen zu bereiten.

Von Habsucht hatte er, wie fast alle Personen, die den Hof König Friedrichs I. bildeten, sein reichlich zugemessen Theil; doch scheint er, trotz alles Hanges nach Besitz, der Corruption jener Zeit sich entzogen und seine gut deutsche Natur auch in Unbestechlichkeit gezeigt zu haben. Er genoß auch dieses Rufes. Im Jahre 1699 beschwerte sich der holländische Großpensionär Heinsius über eine ganze Reihe unbegreiflicher Handelsmaßregeln, die alle vom Feldmarschall Barfus (der damals alles war, auch Finanzminister) ausgegangen seien, und ließ den Verdacht durchblicken, daß Barfus im Solde Frankreichs stehe. Der Großpensionär erhielt aber von competenter Seite den Bescheid, daß General Barfus überhaupt unbestechlich, „jedenfalls aber zu antifranzösisch sei, um sich jemals durch Frankreich bestechen zu lassen."

Eben so wenig, wie er sich bestechlich erwies, eben so wenig war er intriguant. Er diente nur den Intriguen anderer. Er war vielleicht die Hauptkarte, ohne welche das Intriguenspiel anderer nie und nimmer gewonnen werden konnte, aber wie hoch immer seine Bedeutung, der Werth seiner Karte sein mochte, er war nicht der Spieler selbst. Klügere benutzten ihn und gönnten ihm die goldenen Früchte, die ihm in den Schoß fielen.

Er war nicht intriguant, aber wir würden irre gehen, wenn wir ihm aus dem Fehlen dieser Eigenschaft irgend ein besonderes Verdienst machen, oder ihn gar mit der hohen Tugend der Selbstsuchtslosigkeit ausstatten wollten. Er gehörte jener Classe von Charakteren an, denen man in ganz Norddeutschland und besonders in den Marken häufig begegnet: Personen, die zu wirklicher oder scheinbarer Offenheit eine große Verschlagenheit gesellen, und sel-

datische Schroffheit und rücksichtslose Derbheit mit einem scharfen Erkennen des eigenen Vortheils glücklich vereinen. Er war voll jener scharfen Lebensklugheit, der wir bei allen denen begegnen, die ein brennendes Verlangen nach Bereicherung tragen, und besaß in hohem Maße die Kunst (ganz wie bei Szalankament), einen glücklich gegebenen Moment zu benutzen; aber er besaß nicht die Kunst, einen solchen Moment durch feines Spiel, durch einen klug geschürzten Knoten herbeizuführen. Das aber ist der Unterschied zwischen praktischer Lebensklugheit und Intrigue. Der „Praktiker" nutzt die Situation, der Intriguant macht sie. Jener wird meist realere, dieser in der Regel mehr ideelle Zwecke verfolgen; der Intriguant wird böser, gefährlicher, der „Praktiker" aber wird meist selbstsüchtiger sein.

Die Hofgeschichte jener Tage bietet zwei Beispiele, die diesen Unterschied recht klar in's Auge stellen. Als der Streit zwischen Schöning und Barfus auf seiner Höhe stand und niemand voraussagen mochte, wie er enden würde, verdarb Schöning sein eigenes Spiel durch die agressive Weise, in der er vorging. Sein Hochmuth, seine Rechthaberei halfen den „richtigen Moment" bereiten, auf den Barfus wartete oder vielleicht auch nicht wartete, den er aber als richtigen Moment zu benutzen verstand, sobald er gekommen war. Diese Benutzung zeigte sich einfach darin, daß er der anmaßlichen oder doch der allzusicheren Sprache Schönings, womit dieser seine Sache vor dem Kurfürsten führte, einen Ton der Devotion gegenüberstellte. Dieser Ton der Devotion hatte nichts von einer Intrigue an sich, er war das einfache Resultat des Schlusses: „Wo Anmaßung verletzt hat, wird Devotion doppelt willkommen sein." Und der Erfolg bewies, daß dieser Schluß ein richtiger gewesen war.

So weit reichten die Gaben unseres Barfus. Als es sich aber sechs Jahre später darum handelte, Eberhard Danckelmann, den Günstling des Kurfürsten, durch ein combinirtes Spiel, ein für allemal aus der Gunst seines Herrn zu entfernen, reichte es nicht aus, eine sich bietende Situation einfach zu benutzen, son-

dern es kam darauf an, durch eine Reihenfolge kleiner in einander greifender Scenen eine Situation zu schaffen. Dazu war Graf Christoph Dohna der Mann. Er begann folgendes Meisterspiel. Er wußte sich eine Medaille zu verschaffen, die Eberhard Danckelmann — so hieß es wenigstens — sich und seiner Familie zu Ehren hatte schlagen lassen. Sie versinnbildlichte den Ruhm der Danckelmanns. Gewölk hing über Berlin, durch das Gewölk hindurch aber leuchteten die sieben Sterne Eberhard Danckelmanns und seiner sechs Brüder; das Ganze trug die Inschrift: „Intaminatis fulget honoribus." Christoph Dohna, der die Verliebe des Kurfürsten für Münzen und Medaillen kannte, wußte es einzurichten, daß sich im Vorzimmer des Kurfürsten ein Streit um diese Medaille entspann. Als der Kurfürst heraustrat, um nach der Ursache des Lärms zu forschen, erzählte ihm Dohna, in erkünstelter Verlegenheit, daß es sich um eine Medaille handle. „Ich wünsche sie zu sehen." — „Eure Kurfürstliche Durchlaucht werden die Medaille kennen."

Mit diesen Worten überreichte Dohna das Gewünschte. Der Kurfürst betrachtete die sieben Sterne, biß sich (eifersüchtig wie er war) auf die Lippe und reichte sie mit den Worten zurück: „Ich weiß nichts daran." An dieser Scene ging Danckelmann zu Grunde. Ist es wahr, daß Danckelmann selbst von dieser Medaille nichts wußte, und daß sie vielmehr hinter seinem Rücken, auf Anstiften seiner Gegner, geprägt wurde, so haben wir es hier mit einer ziemlich unwähleriſch eingefädelten, aber von Anfang bis Ende klug durchgeführten Intrigue zu thun, mit einer Intrigue, die in ihrem glücklichen Ausgang alle Ehren auf unsern Feldmarschall ausschüttete, aber von dem Glückskinde, das die Ehren einheimste, weder jemals hätte erdacht noch durchgespielt werden können.

Wenn wir zum Schlusse nun Hans Albrecht von Barfus mit den hervorragenderen jener brandenburgisch preußischen Kriegsleute vergleichen, die ihm seitdem gefolgt sind, so zeigt er mit keinem eine größere Verwandtschaft, als mit dem „alten York." Die-

ſelbe Tapferkeit, dieſelbe ſoldatiſche Schroffheit, dieſelbe Strenge im Dienſt und gegen ſich ſelbſt. Haß gegen franzöſiſche Sitte, Gleichgültigkeit gegen die Frauen, Verachtung gegen Ausſchweifung, geſellen ſich als weitere übereinſtimmende Züge hinzu. Eben ſo ſind ihre Feldherrngaben nahe verwandt: kalte Ruhe, klares Erkennen der Fehler bei Freund und Feind, glückliche Benutzung des Moments. Was ſie aber vor allem mit einander gemein haben, das iſt die hohe Meinung von ſich ſelbſt und in Folge dieſer eigenen (wie immer auch berechtigten) Werthſchätzung, eine krankhafte Reizbarkeit gegen alles das, was neben oder wohl gar über ihnen ſtand. York in ſeinem Verhältniß zu Bülow und ſpäter zu Gneiſenau (oder ſagen wir wenigſtens „zum Hauptquartier") erinnert mehr als einmal an „Schöning und Barfus."

Wenn York nichts deſto weniger in hellerem Lichte vor uns ſteht als Hans Albert, ſo liegt das — ohne den hohen Verdienſten Yorks zu nahe treten zu wollen — nicht unweſentlich darin, daß wir die „Convention von Tauroggen" dankbar in Erinnerung tragen, den Tag von Szalankament aber, trotz ſeiner Bedeutung für unſere Geſchichte, ſo gut wie vergeſſen haben. Ein Anderes kommt hinzu. Der Charakter Yorks ruht allerdings auf einer ſittlichen Baſis, deren der Charakter Hans Albrechts, wenigſtens in ſo ausgeſprochenem Maße, entbehrt. Aber andererſeits dürfen wir dieſen Umſtand dem alten York nicht allzuſehr zum Ruhme und unſerem Barfus nicht allzuſehr zum Schaden anrechnen. Das ſittliche Element, deſſen ſich York, im Vergleich zu Hans Albrecht, allerdings als eines Vorzugs erfreut, war überwiegend ein Vorzug der Zeit, in der er lebte, wenigſtens jener Jahre, die die Befreiung des Vaterlandes brachten. Es war 1813 leichter als hundert Jahre früher, „ſelbſtſuchtslos im Dienſt einer Idee zu ſtehen." Was 1813 möglich war, war 1703 unmöglich. Die Charaktere waren weniger verſchieden, als die Zeiten es waren.

Mit Hans Albrecht von Barfus ſtarb der letzte jener fünf brandenburgiſchen Feldherrn, die noch die jungen Tage des gro-

ßen Kurfürſten geſehen und die erſten Siege Brandenburgs unter ſeinen Fahnen erfochten hatten: Sparr, Derfflinger, Görtzke, Schöning, Barfus. Die Derfflinger ſind ausgeſtorben. Glieder der vier andern Familien leben noch, aber von dem alten Beſitz iſt wenig oder nichts mehr in ihren Händen. Auf den alten Barfus-Gütern iſt der Name des alten Geſchlechts vergeſſen; nur „Schloß Goſſenblatt an der Spree" erzählt noch von ſeinem Erbauer, dem Feldmarſchall. Dieſem „Schloß in der Oede" wenden wir uns im folgenden Kapitel zu.

Schloß Cossenblatt.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Bangen wehren,
Daß es ihm das Herz durchdringe.
Lenau.

Der Weg nach Cossenblatt führt über Fürstenwalde und Beeskow. Fürstenwalde ist allerliebst und verdient ein Kapitel für sich; heut aber erreichen wir es spät und begnügen uns mit dem Eindruck, den die halb im Dunkel liegende Stadt und die freundlich erleuchtete Passagierstube auf uns machen.

Passagierstuben sind ein selten trügender Barometer für die Stimmung, das geistige Leben, das in den verschiedenen Städten herrscht, und es hat eine Bedeutung, ob „Schwerins Tod" oder ein altes Postreglement über dem Sopha hängt. Die Fürstenwalder Passagierstube zeigt noch auf „schön Wetter". Es herrscht etwas Anheimelndes in dem Zimmer überhaupt und die gute Stimmung wächst im Hinblick auf eine Gruppe von älteren Männern, die, ein Glas Bier vor sich, am Sophatische Platz genommen haben.

Es sind ihrer drei, zwei Bürger und der Wirth. Der letztere bestreitet wie billig die Kosten der Unterhaltung und bemerkt mit freundlicher Würde: „Sie glauben nicht, was alles vorkommt, meine Herren. Bahnhof ist Bahnhof und Post ist Post, aber die Menschen thun immer, als ob Bahnhof und Post all ein und dasselbe wäre. Schreibt mir vorgestern ein Mann aus Dresden, er habe seinen Ueberzieher hier liegen lassen, „über einer Stuhl-

lehne" ſchreibt er. Ich lache und ſage zu Spilleken (der jetzt die Poſt führt): „Spilleke, ſag' ich, wenn Sie 'rauskommen, fragen Sie doch auf'm Bahnhof." Er fragt auch und am Abend iſt der Ueberzieher hier. Wo war er geweſen? „Ueber einer Stuhllehne." Alles ganz richtig, meine Herrn, aber — auf'm Bahnhof. So geht es immer."

Die beiden Zuhörer antworteten durch ein Gemurmel, das halb ihre Uebereinſtimmung mit dem Sprecher, halb ihre Mißbilligung des Dresdners ausdrücken ſollte. Ich aber, um auch meinestheils jede Gemeinſchaft mit dem letzteren abzulehnen, fuhr mit Oſtentation in den neben mir liegenden Ueberzieher, empfahl mich und ſtieg in den bereits draußen ſtehenden Poſtwagen.

In demſelben fand ich einen Reiſegefährten, einen jungen Beeskower, der alſo dieſelbe Tour mit mir machte. Während der Wagen über das Pflaſter raſſelte und von rechts und links her das helle Licht großſtädtiſcher Gaslaternen in unſer Fenſter fiel, wandte ich mich, halb überraſcht, mit der Frage an meinen Gefährten:

„Fürſtenwalde hat Gas?"

„Ja, und aus Stubben;" lautete die Antwort.

„Aus Stubben?"

„Ja, aus Stubben."

Nun erfuhr ich ein Langes und Breites über den Fürſtenwalder Stadtforſt, über Holzhandel und Wohlhabenheit und zuletzt auch über die „Stubben", die in einer ſtädtiſchen Gasanſtalt auf Gas verarbeitet würden. Ich geſtehe, daß ich Reſpekt bekam. Wer unſere kleinen Städte kennt, weiß am beſten, wie abgeneigt ſie ſind, auf ſpekulative Neuerungen einzugehen. Staatsneuerungen, — ja; Stadtneuerungen, — nein. Die Fürſtenwalder haben ein Stück ſtädtiſchen Lebens gezeigt; die meiſten unſerer Ackerſtädte ſind todt.

Beeskow erreichten wir um Mitternacht. Ich ſchlief in einem alten Hauſe, deſſen Hinterwand die Stadtmauer bildet, und erfuhr en passant, daß dies Haus ein Urſulinerinnen-Kloſter geweſen

sei und dann und wann von nicht Ruhe habenden Aebtissinnen und Nonnen besucht werde. Auch der übliche „unterirdische Gang“ wurde mir nicht erlassen. Ich war aber zu müde, um dadurch besonders gestört zu werden, und schlief, bis die Sonne in's Zimmer schien. Eine Stunde später schlenderte ich durch die Stadt.

Beeskow hat zwei Sehenswürdigkeiten: das „Amt“ und die Kirche.

Das „Amt“, auf einer Spreeinsel unmittelbar vor der Stadt gelegen, war in alter Zeit ein Schloß (Schloß Beeskow), dann später, seit 1519, ein bischöfliches Haus, das die Bischöfe von Lebus — die die Herrschaft Beeskow zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erwarben — gelegentlich bewohnten. Viele der noch jetzt vorhandenen alten Mauern reichen bis in die Zeit von Schloß Beeskow zurück, das im fünfzehnten Jahrhundert (also vor den Bischöfen) ausbrannte. Dies erwies sich 1828, als wegen Baufälligkeit das dritte Stockwerk des alten Amtsgebäudes abgetragen wurde. An vielen Stellen fand man doppeltes Mauerwerk. Die Zimmerwände zeigten nach innen zu die Bischofsmütze, waren also nicht älter als 1519; beim Niederreißen dieser Zimmer- oder Innenwände aber stieß man alsbald auf ältere Außenwände, halb verbrannt und hier und da mit Moos und Asche bedeckt. Diese Außenwände waren Ueberreste des alten Schlosses. In den untern Stockwerken steckt noch einzelnes davon.

Die Bücher berichten wenig über „Schloß Beeskow“ und nicht viel mehr über das „bischöfliche Haus“, das sich später an gleicher Stelle erhob. Nur der Umfang und die Festigkeit der Bauten zeigt, daß es eine bevorzugte Stelle war; und mit Recht. Die Lage auf einer Insel, die nicht flach, sondern wie eine natürliche Hügelfestung sich aus der Spree erhebt, ist fest und malerisch zugleich, und in diesem Augenblick vielleicht malerischer denn je zuvor. Das alte, dunkelfarbige Mauerwerk ist überall von Grün umrankt; braun und grün, die so schön zu einander stimmen, mischen sich hier in allen erdenklichen Schattirungen, und Baum und Strauch wachsen von Wall und Gräben aus in die Gitter-

fenster hinein oder über das Portal hinweg. Jenseits des Amtshofes, auf dessen Tümpel und Pfuhl die helle Morgensonne fällt, steigt der Brennereischornstein aus dem Refektorium des alten Bischofssitzes auf; aber wo Tod und Leben, Poesie und Prosa so dicht bei einander wohnen wie hier, stört auch die Rauchfahne nicht, die eben jetzt über dem Refektorium weht.

Die Liebfrauenkirche zu Beeskow, ein schöner gothischer Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert, war längst eine Zierde der Stadt, eh' die Lebuser Bischöfe als Neubesitzer und Neuerbauer in Schloß Beeskow einzogen. Sie war dreihundert Jahre vor dem Bischofshause da und hat es nun ebenso lange überlebt. Diese schöne Kirche zählt zu den schönsten in der Mark, und der Epheu, der sich an einigen Fenstern bis in den Spitzbogen emporrankt, scheint zu wissen, was er an ihr hat. Der massive Thurm geht in seinem zweiten Stockwerk sehr gefällig aus dem Viereck in's Achteck über und eine pyramidenförmige Spitze schließt den ganzen Bau gefällig ab.

Eine 82jährige Küsterfrau führte mich in die Kirche ein, plauderte mit mir, stieg Treppen auf und ab und ich bin ihr das Zeugniß schuldig, daß ich nie einen besseren Führer gehabt habe. Sie zeigte mir Großes und Kleines, Andacht und Stadtklatsch flossen gleichen Tones über ihre Lippen; sie sprach bereits — sie war eben 82 Jahr alt — mit jener unterschiedslosen Ruhe, die so sehr verdrießt, wo man Partei ist, aber so wohlthut, wo der Hörer mit über den Parteien steht. Sie zeigte mir den Gekreuzigten und den einen Schächer, die „wegen Unschönheit" in einen Seitenraum geschafft werden waren, und erklärte mir die Grabsteine vor'm Altar. Der eine war hellbraun und sehr abgetreten. „Das ist unser Pfefferkuchenmann", sagte sie ruhig, und wirklich, das alte Rathsherrnbild konnte nicht treffender bezeichnet werden. An einem der Pfeiler blieb sie stehen. „Da war früher ein Bild: ein Schachbrett und ein Mohr darüber; es hing da zum Gedächtniß an eine vornehme Frau, die alles verspielt hatte, bis auf ihr Schachbrett und ihren Mohren." Dann ging es treppauf und ab.

Wir stiegen in einen Keller, wo dieselbe Küsterfrau vor 56 Jahren mit ihrem Mann (der auch noch lebt) ein tiefes Loch gegraben und die Kirchengüter vor Feindeshand gerettet hatte. „Wir fanden bei'm Graben nichts wie Knochen und Schädel.“ Sie sagte nicht „Knochen und Schädel von heimlich Verscharrten“, aber sie meinte es so; das Volk hierlandes denkt sich nun einmal die katholische Zeit als eine Mordzeit; es ist das ein seltsamer Theil unserer Volkspoesie.

Dann stiegen wir wieder aufwärts, eine hohe schmale Treppe hinauf, und waren auf einem Chor oder einer Empore, die man zu einer Art Kunstkammer umgeschaffen hatte. Allerhand Raritäten waren hier ausgestellt; aber es war doch schon der Uebergang von der Kunstkammer zur Rumpelkammer. Es hing da z. B. ein Bild der Lutherstatue in Wittenberg, mit der Wartburg als Hintergrund. Die Geschichte des Bildes interessirte mich noch mehr als das absonderliche Bild selbst. Eine reisende Schauspielergesellschaft, deren „erster Liebhaber“ es gemalt hatte, hatte es auf Groschenloose ausgespielt und der Gewinner war es durch „Schenkung“ an die Kirche los geworden. Daneben hingen drei Porträts, lebensgroß, die Bildnisse dreier Brüder, die einst bei Stadt und Kirche geglänzt hatten. Das Rathsherrnbild trug folgende Inschrift:

Der Bürger Dankbarkeit und der Zuhörer Pflicht
Hat uns drei Treuen dieß Denkbild aufgericht.
Dort jenes graue Paar stirbt in der Kirche Würde,
Mich ziert das Rathhaus alt und schwerer Zeiten Bürde.
Was jene bei der Kirch' den Seelen gut's gebracht,
Das hab' ich bei der Stadt, nach Menschen Treu, in Acht.
Urtheilt uns nach dem Ambt in dem geführten Leben,
So wird ein gutes Lob man uns im Tode geben.

Von Beeskow nach Cossenblatt sind noch anderthalb Meilen. Ein leichter Wagen nahm mich auf und in brennender Sonnenhitze machte ich den Weg. Die Landschaft ist trostlos und die Dörfer sind arm. Ueberall mahlender Sand und Kiefernhaide, dazwischen Brach- und Fruchtfelder, die letzteren so kümmerlich,

daß man glaubt die Halme zählen zu können. Auf Meilen hin eine reizlose Oede. Und doch hat der märkische Sand auch seinen Zauber. Ich werde des Wellenterrains zwischen Biesenthal und Prenden nicht leicht vergessen: in den Thaleinschnitten ein Wassertümpel und Binsengestrüpp, auf der Höhe hüben und drüben eine Fichte, ein Kieferbusch; der Boden gelb, der Himmel grau und am Wege ein Stein, ein verwehter Tannenapfel; über dem allen aber nichts Lautes und Lebendiges, als eine Krähe und die Schläge der Biesenthaler Thurmuhr, die beide langsam über die Oede hinziehen. Wer solchem Bilde begegnet, der hat die Poesie des märkischen Sandes kennen gelernt.

Aber auf dem Sandwege, den wir heute passiren, empfinden wir nichts davon, vielleicht weil die Oede nicht vollkommen ist und das Sandfeld vielfach den Anlauf nimmt, ein Fruchtfeld zu werden. Solche Anstrengungen haben immer etwas Triftes. Es sind dies die Gegenden der Mark, die ihr den Namen der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches" eingetragen haben, ein Name, der muthmaßlich nie entstanden wäre, wenn die Reisenden „aus dem Reich" noch etwas anderes von der Mark kennen gelernt hätten, als eben jenen breiten Sandgürtel, den sie auf ihrem Wege von Dresden nach Berlin nothwendig passiren mußten.

Der Weg war reizlos, aber er wurde mir durch eine Begegnung werth, die ich unterwegs hatte. Etwa eine halbe Meile vor Eossenblatt bemerkte ich einen Knaben, der auf einem Feldstein am Wege saß und augenscheinlich sehr ermüdet war. Er mochte zwölf Jahr alt sein. Ich ließ halten und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und mir: „Willst du mit?" — „Wo wüllen Se denn hen?" — „Nach Eossenblatt." — „Da will ick ooch hin."

Nun stieg er auf und setzte sich bescheiden auf den Rand des Wagens. Mich beschäftigte der kleine Vorfall, weil er mir so recht wieder jene nüchterne und mißtrauensvolle Vorsicht zeigte, die unsern Stamm im Guten und Schlechten so sehr charakterisirt.

Müde wie er war, sprang er doch weder auf, noch bezeugte er irgend welche Freude; er beantwortete meine Frage durch eine andere Frage, und erst als ich diese meinerseits zu seiner Zufriedenstellung erledigt hatte, nahm er freundlich an, was freundlich geboten war. Es war übrigens ein allerliebster Junge, der mich von Seidenbau und Seidenzucht sehr verständig unterhielt, was ich besonders hier erwähne, um dabei auf die Vorliebe aufmerksam zu machen, mit der die Seidenzucht von den ärmeren Leuten unserer Provinz betrieben wird. Sie sind mit einer Art Passion dabei und es früge sich, ob diese Art der Industrie nicht noch energischer zu unterstützen wäre.

Wir sind nun in Cossenblatt (mein junger Freund hat mich am Eingang des Dorfes bescheidentlich verlassen) und wenige Minuten später halten wir vor der Einfahrt d. Amtshofs, wo alle Sehenswürdigkeiten Cossenblatts, auf einen engsten Raum zusammengedrängt, wie zur Auswahl vor uns liegen. Alles liegt rechts von der Dorfstraße und wir unterscheiden: Herrenhaus (jetzt Amtshaus), Schloß und Kirche. Unser nächster Besuch aber gilt dem im Weinlaub versteckten Predigerhause, das von der andern Seite der Dorfgasse her wie eine Laube zu uns herüber blickt. Freundlich wie das Haus sind seine Bewohner, und Platz nehmend unter dem grünen Dach, den Blick auf Herrenhaus und Schloß und Kirche gerichtet, plaudern wir von Cossenblatt und seiner Geschichte.

Cossenblatt war immer ein reicher und ausgedehnter Besitz, auch ehe ein Schloß hier stand und Feldmarschälle und Fürsten hier residirten. In sumpfiger Niederung gelegen (Cossinbloth heißt „Krummensumpf") unterschied es sich immer vortheilhaft von den Sanddörfern der Höhe, und lange bevor es „königlich" war, hatte es ein Ansehen in der Gegend um seiner Aecker und Wiesen willen. Die Besitzer wechselten oft; im sechzehnten Jahrhundert hatten es die von Weilsdorf. Ein Bruder erstach den andern im Zweikampf, aber auch dieser Vorgang — übrigens eine immer

wiederkehrende Geschichte*) — fesselt uns nicht und wir beginnen mit dem Jahre 1581. Die Geschichte Cossenblatts theilt sich seit der Zeit in drei bestimmte Epochen: in eine Oppensche, eine Barfussche und eine königliche Zeit.

Ueber die Oppensche Zeit (von 1581 — 1699) gehen wir schnell hinweg. 1581 kam der brandenburgische Oberkammerherr, Georg von Oppen, in Besitz von Cossenblatt. Es blieb bei der Familie durch drei Generationen hindurch bis 1699. Vom Schloß war damals noch keine Spur vorhanden, vielmehr bewohnten die Oppen das alte Herrenhaus, dessen Kellergewölbe bis diesen Augenblick vorhanden sind und eine Art Ehrenswürdigkeit des jetzigen, im übrigen völlig modernen Amtshauses bilden. Diese hohen Kellergewölbe, im einfachen Rundbogen, sind aus unbehauenen Feldsteinen aufgeführt und Sachverständige pflegen hervorzuheben, daß die Baumeister damals einen andern, rasch fest werdenden Mörtel benutzt, oder die Gewölbe jahrelang gestützt haben müssen. Diese gewölbten Fundamente gehen bis in die Oppensche Zeit zurück, vielleicht sind sie noch viel älter. Wir lassen aber diese Fundamente sammt einer Anzahl alter Bilder, die ebenfalls der Vorgeschichte Cossenblatts angehören, und wenden uns nunmehr seiner eigentlichen historischen Zeit zu, die mit Feldmarschall von Barfus beginnt.

Im Jahr 1699 kaufte Hans Albrecht von Barfus, wie wir bereits in seiner Lebensgeschichte (siehe das vorige Kapitel: Predikow) bemerkt haben, die Herrschaft Cossenblatt und zahlte dafür die für die damalige Zeit ziemlich beträchtliche Summe von 32,000 Tha-

*) Der ganze mittelalterliche Sagen- und Geschichtenschatz tritt überall vielleicht, sicherlich aber in der Mark, völlig typisch auf. Es giebt Gruppen, Rubriken. Jede Rubrik hat ihre bestimmte Anzahl von Nummern. Rubrik „Teufelssee" acht Nummern, „heiliger See" acht Nummern. Dazu gesellen sich noch folgende Rubriken: schwarze Frau, weiße Frau, erstochener Bruder, stummer Mönch, frommer Abt, der über den See schreitet ꝛc. Die Rubriken „Unterirdischer Gang" und „vergrabener Schatz" haben, wie überall, die meisten Nummern.

lern und hundert Dukaten Schlüsselgeld. Das Oxenſche Herrenhaus, das er vorfand, genügte ihm nicht und er beſchloß das Jahr darauf (1700) die Aufführung eines Schloſſes.

Die Arbeiten begannen ſogleich; da aber ſelbſt der mittlere und älteſte Theil des Schloſſes, der Flügelbauten aus noch ſpäterer Zeit ganz zu geſchweigen, erſt im Jahr 1712 beendet wurde, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Feldmarſchall, der bereits 1704 ſtarb, jemals einen Theil des Schloſſes bewohnt habe. Das Herrenhaus mußte genügen.

Die Wittwe des Feldmarſchalls, Eleonore, geborene Gräfin von Dönhof (wie wir wiſſen, ſeine zweite Gemahlin), übernahm laut teſtamentariſcher Beſtimmung die Verwaltung der Güter und führte den Schloßbau glücklich hinaus. Sie war eine ſtolze Frau, und es geht die Sage von ihr, daß ſie ihrem einzigen überlebenden Sohne (ſie ſtarb 1728), da ſie ihm ſein Erbe nicht nehmen konnte, dieſes Erbe wenigſtens nach Möglichkeit ſchädigen und verringern wollte. Sie ließ einen holländiſchen Baumeiſter kommen, befahl ihm, unterhalb der Keller des Schloſſes einen zweiten Keller zu graben und zu wölben, that dann alles hinein, was ſie an Geld und Koſtbarkeiten beſaß, und ließ die Gruft in ihrer Gegenwart ſchließen. Sie nahm dem Baumeiſter alsdann einen Eid ab, die Stelle niemandem zu verrathen. Voll Zweifel aber, ob er den Eid auch halten werde, zog ſie, als er ſchon fort war, das Schwert vor und ließ ihn auf der Rückreiſe nach Holland verſchwinden. Der „Schatz" war bei Seite gebracht, dem Erben entzogen, aber die Bilder und Möbel waren noch da, die ganze Einrichtung eines reichen Schloſſes. Auch das mußte fort. Als ſie fühlte, daß es mit ihr zum Letzten ging, ließ ſie alles, was das Schloß an koſtbarem Hausrath hatte, auf den Schloßhof tragen, und vergoldete Stühle und Tiſche, Spiegel und Conſolen, Divans und Commoden wurden zu einer Pyramide aufgethürmt. In einem Rollſtuhl ließ ſie ſich an die offene Thür des Gartenſaales bringen, gab dann Ordre, zwei Fackeln anzulegen, und ſtarrte eine Stunde lang befriedigt in die aufſchlagende Flamme. Sie fühlte das Feuer

mehr, als daß ſie es ſah, denn die helle Mittagsſonne ſtand über dem Schauſpiel. Als alles niedergebrannt war, ſaß ſie todt in ihrem Rollſtuhl.

So erzählt ſich das Volk. Die erſte Hälfte der Geſchichte, das Vermauern des Schatzes, iſt das immer Wiederkehrende; aber die zweite Hälfte hat neue Züge, die auf wirklich Vorgekommenes hindeuten. Anhaltepunkte ſind da. Ich finde in dem Nachweis über die Söhne des Feldmarſchalls von Barfus folgendes: „Die beiden ältern ſtarben jung, der älteſte an Wunden, die er in der Schlacht bei Belgrad erhalten hatte. Der dritte und jüngſte Sohn war Karl Friedrich Ludwig. Er war der einzige, der ſeine Mutter überlebte, und es ſcheint faſt, daß ſeine Erziehung abſichtlich vernachläſſigt wurde, da ſeine nächſten Verwandten nach dem Beſitz des reichen Erbes trachteten.“

Dieſe Zeilen, ſo unbeſtimmt ſie gehalten ſind, oder vielleicht weil ſie es ſind, laſſen ſich unſchwer mit der eben erzählten Sage in Einklang bringen. Der Sohn, ſo darf man annehmen, wurde nicht von der Mutter, ſondern von den Verwandten erzogen, und eingeſponnen in die Netze der letzteren, traf ihn leicht möglich ein Theil des Haſſes mit, den die alte Reichsgräfin gegen die habgierig Wartenden unterhielt. Alles dieß indeß will nichts weiter ſein als eine Hypotheſe, als ein Verſuch, mit Hülfe von Sage und Tradition, dem Hiſtoriſchen um einen Schritt näher zu kommen.

Im Jahr 1728 ſtarb die alte Reichsgräfin, und ihr einziger Sohn, der obengenannte Karl Friedrich Ludwig, folgte im Beſitz von Goſſenblatt. Aber nur acht Jahre blieb es in ſeinen Händen; 1736 erſtand es König Friedrich Wilhelm I. und machte es zu einem Theil ſeiner Herrſchaft Königs-Wuſterhauſen. Ueber die Umſtände, die den Ankauf des Gutes begleiteten, ſpreche ich weiter unten.

Hundert Jahre und darüber ſind ſeit jenem Ankauf vergangen und Schloß Goſſenblatt iſt ſeitdem ein hohenzollernſcher Beſitz geblieben, bis auf dieſen Tag. Die Barfus, für die der alte Feld-

marschall hier eine Stätte bereiten wollte, betraten die Schwelle des Schlosses nicht wieder, das — des sagenhaften Schatzes ganz zu geschweigen — Schätze an Gold verschlungen hatte, um es aufzubauen. Da, während der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts, trat wieder ein Barfus in das alte Barfusschloß ein. Der Eintretende war ein Urenkel des Feldmarschalls; er kam nicht als Herr, er kam als Gast. Sei es ein romantischer Herzenszug, oder sei es Pietät gegen die Stätte, wo sein Ahnherr gelebt und einen Denkstein seines Ruhms und seines Reichthums hinterlassen hatte, gleichviel, der Enkel hatte das Ansuchen an den König gestellt, einen Sommer lang in Schloß Coffenblatt residiren zu dürfen, und Friedrich Wilhelm IV., dessen Königs- und Poetenherz historischen Sinn und romantisches Empfinden in jeder Gestalt zu schätzen wußte, hatte dem Ansuchen gern willfahrt.

General Barfus, selbst ein alter Soldat, zog ein in das alte Feldmarschallsschloß. Ein Wagen hielt vor der Steintreppe, die rostigen Angeln gaben halb widerwillig nach, und der Enkel stand, ein Gast, ein Fremder, im Haus seiner Väter. Niemand war mit ihm als seine Frau und deren Dienerin. Er bezog die Eckzimmer im Schloß und das Nöthigste an Hausrath wurde herbeigeschafft; aber es war nicht möglich, die Oede des Orts in Wohnlichkeit zu verwandeln. Der Regen fuhr durch die morsch gewordenen Fenster und selbst das heitere Sonnenlicht lieh diesem Ort keine Heiterkeit, denn ungemildert fiel es durch die großen Fenster und sprang heiß und blendend von den kahlen weißen Wänden zurück. Zu dem Bedrückenden der Oede gesellte sich der Mangel an allem, was das Leben, selbst ein einfaches Leben, an Unterhalt erfordert. Die Stadt war weit und das Dorf war arm. Die Frauen litten schwer; aber das romantische Herz des Generals trug die Entbehrungen, die ihm Schloß Coffenblatt auferlegte, mit Freudigkeit; sie hoben ihn mehr, als daß sie ihn niederdrückten. Er war nicht nach Schloß Coffenblatt gekommen, um zu banketiren; es lag ihm nicht an lustiger Gesellschaft und an lautem Gespräch über den Tisch hin; es lag ihm an stiller Zwiesprach

mit denen, die nicht mehr waren, und da war kein Zimmer, das nicht leise zu ihm gesprochen hätte. Ihm waren diese weiten Räume nicht öde, und wenn er Nachts oder am hellen Mittag sie durchschritt, hörte er's flüstern und stand still, ob er's erlauschen könnte. Umsonst hingen die Augen der Frau an ihm und baten um Rückkehr zu den Menschen; da endlich kam Hülfe, ehe sie erwartet war. Es war Hochsommer und die Hitze des Tags hatte den General in die Wald- und Wiesengründe geführt, die den Cossenblatter See an seinem Südrande umziehen. Es wurde drückend schwül und um die vierte Stunde brach das Unwetter los. Als die ersten Donner heraufzogen, war es, als rollten schwere Wagen durch alle Säle und Corridore. Einzelne Windstöße fuhren gegen das Schloß, und die entsetzten Frauen hörten, wie in allen Theilen des Schlosses ein gespenstisches Klappen von Fenstern und Thüren begann. An hundert Stellen zugleich wollte der Böse herein. Das Blitzen wurde immer heftiger; Herrin und Dienerin stehen aus ihren Zimmern in den Corridor hinaus, der unten auf den Schloßhof niederblickt. Der Flügel gegenüber stand wie in Nacht. Plötzlich aber war es, als fiele ein Feuer vom Himmel, der Schloßhof stand wie in Flammen und die Dienerin schrie auf: „Dort sitzt sie!" Es war ihr, als habe sie die alte Reichsgräfin gesehen, im Rollstuhl unter der Balkonthür sitzend und in die Flammen des Hofes starrend.

Dieser Nachmittag entschied; die Gäste verließen Schloß Cossenblatt und alles war wieder wie zuvor. Die Spinnen begannen ihre stille Wirthschaft und niemand anders sprach ein, als der Wind im Kamin. Die Barfuse waren vergessen an derselben Stelle, an der der alte Feldmarschall sich selbst und seinem Namen eine Art Ruhmeshalle hatte errichten wollen; Schloß Cossenblatt wußte nichts mehr von den Barfusen und viele Barfuse wußten nichts mehr von Cossenblatt. Aber aus der Geschichte unserer Tage haben wir noch einmal zurückzugehen in die Tage des letzten Grafen Barfus und in aller Kürze jener dritten Epoche Schloß Cossenblatts zu gedenken, der Zeit Friedrich Wilhelms I.

Im Jahre 1735 kam König Friedrich Wilhelm I. auf einer Jagd von Königs-Wusterhausen aus in die Gegend von Cossenblatt, sah das schöne Schloß und trug dem Besitzer, dem mehrgenannten Grafen Karl Friedrich Ludwig von Barfus, an, ihm Cossenblatt käuflich zu überlassen. Als dieser Antrag abgelehnt wurde, setzte der König alles in Bewegung, um seine Absicht dennoch zu erreichen. Es fand sich auch bald ein Weg, da er sich durchaus finden sollte. Der Verlauf war folgender. Nur um den wiederholten Zumuthungen des Königs zu entgehen und letzteren durch eine möglichst hochgegriffene Summe abzuschrecken, äußerte der Graf gegen den Unterhändler des Königs, „daß er die Güter (Cossenblatt, Briesicht, Werder und Wiese) für 180,000 Thaler überlassen wolle." Dieß genügte. Der König erklärte nunmehr: „da der Graf sich geäußert habe, die Güter verkaufen zu wollen, so hänge es nicht mehr von dem freien Willen desselben ab, den Preis der Güter zu bestimmen, vielmehr müßten dieselben taxirt werden." Hiernach kam der Kauf im Januar 1736 zu Stande, ohne daß die belehnten Agnaten befragt worden wären. Der König bewilligte 125,000 Thaler, schlug Cossenblatt zur Herrschaft Königs-Wusterhausen und überwies es gleich nach der Uebergabe seinem zweiten Sohne, dem Prinzen August Wilhelm. Ob dieser je dort residirt hat, ist mindestens zweifelhaft. Der Prinz, zu Spandau in Garnison, hatte eine ausgesprochene Vorliebe für das nachbarliche Oranienburg, dessen Park allein ausgereicht haben würde, es über das beinah baumlose und jedenfalls weit abgelegene Cossenblatt zu erheben. Nichts erinnert mehr daran, daß das letztere jemals im Besitz des Prinzen war, außer der Namenszug A. W. (August Wilhelm) am großen Frontbalken.

Prinz August Wilhelm residirte nicht in Schloß Cossenblatt, aber der König selbst scheint, während seiner letzten Lebensjahre, Wochen- und Monatelang daselbst zugebracht zu haben. Wenn der Ausdruck gestattet ist: er saß hier seine Gicht ab, und Schloß Cossenblatt wurde der Schauplatz jener Kunstübungen, deren Resultate die bekannte Inschrift tragen: in tormentis pinxit.

Die Bilder, die sich noch gegenwärtig in Cossenblatt befinden, (neuerdings, Sommer 1863, nach Königs-Wusterhausen geschafft) tragen zwar zufällig diese Inschrift nicht; sie sind aber nichts destoweniger in tormentis gemalt, und sehen auch danach aus.

Nach diesen historischen Vorbemerkungen schicken wir uns nunmehr, unsern Plauderplatz unter der Weinlaube des Predigerhauses aufgebend, zum Besuch des Schlosses selber an.

Die Lage desselben ist nicht günstig. Ein Schloß, ein Herrenhaus, wo die Natur nicht Berg, nicht See geboten hat, muß entweder, nur wenig zurücktretend, sich in gleicher Linie mit der Dorfgasse erheben, oder aber inmitten eines Parks liegen, hinter dessen Bäumen es sich halb versteckt. Das Cossenblatter Schloß thut weder das eine, noch das andere. Der Platz an der Dorfgasse war schon vergeben (das alte Herrenhaus nahm diesen Platz ein), und so erhebt sich das Schloß hinter dem jetzigen Amtshof, dessen Wirthschaftsgebäude zugleich die Auffahrt zum Schlosse bilden. Dehnte sich nun unmittelbar hinter dem Amtshof ein Park, ein Wald aus, aus dem das blendend weiße Schloß hier und da hervorschimmerte, so würde durch die sonderbare Art der Auffahrt nicht viel verloren sein, ja sie könnte vielleicht einer poetisch malerischen Wirkung Vorschub leisten; aber dieser Wald fehlt, und wie auf einer Tischplatte, über die man ein graugrünes Tuch gelegt hat, steht das Schloß da, unvermittelt, ohne Vor- und Hintergrund, wie eine Tempelruine in der Wüste. Dieser Ausdruck aber soll nur das Unvermittelte des Aufsteigens bezeichnen, denn Schloß Cossenblatt, wie viel ihm im Uebrigen fehlen mag, ist jedenfalls keine Ruine, vielmehr liegt es in einer gewissen Stattlichkeit und Wohlerhaltenheit da, die auf den ersten Blick überrascht. Erst ein Eingehen in die Details zeigt, daß dies letztere mehr scheinbar als wirklich ist.

Wir stehen nun in Front des fast wie Kreide in der Sonne blitzenden Schlosses, das aus einem Corps de Logis und zwei Flügeln besteht. Der erste Eindruck, wenn wir von dem Unmalerischen der Lage absehen, ist architektonisch kein ungünstiger, und erst die Rückfront des Baues zeigt uns seine Schwächen: die

Flügel ſind zu lang und der Zwiſchenraum zwiſchen denſelben, der Schloßhof, iſt viel zu ſchmal. Der ganze Bau erhält dadurch etwas Gefängnißhaftes. Die Rückſeite des Schloſſes hat die Ausſicht auf einen ſchmalen Spreearm, und zugleich auf eine kümmerliche Baumanlage am andern Ufer des Fluſſes, die den Namen „Luſtgarten“ führt. Früher ging eine Brücke über den Spreearm, aber nur ein einziger Pfahl zeigt noch, wo ſie ſtand.

Dieſer Luſtgarten war es, wohin ſich König Friedrich Wilhelm I. in ſeinem Rollwagen fahren ließ, und die ſorglich zugeſchrägte Doppelrampe, die ſich in Hufeiſenform an die Schloßflügel anlegt, zeigt am deutlichſten, mit welcher Sorglichkeit verfahren werden mußte, um die ſchlechte Laune des von Gicht und Waſſerſucht geplagten Königs nicht noch ſchlechter zu machen.

Wir haben das Schloß umſchritten und treten nun ein. Der Eindruck, den es in ſeinem Innern macht, iſt der des Stattlichen, aber zugleich der höchſten Trübſeligkeit. Es iſt ein impoſantes Nichts, eine vornehme Oede, eine würdevolle Leere, — die Dimenſionen eines Schloſſes und die Nüchternheit einer Kaſerne. Wir ſteigen zunächſt treppan. In den Zimmern der Bel-Etage erreicht die Oede den höchſten Grad. Die hechtgrau angeſtrichenen Thüren tragen in Mannshöhe allerhand gelbe Oelfarbe-Inſchriften, und den Corridor des linken Flügels hinunterſchreitend, leſen wir, nach der Analogie von Kaſernenſtube Nr. 3, Nr. 4: „Ihre Hoheit Kronprinzeſſin,“ „Ihre Hoheiten Prinzeſſin Ulrike und Amalie,“ „Ihre Königl. Hoheiten Prinz Heinrich und Ferdinand,“ „Oberhofmeiſterin,“ „Fräuleins-Kammer“ ꝛc. Das Zimmer der beiden jungen Prinzen, Heinrich und Ferdinand, ſieht aus wie ein Gefängniß. Dazwiſchen immer „Garderobezimmer,“ aber alles in dieſelbe weiße Tünche getaucht.

Wir kehren nun aus dem erſten Stock in die Zimmer des Erdgeſchoſſes zurück. Hier in den Zimmern des linken Flügels wohnte der König und mancherlei erinnert noch an ihn, an ſeinen holländiſchen Geſchmack, an ſeine Neigungen und ſeine Thätigkeit. Im großen Eckzimmer ſind die Wände bis zu der Höhe,

in der ſonſt Panele laufen, mit kleinen holländiſchen Kacheln bekleidet, glaſirte Täfelchen mit kleinen blauen Figuren darauf. Dieß war erſichtlich das Staats- und Empfangzimmer während der „Tage in Coſſenblatt;“ denn über dem Kamin hängt ein Porträt Ludwig XIV. im weit nachſchleppenden Hermelin. Die Farben des Bildes ſind halb abgefallen und doch iſt der haften gebliebene Reſt das Einzige, was in dem ganzen weiten Schloß an Kunſt erinnert, an Genius mahnt.

In demſelben Zimmer befindet ſich noch ein Dutzend anderer Porträts, aber es ſind die in tormentis gemalten Bilder des Königs ſelbſt. Das Mildeſte, vielleicht auch das Zutreffendſte, was man von ihnen ſagen kann, iſt: ſie verleugnen die Stunde ihres Urſprungs nicht. Freilich haben auch ſie ihre Verehrer gefunden, und wenn man ſo will, mit Recht. Einige unbedingte Friedrich-Wilhelms-Bewunderer haben die ganze Frage auf das Gebiet des Charakters, der Kraft, der Energie geſpielt und von ihrem Standpunkt aus mit Recht geſprochen: „So malte ein Mann, der nicht malen konnte; ſo malte er unter Schmerzen, und — jeden Tag ein Bild.“

Vor dieſem Raiſonnement verneigt ſich die Kritik. Alle dieſe Bilder des Königs rühren aus den Jahren 1736, 1737 und 1738 her. Es ſind ſämmtlich Porträts (Bruſtſtücke), und zwar 41 an der Zahl, von denen ſich 32 in den Zimmern, 9 aber im Corridor, alle in Rahmen von gebeiztem Eichenholz, befinden. So häßlich die Bilder ſind und ſo unfähig, ein künſtleriſches Wohlgefallen zu wecken, ſo wecken ſie doch immerhin ein gewiſſes künſtleriſches Intereſſe. Der Hang zum Charakteriſtiſchen iſt unverkennbar. In dem einen Zimmer hängen z. B. zwei Judenköpfe neben einander. Man ſieht deutlich, daß dem König der erſte Kopf nicht jüdiſch genug erſchienen war, und daß er ſich zum zweiten mal an die Arbeit machte, um das Charakteriſtiſche entſchiedener herauszuarbeiten. Einmal iſt ihm ſogar (cum grano salis) ein hübſcher Kopf geglückt: die Frau ſeines erſten Kammerdieners.

Außer den Bildern des Königs bewahrt Schloß Coſſenblatt

auch die Staffelei, auf der dieſe Bilder gemalt wurden. Daneben ſteht ein ſchwerer Eichentiſch und um den Tiſch herum eine Anzahl ſchwerer Holzſtühle, nach Art unſerer jetzigen Gartenſtühle. Alles höchſt ſolid gearbeitet, beſonders der Tiſch, der wie auf Pfeilern ruht.

Wir durchſchritten auch den Reſt der Zimmer; ſie waren im Erdgeſchoß, wie oben im erſten Stock, groß, öde, weiß; dazu hohe Fenſter und hohe Kamine. Sie hatten nur ein charakteriſtiſches Zeichen, und dieſes Zeichen mehrte unſer Grauen. In jedem Zimmer lag ein todter Vogel, in manchen auch zwei. In Sturmnächten hatten ſie Schutz geſucht in den Rauchfängen, und tiefer nach unten ſteigend, waren ſie in das Zimmer wie in eine Vogelfalle hinein gerathen. Vergebens einen Ausweg ſuchend, hin und her flatternd in dem weiten Gefängniß, waren ſie verhungert.

Spät am Abend, die Sterne waren längſt am Himmel, mahlte unſer Fuhrwerk wieder durch den Sand den öden Weg nach der Stadt zurück. Es war kühl geworden und der Sternenhimmel gab auch dieſer Oede einen poetiſchen Schimmer. Ich ſah hinauf und freute mich der Klarheit, des Glanzes; doch in die heitern Bilder, die ich wachzurufen trachtete, drängte ſich immer wieder das Bild von Schloß Goſſenblatt hinein. Die weißen Wände ſtarrten mich an, ich hörte das geſpenſtiſche Thürenklappen und in dem letzten Zimmer des linken Flügels flog ein Vögelchen hin und her und ſtieß mit dem Kopf gegen die Scheiben; ſein Zirpen klang wie Hülferuf. Aber im ſelben Augenblick war alles hin, der Schloßhof ſtand in Flammen und unſichtbare Hände trugen das Schloß ab und warfen es in das Feuer.

Königs-Wusterhausen.

Finstrer Ort und finstrer Sinn,
Nun blühen die Rosen drüber hin.

Mehr noch als Schloß Gossenblatt, das ich im vorigen Kapitel geschildert, war, wie männiglich bekannt, Königs-Wusterhausen ein bevorzugter Aufenthalt König Friedrich Wilhelms I. Wir dürfen an diesem (an Wusterhausen) nicht vorbeigehen, nachdem wir jenes (Gossenblatt) kennen gelernt haben und wählen zu unserem Ausflug das Pfingstfest, das Fest der Maien.

Es reist sich schön an einem Pfingstsonnabend in die Welt hinein, es sei wohin es sei. Die Natur, die Dinge, die Menschen, alles lacht; die Sonne geht in Strahlen unter, die Rapsfelder blühen, und selbst die Windmühlenflügel schwenken Maienbüsche durch die Luft.

Ricksdorf rüstete sich zum Fest. Die Mägde aufgeschürzt und kurzärmlig, standen auf den Höfen und wuschen und scheuerten; die kupfernen Kessel blinkten wie Gold, und einige Kinder, die eben aus dem Tümpelbade kamen, liefen nackt über die Straße und wirbelten den Staub auf. Der Tümpel blieb ja nah und erlaubte ein zweites Bad.

In Rudow schnitten die Junzen Kalmus; über Waltersdorf spannten die Linden ihren Schirm, während sich der Kirchhof in Hollunderbüschen versteckte; Kiekebusch aber (so ändern

sich die Zeiten) kuckte nicht mehr aus Busch und Haide, sondern aus hohen Roggenfeldern hervor.

Nun Haidereiter, dann wieder freies Feld, bis plötzlich die Höhe, auf der wir bis dahin fuhren, steil abfällt und eine Niederung, zunächst ein Kesselthal vor uns liegt, in das wir hinunterrollen. Die Postillone blasen (wir haben drei Beichaisen), die ersten Häuser schimmern hinter Bäumen hervor, die Leute vor den Thüren richten sich auf und grüßen, und die Jungen werfen ihre Mützen und schreien Hurrah. Es ist ein Lärm, der einer Residenz zur Ehre gereichen würde, und doch ist es nur Wusterhausen, freilich — zu Pfingsten.

Wir halten vor der Post; drüben ist ein Gasthof mit Staubrouleaux, Waschtoiletten und Klingelzügen, alles großstädtisch, und während mir zwei Lichter auf den Tisch gesetzt werden, richt' ich unwillkürlich die Frage an mich: ist dies dasselbe Wusterhausen, von dem wir jene klassische, aber freilich wenig schmeichelhafte Beschreibung haben; die eine Seite in den Memoiren der Markgräfin von Baireuth, der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, füllt? Laß doch sehen, was sie schreibt.

Ich war wohlweislich nicht ohne dies Buch aufgebrochen, (das, wenn man so will, der „älteste Fremdenführer von Wusterhausen" ist), und las wie folgt:

„Mit unsäglicher Mühe hatte der König an diesem Orte einen Hügel aufführen lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher sah, als bis man herabgestiegen war. Dieses sogenannte Palais bestand aus einem sehr kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit durch einen alten Thurm erhöht wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. (In der ersten Ausgabe heißt es von diesem alten Thurm: „er war ein ehemaliger Diebeswinkel, von einer Bande Räuber erbaut, denen dies Schloß früher gehört hatte.") Das Gebäude war von einem Erdwall und einem Graben umgeben, dessen schwarzes und fauliges Wasser dem Styx glich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hofe (in Front des Schlosses), mit dem

Garten (zur Seite desselben) und mit einer gegenüberliegenden Mühle. Der nach vornhin gelegene Hof war durch zwei Flügel flankirt, in denen die Herren von des Königs Gefolge wohnten. Am Eingang in den Schloßhof hielten zwei Bären Wacht (beiläufig gesagt sehr böse Thiere), die auf ihren Hintertatzen umherspazierten, weil man ihnen die vorderen abgeschnitten hatte. Mitten im Hof befand sich ein kleiner Born, aus dem man mit vieler Kunst einen Springbrunnen gemacht hatte. Er war mit einem eisernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf, und dies war der Platz, den sich der König Abends zum Tabackrauchen auszuwählen pflegte. Meine Schwester (Charlotte; später Herzogin von Braunschweig) und ich, hatten für uns und unser ganzes Gefolge nur zwei Zimmer, oder vielmehr zwei Dachstübchen. Wie auch das Wetter sein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir bis an die Waden im Wasser, da der Platz vertieft war. Wir waren immer 24 Personen zu Tisch, von denen drei Viertel jederzeit fasteten; denn es wurden nie mehr als sechs Schüsseln aufgetragen und diese waren so schmal zugeschnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Mensch sie mit vieler Bequemlichkeit allein aufzehren konnte.*).... In

*) Prinzessin Wilhelmine (die Markgräfin) erzählt an einer andern Stelle ihrer Memoiren: „ich war all die Zeit über so leidend, daß ich versichern darf, zwei Jahre lang von nichts anderem als Wasser und trocken Brot gelebt zu haben". Es scheint fast, daß sie die Entsagung, die ihr ihr Krankheitszustand auferlegte, der Kärglichkeit der Königlichen Tafel zur Last legen will. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß es so knapp in Wusterhausen hergegangen sein sollte. Der König war ein sehr starker Esser, und alle Personen von gutem Appetit haben die Maxime: „leben und leben lassen". Außerdem liegen glaubhafte Berichte vor, aus denen sich ganz genau ersehen läßt, was an Königs Tisch gespeist wurde. Es gab: Suppe, gesottes Fleisch, Schinken, eine Gans, Fisch, dann Pastete. Dazu sehr guten Rheinwein und Ungar. In Wusterhausen kamen noch (weil es die Jahreszeit mit sich brachte), Krammetsvögel, Leipziger Lerchen und Rebhühner hinzu, besonders auch Früchte zum Dessert, darunter die schönsten Weintrauben. Das klingt schon einladender, als die Beschreibung der Prinzessin.

Berlin hatte ich das Fegfeuer, in Wusterhausen aber die Hölle zu erdulden."

So die Markgräfin, die frühere Prinzessin Wilhelmine. Ich schlug das Buch zu und trat an das offene Fenster, durch das der heitere Lärm schwatzender Menschen zu mir herauf drang. Das Zimmer lag im ersten Stock und die Kronen der abgestutzten Lindenbäume ragten bis zur Fensterbrüstung auf, so daß ich meinen Kopf in ihrem Blattwerk verstecken konnte. An der andern Seite der Straße (etwas zurückgelegen) zog sich der eine Cavalierflügel des Schlosses hin. Die ganze mir zugekehrte Front steckte in weißen und rothen Rosen, die Obersenster waren geöffnet und Licht und Musik drangen zu mir herüber. Hinter dem Flügel, in schräger Richtung nach rechts hin, standen hohe Baumgruppen, und zwischen dem Laubwerk wurde das Schindel- oder Schieferdach des alten Schloßthurms sichtbar, „des Diebeswinkels, von einer Räuberbande erbaut." War es wirklich so arg mit ihm? Er stand da, mondbeschienen, mit der friedlichsten Miene von der Welt, seine Spitze (eine Art Flaggenstock) so krumm wie ein Elephantenzahn und das Ganze eher an Idyll und goldene Zeit, als an Fegfeuer und Hölle mahnend.

Es war noch nicht spät und der Weg nicht zwei Minuten weit; so beschloß ich noch einen Abendbesuch zu machen und die, freilich dämmerumwobene Wirklichkeit des Schlosses mit der Beschreibung seiner ehemaligen Bewohnerin zu vergleichen. Ich trat in den weiten Schloßhof ein. Da lagen die Flügel rechts und links, vor mir Brücke und Graben, und dahinter, großentheils versteckt, das Schloß selbst. Die Bären fehlten, der Springbrunnen auch; keine Stufen da, auf der irgend wer seine Abendpfeife hätte rauchen können; nur eine weiße Pumpe stand mitten in einem Fliederbosquet und nahm sich besser aus, als Pumpen sonst wohl pflegen.

Ich näherte mich der Brücke und konnte nun die Fundamente des Schlosses in wenigstens dunklen Umrissen, die Giebel aber, auf die das Mondlicht fiel, in scharfen Linien erkennen; was

zwischen Giebel und Grundmauer lag, war hinter Bäumen versteckt. Der „Styx“ existirte nicht mehr; halb zugeschüttet war aus dem Graben ein breiter Streifen Wiesenland geworden; die blühenden Kräuter würzten die Luft, und im Rücken des Schlosses (die Notte fließt dicht daran vorüber) hört' ich, wie ein Wasser still, breit, melodisch über ein Wehr fiel.

Ich kehrte um und setzte mich unter die Linden des Gasthauses. Das war keine „Hölle,“ die ich gesehen hatte, oder — die Beleuchtung hatte Wunder gethan.

Der Wirth setzte sich zu mir, und angesichts des Schlosses, dessen Thurmdach uns arzwöhnisch zu belauschen schien, plauderten wir vom Schloß Wusterhausen.

In alten wendischen Zeiten stand hier ein Dorf Namens „Wustrow“, d. h. „umflossener Ort.“ Die Bezeichnung findet sich vielfach in der Mark bis diesen Tag, z. B. das Zirten'sche Wustrau. Als die Deutschen in's Land kamen, gründeten sie ein Nachbardorf, das noch existirende Deutsch-Wustrow, zum Unterschied von Wendisch-Wustrow, schließlich aber wurden beide Worte (durch ein angehängtes „hausen“) germanisirt, und Deutsch- und Wendisch-Wusterhausen waren fertig.

Wendisch-Wusterhausen — nur mit diesem haben wir es zu thun — wurde eine markgräfliche Burg. Sie vertheidigte, wie „Schloß Mittenwalde,“ von dem wir in einem der nächsten Kapitel sprechen werden, den Notte-Uebergang, d. h. sie war Grenzburg zwischen der Mark und der Lausitz.

Wendisch-Wusterhausen blieb markgräfliche Burg bis gegen 1370. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der alte Thurm (der „Diebswinkel“) bis in diese markgräfliche Zeit zurückdatirt. Etwa 1375 kamen die Schliebens in Besitz der Burg, eine Familie, die damals in der Umgegend reich begütert war. Sie besaßen es ein Jahrhundert lang, also namentlich auch während der Quitzow-Zeit, ohne daß besondere Räuberthaten der Burg Wendisch-Wusterhausen, bekannt geworden wären. 1475 kauften es die Schenken von Landsberg, die damaligen Besitzer der Herrschaft Teupitz,

aus deren Händen es (kleiner Mittelglieder zu geschweigen) 1683 in Besitz des Kurprinzen Friedrich, des späteren Königs Friedrich I. kam. Dieser schenkte es 1698 seinem damals 10 Jahre alten Sohne, dem späteren König Friedrich Wilhelm I.

Dieser (Friedrich Wilhelm I.) nahm Wendisch-Wusterhausen von Anfang an in seine besondere Affektion. Er hielt bei dieser Vorliebe aus bis zu seinem Tode. Was der Ort jetzt ist, verdankt er ihm, dem „Soldatenkönig." Das Dorf wurde zum Flecken; die Straßen und Plätze, die Häuser und Bäume, alles ist sein Werk, und mit Recht hat der Flecken seinen Namen gewechselt und sich aus einem Wendisch-Wusterhausen zu einem Königs-Wusterhausen erhoben.

Königs-Wusterhausen ist vielleicht mehr als ein anderer Ort (nur Potsdam ausgeschlossen) mit der Lebens- und Regierungs-Geschichte König Friedrich Wilhelms I. verwachsen. Hier ließ er als Knabe seine „Kadetten," und einige Jahre später (von 1705 an, wo er ein Regiment erhalten hatte) seine „Leib-Compagnie" exerciren. Hier übte und stählte er seinen Körper, um sich wehrhaft und mannhaft zu machen, und hier, zur Regierung gelangt, fanden jene Jagdscenen und waidmännischen Festlichkeiten statt, die Wusterhausen damals zum Jagdschloß par excellence erhoben.

Hier auf dem Schloßhof, den jetzt die friedliche Pumpe ziert, war es, wo jedesmal nach abgehaltener Jagd, den Hunden ihr „Jagdrecht" wurde. Dies „Jagdrecht" galt als eine Nachfeier zum eigentlichen Fest. Der zerlegte Hirsch wurde wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich noch der Kopf sammt dem Geweih befinden mußte. So lag der Hirsch auf dem Hof, während hundert und mehr Parforce-Hunde, die durch ein Gatter von ihrer Beute getrennt waren, laut heulten und winselten und nur durch Peitsche und Karbatsche in Ordnung gehalten wurden. Endlich erschien der König, der Jägerbursche zog nun die Haut des Hirsches fort, das Gatter öffnete sich und die Meute fiel über ihr „Jagdrecht" her, während die Piqueurs im Kreise standen und auf ihren Hörnern bliesen.

Wenigstens zwei Monate alljährlich wohnte König Friedrich Wilhelm I. in Wusterhausen. Spätestens am 24. August traf er ein und frühestens am 4. oder 5. November brach er auf. Die ersten 8 Tage gehörten der Rebhuhnjagd (vorzüglich auf der Groß-Machenower Feldmark), später dann folgten, freilich zumeist erst im December und Januar, die Jagden auf Roth- und Schwarzwild. Zwei stehende Festlichkeiten im größeren Stil gab es alljährlich während der Wusterhausner Saison: die Jahresfeier der Schlacht bei Malplaquet (am 11. September) und das Hubertusfest am 3. November. Bei Malplaquet war der König, damals noch Kronprinz, zum ersten Mal im Feuer gewesen, das erheischte, wie billig, ein Erinnerungsfest. Das Hubertusfest war zugleich das Abschiedsfest von Wusterhausen.

Bei diesen Festen ging es hoch her, zumal beim Hubertusfest. Nur einmal fiel es aus, am 3. November 1730. Am 28. October, sechs Tage vor dem Hubertustag, hatte das Kriegsgericht in Schloß Cöpenick gesessen, das über Katte und Kronprinz Friedrich Urtheil sprechen sollte.

In Wusterhausen saß derweilen der erzürnte König und wartete auf „Tod". Das Kriegsgericht sprach „Schuldig", aber es verweigerte den Ausspruch „Tod". Da griff der König selbst in den Gang des Prozesses ein, er stieß das Urtheil um, und jene berühmte Cabinetsordre wurde erlassen, die da schließt:

„S. K. M. seynd in der Jugend auch die Schule durchgelauffen und haben das lateinische Sprüchwort gelernet: fiat justitia et pereat mundus. Also wollen Sie hiermit, und zwar von Rechts wegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangenen crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und auffgehänget zu werden, Er dennoch nur, in consideration seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es S. K. M. leydt

thäte, es wäre aber beſſer, daß er ſtürbe, als daß die Juſtiz aus der Weldt kähme."

Dieſe Cabinetsordre trägt als Ort und Datum: Wuſterhauſen, d. 1. November 1730.

Hier in Wuſterhauſen ſpielten ſpäter die Intriguen zwiſchen Schweſter und Schweſter, (Prinzeſſin Wilhelmine und Prinzeſſin Charlotte) und Tochter und Mutter (Prinzeſſin Wilhelmine und Königin); hier ſchwankte noch zuletzt die Wage, ob der Erbprinz von Baireuth oder der Prinz von Wales, wie ſo ſehr gewünſcht wurde, die Braut heimführen würde; hier endlich, nachdem die Ungewitter ſich verzogen und ruhigeren Tagen Platz gemacht hatten, theilte der früh alternde König, wenn Gicht und Podagra das Jagen verboten, ſeine Zeit zwiſchen Rauchen und Malen, zwiſchen Pfeife und Pinſel. Es war dann in Wuſterhauſen wie in Schloß Coſſenblatt (ſeinem eigentlichen Atelier), nur mit dem Unterſchied, daß Coſſenblatt der auserwählte Ort für Podagra und Malerei geweſen zu ſein ſcheint, während in Potsdam und Wuſterhauſen nur gemalt wurde, wenn die Gicht wie von ungefähr d. h. ohne Anmeldung und unerwartet erſchien. Dies iſt auch der Grund, weshalb ſich in Potsdam und Wuſterhauſen viel weniger Bilder von der Hand des Königs vorfinden, als in Schloß Coſſenblatt. Man könnte vielleicht ſagen, daß ſeine Malerei in Coſſenblatt chroniſch, in Potsdam und Wuſterhauſen blos acut geweſen ſei. Schon hier übrigens ſei bemerkt, daß ſich im Wuſterhauſener Schloſſe zur Zeit keine Bilder des Königs mehr vorfinden (ſeit Sommer 1863 geändert. Vgl. S. 111), doch hängen einige auf dem Oberflur des nachbarlichen Poſthauſes, — Erinnerungsſtücke an die Kunſt und die Gicht des königlichen Malers.

Bei dieſem Geplauder war es ſpät geworden. Die Stille in den Straßen mahnte zur Ruh. Ein ſchwaches Wetterleuchten zuckte dann und wann am Himmel und verſprach einen ſchönen Tag; ſo ſchlief ich ein.

Der andere Morgen war Pfingſtſonntag. Ich brach früh auf, um das „verzauberte Schloß" in hellem Tageslicht zu ſehen. Ich

fragte nach dem Kaſtellan, — todt; nach der Kaſtellanin — auch todt; endlich erſchien ein Mann mit einem großen alten Schlüſſel, der mir als der „Exekutor“ vorgeſtellt wurde. Dies ängſtigte mich ein wenig. Es war ein ziemlich mürriſcher Alter, der von nichts wußte, auch von nichts wiſſen wollte. Seine Naſe ſpielte in's Röthliche.

Wir traten durch eine Seitenthür auf den Schloßhof. Es war ſchon heiß, trotz der frühen Stunde; die Sonne blendete und die Bosquets ſammt der weißen Pumpe waren nicht ganz mehr, was ſie am Abend vorher geweſen waren.

Wir umſchritten zunächſt das Schloß, dann nahm ich einen guten Stand, um mir die Architectur deſſelben einzuprägen. Es iſt gewiß ein ziemlich häßliches Gebäude, aber es iſt doch mehr originell als häßlich, und weil es (hübſch oder häßlich) ſo ganz apart iſt, iſt es nicht ohne Intereſſe. Der ganze Bau, bis zu beträchtlicher Höhe, iſt aus Feldſtein aufgeführt, woraus ich den Schluß ziehe, daß der König, bei Ausbau des Schloſſes, die Grundform deſſelben (ein Viereck, mit einem vorſpringenden Rundthurm) beibehielt und nur die Einrichtung und Gliederung völlig veränderte. Der Rundthurm wurde Treppenthurm. Von dieſem Thurm aus zog er eine Mauerlinie mitten durch das Feldſtein-Viereck hindurch, und theilte dadurch den Bau in zwei gleiche Hälften. Jede Hälfte erhielt ein Giebeldach, ſo daß jeder, der ſich dem Schloſſe nähert, zwei Häuſer zu ſehen glaubt, die mit ihren Giebeln auf die Straße blicken. In Front beider Giebel, an beide ſich lehnend, ſteht der Thurm.

Der Thurm iſt ſehr alt; König Friedrich Wilhelm I. aber hat ihm einen modernen Eingang gegeben, eine Art griechiſches Portal (in Mannshöhe), deſſen Giebelfeld etwa ein Dutzend in Holz geſchnittene Amoretten zeigt. Einige ſind wurmſtichig geworden, andere haben ſonſtigen Schaden genommen.

Beim Eintreten erblickt man zuerſt verließartige Kellerräume, darin etwas Stroh liegt, wie eben verlaſſene Lagerſtätten. Dann führt eine Treppe von zehn oder zwölf Stufen in's Hochparterre,

dann eine zweite höhere Treppe in's erste Stockwerk. Wir verweilen hier einen Augenblick. Ein schmaler Gang scheidet zwei Reihen Zimmer von einander, deren Thüren sämmtlich (muthmaßlich des besseren Luftzugs halber) kleine Gitterfenster haben, in Folge dessen die Zimmer genau aussehen, wie Gefängnißzellen. Es sind dies ersichtlich dieselben Räume („nicht besser als Dachstuben"), in denen die Prinzessinnen schlafen mußten, wenn sie nicht, was auch möglich ist, in den kleinen Giebelstuben untergebracht wurden. Die Gitterfenster gönnen überall einen Einblick. Nur eines der Zimmer schien benutzt; auf dem Boden desselben lagen Aktenbündel ausgebreitet, weiße, grüne, blaue, wohl 80 oder 100 an der Zahl; muthmaßlich eine alte Registratur der Herrschaft Königs-Wusterhausen.

Wir stiegen nun in's Hochparterre zurück. Hier befindet sich die alte Herrlichkeit des Schlosses auf engstem Raum zusammen. Man tritt zuerst in eine Jagdhalle, die, wie oben der Flurgang, zwischen zwei Reihen Zimmern hinläuft.

In dieser Halle befinden sich, nach Art dieser Lokalitäten, 6 oder 8 Hirschgeweihe, an denen nichts Besonderes wahrzunehmen ist. Die frühere Sehenswürdigkeit dieser Halle ist ihr verloren gegangen. Es war dies (so geht die Sage) das 532 Pfund schwere Geweih eines Riesenhirsches, der 1636, also zur Regierungszeit George Wilhelms, in der Köpnicker Forst, 4 Meilen von Fürstenwalde, erlegt worden war. Es ist über dies Geweih, auch in neuerer Zeit noch, viel gestritten und obige Gewichtsangabe, wie billig, belächelt worden. Nichtsdestoweniger muß das Geweih etwas ganz Enormes gewesen sein, da Friedrich August II. von Sachsen dem Könige Friedrich Wilhelm I. eine ganze Compagnie langer Grenadiere zum Tausch dafür anbot, ein Anerbieten, das natürlich angenommen wurde. Das Geweih existirt noch und soll sich auf dem Jagdschloß Moritzburg bei Dresden befinden.*)

*) An der Stelle (4 Meilen von Fürstenwalde), wo der Hirsch erlegt wurde, befindet sich noch jetzt ein steinernes Monument, welches den Hirsch in liegender Stellung darstellt.

Rechts von der Halle sind zwei Thüren. An der einen, zunächst der Treppe, steht mit Kreide angeschrieben: „Wachtstube der Artillerie". Bei Manövern, Mobilmachungen ꝛc. muß nämlich das Wusterhausener Schloß wohl oder übel mit aushelfen und erhält vorübergehend eine kleine Garnison, eine Benutzung, gegen die der „Soldatenkönig" vielleicht am wenigsten einzuwenden haben würde. Auch stehen die meisten dieser Räume (wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt) durchaus nur auf der Stufe von Kasernenstuben. Das erste Zimmer hinter der mit Kreide beschriebenen Thür war ehedem das Schlafzimmer Friedrich Wilhelms I. Es befindet sich in demselben — fast das einzige, was diesem Schlosse aus jener Zeit her erhalten geblieben ist — das Waschbecken des Königs, eine Art festgemauertes Waschfaß. Das Ganze, aus Gips gefertigt, gleicht den Abgußsteinen, die man in unseren Küchen findet, und hat in der That eine Oeffnung zum Abfluß des Wassers, in der ein steinerner Stöpsel steckt, halb so lang wie ein Arm und halb so dick. Beim Anblick dieses Waschfasses glaubt man allerdings, was allseits von dem König berichtet wird, daß er einer der reinlichsten Menschen war und „sich wohl zwanzigmal des Tages wusch".

Die andere Thür, ebenfalls zur Rechten der Halle, führt in den Speisesaal. Er mißt 15 Schritt im Quadrat, ist also ziemlich geräumig. In der Mitte ist ein hölzerner Pfeiler angebracht, der vielleicht mehr schmücken als stützen soll; ist aber zu beidem gleich unfähig. Ein großer Kamin und ein gegipster, steinartiger Fußboden vollenden die Einrichtung dieses Saales; neben dem Kamin sieht man die Ueberreste einer Treppe, die direct in den Küchenanbau führte. Dies ist also der Saal, in dem an jedem 11. September der Tag von Malplaquet und an jedem 3. November das Hubertusfest gefeiert wurde. Es ging dann hier viel heiterer her, als man jetzt, beim Anblick dieser weißgetünchten Oede, glauben sollte. Frauen waren ausgeschlossen; es war ein Männerfest. Zwanzig bis dreißig Offiziers, meist alte Generals, die unter Eugen und Marlborough mitgefochten hatten, saßen dann um den Tisch herum und Rheinwein und Ungar wurden nicht gespart. Der

„ſtarke Mann“ mußte kommen und ſeine Kunſtſtücke machen; zuletzt, während das Feuer flackerte und die Piqueurs auf ihren Jagdhörnern bliesen, packte der König den alten Generallieutenant von Pannewitz, der von Malplaquet her eine breite Schmarre im Geſicht hatte, und begann mit ihm den Tanz. Dazwiſchen Taback, Brettſpiel und Puppentheater, bis das Vergnügen an ſich ſelbſt erſtarb.

Wir treten aus dieſem Eßſaal wieder in die Halle zurück. Zur Linken derſelben befinden ſich ebenfalls zwei Zimmer, die Zimmer der Königin. Sie ſind verhältnißmäßig noch wohl erhalten und geben einem ein deutliches Bild, wie die „Eleganz“ von Schloß Wuſterhauſen beſchaffen war. Beide Zimmer ſind durch eine einfache Eichenthür mit einander verbunden, ſowie auch niedrige Eichenholz-Pannele die Wände umziehen. In den Ecken der Decke ſind vier Lyras angebracht, die aber ſo genirt ausſehen, als befänden ſie ſich lieber wo anders. Mit Unrecht: denn ſie haben wenigſtens Geſellſchaft: zwei Basrelief-Bilder (in jedem Zimmer eins), die ſich als Wandſchmuck zwiſchen Decke und Kamin befinden. Das eine ſtellt eine „Toilette der Venus“, das andere eine „Venusfeier“ dar. Das erſte operirt mit dem alten, wohlbekannten Material: ſchnäbelnde Tauben, Amoretten, Roſen-Guirlanden ꝛc., das zweite aber thut ein Uebriges. Nackte Geſtalten, von ganz unglaublichen Formen, umtanzen eine Venusſtatue, während ein Satyr von hinten her eine Bachantin umklammert hält und die Widerſtrebende zum Tanze zwingt. An anderem Ort würde dieſer luſtige Heidenſpuk weiter nichts zu bedeuten haben, hier in Schloß Wuſterhauſen aber nimmt er ſich wunderlich genug aus und paßt ſeltſam zu dem Waſchbecken drüben mit dem dicken ſteinernen Stöpſel.

Das erſte dieſer Zimmer, das ſich mit der „Toilette der Venus“ begnügt, führt durch eine Seitenthür auf eine Art Rampe hinaus, die ziemlich ſteil nach dem Park hin abfällt. Dieſen Weg machte wahrſcheinlich immer der König, wenn er in ſeinem Gicht-

stuhl in den Garten hinein und wieder zurückgerollt wurde. Bekanntlich war Treppensteigen nicht seine Sache.

Wir treten jetzt, den Blick noch einmal auf die öden Räume gerichtet, ebenfalls in's Freie hinaus und athmen auf im Sonnenlicht und in dem Wiesenduft, den eine Luftwelle eben zu uns her trägt. Eine mächtige alte Linde, hart zu Füßen der Rampe, ladet uns ein, unter ihrem Zweigwerk Platz zu nehmen. Wir thun's und befinden uns muthmaßlich unter demselben Blätterdach, „unter dem (um noch einmal Prinzessin Wilhelmine zu zitiren) die Damen, wenn's regnete, bis an die Wade im Wasser saßen". Die Parkwiese liegt vor uns, Hummeln und Käfer summen darüber hin, das Mühlenfließ, uns zur Rechten, fällt leise über das Wehr. Träume nehmen den Geist gefangen und führen ihn weit fort in südliche Länder, zu Tempeltrümmern und Götterbildern. Aber ein Satyr lauscht plötzlich hervor; — es ist derselbe, der der tanzenden Bachantin da drinnen im Nacken sitzt, und die Bilder von Schloß Wusterhausen schieben sich plötzlich wieder vor die Bilder klassischer Schönheit. Hatte die Memoirenschreiberin doch Recht? Ja und nein; ein prächtiger Platz für einen Waidmann und eine starke Natur, aber allerdings ein schlimmer Platz für ästhetischen Sinn und einen weiblichen esprit fort.

Teupitz.

Winde hauchen hier so leise
Mährchenstimmen tiefer Trauer.
Lenau.

Cossenblatt führte uns mittelbar nach Königs-Wusterhausen und Königs-Wusterhausen führt uns nunmehr nach dem nahegelegenen Teupitz. Die alten Herrn des „Schenkenländchens" besaßen beide Städtchen; — das eine haben wir kennen gelernt, machen wir auch dem andren, dem historisch älteren, unsren Besuch.

Teupitz verlohnt allerdings eine Nachtreise (die Posten dahin meiden das Tageslicht), wiewohl diese Hauptstadt des sogenannten „Schenkenländchens" lange nicht das ist, als was es mir geschildert worden war.

Die Schilderungen von Teupitz galten seiner Armuth. „Die Poesie des Verfalls liegt über der Stadt," so hieß es voll dichterischen Ausdrucks, und die farbenreichen Armuthsbilder, die mein Freund und Gewährsmann vor mir entrollte, wurden mir zu einem viel größeren Reiseantrieb, als die gleichzeitig wiederkehrenden Versicherungen: „aber Teupitz ist schön." Diesen Refrain überhörte ich oder vergaß ihn, während ich doch die Worte nicht wieder loswerden konnte: „das Plateau um Teupitz herum heißt „der Brand", und das Wirthshaus darauf führt den Namen „der todte Mann".

Ich hörte noch allerhand Anderes. Ein früherer Geistlicher in

Teupitz sollte unverheirathet geblieben sein, „weil die Stelle einen Hausstand nicht tragen könne", und ein Gutsbesitzer (so hieß es weiter) habe Jedem, der es hören wollte, erzählt: „wenn ich einem Teupitzer Bettelkinde ein Stück Brod gebe, so ißt es nur die Hälfte davon, die andere Hälfte nimmt es mit nach Haus. So rar ist Brot in Teupitz." Diese Geschichten hatten einen Eindruck auf mich gemacht. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, König Friedrich Wilhelm IV. habe gelegentlich halb scherzhaft, halb mitleidsvoll hingeworfen: „die Teupitzer sind doch meine Treuesten; wären sie's nicht, so wären sie alle längst auszgewandert."

Dies und noch manches der Art weckte eine Sehnsucht in mir, Teupitz zu sehen, das Ideal der Armuth, von dem ich in Büchern nur fand, daß es vor hundert Jahren 258 und vor fünfzig Jahren 372 Einwohner gehabt habe, daß das Personal der Gesundheitspflege (wörtlich) „auf eine Hebeamme beschränkt sei," und daß der Ertrag seiner Aecker 1¼ Sgr. pro Morgen betrage. Angedeutet habe ich übrigens schon (und es sei hier eigens wiederholt), daß ich die Dinge anders fand, als ich nach diesen Schilderungen erwarten mußte. Wie es Familien giebt, die, wiewohl längst leidlich wohlhabend geworden, den guten, bequemen Ruf der Armuth durch eine gewisse Passivität geschickt aufrecht zu erhalten wissen, — so auch die Teupitzer. Solche vielbedauerte „Armen" (wer kennte ihrer nicht!) leben glücklich-angenehme Tage, und unbedrückt von den Mühsalen der Gastlichkeit oder der Repräsentation, lächeln sie still in sich hinein, so oft sie dem lieben, alten Satz begegnen, daß „Geben seliger sei denn Nehmen."

Um 12 Uhr Nachts geht die Post, die dreimal wöchentlich (Montag, Mittwoch, Freitag) die Verbindung zwischen Teupitz und Zossen und dadurch zwischen Teupitz und der Welt unterhält. Zossen ist wie ein Paß für diese Gegenden: „es führt kein andrer Weg nach Teupitz hin." Die erste Meile haben wir noch Chaussee, deren Pappeln, soviel die Mitternacht eine Musterung gestattet, nicht anders aussehen als anderswo; erst mit dem ersten Morgengrauen biegen

wir nach links hin in tiefe Sandgeleise, in die eigentliche Teupitzer Gegend ein. Es ist ein ganz eigenthümliches Haideland, vielleicht am meisten unsern Wedding-Parthieen verwandt, wo um den Plötzen-See herum, die Rehberge und die Ausläufer der Jungfern-Haide zusammenstoßen. Auch die Namen klingen ähnlich: „Sandkrug, Spiesberge" und „der hungrige Wolf." Hier wie dort sind es die alten wohlbekannten Elemente: „Sand und See, Kiefer und Kussel," die sich zu Landschaftsbildern zusammenstellen; aber so alltäglich die Dinge selber sind, so apart ist ihre Gruppirung, zumal in dieser Teupitzer Gegend. Die Kiefer, groß und klein, tritt nirgends (oder doch beinahe nirgends) in geschlossenen Massen auf; nicht en colonne steht sie da, sie bildet Schützenlinien, ein aufgelöstes Gefecht. Die Dämmerung unterstützt die Vorstellung eines Heerlagers. Dort auf der Kuppe stehen drei Alte und lugen aus; am Abhang lagert eine Feldwacht jungen Volks; eine lange Postenkette von Kusseln zieht sich am See entlang und reicht einem andern Lagertrupp die Hand. Dazwischen Sand und Moos und dann und wann ein Aehrenfeld, dünn, kümmerlich, ein bloßer Versuch, eine Anfrage an die Natur.

Es ist inzwischen immer heller geworden. Das Grau am Horizont wurde weiß, das Weiß wurde isabell-, dann rosenfarben; nun schießt es wie Feuerlilien auf, der Sand verschwindet, See- und Morgenkühle wehen uns an, und während der Sonnenball hinter der Teupitzer Kirche aufsteigt, fahren wir in die noch stille Straße des Städtchens ein.

Der Wagen hält vor der Post, schrägüber vom „goldnen Stern." Der goldne Stern ist ein Eckhaus; vor seiner Thür steht ein Akazienbaum und an dem Laubenvorbau lehnt der Wirth, seines Zeichens ein Bäcker. Das ist eine gute Vorbedeutung. Unter allen Gewerksmeistern steht doch der Bäcker unserm innern Menschen am nächsten. Freundlich weist er mich zurecht, dem Müden ist leicht gebettet, und ich schicke mich an zu einer Stunde Morgenschlaf. Ein frischer Luftstrom zieht durch das Gazefenster, die Akazie draußen bewegt sich leise, die Tauben auf dem einge-

rahmten Geburtstagswunsch werden immer größer, nun fliegen sie fort und — meine Träume fliegen ihnen nach.

Nicht lange. Das Picken des Nagelschmieds von der Ecke gegenüber weckt mich (beiläufig eine reizende Art geweckt zu werden) und während die Frühstücksstunde kommt und die braunen Semmeln neben die braunere Kanne auf den Tisch gestellt werden, setzt sich die Sternen-Wirthin zu mir und unterhält mich von Teupitz und dem Teupitzer See.

„Ja — so erzählt sie — was wäre Teupitz ohne den See. Wir wären längst ein Dorf, wenn wir das Wasser nicht hätten. Freilich wir dürfen nicht mehr fischen (die Fischgerechtigkeit ist verpachtet), aber das Wasser ist uns mehr als die Fische und Alles, was drin schwimmt. Mit gutem Wind fahren wir in sechs Stunden nach Berlin. Was wir kaufen und verkaufen, alles kommt und geht auf dem See. Wir bringen keine Fische mehr zu Markte, denn wir haben eben keine mehr, aber Garten- und Feldfrüchte, Obst und Weintrauben, Holz und Torf. Das giebt so was wie Handel und Wandel, mehr als Mancher denkt und mehr als wir selber gedacht haben. Große Spreekähne kommen und gehen jetzt täglich, — das machen die neuen Ziegeleien. Ueberall hier herum liegt fetter Thon unterm Sand, und wenn Sie Nachts hüben oder drüben am See entlang fahren, über Groß-Köris hinaus bis an den Motzner See, da glüht es und qualmt es rechts und links, als brennten die Dörfer. Oefen und Schornsteine überall. Meiner Mutter Bruder ist auch dabei; er wird reich, und Alles geht nach Berlin. Viele hunderttausend Steine. Immer liegt ein Kahn an der Ladestelle, aber er kann nicht genug schaffen, so viel wie gebraucht wird. Ich weiß es, daß er reich wird, und Andere werden's auch; aber daß sie's werden können, das macht der See."

Die Sternwirthin verrieth an dieser Stelle eine unverkennbare Neigung, sich über die Vermögensverhältnisse von ihrer Mutter Bruder ausführlicher zu verbreiten, weshalb ich (ohne Neugier

nach dieſer Seite hin) die Frage einwarf: wem denn eigentlich der See gehöre, was er Pacht trage und wer ihn gerachtet habe?

„Der See gehört zum Gut. Zum Gut gehören 32 Seen, große und kleine, aber der Teupitz-See iſt der größte. Der Fiſchgroßhändler in Berlin, der ihn vom Gut gerachtet hat, zahlt 800 Thaler, und die Teupitzer Fiſcher, die hier fiſchen und die Fiſche zu Markte bringen, ſind nichts als die Dienſtleute und Tagelöhner des reichen Händlers in Berlin. Meiner Mutter Bruder ...."

„Achthundert Thaler," unterbrach ich, „iſt eine große Summe; ich kenne Seen, halb ſo groß wie der Teupitz-See, die nur vier Thaler Pacht bezahlen; iſt der Teupitz-See ſo reich an Fiſchen?"

„Ob er's iſt; die Stadt führt nicht umſonſt einen Karpfen im Wappen. Unſer See hat viel Fiſche und ſchöne Fiſche, freilich wenn der Zander-Zug fehlſchlägt —"

„Der Zander-Zug?" fragte ich, komiſch betroffen durch den an hohe Dinge der Kunſt anklingenden Namen.

„Ja, der Zander-Zug. Er iſt nur einmal im Jahr und von ſeinem Ausfall hängt Alles ab. In der Regel bringt er 600, oft 1500 Thaler; dann und wann gar nichts. Dann muß das nächſte Jahr den Schaden decken. Aber weil es unſicher iſt, was der Zanderzug bringen wird, deshalb können unſere Fiſcher den See nicht pachten."

„Wann iſt der Zug?"

„Im Januar und Februar; immer im Winter, denn die Netze werden unterm Eis geſpannt und gezogen. Es iſt jedesmal ein Feſttag für Teupitz."

Die Sternwirthin begann nun mit vieler Lebhaftigkeit mir die verſchiedenen Phaſen des Zander-Zuges zu beſchreiben, unbekümmert durch meine Fragen, die übrigens allen Ernſtes darauf aus waren, das ganze Verfahren nach Möglichkeit kennen zu lernen. Die Handgriffe beim Spannen und Ziehen der Netze aber blieben mir unklar; ſo viel nur ſah ich, daß das ganze Verfahren die größte Aehnlichkeit mit einer Treibjagd und zwar mit einem

Kesseltreiben haben müsse. Die Fischer, wohl vertraut mit dem Terrain des See's, fegen gleichsam den Zander mittelst weitgespannter Netze in bekannte Kesselvertiefungen hinein, umstellen ihn hier und schöpfen ihn dann, etwa wie man Goldfische aus einem Bassin schöpft, mit Leichtigkeit aus der fischgefüllten Tiefe heraus.

Inzwischen erfuhr ich, daß das Boot bereit läge, das mich laut Verabredung auf dem See umherfahren sollte. Ich trat auf den Marktplatz hinaus und passirte einen schmalen Gang, der, unmittelbar neben dem „goldenen Stern" gelegen, in leiser Schrägung dem See zuführte. Rechts und links standen Hof- und Gartenzäune, und zwar in jenen seltsamen Biegungen und Wellenlinien, die altes Zaunwerk im Lauf der Jahre anzunehmen pflegt. Ueber die Zäune hinweg wuchsen vielfach die Kronen der Bäume zu einem Laubengange zusammen, was sich zu Ende der Gasse in der Nähe des Wassers am malerischsten ausnahm, wo bereits der See bis hinauf zwischen das Plankenwerk vordrang, und mal höher, mal tiefer mit gelblichem Schaum seine Grenzmarke zog.

Hier lag das Boot, in das ich leidlich trocknen Fußes hineingelangte. Ein Fischermädchen vom Ufer gegenüber stand aufrecht im Kahn, und während ihr weißes Kopftuch im Winde flatterte, stießen wir ab.

Der Teupitz-See ist fast eine Meile lang und eine Viertelmeile breit, an einigen Stellen, wo er sich buchtet, auch breiter. Das Wasser des See's ist hellgrün, frisch und leichtflüssig; Hügel mit Feldern und Hecken fassen ihn ein, und außer der schmalen Halbinsel, die das „Schloß" trägt und sich bis mitten in den See hinein erstreckt, schwimmen große und kleine Inseln auf der schönen Wasserfläche umher. Die kleinen Inseln sind mit Rohr bestanden; die größeren aber (auch Werder geheißen) sind bebaut und tragen die Namen der beiden Seedörfer, Egsdorf und Schwerin, denen sie zunächst gelegen sind. Also der Egsdorfer und der Schweriner Werder.

Wir fuhren von Insel zu Insel, von Ufer zu Ufer; abwechselnd mit Ruder und Segel ging es auf und ab, planlos, ziellos.

Die Teupitzer Kirche, der alte Schloßthurm hinter Pappeln, die rothen Dächer der Stadt, das Schilf, die Hügel — alles spiegelte sich in dem klaren Wasser, aber, so schön es war, mir war doch, als hätt' ich dies Alles schon einmal gesehen, nur schöner, märchenhafter, und diese Märchenbilder sucht' ich nun. Lächelnd gestand ich mir endlich, daß ich sie nicht finden würde. Noch einmal umfuhr der Kahn die Halbinsel, auf der die Ueberreste des alten Teupitz-Schlosses gelegen sind, dann trieben wir durch den Schilfgürtel hindurch, den Kahn an's Land.

Die Stelle, wo wir landeten, lag in dem Winkel, den Ufer und Landzunge bilden, und das alte Teupitz-Schloß (soviel davon noch da ist) oder mit seinem vollen Namen „das alte Schloß der Schenken von Landsberg und Teupitz" stieg fast unmittelbar vor uns auf. Ich schritt ihm zu.

Das alte Teupitz-Schloß, das in frühe Jahrhunderte zurückreicht, galt ehedem für sehr fest. Es lag an der Grenze zwischen Mark und Lausitz und scheint abwechselnd eine märkische oder sächsische Grenzfestung gewesen zu sein, je nachdem Verträge oder das Glück der Waffen, zu Gunsten des einen oder andern Theils über den Besitz der Burg entschieden hatten. Im 13. sowie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die Plötzke's Herren von Teupitz; 1350 etwa kam die Herrschaft Tupitz oder Tuptz, wie sie damals genannt wurde, in Besitz der Schenken von Landsberg und nahm seitdem (abwechselnd mit dem Namen „Herrschaft Teupitz") den Namen das „Schenkenländchen" an. Dies Ländchen umfaßte 4 □Meilen; in seiner Mitte lag Teupitz (die Stadt) mit See und Burg. Die Lehnsverhältnisse des „Schenkenländchens" blieben noch geraume Zeit hindurch verwickelter und schwankender Natur, bis endlich der Einfall der Hussiten in die Mark den Ausschlag gab und die Schenken von Landsberg und Teupitz veranlaßte, sich in den Schutz des Brandenburgischen Kurfürsten (Friedrich I.) zu begeben. Zwar geschah dies zunächst noch mit der Bemerkung: „unbeschadet unserer Unterthänigkeitsverpflichtung gegen den Kaiser und den Herzog von

Sachsen" — diese Hinzufügung scheint aber nicht allzu ernst gemeint gewesen zu sein, da Schenk Heinrich von Landsberg schon wenige Jahre später (1440) erklärte, „daß, da der Kurfürst, sein gnädiger Herr, mit ihnen, den Herzögen von Sachsen, in Fehde stehe, auch er (Schenk Heinrich) mit seinen Helfern und Knechten ihnen und ihren Landen den Krieg erklären müsse."

Die Schenken von Landsberg und Teupitz blieben nah an 400 Jahre im Besitz der Herrschaft. Nachdem Schloß und Land während des 17. Jahrhunderts (zum Theil wohl in Folge des 30jährigen Krieges) sehr vernachlässigt, die Weinberge verwildert, die Haiden verwüstet waren, ging das ganze Schenkenländchen im Jahre 1718 durch Kauf an König Friedrich Wilhelm I. über. Er bezahlte dafür die geringe Summe von 54,000 Thaler, kaufte einzelne verloren gegangene Güter zurück, machte das Schloß, wie überall geschah, zu einem „Amt" und stellte das Schenkenländchen oder die Herrschaft Teupitz, als Außenwerk der Herrschaft Königs-Wusterhausen, unter die Verwaltung einer Amtskammer. Seit einer Reihe von Jahren ist Schloß Teupitz (zu dem jetzt nur noch wenig Ländereien, aber viel Wiesen und die 32 Seen gehören) in Privathände übergegangen. Der vorige Besitzer war Herr von Treskow, der gegenwärtige ist Herr von Pappart.

Es giebt kein Schloß Teupitz mehr, nur noch ein Amt gleiches Namens.

Zu diesem Amt, sehr malerisch an der Stelle des alten Schlosses gelegen, gehören natürlich noch die Ueberreste, die von dem Schloß vorhanden sind. Es ist dies mehr, als auf den ersten Blick erscheint. Alle Wirthschaftsgebäude an der linken Seite des Hofes ruhen auf den alten hochaufgemauerten Fundamenten, in denen sich Gänge und mächtige Kellergewölbe bis diese Stunde vorfinden, während der Eingang in den Amtshof, durch einen viereckigen Thurm, einen sogenannten Donjon, höchst malerisch flankirt wird. Dieser alte Backsteinthurm hat noch beträchtliche Höhe; was seinem Anblick aber einen besonderen Zauber leiht, das ist, daß seine Zinne oder Plattform zu einem völligen Garten

geworden iſt. In das Erdreich, das der Regen im Lauf der Jahrhunderte hier niedergeſchlagen hat, haben theils die hohen Bäume die rundum ſtehen, ihre Keime niederfallen laſſen, theils haben die Wirbelwinde aus dem zu Füßen gelegenen Garten die Samenkörner bis zur Höhe des Thurmes emporgetragen. Ein Ebereſchenbaum ſtand in der Mitte, und zwiſchen den Roſenſträuchern neigten ſich gelbe Büſchel jenes Unkrauts über das Mauerwerk, das den legendenhaft klingenden Namen führt: „Unſerer lieben Frauen Bettſtroh.“ Das alte Schloß, ſo erzählen einige, habe früher auf einer völligen Inſel geſtanden, und erſt die Anſchwemmungen hätten im Lauf der Zeit die Inſel zu einer Halbinſel gemacht. Es iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich. Man ſieht nirgends eine Terrain-Eigenthümlichkeit (wie etwa Schmalheit der Landzunge, abweichende Bodenbeſchaffenheit, oder niedriger gelegenes Erdreich), und alles läßt annehmen, daß es ſtets eine Halbinſel war, die freilich früher, durch einen Graben, der die Landenge durchſtach, zu einer Inſel gemacht wurde.

Nichts iſt an dieſer Stelle, außer Thurm und Fundament mehr vorhanden, was an die alten Schenken von Teupitz erinnerte; noch weniger faſt bietet die alte Kirche, die zwiſchen dem Schloß und der Stadt am Nordrande der letzteren gelegen iſt.

Vor zwanzig oder dreißig Jahren hätte die Forſchung noch manches hier gefunden; jetzt aber nach Reſtaurirung der Kirche iſt alles hin, oder doch ſo gut wie Alles. Die Grundform der Kirche hat zwar wenig unter dieſen Neuerungen gelitten, und die eigenthümliche Art, wie der Thurm aus Dach und Giebelwand aufwächſt, wird auch jetzt noch den Fachmann intereſſiren; aber die Details im Innern der Kirche ſind hin, alle jene Ornamente, Bilder und Gedächtnißtafeln, die in ihrer Geſammtheit vielleicht der ziemlich grau in grau gemalten Geſchichte der Schenken von Teupitz etwas Licht und Farbe hätten verleihen können. Bei Oeffnung der jetzt zugeſchütteten Gruft (unter der Sakriſtei der Kirche) fand man eine bedeutende Anzahl Särge, viele mit Meſſingtäfelchen, auf denen neben den üblichen Namen- und Zahlen-Angaben

auch einzelne historische Daten angegeben waren. Diese Täfelchen (so erzählt der alte Küster) kamen in die Pfarre, wo sie bei Umzug und Neubauten längst verloren gegangen sind. Der gegenwärtige Geistliche, der einen Sinn für die historischen Ueberlieferungen seiner Stadt und Kirche hat, hat mit Mühe eine kleine Glasmalerei gerettet, die einen Herzang aus katholischer Zeit (ein Mönch steht predigend auf der Kanzel) darstellt. Sonst ist der Kirche aus der „Schenken-Zeit" nichts geblieben, als ein einziger Backstein am Hinterziebel, der die eingebrannte Inschrift trägt: nobil. v. Otto Schenk v. Landsb. (nobilis vir Otto Schenk von Landsberg.) Wahrscheinlich war er es, unter dem eine frühere Restaurirung der Kirche (1566) stattfand.

Wir haben den See befahren, das Schloß und die Kirche besucht, es bleibt uns noch eins in Teutitz übrig — der Joesenberg, ein Hügel am Südrande der Stadt gelegen, von dessen Höhe aus man das Schenkenländchen panoramatisch überblickt. Wir erreichen die Höhe und haben nach allen Seiten hin, in weitgespanntem Bogen, eine Kesselandschaft vor und unter uns. Wohin wir blicken, vom Horizont zu uns her, dieselbe Reihenfolge von Hügel, See und Haide, und in der Mitte des Bildes wir selbst und der Berg, auf dem wir stehen.

Das Panorama ist schön, schöner aber wird das Bild, wenn wir auf den Rundblick verzichten und uns damit begnügen, in die östlich gelegene Hälfte der Landschaft hineinzublicken. Es ist dies die Hälfte, wo Teutitz und sein See gelegen sind. Der Wind weht scharf vom Wasser her, aber eine Hecke von wildem Pflaumbaum giebt uns Schutz, während Einschnitte, wie Schießscharten, uns einen Blick in die Nah und Ferne gestatten. Ein Kornfeld läuft vor uns am Abhang nieder, am Fuß des Hügels zieht sich ein Feldweg hin, dahinter dehnen sich Gärten und Wiesen, hinter den Wiesen steigt die Stadt auf und hinter der Stadt der See mit seinen Inseln und seinen Hügeln am andern Ufer. Aber auch Leben hat das Bild. Wie losgelöste Ackerschollen treiben die Inseln den See entlang (oder scheinen doch zu treiben), ein satter

Fischreiher fliegt landeinwärts, die rothen Tücher der Mägde, die beim Heuen beschäftigt sind, flattern im Winde, und die Schulkinder vom nächsten Dorf, die eben den Feldweg passiren, haschen sich einander und verkürzen sich die Zeit mit Spiel und Neckereien. Die Jungen reißen den rothen Mohn in Büscheln aus dem Kornfeld, und so oft sie damit nach den fliehenden Mädchen schlagen, stäuben die rothen Blätter nach allen Seiten hin durch die Luft.

So liegen und träumen wir hinter der Pflaumbaumhecke und spielen Versteckens mit dem Wind, uns duckend, wenn er zu scharf bergan fährt, dann wieder hervorlugend, wenn er pausirt und zu neuem Angriff sich rüstet.

Nun aber trägt der Wind die Klänge der Teupitzer Mittagsglocke zu uns her und mahnt zur Rückkehr. Im goldenen Stern wird ein frugales Mahl serrirt („wir haben den Karpfen im Wappen, aber nicht auf dem Tisch," so sagte die Wirthin) dann spring' ich noch einmal in's Boot und fahre über den See. Diesmal allein. Ich habe selber die Ruder genommen. Die kurzen Wellen tanzen rund umher, das Wasser ist grün, der Himmel grau. Ein Gefühl beschleicht mich wieder, stärker noch als zuvor, als ruhe hier etwas, das sprechen wolle, — ein Geheimniß, eine Geschichte. Ich ziehe die Ruder ein und horche. Die Wellen klatschen an den Kiel und der Wind biegt das Rohr tief nieder, an dem der Kahn vorübertreibt. Sonst alles stumm. Die Wolken sinken immer tiefer; nun öffnen sie sich, und hinter der grauen Wand, die der niederfallende Regen nach allen Seiten hin aufrichtet, verschwindet die Landschaft, Stadt und Schloß.

So sah ich den Teupitz-See zuletzt, und ich habe Sehnsucht, ihn wieder zu sehen. Ist es seine Schönheit allein, oder zieht mich der Zauber, den das Schweigen hat? Jenes Schweigen, das etwas verschweigt.

Mittenwalde.

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dir Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt“ . . . .

Und kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.
Schmidt von Lübeck.

Teupitz war der äußerste Punkt, bis zu dem uns unser Cossenblatter Ausflug geführt hat und wir kehren nunmehr auf unser eigentliches Reiseterrain, in die Odergegenden von Barnim und Lebus zurück. Auf dem Rückweg lassen wir es uns angelegen sein, an Mittenwalde nicht ohne Ansprache vorüber zu gehen.

Wer reist nach Mittenwalde? eine wohl aufzuwerfende Frage. Und doch ist es ein sehenswerther Ort, der Anspruch hat auf Besuch und Umschau innerhalb seiner Mauern. Nicht als ob es eine schöne und malerische Stadt wäre; aber ob schön und malerisch oder nicht, Mittenwalde ist sehenswerth, weil es alt ist und eine Geschichte hat.

Es hat sogar eine Vorgeschichte: allerhand Sagen und Traditionen von einem Alt-Mittenwalde, das, in unmittelbarer Nähe der jetzigen Stadt, auf der westlichen Feldmark derselben, gelegen war. Hier unter Wiesen- und Ackerland finden sich noch Steinfundamente, und während das Auge des Fremden nur über Schläge und Felder zu blicken glaubt, sprechen die Mittenwalder, als stünden die Dinge noch sichtbarlich vor ihnen, von der

„alten Stadtstelle," vom „Vogelsang," vom „Pennings- oder Pfennigsberg," vom „Burgwall" ꝛc. Alle diese Punkte liegen niedriger als das heutige Mittenwalde und umzirken die Stadt, in nächster Nähe derselben, in einem engezogenen Halbkreis.

Daß hier früher ein anderes Mittenwalde, vielleicht ein Ort mit wendischem Namen stand, scheint unzweifelhaft. Außer Steinfundamenten auf dem Terrain der alten „Stadtstelle," finden sich Münzen am Pfennigsberg und als (vor Kurzem erst) Canalbauten und Erdarbeiten aller Art beim „Burgwall" zur Ausführung kamen, stieß man auf der ganzen Strecke, die zwischen dem Burgwall und der Höhe liegt, auf Eichenbohlen, die wohl drei Fuß hoch mit Feldsteinen überschüttet waren. Ersichtlich ein Damm, der früher mitten durch den Sumpf hindurch nach dem Burgwall und einer inmitten desselben gelegenen Burg geführt hatte.

So die Traditionen und so das Thatsächliche, das jene Traditionen unterstützt; aber so gewiß dadurch der Beweis geführt ist, daß auf der westlichen Feldmark der jetzigen Stadt ein anderer längst untergegangener Ort (Dorf oder Stadt) gestanden hat, so wenig ist dadurch auch nur angedeutet, welcher Art der Ort war, der sich dort erhob, und in welchem Verhältniß jene drei Punkte zu einander standen, die sich jetzt „Stadtstelle," „Penningsberg" und „Burgwall" nennen. Was war es damit? War die Burg ein Schutz der Stadt, oder umgekehrt ein Trutz derselben? Waren Stadt und Burg wendisch oder waren sie deutsch? Befehdeten sie einen gemeinschaftlichen Feind, oder befehdeten sie sich untereinander? Alle diese Fragen drängen sich auf und ihre Beantwortung ist versucht worden. Aber mit sehr unausreichendem Erfolg. Es liegt zu wenig Material vor, um zu anderen als vagen Resultaten gelangen zu können. Die Tradition scheint geneigt, eine alte Wendenstadt anzunehmen, die auf dem „Burgwall" ihre Burg und auf dem „Penningsberg" ihre Begräbnißstätte hatte. Ehe Besseres geboten ist, ist es vielleicht am besten, bei dieser Tradition auszuharren. Ausgrabungen auf dem ganzen großen

Stadtfelde, das alle jene Punkte einschließt, würden gewiß zu wirklichen Aufschlüssen führen, aber diese Ausgrabungen werden bei uns in unbegreiflicher Weise vernachlässigt. Die Communen entbehren meist des nöthigen Interesses und unsere Gesellschaften und Vereine gemeinhin der nöthigen Mittel. So bleibt beinah alles dem Zufall überlassen. Andere Staaten überflügeln uns (ich spreche zunächst nur von unserer Mark) nach dieser Seite hin bedeutend. „Hier, wo nicht viel war, kann auch nicht viel zu finden sein," so denken die meisten unter uns und vergessen dabei, daß eben da wo stets nur wenig war, dies Wenige um so weniger entbehrt werden kann.

Aber lassen wir das sagenhafte Alt-Mittenwalde und wenden wir uns dem historischen, dem mittelalterlichen Mittenwalde zu, das, trotz Krieg und Feuer, die mehrmals die Stadt verödet haben, in einzelnen Baulichkeiten noch immer zu uns spricht. Da ist die Mauer mit ihren Thorthürmen, da ist die alte Propsteikirche und da ist (mehr ein Platz, als ein Bau) der Schloßberg oder „Hausgrabenberg," von dessen Höhe aus (freilich nur muthmaßlich) „Schloß Mittenwald" in die Mark und die Lausitz hineinblickte. Ich sage muthmaßlich, denn die Ueberlieferungen, die an Schloß Mittenwalde anknüpfen, halten die Mitte zwischen Sage und Geschichte.

Historisch ist die Existenz des Schlosses, sagenhaft ist die Stelle, wo es stand. Vielfach wird in Urkunden des „festen Schlosses zu Mittenwalde" Erwähnung gethan; schon 1240 legten die brandenburgischen Markgrafen eine Besatzung hinein, und 1374 verordnete Kaiser Karl IV. vom „Schloß Mittenwalde" aus, „daß alle Vesten der Mark Brandenburg in gleich guten Stand gesetzt werden sollten." All' dies beweist die Existenz des Schlosses genugsam. Aber wo stand es? Nur mit Wahrscheinlichkeit läßt sich antworten: auf dem „Hausgrabenberg." Die Lage des Berges, im Norden eines Flusses (der Notte), dessen Uebergang vertheidigt werden sollte, das Fortifikatorische der Anlage, das so sehr an andere Hügelbefestigungen jener Epoche erinnert,

würden es freilich halb zur Gewißheit erheben, daß das Schloß Mittenwalde an dieſer Stelle und keiner andern ſtand, wenn nicht andererſeits der Umſtand, daß, ſo viel ich weiß, keine Spur von Steinfundamenten innerhalb des Berges zu finden iſt, das Urtheil wieder ſchwankend machte. Die Bewohner des Berges erzählen ſogar, daß die wenigen Feldſteine, die jetzt als Treppenſtufen zu beßrer Erſteigung des Hügels dienen, von anderswoher mühſam herbeigeholt ſeien. Gleichviel, ein „Schloß Mittenwalde" gab es, und einen „Hausgrabenberg" giebt es noch. Was immer auf ſeiner Höhe geſtanden haben mag, jetzt ſteht ein Häuschen auf demſelben, das ſich in Weinlaub verſteckt; über dem grünumrankten Bau aber, als ſolle er doppelt geſchützt werden, wölben ſich alte Birnbäume zu einem dichten Dach. Im Spätſommer muß es ſchön hier oben ſein, wenn die blauen Trauben an allen Wänden hängen und die goldgelben Birnen, vom Winde oder der eigenen Schwere abgelöſt, polternd über das Dach herunterrollen.

Der Hausgrabenberg hat ein reizendes Haus und eine reizende Ausſicht; der alte Thorthurm der Stadt aber, dem wir uns jetzt zuwenden, bietet baulich ein Intereſſe. Er liegt nach Norden hin, alſo auf dem Wege nach Cörnick und Berlin, und führt deshalb den Namen: das Cörnicker oder Berliner Thor. In der alten Zeit, als Mittenwalde noch „feſt" war, war dieſer Thorbau (wie alle ſeinesgleichen) ein Bau von ziemlich zuſammengeſetzter Natur und beſtand aus einem quer durch den Stadtgraben führenden Steindamm, deſſen Mauerlehnen hüben und drüben in einen Außen- und Innen-Thurm ausliefen. Der Steindamm, ohne den kein Aus- und Eingang möglich wäre, exiſtirt natürlich noch; das Außenthor und die Mauerlehnen ſind ebenfalls noch vorhanden, aber nur zur Hälfte; das Innenthor fehlt ganz. Eine bloße Maueröffnung, das moderne Zwei-Pfeiler-Thor, iſt an die Stelle getreten, und ein alter etwas zur Seite ſtehender Rundthurm, der einſt den Brückenübergang flankirte, blickt wie verwundert auf die kümmerlichen Aenderungen, die ihm zu Füßen vorgegangen ſind.

Von dem Außenthor ſteht noch die Front, ein maleriſches

Ueberbleibsel, das in seiner Stattlichkeit und reichen Gliederung mehr an die berühmten Thorbauten der altmärkischen Städte, als an verwandte Bauten der Mittelmark erinnert. Es scheint, daß das Ganze ein geräumiges, beinah würfelförmiges Viereck war, das auf seinen vier Ecken eben so viele Rundthürme und zwischen diesen Rundthürmen wieder eben so viele Pfeiler trug, die, reich ornamentirt und zierlich durchbrochen, die vier Rundthürme weit überragten.

Derselben Zeit, wie dieser Thorthurm, gehört die Mittenwalder Probstei- oder St. Moritz-Kirche an, wenigstens in ihren älteren Theilen. Die Kreuzgewölbe sind etwas später. Man sieht deutlich, wie die mächtigen alten Pfeiler in bestimmter Höhe, ich möchte sagen rücksichtslos abgebrochen und die alten Tonnengewölbe durch neue, von eleganterer Construktion, ersetzt worden sind. Noch um vieles moderner ist der Thurm, dem nichtsdestoweniger, mit Rücksicht auf das Jahr seiner Entstehung (1781), alles mögliche Lob gespendet werden muß. Er paßt nicht zur Kirche, aber er nimmt sich gut aus. Aehnlich wie die alten schweren Steinpfeiler, die jetzt die Kreuzgewölbe im Innern der Kirche tragen, unverändert dieselben geblieben sind, so hat auch der Baumeister von 1781 die Feldsteinwände des alten gothischen Thurmes, bis zu bestimmter Höhe hin, als Unterbau fortbestehen lassen. Dadurch ist etwas ziemlich Stylloses, aber nichtsdestoweniger etwas sehr Anziehendes entstanden. Der weiße, schmale Etagenthurm erhebt sich auf dem mächtigen alten Feldsteinfundamente wie eine Statue auf ihrem Piedestal, und die Hagerosen und Hollunderbüsche, die auf der Plattform zu Füßen des eigentlichen Thurmes blühen, schaffen das Ganze zu einem lieblichen Bilde um.

Das Innere der Kirche, in das wir jetzt eintreten, ist reich an Bildern und Grabsteinen, noch reicher an Erinnerungen. An den Wänden ziehen sich, chorstuhlartig, die Kirchenstühle der alten

Gewerks- und Innungsmeister hin, 45 an der Zahl, jeder einzelne Stuhl an seiner Rückenlehne mit den Gewerks-Emblemen geschmückt. Vor dem Altare liegen die Grabsteine von Burgemeister und Rath, der Altar selbst aber, ein Schnitzwerk aus katholischer Zeit mit Bildern auf der Kehrseite seiner Thüren, ist muthmaßlich ein Geschenk, das von Kurfürst Joachim I. der Mittenwaldner Kirche gemacht wurde. Zwischen Altarwand und Altartisch, auf schmalem Raum, begegnen wir noch einem Christuskopf (auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica), aber das Interesse, das wir eben dem Bilde zugewendet haben, erlischt vor dem größeren, mit dem wir jetzt eines Portrait-Bildes ansichtig werden, das von der Wand des Seitenschiffes her, zwischen den Pfeilern hindurch, zu uns herüberblickt. Es ist nicht das Bild als solches, das uns fesselt, es ist der Mann; neben der schmalen Sakristeithür, in schlichter Umrahmung, hängt das lebensgroße Bild Paul Gerhardt's.

Paul Gerhardt war Probst zu Mittenwalde von 1651—1657.

Vor etwa 30 Jahren wurde dieses Bildniß Gerhardt's nach einem in der Kirche zu Lübben befindlichen Originalbild angefertigt und der Mittenwaldner Kirche, zur Erinnerung an die Zeit seines (Gerhardt's) Wirkens allhier, zum Geschenk gemacht. Es ist ein gutes Bild; die Züge verrathen viel Milde, aber nichts Weichliches, und die Unterschrift, ebenfalls vom Lübbener Bilde genommen, lautet wie folgt:

Paulus Gerhardus Theologus in Cribro Satanae tentatus et devotus postea, obiit Lubbenae anno 1676, aetate 70.

Rechts daneben befinden sich folgende Distichen:

Sculpta quidem Pauli viva est ut imago Gerhardi,
Cujus in ore fides, spes, amor usque fuit,
Hic docuit nostris Assaph redivivus in oris
Et cecinit laudes Christe benigne tuas:
Spiritus aethereis veniet tibi sedibus hospes,
Haec ubi saepe canes carmina sacra Deo.

Also etwa:

Ganz wie er lebte sind hier Paul Gerhards Züge zu schauen,
Draus nur Glaube allein, Hoffnung und Liebe gestrahlt;
Ja, er lehrte bei uns, ein wiedererstandener Asaph,
Und er erhob im Gesang, güt'ger Erlöser, Dein Lob.
Hoch von den himmlischen Höh'n steigt nieder der heilige Geist uns,
Singen die Lieder wir oft, die er gesungen dem Herrn.*)

Paul Gerhardt, wie schon hervorgehoben, war 6 Jahre lang Probst an der Mittenwaldner Kirche und es ist höchst wahrscheinlich (wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit zu beweisen), daß die schönsten Lieder, die wir diesem volksthümlichsten aller Liederdichter verdanken, während seines Mittenwaldner Aufenthaltes, in Leid und Freud' des Hauses und des Amtes gedichtet wurden.

Begleiten wir ihn auf seinem Ein- und Ausgang.

Paul Gerhardt kam spät in's Amt. Er war bereits 46 Jahr alt, als die Kirchenvorstände von Mittenwalde, wo der Probst Goede eben gestorben war, sich an das Ministerium der St. Nikolaikirche zu Berlin wandten mit der Bitte, einen geeigneten Mann für die Mittenwaldner Probstei-Kirche in Vorschlag zu bringen. Die Kirchenbehörden von St. Nicolai waren schnell entschieden; sie kannten Paul Gerhardt, der seit einer Reihe von Jahren als Lehrer, Freund und Erzieher im Hause des Kammergerichts-Advokaten Andreas Berthold lebte und durch Lieder und Verträge längst die Aufmerksamkeit aller Kirchlichen, auch der Behörden und Vorstände, auf sich gezogen hatte. Diesen empfahlen sie. Nach

*) Probst Straube (1841 †), ein Amtsnachfolger Paul Gerhardts an der Mittenwaldner Kirche, hat die lateinischen Distichen in folgenden Alexandrinern wiederzugeben versucht:

Wie lebend siehst Du hier Paul Gerhardts teures Bild.
Der ganz von Glaube, Lieb und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Asaphs Harfenklängen.
Erhob er Christi Lob in himmlischen Gesängen.
Singt seine Lieder oft, o Christ, in seliger Lust,
So dringt Gottes Geist durch sie in Deine Brust.

zwanzigjährigem Harren sah sich Paul Gerhardt am Ziele seiner innigsten Sehnsucht und mit dem Dankesliede

Auf den Nebel folgt die Sonn',
Auf das Trauern Freud' und Wonn',

verließ er Berlin und trat, mit dem neuen Kirchenjahr 1651, freudig in's Amt.

Freudig begann er es, voll guten Muths, der Gegnerschaften und Widerwärtigkeiten Herr werden zu können, an denen von Anfang an kein Mangel war. Neid, verletztes Interesse, gekränkte Eigenliebe (Diaconus Allborn, seit Jahren an der Mittenwalder Kirche, hatte erwartet, Probst zu werden) — das waren die Gegner, auf die er stieß, aber wenn er dann Abends an dem offenen Hinterfenster seiner Arbeitsstube saß und über die Stadtmauer hinweg in die dunkler werdenden Felder blickte, während, von der Probstei-Kirche her, der Abend eingeläutet und nach schöner Sitte jener Zeit eine alte Volksweise vom Thurm geblasen wurde, dann ward [illegible] das Herz weit, und den Athem Gottes lebendiger fühlend, kam ihm selber ein Lied und mit dem Liede Glück und Erhebung. Es war die Volksweise: „Insbruck, ich muß Dich lassen", die Abends vom Mittenwalder Thurm zu erklingen pflegte, (jene alte Volksweise, von der Sebastian Bach später zu sagen pflegte: „er gäbe all seine Werke darum hin") und der fromme Gerhardt, der wissen mochte, wie seine Gemeinde an eben diesem Liede hing, trachtete nun danach, der schönen alten Melodie, die Jedem längst Herzenssache geworden war, tiefere Worte, einen anderen, christlichen Text zu Grunde zu legen. So entstand das schöne „Abendlied":

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt; —

jenes Musterstück einfacher Sprache und lyrischer Stimmung, das durch die kindischen Spöttereien, die es erfahren (z. B. die ganze Welt könne nie schlafen, weil die Antipoden Tag hätten, wenn

wir zur Ruhe gingen) an Volksthümlichkeit womöglich noch gewonnen hat.

Glaube und Liebe richteten ihn wohl auf, wenn die Kümmernisse des Lebens ihn niederdrücken wollten, aber die Einsamkeit blieb ihm, und sein Herz sehnte sich nach Genossenschaft, nach einem Herd. Im vierten Jahre seines Amts bewarb er sich um die Hand Maria Berthelds, der ältesten Tochter jenes frommen Hauses, in dem er so viele Jahre glücklich gewesen war, und der Probst Behr von St. Nicolai, der beide seit lange gekannt und geliebt hatte, legte beider Hände in einander. Um die Mitte Februar 1655 zog Maria Berthold in die Mittenwalder Probsteiwohnung ein.

Innige Liebe hatte das Band geschlossen und Paul Gerhardt glaubte nun den Segen um sich zu haben, der alle bösen Geister von der Schwelle seines Hauses fernhalten würde. Glücklich, neu gekräftigt in seinem Glauben, neu gestimmt zur Dankbarkeit, war es um diese Zeit wohl, daß er den hohen Freudensang (den „Antimelancholicus" wie ihn einer seiner Ausleger genannt hat) anstimmte, der da lautet:

Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch
Christum noch,
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

Aber es war anders bestimmt; die Freudigkeit des Gemüths sollte ihm nicht zufallen (auch jetzt nicht), er sollte sie sich erringen in immer schwerer werdenden Kämpfen. Ein Töchterlein, das ihm geboren wurde, starb bald, und die Kränkungen, die das immer schroffer werdende Auftreten Allberns für ihn selbst im Geleite hatte, zehrten vor allem an Gesundheit und Leben seiner, wie es scheint, zart gearteten Frau. Es waren nicht frohe Tage, die Tage in Mittenwalde; zu Krankheit, Tod und Kränkung gesellte

ſich Noth, und als der unerſchütterlich Gläubige, allem Widerpart zum Trotz, jenes Vertrauenslied anſtimmte, das von Strophe zu Strophe ausruft:

Alles Ding währt ſeine Zeit.
Gottes Lieb' in Ewigkeit,

da war das Herz der ſonſt frommen Frau in den Wirrſalen des Lebens bereits bitter und klein genug geworden, um ſich abzuwenden von einer ſtarken Glaubenskraft, die über die Kraft ihres eigenen ſchwachen Herzens hinausging. Tiefe Schwermuth ergriff ſie. Paul Gerhardt ſelbſt aber, in jener Freudigkeit, wie ſie das Vorgefühl nahen Sieges, endlicher Erhörung leiht, ſchlug ſeine Bibel auf und las die Worte des Pſalmiſten: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn: er wird's wohl machen". Wie ein Funken fiel das Wort in ſeine Bruſt. Er athmete höher auf; die Stube wurde ihm zu eng, und auf- und abſchreitend in den Gängen des Probſteigartens, entſtanden die erſten Strophen jenes Troſtliedes:

Befiehl Du Deine Wege
Und was das Herze kränkt.

In freudigſter Erregung eilte er in das Haus zurück; empfand er ſich jetzt doch als den Träger einer Botſchaft, der kein Herz widerſtehen könne, und ſiehe da, an der ſchwermüthigen Stimmung ſeiner Frau erprobte dies Lied zuerſt ſeine wunderbare Kraft. Alles Leid floß hin in Thränen, alle Trübſal wurde Licht, und eh noch der Rauſch gehobenſter Empfindung vorüber war, war auch ſchon die Hülfe da — ein Abgeſandter, ein Brief, der den Probſt von Mittenwalde als Diakonus an die Berliner Nicolaikirche berief. Er reichte ſeiner Hausfrau den Brief und ſagte ruhig: „Siehe wie Gott ſorget; **Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen**".

Paul Gerhardt verließ Mittenwalde im Juli 1657; dem weitern Gange ſeines Lebens folgen wir an dieſer Stelle nicht, aber

die Frage drängt sich auf: was ist der Stadt, in der er seine schönsten Lieder dichtete, aus der Zeit seines Lebens und Wirkens erhalten geblieben? sind noch Plätze da, die an ihn mahnen, und welche sind's?

Die Stadt bietet nichts. Das Probsteigebäude, das noch vor fünfzig Jahren bewohnt und noch vor zwanzig Jahren wenigstens eine Ruine war, ist seitdem abgebrochen und ein Schulhaus an seiner Stelle errichtet worden; der Garten aber, in dessen Gängen muthmaßlich das schönste und volksthümlichste aller unserer Lieder entstand, liegt, wüst geworden, ohne Zaun und Einfassung zwischen zwei Nachbargärten; eine Kalkgrube in der Mitte, etwas Gänsekraut an den Seiten, das ganze der designirte Turnplatz der Mittenwalder Schuljugend.

Die Stadt bietet keine Erinnerungen mehr an ihn, wohl aber die Kirche. Unmittelbar unter seinem Bildniß, dessen ich bereits ausführlicher erwähnte, ist eine Steintafel in die Wand des Seitenschiffes eingelassen, die folgende Inschrift trägt: Maria Elisabeth — Pauli Gerhardt's, damahligen Probstes allhier zu Mittenwalde und Anna Maria Bertholds erstgebohrnes, herzliebes Töchterlein, so zur Welt kommen d. 19. Mai Anno 1656 und wieder abgeschieden d. 14. Januar Anno 1657 — hat allhier ihr Ruhebettlein und dieses Täfflein von ihren lieben Eltern. Genesis 47. V. 9. „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens." Ein grüner Kranz faßt die Inschrift ein und Engelsköpfe schmücken die Ecken der Steintafel.

Neben Bildniß und Stein ist die Sakristeithür. In der Sakristei selbst finden wir das alte Kirchenbuch von Mittenwalde, ein großes, nach Art der Bilderbibeln in Leder gebundenes Buch, etwa dreihundert Jahre alt. Die Registrirungen in diesem Buch aus der Zeit von 1651 bis Neujahr 1657 rühren alle von Paul Gerhardt selber her. Seine Handschrift ist fest, dabei voll Schwung und Schönheit. Die Aufzeichnungen von seiner Hand schließen mit dem 28. December 1656.

Bild und Stein und Buch, sie mahnen an sein Wandeln

und Wirken an dieſer Stätte, aber fehlten auch dieſe Zeichen, die direkt ſeinen Namen oder gar die Züge und das Zeugniß ſeiner Hand tragen, die Kirche ſelber, im Großen und Ganzen dieſelbe geblieben, würde daſtehen zu ſeinem ehrenden Gedächtniß, — der proteſtantiſchen Welt mehr eine Paul Gerhardts- als eine Sankt Moritz-Kirche. Wenig Modernes hat ſich ſeit zweihundert Jahren darin eingeſchlichen; die Altarbilder, die Chorſtühle, die Grabſteine, es ſind dieſelben noch, und wohin das Auge ſich wenden mag, ſein Auge hat darauf geruht. Veränderungen ſollen vorgenommen werden; mögen ſie mit Pietät geſchehen.

Paul Gerhardt iſt der Glanzpunkt in der Geſchichte Mittenwalde's; aber Mittenwalde hat der hiſtoriſchen Erinnerungen mehr.

Am 31. Auguſt 1730 traf Kronprinz Friedrich unter ſtarker Bedeckung, von Weſel aus, über Treuenbrietzen (wo er die Nacht vorher geweſen war) in Mittenwalde ein, um daſelbſt, vor ſeiner Abführung nach Küſtrin, ein erſtes Verhör zu beſtehen. Das Truppenkommando, das ihn bis Mittenwalde geführt hatte, ſtand unter Befehl des Generalmajors von Buddenbrock, deſſelben tapferen Offiziers, der zwei Monate ſpäter dem mit der Todesſtrafe drohenden König mit den Worten entgegentrat: „Wenn Ew. Majeſtät Blut verlangen, ſo nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, ſo lange ich noch ſprechen darf.“*)

Kronprinz Friedrich blieb zwei Tage in Mittenwalde, vom 31. Auguſt bis 2. September. Das Verhör fand muthmaßlich am 1. ſtatt. Er beſtand es vor Generallieutenant von Grumbkow, Generalmajor von Glaſenapp, Oberſt von Sydow und den Geh.

*) Aehnliche Worte hatte Generalmajor von Moſel am 14. Auguſt in Weſel geſprochen. Als der König mit dem Degen auf den Kronprinzen eindrang, warf ſich M. dazwiſchen und rief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber ſchonen Sie Ihres Sohnes“. Ueberhaupt zeigen die Vorgänge jener Zeit, daß hoher Muth an gefährlicher Stelle am beſten gedeiht.

Räthen Mylius und Gerbett und behauptete während deſſen eine „kecke und beleidigende Zurückhaltung.“ Als Grumbkow ihm ſeine Verwunderung darüber bezeugte, antwortete er: „Ich bin auf alles gefaßt, was kommen kann, und hoffe, mein Muth wird größer ſein, als mein Unglück.“ —

Garniſon ſtand damals noch nicht in Mittenwalde; es hatte eine ſolche (Jäger) nur von 1780—1806. Die Stadt war überhaupt noch klein und zählte (1730) nur 952 Einwohner. In welchem Hauſe der Prinz bewacht wurde, habe ich nicht mehr ermitteln können; das „Schloß“ exiſtirte längſt nicht mehr; das Verhör fand muthmaßlich auf dem Rathhauſe ſtatt.

Das war im September 1730. Faſt ſiebenzig Jahre ſpäter, am Sylveſterabend 1799, tritt noch einmal eine hiſtoriſche Figur auf die beſcheidene Mittenwalder Bühne, um ihr (ſechs Jahre lang, wie Paul Gerhardt) in Leid und Freude anzugehören. Ein Kämpfer wie er, nicht mit mächtigeren, aber mit derberen Waffen. Es genügt, ſeinen Namen zu nennen — Major von York, der ſpätere „alte York.“ Unterm 6. November hatte der König an den damals in Johannisburg ſtehenden Major von York geſchrieben: „Mein lieber Major von York. Da die jetzt verfügte Verſetzung des Major von Uttenhoven vom Regiment Fußjäger als Commandeur zum dritten Bataillon des Regiments von Zenge es nothwendig macht, dem Jägerregiment (in Mittenwalde) einen ganz capablen Commandeur zu geben und Ich Mich überzeuge, daß Ihr die zu dieſem wichtigen Poſten erforderlichen Eigenſchaften in Euch verbindet, ſo will ich Euch hierdurch zum Commandeur des Jägerregiments ernennen ꝛc.“

Am Sylveſterabend 1799, an der Neige des Jahrhunderts, traf Major von York in Mittenwalde ein und überraſchte ſeine Herren Offiziers auf dem Sylveſterball. Die erſte Begegnung war gemüthlich genug, der dienſtliche Ernſt kam nach. Das Corps war

verwahrlost, er gab ihm einen neuen Geist, und dieser Geist war es, der sich sieben Jahre später ruhmreich in jenen kleinen Kämpfen bewährte, die einem ruhmlosen Großkampf folgten. Bei Altenzaun, dreiviertel Meile oberhalb der Sandauer Fähre, am 26. October, waren es die Mittenwaldner Jäger, die den Elbübergang des Blücher'schen Corps zu decken hatten. Sie thaten es mit Ruhm und Geschick. Die Jäger kehrten nicht nach Mittenwalde zurück; York selbst nur auf wenige Tage (im Januar 1807),*) dann rief ihn die Noth des Vaterlandes dorthin, wo damals allein noch Preußen war, — nach Königsberg. Die Mittenwaldner aber waren stolz auf ihren York, und als nach schweren Jahren der Erniedrigung alles Volk in Preußenland zu Gewehr und Lanze griff und „Landwehr" wurde, da griffen die Mittenwaldner zur Büchse und wurden — Jäger. Wenigstens deutet darauf die Gedächtnißtafel in der Kirche hin, wo die Namen der Gefallenen, fast ausnahmelos die Bezeichnung J., F.-J. und G.-J., d. h. also Jäger, Freiwilliger Jäger und Garde-Jäger tragen.

Das Haus, das Major von York bewohnte, existirt noch. Es ist jetzt ein Gasthaus, in der Hauptstraße der Stadt gelegen, und führt, wie billig, den Namen „Hotel York." Ueber der Hausthür befindet sich eine Nische und an derselben Stelle, wo sonst wohl ein „Mohr" oder ein „Engel" zu stehen pflegt, steht hier eine Büste des alten York. Auch in den Zimmern findet sich sein Bild. Die Lokalität ist im Großen und Ganzen noch ganz dieselbe wie sie vor 60 Jahren war: hinter dem Hause ein Hof und hinter dem Hof ein Garten, beide, Hof und Garten, von Stall- und Wirthschaftsgebäuden umstellt, an denen sich malerisch die Treppen und Stiegen im Zickzack an den Außenwänden entlang ziehen. Im Innern des Hauses hat sich natürlich viel ver-

*) Droysen erzählt: „Als York in das Zimmer trat, ward er von seiner Frau, seinen Kindern nicht wieder erkannt. Aber das Vögelchen im Käfig flatterte wie vor Freuden hoch auf und sank dann todt hin".

ändert; nur das Zimmer, das er selbst zu bewohnen pflegte, zeigt noch die alten (übrigens höchst einfachen) Stuckverzierungen. In demselben hängt der Kaulbach-Muhr'sche Jeremias über dem Sopha und eine Kamphinlampe von der Decke herab, Beides — Kinder einer andern Zeit.

„Wer reist nach Mittenwalde?"

Tausende wallfahrten nach Gohlis, um das Haus zu sehen, darin Schiller das Lied „an die Freude" dichtete. Mittenwalde ist vergessen, und doch war es in seinem Probstei-Garten, wo ein anderes, größeres Lied an die Freude gedichtet wurde, das große deutsche Trostlied:

„Befiehl Du Deine Wege".

Steinhoefel.

Es gab ihm das Geleite 'ne Grenadierwache,
Die Britten-Degen sprachen: „nun General, good bye."
Da sprach er: „Kameraden, grüßt Wellington mir schön,
Wer weiß, in Jahr und Tage wir uns mal wiedersehn."
Scherenberg.

Bei Fürstenwalde haben wir die Spree nach Norden hin passirt und auf unserm Wege dem Oderbruch und seinen alten und neuen Dörfern zu, erreichen wir zunächst, eine Meile nordöstlich von Fürstenwalde, das Massowsche Gut Steinhöfel.

Steinhöfel gehörte mehrere Jahrhunderte lang dem Gütercomplexe an, den die Familie von Wulffen (die sich in eine Tempelbergsche und eine Steinhöfelsche Linie theilte) hier im Herzen des alten Landes Lebus besaß. Tempelberg,*) jetzt dem

*) Tempelberg, oder doch wenigstens die Tempelberger-Kirche, weist mehr Erinnerungen an die Wulffen'sche Zeit auf, als Steinhoefel. Außer einem Epitaphium zu Seiten des Altars, befinden sich noch 6 Wulffensche Grabsteine in der Kirche, die im Mittelschiff liegen und fast den halben Raum desselben einnehmen. Näheres über diese Grabsteine und ihre Inschriften siehe in den Anmerkungen. Einer derselben zeichnet sich durch eine ganz besondre Sinnigkeit aus. Luisa Lucretia von Wulffen aus dem Hause Steinhöfel, war an einen von Wulffen in Tempelberg vermählt und starb 1720, wahrscheinlich im Kindbett. Am Ober-Ende des Grabsteins bemerkt man zwei Bäume, die ihre Wipfel, wie in Zärtlichkeit,

Grafen Hardenberg gehörig, liegt eine Meile nördlich von Steinhöfel.

Die Wulffens beider Linien blühten hier mehrere Jahrhunderte lang, bis, wenn die Sage Recht hat, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein Wendepunkt eintrat. Wenigstens mit Rücksicht auf die Steinhöfler Wulffens.

---

einander zuneigen. Darunter steht: „Eine gleiche Neigung verbindet uns". Zu unterst des Steines (nachdem der Tod der jungen Frau gemeldet) steht ein Baum, darunter die Inschrift:

Bei meinem fruchtbar sein
Da stellet Last sich ein.

Ein siebenter Grabstein, der eine Zeitlang auch im Kirchenschiffe lag, steht jetzt an einem der Wandpfeiler. Es ist dies der Grabstein der Frau Anna Lucretia von Goelnitz, einer gebornen von Goetze. Sie lebte, als Wittwe, in dem ihr befreundeten Wulffenschen Hause und wurde, als sie in Tempelberg starb, in der Tempelberger Kirche beigesetzt. Sie hatte aber keine Ruhe unter den Wulffens (trotzdem sie so befreundet mit ihnen war) und sehnte sich zu den Goetzes zurück. Es begann im Tempelberger Schloß zu spuken und Margarethe von Wulffen, die Freundin der Verstorbenen, hörte allnachts ein Klopfen und Rufen, und so oft sie in die Kirche trat und nach dem Grabstein hinübersah, war es ihr als ob dieselbe Stimme riefe: „Grete, mach' auf". Man nahm endlich den schweren Grabstein fort und stellte ihn an die Wand. Seitdem ward es ruhig.*)

---

*) Eine ähnliche Geschichte wird aus einem der Teltow-Dörfer, zwei Meilen südlich von Berlin, berichtet; es ist das die Geschichte vom „französischen Tambour". Das betreffende Dorf gehörte damals (1813) der alten Familie v. H. — Vater und Sohn (der älteste) standen im Felde; die Mutter und die jüngeren Geschwister aber lebten, seit dem Tage von Großbeeren, in der nahen Hauptstadt. So war das Herrenhaus verwaist. Der älteste Sohn, unmittelbar nach der Schlacht bei Dennewitz, nahm Urlaub und kam herüber, um auf dem väterlichen Gut, das viel Einquartierung gehabt hatte, nach dem Rechten zu sehn. Er traf spät Abends ein. Bei seiner Ankunft baten ihn die Leute, nicht im Schloß sondern im Wirthschaftshause zu schlafen: „im Schlosse spuke es seit 14 Tagen". Herr v. H. nahm natürlich keine Notiz davon und bezog, wie immer, seine Giebelstube im Herrenhaus. Um Mitternacht wurde er durch Trommelwirbel geweckt und als er aufsprang, hörte er deutlich, daß durch das ganze öde Schloß hin, treppauf treppab die französische Reveille geschlagen wurde. In der nächsten Nacht wiederholte es sich. Herr v. H. stellte nun Nachforschungen an und man entdeckte zuletzt in einem der Keller des Hauses, die Trommel neben sich, einen französischen Tambour, der todt unter Werg und Hobelspähnen lag. Er hatte eine tiefe Kopfwunde. Wie er dort hinkam, wußte niemand zu sagen. Er erhielt nun ein ehrlich Begräbniß und das Trommeln wurde nicht länger gehört.

Die Leute im Dorf erzählen die Sache wie folgt. Der alte Wulffen (Balthasar Dietloff), der damals Steinhöfel, Kersdorf, Goelsdorf und Madlitz besaß, war ein passionirter Jäger. Er unterhielt große, eingefriedigte Waldstrecken, in denen das Wild gehegt und gepflegt wurde. So weit hatte alles seine Richtigkeit. Im Dorf war aber auch ein alter Schäfer und dieser Schäfer hatte die Eigenheit, ein ebenso leidenschaftlicher Sackpfeifer zu sein, wie der alte Wulffen ein leidenschaftlicher Jäger war. Wie der „Dudelsack" nach Steinhöfel kam, darüber giebt die Tradition keinen Aufschluß; thut auch nichts. Es scheint nun, daß der alte Schäfer mit besondrer Vorliebe eben dann seine Stücke blies, wenn der alte Wulffen auf die Jagd ritt, so daß die Hirsche jedesmal wußten, was und wen sie zu erwarten hatten, sobald sie den Dudelsack spielen hörten. Es war für die Hirsche wie Hundeblaff und Büchsenschuß. Oft schon hatte der alte Jäger dem alten Schäfer diese „Meldung in den Wald hinein" verboten; aber immer vergeblich. Als er ihn nun eines Tages wieder bei seinem Spiel betraf, schoß er ihn nieder. Damit war es indessen nicht abgethan, die Sache machte Aufsehn und die Gerichte d. h. der König Friedrich Wilhelm I. selbst, verurtheilte den alten Wulffen zum Verlust seiner Güter; — nur Steinhöfel ward ihm belassen.

So weit die dörfliche Tradition. Daß der Erzählung etwas thatsächliches zu Grunde liegt, ist nicht unmöglich, andrerseits ist kaum zu bezweifeln, daß sich die Sache, wenigstens in ihrem gesetzlichen Verlauf (Confiskation der Güter) wesentlich anders verhalten haben muß. Einzelne der obengenannten Güter waren mindestens noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Wulffen'schen Händen und das Epitaphium, das dem alten Balthasar Dietloff selbst, in der Steinhöfler Kirche errichtet wurde, führt ihn eigens noch als Erbherrn auf Steinhöfel, Kerstorf, Goelsdorf ꝛc. auf.

Dies Epitaphium, außer der oben erzählten kleinen Geschichte, hält bei den Steinhöflern die Erinnerung an die Wulffens überhaupt lebendig. Es ist ein großes und sehr in die Augen fallendes

Denkmal. Degen, Flinte, Streitaxt, Lanze, Sponton, Lochaber-Axt, Morgenstern, Keule, Streitkolben, Pauke, Trommel ꝛc. bilden eine Art Trophäe, die wie die Strahlen einer Kriegsglorie das leidlich gemalte Portraitbild des alten Wulffen umzirken. Die Inschrift, die mit den Worten anhebt: „Tugend hat ihr eigen Licht", schließt verbindlich genug mit den Reimzeilen:

Hier ruhet nun der Leib, die Seel hat Gottes Hand,
„O daß er lebte noch" spricht, wer ihn hat gekannt;

ein Wunsch, in den, wenn auch sonst ganz Steinhöfel, die Familie des Tudelsackpfeifers (wenn solche je existirte) schwerlich eingestimmt haben wird.

Steinhöfel blieb Wulffen'scher Besitz bis 1774; dann nach einem kurzen Interregnum, während dessen der Minister Graf Blumenthal das schöne Gut besaß, ging es durch Kauf, an den Obermarschall von Massow, den jüngsten und einzig überlebenden Sohn des Staatsministers von Massow (Staatsminister unter Friedrich II.) über. Die vier ältren Brüder des Obermarschalls waren sämmtlich in den Schlachten des siebenjährigen Krieges geblieben.

Der Obermarschall besaß Steinhöfel von 1790—1817 und in diese Zeit — trotzdem es die Kriegsjahre waren — fallen zum guten Theil die Anlagen und Neuerungen, die das Gut, auch in seiner Erscheinung, zu einem so ansprechenden Besitze gemacht haben. Das Schloß — kleinere Erweiterungen abgerechnet — blieb allerdings zunächst noch dasselbe, wie es zur Wulffen'schen oder doch zur Blumenthal'schen Zeit gewesen war, der Park aber (damals kaum mehr als ein eichenbestandenes Stück Bruchland) wurde im Wesentlichen zu dem gemacht, als was wir ihn jetzt erblicken. Er zählt zu den schönsten, die wir in der Provinz besitzen, was ihm indessen, fast noch über die Schönheit seiner Linien und Details hinaus, ein besonderes Interesse leiht, das ist der Umstand, daß er der erste Park hierlandes war, dessen Anlage nach Prinzipien erfolgte, die seitdem in der Park- und Gartenkunde, die

herrſchenden geworden ſind. Es iſt dies bekanntlich der Sieg des Natürlichen über das Künſtliche, des Gebüſches über den „Peetenſteig", des engliſchen, oder wie einige wollen, des alt-chineſiſchen Geſchmacks über den franzöſiſchen. Der Obermarſchall, ohne je in England geweſen zu ſein, muthmaßlich ſogar ohne jemals über dieſe Dinge theoretiſirt zu haben, durchbrach das bis dahin Gültige einfach nach einem ihm innewohnenden künſtleriſchen Inſtinkt, und operirte dabei, auch in den Details der Anlage, mit ſo glücklicher Hand, daß einzelne ſeiner Anlagen ſpäter als Muſter gedient und in den Königlichen Gärten z. B. in Paretz eine theilweiſe Nachahmung erfahren haben.

Der Obermarſchall hatte 4 Söhne. Wie ſein Vater, der Miniſter, vier Söhne von fünfen, in den ſiebenjährigen Krieg geſchickt hatte, ſo ſchickte er drei Söhne von vieren in den Befreiungskrieg. Der erſte und zweite kehrte zurück; der dritte (ſechszehnjährig) fiel bei Leipzig. Ein auffliegender Pulverwagen nahm ihn mit in die Luft.

Der Obermarſchall ſtarb 1817; 1835 folgte ihm ſeine Wittwe und Steinhöfel ging nun an den älteſten Sohn beider, den Major, ſpätren Generallieutenant Valentin von Maſſow über. Bei dieſem werden wir auf den nächſten Blättern zu verweilen haben.

Valentin von Maſſow.

Valentin von Maſſow wurde am 24. März 1793 zu Berlin geboren. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung und theilte dieſe, ſo wie den Unterricht der Haus- und Privatlehrer, mit dem Grafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg (dem ſpätren Miniſterpräſidenten), deſſen Erziehung König Friedrich Wilhelm III. 1797 dem damaligen Hofmarſchall von Maſſow anvertraut hatte. Außer dem Grafen von Brandenburg war der zweite Bruder unſres Valentin, der ſpätere Hausminiſter von Maſſow, der einzige Gefährte ſeiner Knabenzeit.

Dreizehn Jahr alt, machte er, als Junker im Regiment Rudorff-Husaren, die unglückliche Campagne von 1806 mit und wurde im Blücherschen Corps bei Lübeck gefangen und auf Ehrenwort in die Heimath entlassen. Sein Ehrenwort band ihn bis zum Tilsiter Frieden. Nach dem Friedensschluß seines Verbrechens ledig, trat er ins Brandenburgische Husarenregiment ein, avancirte, besuchte 1810 die Kriegsschule und war im März 1812 unter den 300 Offizieren, die, als Preußen, durch die politische Lage gezwungen, sein Contingent zum Feldzug gegen Rußland stellen mußte, ihren Abschied nahmen, um, wo immer es auch auf den Schlachtfeldern Europa's sein möge, wohl gegen den Unterdrücker, aber nicht für ihn zu kämpfen. Die Mehrzahl jener 300 Offiziere trat in russischen Dienst; unser Massow aber, mit zwei gleichgesinnten Freunden (von Barner und von Scharnhorst, Sohn des Generals) ging nach England und von da, als Offizier in einem Dragoner-Regiment der Englisch-Deutschen Legion, nach Spanien. Er focht unter Wellington und wurde vor Burgos, bei einer Cavallerie-Attacke, durch einen Lanzenstich in die Lunge lebensgefährlich verwundet. Er genas indeß und kehrte zunächst nach England, von da nach Preußen zurück. Er trat hier, es war im Juni 1813, bei dem braunen Husaren-Regimente ein, das damals der Obrist von Blücher (Sohn des Feldmarschalls) kommandirte, machte in diesem Regimente die Kämpfe jenes schlachtenreichen Sommers und Herbstes mit und wurde dann, am Schluß des Jahres, in den Generalstab versetzt. 1815 befand er sich im Hauptquartier des Fürsten Blücher, dessen Communicationen mit Wellington, vor und während der Schlacht bei Belle-Alliance, durch unsren Massow vermittelt wurden. Welch besserer Vertrauensmann hätte sich finden lassen als eben er, der schon drei Jahre früher unter den Augen des Herzogs gefochten hatte und dessen volle Kenntniß der Englischen Sprache, damals bei den wenigsten anzutreffen, ihn ohnehin empfahl.

Der Niederwerfung Napoleons folgte bekanntlich die Okkupation Frankreichs durch englische und preußische Truppen. Den

Oberbefehl über diese Truppen führte Herzog Wellington, in dessen unmittelbare Umgebung preußischerseits unser Massow kommandirt wurde. Drei Jahre lang, bis 1818, verblieb er in dieser Stellung, in der er sich, durch die Zuneigung und das besondre Vertrauen „des Siegesherzogs" geehrt sah. Die Berichte, die der Hauptmann von Massow, während dieser 3 Jahre von Paris oder Cambray aus, wo Wellingtons Hauptquartier war, erstattete und die nicht nur militairischen, sondern auch allgemein politischen Inhalts waren, werden noch im großen Generalstab zu Berlin aufbewahrt und gelten für ausgezeichnete Leistungen.

Bei Ablauf der Okkupation nach Berlin zurückgerufen, wurde er gegen Ende des Jahres 1818 zum Flügeladjutanten König Friedrich Wilhelms III. ernannt und stieg, immer in unmittelbarer Nähe des Königs verbleibend, von Stufe zu Stufe, bis er, nach langwieriger Krankheit, im Jahre 1843 seinen Abschied nahm und sich in die ländliche Stille von Steinhöfel zurückzog.

Hier trieb er mit Eifer Landwirthschaft, erweiterte das Schloß, verschönerte den Park und mehrte und steigerte den Werth des Familienerbes. Er war in weiten Kreisen ein Tröster der Betrübten, ein Wohlthäter der Leidenden, ein weiser Rathgeber Aller, die ihm vertrauend ihr Herz öffneten.

Die Ruhe ländlicher Zurückgezogenheit war ihm lieb geworden; nur einmal noch wurde er ihr entrissen, um auf kurze Zeit, vielleicht auf Tage nur, die Stille von Steinhöfel mit dem Lärm von London zu vertauschen.

Der eiserne Herzog war am 14. September 1852 auf seinem Schlosse Walmer Castle bei Dover, beinah 80jährig gestorben und auf den 15. November war sein feierliches Begräbniß festgesetzt. Fast alle europäischen Armeen schickten Deputationen, um „den Feldmarschall der sieben Reiche" auf seinem letzten Gange zu begleiten; die preußische Deputation aber bestand aus Graf Nostitz, General von Scharnhorst und unsrem Massow, der in Veranlassung dieser Deputirung zum Generallieutenant ernannt worden war. So folgte dieser denn dem Sarge des großen Feldherrn, unter dessen Augen

er, 40 Jahre früher, zuerſt das Hochgefühl des Sieges kennen gelernt hatte, und neben ihm ſchritt General von Scharnhorſt, der, von gleichem Haß gegen die napoleoniſche Herrſchaft erfüllt, damals mit ihm nach England gegangen war, um, wo immer es ſei, den Unterdrücker ſeines Vaterlandes zu bekämpfen. Beide waren der Fahne Wellingtons gefolgt, nun folgten beide ſeinem Sarge. Und welch Leichengefolge das! Ein ſchönes Gedicht George Hefekiel's hat dieſen Zug beſchrieben:

— ein Leichengefolge ſchließt ſich an,
So wie's gehört noch kein Unterthan!
Von ſieben Monarchen iſt's deputirt,
Für die er den Stab des Feldmarſchalls geführt,
Die Feldzeichen, die mit Trauerflor wehn,
Vertreten die Trauer von ſieben Armeen:
Rußland, Preußen und Oeſterreich
Sie klagen heut mit dem brittiſchen Reich.
Niederland, Spanien und Portugal
Begraben in London den Feldmarſchall; —
Aus hundert Fahnen das Leichentuch,
Das England um ſeinen Lord Herzog ſchlug,
Der ſich ein Grab in St. Paul erſiegt,
Wo Nelſon in Lorbeer begraben liegt.

Maſſow, der durch Jahre hin, dem „Old Duke", ſo perſönlich nahe geſtanden hatte, war in London mit beſondrer Auszeichnung empfangen worden, jetzt, nach der feierlichen Beiſetzung, kehrte er aus dem Gewoge Londons in die Stille Steinhöfels zurück. Aber eine tiefre Stille harrte ſeiner bereits. Es war beſchloſſen, daß er dem Siegesherzog, deſſen Sarge er am 15. November 1852 gefolgt war, nach wenig mehr als Jahresfriſt in die Ruhe des Grabes folgen ſollte. Am 11. Jan. 1854 erkrankte er, am 18. entſchlief er als ein ernſter und gläubiger Chriſt.

Auf dem Kirchhof zu Steinhöfel ruht er und ein Granitſtein giebt die Daten ſeines Lebens und Todes. Er war nie vermählt. Steinhöfel fiel an ſeinen Bruder den Hausminiſter und nach deſſen

Tode an den älteſten Sohn deſſelben, den Rittmeiſter Valentin von Maſſow. Dieſer iſt der gegenwärtige Beſitzer.

Steinhöfel iſt ein ſchönes und reizend gelegenes Gut. Es liegt an der Stelle, wo der breite Sandgürtel, der ſich nördlich von Fürſtenwalde hinzieht, in ein friſcheres und fruchtbareres Terrain übergeht. Das Dorf ſelbſt, durch das ſich Kaſtanien-Alleen ziehn, macht einen freundlichen und maleriſchen Eindruck; die Kirche iſt alt, das Schloß neu, wenigſtens in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt. Intereſſante Bilder von Fr. Gilly (halb landſchaftlich, halb architektoniſch), die ſich bis dieſen Tag in einem der Zimmer des Schloſſes vorfinden, zeigen uns deutlich wie die urſprüngliche äußere Anlage war. Die innere Einrichtung (einige ältre Bilder und Familien-Werthſtücke abgerechnet), ſtammt aus der Zeit des Generallieutenants Valentin von Maſſow und ſeines Vaters des Obermarſchalls. Eine tiefe Stille herrſcht innerhalb des Schloſſes, während doch die hellern, nur in der Einſamkeit wie ſchwermüthig gewordenen Räume den Eindruck machen, als würden ſie's gern haben, ſtatt der Lichter und Schatten, die auf dem Fußboden umherſpielen, oder ſtatt des Echo's, das dann und wann durch die lange Zimmerreihe klingt, lebendige, lachende Geſtalten zu empfangen.

Eine Aufzählung der Familienbilder, denen wir ſowohl in den Räumen des Erdgeſchoſſes als des erſten Stocks begegnen, geb' ich in den Anmerkungen; nur zweier alter Portraits, die höchſt wahrſcheinlich aus der Blumenthalſchen Zeit her dem Schloſſe verblieben ſind, geſchehe ſchon hier in aller Kürze Erwähnung. Es ſind das die Bildniſſe 1) des Cabinetsminiſters von Blumenthal, der zur Zeit des großen Kurfürſten brandenburgiſcher Geſandter in Paris war und 2) des Feldmarſchalls von Flanß (geb. 1664, geſtorb. 1748), eines beſondren Lieblings und Jagd-

genossen Friedrich Wilhelms I. Beide Portraits, namentlich das erstere, sind von vorzüglichem Kunstwerth.

Einzelne kleinere Bilder, sämmtlich Aquarelle, von denen zwei von Schinkel, fünf von Fr. Gilly herrühren, mögen indessen schon hier eine eingehendere Besprechung finden. Es sind Steinhöfler Landschaften, die theils als Arbeiten jener hervorragenden Künstler, theils aber auch dadurch unser Interesse erwecken, daß sie uns, wie schon angedeutet, Schloß und Park von Steinhöfel in jener Gestalt zeigen, wie beide vor 50 oder 60 Jahren waren. Alle sieben Bilder weisen keine Jahreszahl auf, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß die beiden Schinkelschen Bilder unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien (1805), die Gillyschen (Fr. Gilly starb schon 1800) Ausgangs des vorigen Jahrhunderts gemalt wurden.

Die zwei Schinkelschen Bilder sind folgende:

1. La Maison du Vigneron. et Vendange à Steinhoeffel. Es ist Spät-Nachmittags-Beleuchtung; eine Gruppe rechts sitzt im Schatten der Bäume; auf das laubumrankte Winzerhaus aber, so wie auf den freien Platz davor, fällt ein mildes, heitres Sonnenlicht. Winzer und Bäuerinnen tanzen einen Rund- und Ringelreihn; in der weinumrankten Vorhalle des Winzerhauses, und auf der Treppe, die zu dieser Vorhalle hinaufführt, stehen plaudernde Paare und ein Paar Fiedler, die zum Tanze spielen. Ein reizendes Bild; in seiner derb heitren Stimmung niederländisch, in Beleuchtung und Farbenton italienisch und in so fern allerdings wohl einer gewissen realistischen Wahrheit entbehrend.

2. La Vigne de Steinhoeffel.

Dies Bild ist ruhiger als das erste, aber vielleicht noch hübscher und anziehender. Es ist dasselbe Haus, nur mit dem Unterschied, daß man mehr die Giebel- als die Frontseite sieht. Die Sonne geht eben unter und ein rothbrauner Ton liegt über dem Ganzen. Zwei Bäuerinnen kehren mit Fruchtkörben heim; an der sonnenbeschienenen, rothbraunen Gartenmauer steht eine kurzgeschürzte Winzerin in grünem Friesrock und rothem Mieder und reicht einem Winzer, der oben auf der niedrigen Mauer steht, die abge-

ſchnittnen, ſchweren Trauben zu. Edeltannen und Silberpappeln im Hintergrund; das Ganze in Auffaſſung und Beleuchtungston durchaus italieniſch.

Die Gillyſchen Blätter haben mit den Schinkelſchen nicht die geringſte Aehnlichkeit. Sie führen alle fünf die gemeinſchaftliche Unterſchrift: Vue de Steinhoeffel und zeigen: 1. das Schloß, wie es ſich vor 50 oder 60 Jahren präſentirte, wenn man von der Dorfgaſſe her in den Park einbog; 2. das Schloß vom Park aus; 3. das japaniſche Häuschen im Park (nach dem Fr. W. III. das Paretzer aufführen ließ); 4. eine Baum- und 5. eine Waſſerpartie (Cascade) aus dem Park.

Wenn auf den zwei Schinkelſchen Blättern ſaftgrün und rothbraun vorherrſchen und ihnen Kraft und Friſche geben, ſo ſind auf den Gillyſchen Blättern weiß und ein helles Waſſergrün die vorherrſchenden Farben. Die Schinkelſchen machen den Eindruck moderner, ſehr farbenkräftiger Aquarelle, während die Gillyſchen wie Federzeichnungen wirken, die mit dünnen und unkräftigen Waſſerfarben hinterher fein und ſinnig getuſcht wurden.

Intereſſanter noch als dieſe höchſt anſprechenden Aquarell-Bilder Fr. Gilly's und Schinkel's und vielleicht überhaupt das intereſſanteſte unter allem was ſich an Kunſtſchätzen und Curioſitäten in Steinhöfel vorfindet, iſt ein andrer Rahmen, deſſen ſchlichter brauner Holzrand ſtatt eines Bildes, ein vergilbtes Quartblatt Papier umfaßt. Dies Quartblatt Papier, auf beiden Seiten beſchrieben, (weshalb der Rahmen hinten und vorn ein Glas hat) iſt das Concept eines Briefes (in Verſen), den Kronprinz Friedrich, von Königsberg aus, im Auguſt 1739, an Voltaire richtete. Im 21. Bande der Oeuvres completes (dem 5. der „Correſpondence") findet ſich dieſer Verſebrief abgedruckt. Ich ſtelle nun, behufs eines Vergleichs, den gedruckten Brief und die verſchiedenen Verſionen des Steinhöfler Concepts (die Orthographie habe ich an einigen Stellen unverändert gelaſſen) zuſammen, zugleich eine Ueberſetzung hinzufügend, bei der ich auf eine Markirung der kleinen Unterſchiede verzichtet habe.

Sublime auteur, ami charmant,
Vous dont la source intarissable
Nous fournit si diligemment
De ce fruit rare, inestimable,
Que votre muse hardiment,
Dans un séjour peu favorable
Fait éclore à chaque moment;

Au fond de la Lithuanie,
J'ai vu pâlitre, tout brillant,
Ce rayon de votre génie
Qui confond, dans la tragédie,
Le fanatisme, en se jouant.

J'ai vu de la philosophie,
J'ai vu le baron voyageur,
Et j'ai vu la pièce accomplie
Où les ouvrages et la Vie
De Molière vous font honneur.

A la France, votre patrie,
Voltaire, daignez épargner
Les frais que pour l'Académie
Sa main a voulu destiner.

Erhabner Dichter, liebenswürdiger Freund,
Du dessen unerschöpflicher Geist (Quell)
Uns so fleißig versorgt
Mit jener seltnen, unschätzbaren Frucht,
Die deine Muse treibt
Auch an minder günstigem Ort
Jedem Augenblick herauslesen läßt;

In der Tiefe Lithauens
Sah ich glänzend [illegible] scheinen schon
Jenen Strahl [illegible] Genies
Der, spielend, in der Tragödie
Den Fanatismus schamroth macht.

Ich habe Philosophie
Und habe den „reisenden Baron"
Und habe jene vollendete Arbeit erscheinen sehn,
Worin das „Leben Molière's"
Und seine Werke Dir zur Ehre gereichen.

Erspare, Voltaire, Deinem Vaterlande,
Erspare Frankreich die Kosten,
Die es hergiebt
Für seine Akademie.

En effet, je suis sûr que ces quarante têtes qui sont payées pour penser, et dont l'emploi est d'écrire, ne travaillent pas la moitié autant que vous. Les sciences sont pour tout le monde, mais l'art de penser est le don le plus rare de la nature.

Cet art fut banni de l'école,
Des pédants il est inconnu.
Par l'inquisition frivole
L'usage en serait défendu,
Si le pouvoir saint de l'étole
S'était à ce point étendu.
Du vulgaire la troupe folle
A penser juste a prétendu;
Du vil flatteur l'encens vendu
En a parfumé son idole;
Et l'ignorant a confondu
Le froid non-sens d'une parole,
Et l'enflure de l'hyperbole
Avec l'art de penser, cet art si peu connu.

Diese Kunst, von der Schule verbannt,
Ist unbekannt den Pedanten;
Die schnöde Inquisition
Würde den Gebrauch (des Denkens) verboten haben,
Wenn die „heilige Macht der Stole"
Sich bis zu diesem Punkt erstreckt hätte.
Der tolle Schwarm des Pöbels
Hat den Anspruch erheben richtig zu denken;
Der käufliche Weihrauch des niedern Schmeichlers
Hat seinen Götzen (den Pöbel) beräuchert
Und der Ignorant verwechselt
Den kalten Unsinn einer Redensart
Und den Schwulst der Hyperbel
Mit der Kunst zu denken, dieser so wenig gekannten Kunst.

Aimable auteur, ami charmant
Vous dont la source intarisable
Nous fournit si diligemment
De ce fruit rare, inestimable,
Que votre Muse *sagement*
Cueillit presque à chaque moment.

Que votre Muse hardiment
Dans un sejour peu favorable
Fait éclore à chaque moment.

Les rayons etc. etc.

De Molière *sont en Honneur*
A la France votre patrie.

Voltaire, daignez épargner
Les frets etc.

Ich bin in der That sicher, daß diese vierzig Köpfe, die für's Denken bezahlt werden und von Amts wegen zu schreiben haben, nicht halb so viel arbeiten als Sie. Die Wissenschaften sind für alle Welt, aber die Kunst des Denkens ist die seltenste Gabe der Natur.

Cet art fut banì de l'ecolle
Aux pedants il est inconnu;
Par l'inquisition frivolle
L'usage en defendu;
Le courtisan toujours a cru
Que c'etait l'art de son idolle;
Du Vulgaire la troupe folle
Sa part même en a pretendu
Nos ... fols de l'hiperbolle
N'y est point non plus parveni.
Enfin un philosophe habile
Dans ce monde aveugle est venu
Et c'est par son secours utile
Que l'art de penser a vaincu
Le galimatias imbecile.

Si le pouvoir *de leur ecole*
A ce point c'etoit étendu.
Du vulgaire la troupe folle
Sa part même en a pretendu;
Le courtisan toujours a cru
Que c'etait l'art de son idole
Et souvent on a confondu
Le froid non-sens d'une parole
Et l'enflure de l'hyperbole
Avec l'art de penser, cet art si peu connu.

(Mais souvent on a confondu
Des mots l'arrogance frivole
Comme la frayeur lache et molle
Passe pour valeur et vertu.)

Entre cent personnes qui croient penser, il y en a une à peine qui pense par elle-même. C'est cet esprit créateur qui sait multiplier les idées, qui saisit les rapports entre des choses que l'homme inattentif n'aperçoit qu'à peine, c'est cette force du bon sens qui fait, selon moi, la partie essentielle de l'homme de génie.

Ce talent précieux et rare
Ne saurait se communiquer;
La nature en paraît avare.
Autant que l'on a pu compter,
Tout un siècle elle se prépare
Lorsqu'elle nous le veut donner.
Mais vous le possédez, Voltaire,
Et ce serait vous ennuyer
Qu'apprecier et calculer
L'heritage de votre père.

Diese köstliche und seltne Gabe
Läßt sich nicht mittheilen;
Die Natur scheint damit zu geizen;
Soweit wir rechnen können,
Bereitet sie sich stets ein Jahrhundert lang
Es sie die Gabe wieder verleiht.
Du besitzst sie, Voltaire,
Und es hieße Dich langweilen
Zu preisen und zu berechnen,
Was Erbe von Deinem Vätern ist.

Ce qui n'est parvenu de „Mahomet" me paraît excellent. . . . . Vous n'avez pas besoin, mon cher Voltaire, de l'éloquence de M. de Valori; vous êtes dans le cas qu'on ne saurait détruire ni augmenter votre réputation.

Vainement l'envieux, desséché de fureur
Sur vos vers immortels répandant ses poisons,
De vos lauriers naissants retarde les moissons.
Sous les yeux d'Émilie, élève de Newton
Vous effacez de Thou, vous surpassez Maron.
En tout genre d'écrits, en toute carrière,
C'est le même soleil et la même lumière.
Cet esprit, ces talents, ces qualités du coeur
Peuvent plus sur mes sens que tout ambassadeur.

Vergebens sucht der Neidische, trocken vor Wuth,
Auf Deine unsterblichen Verse sein Gift gießend,
Zurückzuhalten die Erndte Deines wachsenden Lorbeers.
Unter den Augen Emiliens, der Schülerin Newtons,
Uebertriffst Du de Thou, übertriffst Du Maron.
In Vers oder Prosa, auf jedem Gebiet,
Es ist immer dieselbe Sonne, dasselbe Licht.
Dieser Geist, diese Talente, diese Herzensgaben,
Vermögen mehr über meine Sinne als jeder Gesandte.

Je suis avec une estime parfaite, mon cher Voltaire etc.

Unter hundert Menſchen, die zu denken glauben, iſt kaum einer, der wirklich denkt. Dieſer ſchöpferiſche Geiſt aber, der die Ideen zu vermehren weiß, der da einen Zuſammenhang der Dinge wahrnimmt, wo der Unaufmerkſame kaum irgend etwas zu entdecken verſteht, dieſer bonsens, dieſe Kraft des geſunden Menſchenverſtandes iſt es, die meiner Meinung nach den weſentlichſten Theil eines Mannes von Genie ausmacht.

Mais vous le possédez, Voltaire,
Et c'est vouloir vous ennuyer
Que d'aller longtemps calculer
L'heritage de votre père.

Was ich vom „Mahomet" erhalten habe, erſcheint mir vorzüglich. Sie, mein theurer Voltaire, bedürfen nicht der Beredſamkeit des Herrn von Valori; Sie ſind in der glücklichen Lage, daß Ihren Ruf Niemand weder zu zerſtören noch zu ſteigern vermag.

Un poeme immortel des Muses approuvé
La Satire, aux abois, de dépit consumée,
Cessant d'ensanglanter ses dents sur votre renommée;
Et Rival de Virgille, élève de Newton,
Cet esprit, ces talents, ces qualités du coeur
Peuvent plus sur mes sens que tout ambassadeur.

Ich bin, mein theurer Voltaire, mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc.

Was an diesem auf beiden Seiten beschriebenen Quartblatt das interessanteste ist, ist wohl der Umstand, daß uns dasselbe, (eben weil Brouillon) in die Entstehungs-Geschichte dieser, wie ähnlicher Versbriefe des Kronprinzen einführt und uns genau zeigt, wie er arbeitete. Es überrascht dabei einmal eine gewisse Strenge gegen sich selbst, die sich in den doppelten und dreifachen Varianten zur Genüge ausspricht, anderseits ein gewisses prosaisches „sich's bequem machen", das die Reimworte nicht mit absprungsroller Sicherheit aus dem Gedächtniß rasch heraufbeschwört, sondern sie aufschreibt, um nun völlig nüchtern und nach Bedürfniß die Auswahl zu treffen. So finden wir, in kurzen und langen Columnen, unter einander geordnet, erst: hyperbole, parole, dann pretendu, venu, parvenu, dann magnifique, rustique, implique, philosophique, intrique, musique, inique, poetique; endlich aprouvé, depravé, annoncé, consumé, alarmé etc., Aufzählungen, die es ersichtlich machen, daß der Kronprinz in vielen Fällen nicht eine Hülle für den Gedanken, sondern einen Gedanken für die Hülle suchte. Uebrigens arbeiten bekanntlich viele Poeten auf ziemlich dieselbe Weise und so unpoetisch, auf den ersten Blick, dieser Weg allerdings erscheinen muß, so ist doch schließlich nicht erwiesen, daß derselbe wesentlich schlechter sei als ein andrer. Er erinnert an die Verfahrungsweise einzelner Maler, besonders guter Coloristen, die, zunächst eine bloße harmonische Wirkung auf die Sinne bezweckend, nicht klare Gestalten, sondern Farben (die dem Reim entsprechen) neben einander stellen. Form und Gedanke finden sich nachher. Wie sie sich finden, — scheinbar zwanglos, oder aber sichtlich erzwungen — davon hängt dann freilich alles ab.

Wir haben diesem umrahmten Quartblatt Papier wieder seinen Ehrenplatz an der Längswand des Bibliothekzimmers gegeben und treten nun aus dem kühlen schattigen Raume in den sonnbeschienenen Park hinaus. Es ist jener Mittagszauber, von dem es im Liede heißt:

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh in Stille sich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht schreitet
Und wie durch's Tobel rauscht die Sägemühle.

Hier ist es nicht die Sägemühle, die rauscht, aber ein Bach, der, aus dem Felde kommend, über ein natürliches Wehr von Feldsteinblöcken niedersprudelt und schillernd in Regenbogenfarben, in den hellbeleuchteten Park tritt. Weiterhin dehnt sich der Bach zu einem ruhigen Teich aus, (das flinke Leben ist rasch still geworden) und die umstehenden Bäume werfen ihr Bild in die dunkelklare Tiefe. Durch den Park hin, nach Süden zu, ist eine Lichtung geschlagen, und vor die lichte Oeffnung schiebt sich, in Dämmerferne, der Hügelzug der „Rauenschen Berge". Der scharf gezogene Contur ihres Profils mahnt an südlich Land und blauen Himmel. Ueber den Teich hin fliegen Libellen, die einzigen, die um diese heiße Stunde noch munter sind; das macht ihre Flügel sind groß und ihre Leiber sind leicht.

Ein seltsam Klingen und Tönen zieht durch die Luft,

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt ꝛc.

aber eh noch das Klingen ein bestimmter Klang geworden, fällt die Kirchglocke mit ihren zwölf Mittagsschlägen ein; der Mittagsspuk verfliegt und nur der Zauber der Stille und Schönheit bleibt.

Buckow.

Das Dritte, das Dritte nun wissen wir's nicht,
Doch bleibt es das Best' an der ganzen Geschicht',
Courage, Courage!

Chamisso.

Buckow hat einen guten Klang hierlandes und bei bloßer Nennung des Namens steigen freundliche Landschaftsbilder auf: Berg und See, Tannenabhänge und Laubholzschluchten, Quellen, die über Kiesel plätschern und Birken, die vom Winde halb entwurzelt, ihre langen Zweige bis in den Waldbach niedertauchen. Selbst wer Buckow nie sah, freut sich an Wort und Namen und erwiedert im Ton des Einverständnisses: „ah, märkische Schweiz." —

Buckow ist schön, aber doch mit Einschränkung. Es hängt alles davon ab, ob wir Buckow die Gegend oder Buckow die Stadt meinen; — allen Respekt vor jener, aber Vorsorge gegen diese. Seine Häuser kleben wie Nester an Abhängen und Hügelkanten und sein Straßenpflaster (um das schlimmste vorweg zu nehmen) ist entsetzlich. Es weckt mit seiner hals- und wagenbrechenden Passage die Vorstellung, als wohnten nur Schmiede und Chirurgen in der Stadt, die am Ende auch leben wollen. Von Löchern ist längst keine Rede mehr; wo dergleichen waren, sind sie zu einer rinnenartigen Vertiefung geworden und als Friedrich Wilhelm IV. vor einer Reihe von Jahren Buckow passirte, sah sich die Commune veranlaßt, die Hauptstraße der Stadt fußhoch mit Sand bestreuen zu lassen. Dieser Beschluß wurde

aber nicht gleich gefaßt. Viele hatten vorgeschlagen „das Pflaster zu lassen wie es sei“ um den König desto eher zu einer milden Beisteuer zu bewegen, in dankbarer Erinnerung an Rettung aus Lebensgefahr. Aber der Vorschlag mußte freilich scheitern, weil niemand den Muth hatte (und nicht haben konnte), im Voraus für sichere Passage zu bürgen. So wurde denn Sand gestreut und das alte Pflaster blieb der Stadt erhalten. Für schwache Achsen ist Buckow dasselbe was Wien für schwache Lungen ist, — keiner kommt heil heraus.

Buckow war einmal wohlhabend, aber das ist lange her. Im 14. Jahrhundert, auch später noch, blühte hier der Hopfenbau und gab 33 Hopfengärtnern reichliche Nahrung. Sie gewannen jährlich weit über 1000 Wispel und der Buckower Hopfen war es, der dem Bernauer Bier zu seinem Ruhme half. Noch giebt es Hopfengärten in Buckow, aber ihre Bedeutung für die Stadt ist hin und die überall siegreiche Kartoffel erobert auch hier das Terrain. Kümmerlich schlägt sich die Stadt mit Spaten und Hacke durch; Communalvermögen ist nicht da; die vier Jahrmärkte werden nicht besucht und die alte Hügel-Kirche mit reichem Altar und mächtigen Glocken, würde schwerlich in solcher Stattlichkeit auf die Stadt herabsehen, wenn sie vom jetzigen Buckow gebaut werden sollte. Weiteres über diese Kirche siehe in den Anmerkungen.

Die Buckower sind ordentliche, fleißige Leute, die sich's sauer werden lassen, aber sei es, daß ihre wendisch-deutsche Blutmischung nicht ganz die richtige ist, oder daß sie's nicht verwinden können vor lieber langer Zeit einmal reich gewesen zu sein, gleichviel sie haben eine Vorliebe für's Prozessiren und gelegentlich auch wohl für die Selbsthülfe. Es existiren darüber viel heitre und viel traurige Geschichten. Eine Geschichte dieser Art, die lustig und traurig zugleich war, spielte vor Kurzem erst, als die Buckower mit ihrem „Grafen“ (Graf Flemming, Besitzer der Herrschaft Buckow) in Streit geriethen. Dieser Streit nahm ein paar Tage lang den Charakter an, als habe sich ein Vorgang aus dem 15. Jahrhundert in unsre Zeit hinein verirrt; die Bürger zogen

zu Felde, ſchlugen die gräflichen Mannen in die Flucht, nahmen Beſitz vom ſtreitigen Terrain und pflanzten ihr Banner auf dem eroberten Grund und Boden auf. Kurzum eine mittelalterliche Fehde in beſter Form. Streitobjekt war ein Forſt, den der Graf als ſeine, die Stadt als ihre beanſpruchte. Die Gerichte hatten zu Gunſten des Grafen entſchieden, aber die Stadt ſchüttelte den Kopf und ſo geſchah wie eben gemeldet. Ein Bänkelſänger, der juſt des Weges kam, hörte von dem kaum geſchlichteten Streit und das Balladenhafte des Vorganges raſch erkennend, brachte er alles in „neue Reime aus dieſem Jahr.“ Ich habe das Blatt zufällig in die Hand bekommen und gebe etliche Strophen daraus.

Die Bürger von Buckow ſaßen bei'm Bier,
Das gab ein Lärmen und Streiten,
Sie ſprachen vom Grafen und ihrem Prozeß,
Von Inſtanzen, erſten und zweiten.

Sie wußten es alle klipp und klar,
Daß der Graf die Richter beſtörte
Und daß der Forſt (trotz aller Inſtanz)
Von je zur Stadt gehörte.

Drum (hieß es) hätten ſie appellirt
Und ſie wußten aus guten Gründen,
Daß über ein Kleines, in Woch oder Tag,
Die Sachen ganz anders ſtünden.

So klang es. Nur einer ſaß am Tiſch,
Der ſpielte mit Gabel und Teller,
Der rief jetzt: „Heh! zwei Seidel friſch,
Zwei baieriſch aus dem Keller.“

Er leerte das aufgehobene Glas
Mit einem einzigen Zuge
(Seine blinzelnden Augen tranken zugleich
Aus dem ſtehen-gebliebenen Kruge);

Er ſtrich den Schaum ſich aus dem Bart
Und wetterte über die Tiſche:
„He, Bürger von Buckow, was immer ihr prahlt,
's ſind alles faule Fiſche.

Ihr habt keinen Muth; dieweil Ihr hie
Abſchießt eure Pfeile und Bolzen,
Läßt draußen der Graf in eurem Forſt
Die Tannen niederholzen.

Ihr habt keinen Muth; ich ſprech es mit Scham,
Ihr ſeid wie andre Philiſter;
Wer heute die Orgel ſpielen will,
Der braucht ein tiefer Regiſter.

Ihr wißt nichts von der hohen Magie,
Von dem Zauber dieſer Tage,
Der Zauber nennt ſich fait accompli
Und ſein Spruch iſt: thu und wage.

Ihr kommet nie und nimmer zum Ziel
Mit Klagen, Akten und Pakten,
Es giebt nur eines, das heut hilft:
Thatſachen, Griffe, Fakten.

Greift zu, verſchafft euch ſelber Recht
Mit euren eig'nen Händen, —
Die Schläger des Grafen ſchlagen im Wald,
Wohlan, ihr müßt ſie pfänden."

Nun folgen ſechs, acht Strophen, in denen beſchrieben wird, wie alles dem Redner zujubelt, wie die Bürger ſich rüſten und andern Tages wirklich ausziehen, um die „Pfändung der Gräflichen" vorzunehmen. Drei andre Strophen ſchildern den Zug ſelbſt;*) dann endlich treten ſie in den Wald.

*) Die drei Strophen, die den Zug ſchildern, ſind folgende:

Der Führer ritt einen Schecken fuchs
Er ritt ihn kurz auf Trenſe,
Dann folgten die Schützen; dann allerlei Volks
Mit Sichel und mit Senſe.

Die Schützen trugen manch Rüſtungsſtück
Mit Scharte und mit Beule,
Zuletzt nachrückte das Corps d'Armée
Mit Knittel und mit Keule.

Im Ganzen waren es 50 Mann
In Rotten zu ſechs und ſieben,
Nur der Mann der Fakten, des fait accompli,
War ruhig zu Hauſe geblieben.

Und als ſie ſich nahten dem ſtreitigen Grund,
Vernehmbar aus dem Gehege
Herklangen durch die ſtille Luft
Der Holzart dumpfe Schläge.

Der Tag war heiß, die Luft war ſtill,
Der Wald ſchwieg wie beklommen,
Nur leiſe rauſchten die Wipfel ſich zu:
„Sie ſind es, die Buckower kommen.“

Der Kampf iſt kurz. Die gräflichen Holzſchläger ſtrecken die Waffen und die Sägen und Äxte werden gepfändet. Ein Hurrah klingt dreimal durch den Wald. Aber der Sieg iſt von kurzer Dauer. Die Gräflichen verſtärken ſich und rücken andern Tags, unterſtützt durch die ganze Polizeimacht der Kreiſe Barnim und Lebus in's Feld. Die Polizei, bekanntlich ein proſaiſches Inſtitut und ohne Glauben an Geſpenſter, hat auch kein Herz für Romantik und Mittelalter und ſchickt die Buckower in ſehr beſtimmten Ausdrücken heim.

Die Buckower ſprechen noch immer zu
Vom Forſt und ihrem Streite;
Und doch wo das ſtrittige Waldſtück ſtand,
Da ſtehen jetzt Klafter und Scheite.

Und kommt ein Buckower ſtill entlang
Halb traurig und halb verbiſſen,
Da ſingen die Vögel ſo luſtig; warum?
Die Vögel werden's ſchon wiſſen.

Aber ich habe vielleicht zu lange ſchon bei den Buckowern verweilt; wenden wir uns wieder ihrer Stadt zu. Buckow und ſeine Umgebungen bilden die „märkiſche Schweiz.“ Freilich geht es der Stadt mit dieſem Namen und Anſpruch nicht viel beſſer als mit ihrem Forſt, denn Freienwalde tritt mit überlegner Miene in die Schranken und ſagt: „dieſer Name iſt mein.“ Dabei iſt es

(ohne dadurch Freienwalde in den unverdienten Ruf der Eleganz bringen zu wollen) als hörte man Seide rauſchen, während Buckow wie im Friesrock bei Seite ſteht.

Wo liegt denn nun aber die wirkliche märkiſche Schweiz? Wir werden uns einen Dualismus, wie auch ſonſt wohl, gefallen laſſen müſſen. Freienwalde iſt immerhin eine Dame, Buckow iſt eine ländliche Schönheit, die mit nacktem Fuß in den See tritt und unter Weidenzweigen ihr Haar flicht. Nun wähle jeder nach ſeinem Sinn. Binnen Kurzem wird ſich ſolche Wahl erleichtern. Die neu-projectirte Eiſenbahn zwiſchen Berlin und Küſtrin, führt, auf kürzeſte Entfernung, an Buckow vorüber und einmal in den Verkehr hineingezogen, wird das „Aſchenputtel" von heute, ihren bevorzugten Schweſtern vielleicht ſchon morgen gefährlich werden.

Buckow liegt in einem Keſſelthale, deſſen Sohle (wir überſehen dabei zwei kleinere Seen) von einem großen See gebildet wird. Dieſer See hat die Form eines abgeſtumpften Halbmonds, iſt alſo bohnen- oder nierenförmig und heißt der Schermützel-See. Wir werden noch weiter von ihm hören. An der concaven Seite des Sees, ziemlich genau an der Stelle, wo ſich das hügelige Erdreich in den See hineinbuchtet, liegt die Stadt, von der aus ſich in kürzeſter Zeit und mit leichteſter Mühe, die verſchiedenſten Ausflüge in die Umgegend ermöglichen. Alle dieſe Ausflüge, verſchieden wie ſie ſind, laſſen ſich nichts-deſtoweniger in drei ganz beſtimmte Gruppen bringen, in Spazierfahrten über den See, in Beſteigung des Bollersdorfer Plateaus, (weſtlich vom See) oder in Wanderungen durch die Thäler und Schluchten der nach Nord und Oſt hin gelegenen „märkiſchen Schweiz." Die Parthieen, die ſich innerhalb der letzteren bieten, ſind zahlreich und anmuthig, (ich beſchreibe dieſelben zum Theil im nächſten Kapitel) der eigentliche Zauber aber, den Buckow übt, beſteht nicht in der Schönheit dieſer oder jener Details, ſondern einfach in dem Blick auf den ſchönen, tief gelegenen, ſchon in ſeiner Erſcheinung halb märchenhaften See, der ſich von keinem Punkt der umgebenden Höhen her, ſchöner und maleriſcher ausnimmt, als von dem Bollersdorfer

Plateau aus, das den See nach Weſten hin begrenzt. Dieſem Bollersdorfer Plateau wenden wir uns jetzt zu.

Wir wählen dazu (ſtatt der Fahrt über den See) einen Umweg, durch jene lieblichen Schlucht- und Waldpartieen, die, indem wir zunächſt uns nördlich halten, von einem Bergwaſſer, dem Marienfließ, durchfloſſen werden. Das Landſchaftsbild, das ſich vor uns erſchließt, iſt daſſelbe, dem der Reiſende in den Wald- und Gebirgspartieen Mitteldeutſchlands ſo oft begegnet; — wer den Harz, wer Thüringen und die ſächſiſche Schweiz kennt, iſt manche liebe Stunde unter gleichen Bildern und Eindrücken bergan geſtiegen. Tannen und Lärchenbäume faſſen zu beiden Seiten die Hügelabhänge ein, Buchen und Birken ſind in das Nadelholz eingeſtreut, der Kuckuck ruft, der Bach plätſchert und auf dem friſchen Raſen, der das Wandern ſo leicht macht, liegen die Tannäpfel oder ſpielen die Schatten und Lichter der Nachmittagsſonne. So auch hier. Ueber die primitivſten Brücken hinweg (ſechs Feldſteine quer durch den Bach gelegt) ſchreiten wir vom linken auf das rechte und wieder vom rechten auf das linke Ufer, bis wir nach halbſtündigem Marſch die nördliche Richtung aufgeben und links den Tann ohne Weg und Steg durchbrechend, plötzlich auf einem weiten Ackerfeld uns erblicken, rundum Raps und grüne Saaten, in der Ferne aber die Giebelwand einer Dorfkirche. Wir befinden uns jetzt auf einem Plateau und zwar auf eben jener „Bollersdorfer Höhe", die wir, den Wendungen des Baches folgend, faſt wie auf einer Wendeltreppe ohne Stufen, erſtiegen haben. Aber noch wiſſen wir es kaum, daß wir uns auf einer Höhe befinden, denn die weiten Ackerfelder dehnen ſich, bis zum Horizont, wie eine Ebene vor uns aus und erſt nach links hin einer Ackerfurche folgend, die uns an eine Wand von Brombeer- und Weißdornſträuchern führt, blicken wir plötzlich in eine völlig ſenkrechte Tiefe nieder, — hundert Fuß unter uns der See.

Wir nehmen nun unſern Stand und haben vielleicht das ſchönſte Landſchaftsbild vor uns, das die „märkiſche Schweiz" oder doch der „Kanton Buckow" zu bieten vermag. Links und rechts,

in gleicher Höhe mit uns, die Raps- und Saatfelder des Plateaus, auf dem wir ſtehn; unmittelbar unter uns der blaue, leis gekräuſelte Schermützel See; drüben am andern Ufer, hügelanſteigend, in den Schluchten verſchwindend und wieder zum Vorſchein kommend, die Stadt und endlich hinter derſelben, im weitgezogenen Halbkreis, eine Bergwand, hier und dort mit jungem Kiefernholz, in der Mitte aber mit dunklen Schwarztannen bis zur vollen Höhe des Berges beſetzt. Die Nachmittagsſonne fällt auf die Stadt, die mit ihren rothen Dächern und weißen Giebeln wie ein Bild auf dem dunklen Hintergrund der Tannen ſteht; das Auge aber, wohin es durch die Mannigfaltigkeit des Bildes auch gelockt werden mag, kehrt immer wieder auf den räthſelvollen See zurück, der in genau zu verfolgenden Linien halbmondförmig unter uns liegt.

Auf den räthſelvollen See. Noch wiſſen wir es nicht, aber wir ahnen es, daß er unter andern Schätzen auch Sage und Geſchichte umſchließen muß, und unſer Führer, ein Buckower Fiſcher, der uns bis hieher ſchweigend geleitet, hebt nun mit ſchlichtem Tone an: „Dort unten liegt die alte Stadt. Drüben am andern Ufer, wo Sie die ſpiegelglatte Stelle ſehen, dort hat Alt-Buckow geſtanden. Wir kennen die Stelle ganz genau. Von dem Eck dort, wo die Binſen 100 Schritt weit in den See hineingehen, bis hier g'radüber von uns, wo die Weiden in's Waſſer hängen, — ſo weit ging die Stadt. Ich ſpreche nicht von Glocken, die unten klingen, Alt-Buckow hatte ſchwerlich Glocken, aber das müſſen Sie ſchon glauben, daß wir an klaren Tagen 10 Fuß tief unterm Spiegel allerhand Pfahlwerk ſtehen ſehn, Blockhäuſer vielleicht, jedenfalls Zaun und Steg und mancher unter uns hat etwas von dem Pfahlwerk herausgeholt und ihm einen guten Platz im Hausflur gegeben. Wir denken, es iſt ein Segen dabei.“ Der Erzählende machte eine Pauſe, während er mich ſcharf anſah, dann fuhr er fort: „Drüben, wo die Stadt ſtand, iſt der See flach, wenigſtens eine kurze Strecke; hier unter uns aber iſt er tief, an 100 Fuß und darüber; hier wimmelt es auch von Fiſchen, aber wir

haben wenig davon. Wenn wir hier Netze ziehn, so gehen die Fische tiefer, und wollen wir ihnen nach, so kommen wir in den alten Eichwald, der hier unten steht. Die Maschen zerreißen dann, die Fische schlüpfen durch und ein paar abgebrochne Zacken sind alles, was wir mit nach oben bringen. So hat sich's geändert; einst war alles Berg hier, und Stadt und Wald standen zwischen hüben und drüben, wie wir beide hier auf dieser Höhe stehn. In einer Nacht war alles vorbei. Der Berg ging nach unten und der See kam herauf."

Die Sonne ging eben unter, eine kühle Luft wehte über das Feld und ein leises Unbehagen lief mir über den Rücken. Aber ich wußte doch nun, was es war, daß mich der See mit ganz andrem Auge angeblickt hatte wie mancher andre See und ich warf mich nieder und streckte den Kopf über den Abgrund hinaus, wenigstens den Wunsch (wenn nicht mehr) im Herzen, unten ein Eichenskelett bis an den Wasserspiegel heraufragen und die Fische durch die Zackenkronen hindurch huschen zu sehn. Ich sah es auch wirklich, aber mit dem Bewußtsein, daß es Täuschung sei.

Wir traten den Rückweg an und plauderten über dies und das. Des See's Sagen indeß verließen mich nicht und begleiteten mich in die große Stadt, wo ich in Büchern nachzuschlagen und nach der Vorgeschichte des großen Schermützel See's zu suchen begann. Was ich fand, ist das. Viele unsrer märkischen Seen und seeartigen Vertiefungen sollen durch sogenannte Erdfälle entstanden sein. Man hat keine andre Erklärung. Plötzlich und unvermittelt in Mitten eines Plateaus auftretend (wie dies namentlich bei'm Schermützel See der Fall ist) ist es nicht möglich von hereinbrechenden Wasserfluthen, von Flußbett oder Strömungen zu sprechen. Es ist nichts von außen Herantretendes, was die Erklärung geben kann, es muß vielmehr ein innerlicher Vorgang, ein eminent lokaler sein. Man denkt sich die Sache so. Das Innere der Erde hat Höhlen, deren Wände und Deckengewölbe (nach Art der jetzigen Tunnel) die Hand der Natur mit

Kalk oder Gipsmassen umkleidet hat. Solche natürlichen Tunnel sind entweder völlig hohl und leer, oder aber, (was häufiger zu sein scheint) mehr oder weniger mit Wasser gefüllt. Ueber solchem gewölbten Riesentunnel liegt Erdreich (wie viel ist gleichgültig) und auf dem Erdreich steht eine Stadt oder wächst ein Wald. So geht es durch ein Jahrtausend. Da plötzlich, sei es durch einen Ruck von unten oder durch sickernde Wasser von oben her, bricht das Tunnelgewölbe ein und wie ein Haus, das seine Balkenlage verliert, in den Keller stürzt, so fährt nun das Erdreich, mit allem, was drauf wuchs und lebte, in die plötzlich geöffnete Tiefe herab. War der Tunnel leer, so zeigt sich nunmehr einfach eine Vertiefung, wo sonst eine Fläche war, war der Tunnel aber umgekehrt ein riesiges übermauertes Wasserreservoir, so schlagen nun die freigewordenen Wasser über allem was niedergefahren ist, zusammen und — ein See steht ruhig über Stadt und Wald.

Eine geognostische Autorität hat die hübsche Wendung gebraucht: „daß die Natur, bei der Bildung von Erdfällen nur erst selten auf frischer That ertappt worden sei", ein Umstand, zu dem wir uns, so interessant und lehrreich das Gegentheil auch sein würde, doch vor allem zu gratuliren haben. Wäre es anders, wären wir in der Lage, diese „Erdfälle" wie Sternschnuppenfälle im August, regelmäßig beobachten zu können, so würde Central-Amerika ein vergleichsweise sichrer Aufenthalt sein; denn was sind „Erdbeben" gegen solche „Erdfälle", wo die Erde gleichsam sich selbst zu verschlingen beginnt. Sind übrigens die Annahmen, über die Bildung mehrerer unsrer größten und schönsten Seen nur halbwegs richtig, so haben die Bewohner der Mark von diesen „interessanten Naturerscheinungen" mehr denn zur Genüge gehabt. Der Kressinsche See nicht weit von Saarmund, der Gohlitz-See im Amt Lehnin, der Gudelack-See bei Lindow und der große Paarsteiner-See bei Kloster Chorin, sollen durch solche Erdfälle entstanden sein, der zahlreichen Teufelsseen (die überall vorkommen) zu geschweigen. Wo zwischen zwei abschüssigen

Hügelwänden ſich plötzlich ein trichterförmiger See einklemmt, der weder Zu- noch Abfluß, wohl aber eine bedeutende Tiefe hat, da liegt immer Grund vor, einen „Erdfall“ zu vermuthen. Erzählt aber gar die Sage von untergegangenen Dörfern und Städten, ſo iſt es gut, dem Volksmund zu glauben und die Zweifel zu Haus zu laſſen. Ob die Glocken dann Abends unten klingen oder nicht, — der iſt nicht beneidenswerth, der ſie ſchlechterdings nicht zu hören vermag.

Der große und kleine Tornow-See.

Im Mummelſee, im dunkeln See.
Da blühn der Lilien viele.
Schnezler.

Die „märkiſche Schweiz“ um Buckow herum iſt zum großen Theil ein Beſitzthum der Grafen Flemming und Itzenplitz.

Der Itzenplitz'ſche Antheil an dieſem Stück ſchöner Natur liegt in Nordweſt und Nordoſt des großen Schermützel-See's und umfaßt das Areal der Güter Bollersdorf und Pritzhagen.

Von dem Bollersdorfer Plateau ſprachen wir bereits im vorigen Kapitel; ebenſo vom dem ſchönen Blick, den der abſchüſſige Rand deſſelben auf den unten liegenden Schermützel-See geſtattet. Das Dorf Bollersdorf ſelbſt, deſſen kleine gothiſche Kirche dem kahlen Plateau einen maleriſchen Reiz verleiht, iſt ohne Bedeutung. Seine Beſitzer wechſelten oft. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es Eigenthum des General-Lieutenant von Goertzke, der, nach Ankauf des jetzt Marwitz'ſchen Friedersdorf, auch noch Kienitz und Bollersdorf an ſich brachte. Nach ſeinem Tode aber ſcheint es ſofort in andre Hände übergegangen zu ſein. Die ſchon genannte Kirche iſt alt. Bei einem vor Jahresfriſt ſtattfindenden Umbau wurden in der geöffneten Gruft die Särge der Familie Loeſchebrand gefunden. Ueber den Schnitzaltar, der bei Umbau der Kirche ebenfalls reſtaurirt wurde, ſpreche ich in den Anmerkungen. Es iſt ein ſehr altes und vor vielen ähnlichen Arbeiten intereſſantes Werk.

1763 kam Bollersdorf durch Schenkung (wie Friedland) in Beſitz des Generalmajors von Leſtwitz und theilte ſeitdem, hinſichtlich ſeiner Beſitzverhältniſſe, das Schickſal des Leſtwitz-Itzenplitziſchen Gütercompleres (Friedland, Cunersdorff, Bollersdorf, Pritzhagen), dem es von da ab zugehörte.

Pritzhagen liegt mehr öſtlich und das coupirte Terrain geſtattet keinen Blick auf den Schermützel-See. Das Dorf ſelbſt iſt unbedeutend wie Bollersdorf. Viele Jahrhunderte lang, bis kurz vor der Zeit, wo es Leſtwitz erhielt, beſaßen es die „Nutze" oder die „von Neutze" wie ſie ſpäter genannt wurden. Schon 1375 (wie das Landbuch berichtet) gehörte Pritzhagen den „Nutze's und blieb im Beſitz dieſer alten Familie bis in's 18. Jahrhundert hinein. Dann ſtarben ſie aus. Der letzte, wie es ſcheint, war „Junker Hans", ein Waidmann von altem Schrot und Korn, der ſeine Paſſion mit dem Leben bezahlte. Sein Name lebt fort in der „Junker Hanſens Kehle." „Kehle", in der Gebirgsſprache der märkiſchen Schweiz, iſt der gäng und gäbe Ausdruck für „Schlucht" und „Junker Hanſens Kehle" bedeutet einfach die Schlucht, in die Junker Hans von Nutze bei Verfolgung eines Hirſches hineinſtürzte und den Hals brach. In Pritzhagen erzählt jedes Kind von ihm; aber eine Meile weiter weiß niemand etwas weder von den Nutzes, noch Junker Hans, noch von der „Kehle", die ſeinem eignen Halſe ſo verderblich wurde. Ein allerlokalſter Ruhm.

Pritzhagen bedeutet wenig, aber ſeine Berge und Schluchten bedeuten viel, ſelbſt ſeine „Kehlen." Einer ſeiner reizendſten Punkte iſt der „Dachsberg", kaum eine Viertelſtunde vom Dorf gelegen und mit Recht ein Lieblingsplatz aller märkiſchen „Touriſten." Auch Berliner huldigen ihm. Und das iſt doch immer das Entſcheidende!

Der Dachsberg an und für ſich iſt nichts beſonderes; aber die beiden Seen, die zu ihm aufblicken, ebenſo wie die Schlucht, die dieſe Seen verbindet, bilden ſeine Schönheit. Die beiden Seen heißen der kleine und große Tornow und die Schlucht heißt die „Silberkehle."

Die beiden See'n ſchauen zu dem Berge hinauf, der ſeinerſeits terraſſenförmig anſteigt. Am Fuß der Treppe breitet ſich der große Tornow aus, aber auf der mittleren Treppenſtufe liegt der kleine Tornow, dunkel, ſtill, in verſchwiegener Tiefe.

Von der Kuppe des Hügels herab überblickt man nur den kleineren See; Baumpartieen faſſen ihn ein und beſchränken die Fernſicht. Das Terraſſenförmige des Berges kommt wenig zur Erſcheinung. Möglich daß das Landſchaftsbild an Reiz gewönne, wenn der Blick an dieſer Stelle zu erweitern wäre, wenn das Auge des Beſchauers, gleichſam die Stufen der Treppen herniederſteigend, erſt bei dem kleineren Tornow-See, dann endlich tief unten bei der größeren Waſſerfläche verweilen könnte. Möglich daß mehr Weite dem Blick auch einen weiteren Zauber liehe; aber auch wie es iſt, iſt es ſchön.

Der kleine Tornow hat den Charakter der ſogenannten „Teufels-Seen", denen man in der Mark an den Abhängen der Hügel ſo oft begegnet. Ihr Name bezeichnet ihren Charakter. Das Waſſer iſt ſchwarz (von Moorgrund in der Tiefe), dunkle Baumgruppen ſchließen es ein, breite Teichroſenblätter bilden einen Uferkranz und die Oberfläche bleibt ſpiegelglatt, auch wenn der Wind durch den Wald zieht. Es iſt als hätten dieſe dunklen Waſſer einen beſonderen Zug in die Tiefe und als ſtänden ſie feſter, unbeweglicher da, als das Waſſer anderer Seen. *)

So iſt auch der kleine Tornow in Erſcheinung eine Art Hertha-See; einer jener Plätze, an denen Sage und Märchen am

*) Der ſchönſte See derart im nördlichen Deutſchland war vielleicht der Jordan-See auf der Inſel Wollin. Still, dunkel, einſam, von Kiefern eingeſchloſſen, lag er da. Braune, halbverfaulte Baumſtämme überragten hier und da ſeine Fläche, ſo daß es war, als richteten ſich Krokodile auf und ſögen mit zurückgebogenem Kopf die Nachtluft ein. Die Blätter und Stiele der Nymphäen machten den See unpaſſirbar. Guter Wille und wenig Geſchmack haben dies koſtbare Stück Natur zerſtört. Die Baumſtümpfe ſind fort und die Nymphäen auch; ſtatt ihrer iſt ein Kahn da, der nun über die glatte, proſaiſch gewordene Fläche hingleitet, als wär' es ein See wie jeder andre.

liebſten verweilen und von Prinzeſſinnen erzählen, die in der Johannisnacht aus dem See ſtrigen und mit Teichroſen im Haar freundlich-traurig am Ufer ſitzen.

Nicht ſo der große Tornow-See, der funfzig Fuß tiefer ſeine breite und hellere Waſſerfläche am Fuß des Berges ausdehnt. Ihm ſchreiten wir jetzt zu; unſer Weg dahin — die Silberkehle.

Die Silberkehle iſt eine tiefe Schlucht mit abſchüſſigen Seitenwänden und führt ihren poetiſchen Namen daher, weil überall dort, wo von Moos und Humusdecke entkleidet das eigentliche Erdreich ſichtbar wird, eine Wand von Glimmerſand zu Tage tritt. Dieſer Glimmerſand blitzt und glitzert wie Silber und liegt ſo feſt auf, daß es möglich iſt, Namen und Figuren, wie in Sandſtein hinein zu ſchneiden. Die Silberkehle hat völlig den Charakter einer Gebirgsſchlucht, einer Bergklinſe, und zeigt auf ihrem ganzen Lauf ein tiefausgehöhltes Bett mit den Spuren niederſtürzender Waſſer. Feldſteine, feſt in den Sand gerammt, Laubholzbäume rechts und links über den Weg geworfen, Spuren von Wind und Waſſer überall. Aber heute wo wir des Weges kommen, iſt nichts fühlbar von Waſſer und Wind. Wie eine Mühle am Sonntag, ſo liegt die Silberkehle da, das Triebrad ſteht ſtill, das Wehr iſt geſperrt. Erſt im Frühjahr, wenn der Schnee ſchmilzt oder im Sommer wenn die Regengüſſe kommen, dann wird es wieder lebendig hier. Dann jagt das Waſſer zu Thale, dann iſt es wieder als ſchäumten und klapperten hundert Mühlen hier, dann werden neue Bäume unterhöhlt und gefällt und die eingerammten Steine, wie Kieſel weiter nach unten geriſſen.

Wir ſahen das Bild bei Herbſtesſtille. Nur am Fuß des Berges plätſcherten ein paar Quellen, ſo traten wir aus der Enge der Schlucht in's Freie und blickten auf die Fläche des großen See's. Er iſt dem kleinen Tornow ſo unähnlich wie möglich. Der kleine Tornow — willfähriger dem Schatten als dem Licht; der große Tornow — ſonnenbeſchienen, ein Bild heiterer Ruhe. Grünanſteigende Ufer faſſen ihn ein, rothe Fichtenſtämme ſpiegeln ſich im Waſſer und wenn erſt (wie beabſichtigt) der Waſſerdruck des

höher gelegenen kleinen Sees benutzt sein wird, um mitten auf dem „großen Tornow“ einen natürlichen Springbrunnen steigen zu lassen, so wird dieser Eindruck des Heiteren noch gewachsen sein.

Am Ufer des großen Tornow-See's erhebt sich eine Villa, ein Schweizerhaus. Der Erbauer, in Huldigung gegen den Ort, an dem er den zierlichen Bau entstehen ließ, hat ihm den Namen „Haus Tornow“ gegeben. Das hat einen guten Klang. Stille weilt rundum. Es ist ein Platz für Rast und Ruhe und wer empfände nicht die Sehnsucht danach. Bilder schmücken die Zimmer der Villa und Wein und Blumen ranken sich an Wand und Laubengang empor, aber der schönste Blick, den „Haus Tornow“ gewährt, bleibt doch der Blick auf den See. Ein Kahn liegt bereit und trägt uns darüber hin, leicht und glatt; dies ist kein See der tückischen Mächte. Aus der Tiefe des „kleinen Tornow“ herauf, könnte uns eine Hand, eine Stimme nach unten ziehn; aber das Wasser des großen Tornow, das eben in tausend Tropfen von unserm Ruder fällt, funkelt heiter in allen Farben des Lichts. Ein Schwarm Tauben blitzt durch die Luft, ein Reh tritt an's Ufer und blickt uns nach; — es weiß, es darf es wagen. „Friede“ ist die Parole am großen Tornow-See.

Das Oderbruch.

I.

Wie es in alten Zeiten war.

Wasser, Wasser überall,
Die Tiefe selbst verfaulte,
Schlammthiere krabbeln zahllos rings
Auf schlammiger Meeresflut.

Freiligrath, nach Samuel Taylor Coleridge.

Am West-Ufer der Oder, nach rechts hin vom Flusse selber begrenzt, nach links hin von den Abhängen des Barnim-Plateau's wie von einem gebogenen Arm umfaßt, liegt das Oderbruch. Es ist eine 7 Meilen lange und etwa 2 Meilen breite Niederung, die, ihrem Hauptbestandtheil nach, in ein hohes und niederes Bruch (das Ober-Bruch und das Nieder-Bruch) zerfällt. An diese beiden schließt sich noch, nach Norden hin, (also flußabwärts) das Mittelbruch. Diese Bezeichnung ist schlecht gewählt und wird die Ursache beständiger Verwechselungen. Als „Mittelbruch" vermuthet man es zwischen dem Ober- und Niederbruch gelegen, während es doch umgekehrt, am äußersten Flügel des Bruches liegt. Seinen Namen, der besser einem andern Platz machte, hat es wahrscheinlich daher, weil es inmitten zweier Oderarme sich ausbreitet. Neueren Arbeiten, namentlich dem vorzüglichen Aufsatz des Geh. Rath Wehrmann „die Eindeichung des Oderbruches" entnehme ich, daß man angefangen hat, diese schlechte Bezeichnung

„Mittelbruch" ganz fallen zu laſſen. Man ſpricht nur noch von einem Ober- und Niederbruch, und ſo iſt es in der Ordnung. Ohnehin wird dadurch das Bruch in zwei ziemlich gleich große Hälften getheilt.

Das Bruch iſt ein Bauernland, eine Art Dithmarſchen*); aber adlige Güter blicken rundum, wie von hoher Warte, in das ſchöne, fruchtbare Bruchland hinein. Eine ganze Anzahl dieſer auf der Höhe gelegenen, altadligen Güter werden wir noch in ausführlicheren Schilderungen kennen lernen; nur ihre Namen, ſo wie die Namen der alten, zum Theil ausgeſtorbenen Familien, die ihnen im Lauf der Jahrhunderte zu Ruhm und Anſehn verhalfen, mögen ſchon hier eine Stelle finden. Auch einem neuen Namen werden wir begegnen: Albrecht Thaer. Es wird dem Leſer, mit bloßer Hülfe dieſer Aufzählung, der Reichthum hiſtoriſchen Lebens entgegentreten, der ſich hier, unmittelbar am Rande des Bruchs, auf dem Raum weniger Meilen zuſammenfand. Ich folge der Linie von Nord nach Süd.

Hohen-Finow (Sparr. Vernezobre).
Cöthen und Falkenberg (von Jena).
Freienwalde (Uchtenhagen).
Ranft (von Marſchall).
Möglin (Albrecht Thaer).
Batzlow (Barfus).
Ihlow (Ihlow oder Ilo.**)

*) Die Bewohner des Oderbruchs ſind auch an Kraft und Muth, freilich noch nicht an bewährter Freiheitsliebe, (das ſoll noch erſt kommen), den Dithmarſchen verwandt. Die ausgehobenen Rekruten gelten jedesmal als ein beſonders treffliches Material. Mit dem Bewußtſein hiervon geht allerdings viel Uebermuth Hand in Hand und die Brücher, zumal auf den Canton-Verſammlungen, lieben es, die „hungrigen Kerle von der Höhe" zu tyranniſiren. Einer (ein Angermünder Poſtillon), der mir davon erzählte und ſeinerzeit unter dieſer Tyrannei gelitten haben mochte, fügte hinzu: es wäre mitunter nicht auszuhalten, wenn nicht die Uckermärker wären; „die bringen alles wieder zurechte."

**) Der aus Schiller's „Wallenſtein" männiglich bekannte Feldmarſchall Ilo ſchrieb ſich eigentlich Ilow, oder Ilow, auch Ihlow (alle

Ringenwalde (Bredow).
Cunersdorf und Friedland (Leſtwitz und Itzenplitz).
Buckow (von Pfuel. von Flemming).
Quilitz (Prittwitz. Hardenberg).
Gusow (Trefflinger).
Friedersdorf (Görtzke. Marwitz).
Lietzen (Johanniter-Comthurei).
Hohen-Jeſar (Burgsdorf).
Reitwein (Finkenſtein).

Von allen dieſen Punkten (ſelbſt von Buckow aus, das am meiſten zurückgelegen liegt) ermöglicht ſich ein Blick in die fruchtbare Tiefe; dabei wechſelt der Charakter der Landſchaft ſo oft und ſo anmuthig, daß jeder, der am Rande des Plateaus hin, etwa von Freienwalde bis Selow, oder ſelbſt bis Frankfurt hin, dieſe Fahrt zu machen gedenkt, einer langen Reihe der mannigfachſten und anziehendſten Bilder begegnen wird.

Eine ſolche Fahrt auf der Höhe hin werden wir mehrfach zu machen haben und manche dieſer Fahrten (z. B. der Weg von Falkenberg bis Freienwalde), wird uns Gelegenheit wenigſtens zu dem Verſuch eines Landſchaftsbildes geben; heute aber iſt es das Bruch ſelbſt, das in der Tiefe gelegene Bauernland, das uns ausſchließlich beſchäftigt, und wir werden abwechſelnd bei den alten Zuſtänden dieſes Sumpflandes, dann bei ſeiner Eindeichung und Entwäſſerung, endlich bei ſeiner Coloniſirung zu verweilen haben.

---

drei Schreibarten, und noch einige andre, kommen vor), und war keineswegs aus Böhmen oder Croatien, ſondern aus dem Sternbergiſchen Kreiſe in der Neumark gebürtig. Dorf Ihlow im Oberbarnim aber iſt muthmaßlich das Stammgut der Familie. Noch jetzt iſt das Ihlowſche Wappen, ſo wie ein Ihlowſcher Leichenſtein in der Kirche des letztgenannten Dorfes zu finden. Kein andres Land war übrigens während des 30jährigen Krieges ſo ergiebig an Generalen und Kriegsobriſten als die Mark. Ich nenne hier nur folgende: Hans Georg von Arnim, von Königsmark, Otto Chriſtoph von Sparr, Ernſt Georg von Sparr, Götz, Ilo, Adam von Pfuel, Joachim Ernſt von Goertzke und vieler andrer (Klitzing, Rochow, Kracht ꝛc.) zu geſchweigen.

Alle noch vorhandenen Nachrichten ſtimmen darin überein, daß das Oderbruch vor ſeiner Urbarmachung eine wüſte und wilde Fläche war, die (vielleicht unſrem Spreewald nicht unähnlich) von einer unzähligen Menge größerer und kleinerer Arme der Oder durchſchnitten wurde. Viele dieſer Arme breiteten ſich aus und geſtalteten ſich zu Seen, deren manche, wie der Liepeſche bei Liepe, der Kietzer- und der Kloſter-See bei Friedland, noch jetzt, wenn gleich in ſehr veränderter Geſtalt, vorhanden ſind. Das Ganze hatte, im Einklang damit, mehr einen Bruch-, als einen Wald-Charakter, obwohl ein großer Theil des Sumpfes mit Eichen beſtanden war. Alle Jahr ſtand das Bruch zweimal unter Waſſer, nämlich im Frühjahr um die Faſtenzeit (nach der Schneeſchmelze an Ort und Stelle) und um Johanni, wenn der Schnee in den Sudeten ſchmolz und Gewitterregen das Waſſer verſtärkten. Dann glich die ganze Ebene einem gewaltigen Landſee, aus welchem nur die höher gelegenen Theile und die Horſten emporragten; ja bei ungewöhnlich hohem Waſſer wurden ſelbſt dieſe überſchwemmt.

Waſſer und Sumpf in dieſen Bruchgegenden beherbergten natürlich eine eigne Thierwelt, und was den Reichthum an Waſſer- und Sumpfthieren angeht, ſo würden die Berichte darüber allen Glauben überſteigen, wenn nicht urkundliche Beläge dieſe Traditionen unterſtützten. In den Gewäſſern fand man: Zander, Fluß- und Kaulbarſe, Aale, Hechte, Karpfen, Bleie, Aaland, Zärthen, Barben, Schleie, Neunaugen, Welſe und Quappen. Letztere waren ſo zahlreich (z. B. bei Quappendorf), daß man die fetteſten in ſchmale Streifen zerſchnitt, trocknete und ſtatt des Kiens zum Leuchten verbrauchte. Die Gewäſſer wimmelten im ſtrengſten Sinne des Worts von Fiſchen, und ohne viele Mühe, mit bloßen Handnetzen, wurden zuweilen in Quilitz an einem Tage über 500 Tonnen gefangen. In den Jahren 1693, 1701 und 1715 gab es bei Wriezen der Hechte (die als Raubfiſche ſich dieſen Reichthum zu nutze machten) ſo viele, daß man ſie mit Händen greifen konnte und mit Keſchern fing. Begreiflich unter dieſen Umſtänden, daß in

Wriezen und Freienwalde eine eigne Zunft der Hechtreißer exiſtirte. An den Markttagen fanden ſich, aus den Bruchdörfern, hunderte von Kähnen in Wriezen ein und verkauften ihren Vorrath an Fiſchen und Krebſen an die dort verſammelten Händler. Ein bedeutender Handel wurde getrieben und der Fiſch-Ertrag des Oderbruchs ging bis Böhmen, Baiern, Hamburg, ja (vielleicht die geräucherten Aale) bis nach Italien. Kein Wunder deshalb, daß in dieſen Gegenden, unter allem Haus- und Küchengeräth der Fiſchkeſſel obenan ſtand und ſo ſehr als wichtigſtes Stück der Ausſtattung betrachtet wurde, daß er, nach geſetzlicher Anordnung, beim Todesfall der Frau und bei Erbtheilungen dem überlebenden Gatten verblieb.

In großer Fülle lieferte die Bruchgegend Krebſe (die Oderkrebſe ſind noch jetzt berühmt) und in manchen Jahren in ſolchem Ueberfluß, daß man zu Colerus Zeiten, Ausgangs des 16. Jahrhunderts, ſechs Schock ſchöne, große Krebſe für 6 Pfennige meißneriſcher Währung kaufte. Zu Küſtrin wurde von 100 Schock durchgehender Krebſe ein Schock als Zoll abgegeben, und Colerus verſichert, daß dieſer Zoll in einem Jahre 325,000 Schock Krebſe eingetragen habe. Somit wären blos in dieſer einen Stadt (Küſtrin) in einem Jahre $32\frac{1}{2}$ Millionen Schock Krebſe verſteuert worden. Im Jahre 1719 war das Waſſer der Oder, bei der großen Dürre, ungewöhnlich klein geworden; Fiſche und Krebſe ſuchten die größten Tiefen auf und dieſe wimmelten davon. Da das Waſſer aber von der Hitze zu warm wurde, krochen die Krebſe auf's Land ins Gras und wo ſie ſonſt Kühlung erwarteten, ſelbſt auf die Bäume, um ſich unter das Laub zu bergen, von welchen ſie wie Obſt herabgeſchüttelt wurden. Auch die gemeine Flußſchildkröte war im Bruch ſo häufig, daß ſie von Wriezen fuhrenweiſe nach Böhmen und Schleſien verſendet oder vielmehr abgeholt wurde.

Ein ſo lebendiges Gewimmel im Waſſer mußte nothwendig ſehr vielen anderen Geſchöpfen eine mächtige Lockſpeiſe ſein. Schwärme von wilden Gänſen und Enten bedeckten beſonders im Frühjahr die Gewäſſer, unter welchen ſich häufig die Löffelente, die Quack-

ente und die kleine Kriechente befanden. Zuweilen wurden in einer Nacht so viele erlegt, daß man ganze Kahnladungen voll nach Hause brachte. Wasserhühner verschiedener Art, besonders das Bläßhuhn, Schwäne und mancherlei andre Schwimmvögel belebten die tieferen Gewässer, während in den Sümpfen Reiher (besonders bei Freienwalde), Kraniche, Rohrdommeln, Störche und Kibitze in ungeheurer Zahl fischten und Jagd machten. Im Dorfe Letschin trug jedes Haus drei, auch vier Storchnester. Rings um das Bruch und in den Gebüschen und Horsten im Innern desselben fand man Trappen, Schnepfen, Ortolane und andre zum Theil selten gewordene Vögel; über dem allen aber schwebte, an stillen Sommerabenden, ein unermeßlicher Mückenschwarm, der besonders die Gegenden von Freienwalde und Küstrin in Verruf brachte. „Sie schwärmten — so erzählt Beckmann — in solcher Menge, daß man in der Luft dicke Säulen von Mücken beobachtete und gaben ein solches Getöse von sich, daß es, wenn man nicht scharf darauf achtete, klang, als würde in der Ferne die Trommel gerührt." Biber und Fischottern bauten sich zahlreich an den Ufern an und wurden die ersteren als große Zerstörer der später errichteten Dämme, die anderen als große Fischverzehrer fleißig gejagt; jeder konnte auf sie Jagd machen, worauf sie gänzlich ausgerottet wurden.

Die Vegetation stand natürlich mit dem ganzen Charakter dieser Gegenden in Einklang: alle Wasser- und Sumpfpflanzen kamen reichlich vor, breite Gürtel von Schilf und Rohr faßten die Ränder ein und Eichen und Elsen überragten das Ganze.

Im Spätsommer, wenn sich die Wasser endlich verlaufen hatten, traten, für den Rest des Jahres, fruchtbare Wiesen zu Tage, und diese Wiesen, die ein vortreffliches Futter gaben, sicherten, nebst dem Fischreichthum dieser Gegenden, den Bewohnern des Bruchs ihre Existenz. Darüber hinaus ging es nicht, vielleicht deshalb nicht, weil der enorme Reichthum an Fischen und Heu beides halb werthlos machte.

Einzelne benachbarte Cavallerie-Regimenter zogen etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von diesem Heureichthum mehr

Vortheil, als die Bruchbewohner ſelbſt. Es fand noch die alte Verordnung ihre Anwendung, daß die Escadrons-Chefs ſelber für die Unterhaltung der Pferde Sorge tragen mußten. Daher beſtrebten ſich die in den Nachbarſtädten, auch in der Reſidenz ſelbſt garniſonirenden Rittmeiſter reſp. Obriſtwachtmeiſter, ihre Pferde in den Bruchdörfern auf Grafung zu geben. Zu dem Ende wurden dieſelben auf Flößen und zuſammengebundenen Kähnen dorthin geſchafft. Hauptſächlich waren es drei Regimenter, welche die übrigen ganz von dieſer Quelle abgeſchnitten hatten, nämlich das ſpätre Göckingſche Huſaren-Regiment, ſowie die Gensdarmes und die ſpäteren Pfalzbaiern-Dragoner. Zuweilen lag in einem Dorfe eine ganze Escadron. Doch hatten die Dorfbewohner, wie ſchon angedeutet, wenig Vortheil von ſolcher Einquartierung, da monatlich (wenigſtens in der Regel) nur ein Thaler Futtergeld pro Pferd gezahlt wurde.

2.

Die Verwallung.

Graben und [illegible]
Haben bezwungen das Element
Und nun bluht es von End zu End
All überall.

Fische und Heu hatten Jahrhunderte lang den einzigen Reichthum der Oderbruchgegenden gebildet; die Bewohner hatten davon gelebt, indessen, im Großen und Ganzen, selbst in guten Jahren, kärglich genug. Gute Jahre gab es aber nicht immer. Traf es sich, daß es ein Wasserjahr war, daß die Ueberschwemmungen weiter gingen oder länger andauerten als gewöhnlich, so war Noth und Elend an allen Enden.

Zwar wurden schon im 16. Jahrhundert Versuche gemacht, der Wassersnoth durch Eindeichung des linken Oderufers, namentlich auf der Straße von Frankfurt bis Cüstrin ein Ziel zu setzen, aber alle diese Arbeiten waren theils auf kleinere Strecken beschränkt, theils mangelhaft in sich. Schon unter der Regierung des Kurfürsten Johann George (1593) hatte man mit solchen Verwallungen den Anfang gemacht und Arbeiter aus Holland, Brabant, Schlesien herbeigerufen; die aufgeführten Dämme (zwischen Reitwein und dem Cüstriner Kietz) bewährten sich aber schlecht, und 1613 brach die Oder von Neuem durch. Auch der große Kurfürst (1653) zog Oldländer (Bewohner der untern Elbe, abwärts von Stade) und Holländer ins Land und speziell auch in diese Bruchgegenden; ihre sehr beschränkten Mittel reichten aber natürlich nicht aus, eine viele Meilen lange Schutzmauer aufzuführen, ohne welche

die Anſtrengungen des Einzelnen in den meiſten Fällen nutzlos bleiben mußten. Nur einige wenige Dominien, die durch kleine Höhenzüge eines natürlichen Schutzes genoſſen und vielleicht nur an einer ſchmalen Stelle eines Damms bedurften, waren darin glücklicher und brachten es dahin, ſich zu einer Art Feſtung zu machen, in die das Waſſer nicht hinein konnte.

Eine ſolche kleine Feſtung, die den Anprall des Waſſers glücklich abgeſchlagen hatte, lernte König Friedrich Wilhelm I. kennen, als ihn eine Reiherbeize, die er bekanntlich ſehr liebte, in dem großen Ueberſchwemmungsjahre 1736 in dieſe Gegenden führte. Der König ſah die Verheerungen, die das Oderwaſſer angerichtet hatte, ſah aber auch zu gleicher Zeit, daß die geſchickt eingedeichten Beſitzungen ſeines Staatsminiſters von Marſchall auf Ranft von dieſen Verheerungen wenig oder gar nicht betroffen worden waren. Was er in Ranft im Kleinen ſo glücklich ausgeführt ſah, mußte bei größeren Mitteln und Anſtrengungen auf der ganzen Strecke des Oderbruches, zwiſchen Frankfurt und Oderberg, möglich ſein und energiſch, wie er an's Werk gegangen war, um das große barelländiſche Luch trocken zu legen, ſo war er nun nicht minder entſchloſſen, auch das Oderbruch zu einem nutzbaren Fleck Landes zu machen.

Der König nahm auch wirklich die Sache in Angriff und beauftragte ſeinen Kriegsrath Harlem (einen Holländer, der ſich ſchon durch ähnliche Waſſerbau-Arbeiten ausgezeichnet hatte), ihm ein Gutachten einzureichen, ob das Oderbruch auf ſeiner ganzen Strecke eingedämmt und gegen Ueberſchwemmungen geſichert werden könne, oder nicht. Harlem's Gutachten lautete dahin: „daß das allerdings geſchehen könne; daß die Arbeit aber ſchwierig, weit ausſehend und koſtſpielig ſei".

Dem König ſchien dies einleuchtend, und ſo vertagte er denn ein Unternehmen, deſſen Wichtigkeit er ſehr wohl erkannte, mit den Worten: „Ich bin ſchon zu alt und will es meinem Sohn überlaſſen."

Es läßt ſich annehmen, daß Friedrich II. noch als Kron-

prinz von dieser Aeußerung seines Vaters Kenntniß erhielt und Veranlassung daraus nahm, bald nach seinem Regierungsantritt, einestheils zur Entwässerung, andererseits zur Eindeichung des Bruchs Veranstaltungen zu treffen. Dies geschah nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges.

Der Plan zur Ausführung des Werks wurde sehr wahrscheinlich von demselben Manne (Kriegsrath von Harlem) entworfen, der schon unter Friedrich Wilhelm I. sein Gutachten in dieser Angelegenheit abgegeben hatte; um aber bei einem Unternehmen von solchem Umfange möglichst sicher zu gehen, wurde von Seiten des Königs noch eine besondere Commission zur örtlichen Besichtigung und zur Begutachtung des Unternehmens ernannt. Es war dabei der ausdrückliche Befehl des Königs, daß der berühmte Mathematiker Bernhard Euler, dazumal anwesendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, an den Berathungen dieser Commission Theil nehmen solle. Der König hatte guten Grund nach Möglichkeit Autoritäten und berühmte Namen in diese Commission hineinzuziehen, da er im Voraus von dem Widerstande überzeugt war, dem er, wie immer in solchen Fällen, so auch hier, von den Anwohnern des Bruchs, den adligen und den bäuerlichen, begegnen würde. Etwas von der Opposition, die später (namentlich von 1748—52) der am Rande des Oderbruches hin reichbegüterte Markgraf Carl machte, mochte schon damals zu Ohren des Königs gedrungen sein.

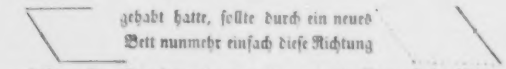
Die Commission ging an's Werk und stattete ihren Bericht ab. Dieser Bericht (von Schmettau, Harlem und Euler unterzeichnet) ist umfangreich, aber in Erwägung der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Materie verhältnißmäßig kurz gefaßt und läuft, hinsichtlich seiner Vorschläge, auf drei Hauptpunkte hinaus:

1. der Oder einen schnellen Abfluß zu verschaffen,
2. die Oder mit tüchtigen Dämmen einzufassen,
3. das Binnenwasser aufzufangen und abzuführen.

Alle drei Aufgaben sind im Wesentlichen gelöst worden.

Ad 1. Um der Oder einen schnelleren Abfluß zu verschaffen,

wurde ihr auf der Strecke von Güstebiese bis Hohen-Sathen ein neues Bett und zwar zur Abkürzung ihres Laufs gegraben. Die Oder nahm früher, d. h. alſo vor den Arbeiten von 1746 bis 53, (7 Jahre, weshalb man von einem in der „Stille geführten 7jährigen Krieg“ geſprochen hat) auf der eben angegebenen Strecke einen andren Lauf als jetzt; ſie machte, ſtatt in grader Linie weiter zu fließen, drei Biegungen, und zwar zuerſt bei Güſtebieſe nach Weſten, dann bei Wrietzen nach Norden, endlich bei Freienwalde nach Oſten; ſo daß ſie (dreimal ein Knie bildend) auf ihrem langen Umwege, drei Linien ſtatt einer beſchrieb. Dieſem Umwege, der dem raſchen Abfluß hinderlich war, ſollte abgeholfen werden; mit andern Worten, der Lauf des Fluſſes, der bis dahin etwa dieſe Geſtalt



erhalten. Der Canal wurde gegraben und die Oder fließt ſeitdem in einem neuen Bett, das nur 2¼ Meile ſtatt 6 Meilen Länge hat. Dies iſt die ſogenannte „neue Oder“ zwiſchen Güſtebieſe und Hohen-Sathen. Aber das alte Bett wurde durch dieſen gradlinigen Durchſtich, wie ſich denken läßt, nicht abſolut waſſerleer, es blieb vielmehr Waſſer genug in der „alten Oder“, um den verſchiednen an ihr gelegenen Städten und Dörfern mehr oder weniger ihren alten Waſſerverkehr zu erhalten. Erſt 1832 kam dieſer Waſſerverkehr in Gefahr. Die Verwaltung, wie ſie bis dahin beſtand, hatte im Lauf der Jahrzehnte verſchiedene Mängel gezeigt, und namentlich war der untre Theil des Niederbruchs, (das ſogenannte Mittelbruch) nach wie vor, vielfachen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt geweſen. Dem vorzubeugen, entwarf der Geh. Ober-Baurath Cochius ſchon zwiſchen 1810 und 1818 einen kühnen Plan, der darauf hinausging, die alte Oder bei Güſtebieſe zu ſchließen d. h. alſo einen Riegel vorzuſchieben. Dieſer vorgeſchobene Riegel (ein Damm, eine Zuſchüttung) ſollte alles Waſſer zwingen im Bett der neuen Oder zu bleiben und ein

theilweises Abfließen des Waſſers in das Bett der alten Oder unmöglich machen. Der Plan war kühn, weil die dadurch im Bett der neuen Oder ſehr weſentlich wachſende Waſſermaſſe leicht Gefahren (Deichbrüche) im Geleite haben konnte. Außerdem war das Aufhören jeder Waſſerverbindung, wenn auch das Ganze dadurch gewann, für viele Bewohner des Mittelbruchs eine wenig wünſchenswerthe Sache. Alles wurde indeſſen glänzend hinausgeführt. Die wachſende Waſſermaſſe der neuen Oder ſchuf keine Gefahren oder man wußte doch dieſen Gefahren zu begegnen, und was ebenfalls wichtig war, eine abſolute Trockenlegung der alten Oder erfolgte durch Vorſchiebung jenes Riegels eben ſo wenig, wie ſie 70 Jahre früher durch Grabung des neuen Oderbettes erfolgt war. Die Anwohner (namentlich in den Städten Wriezen und Freienwalde, die an der alten Oder liegen) erfreuen ſich nach wie vor einer Waſſerverbindung, da theils das Grundwaſſer, theils ein geſchicktes, alles Waſſer ſammelndes Canalſyſtem das Bett der alten Oder, trotz der Coupirung (Zuſchüttung) bei Güſtebieſe, mit Waſſer ſpeiſt. Ausbaggerungen und Tieferlegung des Betts halfen nach.

Man darf ſagen, daß ſich die Herſtellung eines gradlinigen und dadurch verkürzten Oderbetts („die neue Oder") in allen Punkten bewährt hat, nur vielleicht in dem einen nicht, den man dabei zunächſt und vorzugsweiſe im Auge hatte. Man hatte, wie ſchon angedeutet, von dieſem neuen, kürzeren Bett, eine Verbeſſerung des Oderfahrwaſſers überhaupt erwartet, man hatte gehofft, das raſche Fließen des Waſſers an dieſer Stelle werde das Flußbett vertiefen, den Strom einengen, concentriren und dadurch die Stromkraft ſteigern. Dies alles iſt wenig oder gar nicht in Erfüllung gegangen. Der vielfach verſandete Fluß iſt nach wie vor mehr breit als tief, die Schifffahrt nach wie vor ſchwierig (oft ganz unterbrochen) und ſogar die Canal-Anlage ſelbſt hat ihren urſprünglichen Charakter zum Theil verloren und iſt breiter, aber flacher und ſandiger geworden.

Ad 2. Die zweite Aufgabe war, die Anlegung von „tüch-

tigen Dämmen." Das sogenannte Ober-Bruch, wie wir gesehen haben, hatte solche Dämme schon. Es handelte sich jetzt um Eindämmung des Nieder-Bruchs, eine Aufgabe, die dadurch so complicirt wurde, daß es hier nicht nur galt, den jetzigen Oderstrom auf seiner Strecke von Cüstrin bis Sathen an einer Seite (das neumärkische Ufer hat Berge), sondern vor allem die in weiten Windungen sich durch das Land ziehende „alte Oder" an beiden Seiten einzudämmen. Große Anstrengungen und große Geldsummen waren dazu erforderlich. Endlich glückte es. Die Gesammtstrecke der hier im Nieder-Oderbruche angelegten Deiche beträgt über zehn Meilen. Diese Deiche waren nicht gleich Anfangs was sie jetzt sind, weder an Höhe noch Festigkeit. So kam es, daß auch nach Anlage derselben verschiedne große Ueberschwemmungen stattfanden, z. B. 1786 und 1838. Auch jetzt noch ist die Möglichkeit solcher Ueberschwemmungen nicht ausgeschlossen; ein Dammbruch kann stattfinden oder die Höhe des Wassers (wie 1854 und 1862 nahezu geschah) kann die Höhe der Dämme übersteigen. Indessen verringert sich diese Möglichkeit von Jahr zu Jahr, da die Dämme wie Festungen, die nach immer verbesserten fortifikatorischen Prinzipien gemodelt werden, alljährlich an Ausdehnung und Widerstandskraft gewinnen.

Ad 3. Die dritte Aufgabe war, das Binnenwasser abzufangen. Dies war kaum minder wichtig als die Anlegung der Dämme. Die Dämme schützten gegen die von außen her hereinbrechenden Fluthen; aber sie konnten nicht schützen gegen das Wasser, das theils sichtbar im Bruche (in Sümpfen, Pfuhlen und sogenannten „faulen Seen") dastand, theils als Grundwasser unter dem Erdreich lauerte, jeden Augenblick bereit, zu wachsen und an die Oberfläche zu treten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ohne den eine eigentliche Trockenlegung nicht möglich war, bedurfte es eines ausgedehnten Canalsystems. Auch ein solches wurde geschaffen. Zahllose Abzugsgräben, kleine und große und unter den verschiedensten Namen, wurden gegraben, die alle in den sogenannten „Landgraben" mündeten und mittelst des-

ſelben bei Wriezen und Freienwalde vorbei in die Oder geführt wurden. Zum Theil ſind es auch wohl dieſe Gräben, die das tiefer gelegene Bett der „alten Oder“ mit Waſſer ſpeiſen und daſſelbe vor völligem Austrocknen ſchützen. Dies ganze Canalſyſtem, eben ſo wie die Verwaltung, iſt im Lauf der Jahrzehnte vielfach verbeſſert worden und weite Strecken, die noch vor 25 Jahren nur eine unſichere Heuernte gaben, zeigen jetzt um die Sommerzeit die ſchönſten Raps- und Gerſtenfelder.

Noch vor Ausbruch des 7jährigen Krieges war alles Weſentlichſte der Arbeiten beendet*). Niemand ahnte damals, was im Lauf der Zeit durch den Einfluß von Luft und Sonne, durch den Fleiß der Bewohner, durch Verſtärkung der Dämme, durch Erweiterung und beſſere Richtung der Abzugsgräben, aus dieſem Landestheile werden würde; — man hielt es überwiegend nur zum Graswuchs und zur Weide geeignet. Der Brief eines Reiſenden, der das Bruch im Jahre 1764 paſſirte, giebt Auskunft darüber. Der Brief lautet:

„So angenehm auch dieſe Gegend geworden (denn es iſt die ebenſte Pläne, die Wege mit Weiden beſetzt, wie auch die Deiche, und zwar mit mehreren Reihen, nicht nur auf dem Kamm, ſondern auch auf der Böſchung zu beiden Seiten, damit ſie von den verwachſenen Wurzeln eine mehrere Feſtigkeit bekommen), ſo haben die neuen Dörfer doch mehrfach ſchon durch Ueberſchwemmung gelitten, ſo daß man mit Kähnen die Einwohner retten, oder ihnen doch, da ſie auf die Böden ihrer Häuſer geflüchtet, zu Hülfe kommen mußte. Der eingedeichte Acker dürfte wohl mit der Zeit in der Altmark ähn-

*) Es heißt, Friedrich der Große habe bei ſeinem berühmten Flankenmarſche, der der Schlacht von Zorndorf vorherging (vgl. Zorndorf) bereits Vortheile von der veränderten d. h. mehr paſſirbaren Geſtalt des Bruchs gezogen. Dies iſt jedoch höchſt wahrſcheinlich eine zu Ehren des Bruchs und ſeiner Melioration erfundene Geſchichte, da die Zornderfer Schlacht am 25. Auguſt ſtattfand, alſo zu einer Jahreszeit, wo das Bruch immer trocken und paſſirbar zu ſein pflegte.

lich werden; aber noch iſt er es nicht..... In den erſten Jahren gab der Roggen faſt gar kein Mehl, ſondern lauter Kleie, und die Gerſte taugte gar nicht zu Malz, weil es lauter Lagerkorn geweſen war."

Seitdem iſt es unſer eigentliches Gerſtenland geworden. Neuerdings (neben Gerſte, Mais, Weizen und den feineren Kräutern) blüht die Rüben-Cultur. Große Zuckerfabriken exiſtiren auf den Aemtern, und immer neue Unternehmungen treten ins Leben. Der Anblick dieſer fruchtbaren Landestheile aber ruft immer wieder die Worte des großen Königs in unſer Gedächtniß zurück: „Hier hab ich im Frieden eine Provinz erobert."

3.

Die alten Bewohner.

Alte Zeit und alte Sitt'
Konnten nicht länger halten Schritt.
Aber ſieh da, das alte Kleid
Hat länger gelebt als Sitt' und Zeit.

Das Oderbruch — oder doch wenigſtens das Niederbruch, von dem wir im Nachſtehenden ausſchließlich ſprechen — blieb ſehr lange wendiſch. Wahrſcheinlich waren alle ſeine Bewohner bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von ziemlich unvermiſchter wendiſcher Abſtammung. Die deutſche Sprache war eingedrungen (es iſt nicht feſtzuſtellen wann), aber nicht das deutſche Blut. Die Gegend war auch nicht dazu angethan, zu einer Ueberſiedlung einzuladen. Ackerland gab es nicht, deſto mehr Ueberſchwemmungen und der Fiſchfang, den die Wenden, wenigſtens in dieſen Gegenden, vorzugsweiſe betrieben, hatte nichts Verlockendes für die Deutſchen, die zu allen Zeiten entweder den Ackerbau oder die Meerfahrt, aber nicht den Fiſchfang liebten. Dazu kam, daß die alten Wenden, wie es ſcheint, von ſehr nationaler und ſehr excluſiver Richtung waren und den wenigen deutſchen Coloniſten, die ſich hier niederließen (z. B. unter dem großen Kurfürſten), das Leben ſo ſchwer wie möglich machten.

Ueber die Art nun, wie die wendiſchen Bewohner hier lebten, wiſſen wir wenig, und das beſte Theil unſrer Kenntniß haben wir aus Vergleichen und Schlußfolgerungen zu ſchöpfen. Di-

rektes iſt nicht da, oder noch nicht aufgefunden, und kein Haus oder Gehöft exiſtirt, das — einen beſtimmten Anhaltepunkt bietend — bis in die Wendenzeit, trotzdem dieſe lange Zeit hindurch ihr Daſein hier friſtete, zurückreichte. In der That, alles was im Bruche lebte, war nur Außenpoſten, oft auch (wenigſtens moraliſch genommen) verlorner Poſten, der mehr und mehr unter deutſche Cultur gerathenen Randdörfer, zu denen ſich die Bruchdörfer, ihrer Mehrzahl nach, wie die verachteten „Kietze“ zu den deutſch gewordenen Städten verhielten. Die damals reicheren, halbgermaniſirten Dörfer „auf der Höhe“, kümmerten ſich wenig um dieſe ihre wendiſchen Bruch-Anhängſel (die Sumpf-Stationen oder Wieſenwerke waren), und dieſes ſich nicht um ſie kümmern, bewahrte ihnen natürlich gewiſſe alt-wendiſche Eigenthümlichkeiten. Aber freilich dieſe Indifferenz wurde gleichzeitig auch die Urſach, daß Niemand ſich der Mühe unterzog, über dieſe mehr und mehr von deutſchen Elementen eingeſponnene Wenden-Inſel beſtimmte Aufzeichnungen zu machen. Ein geübtes Auge würde vielleicht auch heute noch in der aus den verſchiedenſten Elementen gemiſchten Bevölkerung der Bruchdörfer, eine Fülle ſpeziell wendiſcher Eigenthümlichkeiten herauslesen können; es gehört aber dazu eine ſo exakte Kenntniß der verſchiedenen ſlaviſchen und deutſchen Stammes-Eigenthümlichkeiten, daß ich es nicht wage, mich in ſolche Scheidungen und Beſtimmungen einzulaſſen.

Ich gebe zunächſt nun das Wenige, was ich über die alten wendiſchen Bruchdörfer und ihre Bewohner als direkte Schilderung aus älterer Zeit her habe auffinden können.

„Die Dörfer im Bruch — ſo ſagt eine in Buchholtz Geſchichte der Churmark Brandenburg abgedruckte Schilderung (Vorrede zu Band II.) — lagen vor der Eindeichung und Neu-Beſetzung dieſes ehemaligen Sumpflandes auf einem Haufen mit ihren Häuſern (d. h. alſo weder vereinzelt, noch in langgeſtreckter Linie) und waren meiſtens von gewaltigen, häuſerhohen Wällen — von Kuhmiſt aufgeführt — umzingelt, die ihnen Schutz vor Wind und Wetter und vor den Waſſerfluthen

im Winter und Frühling gewährten und den Sommer über zu Kürbisgärten dienten. Den übrigen Mist warf man aufs Eis oder ins Wasser und ließ ihn mit der Oder forttreiben. Einzeln liegende Häuser (wie jetzt) gab es im Bruche nicht ein einziges. Im Frühling, und sonderlich im Mai, pflegte die Oder die ganze Gegend zu 10 bis 12, bis 14 Fuß hoch zu überschwemmen, so daß zuweilen das Wasser die Dörfer durchströmte und niemand anders als mit Kähnen zu dem andern kommen konnte." (Dafür, daß das ganze Bruch damals sehr oft unter Wasser stand und keine andre Communikation, als mittelst Kahn zuließ, spricht auch die Einleitung zu der vorstehenden Schilderung. Diese lautet: „Ich habe das Bruch unzählige Mal durchreist, sowohl ehedem zu Wasser, als auch jetzt, nachdem es urbar gemacht worden ist, zu Lande.")

Diese Beschreibung, kurz wie sie ist, ist doch das Beste und Zuverlässigste, was sich über den Zustand des Bruchs, wie es vor der Eindeichung war, beibringen läßt. Der neumärkische Geistliche, von dem die Schilderung herrührt, hatte die alten Zustände wirklich noch gesehn, und so wenig das sein mag, was er in dieser seiner Beschreibung beibringt, es giebt doch ein klares und bestimmtes Bild. Wir erfahren aus diesem Briefe dreierlei: 1. daß das Bruch den größten Theil des Jahres über unter Wasser stand und nur zu Wasser passirbar war; 2. daß auf den kleinen Sandinseln dieses Bruchs Häusergruppen („in Haufen" sagt der Briefschreiber) lagen, die uns also die Form dieser wendischen Dörfer veranschaulichen; und 3. daß es kleine schmutzige Häuser (entweder aus Holzblöcken aufgeführt, oder sogenannte Lehmkathen) waren, die meistens von Kuhmist-Wällen gegen das andringende Wasser vertheidigt wurden.

Man hat dies Bild durch die Hinzusetzung vervollständigen wollen, „daß also, nach diesem allem, die alten wendischen Bruchdörfer den noch jetzt existirenden Spreewalddörfern muthmaßlich sehr ähnlich gewesen wären" und wenn man diese Aehnlichkeit auf den Grundcharakter der Dörfer, d. h. auf ihre Art und nicht

auf das Maaß der Erscheinung bezieht, so wird sich gegen einen solchen Vergleich wenig sagen lassen. Die Spreewäldler sind Wenden bis diesen Tag; sie leben zwischen Wasser und Wiese, wie die Oderbrücher vor 100 Jahren, und ziehen einen wesentlichen Theil ihres Unterhalts aus Heumaht und Fischfang; sie leben in stetem Kampf mit dem Element; sie unterhalten ihren Verkehr ausschließlich mittelst Kähnen (der Kahn ist ihr Fuhrwerk), und ihre Blockhäuser (z. B. in den zwei Musterdörfern Lehde und Leipe) sind bis diesen Tag von Kuhmistwällen eingefaßt, die, ganz nach dem Bericht unsres neumärkischen Geistlichen, halb zum Schutz gegen das Wasser, halb zu Kürbisgärten dienen. Daß der Spreewäldler jetzt statt der Kürbisse die besser rentirenden Gurken ꝛc. zieht, macht keinen Unterschied. Auch die wendische Tracht der Spreewäldler entspricht den Resten wendischer Tracht, die sich in einigen Oderbruchdörfern erhalten haben und von denen ich noch zu erzählen haben werde.

So weit reicht die Aehnlichkeit. Es ist, wie schon angedeutet, eine Aehnlichkeit innerhalb der Gattung, der Art, und es läßt sich annehmen, daß diese Aehnlichkeit eine beinah vollständige sein würde, wenn wir den Spreewald und seine Bewohner noch in solcher Gestalt sehen könnten, wie sie vor 100 Jahren waren. Diese hundert Jahre aber haben auch den Spreewald, trotzdem er wendisch blieb, in seiner Erscheinung verändert, wenigstens, wie schon hervorgehoben, dem Maaß, wenn auch nicht der Art der Dinge nach. Das in Berührung kommen mit einer höhren Cultur, pflegt, je nach den Verhältnissen, die sie vorfindet, eine sehr verschiedne, fast entgegengesetzte Wirkung zu üben. Entweder sie überwuchert und tödtet das Alte (was im Oderbruch geschah) oder sie belebt und veredelt umgekehrt und zeigt ihre Wirksamkeit nur darin, daß sie das, was sie vorfindet, ohne es in seinem Wesen zu verändern, einfach auf eine höhere Stufe hebt. So geschah es im Spreewald. Daß der letztere einer massenhaften deutschen Colonisirung, wie sie im Oderbruche stattfand, ebenfalls nicht widerstanden hätte, versteht sich von selbst. Ein Vergleich

zeigt übrigens vielleicht am besten, wie ich obigen Satz verstanden haben möchte. Der wendische Oderbruchsrock und der wendische Spreewaldsrock waren in Schnitt und Stoff vor hundert Jahren vielleicht dieselben. Der wendische Oderbruchsrock ist seitdem verschwunden, er existirt nicht mehr, weder seinem Schnitt noch seinem Stoff nach; die eindringende deutsche Cultur hat ihn, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, dem Lande ausgezogen. Nicht so im Spreewald. Hier blieb der Schnitt des Rocks, worin seine Eigenart besteht, nach wie vor derselbe; aber der Stoff wurde feiner, und würde es möglich sein, einen solchen Spreewaldsrock von heute mit einem Oderbruchsrock von damals zu vergleichen, so würde das ohngefähr veranschaulichen, worin das alte Oderbruch dem jetzigen Spreewald ähnlich und worin es von ihm verschieden war.

Der oben mitgetheilte Brief hat uns ziemlich anschaulich die Lokalität der Oderbruchdörfer gegeben; die Frage bleibt noch, wie waren die Bewohner (über deren Beschäftigung kein Zweifel sein kann) nach Charakter, Sitte, Tracht.

Wie gut auch das Zeugniß ist, das jetzt noch an einigen Stellen des Oderbruchs, den Ueberresten der wendischen Bevölkerung, im Gegensatz zu den „Pfälzern" ausgestellt wird, so ist es doch nicht sehr wahrscheinlich, daß es, vor hundert Jahren und drüber, mit diesen von der Welt abgeschnittenen, von jeder Idealität losgelösten Existenzen, etwas besonderes auf sich gehabt habe. Es waren vielleicht gut geartete, aber jedenfalls rohe, in Aberglauben und Unwissenheit befangene Gemeinschaften,*) die trotz

*) Ueber Charakter und Erscheinung der jetzt noch in einigen Bruchdörfern vorkommenden wendischen Bevölkerung schreibt man mir aus einem dieser Dörfer: „Man giebt hier im Allgemeinen dem Charakter der wendischen Bevölkerung vor dem der deutschen Colonisten den Vorzug. Die Wenden sind allerdings schwerfällig, abergläubisch und geistig weniger begabt als die „Pfälzer" (die allgemeine Bezeichnung für die Deutschen), aber an Kraft, Fleiß und Ausdauer sind sie den Deutschen gleich, während sie dieselben an Treue und Zuverlässigkeit übertreffen. Die Männer haben

ihres christlichen Bekenntnisses mit den alten Wendengöttern nie recht gebrochen hatten. Der Aberglaube hatte in diesen Sümpfen eine wahre Brutstätte. Kirchen gab es zwar in ein oder zwei dieser Dörfer, aber der Geistliche erschien nur alle 6 oder 8 Wochen, um eine Predigt zu halten und der Verkehr mit den glücklicheren Nanddörfern oder gar mit den Städten (wohin sie eingepfarrt waren) war durch Ueberschwemmungen und grundlose Wege erschwert. Man darf mit nur allzu gutem Rechte behaupten, daß die Brücher in allem, was geistlichen Zuspruch und geistiges Leben anging, von den Brosamen lebten, die von des Herren Tische fielen. Die Todten, um ihnen eine ruhige Stätte zu gönnen (denn die Fluthen hätten die Gräber aufgewühlt), wurden nach Wriezen hin, oder auf den Höhe-Dörfern begraben und die Taufe der Kinder erfolgte, vielleicht 4 oder 6 mal des Jahres, in ganzen Trupps. Es wurden dann Boten nach der benachbarten Stadt abgefertigt, welche den ganzen Trupp dem dortigen Geistlichen zur Taufe zu überbringen hatten, wobei es sich nicht selten zutrug, daß von diesen, in großen Körben transportirten Kindern, das eine oder andre auf der Ueberfahrt starb.

Die geistige Speise, die geboten wurde, war spärlich und die leibliche nicht minder; Korn wurde wenig oder gar nicht gebaut, die Kartoffel war noch nicht gekannt, oder, wo sie gekannt war, als Feind und Eindringling verabscheut; ein Weniges an Gemüse gedieh auf den „Kuhmistwällen", sonst — Fisch und Krebse und Krebse und Fisch. Seuchen konnten nicht ausbleiben; dennoch wird eigens berichtet, daß ein kräftiger Menschenschlag (wie jetzt noch) hier heimisch war und daß Leute von 90 und 100 Jahren nicht zu den Seltenheiten zählten.

Ein hervorstechender Zug der Wenden, z. B. auch der Spreewald-Wenden, ist ihre Heiterkeit und ihre ausgesprochene Vorliebe

ausdrucksvolle Gesichter, sind nicht schön und mehr hager als beleibt, die Mädchen und jungen Frauen hingegen zeigen vollere Formen, frische Farben (nicht den Pergament-Teint andrer Luch- und Bruchgegenden) und sind oft sehr hübsch; die dunklen Augen voll Feuer und Leben."

für Muſik und Geſang. Ob eine ſolche Vorliebe auch bei den Wenden des Oderbruchs zu finden war? möglich, aber nicht wahrſcheinlich. Eins ſpricht entſchieden dagegen. Volkslieder haben ein langes Leben und überdauern Vieles; aber nirgends im Bruch, auch in jenen Randdörfern nicht, die ſich noch einer vorwiegend wendiſchen Abſtammung rühmen, begegnet man alten Volksweiſen; ſie ſingen was anderen Orts geſungen wird; keine Spur wendiſcher Eigenart, woraus ſich ſchließen läßt, daß überhaupt wenig davon vorhanden war.*)

*) In allerneuſter Zeit hat ſich ein geborner Oderbrücher, der Lehrer Rubehn in Groß-Neuendorf, der dankenswerthen aber freilich ſchwierigen Aufgabe unterzogen, der wendiſchen Vorgeſchichte des Oderbruchs nachzuſpüren und Material dafür zu ſammeln. Dies Material, in das mir ein Blick geſtattet war, iſt reich und inſtruktiv; der Sammler indeß ſcheint mir darin irre zu gehn, daß er geneigt iſt, den Sprüchen und Sagen, deren er dieſe zuſammengetragen hat, ein größres Alter beizumeſſen, als ihnen zukommt. Mit andern Worten, er vermuthet da wendiſch-urſprüngliches oder im Oderbruch gewachſenes, wo nur deutſch-importirtes vorliegt. Die Sagen, die ich ſeiner Mittheilung verdanke, finden ſich, faſt ohne Ausnahme, in den Landestheilen (Pfalz, Schwaben, Niederſachſen) wieder, aus denen die Coloniſirung des Oderbruchs erfolgte. Eine unter dieſen Sagen indeß, wiewohl ſicherlich ebenfalls deutſch, mag um ihrer ſelbſt willen einen Platz an dieſer Stelle finden. Es iſt das die Geſchichte vom „Rothmützeken“:

Bei einem Retzer Fiſcher vermiethete ſich einſt ein Knecht, der immer eine rothe Mütze trug, weshalb er im Dorf „Rothmützeken“ genannt wurde. Alle Sonntag, wenn die andern Leute zur Kirche gingen, ſtieg er auf den Stallboden, wo allerlei kleine Männer, die „Unterirdiſchen“, zu ihm kamen und Spiel und Lärm und lautes Lachen mit ihm vollführten. Wenn dann die Hausleute aus der Kirche zurückkamen, kam „Rothmützeken“ wieder vom Stallboden herunter und war munter und guter Dinge. Das dauerte eine ganze Zeit, wohl über Tag und Jahr. Eines Sonntags, es war der Sonntag nach Weihnachten, ſtieg er auch wieder auf den Stallboden, während die andern nach der Kirche waren und das Lärmen und Poltern und Lachen nahm wieder ſeinen Anfang wie früher, nur viel wilder und lauter. So ging es wohl eine Stunde; als aber der Prediger auf der Kanzel eben Amen geſagt hatte, da gab es einen Knall, der die Kirche und alle Häuſer im Dorf erſchütterte, und als die Leute nach Hauſe ſtürzten, fanden ſie die Stallbodenthür weit auf die Straße geſchleudert, Rothmützeken aber an einem Kreuzbalken erhängt. Sie begruben ihn in eine Ecke des Kirchhofs. Er hatte aber nicht Ruh im Grabe. Immer in der Sonntagsnacht nach Weihnachten erſchien er auf dem Kirchhof und die Hirten, die damals (wo im Sommer das Bruch unter Waſſer ſtand) oft noch um die Weihnachtszeit ihr Vieh auf die Weide trieben, ſahen ihn dann,

Das Einzige, was sich, ähnlich wie im Altenburgischen, auch hier im Bruche, länger als jede andre Spur nationalen Lebens erhalten hat, ist die Tracht. Ueber diese noch ein paar Worte.

Wir begegnen ihr nicht inmitten des Bruchs, wo doch das Wendenthum bis 1747 sich wahrscheinlich ziemlich unvermischt erhalten hatte, sondern am Rande des Bruchs, wo die Berührung mit der deutschen Cultur doch schon durch Jahrhunderte hin stattgefunden hatte. Aber dies darf nicht überraschen. Diese Berührung blieb in den Randdörfern eine spärliche, mäßige, wie sie es immer gewesen war, während das, durch Jahrhunderte hin, wendisch intakt erhaltene Centrum des Bruchs, als diese Berührung überhaupt einmal begonnen hatte, durch Massen-Einwanderung solche Dimensionen annahm, daß das Wendenthum in kürzester Frist darunter ersticken mußte. Die Gäste wurden die Wirthe und gaben nun den Ton an. Anders, wie schon angedeutet, in den Randdörfern, wenigstens in einzelnen derselben. Hier am Südwestrande des Bruchs, in einem Winkel, den man, um ihn kurz und charakteristisch zu bezeichnen, den Dersslingerschen-Winkel nennen könnte, liegen noch einige Dörfer, drin sich die alte wendische Tracht, oder doch Ueberreste daron, bis auf diesen Tag erhalten haben. In Vollständigkeit existirt sie nur noch in Quilitz oder Neu-Hardenberg.

Diese Tracht, übrigens nur noch bei den Frauen wendisch-national, besteht aus einem kurzen rothen Friesrock mit etwa handbreitem gelbem Rand; aus einem beblümten, dunkelfarbigen, vorn ausgeschnittenen Leibchen und aus einem weißen Hemd, dessen Aermel bis zum Mittelarm reichen, während Latz und gefältelter Kragen über Brust und Nacken fallen; dazu Kopftuch und Schürze. Die Tracht ist Alltags und Sonntags dieselbe und nur im Stoff verschieden. Alltags: blaue beblümte Cattun- oder Leinwandschürze und Kopftuch von demselben Zeug; Sonntags: weiße Schürze und

wie er auf dem dreiteiligen Kirchhofbaum saß und mit dem Kopf schüttelte. Er war dürr wie ein Skelett, aber er trug immer noch die rothe Mütze. Daran hatten sie auch erkannt, daß es kein andrer sein konnte als „Aethmützeken."

ſchwarzſeidnes Kopftuch. Der rothe Friesrock iſt das ſtändige und die Schürze iſt jedesmal um eine Handbreit länger als der Rock. Wie Alltag oder Sonntag, macht natürlich auch arm oder reich einen Unterſchied. Bei den Armen legt ſich der Friesrock in wenige, bei den Reichen in viele Falten und er erreicht ſeine Höhe (wenigſtens ſprüchwörtlich, gezählt habe ich ſie nicht), wenn er ſo viele Falten hat, wie Tage im Jahre. Auch das Leibchen iſt ſeinem Stoff nach verſchieden: Cattun, Tuch, Manchester (der letztere ein ſehr bevorzugter Stoff) wechſeln ab, aber immer dunkelfarbig und immer beblümt. Weiße Zwickelſtrümpfe vollenden den Anzug und maſſive ſilberne Ohrgehänge ſind beliebt.

Dieſe wendiſche Tracht nimmt ſich höchſt maleriſch aus und iſt ſo ziemlich die kleidſamſte unter allen Nationaltrachten, die mir in den verſchiednen Theilen Deutſchlands vorgekommen ſind. Es iſt damit durchaus kein übertriebnes Lob geſpendet, da dieſe Nationaltrachten, ſo ſehr wir ſie lieben und ſo ſehr wir ihrer Conſervirung das Wort reden möchten, doch vielfach nichts weniger als ſchön zu nennen ſind. Oft ſind ſie entſchieden häßlich. Wir erinnern nur an die Altenburgerinnen, die wie ſteif ausgeſtopfte Bachſtelzen einherſchreiten. Alle dieſe Nationaltrachten indeß, ob ſchön oder häßlich, ſind meiſt ſehr koſtſpielig zu beſchaffen und dieſer Umſtand hat entſchieden mitgewirkt, der ſtädtiſchen Mode, oder mit andern Worten, dem billigen Cattunkleide den Eingang zu verſchaffen. Auch in Quilitz — das, nachdem es dem Staatskanzler, Fürſten Hardenberg, als Dotation zugefallen war, den Namen Neu-Hardenberg erhielt — würden wir höchſt wahrſcheinlich daſſelbe erlebt haben, wenn nicht jener moraliſche Zwang, den die Ausſicht auf Gewinn und jeglichen Vortheil übt, zu einer halbkünſtlichen Conſervirung der alten Sitte geführt hätte. Schon der Fürſt-Staatskanzler, der ein feines Auge für derlei Dinge hatte, hielt darauf, daß die Frauen und Mädchen des Dorfs in der alten maleriſchen Tracht vor ihm erſcheinen mußten und jede Magd, die einen Dienſt im Schloſſe will, kann ihn, auch jetzt noch, nur antreten, wenn ſie ſich zu Mieder, Kopftuch und Fries-

rock bequemt. Ohne dieſen Zwang, würde ſich auch Quilitz ſchwerlich noch einer Auszeichnung erfreun, die jetzt allmälig wieder einen Corpsgeiſt, ein gewiſſes Selbſtgefühl herauszubilden und mittelſt deſſelben, dem zunächſt künſtlich erhaltenen, neue lebendige Wurzeln zu geben beginnt.

Dem geſammten Oderbruch (deutſch oder wendiſch) iſt, als Hinterlaſſenſchaft aus der Zeit wendiſcher Tracht her, nur das ſchwarze ſeidne Kopftuch geblieben, das, durch die Art, wie es getragen wird, ſo außerordentlich kleidſam erſcheint, und jedem jugendlichen Geſichte gut ſtehend, die Oderbrücherinnen (zum Theil ſehr unverdient) in den Ruf gebracht hat, beſondere Schönheiten zu ſein.

4.

Die Coloniſirung und die Coloniſten.

Es fiel zu leicht euch in den Schoos,
„Zu glücklich ſein“ war euer Loos.
Wie heißt der Spruch im goldnen Buch?
„Reichthum iſt Segen und Reichthum iſt Fluch.“

Die umfangreichen Arbeiten (Siehe S. 199), die unter Friedrich dem Großen von 1746 bis 53 ausgeführt wurden, kamen dem geſammten Oderbruche zu ſtatten; in beſonderem Maaße aber doch nur einem Theil deſſelben, dem Niederbruch. Dies war auch Zweck. Das Oberbruch zwiſchen Frankfurt und Cüſtrin war längſt unter Cultur *); das ſumpfige Niederbruch, zwiſchen Cüſtrin und Freienwalde, war der Cultur erſt zu erobern.

Dieſe Eroberung des Niederbruchs, mit dem wir uns hier, wie ſchon im vorigen Kapitel angedeutet, ausſchließlich beſchäftigen,

*) Zum Oberbruch (auch das hohe Bruch genannt) gehörten ſchon damals folgende Ortſchaften: Gusow, Kienitz, Platkow, Quappendorf, Quilitz (jetzt Neu-Hardenberg), Rathſtock, Sachſendorf, Tuchehand, Manſchnow, Gorgaſt, Golzow, Zechin, Werbig, Letſchin, Genſchmar, Langlow, Hathenow, Sietzing, Wuſchewir, Friedland, Metzdorf, Kunersdorf, Bliesdorf, Ortwig, Neuendorf, Hacknow, Werder, Wollup (berühmt durch Koppe, der es 30 Jahre lang bewirthſchaftete). Dieſe Ortſchaften ſind ſeitdem an Reichthum und Bedeutung gewachſen (Letſchin allein hat gegen 4000 Einwohner), aber ihre Zahl hat ſich, ein paar Ausnahmen abgerechnet, nicht erweitert. Die vorhandenen Dörfer wuchſen in ſich, aber es kamen nicht neue hinzu.

geschah, wie ich in dem Kapitel „Die Verwallung“ (S. 197 bis 204) gezeigt habe a) durch das neue Oderbett, b) durch die Eindeichung, c) durch Abzugscanäle.

Das Niederbruch, vor Ausführung dieser Arbeiten, war ein 3 bis 4 □Meilen großes Stück Sumpfland, auf dessen wenigen, höher gelegenen Sandstellen 8 kümmerliche Dörfer lagen. Diese 8 Dörfer waren:

Reetz, Meetz,
Lebbin, Trebbin,
Großbaaren, Kleinbaaren,
Wustrow und Alt-Wriezen.

So, wie hier aufgeführt, wurden diese 8 Dörfer früher geschrieben. Die Rechtschreibung der Namen ist seitdem zum Theil eine andre geworden: Meetz ist Medewitz, Lebbin ist Lewin, Großbaaren und Kleinbaaren ist Groß- und Klein-Barnim. In der Volkssprache aber leben die alten Namen oder richtiger vielleicht lebt die alte Aussprache noch fort. Man sagt noch Meetz, Lebbin und jedenfalls Groß- und Klein-Baaren.

Diesen acht kümmerlichen Fischerdörfern zu liebe, war nun natürlich, seitens des großen Königs, die Entwässerung von 3 oder 4 Quadratmeilen Sumpfland nicht vorgenommen worden, um so weniger als der König wohl wußte, daß die Reetzer und Meetzer Fischer, wenn er ihnen auch das ganze entwässerte Land mühlos zu Füßen gelegt hätte, doch nach Art solcher Leute, nur über den Verlust ihrer alten Erwerbsquellen (Heumahd und Fischerei) geklagt haben würden. Diese 8 Fischerdörfer kamen also nicht in Betracht, weder mit ihren Klagen, die nicht ausblieben, noch etwa mit ihren Ansprüchen.

Der König hatte durch seine Mittel das Land gewonnen und vertheilte das Gewonnene daher nach seinem Belieben. Einen wesentlichen Theil behielt er selbst (Königlicher Antheil), den Rest erhielten die angrenzenden Städte und Rittergüter, Einiges auch die alten Bauerndörfer. Das gewonnene Land betrug im Ganzen etwa 130,000 Morgen, auf welches nun, wie man sonst Bäume

pflanzt oder einsetzt, 1300 Familien „angesetzt" wurden. Das geschah in 43 neugegründeten Colonistendörfern. Die Gründung dieser Colonistendörfer war Sache des Königs auf dem Königlichen Antheil, Sache der Städte und Rittergüter auf den Antheilen, die diesen zugefallen waren. So entstanden königliche, städtische und adlige Colonistendörfer.

Die königlichen Colonistendörfer waren von Anfang an die größten und wichtigsten und sind es wohl auch geblieben. Mit Ausnahme von Herrenhof und Herrenwiese führen sie sämmtlich die Namen alter Bruch- und Uferdörfer, denen nur, zur Unterscheidung, die Sylbe „Neu" hinzugefügt worden ist. Es sind folgende:

Neu Lewin.	Neu Lietzegörike.
Neu Barnim.	Neu Medewitz.
Neu Trebbin.	Neu Reetz.
Neu Kiez.	Neu Rüdnitz.
Neu Küstrinchen.	Neu Tornow.
Neu Gletzen.	Neu Wustrow.

Die meisten Colonisten wurden in den drei erstgenannten Dörfern, in Neu Barnim, Neu Lewin und Neu Trebbin angesetzt und sind diese drei Ortschaften auch die größten und wichtigsten geblieben. Die beiden ersten haben wesentlich über 1000, Neu-Trebbin beinah 2000 Einwohner.

Werfen wir noch einen Blick auf jene ersten Jahre nach der Trockenlegung des Bruchs. 1300 Colonisten-Familien sollten angesetzt werden, vielleicht waren auch die Häuser dazu (ursprünglich bloße Hütten, die in den Stielen eine Höhe von kaum 7 Fuß hatten) vorweg bereits aufgeführt, aber die Herbeischaffung von 1300 Familien war nichts Leichtes. Eine eigne „Kommission zur Herbeischaffung von Colonisten wurde eingesetzt und diese Kommission ließ durch alle preußische Gesandschaften „fleißige und arbeitsame Ausländer" zum Eintritt in die preußischen Staaten einladen. Diese Einladungen hatten in der That Erfolg; an Versprechungen wird es nicht gefehlt haben. So kamen Pfälzer, Schwaben, Polen, Franken, Westphalen, Voigtländer, Mecklenburger, Oestrei-

cher und Böhmen, die größte Anzahl aus den drei erst genannten Ländern. Neu-Barnim ist eine Pfälzer-Colonie, ebenso Neu-Trebbin. Neu-Lewin wurde mit Polen, auch wohl mit Böhmen, jedenfalls mit slavischen Elementen besetzt. Diese Unterschiede zeigen sich zum Theil noch in Erscheinung und Character der Bewohner. In den Pfälzer-Dörfern begegnet man einem mehr blonden, in Neu-Lewin einem mehr brünetten Menschenschlag. Auch von der Ausgelassenheit und dem leichten, lebhaften Sinn der Pfälzer hört man erzählen.*) Jede Familie erhielt 90, 60, 45, 20 und ein größerer Theil 10 Morgen Ackers von dem entwässerten Boden, bei welcher Vertheilung man, wie billig, auf die Stärke der Familie und die Größe des Vermögens Rücksicht nahm. Jegliche Religionsausübung war frei. Der König ließ sechs neue Kirchen bauen, setzte vier Prediger, zwei reformirte und zwei lutherische ein und gab jedem Dorf eine Schule. Der Unterricht war frei; Pfarre und Schule erhielten Ländereien. Noch andre Vortheile wurden den Ansiedlern gewährt. Allen denen, die sich niederließen, ward eine vollständige Freiheit von allen Lasten auf 15 Jahre gewährt, wie sie denn

*) Wie die Bewohner, so sind auch die Dörfer selbst, in ihrer Erscheinung verschieden, doch ist es fraglich, ob sich diese Verschiedenartigkeit auf etwas Nationales zurückführen läßt. Vielleicht sind die Gründe nur lokaler Natur. Das Vorhandensein oder das Fehlen eines Wassers, anderer Zufälligkeiten zu geschweigen, mag solche Unterschiede geschaffen haben. Neu-Barnim (Pfälzer-Dorf) ist langgestreckt, und eine Baum-Anlage, die sich mitten durch die breite Dorfstraße zieht, theilt diese in drei Längs-Theile, in zwei Fahrwege, rechts und links, und einen Baumgang zwischen denselben. Neu-Trebbin ist ähnlich, wenn wir nicht irren. Neu-Lewin (das mit Polen besetzte Dorf) präsentirt sich malerischer. Die Dorfstraße entlang läuft ein Fließ, das auf seiner ganzen Länge von schräg oder auch terrassenförmig ansteigenden Gärten eingefaßt ist. Zwischen den Häusern und diesen Gärten zieht sich rechts und links der Fahrweg. Die Häuser selbst haben vielfach Lauben und Veranden und der Fußwanderer, der hier an einem Sommerabend des Weges kommt und vor den Häusern das Singen hört, während die dunklen, schöngewachsenen Mädchen mit den klappernden Eimern zum Brunnen gehen, der vergißt auf Augenblicke wohl, daß er das verrufenste Sumpf- und Sand-Land der Mark Brandenburg durchreist.

auch kein geringes Vorrecht in jenen Tagen) für ihre Perſon, ſammt Kind und Kindeskind von aller Werbung frei waren. Dem König, wie wohlbekannt, lag vor allem daran, ſeine dünn beſäten Staaten reicher bevölkert zu ſehen. Nach der Vertheilung der Ländereien blieben ihm noch 20,000 Morgen, im Hinblick auf welche ein benachbarter Gutsbeſitzer dem Könige den Rath gab, „daß ſich vorzügliche Domainen-Vorwerke daraus würden bilden laſſen.“ Der König ſah den Rathgeber durchdringenden Blickes an und bemerkte dann ſcharf: „wäre ich, was Er iſt, ſo würd' ich auch ſo denken; da ich aber König bin, ſo muß ich **Unterthanen haben.**“ Er gab auch dieſe 20,000 Morgen noch fort.

Die Coloniſten waren nun angeſetzt und die Urbarmachung begann. Das nächſte, was der Trockenlegung folgte, war die Ausrodung. Dieſe Ausrodung führte in den erſten Jahren zu ſeltſamen Scenen, wie ſie ſeitdem, wenigſtens in unſrer Provinz, wohl nicht wieder beobachtet worden ſind. Die ausgerodeten Bäume und Sträucher, — da keine Gelegenheit gegeben war, die ganze Fülle dieſes Holzreichthums zu verkaufen oder wirthſchaftlich zu verwerthen, — wurden zu mächtigen Haufen aufgeſchichtet und endlich, nachdem ſie völlig ausgetrocknet waren, angezündet und verbrannt. Aber das Austrocknen dieſer ausgerodeten Sumpf-Vegetation dauerte oft monatelang und ſo kam es, daß dieſe aufgeſchichteten Holz- und Strauchhaufen eine willkommene Zufluchtsſtätte für all' die Thiere wurden, die bei den Ausrodungen rings umher aus ihren Schlupfwinkeln aufgeſcheucht worden waren. In dieſen Holz- und Strauchhaufen ſteckten nun die Thiere drin, bis der Tag des Anzündens kam. Dann, wenn Qualm und Flamme aufſchlugen, begann es, bei hellem Tagesſchein, in dem Strauchhaufen lebendig zu werden, und nach allen Seiten hin **jagten** nun die geängſtigten Thiere, wilde Katzen, Iltiſſe, Marder, **Füchſe** und **Wölfe über das Feld. Ebenſo** wurde ein **Vernichtungskrieg** gegen **Wildpret** und **Geflügel geführt**, und jeder Haushalt hatte **Ueberfluß an Hirſchen, Rehen, Haſen. Sumpfhühnern** und wilden En-

ten. Hasen gab es so viel, daß die Knechte, wenn sie gemiethet wurden, sich ausmachten, nicht öfter, als zweimal wöchentlich Hasenbraten zu kriegen.

Der Boden im Bruch war ein schönes, fettes Erdreich, mit einer großen Fülle von Humus, der sich seit Jahrhunderten aus dem Schlamme der Oder und aus der Verwesung vegetabilischer Substanzen erzeugt hatte. Dies erleichterte die Bewirthschaftung; auch diejenigen Colonisten, die nicht als Ackersleute ins Land gekommen waren, fanden sich leicht in die neue Arbeit und Lebensweise, die, ob ernster oder leichter betrieben, jedem seinen Erfolg sicherte. Man streute aus und war der Ernte sicher. Es wuchs ihnen zu; der Segen kam in's Haus (bald ungeladen); alles wurde reich über Nacht.

Dieser Reichthum war ein Segen, aber er war zum großen Theil so rasch, so mühelos errungen worden, daß er vielfach ein Fluch wurde. Man war eben nur reich geworden; Bildung, Gesittung hatten nicht Schritt gehalten mit dem rasch wachsenden Vermögen, und so entstanden wunderliche Verhältnisse, übermüthig-sittenlose Zustände, deren erste Anfänge noch der große König, der „diese Provinz im Frieden erobert hatte," mit erlebte und die bis in unsre Tage hinein fortdauerten. Ein Brief aus dem Jahre 1838 schildert die Zustände des damaligen Oderbruchs wie folgt:

„Die Verhältnisse, die ich hier vorgefunden habe, sind die, durch alle Jahrhunderte hin immer wiederkehrenden Zustände einer Viertel- und Halb-Kultur, Zustände, wie sie zu jeder Zeit und an jedem Orte immer von selber wieder aufwachsen, wo in noch völlig rohe und barbarische Gemeinschaften, ohne Zuthun, ohne Mitwirkung, ohne rechte Theilnahme daran, ein Stück Kultur von außen her in die Unkultur hineingetragen wird. Das Wesen dieser Art von Existenzen ist die Disharmonie, der Mißklang, der Widerstreit. Durch den Schein der Bildung, oder eines geistig erhöhten Lebens, bricht immer wieder die alte Rohheit durch, und im Einklang mit diesem Natur-

geſetz begegnet man auch in dieſen reichen Oderbruchdörfern, in Aeußerlichem und Innerlichem, einem beſtändigen Gegenſatz von Sparſamkeit und Verſchwendung, von Luxus und Geſchmackloſigkeit, von Kirchlichkeit und Aberglauben, von Ehrbarkeit und Sittenverderbniß. Der Bauer ſchreitet im langen Rock, ein paar weiße Handſchuh an den Händen, langſam und gravitätiſch nach der Kirche; aber er ſitzt am Abend oder Nachmittag deſſelben Tages (einige beginnen gleich nach der Kirche) im „Gaſthof" des Dorfes — der Krug iſt für die Knechte — und vergnügt ſich bei Spiel und Wein. Die Würfel rollen über das Brett, der ſogenannte „Tempel" wird mit Kreide auf den Tiſch gemalt, alle Arten von Hazardſpiel löſen ſich unter einander ab, und um hundert Thaler ärmer oder reicher, wüſt im Kopfe, geht es weit nach Mitternacht nach Haus."

„Derſelbe Gegenſatz findet ſich in jedem einzelnen Haushalt hier; kraſſer Luxus und das völlig mangelnde Verſtändniß für das, was wohlthut und gefällt, laufen neben einander her. In dem Wohnzimmer ſteht ein großes Sopha mit blauſeidnem Ueberzug, aber der Ueberzug iſt zerriſſen und eingefettet. Der Kupferſtich an der Wand hängt völlig ſchief und kein Auge ſieht es. Das Glas des andern Bildes iſt mitten durchgefahren und niemand denkt daran es zu erſetzen. Die eine Tochter des Hauſes ſitzt am Fenſter und näht, aber in dem Zimmer, das eben ſo gut wie ein Sopha und ein Fortepiano, doch auch einen Nähtiſch haben könnte, fehlt alles, was an einen Tiſch derart erinnern könnte, und auf dem Fenſterbrett ſteht nichts als ein Cigarrenkaſten, der als Herberge für Knöpfe und Knäuel, für Lappen und Flicken dient. Nun geht es zu Tiſch. Alles reichlich aber auch nichts mehr. Die Magd mit klappenden Holzpantinen ſetzt die Speiſen auf, das Stück Fleiſch liegt, unſchön zerhackt, auf der Schüſſel; die Teller ſind verſchieden an Stoff und Form, die Meſſer und Gabeln ſind abgewaſchen, aber nicht blank geputzt; von Tiſchgebet keine Rede. So nimmt man

Platz und schweigend, unschön, ohne Dank beginnt und endet die Mahlzeit.

So ist es Alltags; einzelnen, für schweres Geld erstandenen Glanz- und Prachtstücken, wird die Pflicht des Repräsentirens auferlegt, die Personen entschlagen sich dessen. Es ist unbequem. Das Ganze ein bunter Widerstreit von herrschaftlicher Prätension und bäuerlicher Gewohnheit.

Die Festtage des Hauses ändern das Bild, aber sie bessern es nicht. Ich habe hier Taufen und Hochzeiten beigewohnt, die mir unvergeßlich bleiben werden. Eine seltsame Mischung des alten Bauernhochzeitsstils mit dem Apparat vornehmer Leute. Wirth und Gäste wetteifern in Staat. Wagen auf Wagen rollt vor: Chaisen mit niedergeschlagenem Verdeck; die wohlgenährten Pferde tragen Geschirr mit Silber reich beschlagen, der Kutscher ist in Livree und die Damen, die aussteigen, sind in Sammt und Seide. Musici spielen und die Tische brechen unter der Last der Speisen; die Champagnerpfropfen knallen, der Flur ist mit Zucker bestreut, um die Fliegen von den Tafelgästen möglichst fern zu halten; dann wildes Juchen; dazu Lichter, halberstickt in Tabaksqualm. Spiel und Tanz und Lärm, und ein Faustschlag auf den Tisch, machen den Schluß des Festes. Bauernhochzeiten zeichnen sich freilich überall durch eine gewisse Reichthums-Entfaltung aus, aber diese selbstbewußte, zur Schau getragene Opulenz, hält sich an andern Orten innerhalb gewisser bäuerlicher Traditionen. Hier sind diese Traditionen durchbrochen und jeder versucht es, gleichsam auf eigne Hand, seiner Eitelkeit, und meist nur dieser, ein Genüge zu thun.

Auch Gutem und Tüchtigem bin ich in diesen Dörfern vielfach begegnet; aber zumeist doch jener Kraft und jener Tüchtigkeit nur, die aus einem starken Egoismus, aus richtigen Instinkten hervorgeht, aus jener Beschränktheit, die, weil sie eine nah gesteckte Linie nicht überschreitet, auch nicht in Gefahr kommt, sich zu verirren. Die Wurzeln aller Kräfte, die hier thätig sind (gute und böse) sind Selbstsucht und Selbst-

bewußtſein. Die Zeit ſoll noch erſt kommen, wo die hohen Kräfte des Lebens hier lebendig werden."

Seit jenem Briefe, der die damaligen (1838) Sittenzuſtände des Bruchs, eher zu mild als zu ſtreng ſchildert, ſind 25 Jahre vergangen, und dies Vierteljahrhundert hat bis auf einen gewiſſen Punkt die Wünſche erfüllt, mit denen der Brief ſchließt. Es iſt beſſer geworden. Der bloße Geld- und Bauern-Stolz hat dem Gefühl von den Pflichten des Reichthums Platz gemacht und an die Stelle jener Selbſtſucht, die nur an ſich und den engſten Kreis denkt, iſt der wenigſtens erwachende Sinn für das Allgemeine getreten. Es dämmert eine Vorſtellung in den Gemüthern von der Gegenſeitigkeit der Pflichten, eine Ahnung davon, daß die blanken Thaler einen andern Zweck haben, als bei dem Nachbar Geizhals im Kaſten zu liegen, oder vom Bruder Verſchwender bei vingt un und „blüchern" vergeudet zu werden. Die üblen Folgen des „raſch reich geworden ſeins" verſchwinden mehr und mehr, und die Segnungen feſten, ſoliden, ererbten Beſitzes treten in den Vordergrund. Man läßt den Schein fallen und fängt an ſich des Lacks, der, dünn aufgetragen, überall abſplitterte, zu ſchämen. Man fühlt ſich wieder mehr als Bauer (nur an dem Wort nimmt man Anſtoß), und will nicht mehr und nicht weniger ſein, als man iſt. Das Adels- und Standesgefühl, was durch Jahrhunderte hin die niederſächſiſchen Bauern ſo ausgezeichnet hat, fängt auch an bei den Oderbrüchern lebendig zu werden. Mögen ſie, nach der wilden Jugend ihres erſten Jahrhunderts, immer feſter werden in Schlichtheit, Sitte, Zucht.

Moeglin.

Das Kleine blieb,
Das Große iſt vergeſſen;
Die Zeit verſtreicht; wohl hundert Jahr
Verfloſſen unterdeſſen.

Etwa eine halbe Meile vom Weſtrande des Oderbruchs entfernt, liegt Möglin, ein nur 12 Häuſer zählendes, weder durch Größe noch Bodenbeſchaffenheit ausgezeichnetes Dorf, dem nichtsdeſtoweniger das Loos zufiel, in alter und neuer Zeit unter den hiſtoriſchen Namen unſres Landes eine Stelle zu finden.

Drei Jahrhunderte lang (vorher war es ein Pfuelſches Gut) lebten hier die im Ober-Barnim reichbegüterten Barfuſe*), die ſich, wie wir ſchon an andrer Stelle in Erfahrung brachten, in zwei Linien theilten, in die Barfuſe von Predikow, und in die Barfuſe von Moeglin. Der berühmteſte Barfus (Hans Albrecht, vgl. S. 85.) war ein Moeglin er Barfus; er verließ aber früh ſein väterliches Gut, kehrte nie wieder dahin zurück und iſt deshalb der Erinnerung des Dorfs verloren gegangen.

Hans Albrecht von Barfus, der Türkenbeſieger, iſt in Moeglin vergeſſen, aber von einem andern, einem unberühmten Barfus, geht noch die Sage daſelbſt. Das macht, der lokale Vorfall iſt

*) Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſcheinen faſt alle Rittergüter des Kreiſes in Händen der Barfuſe geweſen zu ſein, da es heißt, daß auf einem 1720 abgehaltenen Kreistage nur zwei Stimmen nicht barfuſiſch geweſen ſeien. Dieſe zwei waren: v. Jena und v. Pfuel.

immer ſiegreich über das hiſtoriſche Ereigniß; die allgemeinen Farben verblaſſen, die beſonderen gewinnen an Kraft.

Der einzige Barfus, von dem Moeglin und ſeine Bewohner noch wiſſen, iſt Dietlof von Barfus. Sie wiſſen von ihm, daß er reich war, daß er 40 Dörfer beſaß, und daß er in einer Winternacht, als er zu Schlitten von Wriezen kam, ſeinen plötzlichen Tod fand. Es war Schneetreiben, nicht Weg nicht Steg erkennbar. Durch die nächtliche Oede hin, immer gradaus, dem Inſtinkt der Pferde das beſte überlaſſend, ſo ging die Fahrt. Schon waren ſie dicht am Dorf, da, auf einem überſchneeten, mit dünnem Eis bedeckten Sumpfloch, brach der Schlitten ein und alles ging in die Tiefe.

Die kleine Feldſteinkirche (ohne Thurm) iſt aus der erſten chriſtlichen Zeit und ſtand hier um vieles früher, als die Barfuſe nach Moeglin kamen. In der Kirche ſelbſt aber, aus verhältnißmäßig ſpäter Zeit, hängt ein Wappenſchild des alten Geſchlechts, ſchmucklos, grün und roth übermalt und mit der Umſchrift: Alexander von Barfus, geboren 1580 den 11. Decembris, geſtorben den 19. Decembris 1647. (Wahrſcheinlich ein Onkel, vielleicht auch der Großvater Hans Albrechts.)

Die Pfuels hatten Moeglin 100 Jahre inne, die Barfuſe hatten es dreihundert. Dazwiſchen aber — etwa um die Zeit der beiden erſten Hohenzollern — fand eine Art Interregnum, ein herrenloſer Zwiſchenzuſtand ſtatt, der 20 oder 30 Jahre gedauert haben mag und von dem wir, mit Hülfe des Schloßregiſters von 1450 nur erfahren, „daß in Moeglin ein Schäfer war.“ Das klingt uns wie eine Verheißung, wie ein heiteres Verſprechen für die Zukunft, und der Schäfer von 1450 erſcheint faſt wie der Schatten, den Albrecht Thaer, „der Moegliner Schäfer par excellence“, durch vier Jahrhunderte wirft. Ihm, der dieſem kleinen Fleck Landes zu einem wirklichen Ruhm, weit über die Grenzen unſres Landes hinaus, verholfen hat, wenden wir uns nun ausführlicher zu.

Albrecht Daniel Thaer.

Ehre jedem Heldenthume,
Dreimal Ehre Deinem Ruhme,
Aller Thaten beste That
Ist: Keinen Samen für künftige Saat.

Albrecht Daniel Thaer wurde am 14. Mai 1752 zu Celle geboren. Sein Vater, Hofmedicus ebendaselbst, stammte aus Liebenwerda in Sachsen; seine Mutter war die Tochter des Landrentmeisters Saffe zu Celle. Seine ersten Studien machte Albrecht Thaer auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, aber er verfuhr dabei in so unregelmäßiger Art und Weise, daß er z. B. (es sind dies seine eigenen Worte) im 16. Jahre französisch und englisch sprechen konnte, aber kein Wort lateinisch verstand. Die Lehrer ließen es eben gehen. Endlich entdeckte er sich dem Rector des Gymnasiums, nahm Privatstunden und holte in einem einzigen Jahre alles Versäumte so völlig nach, daß er ein Jahr darauf im Stande war, nach Göttingen zur Universität abzugehen.

Sein ganzes Wesen damals (im Gegensatz zu seinen reiferen Jahren) war genialisch und excentrisch; er hatte etwas Wunderkindartiges an Gaben wie an Unarten. Er begann nun mit großem Eifer Medicin zu studiren und schien namentlich bestimmt, in der Chirurgie Bedeutendes zu leisten. Er verweilte Tage lang, das Secirmesser in der Hand, auf dem anatomischen Saal, sah aber bei der ersten Operation, der er beiwohnte, daß er seltsamerweise wohl zum Anatomen am leblosen, aber nie und nimmer zum Chirurgen am lebendigen Organismus bestimmt sein könne, denn er fiel in Ohnmacht; — eine Erscheinung, die sich wiederholte, so oft er den Versuch machte, die angeborene Scheu zu überwinden. Er wandte sich nun der Pathologie zu, hörte Collegia bei den be-

rühmten Professoren Schröder und Baldinger, die beide ein ganz besonderes Vertrauen zu ihm faßten, und genoß, trotz seiner noch knabenhaften Erscheinung, ein solches Ansehen bei Alt und Jung, daß kein erheblicher Krankheitsfall vorkam, bei dem er nicht zu Rathe gezogen worden wäre. Dies gab ihm, neben vielem Selbstgefühl, auch eine besondere Position, eine Art Mittelstellung zwischen Lehrern und Schülern.

Den eigentlich studentischen Kreisen, namentlich seinen speciellen Fachgenossen, wurde er immer fremder und nur Bücher, philosophische Studien und philosophische Freunde schienen ihm eines vertrauteren Umgangs werth. Unter den letzteren nahm **Johann Anton Leisewitz, der Dichter des Julius von Tarent,** den ersten Rang ein. Thaer selbst schreibt darüber: „Unsere Seelen waren in beständigem Einklang, fast hatten wir nur Ein Herz." Ihre Freundschaft wurzelte, neben den Beziehungen des Herzens, in gleichen Interessen und Bestrebungen und wiewohl Thaer, nach unbedeutenden ersten Versuchen, die noch in seine Schulzeit fielen, die dichterische Production nicht als sein eigentliches Feld erkannt hatte, so war er doch, neben philosophischem Scharfblick, mit so viel ästhetischer Fühlung ausgerüstet, daß er dem dichterisch-productiven Freunde als Kritiker hoch willkommen war. Sie lebten drei Jahre mit und neben einander; auch nachdem Beide Göttingen verlassen (1774), bestand ihr Freundschaftsverhältniß fort, und die wenigen Briefe, die, aus einer gewiß sehr lebhaften Correspondenz zwischen den Beiden, noch jetzt existiren, geben Auskunft darüber, welchen Einfluß Leisewitz dem kritischen Freunde auf seine Arbeiten gestattete. Einer dieser aufbewahrten Briefe enthält eine sehr eingehende Kritik des „Julius von Tarent" und ein aufmerksames Verfolgen des berühmten Trauerspiels in seiner gegenwärtigen Gestalt, zeigt zur Genüge, wie bereitwillig die wohlmotivirten Bemerkungen Thaer's von dem Freunde und Dichter benutzt worden sind.

Aus dieser Zeit studentischen Zusammenlebens mit Leisewitz datiren aber noch andere Arbeiten Thaer's, die ihn uns nicht nur auf kritischem, sondern auch auf productivem Gebiete zeigen, freilich

auf einem der Kritik verwandten, auf dem der philosophisch-theologischen Untersuchung. Thaer selbst schreibt über diese später (in etwas veränderter Gestalt) so berühmt gewordene Arbeit: „Ich erschuf mir damals — gleich wenig mit den Orthodoxen, wie mit den neuern sogenannten „Berliner Theologen“ einverstanden — ein selbstständiges, religions-philosophisches System und brachte es flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Styl etwas umänderte und einen Theil daron, als Fragment eines unbekannten Verfassers, herausgab. Bis jetzt wissen es nur drei lebende Menschen, daß ich der Urheber bin.“ In diesen Worten Thaer's wird weder Lessing genannt, noch mit Bestimmtheit angegeben, welches der „Fragmente eines Wolfenbüttelschen Unbekannten“ Thaer für sich in Anspruch nimmt; es ist aber nach den scharfsichtigen und sehr eingehenden Untersuchungen W. Körtes, des Thaer'schen Anverwandten und Biographen, sehr wahrscheinlich, daß die kleine, bis dahin Lessing zugeschriebene Schrift „über die Erziehung des Menschengeschlechts“ eine Jugendarbeit Albrecht Thaer's ist, die, von Leisewitz an Lessing übergeben, von diesem theils überarbeitet, theils fortgesetzt wurde.

Fast gleichzeitig mit diesem Aufsatz schrieb Thaer seine Doctor-Dissertation. Sie erschien 1774 zu Göttingen unter dem Titel: „De actione Systematis nervosi in febribus“; bald darauf kehrte er in seine Vaterstadt (nach Celle) zurück, um sich daselbst als praktischer Arzt niederzulassen.

Hier hatte er zunächst durch eine harte Schule zu gehen. Weder gefiel die Stadt ihm, noch er der Stadt. Ihm erschien Alles klein, beschränkt, krähwinklig; er erschien Allen eitel und eingebildet. Seine Jugend und das noch Unentwickelte seiner Erscheinung ließen ihn, bei den Ansprüchen, die er erhob, fast in komischem Lichte erscheinen und an die Stelle der Auszeichnungen, die, ihm in Göttingen so reich zu Theil geworden waren, traten nun Kränkungen. Der Prophet galt nichts in der Heimath.

Jahre vergingen in Unmuth und Unbefriedigtheit, aber seine

bedeutende ärztliche Begabung drang doch endlich siegreich durch und vor Ablauf von 5 oder 6 Jahren sah er sich, als der bedeutendste Arzt in Celle, hochgeehrt und von Allen gesucht. Sein alter Vater selbst (der noch weiter praktizirte) fand einst Gelegenheit, sich von dem wachsenden Ruhm des Sohnes zu überzeugen. Jener nämlich begegnete, als er eben seine Krankenbesuche beginnen wollte, einem Bauer auf der Treppe und folgendes Zwiegespräch griff Platz:

Zu wem will Er?

Is woll de Dokter Thaer to Huus? Ick bin krank un möcht em spräken.

Ich bin der Doctor Thaer.

Ja, he es de olle; ick will aberst den junysten spräken, de is kloger.

Vater Thaer lachte und gönnte dem Sohn seinen Triumph.

Um diese Zeit (etwas früher) hatte auch Thaer, in Gemeinschaft mit Leisewitz, seine erste Reise nach Berlin gemacht und Spalding, Mendelssohn, Engel, Nicolai, Madame Bamberger („eine Frau, die über die abstractesten Materien der Philosophie rosenfarbenes Licht und Grazie zu verbreiten weiß") kennen gelernt. Es war von einer Uebersiedelung nach Berlin die Rede, aber es zerschlug sich wieder. Bald nach seiner Rückkehr nach Celle lernte er Philippine von Willich, eine Tochter des Vicepräsidenten am Oberappellationsgericht zu Celle, Georg Wilhelm von Willich, kennen, und nachdem er das Glück gehabt hatte, sie von einer schweren Krankheit wiederherzustellen, erfolgte 1785 die Verlobung und im folgenden Jahre die Vermählung des jungen Paares. Thaer war damals Stadtphysicus und Hofmedicus, und genoß eines großen ärztlichen Ansehens.

Aber sein ärztliches Wirken genügte ihm nicht. Er hatte in seiner Dissertation die Heilkunst als das Herrlichste, Angenehmste, innerhalb aller menschlichen Bestrebungen Nützlichste gepriesen; je mehr er fortschritt, desto zweifelhafter wurde ihm der Anspruch auf das Lob, das er gespendet, und desto mehr beschlich ihn die Vor-

stellung, daß eine andere, segensreichere Kunst da sein müsse, herrlicher, nützlicher, heilender, als die Heilkunst. Nach dieser Kunst begann sein Herz zu suchen. Er fand sie aber erst allmälig, von Stufe zu Stufe.

Als diese schönste, segensreichste Heilkunst erschien ihm der Ackerbau; ihrem Dienst beschloß er sich zu widmen. Von kleinen Anfängen ging er aus.

Er hatte sich in Celle ein geräumiges Haus mit einem sehr großen Hofraum gekauft, welchen er zu einem kleinen Garten benutzte. Er wandte sich alsbald mit Vorliebe der Blumenzucht zu und bezeigte ein besonderes Geschick und eine glückliche Hand im Warten von Nelken und Aurikeln. Es sprach sich hierin schon dieselbe Neigung für das „Princip der Kreuzung“ aus, das er später, innerhalb der Thierwelt, so glänzend durchführte.

Der kleine Raum hinterm Hause genügte dem „Hofmedicus“ bald nicht mehr; er kaufte einen größeren vor dem Thore gelegenen Garten, mit einem daranstoßenden Kamp von meist dürrem Flugsandboden, aber mit schönen Gruppen alter Eichen und Buchen besetzt. Garten und Kamp umfaßten 16 Morgen und der Bebauung und Verschönerung dieses Fleckchens Erde waren von nun an alle seine Mußestunden gewidmet. Akazien, Lärchenbäume, Pappeln wurden gepflanzt; Weißdorn- und Büchenhecken zogen sich als lebendiger Zaun um die Anlage, Rasenflächen wurden geschaffen, und Obstbaum-Plantagen angelegt. Dazwischen Fruchtsträucher aller Art. Gartenbau trat an die Stelle der Pflege von Nelken und Aurikeln, — aus dem Blumisten war ein Gärtner geworden.

So ging es eine Weile. Aber wie ihm das Blumenbeet zu kleinlich geworden war, so wurde ihm jetzt der Garten (trotz seiner relativen Größe) zu eng. Er kaufte deshalb in kurzer Zeit noch so viele Ländereien hinzu, daß alles zusammen eine zwar kleine, aber ziemlich anständige Wirthschaft ausmachen konnte. Diese Wirthschaft lag nur eine Viertelstunde vor dem Thore, zog sich am Aller-Fluß entlang und umfaßte ohngefähr 110 Morgen unterm Pfluge und 18 Morgen natürliche Wiesen. Da er kein Wirth-

ſchaftsgebäude vorfand, ſo entwarf er einen Plan zu einem „Geheft“ und ließ Wohnhaus und Wirthſchaftsgebäude nach ſeinem eigenen Plane aufführen. Er hatte dabei überall nur das Zweckmäßige, nirgends die Eleganz im Auge und verfuhr ganz nach der Regel des M. P. Cato: „Baue dein Gehöft ſo, daß es weder den Gebäuden an Ländereien, noch den Ländereien an Gebäuden fehlt.“ Der Boden beſtand aus Lehm und Sand; drei Arbeitspferde und 14 Kühe wurden angeſchafft, und zwei Knechte und zwei Mägde in Dienſt genommen.

So war Thaer, nachdem er die Studien des Blumiſten und Gärtners durchgemacht hatte, zum Landwirth geworden. Er blieb noch Arzt, ſogar ein beſchäftigter, vielfach ausgezeichneter (1796 ward er zum Leibarzt des Königs Georgs III. ernannt), aber ſein Herz, ſein Sinnen und Trachten gehörte der „Wirthſchaft“ draußen und die Sommermonate pflegte er, ſammt ſeiner Familie, auf dem „Gute“ zu wohnen. Sein Leben war ein ſehr angeſtrengtes; die Frühſtunden von 4—7 und der Spätabend gehörten ſeinen landwirthſchaftlichen Studien, der Tag ſeinem ärztlichen Beruf. Nur die Paſſion half über Alles hinweg.

Es lag ihm zunächſt daran, ſeiner Umgebung augenſcheinlich darzuthun, daß es einen Ackerbau gebe, der vollkommener und ergiebiger ſei, als der, welchen man im Celle'ſchen Felde betreibe. Er wollte durch ſein eignes Beiſpiel zeigen, wie man den Ackerbau, mit höchſtem Unrecht, nur als ein Handwerk, ja oft noch geringer anſehe, in der Meinung, daß weniger Kunſt dazu gehöre, einen Acker zu beſtellen, als einen Schuh zu machen. Er wollte die Betreibung dieſes wichtigen, verwickelten, dieſes unerſchöpflich künſtlichen Gewerbes zu wohlverdienten Ehren bringen. Er ſtellte ſich bei ſeiner kleinen Wirthſchaft einen doppelten Zweck: den zum Theil widerſtrebenden Boden in eine möglichſt hohe Culturſtufe zu heben und vor allem eine Experimental-Wirthſchaft zu ſeiner eignen Belehrung und Förderung zur Hand zu haben.

Selbſtdenkend, aber auch Rath nicht verſchmähend, wie gute Bücher oder bewährte Landwirthe ihm boten, ging er ans Werk.

Er belächelte die Bauernweisheit, die damals, häufiger noch als jetzt, sich in dem Satze gefiel: „Ein günstiger Regen ist besser, als alles Geschreibsel der Federfuchser," und zu seinen Lieblingssätzen gehörte der Ausspruch Zimmermanns: „Ein Trommelschläger, der in zwanzig Schlachten trommelte, weiß doch weniger vom Kriege, wie König Friedrich, als er eine gewonnen hatte." Gegen die Trommelschläger, die in zwanzig Schlachten getrommelt, zog Thaer jetzt zu Felde; auch seine ärztliche Praxis mochte ihm gezeigt haben, daß es mit der „Erfahrung" untergeordneter Naturen ein eigen Ding ist und daß sie nur da belehrt, wo eine Neigung vorhanden ist, sich belehren zu lassen. Wo diese Neigung fehlt, glauben die Männer der Erfahrung wohl an Tücken der Natur, aber nie an Fehler des Systems.

Thaer begann die Anfänge einer rationellen Landwirthschaft in seinem Kopfe allmählig auszuarbeiten und fing mit der Aufstellung gewisser Probleme an. Das erste Problem, dessen Lösung er zustrebte, war folgendes:

> die größte Masse zur thierischen Nahrung geeigneter Pflanzen auf einer bestimmten Fläche Landes zu gewinnen.

Das zweite nicht minder wichtige Problem bestand darin:

> die verschiedenen Fruchtkräfte jedes Bodens für die verschiedenen ihrer bedürftigen Fruchtarten so viel als möglich und in einer der Regeneration des Absorbirten günstigen Wechselfolge zu benutzen; also die Brache entbehrlich zu machen.

Die Lösung des ersten Problems fand er im Anbau der Futtergewächse, ganz besonders der Kartoffel, die Lösung des zweiten Problems in der seitdem siegreich durchgedrungenen „Lehre von der Fruchtfolge."

Für die Kartoffel trat er überall in die Schranken und widerlegte alte Vorurtheile. Er wies darauf hin, daß die Irländer die stärksten und ältesten Kartoffelesser und zugleich, unter allen europäischen Racen, vielleicht die gesundeste, kräftigste und schönste seien; und dem Grafen Podewils, der ihn auf diesem Ge-

biete freundlich bekämpfte, antwortete er in spätern Jahren: „der Herr Graf ist mein sehr verehrter Freund, aber der Kartoffelbau ist mein Kind.“

Seine Lehre von der „Fruchtfolge“ stieß Anfangs auf vielen Widerspruch und da er seine eignen Felder danach bestellte, prophezeihte man ihm, daß seine Aecker nach 4 Jahren völlig ausgesogen sein würden. Thaer ließ sich das nicht anfechten. Schon Friedrich der Große hatte sich seinerzeit für ein rationelles aber constantes Tragen der Felder ausgesprochen und den Widerspruch mit den Worten zurückgewiesen: „seh Er doch nur sein Gartenbeet an, wie das alljährlich trägt.“ Thaer war gewillt, die treffende Bemerkung des Königs sich selber gesagt sein zu lassen. Er überzeugte sich alsbald, daß der Acker nicht dadurch ausgesogen wird, daß man ihn alljährlich tragen läßt, sondern dadurch, daß man ihn nicht das tragen läßt, was er zur Wiederherstellung seiner Kräfte bedarf. Es führte das später zu dem Axiom, daß den Acker, wie den Menschen, nichts so sehr entnerve und aussauge, als das Nichtsthun, das Nichttragenz aber auf das richtige, das ihm passende Tragen kommt es an.

Das System des Fruchtwechsels (das die Brache entbehrlich machte) trat nunmehr siegreich ins Leben, wiewohl zunächst nur mangelhaft und weitab von dem Grade von Vollkommenheit, dem es später entgegenging. Thaer überzeugte sich alsbald, daß es mit dem bloßen Saat- und Fruchtwechsel an und für sich nicht gethan sei, daß vielmehr eine genaue Kenntniß des Bodens voraus gehen müsse, um die für eine bestimmte Oertlichkeit jedesmal vortheilhafteste Production von vornherein feststellen zu können. Wenn mancher Landwirth immerfort klagte, daß sein Lein fast alljährlich mißrathe, so lachte Thaer, daß der Betreffende, ohne alle Noth, unverbesserlich darauf aus sei, seinen Lein selber bauen zu wollen und setzte hinzu: „ein Landwirth, der alles baut, was er braucht, ist ein Schneider, der sich seine Schuhe selber macht.“ Thaer verlangte von jedem Boden etwas, aber er verlangte nicht alles von allem, vielmehr machte er es zu einem besondern Gegen-

stand seiner Studien, genau festzustellen, welche Producte jeder Boden, nach der ihm innewohnenden Eigenart, d. h. nach seiner chemischen Zusammensetzung, am ehesten hervorbringen könne. Wo — um auf das obige Beispiel noch einmal zurückzugreifen — kein Lein wachsen wollte, da gab er es auf, einen kümmerlichen Ertrag zu erzwingen und den Boden genau untersuchend, der eine Leinerndte verweigerte, stellte er nunmehr fest: auf einem Boden von der und der Beschaffenheit hat sich der Fruchtwechsel in dem und dem Kreise zu drehen, unter Ausschluß von Lein. Glücklicherweise begann eben damals die Wissenschaft, welche ganz besonders zur Bodenkenntniß hinführt, die Chemie, sich zu jener Stufe hoher Ausbildung zu erheben, auf der wir sie jetzt erblicken. Thaer widmete ihr die größte Aufmerksamkeit, und die chemische Zusammensetzung der verschiedensten Bodenarten mit ihrer speciellen Tragfähigkeit oder Unfähigkeit vergleichend, glückte es ihm, seine speciellen Erfahrungen zu allgemeinen Gesetzen zu erheben. Die Frucht aller dieser seiner Anstrengungen war, daß er auch seine schlechtesten Felder (indem er sich auf sie verstand) durch Fleiß und Nachdenken einträglich zu machen wußte und jeden Boden, nach Verhältniß seiner Güte und seines Werthes, bei kluger Bewirthschaftung für einträglich erklärte.

In einzelnen Kreisen, wenn auch nicht gerade in nächster Nähe von Celle, begann die kleine Thaer'sche Wirthschaft Aufmerksamkeit zu erregen, einzelne Besucher kamen, Briefe wurden ausgetauscht, Anregungen gegeben und empfangen. Es ist aber nichtsdestoweniger mindestens zweifelhaft, ob Thaer jemals aus seinem engsten Kreise herausgetreten und epochemachend für die Landwirthschaft geworden sein würde, wenn sich nicht zu seiner praktischen Thätigkeit (deren wissenschaftliche Ausbeute bis dahin nur einem ziemlich eng gezogenen Kreise zu gute gekommen war) eine emsige Beschäftigung mit den Büchern, und als letzte Frucht praktischer Erfahrung und wissenschaftlichen Studiums, ein literarisches Auftreten gesellt hätte.

Die deutsche landwirthschaftliche Literatur, die er in all ihren

Erscheinungen kannte, hatte ihn im Einzelnen angeregt und belehrt, im Ganzen aber unbefriedigt gelassen. Dasselbe galt von den englischen landwirthschaftlichen Schriften, soweit er dieselben aus Uebersetzungen kennen gelernt hatte; er schloß sich dem Spott derer an, die damals von einer „Anglomanie" (besonders in der Landwirthschaft) zu sprechen begannen und war — etwa gegen Anfang der 80er Jahre — der festen Ueberzeugung, daß auch aus England nichts zu holen sei und daß die deutsche Landwirthschaft sich selber helfen müsse.

Genau um diese Zeit war es, als ein glückliches Ohngefähr ihm einige englische landwirthschaftliche Schriften im Original zuführte. Wie war er freudig überrascht, darin die genauesten Beobachtungen, die sorgfältigsten Versuche, die auch die kleinsten Einzelnheiten beachtenden Berechnungen, die lichtvollsten Verhandlungen und Forschungen zu finden! Das war ja genau, im Großen und Kleinen, was ihm als Ziel einer rationellen Landwirthschaft vorgeschwebt hatte. Das, wonach sein Streben ging, — die Engländer hatten es bereits. Seitdem studirte Thaer die englische Landwirthschaft mit solcher Aufmerksamkeit, daß Engländer selbst ihm zugestanden: er kenne England (obgleich er nie da war) wie wenn er es Jahre lang durchreist habe.

Die Frucht dieser ernsten und anhaltenden Studien war sein berühmtes Werk, dessen erster Theil 1798 unter dem Titel erschien: „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neueren praktischen und theoretischen Fortschritte, in Rücksicht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft, für denkende Landwirthe und Cameralisten."*) Der zweite

*) Dies Werk „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft" ist allerdings theilweis eine Compilation, aber es ist keine Uebersetzung. Thaers Arbeit ist aus der gründlichen Kenntniß und Benutzung von mehr als 100 englischen Werken hervorgegangen. Die englische landwirthschaftliche Literatur lieferte ihm das Material, eine Fülle von Details; das Zusammenfassen, Ordnen, Aufbauen — das Licht hineintragen in das Chaos, ist Thaers Verdienst.

Band folgte 1800 und 1801, der dritte Band 1804. In derselben Zeit, von 1799—1801 erschienen die „Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft“ (Sechs Jahrgänge).

Das Aufsehen, das diese Bücher und Schriften machten, war ein ganz außerordentliches. Man begreift diesen Erfolg nur, wenn man im Auge behält, daß sich ganz Deutschland eben damals nach einem besseren Ackerbausystem sehnte. „Wie ein leitendes Gestirn erschienen diese Werke am Horizont, freudig begrüßt von der landwirthschaftlichen Welt.“ Nicht nur in Schriften, sondern auch in den Salons der Residenzen und in den Wein- und Bierstuben der Marktstädte, ward mit Enthusiasmus dafür, mit Wuth (denn auch an Gegnern fehlte es nicht) dagegen gestritten, oft von beiden Seiten gleich unverständig. Seine eignen Erfolge, die von Jahr zu Jahr wuchsen, unterstützten sein Ansehn, so daß ihm ein großer hannöverscher Grundbesitzer schrieb: „wenn ich diesen Abend einen Brief von Ihnen erhalte, daß ich meine Gebäude anstecken soll, so stehen sie vor Nacht schon in Flammen.“ Alles verlangte seinen Rath, erbat seine oberste Leitung, so daß demselben Manne (dazu noch immer „Leibmedicus“), dessen eignes Guts-Areal sich auf kaum 130 Morgen belief, 100,000 Morgen des verschiedensten Bodens derart zur Verfügung standen, daß er, in Ansehung der Bewirthschaftung, damit schaltete und waltete wie mit seinem Eigenthum. Sein Buch aber gewährte ihm vor allem die Befriedigung: „das Nachdenken besserer Köpfe über Landwirthschaft geweckt und zu energischerer Thätigkeit angespornt zu haben.“

Im Jahre 1802 traten auch die Anfänge seiner „landwirthschaftlichen Akademie“ in's Leben. Diese Akademie erwuchs organisch zwanglos; sie machte sich von selbst und ging mehr aus einem glücklichen Ohngefähr, als aus einem festen Entschluß hervor, wiewohl Thaer in seinen Schriften bereits auf das Wünschenswerthe eines landwirthschaftlichen Lehrinstituts hingewiesen und seine Ideen darüber geäußert hatte. Im genannten Jahre kamen mehrere junge Männer (darunter der später, durch sein Buch „der isolirte Staat“, so berühmt gewordene Herr von Thü-

nen) nach Celle, um an Ort und Stelle die Methode und die Erfolge der Thaerschen Bestellungsart kennen zu lernen. Sie blieben den ganzen Sommer über. Um diese jungen Leute nicht unbeschäftigt zu lassen, entschloß sich Thaer ihnen Vorlesungen über Landwirthschaft zu halten und einigen Unterricht in der Naturkunde, Chemie und Botanik hinzuzufügen. Der Fleiß und Eifer, womit man ihm entgegenkam, übertrafen seine Erwartung, aus den zwanglosen Vorlesungen wurde ein „Institut", das, im Kleinen, bereits all die Züge der später so berühmt gewordenen Möglíner Akademie besaß.

So kam das Jahr 1804, das unsern Thaer nach Preußen führte.

Schon 1799 und 1801 hatte er Reisen in die Mark, besonders in die Oderbruchgegenden gemacht und dabei die Frau von Friedland (Tochter des Generals von Lestwitz, der die Schlacht von Torgau entschied), sowie deren Tochter und Schwiegersohn, den Landrath Grafen von Itzenplitz kennen gelernt. Der Aufenthalt in Kunersdorf, dem schönen Gute der Frau von Friedland, wo diese ausgezeichnete, mit allen Details der Wirthschaftsführung vertraute Frau lebte, war ihm genuß- und lehrreich gewesen und vielfach belehrt, erstärkt, ermuthigt, war er nach seinem Landgütchen an der Aller zurückgekehrt. Die Hauptbedeutsamkeit dieser Reisen lag aber darin, daß es die während seines Aufenthalts in Kunersdorf angeknüpften Beziehungen (besonders zum Grafen Itzenplitz) waren, die bald darauf zu seiner Uebersiedelung nach Preußen führten.

Die nächste Veranlassung zu dieser Uebersiedelung entsproß aus der politischen Lage, aus den damaligen großen Weltverhältnissen. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England hatte zur Besetzung Hannovers (damals englisch) durch die Franzosen geführt. Die Noth des Landes schmerzte ihn tief; zwar hatte er persönlich unter der französischen Okkupation nicht zu leiden, da er durch General Mortiers Anordnungen (der General behandelte ihn als Verfasser der „Englischen Landwirth-

schaft" mit besonderem Respekt) vor allem Kriegsunwesen gesichert wurde, allein sein persönliches Gesichertsein konnte ihn nicht trösten über die allgemeine Lage.

In dieser Zeit war es, daß Thaer sein Auge auf Preußen richtete, auf Preußen, das er für die einzige feste Vormauer gegen hereinbrechende Anarchie und Despotismus hielt. Die Idee einer Uebersiedelung kam ihm; Briefe, nach Kunersdorf hin gerichtet, sprachen verwandte Wünsche aus und Graf Itzenplitz (übrigens bei Hardenberg und Beyme dem entschiedensten Entgegenkommen begegnend) führte mit Umsicht und Gewandtheit die ganze Angelegenheit zu einem glücklichen Ende. Schon im Februar 1804 erhielt Thaer, in Folge der von dem bewährten Freunde gethanen Schritte, einen Brief vom Minister Hardenberg, in dem es hieß: „Für mich würde nichts erwünschter sein, als die Möglichkeit, mich recht oft Ihres angenehmen und lehrreichen Umgangs erfreuen zu können, aber noch weit größer würde meine Zufriedenheit sein, wenn ich Sie dem preußischen Staate erwerben könnte..... Eröffnen Sie mir freimüthig Ihre Wünsche und die Bedingungen, die Sie verlangen würden." Thaer reiste gleich nach Eingang dieses Briefes nach Berlin, um das Eisen zu schmieden, so lang es noch heiß sei. Schon am 19. März erhielt er folgendes Königliche Schreiben:

Mein Herr Leibmedicus! Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Sie entschlossen sind, sich in meinen Staaten niederzulassen und Ihr landwirthschaftliches Lehrinstitut hierher zu verlegen, wenn Sie für die mit dieser Veränderung verbundenen Schäden und Kosten entschädigt und in den Stand gesetzt würden, Ihre gemeinnützlichen Arbeiten für die Verbesserung der Landwirthschaft, welche künftig vorzüglich die Landescultur in den preußischen Staaten bezwecken werden, fortzusetzen. Da Ich Mir nun von Ihrem rühmlichst bekannten Eifer, Fleiße und Kenntnissen, den größten Nutzen für die Landescultur verspreche, so habe Ich Ihnen sehr gern die gemachten Bedingungen, wie Sie aus der abschriftlich anliegenden erlasse-

von Ordre ersehen werden, bewilligt und wünsche, daß Sie recht bald im Stande sein mögen, Ihre Niederlassung in Meinen Staaten auszuführen. Bis dahin verbleibe Ich Ihr gnädiger

Friedrich Wilhelm.

Die beigelegte Ordre enthielt (außer der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften und außer dem Charakter als Geheimer Kriegsrath) folgende Zugeständnisse: 1) drei bis vierhundert Morgen Acker des Amtes Wollup in Erbpacht; 2) die Erlaubniß, diese Erbpacht zu veräußern und ein Rittergut dafür zu kaufen; 3) Schutz und Begünstigung des landwirthschaftlichen Instituts.

Thaer nahm an; verkaufte den ihm in Erbpacht gegebenen Theil des Amtes Wollup (das später durch Koppe so berühmt wurde), erstand dafür das Rittergut Moeglin nebst dem Vorwerk Königshof, schloß im Herbst (1804) sein bis dahin in Celle fortgeführtes Lehrinstitut, „dem der Ruhm verbleiben wird, die erste landwirthschaftliche Lehranstalt in Deutschland gewesen zu sein“ und wanderte, einige Wochen später, mit 23 Personen in sein neues Vaterland ein.

Thaer hatte in Celle zunächst eine Experimental-Wirthschaft, dann, — nachdem seine Versuche fast durchgängig von Erfolg gekrönt worden waren, — eine Modell-Wirthschaft geführt; in Moeglin wurde die Modell-Wirthschaft zu einer Muster-Wirthschaft. Hierin liegt der alleinige Unterschied zwischen der Celler und der Moegliner Wirthschaftsführung ausgesprochen. Die Modell-Wirthschaft in Celle legte denen, die sie kennen gelernt hatten, die Mühwaltung, oft auch geradezu die Schwierigkeit des Transponirens aus kleinen in große Verhältnisse auf, die Moegliner Wirthschaft hingegen war für die Mehrzahl der Fälle ohne Weiteres ein Muster. Natürlich innerhalb der Grenzen, wie

sie sich auf einem Gebiet, das einem lebendigen Organismus gleicht, von selbst verstehn.

Moeglin war Muster, Celle war Modell, aber (den räumlichen Unterschied bei Seite gelassen) liefen beide Wirthschaften in ihren Prinzipien und Qualitäten auf dasselbe hinaus. Deshalb werden wir hier, nachdem wir die Celler Wirthschaft und die Prinzipien, die sie zur Geltung bringen sollte, so ausführlich besprochen haben, bei der Moegliner Wirthschaft nur kurz verweilen und nur dasjenige betonen, wodurch sich dieselbe, nicht quantitativ, sondern sachlich und qualitativ von der Celler Wirthschaft unterschied.

Es war dies vorzüglich die Einführung einer veredelten Schafzucht, die Herstellung, mittelst kunstvoller Kreuzung, einer ausgezeichneten Wolle, der besten, die bis dahin in Deutschland creducirt worden war. Die Kunst, die Thaer zwanzig oder dreißig Jahre früher, halb spielend, geübt hatte, als es sich in seinem Garten zu Celle (lange bevor er eine Wirthschaft hatte) um Gewinnung immer neuer, immer schönerer Nelken- und Aurikel-Arten gehandelt hatte, — diese Kunst der Kreuzung kam ihm jetzt trefflich zu Statten. Was ihm innerhalb der vegetabilischen Welt überraschend geglückt war, glückte ihm innerhalb der animalischen doppelt und dreifach. Er schien wie auserwählt für diesen wichtigen Zweig landwirthschaftlicher Thätigkeit: physiologisches Wissen, angeborene feine Instinkte und eine glückliche Hand — alles vereinigte sich bei ihm, um zu den überraschendsten Resultaten zu führen.

Nicht gleich in den ersten Jahren seines Moegliner Aufenthalts, vielmehr erst 1811—13, nachdem Koppe als Gehülfe und Wirthschaftsführer bei ihm eingetreten war, hatte Thaer eine Schäferei — wozu er Mutterschafe aus Sachsen erhielt — einzurichten begonnen. Es ging auch nicht von Anfang an alles vortrefflich, aber schon 1815 und 16 wurde seine Wolle auf dem Berliner Wollmarkt für die beste erklärt. 1817 schrieb er an seine Frau: „für mich ist der diesmalige Wollmarkt (in Berlin) zwar nicht der pekuniär beste, aber der glorieseste, den ich erlebt habe.

Meine Wolle iſt 20 Prozent geringer verkauft, wie im vorigen Jahre, aber um 20 Prozent höher, wie irgend eine Wolle hier und in ganz Deutſchland verkauft iſt und werden wird. Unter allen Wollhändlern und allen Wollproducenten iſt es ganz entſchieden angenommen, daß meiner Wolle keine in ganz Europa nahe komme, viel weniger ihr an die Seite zu ſetzen ſei. Dies iſt ſo das Tagesgeſpräch geworden und ſo über das Gemeine hinweggehoben, daß ich auch keine Spur des Neides bemerke. Jeder erkennt es an, daß ich das Außerordentliche errungen, worauf kein Anderer Anſpruch machen kann. „Solche Wolle, ſagt man, kann man erzeugen, denn Merglin hat ſie erzeugt.“ Wenn ich auf den Markt komme, ſo ſteht alles mit dem Hut in der Hand. Ich heiße bereits der Wollmarktskönig!“

Thaer erzielte dies alles durch ſein Kreuzungs-Prinzip und die geſchickte, ſcharfſinnige Handhabung deſſelben. Jedem wäre es freilich nicht geglückt. Einem ſehr erfahrenen Wollhändler ſagte er: „zeigen Sie mir nur irgend ein Vließ, wie Sie es zu haben wünſchen und ich werde Ihnen in der dritten oder vierten Generation einen Stamm herſtellen, der nur ſolche Vließe liefert.“ Man hielt dies für Uebertreibung, überzeugte ſich aber bald, daß er nicht zuviel geſagt hatte. Es glückte ihm mit der Wollproduktion, wie dem berühmten engliſchen Viehzüchter Backwell mit der Fleiſchproduktion, der Schafe herſtellte, die vor Beleibtheit auf ihren kurzen Beinen kaum gehen konnten, ſo daß er ſich veranlaßt ſah, allmälig wieder Schafe mit längeren Beinen zu machen. Man ſagte von ihm: es ſei, als ob er ſich ein Schaf nach ſeinem Ideale ſchnitzen und demſelben dann das Leben geben könne. Dies paßte auf Thaer ſo gut wie auf Backwell.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Thaer'ſche Züchtungs-Verfahren, das geniale Operiren mit der Natur, auch Gegner fand. Dieſe warfen ihm vor, daß er bei ſeiner Art und Weiſe der Züchtung am Ende wohl gar die Natur dahin zu zwingen gedächte, wohin ſie nicht wolle, und daß er ſie dadurch ſchwächen und ermüden werde. Die Kunſt aber werde nie die natürlichen

Anlagen ersetzen können. Er rechtfertigte sich mit Shakespeare's tiefgeschöpfter Lehre (Wintermährchen IV. 3.):

„Doch wird Natur durch keine Art gebessert.
Schafft nicht Natur die Art so, ob der Kunst,
Die, wie du sagst, Natur bestreitet, gibt es
Noch eine Kunst, von der Natur erschaffen.
Du siehst, mein holdes Kind, wie wir vermählen
Den edlern Sproß dem allerwildsten Stamm;
Befruchten so die Rinde schlechter Art
Durch Knospen edler Frucht: dies ist die Kunst,
Die die Natur verbessert, mindstens ändert:
Doch diese Kunst ist selbst Natur."

Thaer erfuhr Anfeindungen, aber sie waren vereinzelt und speziell auf dem Gebiete der Schafzucht ward er mehr und mehr eine europäische Autorität. Bei Errichtung (1816) der beiden auf Rechnung des Staats gegründeten Stammschäfereien zu Frankenfelde in der Mark und zu Panten in Schlesien, wurde Thaer zum General-Intendanten derselben ernannt und 1823, als auf seine Veranlassung in Leipzig der erste „Wollzüchter-Convent" zusammentrat, huldigte man ihm nicht nur als dem Präsidenten, sondern speziell auch als dem Meister der Versammlung.

Aber der Weg zu diesen Erfolgen war ein weiter und mühevoller. Unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen waren ihm die ersten Jahre seiner Moeglliner Wirthschaftsführung vergangen. Zu den Sorgen und Fehlschlägen, die, namentlich nach dem unglücklichen Kriege von 1806, alle damaligen Grundbesitzer trafen, gesellten sich für ihn noch ganz besondere Schwierigkeiten: sein relatives Fremdsein in der neuen Heimath und — das „Institut."

Die Herstellung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt war, wie eben bereits erwähnt, bei Thaers Uebersiedelung nach Moeglin allerdings in Erwägung gezogen, aber von Seiten der preußischen Regierung mehr als ein Anspruch, den Thaer erheben könne, wie als eine Pflicht, die er zu erfüllen habe, angesehen worden. Thaer ging indeß sofort an die Errichtung eines „Insti-

tuts", ähnlich wie es in Halle bestanden hatte, vielleicht dahin eben so sehr seiner Neigung, wie der Vorstellung folgend, daß ein solcher Schritt (ob gefordert oder nicht) eine Pflicht sei, die er gegen seine neue Heimath zu erfüllen habe. Die Anfänge waren auch viel versprechend. Schon im Jahre 1805 traf er Vorbereitungen zum Bau eines Institutshauses; da es ihm indessen zu dem im Ganzen ziemlich kostspieligen Unternehmen an Mitteln gebrach, so machte er den Plan, den Bau auf Aktien zu unternehmen. Von allen Seiten kamen Zuschriften; schon im Juli 1806 konnte er bekannt machen, daß die Unterzeichnung nunmehr geschlossen sei. Ziemlich um dieselbe Zeit berichtete Thaer dem König (der an dem Zustandekommen des Unternehmens den lebhaftesten Antheil nahm), daß die Eröffnung des Moeglíner Instituts in der Mitte Oktober erfolgen werde. In der That, das Wohnhaus mit 24 Zimmern, außer dem Souterrain, stand fertig da; 21 junge Leute hatten sich zum Eintritt gemeldet; Alles versprach einen glänzenden Anfang.

Aber die Mitte des Oktober 1806 brachte andere Ereignisse; der siegreiche Feind überschwemmte die Marken und statt der angemeldeten 21 jungen Leute kamen drei. Im Frühjahr 1807 waren es acht. Die Zahl wuchs zwar später, da aber, bei der völligen Zerrüttetheit aller Geldverhältnisse, viele Söhne sonst wohlhabender Eltern mit ihren Pensionen im Rückstand blieben, andere, die Aktien genommen hatten, ihre Aktien-Beiträge nicht zahlen konnten, so entstanden, ohne daß von irgend welcher Seite her eine Verschuldung vorgelegen hätte, die schwersten Verlegenheiten für Thaer selbst, der, dem guten Sterne Preußens vertrauend, in freilich schon bedrohter Zeit, dies Institut in's Leben gerufen hatte. Sechs Jahre später, während des Befreiungskrieges, wiederholten sich diese Verlegenheiten. Alles war in den Krieg (auch Thaers drei Söhne) und so kam es, daß die Einrichtung, die doch einmal da war, ohne Verlust weder aufgegeben noch fortgeführt werden konnte. In Noth und Sorge schrieb er seiner damals abwesenden Frau: „Wollte Gott, daß ich das Institut nicht

angelegt hätte, denn es iſt die Quelle aller Verlegenheiten und Sorgen geworden. Aber es iſt für unſer Land zu wichtig, und nun es einmal da iſt, muß es bleiben.“ Ein Glück, daß es blieb. Mit dem Frieden kamen geſegnetere Zeiten und wie Thaer, während des letzten Jahrzehnts, das ihm noch zu leben und zu wirken vergönnt war, ſeinen Ruhm wachſen und die verſchiedenen Zweige ſeiner Wirthſchaft proſperiren ſah, ſo hob ſich auch das „Inſtitut“ (ſeit 1819 „Königliche akademiſche Lehranſtalt des Landbaus“) von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Anſehn. Anfangs hatte Thaer es für das Zweckmäßigſte gehalten, das Inſtituthaus auf den Fuß eines Gaſt- und Logierhauſes zu ſetzen, damit jeder Akademiker nach Vermögen, Geſchmack und Gewohnheit leben und zehren könne. Allein das erwies ſich bald als nachtheilig für alle Theile. Nur ungern entſchloß er ſich endlich dazu, einen gemeinſchaftlichen Mittags- und Abendtiſch zu halten. Die Mitglieder des Inſtituts waren, nach Thaers ausdrücklicher Beſtimmung, nicht Studenten im gewöhnlichen Univerſitätsſinne. Am wenigſten waren ſie Schüler. Thaer äußerte ſich dahin: „Schulmeiſter können wir nicht ſein, ſondern müſſen unſere Zuhörer wie freie, vernünftige Männer betrachten, die nur allein ein lebhafter Trieb zu den hier zu lehrenden Wiſſenſchaften zu uns geführt. Kein Zwang. Aber freilich würde es andererſeits ſchmerzlich für uns ſein, wenn wir uns zu der ſonſt bewährten Maxime gezwungen ſähen: „sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam.“ — Das Inſtitut wurde von einer ähnlichen Bedeutung für unſer Land, wie die „Forſt-Akademie“ in dem benachbarten Neuſtadt-Eberswalde. Die große Wirkſamkeit deſſelben, ſo lang es exiſtirte, hat darin beſtanden, daß durch die vielen darin gebildeten, ſpäter dann zur Selbſtſtändigkeit gelangten Männer, eine höhere, umfaſſendere Anſicht des landwirthſchaftlichen Betriebes weiter und allgemeiner verbreitet worden iſt, als je durch Schriften hätte geſchehen können. Namentlich hat es das ſiegreiche Vordringen der Thaer'ſchen Prinzipien beſchleunigt und um eins (nicht das Kleinſte) ſpeziell hervorzuheben, ein

Zurückversinken der landwirthschaftlichen Sprache und Ausdrucksweise in das alte, wirre Chaos unmöglich gemacht.*)

Wir wenden uns zum Schluß noch einmal der literarischen Thätigkeit Thaers zu.

Auch in Moeglin, wie Körte sich ausdrückt, war Thaer eben so thätig am Schreibtisch, wie auf dem Ackerfeld. In den ersten 10 Jahren seines Moegliner Aufenthalts würde es ihm sogar sehr schlimm ergangen sein, wenn der Erwerb seiner Feder nicht dem stockenden Erwerb des Pfluges zu Hülfe gekommen wäre. Mannigfaches erschien in jenen Jahren von ihm; vor allem jedoch sei hier seines Meisterwerkes gedacht, das unter dem Titel „Grundzüge der rationellen Landwirthschaft" (4 Bände) 1810—12 veröffentlicht wurde. Das Werk, wie alle Welt jetzt weiß, war epochemachend. Dennoch hätte er sich schwerlich schon

*) Etwa seit Jahr und Tag, nachdem es noch im Jahre 1856 das 50jährige Fest seines Bestehens gefeiert hatte, ist das Institut eingegangen. Es war das, bei total veränderten Zeitverhältnissen, das Verständigste, was geschehen konnte. Der gegenwärtige Besitzer von Moeglin (Landesökonomierath A. Thaer, der jüngste Sohn seines Vaters) hatte die Akademie wie eine Ehren-Erbschaft angetreten und hielt es, durch dreißig Jahre hin, für seine Pflicht, die Schöpfung seines Vaters, selbst mit Opfern, aufrecht zu erhalten. Es kam aber endlich die Zeit, wo das Gefühl, durch ähnliche Institute, die der Staat mit reichen Mitteln ins Leben gerufen hatte, überflügelt zu sein, sich nicht länger zurückweisen ließ und wo die Wahrnehmung eines wachsenden Mißverhältnisses zwischen Aufgabe und Opfer endlich den Rath eingab, diese Opfer einzustellen. Das ist nun geschehen. Es wird der Moegliner Akademie nicht nur das Verdienst verbleiben, als erstes Institut derart und als Muster aller folgenden in Deutschland dagestanden zu haben, es wird sich zu diesem Verdienst auch die Ehre gesellen: zu rechter Zeit vom Schauplatz abgetreten zu sein. 773 Landwirthe haben im Lauf eines halben Jahrhunderts ihre wissenschaftliche Ausbildung in Moeglin empfangen, und was die Landwirthschaft in unsren alten Provinzen jetzt ist, das ist sie zum großen Theil durch Thaer und seine Schule. Natürlich sind „die Jungen immer klüger als die Alten" und der „überwundene Standpunkt" spielt auch hier seine Rolle; aber selbst unter den Fortgeschrittensten wird niemand sein, der undankbar genug wäre, die schöpferische Bedeutung Thaers und mittelbar auch seiner Akademie in Zweifel zu ziehen.

damals zur Herausgabe deſſelben verſtanden, wenn nicht die preſſende Noth, in der er ſich befand, ihm keine Wahl gelaſſen hätte. Er beklagte dies oft, denn wie groß die Freude geweſen war, mit der die landwirthſchaftliche Welt dieſes Werk begrüßt hatte, ihm ſelbſt genügte es keineswegs. Wir können indeß auf Thaer und ſein berühmtes Werk anwenden, was Luther einſt bei Tiſch vom Melanchthon ſagte: „Magiſter Philippus hätte Apologiam confessionis zu Augsburg nimmermehr geſchrieben, wenn er nicht wäre ſo getrieben und gezwungen worden; er hätte wollen es immer noch beſſer machen.“ Die „rationelle Landwirthſchaft“ hat verſchiedene Auflagen erlebt und iſt in verſchiedene Sprachen überſetzt worden; zu einer Umarbeitung aber iſt Thaer nicht gekommen, wie ſehr dieſelbe auch innerhalb ſeiner Wünſche lag. Die anderweiten Schriften ſeiner Mergliner Epoche (worunter namentlich verſchiedene Bücher und Brochüren über Schafzucht und Wollproduktion) übergehen wir hier. Es mögen ſtatt deſſen von ihm ſelbſt herrührende Worte hier Platz finden, die ihn uns, bis in ſein hohes Alter hinein, von einer ſeltenen Friſche des Geiſtes und von einer ſteten Geneigtheit zeigen, das Gute durch das Beſſere zu erſetzen. „Meine Meinung, ſo ſchreibt er, habe ich über verſchiedene Dinge in meinem Leben oft geändert, und hoffe es, wenn mir Gott Leben und Verſtand noch länger erhält, noch mehrmals zu thun. Es freut mich immer, wenn ich Gründe dazu habe, denn ſo komme ich in meinem Wiſſen vorwärts. Ich halte den für einen Thoren, der in Erfahrungsſachen ſeine Meinung zu ändern, nicht geneigt iſt.“

Wir werfen noch einen Blick auf die letzten Jahre ſeines Lebens. Nachdem er ſchon ſeit 1810 und 11 mittelbar im Staatsdienſt thätig geweſen und z. B. 1813 ſchon eine Gemeinheitstheilungs-Ordnung (eine Angelegenheit, mit der er auch ſpäter praktiſch viel beſchäftigt war) entworfen hatte, wurde er 1819 zum Geheimen Ober-Regierungsrath ernannt. 1823 folgte der ſchon erwähnte Leipziger Wollcongreß, dem er präſidirte; das Jahr darauf (1824) feierte er unter zahlreicher Betheiligung von

nah und fern ſein Doktor-Jubiläum. Unter den vielen Geſchenken und Ueberraſchungen, die der Tag brachte, war auch ein Goethe'ſches, eigens für dieſen Tag gedichtetes Lied:

Wer müht ſich wohl im Garten dort
Und muſtert jedes Beet?

1825 auf 26 erweiterte er ſeinen Beſitz durch Ankauf der benachbarten Rittergüter Lüdersdorf und Bieddorf, und der neue Beſitz regte ſeinen landwirthſchaftlichen Eifer noch einmal auf das Lebhafteſte an. Aber das Feuer war im Erlöſchen. Schon das Jahr zuvor hatte er an ſeinen Schwager Jacobi in Celle geſchrieben: „Wir haben nun bald unſere Laufbahn auf dieſer Welt vollendet. Wir können vor vielen Andern ſagen, daß unſer Leben köſtlich geweſen, aber doch nur ein elend jämmerlich Ding. Mit Sehnſucht erwarten wir ein anderes; Gott erleichtere uns den Uebergang in daſſelbe.“ Noch einige Jahre waren ihm gegönnt, aber Schmerzensjahre. Er litt an rheumatiſchen Beſchwerden, endlich bildete ſich ein ſchmerzhaftes Fußleiden aus, der Altersbrand. Er litt ſehr. Des berühmten Dieffenbach Heilverſuche ſchafften vorübergehend Linderung, aber die Uhr war abgelaufen: Thaer entſchlief am 26. Oktober 1828.

Thaer war von mittlerer Größe, fein und ſchlank gebaut, in allen Theilen von gutem Verhältniß, und von feſter, ruhiger, immer bequemer Haltung und Bewegung. Sein Aeußeres war im Ganzen nichts weniger als imponirend, hatte jedoch etwas trocken Ablehnendes, ſo daß ſich der Fremde nicht leicht auf den erſten Blick zu ihm hingezogen fühlte. Seine Züge zeigten nicht viel Beweglichkeit; der Mund war geſchloſſen, zurückgezogen, ſchweigſam, aber mit dem unverkennbaren Ausdruck der abſichtsloſeſten Güte. Seine Augen waren rechte Künſteraugen, ſehr bedeutend und von ungewöhnlicher Klarheit; dabei ruhig prüfend, man fühlte, daß er auch den verborgenen Fleck traf. Sein gutes, weiches Herz verrieth ſich leicht, auch bei geringerer zufälliger Anregung. Was man jedoch ein gefälliges Weſen nennt, war ihm

ſo wenig eigen, wie jede Art oberflächlicher Liebenswürdigkeit. Als Schriftſteller innerhalb ſeines Fachs gehört Thaer in den höchſten Rang. Er war nicht eigentlich ein erfindendes Genie, aber er fand ſeine Stärke in der beharrlichſten Anwendung ſeines geſunden Verſtandes und ſehr ausgebildeten Scharfſinns. Daß er gleich anfangs ſich einer faſt allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hatte, verdankte er ganz vorzüglich ſeiner Aufrichtigkeit und Treue in Erzählung von Thatſachen und der edlen Offenherzigkeit, mit welcher er auch das erzählte, worin er ſich früher geirrt hatte. Das Bewußtſein ſeines großen Ziels machte ihn ſtark, feſt, beharrlich, muthig; ſeine Leiſtungen aber ſchienen ihm immer unzulänglich, ja ſelbſt geringfügig gegen das, was ſeiner Seele vorſchwebte. Ein Jagen nach Berühmtheit, wie es ſich bei weniger Begabten ſo oft findet, blieb ihm durchaus fremd. Unterſuchen, forſchen, prüfen, war ihm von Jugend auf wie zur zweiten Natur geworden und die Verſe Hagedorns erſchienen wie an ihn gerichtet:

Der iſt beglückt, der ſein darf, was er *iſt*,
Der Bahn und Ziel nach *eignem* Auge mißt;
Nie ſklaviſch folgt, oft ſelbſt die Wege weiſet,
Ununterſucht nichts tadelt und nichts preiſet.

Sein Leben, wie er ſelbſt ſchreibt, war köſtlich geweſen, dennoch empfand er zuletzt die „Sehnſucht nach einem anderen", wo kein Suchen und kein Forſchen iſt. Wir aber, die wir noch inmitten des Kampfes ſtehn, den die Erde von uns heiſcht, haben ihm zu danken, daß er *geſucht* und *geforſcht*.

Nachdem wir bis hieher dem Manne gefolgt ſind, deſſen Name unzertrennlich von dem Namen Moeglins geworden, wenden wir uns nunmehr wieder der Stätte zu, wo er gelebt.

Moeglin, auch äußerlich genommen, iſt (wenn man den Aus-

druck gestatten will) „nur Thaer", und in diesem Umstand liegt sein Reiz und seine Eigenthümlichkeit. Im Uebrigen wirkt das ganze Dorf fast wie eine Ueberraschung. Etwas in der Tiefe gelegen und durch keinen Kirchthurm in die Weite hin verrathen, tritt man plötzlich, unter alten Bäumen hindurch, wie in ein Camp, eine Niederlassung ein und hat hier, malerisch gruppirt, alles zusammen, was zur Bedeutung und zur Poesie des Ortes gehört.

Den Mittelpunkt des Ganzen bildet ein Teich, den nach rechts hin hohe Schilfwände, nach links hin hohe Erlenbäume umfassen. Diesseits des Teichs, neben der Stelle, wo wir uns selbst befinden, steht die alte Feldsteinkirche, von einer Linde, die nicht viel jünger sein mag als die Kirche, überschattet. Jenseits des Teichs, freundlich blinkend im Schmuck eines angebauten Glashauses, steht das Wohngebäude; dahinter ein Haus von ähnlicher Größe — die ehemalige Akademie. Die Wirthschaftsgebäude, darunter die berühmte Stammschäferei, verstecken sich zum Theil hinter den hohen Bäumen, die den engen Kreis des Bildes (Teich, Kirche, Wohnhaus, Akademie) umzirken.

Persönlichkeiten, von zum Theil hervorragender Stellung in Leben oder Wissenschaft, drängten sich an dieser Stelle während der letzten 50 Jahre und so darf es nicht Wunder nehmen, daß jeder Fußbreit Erde hier seine Erinnerungen hat. Am Südrande des Teichs, der Kirche zunächst, fällt uns eine Erdpyramide auf, von Blumen überdeckt und terrassenförmig sich zuspitzend. Es ist ein Grabhügel. Unter ihm ruht Albrecht Thaer, und auf den Treppenstufen des Hügels, der mehr ein Blumengarten als ein Grab ist, blühen, den Sommer hindurch, 400 Blumen jahrein, jahraus.

Am Westrande des Teichs bemerken wir den zersplitterten Stamm eines vom Winde abgebrochenen Baumes. Das sind die Ueberbleibsel der „Herzogs-Weide" die hier stand. Zu den ersten Freunden und Genossen Thaers, bei seiner Uebersiedelung nach Moeglin, gehörte der Herzog von Holstein-Beck, damals (1804 auf 5) bereits ein Mann von nah an 50, ein Vertrauensmann des

Kaisers Paul, wie er vorher ein Freund des Rheinberger Prinzen Heinrich gewesen war. Der Herzog lebte monatelang als Meininger Gast, und diese Weide am Teich war sein bevorzugter Aufenthalt, wo er zu sitzen und zu sinnen liebte. Es durfte wohl so sein. Die Zweige des Baumes hingen in den Teich nieder, das blaugraue Laub war doppelt schön auf einem Hintergrund dunkler Erlen, und der an der Wurzel 7 Fuß dicke Stamm theilte sich höher hinauf in zwei Stämme. Zwischen diesen hatte der Herzog seinen Platz. Beim Abschied schrieb er, in dankbarer Erinnerung an die hier verträumten Stunden:

Gedenkt auch ihr an dieser Stelle
Des Freundes, der hier oftmals saß,
Und bei dem stillen Spiel der Welle
Die weite Welt um sich vergaß.

Es wird sein Geist euch hier umschweben,
Sein Dank an eurer Seite sein;
Hier erst erfaßt' er wahres Leben
Und lernte, schaffend, glücklich sein.

Das Wohngebäude, reich an Erinnerungsstücken aller Art, an Bildern und Büsten, ist fast eben so sehr ein Thaer-Museum, als ein Wohnhaus. Auf Namhaftmachung dieser Erinnerungsstücke (meist Darbringungen von nah und fern) leisten wir hier Verzicht; ebenso auf eine Schilderung des Akademie-Gebäudes, der Lehr- und Wohnzimmer, der Bibliothek und der naturwissenschaftlichen Sammlungen, die sich darin vorfinden.

Wir verweilen nicht bei diesen Dingen, die, trotz ihrer sachlichen Bescheidenheit, an die ersten glänzenden Jahre der Akademie erinnern, wir treten lieber aus den öden Zimmern wieder in's Freie, wo ein zierlicher in Front des Gebäudes aufsteigender Obelisk an ein schönes Fest (vielleicht das schönste) mahnt, das hier gefeiert wurde; freilich zugleich auch an das Erlöschen der Flamme, die hier einst brannte. Die Inschrift des Obelisken bezeichnet die Art des Festes. Sie lautet: „Zur Erinnerung an das

50jährige Beſtehen der landwirthſchaftlichen Akademie zu Moeglin, im Oktober 1856." An der andern Seite befindet ſich Thaers Reliefbild; darunter die Namen aller Schüler, die zur Errichtung dieſes Denkſteins beitrugen.

Dieſe Feier, wie ſie das halbhundertjährige Beſtehen bezeichnete, und einem 50jährigen Leben galt, bezeichnete doch auch zugleich den „Anfang vom Ende", und die leiſe Mahnung klang durch, „daß es Zeit ſei." Vielleicht gab dieſe Stimmung dem Feſt eine beſondre poetiſche Weihe. Viele waren gekommen, alt und jung, um dieſer Stätte und dem Gedächtniß des Mannes, der hier in ſeltenem Maße ſegensreich gewirkt hatte, ihren Dank darzubringen. Dieſer Dank fand in dem Liede eines jüngeren Feſtgenoſſen ſeinen Ausdruck. Das Lied, das wir aus dem Gedächtniß wiedergeben, lautet:

Es ſteht in preuß'ſchen Landen
Ein Kirchlein alt und ſtumm,
Und rings an ſeinen Wanden
Schlingt Epheu ſich herum.

Und Schatten ſtreut die Linde,
Ein uralt mächt'ger Stamm,
Die grüne Kron' im Winde
Sie neigt ſich dann und wann.

Und neben dieſer Stelle,
Da liegt der ſchöne Teich,
Es plaudern mit der Welle
Die Zweige allzugleich.

Und zwiſchen Teich und Linde,
In Stufen auf und ab,
(Kein ſchöner Grab ich finde)
Da liegt ein Blumengrab.

Und drunter ſchläft in Frieden
Nach ruheloſer Bahn,
Ein Mann, dem viel beſchieden,
Der viel geſchafft, gethan.

Er hat den Sieg erstritten
In Arbeit und in Ehr,
Er ist vorangeschritten —
Wir folgen Vater Thaer.

Wir aber nehmen Abschied jetzt von dieser Stätte und von Moeglin. Unser Heimweg führt uns an dem Grabhügel vorüber, der in Blumen steht, roth und weiß, als gäb' es keinen Herbst und kein Scheiden. Die alte Steinkirche daneben, die schon so vieles überdauert, wird vielleicht auch diesen Hügel überdauern, aber nicht das Andenken an ihn, der unter diesem Hügel schläft.

Freienwalde.

1.

Von Falkenberg nach Freienwalde. Die Stadt. Der Ruinenberg. Monte Caprino.

Hier ſchmucke Häuschen ſchimmernd
Am grünen Bergeshang;
Dort Sicheln und Senſen blitzend
Die reiche Flur entlang;
Und weiterhin die Ebne,
Die ſtolz der Strom durchzieht. . . .

Uhland.

Nehmt Kinder, nehmt! es iſt kein Traum,
Es kommt aus Gottes Hand.

W. Müller.

Freienwalde — hübſches Wort für hübſchen Ort. Seine Rechtſchreibung ſchwankt; aber ob wir Freienwalde ſchreiben (von „frei im Wald") oder Freyenwalde (von Freya im Wald), in den Marken giebt es wenig Namen von beſſerm Klang. „Fehrbellin" klingt ſchöner, poetiſcher vielleicht (wie Trompetenſignale hallt es dazwiſchen), aber Freienwalde iſt lachender, hat freundlicheren Klang.

Viele Wege führen nach Freienwalde; dies hat es mit berühmteren Plätzen gemein. Wir wählen heute nicht die kürzeſte Strecke quer über das Plateau des Barnim hin, ſondern die üblichſte, über Neuſtadt-Eberswalde, die, trotz des Umwegs, am raſcheſten zum Ziele führt. Bis Neuſtadt — Eiſenbahn, von da aus Poſt. Der Neuſtädter Poſtillon, einer von den alten, mit zwei

Treffen auf dem Arm — bläſt zum Sammeln, und während links die weiße Wolke des weiter dampfenden Zuges am Horizont verſchwindet, biegt unſer Poſtwagen rechts in die Chauſſee ein, die uns, auf der erſten Hälfte des Weges, abwechſelnd über Thal und Hügel, dann aber, vom ſchönen Falkenberg aus, am Fuße des Barnim-Plateau's hin, dem Zielpunkt unſerer Reiſe entgegenführt.

Wie oft bin ich dieſes Weges gekommen! um Pfingſten, wenn die Bäume weiß waren von Blüthen, und um Weihnachten, wenn ſie weiß waren von Schnee; heut aber machen wir den Weg zur Pflaumenzeit und freuen uns des Segens, der lachend und einladend zugleich an den geſtützten Zweigen hängt. Es iſt um die vierte Stunde, der Himmel klar, und die niederſteigende Sonne kleidet die herbſtliche Landſchaft in doppelt ſchöne Farben. Der Wagen, in dem wir fahren, hindert uns nicht, uns des ſchönen Bildes zu freuen; es iſt keine übliche Poſtchaiſe mit Ledergeruch und kleinen Fenſtern, es iſt einer von den großen Sommerwagen, wie ſie zur guten Jahreszeit zwiſchen Neuſtadt und Freienwalde auf- und abfahren, ein offnes Gefährt mit 20 Plätzen und einem „Himmel" darüber, der auf 4 Stangen ruht. Dieſer „Himmel" — die Urform eines Baldachins, der Wagen ſelbſt aber dem alten Geſchlecht der Kremſer nah verwandt, an deren Stelle mehr und mehr das Kind der Neuzeit „der Omnibus" zu treten droht.

In leichtem Trabe geht es auf der Chauſſee wie auf einer Tenne hin, links Wieſen, Waſſer, weidendes Vieh und ſchwarze Torfpyramiden, rechts die ſteilen, aber ſich buchtenden Hügel-Wände des Plateaus, deren natürlichen Windungen die Straße folgt. Aber nicht viele befinden ſich auf unſerem Wagen, denen der Sinn für Landſchaft aufgegangen; — Erwachſene haben ihn ſelten und Kinder beinah nie. Die Beſatzung unſeres Wagens beſteht aber (drei Mütter abgerechnet) aus lauter Kindern, und während mein Auge ſich links hält und den Maſchen des blauen Waſſernetzes folgt, wenden ſich die Kinderaugen immer begehrlicher dem näher liegenden Reiz des Bildes — den blauen Pflaumen zu. In vollen Büſcheln hängen ſie da, eine verbotene Frucht, aber

deſto verlockender. „Die ſchönen Pflaumen“ klingt es von Zeit zu Zeit, und ſo oft unſer Kremſer den Bäumen nahe kommt, fahren etliche kleine Hände zum Wagen hinaus und ſuchen die nächſten Zweige zu haſchen.

Aber umſonſt. Die Bewundrung fängt ſchon an (wie immer in ſolchen Fällen) in Mißſtimmung überzugehen. Da endlich beſchleicht ein menſchliches Rühren das Herz des Poſtillons und auf jede Gefahr, ſelbſt auf die der Pfändung und Anzeige hin, links einbiegend, fährt er jetzt mit dem wachsleinenen Baldachin mitten in die Zweige des nächſten Baumes hinein. Ein Meiſtercoup. Wie aus einem Füllhorn, fällt es von Front und Seite her, in den Wagen hinein; alles greift zu; der kleinſte aber, ein Blondkopf, der vorne ſitzt und die Leine mit halten darf, als führ' er ſelber, deklamirt jetzt, auf den ſchmunzelnden Poſtillon zeigend:

Das iſt der Daum,
Der ſchüttelt die Pflaum'

und während alle Inſaſſen des Wagens, jung und alt, in den Kinderreim mit einſtimmen, geht es an Landhäuſern und Waſſermühlen, an Gärten und Fiſchernetzen vorbei, in das hübſche aber holzarme Freienwalde hinein.

Freienwalde iſt eine Bergſtadt, aber nicht minder iſt es ein Badeort, eine Fremdenſtadt. Wir haben erſt eine einzige Straße paſſirt und ſchon haben wir fünf Hôtels und eine Hof-Apotheke gezählt; noch ſind wir nicht ausgeſtiegen und ſchon raſſeln andere Poſtwagen von rechts und links heran; das Blaſen der Poſtillone nimmt kein Ende; Herren in grünen Reiferöcken und Tyroler Spitzhüten wiegen ſich auf ihren Stöcken und umſtehen das Poſthaus, blos in der vagen Hoffnung, ein bekanntes oder gar ein hübſches Geſicht zu ſehen; Hausknechte erheben ihre Stimme zu Ehren der „drei Kronen“ oder der „Stadt Berlin“, und die erſten Anfänge des Ciceronethums, räthſelhafte Geſtalten in Flauſröcken und Strohmützen, ſtellen ſich ſchüchtern dem Neu-Ankommenden vor und erbieten ſich ihm die Schönheiten der Stadt zu zeigen.

Nur der fliegende Buchhändler fehlt noch, der die „Schönheiten Freienwalde's", besungen und lithographirt, mit beredter Zunge anzupreisen verstände.

Freienwalde ist ein Badeort, eine Fremdenstadt und trägt den Charakter davon zur Schau; was ihm aber ein ganz eigenthümliches Gepräge giebt, das ist das, daß alle Bade- und Brunnengäste, alle Fremden, die sich hier zusammen finden, eigentlich keine Fremden, sondern märkische Nachbarn, Fremde aus nächster Nähe sind. Dadurch ist der Charakter des Bades vorgeschrieben. Es ist ein märkisches Bad und zeigt als solches in allem jene Schlichtheit und Leichtbegnügtlichkeit, die (einzelne Residenz-Ausnahmen zugegeben) noch immer einen Grundzug unseres märkischen Wesens bilden. Zum Theil viel mehr noch, als wir selber wissen. Freienwalde ist kein Roulette- und Equipagen-Bad, kein Bad des Rollstuhls und des galonnirten Bedienten, am wenigsten ein Bad der 5 mal gewechselten Toilette. Der breite Stempel, den die ächten und unächten Engländer seit 50 Jahren allen europäischen Badeörten aufzudrücken wußten, hier fehlt er noch, hier ist der complicirte „Breakfast-Tisch" noch ein kaum geahntes Geheimniß, hier wird noch gefrühstückt, hier sucht noch kein grüner und schwarzer Thee die alte Herrschaft des Morgenkaffee zu untergraben, hier herrscht noch die vaterländische Semmel und weiß nichts von Butter-Toast und Muffin, des Luftbrodes (aërated bread) und anderer Neuerungen von jenseit des Kanals ganz zu geschweigen.

Und einfach wie die Frühstücksfrage, so löst sich auch die Frage des Kostüms. Der Shawl, der früher eine Mantille, oder die Mantille, die früher ein Shawl war, der Hut mit der neuen „Rüsche", der Handschuh, der drei mal durch die Brönner-Probe ging, — hier haben sie noch Hausrecht, und das 12 Jahr gedienete Leihbibliothekenbuch, hier ruht es noch frei und offen, auf dem Antimakassar-Stuhl, mit der ganzen Unbefangenheit eines guten Gewissens. Nichts von Hyperkultur, wenig von Comfort. Während überall sonst ein gewisser Kosmopolitismus die Eigenart jener Städte, die das zweifelhafte Glück haben „Badeörter" zu

ſein, abzuſchwächen oder ganz zu verwiſchen wußte, iſt Freienwalde eine märkiſche Stadt geblieben. Kein Wunder. Nicht der Welttouriſt, nur die Mark kehrt hier bei ſich ſelber zum Beſuche ein.

Freienwalde, wie wir ſahen, iſt eine Bergſtadt; Bergſtädte aber ſind ſelten die Stätten einer glänzenden Architektur. Die Häuſer, überall ein „beſtes Plätzchen" ſuchend, ſchaffen mehr Gaſſen und Winkel als eigentliche Straßen, und das Beſte, was wir von Freienwalde zu ſagen wiſſen, iſt, daß es von dem bedenklich-pittoresken Vorrecht wirklicher Bergſtädte keinen allzuſtarken Gebrauch macht. Die Buden-Gaſſe, der ſeidene Beutel, der Köter- oder Rosmarinweg ſind freilich Lokalitäten, die dem Klange ihres Namens ſo ziemlich gleich kommen, aber der Marktplatz mit ſeiner kahlen Geräumigkeit (nur Raum, nur Weite) macht vieles wieder gut. Weite hier und Enge dort, hätten ſich gegenſeitig aushelfen können.

Die Schönheit der eigentlichen Stadt iſt mäßig, ihr Reiz liegt draußen auf den Bergen. Dieſen Bergen verdankt es Alles, was es iſt: von dort aus kommen ſeine Quellen und von dort aus gehen die „Blicke" in's Land hinein. Dieſe Quellen aber und dieſe Ausſichtspunkte ſind es, die die Stadt zu einem Brunnen- und Fremdenort gemacht haben. Wer nicht kommt, um hier die Eiſenquelle zu trinken, der kommt doch um einen Blick in die „märkiſche Schweiz" zu thun. Dieſen Freienwalder Bergen nun, den Hütern, Wächtern und zum Theil den Ernährern der Stadt, ſchreiten wir jetzt zu.

Zunächſt der Ruinenberg. Er erhebt ſich unmittelbar im Rücken der Stadt und hat mit dem bekannten Potsdamer „Brauhausberge" das eine gemein, daß er, wie dieſer, gleichſam die älteſte Ausſichts-Firma und nach Anſicht vieler noch immer die beſtfundirte, repräſentirt. Er iſt am leichteſten zu erſteigen; das iſt eins, was ihn empfiehlt. Keine Schneckengänge winden ſich endlos hinauf, bequeme Terraſſen bilden den Weg, und (die Ausſicht auf Gärten rechts und links), ſo erreicht man die Höhe, plaudernd-

leicht, als ſtiege man die Treppen eines Renaiſſance-Schloſſes hinan. Der Blick vom Ruinenberg aus hat nur in Front eine Bedeutung, wo man zunächſt auf die maleriſch in der Tiefe liegende Stadt, dann über die Thürme und Dächer hinweg in die duftige Friſche der Bruchlandſchaft hernieder blickt. Wie ein Bettich liegt das weitgeſpannte Oderbruch da, durchſtrömt von drei Waſſerarmen: der faulen, alten und neuen Oder, und eingedämmt von Bergen hüben und drüben, die, wie ehrn ſo viele Dauben, die grüne Bettichtiefe umſtehn. Meilenweit nur Wieſen; keine Fruchtfelder, keine Dörfer, nur Heuſchober dicht und zahllos, die, immer kleiner und grauer werdend, am Horizonte endlich zu einer weidenden Heerde zuſammenzuſchrumpfen ſcheinen. Nur Wieſen, nur grüne Fläche; dazwiſchen einige Kropfweiden; 'mal auch ein Kahn, der über dieſen oder jenen Arm der Oder hingleitet, nur ſelten ein Fuhrwerk (natürlich mit Heu beladen) oder ein Ziegeldach, deſſen helles Roth wie ein Lichtpunkt auf dem Bilde ſteht. Der Anblick iſt ſchön in ſeiner Art, und weſſen Auge krank geworden iſt in Licht und Staub und all dem Blendwerk großer Städte, der wird hier Geneſung feiern und dies Grün begrüßen wie ein Durſtiger einen Quell begrüßt; aber der Anblick, ſo erlabend er iſt, leidet doch Einbuße durch ſeine Monotonie. Auf Meilen hin daſſelbe. Erſt weiter ſüdwärts, nach Frankfurt zu, verändert das Bruch ſeinen Charakter: Fruchtfelder treten an die Stelle der Wieſen, Dörfer reihen ſich aneinander und ſchaffen ein Bild voll Schönheit und Fruchtbarkeit, wie es die Mark in dieſer Vereinigung nicht zum zweiten Male beſitzt. Aber dieſe Landſchaftsbilder ſind von hier aus noch meilenweit entfernt.

Der Ruinenberg blickt weit in's Bruch hinein, wodurch er ſich indeſſen von den Nachbarbergen am weſentlichſten unterſcheidet, das iſt ſein Blick auf das ihm zu Füßen liegende Freienwalde. Außerdem hat er ſeine hiſtoriſchen Traditionen; Erinnerungen, denen wir es nicht zum Böſen anrechnen wollen, daß ſie ſich in ſagenhafte Vorzeit verlieren. Es hat dies folgenden Zuſammenhang. Bei Nachgrabungen, die im Spätherbſt 1820 hier angeſtellt wurden, ſtieß man, etwa 4 Fuß tief unter der Erde, auf Fundamente, die

nach ſorglicher Ausmeſſung eine Länge von 136 Fuß ergaben. Es war juſt die Zeit, wo man hierlandes in die vor-wendiſche Zeit zurückzuſteigen und die alte Mark, als ein ehemaliges urgermaniſches Land, mit Longobarden und Semnonen zu bevölkern trachtete. Das Bade-Comité — wie alle Bade-Comités — ſtand natürlich auf der Höhe ſeiner Zeit. Die Folge davon war, daß Seitens deſſelben das 136 Fuß lange Fundament ohne Weiteres als die Seitenwand eines Freya-Tempels feſtgeſtellt, zugleich aber (zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlagend) jeder etymologiſche Zweifel über „Freienwalde“ oder „Freyenwalde“ ein für allemal beſeitigt wurde. Das Fundament ſelbſt, alsbald an's Licht geſchafft, erfuhr eine doppelte Verwendung. Die eine Hälfte ward ohne weitres zur Aufführung eines Mauerbruchſtücks verwandt, in das eine Marmor- oder Kalkſteintafel mit der Geſchichte „der Auffindung des Freyatempels“ eingelaſſen wurde; während die andre Hälfte, ebenfalls nach der Sitte der Zeit, als künſtlicher „Ruinenthurm“ in eine neue Phaſe des Daſeins trat. Dieſer künſtliche Ruinenthurm erhielt, trivial aber wohlmeinend, die Inſchrift: „Wie ſchön iſt Gottes Erde.“

Unſer nächſter Beſuch gilt dem Ziegenberg (oder „Zickenberg“ wie er früher hieß), der ſich jedoch an ſeiner einfachen Erhebung in's Hochdeutſche nicht genügen ließ und deshalb jetzt als „Monte Carrino“ auftritt. Von ſeiner Höhe blickt man ebenfalls in die Bruchlandſchaft hinein, aber die Stadt im Vordergrunde fehlt. Dies führt uns darauf hin, die Bergpartieen, wie ſie ſich um Freienwalde herum gruppiren, auf ihre eigenthümliche Formation hin ein wenig näher anzuſehen. Ihre Eigenthümlichkeit beſteht darin, daß ſie, wiewohl frei und offen daliegend, doch zugleich einen ſehr excluſiven Charakter haben und unter einander (landſchaftlich) in gar keiner oder ſehr geringer Verbindung ſtehn. Wir beſchreiben dieſe hufeiſenförmigen, nach vorn hin geöffneten Thäler vielleicht am beſten, wenn wir ſie, als ebenſo viele Amphitheater bezeichnen. Da alle dieſe Amphitheater am Bruche entlang liegen und nach vorn hin geöffnet ſind, ſo iſt der Blick auf

das Bruch das allen gemeinſame; alles das aber, was ſie nach rechts und links hin mit ihren Flanken umſpannen, iſt ihre Beſonderheit, ihre Specialität, und kann nur von den verſchiedenen Plätzen des eignen, nicht aber von den Nachbar-Plätzen des angrenzenden Amphitheaters aus geſehen werden. Freienwalde, wie ſchon erzählt, ſchiebt ſich in das Amphitheater des Ruinenberges hinein und wird von dem Höhenzuge deſſelben derart beherrſcht und flankirt, daß ſelbſt der zunächſt liegende Monte Caprino nirgends in den umſchloſſenen Halbkreis des Nachbars hinein zu blicken vermag.

Wenn wir den Ruinenberg die „älteſte Firma" nannten, ſo iſt der Monte Carrino die jüngſte. Profeſſor Valentini (aus alten Berliner Tagen her manchem unſerer Leſer bekannt) hat der Stadt, in die er ſich zurückzog, vor 10—20 Jahren dieſen Berg erobert und die höchſte Kuppe deſſelben in die Liſte der Freienwalder Schönheiten eingereiht. Dank ihm dafür. Ob wir ihm auch für das Häuschen zu danken haben, das unter dem Namen „Valentini's Ruh" ſich an höchſter Stelle des Berges erhebt und mit blau und rothen Gläſern ausſtaffirt, den Beſucher auffordert, die Wieſenlandſchaft abwechſelungshalber auch in blau und roth auf ſich wirken zu laſſen, — wiſſen wir nicht; aber wir entſinnen uns Valentini's und müſſen deshalb hinzuſetzen: wir fürchten es. Wir fürchten leider auch, daß die poetiſche Zinkblech-Inſchrift, die (doppelſpaltig) die eine Wand des Häuschens fünf Fuß hoch bedeckt, auf dieſelbe Urheberſchaft zurückgeführt werden muß. Wer hier geſtanden und dieſen Verſen gegenüber nach Verſtändniß gerungen hat, denkt mit Wehmuth an den Ruinenberg und den kurzgefaßten Hölty'ſchen Nachklang zurück.

Wenige freilich werden, angeſichts dieſer lächelnden Landſchaft, Luſt bezeugen, unſern alten Profeſſor auf die Monte Carrino-Höhe ſeines mißverſtandenen Pantheismus zu begleiten, wenige werden ihn leſen, und ſie thuen Recht daran. Aber eine Aufgabe, deren ſich der freie Wandersmann entſchlagen kann, wird zur unabweislichen Pflicht für den ex officio Reiſenden, der leſen

muß und der in Nachſtehendem apheriſtiſch enthüllt, was er an Ort und Stelle gewiſſenhaft verzeichnet hat. Das Ganze iſt ein in's Religiöſe hinüberklingender Naturhymnus, in dem Logik und Grammatik, wie der Lahme und Blinde, einen wunderlichen Wettlauf anſtellen. „Gott (ſo hebt die Inſchrift an) iſt die Seele ſeiner Schöpfung, in der Er ſich gleichſam wie in ein herrliches Gewand hüllt.“ Dieſer Dativ überraſcht; aber Valentini bringt alles wieder in's Gleichgewicht. „Wie ein freundlicher Talisman (ſo fährt er fort) erhält uns die Religion über die Wellen im Schiffbruch des Lebens.“ So vollzieht er (in ſeinem eignen Hymnus) einen Akt der Gerechtigkeit und zahlt ſchließlich dem Akkuſativ die Schuld zurück, die er Anfangs bei ihm eingegangen.

Denken wir milde darüber, hat er doch ſelber ſeitdem die letzte Schuld gezahlt. Auf „Valentini's Ruh“ raſten jetzt Andere, er ſelber aber iſt, am Fuße des Hügels, längſt eingegangen zu dauernder Ruh.

2.

Falkenberg.

Da liegt zu Füßen, ein ſchimmernd Bild,
An die Berge geſchmiegt das weite Gefild,
Falter fliegen im Sonnenſtrahl.

Paul Heyſe.

Etwa wie ſich Heringsdorf zu Swinemünde verhält, ſo verhält ſich Falkenberg zu Freienwalde. Ein Dorf, das, durch ſeine ſchöne Lage, vielleicht auch durch den ſchlichten Zauber des Ländlichen bevorzugt, dem eigentlichen Badeort (zu dem es früher nur Anhängſel war) gefährlich zu werden droht. So dort wie hier. Der Vergleich ließe ſich ohne Zwang noch weiter durchführen. Die Entfernungen ſind ſo ziemlich dieſelben, und wie ſich zwiſchen Heringsdorf und Swinemünde ein tannenbekränzter Dünenrücken zieht, deſſen höchſte Punkte einen prächtigen Blick, weit in die grünliche See hinaus, geſtatten, ſo ziehen ſich zwiſchen Freienwalde und Falkenberg die ſteilen, Tannen- und Laubholzbeſetzten Abhänge des Barnim-Plateaus, deſſen Kuppen meilenweit in das grüne Bruchland herniederſehen.

Der Weg von Freienwalde nach Falkenberg iſt begreiflicherweiſe derſelbe, wie von Falkenberg nach Freienwalde; wir fahren alſo, am Fuß des Plateaus (jetzt umgekehrt, die Berge links, die Wieſen rechts), denſelben maleriſchen Weg zurück, auf dem wir im vorigen Kapitel Freienwalde entgegenfuhren. Die Pflaumenbäume ſind noch dieſelben wie am Tage vorher, aber nicht nur

die Kinder fehlen, deren Uebermuth wir gestern schon etwas zu Gute halten durften, auch der Baldachin fehlt, dessen scharfe und ausgezackte Wachsleinwand gestern wie eine Harke in die Bäume fuhr. Ohne Erlebniß, ohne Lärm und Jubel, nur dem stillen Eindruck der Landschaft und der Herbstesfrische hingegeben, beenden wir unsern Weg und biegen jetzt, mit plötzlicher Schwenkung nach links, in die Falkenberger Dorfstraße ein. Bis dahin am Rand der Berge fahrend, sind wir, durch diese Biegung, wie in das Dorf, so auch in die Berge selbst gerathen. Die steile Wand, die eben noch frei in's Bruch blickte, blickt jetzt auf eine Bergwand gegenüber; das Bild hat seinen Charakter geändert, und der nach rechts hin geöffnete Weg ist ein Hohlweg, eine Schlucht geworden. In dieser Schlucht liegt Falkenberg. Die einschließenden Berge gewähren die schönste und wechselndste Aussicht; die Bergwand rechts blickt in das Bruch, die Wände und Kuppen zur Linken aber blicken in die Verschlingungen und Kesseltiefen der eigentlichen Wald- und Berglandschaft hinein.

Ehe wir indessen diese Wände und Kuppen ersteigen und nach rechts und links hin Umschau halten, steigen wir in die zu unterst gelegene Gasse des Dorfes nieder, wohin uns die weiße Wand und mehr noch der melodische Lärm einer Wassermühle lockt. Dort sind wir willkommen. Wir nehmen Platz neben der Thür, und die Steinbrücke vor uns, unter der hinweg der Mühlbach schäumt (picfende Hühner um uns her und Sommerfäden in der Luft), so rasten wir und plaudern von Falkenberg und seinen Bewohnern.

Falkenberg ist doppellebig. Seine Natur bringt das so mit sich. Die Bruchlandschaft rechts, die Berglandschaft links, da haben wir die Bedingungen dieser Doppellebigkeit. Die Wiesen machen es zu einem Bruchdorf, die Berge mit ihren Quellen und schattigen Plätzen zu einem Brunnen- und Badedorf. Im Einklang mit dieser Doppellebigkeit unterscheiden wir denn auch einen Sommer- und einen Winter-Falkenberger.

Der Winter-Falkenberger, oder der Falkenberger außerhalb der Saison, ist ein ganz anderer wie der Sommer-Falkenberger, oder der Falkenberger in der Saison. Winter-Falkenberger ist ganz Märker, d. h. ein Norddeutscher mit starkem Beisatz von wendischem Blut. Er ist fleißig, ordentlich, strebsam, aber mißtrauisch, eigensinnig und zu quärulirem geneigt. Hört man ihn selbst darüber sprechen, so hat er freilich Recht. Die Wirthschaft (d. h. seine Wiese) bleibt doch immer die Hauptsache, das Fundament seines Wohlstandes, und diese Wiese, dies Stück Bruchland ist mit Abgaben überbürdet. „Die Verwaltung, so hebt der Winter-Falkenberger an, hat uns Gutes gebracht, aber auch viel Böses. Sonst stand das Wasser auf unsern Wiesen 11 Fuß hoch, und wir hatten eine unsichere oder auch gar keine Heuernte; jetzt haben wir die Eindeichung und bringen unser Heu trocken herein, aber wir müssen für den Deich, der uns schützt, eine so hohe Abgabe oder Beisteuer zahlen, daß Mancher schon gedacht hat: ohne Deich war es besser. Unser ganzes Unglück ist, daß sie „da oben" die Abgaben und die Beisteuer ungerecht vertheilen. Die Herren von der Regierung sagen: „„wir haben den Damm gebaut und das Oderbruch trocken gelegt. Wo wir das Bruch von vielem Wasser befreit haben, da muß auch viel gezahlt werden, und wo wir es von wenig Wasser befreit haben, da wird auch nur wenig bezahlt."" Das klingt sehr schön und sehr gerecht, ist aber Ungerechtigkeit von Anfang bis Ende. Hier bei uns stand das Wasser alle Frühjahr am höchsten, elf Fuß hoch und drüber, während es in anderen Theilen des Bruches (und zwar in den besten und reichsten) nur einen Fuß hoch stand. Was geschieht nun? Wir müssen das Elffache bezahlen, denn man hat uns ja von der elffachen Wassermasse befreit. Aber überschwemmtes Land ist überschwemmtes Land und es ist ganz gleich, ob das Wasser ein Fuß oder elf Fuß hoch auf Wiese und Acker gestanden hat."

So der Winter-Falkenberger. Ich habe ihm anfänglich alles geglaubt und ihn wochenlang als ein Opfer des Deichverbandes oder gar einer Regierungs-Laune angesehen, bis ich schließlich mich

überzeugt habe, daß das „wendiſche Blut“ ihn doch auf falſche Wege geführt und ihn bitterer und eigenſinniger gemacht hatte, als nöthig. Die Sache iſt nämlich die: Bruchländereien, in denen das Waſſer vordem elf Fuß hoch zu ſtehen pflegte, genoſſen das traurige Vorrecht, alle Jahre überſchwemmt zu werden, während Ländereien mit einem Fuß Waſſer, jahrelang von jeder Ueberſchwemmung befreit blieben. Ein Fuß Waſſer oder elf Fuß Waſſer iſt freilich gleichgültig, aber die Elf-Fuß-Waſſer-Leute hatten eben das Waſſer immer, während es die Ein-Fuß-Waſſer-Leute vielleicht nur alle elf Jahre hatten. Müſſen aber doch alljährlich ihre Beiſteuer zahlen.

Der Winter-Falkenberger iſt märkiſch, der Sommer-Falkenberger iſt thüringiſch, eine Art Ruhlenſer: freundlich, gebildet, entgegenkommend. Der Vorübergehende bietet guten Tag, giebt Auskunft, zeigt den Weg. Ueberall gute Form und gute Sitte, eine „Manierlichkeit“, wie ſie ſonſt in den Marken (zumal in den Odergegenden) nicht leicht betroffen wird. Dieſe Manierlichkeit iſt zum guten Theil etwas Aeußerliches, ein Kleid, das an- und abgelegt werden kann, aber wenn ich recht geſehen habe, ſo iſt dieſe thüringiſch-mitteldeutſche Art, wie ſie einem hier entgegentritt, doch nicht blos etwas Angenommenes, ſondern zum guten Theils auch das Produkt einer mitteldeutſchen Landſchaft, einer Thüringiſchen Umgebung und Natur. Der modelnde Einfluß, den die Wohnſtätte des Menſchen auf den Menſchen ſelber übt, wird wohl kaum noch beſtritten, und hier haben wir ein Beiſpiel davon. Die Falkenberger früherer Jahrhunderte, deren Eigenart noch in dem Winter-Falkenberger fortlebt, hatten ihr Auge nur der Wieſe und dem Waſſer zugewandt, und ſie waren und blieben wendiſch-märkiſche Fiſchersleute durch viele Jahrhunderte hindurch; von dem Augenblick an aber, wo ſie ſich, zumal um die Sommerszeit, den ſchönen Bergen zuwandten, begann auch der Anblick des Schönen den Formenſinn zu bilden, die Sitte zu modeln, und unter dem Einfluß einer ſo nah gelegenen und doch ſo ſpät erſt entdeckten thüringiſchen Natur entſtand etwas von thüringiſcher

Sitte, von sächsischem Schliff. — Welch Unterschied jetzt zwischen einem märkischen Sanddorf und diesem gebirgsdorfartigen Falkenberg! Dort schlummert noch der Sinn für das Schöne; die Armuth kennt nur was nöthig, im glücklichsten Fall was nützlich ist, aber sie fragt nicht nach dem, was ziert und schmückt. Zieht sich eine Allee durch solch ein Sanddorf hin, so darf man sicher sein, daß sie ein Befehl in's Leben gerufen hat; der freie Wille, der eigne Trieb der Dörfler hätte sie nie geschaffen. Wie anders hier. Jedes einzelne Haus zeigt die Freude an dem, was gefällt. Um die alten Obstbaumstämme rankt sich der sorglich gepflegte Epheu am Gitterdraht. Weinzänge laufen an der Rückfront der Häuser hin, der Ebereschenbaum lehnt sich an den Vorbau der Häuser, und Bank und Laube haben ihren bestimmten Platz. Der Brunnen, das Bienenhaus. Kleines und Großes fügt sich malerisch in das Ganze ein, denn der Sinn für das Gefällige, für alles was ziert und schmückt, ist lebendig geworden und wirkt, ohne Anlauf und Absicht, selbstständig-thätig in jedem Moment.

Aber freilich Anleitung und Schulung ging diesem „Selbstständig-thätig-sein" voraus und Anregung. Anleitung, treten noch jetzt, helfend und fördernd, an den Sommer-Falkenberger heran. Ein geläuterter Geschmack, das feinere Verständniß solcher, die weder mit dem Winter- noch dem Sommer-Falkenberger etwas Bestimmtes gemein haben, haben hier in Bauten und Anlagen vielfache Muster geschaffen. Und solcher Muster bedurfte es allerdings. Die Dinge hier, wie schon angedeutet, waren nicht immer das, als was sie jetzt dem Auge sich darbieten, und aller gute Wille der Falkenberger — selbst nachdem sie gelernt hatten, den Bergen sich zuzuwenden — hätte nie ausgereicht, diese Sandwand zur Rechten in Terrassen und Weingänge und diese Berglehnen zur Linken in Laubholz-Wald zu verwandeln. Ihr Verdienst war: sie folgten, sie hatten ein Auge für das Bessere, sie waren bereit zu lernen.

Das Beste dieser Umwandlungen verdanken die Falkenberger dem Natur- und Schönheitssinn ihres nächsten Nachbars, des Be-

sitzers von Göthen, eines Dorfes, dessen Bergpartieen und Hügelabhänge gleichsam die malerische Umrahmung des in der Tiefe gelegenen Falkenbergs bilden.

In dies Göthner Bergterritorium hinein ermöglichen sich nun, als vorzüglichster Reiz eines Falkenberger Aufenthalts, allerhand Ausflüge und Partieen; wir treffen aber wohl das Richtige, wenn wir nur drei Punkte besonders namhaft machen und ihnen den Preis der Schönheit zuerkennen. Es sind dies die Carlsburg, die Idas-Eiche und der Göthner Park. Einer kurzen Beschreibung dieser drei Punkte selbst schick' ich eine Beschreibung des ihnen gemeinschaftlichen Terrains voraus. Dies Terrain also (im Rücken Falkenbergs) ist ein nach vorn hin geöffnetes Kesselthal und hat die Form eines Hufeisens oder eines griechischen «Ω». Auf der geschlungenen Bergline, die das Kesselthal bildet, befinden sich Kuppen, die nach den verschiedensten Seiten hin in's Land hineinsehen, die beiden schönsten Punkte aber sind natürlich die am freisten, am meisten nach vornhin gelegenen: die Carlsburg und die Idas-Eiche (a und b). Am meisten zurückgelegen (c) liegt Dorf Göthen. Von ihm aus zieht sich dann, an einem Bach oder Fließ entlang, von Bergwänden eingefaßt, der Göthner Park bis an die Grenze des Falkenberger Gebiets hin.

Die Carlsburg, ein heitres, villenartiges Gebäude, blickt von dem sogenannten Paschenberg aus, in die Oderbruchslandschaft hinein. Der Punkt ist reizend genug, was aber diesem Paschenberg als Aussichtspunkt einen besondern Reiz verleiht, das ist die aparte Schönheit seines Vordergrunds, des Dorfes Falkenberg selbst, über dessen Schluchten, Dächer und Thürme hinweg der Blick zu der weiten, grünen Fläche hinüber schweift. Schöner fast noch, als von der Höhe des Berges aus, hat man diese Blicke schon beim Ersteigen desselben, wo mannigfache, durch den Wald geschlagene Laubengänge die schönsten Stellen des Bildes (namentlich mit glücklicher Benutzung des Falkenberger Kirchthurms) wie in einen Rahmen zusammenfassen. — Leicht vom Dorf aus zu

erreichen, eben so heiter in seiner baulichen Anlage, wie in dem Blick, den es uns auf die duftige Bruch-Fläche gönnt, ist die Carlsburg der bevorzugte Platz der Falkenberger Sommergäste, namentlich um die Mittagsstunde. Hier versammelt man sich zu gemeinschaftlichem Mahl, hier in Front des Hauses, unter dem säulengetragenen, geisblattumrankten Verbau, klingen bei festlichen Gelegenheiten (die sich ja immer finden) die Gläser zusammen, und die bereit stehenden Böller donnern dazwischen und wecken das Echo in den Bergen.

Noch schöner ist die Ida's-Eiche. Der Blick in's Bruch ist derselbe wie von der Carlsburg aus, der Blick in die Berge aber umfaßt den ganzen Inhalt des zu Füßen liegenden Kesselthals; Berglehnen und geschlungene Wege, Laubholzwald, Häuser und Hütten. Man kann hier von einem Avers und Revers der Landschaft sprechen; nach beiden Seiten hin ein gleich gewinnendes Bild. Was dieser Ida's-Eiche indessen die besten Freunde wirbt, ist ein gewisses genrehaftes Beiwerk, dessen sie sich erfreut. Eine breite Treppe windet sich spiralförmig um den alten Stamm der Eiche und mündet oben in einen Rund-Tisch oder poetischer in eine „Tafel-Runde" aus. Die höchste Krone des Baumes spannt sich als Schirm über dieser gitterumfaßten Plattform und schafft hier einen beneidenswerthen Aufenthalt, zumal um die Zeit des Sonnenuntergangs. — Wenn der Carlsburg, nach altem Herkommen, der helle Mittag gehört, so gehört der Ida's-Eiche die Dämmerstunde, der Abend, wo

auf am Himmelsbogen
die goldnen Sterne zogen.

Dann ist diese Plattform ein Balkon, wie ich hierlandes auf keinem schöneren gesessen. Aus dem Dunkel des Waldes blinken einzelne Lichter herauf, am Horizont (jenseits des Bruches) ziehen lichtweiße Streifen, und verschwinden wieder, — nichts ist wach als der Abendwind, der die Eiche, die uns trägt, in leises Schwanken bringt. Einlullend, wie mit magnetischer Hand, berührt uns

die Luft, und das Gezlauder wird ſtiller und ſtiller, bis es endlich ſchweigt. Immer heller funkeln die Sterne, immer weiter wird der Blick, bis endlich, wie aus Bann und Märchenſchlummer, das Raſſeln eines ſchweren Poſtwagens uns weckt und das begleitende Poſthorn, das, von der Falkenberger Berglehne her, zu uns herüberklingt.

Der Cöthener Park. — Von der Ida's-Eiche bis Dorf Cöthen iſt wenig weiter als 1000 Schritt, und die Cöthener Dorfſtraße ohne Aufenthalt paſſirend, führt uns unſer Weg unmittelbar an den Eingang des Parks. Dieſer Park iſt etwas altfränkiſch; er ſtammt noch aus einer Zeit, wo man gewiſſen perſpectiviſchen Künſten den Vorrang einräumte vor der landſchaftlichen Schönheitslinie; es fehlt noch eine freiere und natürlichere Anlage, und Tempelchen und Muſchelgrotten haben noch ihren Platz. Marmorköpfe, über deren ſpecielle Bedeutung an der Stelle, die ſie einnehmen, vielleicht immer ein Dunkel walten wird, blicken räthſelhaft aus Felsgemäuer*) hervor und Delphine und Löwen ſpeien Waſſer und laſſen es ſich nicht anfechten, daß ihre alabaſterweißen Unterkiefer von Eiſenocker längſt braun geworden ſind. Die alten Künſte der alten Parks, von denen wir die Muſterſtücke noch immer in Schwetzingen und im Wörlitzer Garten finden! Dennoch hat dieſer Cöthener Park ſeine Eigenthümlichkeit, weil das Stück Natur eigenthümlich war, das zu ſeiner Anlage genommen wurde. Es iſt eine reich mit Laubholz, namentlich mit ſchönen Buchen beſetzte Schlucht, durch die ſich ein Fließ zieht. Dieſes Fließ, das — in ſeiner künſtlichen Verzweigung — dem Park an einzelnen Stellen den Charakter eines Elsbruchs giebt, iſt in Wahrheit der Quell ſeiner Schönheit überhaupt. Ob man wirklich mehr Waſſer und namentlich raſcher fließendes hier hatte als anderswo, oder ob man ſich nur beſſer auf ſeine Benutzung verſtand, gleichviel — Waſſer überall. Der Bach mit Plätſchern und

*) Eine dieſer Grotten, ſo heißt es, iſt aus Lava aufgeführt, und die Gegenſtände innerhalb derſelben ſtammen von Herkulanum und Pompeji.

Gemurmel begleitet uns von Schritt zu Schritt, er iſt unſer Führer durch die labyrinthiſchen Gänge; aber nicht genug damit, alle Minuten hält er inne, um noch ein Uebriges für uns zu thun. Hier ſtürzt er ſich vom Wehr, aber nur um an nächſter Stelle ſchon als Springbrunnen wieder aufzuſteigen; hier treibt er ein Waſſerrad, dort ſpeiſt er eine überlaufende Vaſe, und aus der langſam ſich drehenden Scheibe daneben ſpritzen feine dünnen Strahlen, zugleich als Schmuck und als treibende Kraft.

Am wenigſten glücklich iſt der Park in Inſchriften. Wir folgen aber, ſtatt bei ihnen zu verweilen, lieber dem plätſchernden Fließ, deſſen Lauf uns nach einem kurzen Spaziergang, durch die Mitte des umwaldeten Keſſelthals, in die maleriſch verſchlungenen Straßen von Dorf Falkenberg zurückführt.

3.

Das Schloß.

Dies weiße Häuschen sind' ich zum Entzücken.
Die Wand ist sauber bis hinauf zum Dache,
Und deine Fenster sind es, die es schmücken.

B. v. Lepel.

Freienwalde hatte von Alters her ein „Schloß", erst ein Uchtenhagensches, dann ein churfürstliches, zuletzt ein königliches.

Das Schloß, das die Uchtenhagens hier hatten und in das sie wahrscheinlich einzogen, nachdem ihre Burg auf dem Schloßberg (siehe das entsprechende Kapitel) zerstört worden war, lag unmittelbar hinter der Freienwalder Kirche und blickte auf die Oder hinaus, die damals bis dicht an die Stadt herantrat. Eine schlichte Abbildung in Philipp v. d. Hagens „Beschreibung der Stadt Freienwalde" stellt höchst wahrscheinlich dies alte Uchtenhagensche Schloß dar. Woher er dies Bild genommen, habe ich nicht ermitteln können. Es ist ein einfaches, beinah fensterloses Gebäude mit einem gothischen Erkerthurm als einzigem Schmuck.

Das churfürstliche Schloß (in unscheinbaren Resten noch erhalten) erhob sich an derselben Stelle, wo vorher, durch zwei Jahrhunderte hin, das eben beschriebene Stadtschloß der alten Uchtenhagen gestanden hatte. Der große Churfürst ließ es 1687 zu „künftigem bequemen Aufenthalte daselbst" erbauen; näheres über diesen Bau aber: wann er beendigt wurde, wer es bewohnte, hab' ich nicht mit voller Bestimmtheit in Erfahrung brin-

gen können. Die Nachrichten, die man in Freienwalde selbst einzieht, widersprechen sich einander, und ein Zuratheziehen der reichen „Freienwalder Literatur“ giebt ebenfalls mehr Abweichendes als Gewisses. Philipp v. d. Hagen schreibt: „In der Stadt ist ein Schloß, von Steinen gebaut, welches der Churfürst um deswillen erbauen ließ, weil er alle Jahre den Brunnen zu besuchen pflegte und alsdann daselbst wohnte.“ Dies letztere aber (wenn es sich auf ein Wohnen in eben diesem Stadtschloß bezieht) ist nicht möglich und wird durch v. d. Hagens Buch an anderer Stelle selbst widerlegt. Er schreibt (S. 48): „Der Churfürst logirte (1685) mit seinem Gefolge in der Stadt mit vieler Unbequemlichkeit (d. h. also ohne Schloß) und beschloß beim Brunnen ein Gebäude aufführen zu lassen.“ v. d. Hagen fährt dann fort: „1686 kam der Churfürst nicht nach Freienwalde; als er 1687 sich des Brunnens wieder bediente, wohnte er in dem neuen Brunnengebäude (dem jetzigen sogenannten churfürstlichen Flügel), sein Gefolge logirte aber in der Stadt.“ Aus allem diesem geht wenigstens das eine hervor, daß der große Churfürst niemals im Stadtschloß zu Freienwalde gewohnt haben kann; 1685 (wo er in der Stadt logirte) deshalb nicht, weil das Schloß damals noch nicht einmal begonnen, geschweige fertig war, und 1687 deshalb nicht, weil er in diesem letztgenannten Jahre überhaupt nicht in der Stadt, sondern auf dem Brunnen wohnte. Landrath v. Reichenbach schreibt 1824: „das alte königliche Schloß in Freienwalde wurde 1687 von Schlüter begonnen“, eine Notiz, die völlig werthlos ist, da der berühmte Baumeister erst 1691, also 4 Jahre später und drei Jahre nach dem Tode des großen Churfürsten, in den brandenburgischen Dienst trat. v. Reichenbach verwechselt hier das Stadtschloß mit dem „Schloß auf dem Brunnen.“ Am zuverlässigsten ist mir folgende Angabe erschienen, die ich einem 1848 erschienenen Büchelchen entnehme: „König Friedrich I. vollführte den schon unter seinem Vater 1687 angefangenen Bau des Amts- oder Rathhauses (hinter der großen Kirche), das ursprünglich zum Jagdschloß bestimmt war.“ Dies Wort „Jagd-

ſchloß“ iſt nicht ganz correkt, ſonſt aber, wie ſchon bemerkt, dürfte dieſe letztcitirte Angabe der Wahrheit am nächſten kommen. Die Sache würde ſich danach in Kürze ſo ſtellen. Der große Churfürſt ordnete den Bau eines „Stadtſchloſſes“ an, und unter ſeinem Nachfolger wurde dieſer Bau beendet. Dies „Stadtſchloß“ ward aber weder vom Churfürſten noch ſpäter vom König Friedrich I. je bewohnt, ſondern erhielt gleich nach ſeiner Herſtellung die Beſtimmung eines Königlichen Amts- und ſpäter (an die Stadt übergehend) eines ſtädtiſchen Schul- und Rathhauſes. Das Haus, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit verändert, ſteht noch, diente (wenigſtens bis vor Kurzem) als Schule und Gefängniß und zeigt begreiflicherweiſe nichts mehr von alter Schönheit und königlichem Glanz.

Das königliche oder neu-königliche Schloß Freienwalde liegt nicht innerhalb der Stadt, ſondern unmittelbar vor den Thoren derſelben, auf dem Wege zum Brunnen hinaus, faſt am Fuße des ehemaligen „Apothekerbergs.“ Dieſer, inzwiſchen in einen Schloßgarten umgewandelt, führt demgemäß den Namen der „Schloßgartenberg“; nicht zu verwechſeln mit dem Schloß-Berg, der, halben Wegs zwiſchen Freienwalde und Falkenberg gelegen, die Ruinen der alten Uchtenhagen-Burg auf ſeiner Kuppe trägt. Wir werden dieſen letztern, den Schloß-Berg, in einem künftigen Kapitel kennen lernen.

Auch das neu-königliche Schloß Freienwaldes, wiewohl wenig älter als 60 Jahre, hüllt ſeine Anfänge wenigſtens in ſo weit in Dunkel, als es mir nicht hat gelingen wollen, das Jahr ſeiner Entſtehung mit voller Gewißheit feſtzuſtellen. Eine freundliche Mittheilung aus Freienwalde ſelbſt lautet wie folgt: „Das hieſige königliche Schloß iſt Anfangs der neunziger Jahre von der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. erbaut worden. Die Baulichkeiten ſind unverändert geblieben, nur daß 1844 ein am Kirchhofsrande gelegenes Kammerfrauen-Haus abgebrochen wurde. Der Schloßgarten, an den Abhängen des Berges, iſt erſt allmählig zu ſeiner jetzigen Ausdehnung angewachſen. Die Hofdamen wohnten,

ſo lange hier Hof gehalten wurde (bis 1805), in dem Hauſe, das jetzt die Kaſtellans-Wohnung bildet. Friedrich Wilhelm IV. hatte vor, die Anlagen des Schloßgartens zu erweitern; die nöthigen Ländereien waren auch bereits angekauft, als ſein Hinſcheiden dem Plan ein Ende machte."

Dieſe Notizen enthalten ſo ziemlich eine Quinteſſenz alles Deſſen, was in Freienwalde über Geſchichte und Entſtehung des „neuen Schloſſes" curſirt. Die erſte Zeile derſelben iſt in ſoweit nicht ganz correkt, als ich nachzuweiſen im Stande bin, daß das neue Schloß bis 1795 nicht exiſtirte, alſo nicht Anfangs der neunziger Jahre, ſondern höchſt wahrſcheinlich erſt am Schluß derſelben entſtanden iſt. Es liegt mir ein Buch aus dem Jahre 1795, „Dr. Heidekkers Beſchreibung der Stadt Freienwalde" vor, deſſen Titelkupfer eine Abbildung aller der Baulichkeiten giebt, die damals auf dem mehrgenannten Berge ſtanden. Es ſind dies: der Pavillon der Königin, der Königin Wohnhaus und der Königin Gartenhaus, — aber vom „Schloß" keine Spur, auch nicht einmal die Anfänge deſſelben.

So weit die Vignette des Buches, die indeſſen möglicherweiſe täuſchen könnte; aber der Inhalt des Buches beſtätigt, was die Vignette zeigt, nämlich die Thatſache, daß bis 1795 kein „Schloß" an den Abhängen des „Apothekerbergs" zu finden war. Dr. Heidekker ſchreibt in dem genannten Jahre: „Die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. fand die Lage dieſes Berges ſo reizend, daß ſie von 1790—95 alljährlich über 6 Wochen während der Badezeit in Freienwalde zubrachte und die Wohnung des Oberförſters Wiprecht, die zu dieſem Zweck erweitert und eingerichtet worden war, bewohnte. Sie ließ zugleich neben der Oberförſter-Wohnung eine geſchmackvolle Sommerwohnung bauen, die aus einem Saale, 4 Kabinets und einer Küche beſtand, — der jetzige Pavillon." Dieſer Pavillon exiſtirt noch, ganz in der Geſtalt, wie ihn die Vignette zeigt; er wurde ſpäter zu Gartenfeſten und kleinen Theaterſpielen benutzt, iſt aber durchaus nicht das „Schloß."

Dies „Schloß" ſelbſt wurde höchſt wahrſcheinlich im Sommer

1798 zu bauen begonnen. Am 16. November 1797 war König Friedrich Wilhelm II. im Marmorpalais zu Potsdam gestorben, und wie locker immer die Beziehungen zwischen dem König und seiner Gemahlin, Louise, Prinzeß von Hessen-Darmstadt, gewesen sein mochten, nicht gut konnte diese vor dem Tode des Königs, ihres Gemahls, daran denken, ihren Aufenthalt dauernd in Freienwalde zu nehmen. Daß es bis 1795 nicht geschehen war, wissen wir bestimmt. Wir irren also wohl nicht, wenn wir annehmen, daß sich die Königin bis zum Ende der Saison 1797 mit der oben beschriebenen Sommerwohnung begnügte und erst 1798, — in diesem Jahre Freienwalde zu ihrem Wittwensitze machend — auch ein wirkliches Schloß daselbst zu bauen begann. Der Bau dieses Schlosses nahm wenigstens zwei Jahre in Anspruch, so daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach das Richtige treffen, wenn wir uns die Räume des Freienwalder Schlosses nicht vor Eintritt des neuen Jahrhunderts belebt denken. Den Namen des Baumeisters habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die Königin-Wittwe, wenn unsere obigen Zahlen zutreffen, residirte hier fünf Jahre; sie starb am 25. Februar 1805.

Die Frage entsteht, wie lebte hier die Königliche Frau, wie verflossen ihr die Tage ihrer Wittwenzeit? Still, und deshalb nicht eingetragen in die Blätter der Geschichte. Aber Einzelnes lebt doch in schriftlicher oder mündlicher Ueberlieferung fort, das uns einigermaßen in den Stand setzt, uns ein Bild dieser stillen Tage zu entwerfen. Die königliche Frau, ausharrend in ihrer Liebe für die Stadt, der sie seit Jahren ihre besondere Gunst geschenkt hatte, fuhr mit regem Eifer fort, sich die Verschönerung Freienwaldes angelegen sein zu lassen, besonders die Landschaft durch Zugänglichmachung ihrer schönsten Punkte zu erschließen.*) Ueberall entstan-

*) Zu einem solchen „erschließen" der Landschaft war auch in Freienwalde damals, wie überall im Lande, noch vollauf Gelegenheit gegeben. Denn der Sinn für „schöne Natur" ist, wie die „Landschaftsmalerei" (bekanntlich die jüngste Tochter der Malerkunst), von sehr modernem Datum, namentlich aber in der Mark. Die eigentliche märkische Bevöl-

den Partieen und Promenaden, Eremitagen und „Tempel.“ Abhänge wurden bepflanzt, dichte Waldpartieen gelichtet und gerodet. Sie kaufte den „Poetenberg“, bepflanzte ihn mit Kastanien, mit Pappeln und Akazien, und errichtete, wie uns überliefert wird, ein Haus im japanesischen Geschmack, das (man nahm es damals nicht so genau) den Namen „Otahaiti“ erhielt.

Bedenklicher erscheint schon folgende Notiz, die wir ebenfalls unserem Gewährsmann, Dr. Heidekker, entnehmen.

„Etwa hundert Schritte von der Papiermühle entfernt, so schreibt er, hat Ihre Majestät die Königin-Witwe ein Haus aufführen lassen (mit Saal und verschiedenen Cabinetten), das ganz gelb angestrichen ist und eben, gegen das Dach zu, Nischen mit Büsten alter Kaiser und Gelehrten hat, welche abwechselnd von rother und schwarzer Farbe sind. (Wer roth oder schwarz ist, die Kaiser oder die Gelehrten, ist nicht gesagt.) Ihre Majestät die Königin pflegen zu allen diesen äußerst geschmackvollen Anlagen die Ideen immer selbst anzugeben. Dies eben beschriebene Haus wird das „„gelbe Haus““ genannt.“

Wir könnten noch von vielen Verschönerungen der Art erzählen, deren Verdienstlichkeit es wenig Abbruch thut, daß das Maaß ihrer Schönheit oft ein höchst bescheidenes oder zweifelhaftes war; wir ziehen es aber vor, uns nunmehr jenen Besuchs- und Familientagen von Schloß Freienwalde zuzuwenden, wo die „Kinder“ von Berlin herüberkamen: der König, die Königin und mit ihnen die drei ältesten Enkel: Fritz, Charlotte und Wilhelm. Vieles im Schloß erinnert noch an jene Tage stillen Glücks, und beson-

---

kerung hat noch jetzt diesen Sinn beinah gar nicht, wovon sich jeder überzeugen kann, der an hübschgelegenen Orten einer Vergnügungspartie märkischer Stadt- und Dorfbewohner beiwohnt. Sie sind ganz bei ihrem Vergnügen, aber gar nicht bei der „Landschaft“, der sie in der Regel den Rücken zukehren. Der Berliner „Sommerwohner“ ist nicht deshalb so bescheiden in seinen Ansprüchen, weil ihm die märkische Natur nichts bietet, sondern weil es ihm schließlich gar nicht darauf ankommt, ob die Sache so oder so ist.

ders iſt es „Kronprinz Fritz“, deſſen Spuren ſich auch hier wieder am deutlichſten verfolgen laſſen. Es ſcheint faſt, daß er oft längere Zeit bei der Großmutter zum Beſuche war; er drechſelte (Einzelnes von ſeiner Hand wird noch gezeigt), ſpielte und kletterte im Park umher, und allerhand Anekdoten curſiren noch von alten viel verfolgten Hofdamen, die, beſonders an Winterabenden, auf dem Heimweg vom Schloß durch ſchattenhaftes Hin- und Herhuſchen, durch Geraſchel in den Zweigen, dann ſpäter am Abend durch Kratzen an der Hausthür oder durch leiſes geſpenſtiſches Klingeln in ihrer Einſamkeit erſchreckt wurden. Das intereſſanteſte Ueberbleibſel aus jener Zeit aber iſt ein Leierkaſten, der damals dem Kronprinzen zum Geſchenk gemacht wurde, und deſſen Hauptſtück die Papageno-Arie war:

„Ein Mädchen oder Weibchen
Wünſcht Papageno ſich;“

eine Arie, die womöglich allabendlich und am liebſten mit Vokal-Begleitung, unter den Fenſtern der alten Hofdamen geſpielt wurde.

1805 ſtarb die Königin-Wittwe, und das Schloß zu Freienwalde ſtand, auf viele Jahre hin, leer. Die Invaſion, dann die Kriegsjahre, — es waren nicht Zeiten für traulich ruhige Tage in Freienwalde. Erſt wieder in den dreißiger Jahren hören wir von beſtimmten Beſuchern im Freienwalder Schloß. Prinzeß Luiſe von Radziwill brachte hier die Sommermonate von 1836 zu; ſie ſehnte ſich nach Stille, nach Ruhe, und ſie fand ſie hier.

Seit jenen dreißiger Jahren verging kaum ein Sommer, wo nicht das Schloß am Schloßgartenberg, auf länger oder kürzer, ſeinen Beſuch gehabt hätte; aber eine Reſidenz, der Sitz eines Hofhalts iſt es ſeit den Tagen der Königin-Wittwe nicht wieder geweſen.

Wir treten nun an das Schloß ſelbſt heran. Es hat mehr den Charakter eines ſtattlichen, geſchmackvoll aufgeführten Privathauſes, als den eines Schloſſes. Würden wir es, ſeinem Styl nach, zu rubriciren haben, ſo müßten wir es als einen Renaiſſance-

Bau bezeichnen, der sich, in fast zu weit gehender architektonischer Einfachheit, vorgesetzt zu haben scheint, unter Vermeidung jeglichen Ornaments, rein durch die Proportionen, durch das richtige Verhältniß der Formen zu wirken. Unter Laub und Blumen gelegen, aus denen, malerisch unterbrochen, die gelben Wände hervorleuchten, macht das Ganze einen durchaus heitern Eindruck, und doch heißt es auch von diesen Mauern: „sie haben Leides viel gesehn", stilles Leid, aber um so tiefer vielleicht, je stiller es getragen wurde.

Von dem Innern des Schlosses gilt dasselbe wie von seiner äußern Erscheinung, — es hat überwiegend den Charakter eines Privathauses. Geräumige Zimmer, aber weder breite Treppen, noch lange Corridore, weder Hallen noch Säle; ein Bau für eine Königin-Wittwe, die sich selber leben will, nicht für eine Königin, die Andren leben muß. Die Ausschmückung und Herrichtung ist die übliche; nur statt des strengeren Stils der Außenseite begegnen wir hier den Anklängen an die viel verurtheilte und doch so behagliche Roccoco-Zeit. Chinesische Zimmer und Paradiesvogel-Zimmer wechseln unter einander ab, dazwischen Rosenstrauch-Tapeten und buntbedruckte Kattune. In den Zimmern zerstreut stehen alte Erinnerungsstücke, oft mehr absonderlich als schön, und mehr bemerkenswerth um der Personen willen, denen sie zugehörten, als um ihrer selbst willen. An solchen eigenthümlichen Werthstücken sind die Schlösser der Hohenzollern reich, und wie in manchem andern, so giebt sich auch hierin eine Eigenthümlichkeit ihres Hauses zu erkennen. Sie haben nämlich nicht das Bedürfniß, sich ausschließlich mit hoher, mit bestemter Kunst zu umgeben, sondern mit Bereitwilligkeit, ja mit Vorliebe fast, gönnen sie auch dem Niedriggebornen in der Kunst, den mit schüchterner Hand geschehenen Versuchen, den Zutritt in ihr Haus. Wer die Zimmer kennt, die Friedrich Wilhelm III. zu bewohnen pflegte, wird diese Bemerkung am ehesten verstehn. Es spricht sich beides in dieser Erscheinung aus, — ein Mangel und ein Vorzug. Die Hohenzollern waren nicht immer ästhetisch-feinfühlig, aber sie waren jederzeit human.

Zu dieſen Betrachtungen giebt auch Schloß Freienwalde genügende Veranlaſſung. Da ſind complicirte „Stroh-Nähtiſche“ mit eingeflochtenen Namenszügen, da ſind Stühle mit hochzuſchraubenden Lehnen, da ſind endlich Tiſche, aus deren Platten, durch Druck und Zug, ſich Stehleitern (horribile dictu) vor dem erſtaunten Auge aufrichten; lauter Dinge, vor denen der eigentliche Kunſtſinn erſchrickt, während der milde Sinn, der gelten läßt, ſich ihnen zuneigt und des Strebens ſich freut. Aber, gut oder nicht, es ſind nicht dieſe Schöpfungen einer ungeregelten Tiſchler-Phantaſie, bei denen wir länger verweilen, wir treten lieber aus dem Paradiesvogel-Zimmer auf den Corridor hinaus und ſteigen einige Stufen treppab, um nach jenem beſten Erinnerungsſtück des Hauſes zu ſuchen, das vor 60 Jahren der Jubel eines heiteren Prinzen und der Schrecken alter Hofdamen war. Wir meinen natürlich die Drehorgel. Da ſteht ſie verſtaubt im Keller. Wir legen die Kurbel an, die ſich unter einem Ballen Flachs und Heede findet, und beginnen zu drehen. Aber die Harmonie iſt hin. Die heitren Töne ſpringen nicht mehr, wie elaſtiſch, vom Lager auf; lahm, gebrochen, verſtimmt ziehen ſie langſam durch die Luft und hallen düſter von der Kellerwand zurück. Sechszig Jahr — eine lange Zeit. Die Heiterkeit manch' zarterer Saite, manch' feineren Inſtruments, ſchlug um ſeitdem in Weh und Leid.

Schloß Freienwalde iſt unbewohnt jetzt. Von Zeit zu Zeit, wie ſchon erzählt, hat es ſeine Gäſte, aber Laune und Zufall gefallen ſich darin, die ſommerliche Villa vor Allem zu einem winterlichen Jagdſchloß zu machen. Im December, bei grauem Himmel, wenn Weg und Steg unter fußhohem Schnee liegen, dann wird es lebendig hier. Freilich nur auf Stunden.

Dann, um Mitternacht, mit Peitſchenknall und Schellengeläut, jagen Schlitten durch die Straßen der tiefſtillen Stadt, den Berg hinauf, den Park hindurch, bis vor das verſchneite Schloß. Fackeln

und Windlichter werfen ihren Schein auf die ausſteigenden Gäſte, — hohe, heitre Geſtalten, die den Schnee von ihren Pelzen ſchütteln. Sie treten auf wie Solche, die hier zu Hauſe ſind. Diener mit Taſchen und Jagdgeräth, mit Büchſenſäcken von rothem Juchtenleder, ſteigen treppauf, alle Fenſter werden hell, hinter den herabgelaſſenen Rouleaux bewegen ſich einzelne Schatten, dann wird es ſtiller und nur von Zimmer zu Zimmer knarrt noch der Ton, womit der müde Fuß aus dem Stiefel fährt. Noch ein kurzer Befehl, ein „gute Nacht“ und alle Lichter löſchen aus.

Eh' der Tag graut, iſt das Schloß wieder leer. Nur halbverwehte Schlittengleiſe und lange Streifen, die die Spitze der Parforce-Peitſche durch den Schnee zog, zeigen noch den Weg, den die Gäſte auf ihrer Weiterfahrt genommen. Das Schloß liegt da, wie immer; ſtiller, ſo ſcheint es, denn je. — Alles was kam und ging war wie ein Traum über Nacht. —

4.

Der Gesundbrunnen.

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind, —
Die Zweige hängen nieder.

Th. Storm.

„Der Freienwalder Gesundbrunnen liegt eine kleine Viertelmeile von der Stadt, gen Süden hin, in einem mit ziemlich hohen Bergen eingeschlossenen, anmuthigen Thal; die Berge sind mit Eichen, Buchen, Fichten, auch niedrigem Baum- und Strauchwerk bewachsen, und haben viele gute Kräuter." So schrieb Thomas Philipp v. d. Hagen, dem wir die erste Beschreibung Freienwaldes verdanken, vor nunmehr 80 Jahren und wir wüßten nicht was wir an dieser Darstellung zu ändern hätten.

Aber wenn nicht das Brunnenthal selbst, so hat doch der Weg hinaus seinen Charakter verändert; was damals eine „Allee" war, ist jetzt eine städtische „Straße" geworden und hinter den schönen Lindenbäumen, die nach wie vor den Weg einfassen, erheben sich, des Schlosses und Schloßgartens zu geschweigen, allerhand Villen, Hotels und Gärten, aus denen hervor im Mai die weißen Blüthen und im September die rothen Aepfel lachen. Der ganze Weg zum Brunnen hinaus, der einen oder andern unsrer Thiergarten-Straßen nicht unähnlich!

Dieselben Hügelreihen, die den Weg zum Brunnen bilden, bilden schließlich auch das Brunnenthal selbst, das nichts anders

iſt als eine etwas erweiterte Thal-Schlucht, ein Keſſel, zu dem ſich der Weg verhält, wie eine ſchmale Straße zu einem breiten Platz, auf den ſie mündet.

Es iſt ein September-Nachmittag. An Linden und Sommerhäuſern, zuletzt an der reizend gelegenen Papenmühle vorbei, über deren ſtillen Teich die Schwäne ziehn, haben wir unſern Gang von der Stadt aus gemacht und ſind nun eingetreten in das ſtille Thal, das den Namen des Freienwalder Geſundbrunnens führt. Die Saiſon iſt ſchon vorüber; aber die Quellen ſprudeln weiter und die Nachmittagsſonne ſteht ruhig über dem Thal und wärmt mit ihren Strahlen die ſchon herbſtesfriſche Luft. Ein Kellner, der die traurige Verpflichtung hat, ſeine Zeit hier „abzuſtehen", bis die de facto bereits beendigte Saiſon auch de jure geſchloſſen iſt, begrüßt uns, wie der Gefangene den Schmetterling begrüßt, der an ſeinem Fenſter vorüberfliegt — ein bloßer Paſſant, aber doch immerhin ein Gaſt. Ohne jegliches Verſtimmtſein entreißt ſich der an dem Pfeiler Lehnende ſeinem wachen Traum, der ihn (wir glauben nicht zu irren) ſo eben an die minder poetiſchen, aber vergnüglicheren Ufer der Spree getragen hatte, in große Säle mit Gaskandelaber und Spiegelſcheiben, mit Palmenkübeln und ſchmetternder Muſik.

Wir erſchienen ihm wohl wie Boten aus dieſem Land ſeiner Sehnſucht. Jedenfalls ließ ſeine Willfährigkeit nichts zu wünſchen übrig und gemeinſchaftlich anfaſſend, wurde an der ſonnigſten Stelle des Gartens ein Kafferplatz ohne Zwang und Mühe arrangirt. Die Zuſammenſetzung erfolgte aus den üblichen Requiſiten: einem weißgeſtrichenen Tiſch mit einem Riß in der Mitte und einem Stuhl mit ſchräg ſtehender Lehne. Schräg, vom Kippeln.

Der Kaffee kam; die Sonne labte uns, alles war heiter, erquicklich; nur eines ging wie ein Schattenſtrich durch dies Bild voll Licht und Labe: der Kellner ſtand wie angewurzelt an unſrem Tiſch. Ich hätt' ihn wegſchicken können, aber auch das erſchien mir unthunlich. Es war erſichtlich, er ſehnte ſich nach dem ſüßen Laut menſchlicher Stimme, einer Stimme, die ihn vergewiſſern

konnte: „Kroll lebt noch und das Odeum iſt kein leerer Wahn.“ Ich ließ ihn alſo ſtehen und führte eine jener Unterhaltungen, die man im Lauf der Jahre, ohne Wiſſen und Wollen, führen lernt, und die, einen gewiſſen öden Mittelkurs innehaltend, dem Angeredeten das Recht gönnen weiter zu ſprechen, aber zugleich durchklingen laſſen: er thäte beſſer, auf dieſes Recht zu verzichten. Dieſer Verzicht trat endlich ein und ich war allein.

Ich hatte einen prächtigen Platz inne (der Zufall hatte es glücklich gefügt), und dem ſogenannten Kapellenberg, der das Thal ſchließt, den Rücken zukehrend, überblickte ich die ganze Anlage des Brunnens: den Park, die Gartenpartien, die Baulichkeiten. Dieſe Baulichkeiten, neuer Anfügungen zu geſchweigen, gehören drei verſchiedenen Regierungs-Zeiten an und werden danach genannt; man unterſcheidet bis dieſen Tag ein churfürſtliches, ein alt-königliches und ein neu-königliches Gebäude. An Schönheit laſſen ſo ziemlich alle drei (auch „Flügel“ genannt) gleichviel zu wünſchen übrig; die „Colonnade“ indeſſen, die ſich, unſerer Stechbahn nicht unähnlich, unter dieſen Flügeln hinzieht, giebt, neben manchem andern alten Hausrath, dem Ganzen einen zugleich aparten und gemüthlichen Charakter, und veranſchaulicht uns, auf einen Blick, die Geſchichte der verſchiedenen Epochen des Bades überhaupt.

Dieſe Geſchichte iſt in Kurzem folgende. Wann zuerſt des Bades Erwähnung geſchieht, iſt nicht mit voller Gewißheit feſtzuſtellen. Leonhard Thurneißer, der bekannte Alchymiſt, ſchrieb zwar ſchon um 1572 „Zwiſchen Freienwalde und Neuſtadt, am Gebirge, iſt ein Flüßlein, das führt Rubinlein mit ſich, gar klein aber ſchön an Farbe“, — es bleibt indeſſen zweifelhaft, ob unter dem Flüßlein, der Freienwalder Geſundbrunnen zu verſtehen iſt; wenigſtens fehlen jetzt (ſo viel wir wiſſen) die „Rubinlein“ die kleinen, wie die großen.

Es ſcheint, daß man in alten Zeiten die Quelle einfach in die Thalſchlucht ausſtrömen und ihren Weg ſich ſuchen ließ. Nur bei den armen Leuten der Nachbarſchaft genoß der „Brunnen“ eines gewiſſen Anſehns und man trank ihn als ein bewährtes

Mittel gegen hartnäckige Fieber. Was dabei wirksam war, ist schwer zu sagen. Auch Augenkranke kamen. Sie legten von dem braunen Ockerschlamm auf das Auge, und sahen nach kurzer Zeit wieder klarer und besser. Schwerlich war es der braune Eisenschlamm als solcher, der so vortheilhaft wirkte, vielmehr die anhaftende Flüssigkeit, die Eisenvitriol enthielt. Gehört doch der Zinkvitriol (eine Art Geschwisterkind des obengenannten Eisensalzes) bis diese Stunde noch zu den bevorzugten Mitteln der Augenheilkunde.

Jedenfalls war der Ruf und Ruhm des Freienwalder Quells allerlokalster Natur, bis 1684 die Kunde nach Berlin und bis in das churfürstliche Schloß drang, daß in Freienwalde ein „mineralisches Wasser" entdeckt worden sei. Einige mit Fieber und Lähmung Behaftete seien gesund geworden. Der Churfürst (bereits in seinen alten Tagen und von der Gicht schwer geplagt) schöpfte Hoffnung, daß ihm vielleicht das eigne Land gewähren möchte, was ihm so viele Heilquellen bis dahin versagt hatten und er schickte seinen Kammerdiener und Chemikus, den berühmten **Kunckel** (den Entdecker des Phosphors) nach Freienwalde, um sich von der mineralischen Kraft des neu entdeckten Quells zu überzeugen. Der Bericht lautete günstig und noch im selben Jahre trafen der Churfürst und seine Gemahlin als **erste Brunnengäste** im Bade zu Freienwalde ein.

Nun brachen glänzende Tage an. Der Ruf von der Heilkraft des Brunnens verbreitete sich bis in ferne Gegenden (ferne, nach damaliger Vorstellung) und im nächsten Jahre, 1685, fanden sich 1500 Gäste in Freienwalde zusammen. Freilich diese 1500 Gäste waren nicht sammt und sonders **Brunnengäste**, vielleicht nur zum kleineren Theile. „Der Churfürst (der auch in diesem Jahre mit seinem Hofe erschienen war), ließ zehn Wispel Getreide verbacken und die Brote sammt einer Geldbreisteuer wöchentlich zweimal vertheilen" — woraus genugsam zu ersehen ist, daß die churfürstliche Gegenwart allerhand armes Volk herbeigelockt hatte, um von der Mildthätigkeit des Fürsten Nutzen zu ziehen. 1686 (in

welchem Jahre der Churfürſt nicht erſchien) wurde das erſte und älteſte „Brunnenhaus“ gebaut, daſſelbe, das unter dem Namen der „churfürſtliche Flügel“ bis dieſen Tag exiſtirt. Dazu kamen allerhand Vorkehrungen und Einrichtungen: zwei Beſtſtunden täglich, zwei Jahrmärkte die Woche; eine Brunnenkapelle und ein Brunnenkoch. Was dieſen letztern angeht, ſo hatte er die Verpflichtung, freilich nur für die Armen, für $1^1/_2$ ₰ ein „gutes Mittagbrod“ zu liefern. Der Churfürſt that in allem, was er konnte; das nächſte Jahr (1687) machte er ſeinen letzten Beſuch.

Unter der Regierung ſeines Nachfolgers (König Friedrichs I.) hielt ſich Freienwalde im Weſentlichen auf der Höhe ſeines Anſehens. Die Heilkraft des Brunnens ſtand noch in ſo gutem Ruf, daß das Waſſer deſſelben, behufs mineraliſcher Bäder für den König, nach Alt-Landsberg und Nieder-Schönhauſen gebracht wurde. 1704 und die zwei folgenden Jahre kam er ſelbſt und bezog 1706 das „Schloß am Brunnen“, das ſchon in dem vorhergehenden Jahre (1705) vom berühmten Andreas Schlüter für ihn aufgeführt worden war. Dies Schloß, wenn ſchon ein bloßer Holzbau, war ein prächtiges, mit vielen Säulen gziertes, zwei Stock hohes Gebäude, deſſen oberſtes Stock (ſo lautet der Bericht) aus 64 Säulen beſtand, auf denen das Dach ruhte. Eine Beſchreibung, die ziemlich phantaſtiſch klingt, mit der es aber doch ſeine Richtigkeit hat. Beckmann, in ſeiner „Beſchreibung der Churmark Brandenburg“, giebt Th. I. S. 595 eine ſehr hübſche Abbildung dieſes Sommerſchloſſes, das mit ſeiner Fülle leichter grazieſer Säulen von äußerſt maleriſcher Wirkung geweſen ſein muß. Im oberſten Stock war ein Speiſeſaal. Dies Schlüter'ſche Bauwerk hatte nicht langen Beſtand. Regengüſſe unterwühlten es ſchon 1707, ſo daß der König es raſch verlaſſen und ſeine Rückkehr beſchleunigen mußte;*) 1722 wurde es unbewohnbar gefunden und abgebrochen.

*) Iſt dieſer Bericht zuverläſſig, und es liegt kein Grund vor, dies zu bezweifeln, ſo wirft der hier erzählte Vorgang ein intereſſantes und

Schon während der letzten Regierungsjahre des ersten Königs hatte das Bad (Friedrich I. scheint es nach jenem Vorfall nicht wieder besucht zu haben) an Ansehen verloren; unter seinem Nachfolger dem „Soldatenkönig“ sank es mehr und mehr. Ein glückliches Ohngefähr indeß wollte es, daß im Jahre 1733 einige von den allerlängsten Potsdamer Grenadieren ihre Gesundheit hier wieder fanden und von dem Augenblick an war das Bad zu Freienwalde dem König bestens empfohlen. Ein neuer Flügel (der alt-königliche) wurde gebaut, die Quellen erhielten eine neue Fassung und über der bedeutendsten derselben ward ein auf acht Säulen ruhendes, natürlich hölzernes Brunnenhaus errichtet, das den stolzen Namen „Tempel“ führte und folgende Inschrift erhielt:

Steh' stille, Wanderer, betrachte diese Quellen,
Sie helfen wunderbar in vielen Krankheitsfällen.
Eh' Du von dannen geh'st, gedenk' an Deine Pflicht,
Sei dankbar gegen Gott, vergiß der Armen nicht.
Hast Du dies Haus und Bad bewundernd angeschaut
Und fragst, warum es denn nach Tempel-Art gebaut, —
So wisse, Gott ist ja der Segens-Quell allein,
Darum muß unser Herz auch hier sein Tempel sein.

Wie der unbekannte Verfasser die Logik dieser letzten Zeile

---

mancherlei erklärendes Licht auf die beinahe gleichzeitigen Vorkommnisse in Berlin. 1706 stürzte am Schloß der von Schlüter (freilich gegen seinen Rath) erbaute Münzthurm ein und von da ab begann die siegreiche Kabale seiner Gegner. Das Verfahren gegen Schlüter ist immer als hart und ungerecht verurtheilt worden. Bringt man nun aber andererseits in Anschlag, daß fast unmittelbar darauf, im Sommer 1707, das „Münzthurm-Malheur“ sich in Freienwalde wiederholte, so erscheint das harte Verfahren gegen Schlüter um vieles verzeihlicher. Die Kabale bleibt verwerflich, aber der König urtheilte nach dem Augenschein. (Neue Arbeiten Professor Adlers haben aus den damaligen Berliner Baukakten ohnehin dargethan, daß Schlüter, bei all seiner Größe und Genialität, doch keineswegs schuldlos war und daß er in allem, was constructive Kenntniß anging, allerdings hinter seinem, ihm sonst in keiner Weise ebenbürtigen Rivalen, Eosander von Goethe, zurückblieb.)

hat aufrecht halten wollen, iſt ſchwer einzuſehen. Je mehr das Herz ein Tempel iſt (ſo ſollte man meinen), je weniger nöthig wurde dieſer Holzbau. Gleichviel indeß. Der Holzbau ſammt ſeiner Inſchrift iſt längſt hinüber und ſeine Alexandriner geben keine Räthſel mehr auf.

Auch Friedrich II. fügte ein „neues Brunnenhaus (das neukönigliche) den ſchon vorhandenen Gebäuden hinzu und gab dadurch dem Brunnenthal, wenn wir von feineren Zügen abſehen, den Charakter, den es noch jetzt beſitzt. Eine beſondere Theilnahme ſcheint der große König dem Bade nicht geſchenkt zu haben. An Schönheit der Natur bot ihm die Umgegend Potsdams kaum Geringeres und was die Heilkraft des Brunnens angeht, ſo war es verzeihlich, wenn er den Skepticismus, der ihn auf allen Gebieten auszeichnete, auch auf den „flüchtigen Schwefel- und Brunnengeiſt", den Spiritus sulphuris volatilis", der Freienwalder Heilquelle übertrug. Es war übrigens die Zeit gekommen, wo Private das Bad in ihre ſchützende Obhut nahmen, beſonders Herr Wegely aus Berlin, der unter mannigfach anderem auch Frei-Bäder für die Armen ſtiftete und deshalb ebenfalls in einer Inſchrift verherrlicht wurde, deren Schluß lautete:

Was für die Armen hier Herr Wegely gethan,
Zeigt dieſes Brunnenhaus der fernſten Nachwelt an;

eine Aufgabe, der ſich das Brunnenhaus ſeit längerer Zeit nicht mehr zu unterziehen vermag, da es wie der andere „Tempel" inzwiſchen vom Schauplatz abgetreten iſt.

An die Stelle dieſer Werke der Architektur trat inzwiſchen als Brunnenhüterin ein Werk der Skulptur: eine Najade, mit einem Ruderſtück in der Rechten, liegt läſſig hingeſtreckt über dem Heilquell und aus der Urne neben ihr fließt der Waſſerſtrahl. So weit iſt alles gut. Aber eine ſonderbare Oekonomie hat darauf gedrungen, daß das Waſſer nicht frei in ein Baſſin oder eine Rinne ſtrömt, ſondern in ein untergeſtelltes Gefäß, das zwiſchen

Blumenvase und Topf nur nothdürftig die Mitte hält. Der Effekt ist überaus komisch und man begreift den pausbackigen Amorin durchaus, der über die Brust der Najade hinweg, lächelnd in den Topf und auf das fließende Wasser blickt. Das Ganze ist vielleicht ein Unicum heiterer Naivetät und während es, in Form und Gegenstand, die Antike zu copiren meint, erinnert es doch, dem Geiste nach, der es schuf, durchaus an den Humor des Mittelalters, vielleicht zunächst an die bekannte kleine Brunnenfigur in Brüssel.

Der Reiz dieser Baulichkeiten, aller dieser Werke der Skulptur und Architektur, ist nicht groß, und wenn es doch einen Zauber hat, in dieses Brunnenthal einzukehren, so muß es ein andres sein, was an dieser Stelle erquickt und labt. Ich glaube zu wissen, was es ist. Es ist das Gefühl eines vollen Geschützt- und Geborgenseins, es ist die Stille dieses Thales, vor allem seine Herbstes-Stille.

Gewiß, daß es hier auch schön ist, wenn die Saisen auf ihrer Höhe steht, wenn die Brunnenmusik ihre Märsche spielt, wenn die Toiletten einheimischer und fremder Damen ihr Bestes thun, wenn die jungen Paare kichern und die alten Herren ihre eigenen Anekdoten so laut belachen, daß selbst die Blechinstrumente auf Augenblicke dagegen verstummen. Aber wie schön es immer in den Tagen der Saison an dieser Stelle sein mag, wenn die Najade, die sprudelnde Wirthin dieses Thales, umworbener ist als alle ihre Gäste, die jüngsten und reizendsten nicht ausgenommen, — die eigentlichste Zeit dieses Thales ist doch die, wenn der stille Herbst hier einzieht, wenn die letzte Sommerrose hinüber ist und selbst die Malve blaß wird und der Aster das Feld räumt.

Ein solcher Herbsttag ist heute. Hoch in der Luft, über die Berge hin, zieht der Herbstwind; mitunter ist es, als klang' er bis in's Thal hernieder, aber wir hören nur den Lüftestreit hoch oben, die Luft unten steht unbewegt. Die Vögel singen nicht mehr oder sind schon fort, nur noch das Sonnenlicht hüpft in den

Zweigen. Die Tannenäpfel fallen nieder auf den Kiesweg des Parks, aber nicht losgelöst von der Schüttelhand des Windes, nur losgelöst von Alter und eigner Schwere. Die Quellen rauschen, die Sommerfäden ziehen, Bilder kommen und gehen; dem Ohre klingt es wie leise Musik. Von wannen kommt sie? Ist es die Luft, die klingt, oder ist es das eigene Herz?

5.

Der Rosengarten. Der Bauer.

Und wo der Rosengarten war,
Da soll der Liliengarten werden.

Uhland.

Das Brunnenthal ist still und windgeschützt, aber in seinem Rücken liegt eine stillere Stelle — der Friedhof. Es ist ein kleiner, von einer niedrigen Steinmauer eingefaßter, mitten im Wald gelegener Begräbnißort, so recht ein Platz, wo

— jeder eitle Kummer,
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und Dich der letzte Schlummer
Im Grünen begrüßt. —

ein Platz, der uns mit dem Gedanken des Scheidens versöhnt und uns im Tiefsten empfinden läßt:

Die Ruh' ist wohl das beste
Bei all' dem Glück der Welt.

Die Pforte, einladend, steht immer offen, die Waldblumen blühen draußen und drinnen und die Buchen legen, von außen her, ihre grüne Hand auf die Gräber, als wollten sie den Schlummer Derer, die drunter ruhn, noch ruhiger machen.

Es ist dies die Begräbnißstätte nicht für Freienwalde selbst, sondern für Die, die als Gäste kamen, um Genesung zu suchen und — sie an dieser Stelle fanden.

Dieſer Friedhof heißt der Roſengarten. Er heißt ſo, nicht aus Laune oder Einfall; der Fleck Landes, der dieſen Namen führt, hieß ſchon ſo, lange bevor der erſte Gaſt durch das offenſtehende Gitter einzog. Es hat das folgenden Zuſammenhang. Die weiten Waldreviere, die Freienwalde nach Weſten hin umgeben und alle Thalſchluchten mit Laubholz füllen, waren, in alten Zeiten ſchon, immer reich an wilden Roſen, an weißen, rothen und gelben, und wer um die Johanniszeit durch dieſe grünen Schluchten zog, dem war es, als flögen Schmetterlinge vor ihm her durch den Wald. Die Stelle aber, wo die Roſenſträucher am dichteſten ſtanden und einen kleinen Wald im Walde bildeten, dieſe Stelle lag im Rücken des Brunnenthals und hieß der „Roſengarten.“ Die Sträucher verſchwanden allmälig, das erſte Grab wurde gegraben, andere Gräber folgten, die Steinmauer wurde gezogen, — aber der Name blieb, und von den Geſtorbenen heißt es ſinnig und ungezwungen: „ſie ſchlafen im Roſengarten.“

Weiter in den Wald hinein, etwa eine halbe Meile im Rücken des Roſengartens, liegt der Baa-See, ein Lieblingsplatz, und mehr denn das, der Stolz der Freienwalder. Sie überſchätzen ihn offenbar, was indeſſen darin ſeinen guten Grund hat, daß er die einzige, landſchaftlich in Betracht kommende Waſſerfläche iſt, die die ſchöne aber etwas monotone Freienwalder Landſchaft (eine immer wiederkehrende Berg- und Wald-Couliſſe) gefällig unterbricht. Wenn noch ein anderes hinzukommt, was hier eine Reputation machen hilft, ſo iſt es vielleicht der Umſtand, daß der Baa-See, wie eine vielgeſuchte Schöne, ſich nicht finden läßt, daß er Verſteckens mit ſeinen beſten Freunden ſpielt, ja daß es oftmals iſt, als wär' er von Kobolden im Walde hin und her getragen. Endlich doch gefunden, wird es ſeiner Schönheit mit angerechnet, daß er ſich überhaupt hat finden laſſen.

Auch wir ſuchten ihn, ohne ihn finden zu können. Ermattet warfen wir uns endlich in das Waldmoos, das feucht und ſchwelend um uns her ſtand. Wir ſchloſſen die Augen, träumten, riefen auch wohl den Waldgeiſt, zuſammt der Baa-Nixe, an, es

gnädig mit uns zu machen. Als wir wieder aufblickten, ſahen wir, waldeinwärts, aber dicht hinter uns, zwei Mädchen-Geſtalten, die tief in Farrenkraut ſtanden und nur mit Kopf und Bruſt über das grüne Blattwerk hinwegragend, lächelnd zu uns herüber ſahen. Es war wie ein Bild aus den fleurs animées.

Wir wußten nicht, ob wir ſie anrufen ſollten, aus Furcht, die hohen Farrenkräuter möchten die zwei Köpfe wieder einziehen, die nur eben, wie neugierig, in die Welt des Lichts hineingeſtreckt ſchienen.

Aber die Beiden kamen uns zuvor. Sie traten aus dem grünen Geſtrüpp heraus, barfuß, hochgeſchürzt und riefen uns zu: „Der See liegt da hinauf!“ Dabei machten ſie eine Handbewegung nach rechts hin und zeigten die Schlucht hinan, durch die wir, auf unſern Irrfahrten, eben herabgeſtiegen waren.

Beide Mädchen waren noch jung, die jüngere, hübſchere, noch ein halbes Kind, und nachdem wir Begrüßungsworte mit ihnen gewechſelt und uns an dem beſcheiden-kecken Ton beider gefreut hatten, wurden wir einig, daß ſie uns bis zum Baa-See hin als Führer begleiten ſollten.

Es iſt allzeit ſchwer, wo immer es ſei, mit jungen Dirnen ein einfach Geſpräch zu führen, und den klaren, ſprudelnden Ton zu treffen, in dem ihrer Seele wohl wird, wie der Forelle im Quellwaſſer; aber es iſt doppelt ſchwer mitten im Walde, über dem die Mittagsſchwüle brütet, nichts vernehmbar als der Specht im Tann und dann und wann das Rufen des Pfingſtvogels. Zu der Scheu der Geiſter kommt eine Scheu der Natur, die Scheu des innerſten Ich.

Wir verſuchten ein Geſpräch, aber es ſcheiterte; die Einſamkeit, die ſonſt ſo nahe führt, hier zog ſie eine Schranke. So gaben wir's auf, und die beiden Mädchen, nunmehr unbeläſtigt durch unſere Fragen, ſchritten vor uns her, die Schlucht hinauf. Es war ein reizendes Bild; zu beiden Seiten ſtand der Wald und ſchloß ſich über dem Hohlweg, in dem wir gingen; nur ein ſchmaler Streifen blauen Himmels ſah hindurch. Die Schlucht ſelbſt

war tief und vom Regen ausgewaschen. Die Wandungen rechts und links zeigten allerlei Wurzelgeflecht, das dann und wann phantastisch aus der rothen Erdwand hervorsah. Die beiden Mädchen blickten sich nicht um, sie sprachen auch nicht, aber es hielt nicht schwer, dem Gang ihrer Gedanken zu folgen. Sie sprachen die Sprache der Bewegung. Beide hatten einen elastischen Gang (eine Tugend, deren sich die Leiber unseres Volkes nur ausnahmsweise zu rühmen haben) und wie bei guten Schlägern nicht die Bewegung des Armes, sondern die Biegung des Gelenks die besten Hiebe führt, so bewegten sich auf dem Bilde vor uns nur Hüfte und Nacken, während der Unterkörper, trotz rüstigen Schreitens, in statuarischer Ruhe zu verharren schien. Die ältere wollte gefallen, die jüngere balberte nur, und während jene mit einem gewissen koketten Ernst ihre Schritte that, kicherte die andere und erröthete über Ohr und Hals.

Nun kletterten sie die Wandung des Hohlweges hinauf und liefen waldeinwärts. Als wir sie wiederfanden, stand die jüngere auf einem steilabfallenden Bergeck und hielt sich mit der linken Hand an einem Wachholderbusch, während sie mit der rechten in die Tiefe zeigte. Unten lag der Baa-See, das ersehnte Ziel unserer Wanderung. Wir traten heran und hielten Umschau. Aber das Bild des Mädchens war schöner als der See; die Staffage ging über die Landschaft.

Was den Baa-See zu keiner tieferen Wirkung kommen läßt, ist wohl das, daß er einer gewissen Mischgattung von Seen angehört und zu jener Klasse zählt, die zu finster ist, um zu erheitern, und doch wieder zu heiter ist, um den vollen Eindruck des Schauerlichen zu machen. Viel freilich hängt dabei von der Beleuchtung und noch mehr vielleicht von der Jahreszeit ab.

Wir sahen ihn bei Sonnenschein. Lachende Mädchen saßen am Ufer hin und flochten Kränze aus Moos und Wasserblumen; ein Boot mit zwei Jägerburschen fuhr über den See, der eine ruderte, während der andere von Zeit zu Zeit Hornsignale in den Wald blies. Die Mädchen am Ufer richteten sich auf, grüßten mit

flatternden Hutbändern und klatschten Beifall; Sonne, Luft und Liebe schienen sich ein Rendezvous an dieser düsteren Stelle haben geben zu wollen. Es war, als ob der Griesgram lachen sollte; aber es ging nicht, es kleidete ihn nicht.

Ich fürchte, wir haben den Baa-See zur Unzeit gesehen. Ungleich schöner muß es hier sein, wenn das Laub hin ist und statt der grünen Kronen die grauberzweigten Stämme ihr Bild in den See werfen; am schönsten aber in Sturm- und Winternächten, wenn der Mond grell-eisig am Himmel steht und statt des Jagdhorns des Jägerburschen, das eben verklingt, das Halloh des wilden Jägers über Wald und See zieht.

6.

Hans Sachs von Freienwalde.

Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht.
Ich fühle so frisch mich, so jung.
Chamisso.

Die Straßen in Freienwalde sind Hügelstraßen und führen bergauf und bergab. Die belebteste derselben, die Berliner Straße, haben wir eben ihrer ganzen Länge nach passirt und noch immer nicht gefunden, was wir suchen. Aber das muß es sein — es ist das letzte Haus. Ein Berg und eine Kirche bilden den Hintergrund, nach der Straße zu stehen drei Linden und inmitten dieser Landschafts-Requisiten erhebt sich ein alter Fachwerkbau, an dem ein erkerartig vorspringendes Fenster und zwei Rosenbäume so ziemlich das Beste sind. Die Rosenbäume fassen das Fenster ein, aber sie müssen den schmalen Raum mit zwei Aushänge-Brettern theilen, auf denen wir im Lapidar-Styl lesen: „Schirme reparirt; Drechslerarbeit in Holz und Horn.“ Dazu eine große, in Holz geschnittene Tabackspfeife, die als Ornament deutungsreich über dem Ganzen schwebt.

Das ist allerdings, was wir suchen. Hier wohnt Carl Weise, Poeta und Drechslermeister von Freienwalde,

Drechselt Pfeifen in guter Ruh
Und macht auch wohl 'nen Vers dazu.

Das Ganze hat das Anheimelnde einer Poetenwohnung alten

Styls und wir treten guten Muthes ein. Eine Thürklingel — nicht eine von den geräuſchvollen, die, einmal in Bewegung geſetzt, wie ein bellender Dorfſpitz, gar kein Ende finden können, ſondern eine von den leiſen, wohlerzogenen — kündigt unſer Eintreten an und eh wir uns noch in dem Halbdunkel (für das die draußenſtehenden drei Linden ſorgen) zurecht gefunden haben, erſcheint aus der Werkſtatt her, wo wir eben noch das Schnurren des Rades hörten, ein ſtattlicher Mann, hemdsärmlich, im Arbeits-Koſtüm und ſieht uns freundlich fragend an. Er iſt ein Vierziger, brünett, groß, breitſchultrig, ſeiner ganzen Erſcheinung nach von ſüdſlawiſchem Typus und nach Teint, Haltung und Schnurrbart viel eher ein Sereſchaner-Hauptmann, als ein Drechslermeiſter oder Poet. Nichtsdeſtoweniger iſt er beides und in dem friedliebendſten Dialekt der Welt, im reinen Hallenſiſch, fragt er nach unſrem Begehr.

Wir reichen ihm die Hand, ſagen ihm, daß wir, als gelegentlich Versbefliſſene, gekommen wären, „um das Handwerk zu grüßen“ und daß wir vorhätten, wenn irgend möglich, den Abend mit ihm draußen im Freien zu verplaudern.

Unſer Poet ſchlägt ein, die eben untergehende Sonne mahnt ohnehin an Feierabend und ſich auf Minuten bei uns entſchuldigend, führt er uns zunächſt in das nebenan gelegene Zimmer, das, mit ſeinen geſchmückten Wänden, die Honneurs des Hauſes macht.

Wir benutzen dieſe Pauſe, uns in dem Putz- und Empfangszimmer neugierig umzuſehen und ſind überraſcht von der Sinnigkeit der Anordnung. Wenn das ganze Haus ein Poetenhaus iſt, ſo iſt dies das Poetenſtübchen. Blumen und Bilder wechſeln unter einander ab; Geranium und Primel blicken ſchüchtern zu einer Flora auf, Epheutöpfe ſpannen ihren grünen Bogen über Schrank und Spiegel und zwiſchen allermodernſte Farbendrucke drängen ſich, in breiten Ebenholzrahmen, ein paar altfranzöſiſche Stiche: „Vue des Environs de Saverne; dedié à Madame la Marquise de Vilette. Dame de Ferney-Voltaire.“ Das ſcheint nicht zu einander zu paſſen, aber es paßt alles ſehr gut. Was unſere modernen Zimmereinrichtungen ſo langweilig macht, das iſt das

Schablonenhafte und das Beziehungsloſe. Hier hat alles eine Beziehung, eine Geſchichte, wäre dieſe Beziehung auch oft keine andere, als, innerhalb der Kleinwelt, eine mühevolle Eroberungs-Geſchichte.

Unſer Poet hat ſich inzwiſchen reiſefertig gemacht und bietet uns freundlich ſeine Führerdienſte an. Wer wäre dazu geeigneter, als er, der nicht nur alle Wege und Stege der Umgegend kennt, ſondern auch die ſchönſten Punkte in Berg und Thal beſungen hat; die vorgeſchrittene Stunde aber macht es uns wünſchenswerth, auf entferntere Touren zu verzichten und unſere Wünſche beſcheidentlich in ein „je näher, je beſſer" kleidend, ſchreiten wir dem unmittelbar vor der Stadt gelegenen Schloßgartenberg zu, deſſen bauliche Anlagen (Schloß, Pavillon ꝛc.) wir ſchon in einem früheren Kapitel kennen lernten.

Aber heute laſſen wir Schloß und Pavillon am Abhang des Berges liegen und ſteigen höher hinauf, wo ſchmale durchs Parkholz geſchlagene Wege in endloſen Windungen die obere Hälfte des Hügels umziehen. Kein beſſerer Plauderweg denkbar, als ſolch ein Schlängelweg. Die gerade Linie, die den Raum mißt, hat auch etwas von einem Zeitmeſſer, und die 7mal auf- und abgeſchnittene Avenue wirkt unwillkürlich wie ein 7mal gerückter Zeiger; aber der Schlängelweg entzieht ſich jeder Zeitcontrole und die Frage nach dem „zuviel" wird rein praktiſch durch den ermüdeten oder nicht ermüdeten Fuß entſchieden. Die Füße aber ermüden ſchwer bei guter Unterhaltung und ſolcher erfreuen wir uns an der Seite unſeres Führers und Genoſſen. Von Zeit zu Zeit, wo eine Lichtung im Park einen Blick ins Freie geſtattet, ſtockt das Geſpräch, aber es iſt nur ein läſſiges Fallenlaſſen des Fadens, — er ruht nur, er iſt nicht abgeſchnitten. Ungeſucht nimmt ſich das Geſpräch an ſelber Stelle wieder auf und in die ſtille Abendlandſchaft, mit ihrem wechſelnden Hintergrund, ſtellt ſich immer klarer die Geſtalt, das Bild unſeres Freundes, wie ſein eignes Wort es vor uns entrollt.

Er beginnt mit Schilderungen aus ſeiner Heimath, ſeiner

Kindheit. Am Giebichenſtein ſpielt er umher; er ſingt und klettert unter Fels und Trümmern, und thut unbewußt ſeinen erſten Trunk aus Romantik und Märchenwelt. Er ſingt „des Knaben Berglied", er hat eine klare Kinderſtimme; aber was frommt dem „armer Leute Kind" Lied und Geſang, wenn beide nicht zu erwerben verſtehen? und ſo finden wir unſeren jungen Freund in den dunkeln Straßen Halle's wieder, — er trägt den Currende-Mantel, und ſingt um's Brot. Sei's drum, es haben es beſſere vor ihm gethan. Aber Frau Muſika führt einen knappen Haushalt und andere freie Künſte müſſen helfen. Zunächſt die Dichtkunſt. Zunftmäßig tritt er bei ihr ein; Friedrike Schmidt, eine blinde Dichterin ſeiner Vaterſtadt, diktirt ihm ihre Lieder und gelehrig wie er iſt, lernt er der Frau Meiſterin die paar Handtirungen ab, die ihre Kunſt ausmachen und verſucht ſich ſelbſt alsbald in ſeinen erſten Verſen.

Glückliche Jahre waren es, dieſe Lehrjahre bei der freien Zunft, aber wirkliche Lehrjahre ſollten folgen, die Drechslerkunſt löſte die Reimkunſt ab, und an die Stelle der blinden „Frau Meiſterin" trat ein Meiſter, der ſcharf nach dem Rechten ſah.

Wer indeſſen, ſo fragen wir, der geſunden und vor allem poetiſchen Geiſtes iſt, trüge nicht verhältnißmäßig leicht dieſe Tage des Lernens und der Laune, dieſe Tage voll Zwang und Druck und Enge? Auch der Bedrückteſte, er ſieht ein Ende ab; in weiter, aber immer kleiner und kürzer werdender Ferne, jetzt drei Jahre, nun zwei, jetzt nur noch eins, ſteht es wie ein Lichtſchein und wächſt und nimmt Geſtalt an, und endlich erkennbar geworden, ſehen wir wie die Geſtalt nach außen zeigt, jenſeit des Gitterthores, in ein weites Land der Freiheit hinein. Das ſind die Wanderjahre, die den Lehrjahren folgen, — ein Wechſel, den das Leben jedem beſcheert, er ſei hoch oder niedrig geboren, ſei „Burſch" oder Handwerksburſche.

Dieſe Zeit der Freiheit kam endlich auch unſerm Poeten, — er wanderte. Er wanderte mit Luſt und ſeine Lieder ſelbſt haben uns ein paar Klänge davon aufbewahrt. Er zog weit umher, arm,

glücklich, liederfroh, bis er plötzlich, wie mancher vor ihm, eine Leere und eine Sehnſucht in ſeinem Herzen wach werden und wachſen fühlte, die ihn nun wieder heimwärts trieb. Er ſang:

Wir ſind nicht blos zum Wandern
(Wie's immer auch gefällt).
Wir ſind zu manchem andern
Und beſſrem in der Welt;

und mit dieſer Betrachtung kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück.

Die Heimath nahm ihn wieder auf, und wenn ſein Wanderleben poetiſch geweſen war, wie es das Vorrecht allen Wanderlebens iſt, ſo war es ihm nun, bei ſeiner Rückkehr, vor manchem andren Wandrer beſchieden, daß er nicht aus der Poeſie des Umherſtreifens in die Alltags-Proſa eintrat, ſondern daß der Roman ſeines Lebens nun erſt voll begann. Dem lyriſchen Vorſpiel folgte die dramatiſche Aktion; an Effekt-Scenen kein Mangel.

Die Perſonen, die in dieſem Drama kommen und gehen, leben zum großen Theile noch und ſo ſind uns an dieſer Stelle nur Andeutungen geſtattet. Verlobungen aus Träumerei und romantiſchem Ehrbegriff, Trauungen auf dem Todtenbett, räthſelhafte Wiedergeneſungen, Entſagungen aus phantaſtiſcher Opferfreudigkeit und Trennungen aus Liebe, dabei Armuth in Reichthum und Reichthum in Armuth, ſo jagen ſich die wunderlichſten Scenen und Gegenſätze, bis wir, nach einem Leben, das „den Roman auf ſeinem eigenen Felde ſchlägt", unſern Freund in die einfachſten Verhältniſſe zurückkehren und an der Seite der ſchlichteſten, aber beſten Frau endlich Ruhe finden ſehn.

Dieſe Ruhe indeſſen entbehrte der Sorge nicht. Schwere Zeiten kamen und in dieſen ſchweren Zeiten begann die Saite wieder zu klingen, die in den Jahren reicher und ſich drängender Erlebniſſe geſchwiegen hatte. An der Drehbank, unter dem Surren des Rades, fielen mit den phantaſtiſch gekräuſelten Flocken auch wieder die erſten Lieder ab. Sie fanden freundliche Hörer, bald auch Leſer, und jenen erſten Liedern ſind ſeitdem andere gefolgt.

Wir wenden uns hier von unſerm plaudernden Freunde, nach deſſen Mittheilungen wir dieſe Skizze zu zeichnen verſuchten, ab und ſtatt deſſen ſeinen Liedern zu.

In ſeiner erſten Sammlung, die den faſt allzupoetiſchen Titel „Blumen der Wälder“ führt, erblicken wir ihn nicht auf ſeinem eigentlichſten Gebiet, überhaupt aber mit einer Aufgabe beſchäftigt, die ſchwerlich jemals von einem Dichter gelöſt worden iſt. Es handelt ſich in dieſen Liedern um eine Verherrlichung der Freienwalder Natur und die urſprüngliche Abſicht des Dichters ſcheint auf nichts geringeres ausgegangen zu ſein, als in einem wahrhaft beängſtigenden Drange nach Vollſtändigkeit, jeder Kuppe (er verzeihe den Ausdruck) einen poetiſchen Zettel umzuhängen. Das glückt nie. Eine ſolche Aufgabe iſt unpoetiſch in ſich und in derſelben Weiſe wie es unmöglich iſt, auf ſämmtliche Schiffe der engliſchen Flotte, oder auf ſämmtliche Regimenter der preußiſchen Armee einen Sonetten-Cyclus zu machen, ſo verbietet es ſich auch, die weitausgeſpannte Freienwalder Landſchaft, Nummer für Nummer zu beſingen. Der Verfaſſer ſcheint das ſchließlich auch ſelber empfunden und den zweiten, bereits angekündigten Band (der weitere 20 Lieder derart bringen ſollte) glücklich unterſchlagen zu haben.

Was dieſen „Blumen der Wälder“ indeſſen, wenigſtens in dem dichteriſchen Entwickelungsgange unſeres Freundes, einen Werth verleiht, das iſt ein zufälliger, in gar keiner Beziehung zu den übrigen Liedern der Sammlung ſtehender Anhängſel, worin der Dichter unſerm Altmeiſter Friedrich Rückert (dem er auch die Sammlung gewidmet hat) ſeine Huldigung darbringt. Dies Lied nennt ſich „Meiſter Rückert und ſein Lehrjunge“ und iſt ein ſehr glücklicher Griff. Es iſt friſch, natürlich, originell. Der geſchilderte Hergang iſt folgender: Unſer Freienwalder Freund hat vor, dem alten Rückert zu ſeinem 70. Geburtstage in Verſen zu gratuliren. Er ſchickt Frau und Kinder möglichſt früh zu Bett und ſetzt ſich bei der ſprüchwörtlich gewordenen „Poeten-Lampe“ nieder, um Gedanken und Reime zu Papier zu bringen. Aber auch Poeten-

Lampen verzehren Oel und die wackere Hausfrau (die schließlich doch für Alles aufkommen muß) ſtellt von ihrem Bett aus einſchneidende Betrachtungen über dieſen Gegenſtand an. Endlich, auf der Höhe des Conflicts, tritt unſer Dichter aus der Wolke des Geheimniſſes heraus und erklärt, um was es ſich handle. Nun wendet ſich das Blatt. „Mit Vater Rückert iſt das was andres"; über unſere Poetenfrau kommt ein wahrer Opfermuth, und ſiehe da

„Als durch's Immergrün umſchmückte
Nied're Werkſtattfenſterlein
Gold'ner Frühſtrahl mich erquickte,
Schloß ihr Kranz mein Liedchen ein;
Schüchtern wag' ich's darzubringen, —
Vieler Lied wird heut' Dir klingen,
Sinn'ger alle wohl wie mein's,
Inn'ger aber doch wohl keins."

Dies Lied weckte unſrem Poeten viele Freunde, aber was wichtiger iſt, es ſtellte ihn und ſein Talent an den rechten Fleck. Er ſelbſt ſchon, in dunkler Ahnung davon, hatte dieſem Liede das Motto gegeben: „Geh vom Häuslichen aus und verbreite Dich ſo gut Du kannſt über die Welt." Wie dieſe Worte Motto ſeines Liedes geweſen waren, ſo wurden ſie nun auch das Wort, die Mahnung für ſein poetiſches Schaffen. Das Haus und ſein perſönliches Erlebniß innerhalb deſſelben, vor allem ſeine blonde Frau, in ihrer Schlichtheit und Häuslichkeit, wurden der Mittelpunkt ſeiner Dichtung und mit innigem Gefühl konnte er von der letztern ſingen:

Als Beſtes wardſt Du mir gegeben,
Du, die nicht meine Lieder lieſt,
Und dennoch Stoff aus ihrem Leben
In jedes meiner Lieder gießt.

Ein neuer Geiſt kam in ſein Schaffen, das Gezwungene fiel fort, das Natürliche trat an die Stelle und ein Jahr ſpäter konnte er der Welt ſeine erſte wirkliche Dichtung bieten. Sie führt den

Titel die „Braut des Handwerkers“. Es ist ein Idyll, das uns, in fünf Kapiteln, vom Morgen bis zum Abend des Hochzeitstages führt. Alles was uns ein Menschenherz lieb und werth machen kann, das klingt hier zusammen: Genügsamkeit, kindlich-frommer Sinn, Liebe, Pietät und Gottvertrauen. Die ersten Gesänge (vielleicht die gelungneren) zeigen uns die Braut, wie sie das „eingebrachte Gespinnst“ vor dem Bräutigam ausbreitet, darunter auch ein Leinenstück, bei dessen Anblick ihr unwillkürlich die Thränen aus den Augen brechen. Es erinnert sie an ihre Kinderjahre, an den Tag, wo, nach Feuersbrunst und Noth und Krankheit, die fleißige Hand ihrer Mutter, das Garn zu diesem Stück zu spinnen begann. Sie entsinnt sich auch der Worte, die damals die Mutter zu ihr sprach und sie wiederholt sie jetzt:

Setz auf den Herrn Dein ganzes Hoffen,
Laß nie von ihm bei Andrer Spott;
Jemehr das Unglück Dich betroffen,
Je inn'ger schließe Dich an Gott;
Laß Fleiß durch Deine Tage blühen
Und heiter lächeln wird ihr Glanz,
Hoff' und vertrau, auf Schweiß und Mühen
Legt endlich Gott den Segenskranz.

Es wird das Häuschen neu erstehen,
Wir werden es nach Gottes Rath
Im Schmuck der Reben wiedersehen, —
Aus Thränen sprießt die Freudensaat.
Und nun, mein Kind, frisch angefangen,
Bring Arbeit mir ans Lager her,
Beim Schaffen haben Gram und Bangen
Auf unser Herz die Macht nicht mehr.

Mit diesen Worten, die sich mehr denn einmal auch an unsrem Freunde selber bewährt haben, nehmen wir Abschied von ihm. Noth und Sorge, wie wir gesehen haben, sind ihm nicht geschenkt worden und er liebt es wohl, nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit, sein Leben mit dem des Gellertschen Esels zu vergleichen, den alle drei Brüder benutzen und alle drei futtern

sollten; „sie benutzten ihn auch alle drei, aber keiner futterte ihn.“ Indessen sei es drum; eben der Segen der Arbeit, von dem jene Strophen sprechen, hat auch ihm über vieles hinweggeholfen; Humor und Dichtkunst haben ein weitres gethan und werden es ferner thun.

Vor allem aber möge ihm, in Leben und Dichten, der bescheidne Sinn verbleiben, der ihn an die Spitze seiner ersten Liedersammlung die Worte stellen ließ:

Wenn Du auch nur Kleines leistest,
Wird Dir's doch zum Ruhm gereichen;
Wenn Du nur Dich nicht erdreistest,
Es dem Großen zu vergleichen.

Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens.

„Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein."
Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel.
Goethe.

Ein Kind aus schwarzer Menge blickt,
Es lächelt Verheißung und nickt
Und macht im Saal die Runde.
E. Mörike.

Die Hügel sind Freienwaldes Schönheit und sein Schatz. Wer, der je in der märkischen Schweiz war, hätte nicht vom Ruinen- und Kapellenberg, von der Königshöhe und dem Monte Caprino gehört; heute aber an allen diesen Punkten schöner Aussicht vorübergehend, machen wir den entfernter gelegenen, halb verwilderten Schloßberg zum Gegenstand unsres Besuchs, auf dem laut Sage und Tradition die alte Burg der Uchtenhagens stand.

Die Uchtenhagens saßen hier um Freienwalde herum drei, vielleicht auch vier Jahrhunderte lang, und emsiger, neuer Forschung ist es gelungen, die Schicksale dieses Geschlechts, die eine Zeitlang nur noch unklar dämmerten, wieder klar und deutlich an das Licht der Geschichte zu ziehn. Aber die historische Forschung, so viel ihr gelang, vermochte doch nicht, bis auf die Anfänge des Geschlechts zurückzugehen. Diese Anfänge sind im Bereich der Sage geblieben und wir scheiden alles was wir von den Uchtenhagens

wiſſen, richtiger, alles was wir von ihnen zu erzählen haben werden, in eine ſagenhafte und eine hiſtoriſche Zeit. Die hiſtoriſche Zeit, die etwa gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts beginnt, findet die Uchtenhagens bereits in Freienwalde vor; aber die Frage bleibt ungelöſt (wenigſtens von der Geſchichte): wie kamen die Uchtenhagens nach Freienwalde hin? Der Löſung dieſer Frage unterzieht ſich ausſchließlich die Sage, ja ſie geht noch einen Schritt weiter und beantwortet, ohne hiſtoriſche Skrupel, zugleich die Frage nach dem eigentlichen Urſprung des Geſchlechts.

Die Sage, ſelbſtverſtändlich, ſchwankt in ihren Angaben über dieſen Punkt und führt in ihrer einen Verſion den Urſprung des Geſchlechts auf die märkiſchen Jagows, in der andern Verſion auf die pommerſchen Wedells zurück, auf die Wedells, deren einer (ſo erzählt ſie) ſeinen Lehnsherrn, den Pommernherzog, mitten in der Schlacht an den brandenburgiſchen Markgrafen verrieth, und für dieſen Verrath mit Freienwalde belohnt und belehnt wurde. Uebrigens ein Verrath nicht um Goldes willen, ſondern aus Zorn und Rache.

Die andre, die Jagow-Verſion, hat einen einſchmeichelnderen Klang und ſei darum an dieſer Stelle in Kürze erzählt. Hennig von Jagow („klein an Geſtalt, aber hoch an Gemüth", wie es von ihm heißt,) nachdem er ſich, verdient oder unverdient, die Ungnade des Markgrafen zugezogen hatte, war aus dem Lande verbannt worden. Ein Preis ſtand auf ſeinen Kopf. Jagow indeſſen, unwillig, das Land zu verlaſſen, daran er hing, zog ſich, bis an die Oder hin, in die Sümpfe und Wälder zurück, die damals die Oſtgrenze des markgräflichen Beſitzes bildeten, alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach in die Berge und Brüche der Freienwalder Gegend. Hier lebte er, mit andren Verbannten und Ausgeſtoßnen, das Leben der Geächteten, ungekannt, namenlos, aber ſicher im Schutz der Wälder. Es war ein Leben voll Kampf und Gefahr, voll Uebermuth, Raub und Poeſie, genau ſo, wie uns alte Balladen und Volksgeſänge das Leben des Robin Hood, dieſes unerreichten Vorbilds poetiſchen Wald- und Räuberlebens, geſchildert

haben. Es war ein Leben voll Poesie; aber unser Jagow trug doch schwer daran, denn es zog ihn unter die Menschen und in die Nähe des Markgrafen zurück und seine Seele trachtete mehr und mehr nach einer Gelegenheit, sich die Gunst seines Herrn, den er liebte, neu zu erwerben. Diese Gelegenheit bot sich endlich. Es kam zu einem Kriege mit den Pommern und um Freienwalde herum stießen die Heere des Pommern-Herzogs und des Markgrafen auf einander. Man focht Mann gegen Mann (collato pede wie der Chronist erzählt), und der Sieg neigte sich schon den Pommern zu, als Jagow aus der Waldestiefe mit seinen Geächteten hervorbrach. Er faßte den Feind in Flanke und Rücken, und nach tapfrer Gegenwehr wandten sich die Pommern zur Flucht. Aber nur wenige erreichten die Oder; die Mehrzahl wurde niedergemacht und färbte den Boden mit ihrem Blut. Die Stelle, wo die Schlacht stattfand, heißt bis diesen Tag das „rothe Land." Jagow, vor den Markgrafen geführt, wurde mit dem Lande belehnt, auf dem so glücklich gekämpft worden war; — um aber sein Wort zu halten, „daß Henning von Jagow nie mehr vor seinem Auge erscheinen solle," nahm er den Namen, der an alte Zeiten und alten Groll erinnern mochte, von ihm und nannte ihn Uchtenhagen, weil er „uht dem Hagen" d. h. aus dem Walde, zu seiner, des Markgrafen, Rettung herbeigekommen war.

So weit die Jagow-Sage. Die andre Version, die, wie schon erwähnt, den Ursprung des Geschlechts auf die Wedells zurückzuführen trachtet, hat viel verwandtes damit. Beide haben den Pommernkrieg, den Schlachtengrund um Freienwalde herum und den Umstand mit einander gemein, daß, in einem wie im andren Fall, dem hartbedrängten Markgrafen eine unerwartete Hülfe kam, eine Hülfe, für die er sich, durch Belehnung mit dem Grund und Boden, auf dem gekämpft worden war, dankbar erwies. Das Abweichende liegt nur darin, daß uns die eine Sage von einem begangenen Verrath, die andre von einer That der Treue erzählt.

Wenden wir uns nunmehr der Frage nach dem historischen Gehalt dieser Sagen zu, so hat es damit muthmaßlich nicht viel

auf ſich. Es iſt zwar wahr, daß das Wappen der Uchtenhagen, der Wedell und der Jagow, ein und daſſelbe iſt (ein rothes Rad im ſilbernen Felde); aber dieſe Wappengemeinſchaft, ſo viel, ja ſo entſcheidendes ſie für die Zuſammengehörigkeit der drei Familien beweiſt, ſo wenig beweiſt ſie ſpeciell für einen etwaigen hiſtoriſchen Kern des eben Erzählten. Es giebt ein Dorf Uchtenhagen bis dieſen Tag in der Altmark, und wenn auch bisher noch nicht feſtgeſtellt werden konnte, wann und unter welchen Umſtänden das Geſchlecht, das jenem altmärkiſchen Dorf den Namen gab oder ihn, umgekehrt, von ihm erhielt, in die Freienwalder Gegend kam, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß das Geſchlecht weder aus den Wedells, noch aus den Jagows (wie die obigen beiden Sagen erzählen) erwuchs, ſondern von Anfang an, als zu einer gemeinſchaftlichen Sippe gehörend, mit und neben ihnen ſtand. Alles ſpricht dafür, daß beide Sagen erſt in der Nach-Uchtenhagenſchen Zeit d. h. alſo nach dem Erlöſchen des Geſchlechts entſtanden ſind. Sie gehören höchſt wahrſcheinlich der Klaſſe der bloßen Zurechtmachungen, jenen nachträglichen Erfindungen an, die ihre Wurzeln nicht auf dem Berge, ſondern uns zu Füßen haben, Sagen alſo, die weniger jenen Epheus gleichen, die natürlich-phantaſtiſch von oben her zu uns herniederſteigen, als jenem Epheu, den wir künſtlich am Spaliere von unten nach oben ziehn.

Aber das mangelnde hiſtoriſche Fundament ſoll uns nicht undankbar machen gegen die Sage ſelbſt, die, ſie ſei jung oder alt, verwirrend oder die rechten Wege führend, um ihrer ſelbſt willen ihre Berechtigung hat. Wir überlaſſen uns deshalb, eh wir in das Gebiet der Geſchichte eintreten, auch jetzt noch ihrer Führung und erfahren von ihr, nachdem wir vorgeſtern ihren heraldiſchen Märchen und ihrer Erzählung von dem Erſcheinen der Uchtenhagen in Freienwalde gelauſcht haben, daß der Schloßberg es war, auf dem ſich die erſte und älteſte Burg der Uchtenhagen erhob.

Dieſem Schloßberg gilt jetzt unſer Beſuch.

Wir haben Freienwalde mit der Nachmittagspoſt erreicht und

einem jener Cicerones, die am Posthof zu umstehen pflegen, vertraulich mitgetheilt, daß wir noch vor Sonnenuntergang oder doch vor dem Hereinbrechen vollständiger Dunkelheit den Schloßberg zu sehen wünschten, zu Fuß, wenn es nicht allzuweit, zu Wagen, wenn nöthig. Da in den Cicerones von Freienwalde gemeinhin mehrere Aemter cumuliren, mindestens aber die Metiers des Führers und des Fuhrmanns zusammenzutreffen pflegen, so ist die Antwort selbstverständlich und nach einer halben Stunde rollt ein Einspänner vor, der nicht voll bis in die Zeit der Uchtenhagens zurückreicht, aber doch beinah. Der Hintersitz ist leer, auf dem Vordersitz befindet sich unser Führer selbst, nunmehr als Kutscher, und knixt mit der Peitsche, um sich in seinem neuen Amte zu beglaubigen. Er trägt einen hellgrauen Flausrock, dazu eine schwarze Tuchmütze, deren Schirm bald über sein Gesicht fällt. Was auf den ersten Blick überrascht, ist das, daß er nicht raucht. Aber freilich jene eigenthümliche Klasse von Personen, der er zugehört, und deren es in jedem Dorfe mindestens einen giebt (auch in kleinen Ackerstädten kommen sie vor), raucht nie. Es sind dies die Träger der Volkspoesie, die Sagenhüter, die Märchenerzähler des Nordens. Sie sind gutgeartet, redselig und schweigsam zugleich, lieben die Scholle, darauf sie geboren, haben einen Anflug von Kränklichkeit und wandern, halb bewundert und halb belächelt, aber wegen ihrer Verträglichkeit wohlgelitten, wie Fremdlinge unter der derberen Dorfbevölkerung einher. Wiewohl gelegentlich von einer phantastischen Scharfsinnigkeit, haben sie in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens doch nichts von jener Bauernschlauheit, die sprüchwörtlich geworden ist. Das Feld ihres Geistes, überhaupt von bescheidner Tragkraft, ist von der Phantasie überwuchert, und so gleichen sie einem Ackerfeld, das zu schwach ist, um ernste und solide Frucht zu tragen, aber dem schönen Unkraut Platz gönnend, desto üppiger in rothen und blauen Blumen steht.

So ist auch unser Führer und Fuhrmann, dessen Einspänner vor uns auf dem Posthof hält. Ueber den Platz, den wir einzunehmen haben, sind wir nicht lange in Zweifel. Natürlich über-

laſſen wir den in Riemen hängenden Hinterſitz ſeinem Schickſal und ſetzen uns auf das Vorderbrett unmittelbar neben den Flausrock, nicht gewillt, eine zweifelhafte Bequemlichkeit auf Koſten beſſerer Unterhaltung zu erkaufen. Denn es unterhält ſich ſchlecht auf den Rücken andrer Leute los.

Noch einmal ein Peitſchenknips, diesmal nicht in die Luft, ſondern in die Weichen des Einſpänners, und über das Straßenpflaſterz hin, das noch die alten Traditionen des Ortes wahrt, holpert und raſſelt unſer Wagen, deſſen Hinterſitz die komiſchſten Sprünge macht, aus der Stadt hinaus, in den Freienwalder Kiez hinein, bis plötzlich das Holpern und Raſſeln einem ſüßen Gefühl der Glätte und jenem leis knirſchenden, im Kiesſand mahlenden Tone weicht, den jeder kennt, der aus dem Sturm und Drang ſchlecht gepflaſterter Straßen in den ſtillen Hafen einer Chauſſee eingemündet iſt.

Der Weg, derſelbe, der von Freienwalde nach Falkenberg führte, iſt glatt, der Abend ſchön. Duft und Nebel ſteigen aus den Wieſengründen auf; der Wald zur Linken, wie es im Liede heißt, ſteht ſchwarz und ſchweigend und nur vor uns, nach Nordweſten hin, glüht noch der Abendhimmel in wunderbaren Farbenſpielen durch die Nebel hindurch. Es iſt juſt die Stunde, um den Schloßberg und die Burg der Uchtenhagen zu beſuchen; die Landſchaft ſelbſt iſt wie ein weites Thor aufgethan, roth und golden, um in das Land der Sage einzuführen.

Es labt uns das Bild und die Friſche des Abends, aber endlich haben wir abgeſchloſſen mit der Landſchaft und ihrem Reiz, und fühlen ein leiſes Unbehagen über das Schweigen unſres Führers, an deſſen Seite wir doch Platz genommen, um bequemerer Unterhaltung willen. Die erſten Hügelpartien liegen bereits hinter uns, wir müſſen bald halben Weges ſein, aber er ſchweigt noch immer. Da der Berg nicht zum Propheten kommt, ſo bleibt nichts andres übrig, als das alte Auskunftsmittel, und blindlings in die allerbequemſte Form der Unterhaltung hineintappend, beginn ich mit der Frage:

Sagen Sie, wie denken Sie über die Uchtenhagens?

Der Angeredete läßt sich Zeit, und zweimal mit der Leine auf den Rücken des Pferdes klatschend, um die lange Pause minder auffällig zu machen, antwortet er endlich in sehr unbestimmten Ausdrücken:

Ja, da ist viel.

Der Wagen rollt weiter in den stillen Abend hinein, dessen allerstillste Stelle unser Wagen zu werden droht. Ich will aber die Stille unterbrechen, es koste was es wolle, und fahre also fort:

Sagen Sie, hier soll ja auch eine große Schlacht gewesen sein, hier hinter den Bergen; ich glaube, sie nennen es das „rothe Land."

Er nickte mit dem Kopfe.

Nun sagen Sie mir, ist denn das Land noch immer roth?

„So roth" antwortete er, halb wie im Echo, auf meine Frage und machte dabei eine Handbewegung, als ob er sagen wollte: lieber Herr, sprechen wir davon lieber nicht.

Nichtsdestoweniger hatte diese Frage das Eis gebrochen (ich sah das an seiner veränderten Haltung), und mit der Rechten auf die quadratmeilenweite Niederung deutend, die all einst Uchtenhagenscher Besitz gewesen war, fuhr ich fort: Die Uchtenhagens müssen sehr reich gewesen sein.

Er sah unter seinem Mützenschirm zu mir auf, ein halbwehmüthiges Lächeln flog über sein Gesicht, dann wiederholte er nur meine Worte: die Uchtenhagens müssen sehr reich gewesen sein.

Es war ersichtlich, daß er einen Nachsatz machen wollte, ihn aber rücksichtsvoll verschwieg; ich kam ihm also auf halbem Wege entgegen und ergänzte:

Sehr reich, aber wie?

Dies Wort schien wie ein Erkennungszeichen auf ihn zu wirken, an dem er nun Gewißheit zu finden glaubte, daß ich einer von dem romantischen Geheimbund sein müßte, der nach Art andrer Geheimbünde, zwar seine unausgesprochenen, aber nichtsdestoweniger seine ganz bestimmten Erkennungszeichen hat. Er wußte nun, daß er sprechen dürfe, ohne Furcht vor Profanation.

Er wartete auch keine weitere Frage ab, rückte vertraulich näher und sagte: Wissen Sie denn, was sich die Kietzer hier erzählen? Da war hier in Freienwalde, in der Uchtenhagenschen Zeit, ein Böttcher, der wohnte neben dem Kirchhof und hieß Trampe. Das Wasser stand damals bis an die Stadt heran, und zwischen Trampe's Haus und dem Wasser lag nur der Kirchhof. Eines Nachts hörte Trampe ein Knurren und Winseln und er trat an's Fenster, um zu sehen, was es sei. Er sah aber nichts als den Vollmond, der am Himmel stand. Er legte sich wieder nieder und warf sich eben auf die rechte Seite, um wieder einzuschlafen, da hörte er seinen Namen rufen: „Trampe", dreimal; dann wurde es wieder stille. In der nächsten Nacht ebenso. Trampe, der sonst nicht furchtsam war, meinte nicht anders, als er werde nun sterben müssen; er ergab sich aber in sein Schicksal und dachte: „wenn es wieder ruft, dann wirst du folgen, es sei wohin es sei." Und in der dritten Nacht rief es wieder. Trampe trat nun auf den Kirchhof hinaus, und als er sich umsah, war es ihm, als liefe etwas wie ein Hund zwischen den Gräbern hin und her; er konnt' es aber nicht genau sehen, denn das Kirchhofgras stand sehr hoch. Trampe folgte der Spur, die nach der Wasserseite des Kirchhofs hinführte, und als er an den Strom kam, sah er einen Kahn, der mit der Vorderhälfte im Wasser, mit der Hinterseite aber auf dem Trocknen lag. An der äußersten Spitze des Kahns stand ein schwarzer Pudel mit zwei Feueraugen und sah Trampen so an, daß dieser dachte, hier ist Einsteigen das Beste. Kaum, daß er saß, so fuhr der Kahn, als ob er von hundert Händen geschoben würde, wie ein Pfeil in den Fluß hinein und über das Wasser fort.

Hier unterbrach sich der Erzähler einen Augenblick, um mir die Linie zu beschreiben, die der Kahn damals gezogen haben müsse und fuhr dann fort:

Keiner steuerte, keiner führte das Ruder, aber der Kahn ging rechts und links, immer wie der Pudel den Kopf drehte; so kamen sie bis an den Schloßberg. Der Kahn lief auf, beide sprangen an's Ufer und stiegen bergan. Es war inzwischen dunkel ge-

worden, der Mond war unter, aber ob nun der Hund rückwärts bergan lief, oder ob er den Kopf nach hinten zu gedreht hatte, gleichviel, Trampe sah immer die zwei Feueraugen vor sich, die ihm bis oben hinauf den Weg zeigten. Als er in den Burghof trat, standen da wohl hundert Fässer, alle voll Gold; das war so blank, daß es im Dunkeln blitzte. Das Schloß selbst lag da wie in Nacht, nur mitunter glühten die Fenster auf und allerlei Gestalten wurden sichtbar, Ritter und Edelfräulein, die kicherten und lachten. Dahinter klang es wie Tanzen und leise Musik. Trampe horchte auf; aber nicht lange, so trat ein Ritter an ihn heran, legte ihm eine schwere Hand auf die Schulter und fragte ihn, ob er der Böttcher aus Freienwalde sei? Dann befahl er ihm die Fässer zuzuschlagen: „Das dreizehnte Faß ist für Dich.“ Nun ging Trampe an die Arbeit und schlug all' die Fässer zu; das dreizehnte aber, das er bei Seite gestellt hatte, rollte er den Berg hinunter. Er war nun fertig und wollte wieder gehn. Da fuhr es ihm durch den Kopf, „ob nicht der Ritter jedes dreizehnte Faß gemeint haben könnte“, und als er noch so dachte, rollte er leise ein zweites Faß bergab. Als er unten ankam, lag nur ein Faß da. Trampe dachte: „du wirst es noch 'mal versuchen“, stieg wieder bergauf und rollte ein drittes Faß hinunter; niemand hinderte ihn daran. Als er aber unten ankam, war alles verschwunden, auch das erste Faß, und nur an der Vorderspitze des Kahns saß wieder der Pudel und sagte: „Trampe, Du hast verspielt.“ Trampe ärgerte sich und dachte, als sie zurückfuhren: „das soll dir auch nicht wieder passiren“; ist ihm auch nicht wieder passirt, denn die Uchtenhagens haben ihn nie wieder holen lassen, wenn sie einen brauchten, um ihre Fässer zuzuschlagen.

Diese Geschichte, die bedeutungsvoll mit dem Zusatz, „wie sie sich die Kiezer erzählen“, eingeführt worden war, war kaum zu Ende, so hielten wir auch schon am Fuß des Schloßberges, vielleicht an derselben Stelle, wo an jenem Abend der bedenkliche Uchtenhagensche Fährmann seinen Kahn gelandet hatte. Wir sprangen vom Wagen, schirrten aus, schlugen die Leine vorsichtshalber

um einen Baumstamm, wiewohl der Charakter unsres Einspänners ohnehin Garantieen für sein Wohlverhalten geboten hätte, und stiegen den Berg hinan. Es war inzwischen finstrer geworden, wenigstens waren die Schatten des Waldes um uns her, dunkle Schatten, die durch zwei einzelne Lichter, am Ausgang einer seitwärts gelegenen Schlucht, nur noch zu wachsen schienen. Es mochte da ein Haus stehen, vielleicht eine Mühle. Unser Führer schritt rüstig vorauf, das Gebüsch wurde immer dichter, und ich folgte nur noch dem Klang seiner Schritte und einem unbestimmten Schatten, der vor mir herschwankte. Ich dachte unwillkürlich an Trampe, und dies mochte die Ursache sein, daß ich mich beeilte, mich wieder an die Seite des Führers zu bringen. Es gelang auch; in demselben Augenblicke aber, wo ich seinen Arm streifte, klang es wie Hundeblaff über den Berg hin, und ich zuckte zusammen und stand. Der Führer aber, der meinem Gedankengange gefolgt sein mußte, sagte ruhig: „das ist dem Müller seiner; der andre blafft nicht.“ Die Ruhe, mit der er dies sagte, überhob mich jeder Verlegenheit; — so kamen wir endlich auf der Kuppe des Hügels an.

Diese Kuppe beschreibt einen Kreis von etwa 40 Schritt Durchmesser. Wir traten zunächst an den Vorderrand des Berges, der sonst einen freien Blick in die Landschaft gestattete, jetzt aber von Bäumen so dicht umstanden ist, daß sich nur mühsam, durch Stämme und Laub hindurch, ein Blick auf das unten liegende Bruch ermöglicht. Auf den Wiesen brauten die Nebel, nicht länger golden durchglüht; nur im Westen säumte noch ein rother Streifen den Himmel, während wir selbst in völliger Nacht standen.

Wir umschritten nun die Rundung, denselben Kreis, der einst den Burghof einschloß, bis wir an die Rückseite der Hügelkuppe kamen, die ebenso in die tiefen Schluchten eines Bergterrains, wie die Vorderseite in das offne Bruchland herniedersieht. Hier an der Rückseite befinden sich auch die Ueberbleibsel der Burg; halbmannshohe Mauerreste von bedeutender Stärke, die es, höchst wahrscheinlicherweise, dem Burg- und Bauerständigen immer noch möglich

machen würden, den ehemaligen Umfang des alten Schlosses, die theilweise Grundform desselben, ganz besonders aber den Ort zu bestimmen, wo das alte Burgthor war. Die Einfahrt in das letztere, fälschlich als Kellereingang gedeutet (weil sich die Phantasie der Kiezer am liebsten mit Kellergewölben und den Trampeschen Fässern beschäftigt), ist noch in aller Bestimmtheit erkennbar.

Wir maßen die Ueberbleibsel der alten Umfassungsmauer aus, setzten uns dann, einen Strauch als Lehne, auf die Trümmerwand, und blickten in die Schlucht nieder, aus der Laubholz und Birkengebüsch so dicht, so still, so schwellend heraufzusteigen schienen, wie Blätter aus einem Kelche quellen, in den sie zuvor gepreßt wurden. Ein Gefühl überkam mich, als wüchsen die Wipfel langsam aber unaufhaltsam wie eine steigende Fluth zu uns herauf. Unten in der Tiefe klang es wie ein Quell, der über Kiesel fällt. Ich fragte: „ist da ein Wasser unten?" Ja. „Wie heißt es?" Das klingende Fließ. Sonst war alles ruhig. Der Führer, längst gesprächig geworden, fing an zu erzählen von Pfingst- und Maiennächten, wenn unten in Thal und Schlucht die Rehe schrein, und hoch über dem Berg (als wäre es der Kyffhäuser) die Dohlen kreisen; aber es war nicht Mai, nicht Pfingsten mehr, kein Reh schrie durch die Nacht, selbst der Hundeklaff in der Mühle schwieg, nur das klingende Fließ klang nach wie vor wie ein Silberton zu uns herauf.

So fanden wir den Schloßberg; wir verlassen ihn jetzt, um uns nunmehr der Frage zuzuwenden, was erzählt uns die Geschichte (sie, die jede Auskunft über den Schloßberg so beharrlich verweigert), was erzählt uns die Geschichte von den Uchtenhagens selbst.

Die historische Zeit der Uchtenhagen umfaßt einen Zeitraum von etwa drittehalb Jahrhunderten. 1367 wird ihrer zum ersten Male urkundlich erwähnt, und 1618 erlischt das Geschlecht. Die Schicksale der beiden letzten Uchtenhagen (und zwar in historisch verbürgter Treue und Bestimmtheit) waren all' die Zeit über, vom Ausgange des Geschlechts bis auf diesen Tag, in der Erin-

nerung der Freienwalder lebendig; nicht so die Namen und Schicksale derer, die diesen beiden letzten des Geschlechts, durch zwei Jahrhunderte hin, vorausgegangen waren. Sie waren todt in der Erinnerung der Nachwelt.

Die Urkunden-Sammlungen indeß, die seitdem unter Benutzung der verschiedensten Archive veröffentlicht worden sind, haben uns neuerdings in den Stand gesetzt, die Schicksale der Familie mindestens bis zum Jahre 1414, also etwa bis zum Eintreffen der Hohenzollern in diesen Landen, zurück verfolgen zu können. Wir vermögen mit Hülfe dieser urkundlichen Ueberlieferungen herabzusteigen von Vater auf Sohn, und wieder hinanzusteigen von Sohn auf Vater; wir befinden uns wie auf einer bequemen Treppe, die uns mühelos den Verkehr zwischen oben und unten, zwischen Anfang und Ende gestattet. Wir verdanken diesen Urkunden außerdem werthvolle Mittheilungen von kulturhistorischem Interesse; aber was wir denselben leider nicht zu danken haben, das ist die Aufzeichnung, die Ueberlieferung einer wirklichen That der Uchtenhagens, einer That, die entweder voll historischer Wichtigkeit damals eingegriffen hätte in die Geschicke des Landes, oder voll eines gewissen poetischen Gehaltes im Stande wäre, noch jetzt unsre Herzen zu berühren. Wir begegnen ihnen weder in Costnitz, noch in Worms; wir sehen sie weder unter Friedrich dem Eisernen vor Bernau, noch zu Joachim Hektors Zeiten bei Mühlberg; wir sehen sie weder gegen die Hussiten, noch gegen die Türken im Felde, und dürfen eben nur annehmen (eine einzige Urkunde von 1599, ein „Aufruf zum Heerdienst" deutet sogar darauf hin), daß sie nirgends gefehlt haben werden, wo es galt, dem Rufe des Kurfürsten zu folgen oder für die Ehre des Landes einzustehen.

Aber wenn diese urkundlichen Ueberlieferungen, nach der Seite der wirklich historischen That hin, wenig oder auch das kaum bieten, so belehren sie uns doch über die Besitzverhältnisse der Familie, und zeigen uns diese letztere in ihren Beziehungen zu ihren Lehnsmännern, Burgleuten und Hintersassen, oder wenn

uns der Ausdruck gestattet ist, in den Verwaltungsgrundsätzen, wonach sie die Regierung ihres ziemlich ausgedehnten Besitzes leiteten, eines Besitzes, der nach Quadratmeilen rechnete und Städte umschloß. Da finden wir denn die Uchtenhagens (allen Sagen, „wie sie sich die Kietzer erzählen", zum Trotz) als wahre Muster ritterlichen Wandels: fromm, sittig, ehrbar in ihrem Hause, mild, helfend, fürsorglich nach außen hin. Sie bauen Kirchen und schenken Glocken, sie schützen die Bürger in ihrem Recht und ihrem Besitz, sie belehnen den Rath Freienwaldes mit neuen Feldmarken, sie vertreten die Stadt vor dem Kurfürsten und erwirken ihr Jahrmarktstage und Freiheit von Zoll und Abgaben. Nichts, was die finstern Märchen rechtfertigte, die in Spinnstuben bis diesen Tag mit Graus und Behagen geflüstert werden, vielmehr in allem die Anzeichen einer Regierungskunst im Kleinen, dabei, in bestem Sinne, das Bewußtsein von den Rechten und Pflichten des Regiments. Ein Spruch im Freienwalder Stadt-Archiv (bisher noch nicht veröffentlicht) giebt volle Auskunft darüber, aus welchen Anschauungen heraus die Uchtenhagen ihre Herrschaft übten. Dieser Spruch lautet:

All Obrigkeit die ist von Gott
Und soll handhaben sein Gebot.

Es soll ihr gehorchen alle Welt,
Nicht leben, wie's Lust und Laune gefällt.

Das Schwerdt gab Gott in Ihre Handt,
Damit zu wahren Leute und Landt.

Dem Guten soll sie geben Schutz,
Den Bösen strafen, dem Guten zu nutz.

Eines Vaters Herz aber soll sie ha'n
Zu denen, so ihr sind unterthan.

So war der Spruch, nach welchem die Uchtenhagen in Haus und Hof ihre Rechte wahrten, ihre Pflicht erfüllten; nichts was auf Fluch und Unthat hinwiese, auf Thaten, die unsühnbar ge-

wesen wären. Wohl im Lauf der Jahrhunderte mischte sich auch ein blutbeflecktes Blatt in die Geschichte des Hauses, ein Vetter erschlug den andern im Zweikampf oder aus Nothwehr, aber dem Verbrechen folgte die Reue auf dem Fuße, und Kurfürst Albrecht Achill nahm den Bußfertigen wieder in seine Huld und Gnade auf, „gleichweis (wie die Urkunde sagt), als ob die Geschichte nie geschehen wäre."

Durch sechs Generationen hin, der vorhistorischen Zeit zu geschweigen, hatte der alte Stamm geblüht, nicht voll, nicht zahlreich, aber immerhin geblüht. Da, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, trieb er plötzlich neue Sprossen in Fülle: acht Söhne und fünf Töchter wurden geboren, und Freude war im alten Haus der Uchtenhagen. Aber es war das reiche Blühen vor dem Tod. Eh' ein Menschenalter um war, noch vor Schluß des Jahrhunderts, waren alle Söhne des Hauses todt bis auf einen, und der überlebende achte, inzwischen vermählt mit Sophie von Sparr, einer Vaterschwester des berühmten Feldmarschalls, schaukelte ein einzig Kind auf seinen Knien, — ein zartes Kind, die blauen Adern sichtbar unter der feinen Haut. Dies Kind, ein Knabe, war Kaspar von Uchtenhagen, der letzte seines Geschlechts. Er starb neun Jahr alt und wurde in der Kirche zu Freienwalde beigesetzt. Es heißt im Volk, daß er vergiftet worden sei, und die Sage, — die hier wieder für die Geschichte eintritt — erzählt sein Ende so:

Einer der Lehnsrettern des Hauses, voll Verlangen nach dem Besitz der Uchtenhagens, wußte dem Knaben eine prächtige Goldbirne zu reichen, die mit einem langsam wirkenden Gifte vergiftet war. Ein Bologneser Hündchen, das den Knaben auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte, sprang, als dieser die Birne essen wollte, an ihm herauf, halb liebkosend, halb ängstigt, um dem Knaben mit der Vorderpfote die Birne aus der Hand zu reißen, aber Kaspar nannte ihn lachend ein „neidisches Thier" und aß die Birne. Eine Traurigkeit, so fährt die Sage fort, begann alsbald den Knaben zu beschleichen, seine Lebendigkeit verlor sich, sein

Auge wurde matt, so verging er wie eine Blume. Seine Mutter saß in der Sterbenacht an seinem Bett; da richtete er sich noch einmal auf, küßte der Mutter die Hand und sprach sterbend, aber leise-vernehmlich vor sich hin:

Alle Liebe ist nicht stark genung.
Ich muß doch sterben und bin so jung.

So die Sage; eh wir aber auf dieselbe in aller Kürze noch einmal zurückkommen, begleiten wir die Uchtenhagen noch durch ihre letzten Jahre bis zum völligen Erlöschen des Geschlechts.

Hans von Uchtenhagen (der überlebende Vater des früh heimgegangenen Kindes) den Freuden dieser Welt für immer abgewandt, und ohne tiefres Interesse, das alte Erbe des Hauses zusammenzuhalten, verkaufte, ein Jahr nach dem Tode seines Kindes, die Stadt Freienwalde, sammt allen seinen sonstigen Gütern, an den Kurfürsten Johann Sigismund, zugleich sich verpflichtend, die reichen Besitzungen jenseit der Oder, die sogenannte Insel Neuenhagen, sofort in churfürstlichen Besitz übergeben zu lassen. Andrerseits ward ihm, dem Hans von Uchtenhagen, die Beibehaltung aller diesseits der Oder gelegenen Besitzungen, namentlich der Stadt Freienwalde, auf die Dauer seines Lebens zugestanden, auch das Recht ihm eingeräumt, bei etwaiger Geburt eines Erben, gegen Rückzahlung der Kaufsumme, in den alten Besitz wieder eintreten zu können. Aber kein Erbe wurde geboren, und in das alte, still und freudlos gewordene Haus der Uchtenhagens, das sich, mit Thurm und Zinnen, ein alter gothischer Bau, neben der Freienwalder Kirche erhob, trat nur noch der Engel des Todes. Dem Sohne folgte drei Jahre später die Mutter, bis nach abermals 12 Jahren, voll stillen Leids und frommer Betrachtung, auch Hans von Uchtenhagen, aus der Unrast dieser Tage eintrat in das Reich des ewigen Friedens. Das Kirchenbuch berichtet:

Anno Domini 1618, am Abend Judica des 21. Martii, zwischen 12 und 1 Uhr, ist der Edle, gestrenge und Ehrenveste Hans von Uchtenhagen, dieses Städtleins Erbherr und Junker

und der letzte dieses Geschlechts, selig im Herrn eingeschlafen und verschieden, und danach am Sonntag Exaudi (war der 17. Mai) allhier in St. Nicolaus-Kirche unter den Altar in sein gewölbtes Begräbniß, nach adliger Weise, zu seiner in Gott ruhenden Frauen und Söhnlein gesetzet, da er in seinem ganzen Alter das 64. Jahr erreicht hatte." So weit das Kirchenbuch.

Helm und Schild waren ihm in die Gruft gefolgt, Freienwalde wurde churfürstlich, und nur das Wappen der Stadt: das rothe Rad im silbernen Felde, deutet bis diese Stunde noch auf die Uchtenhagensche Zeit.

Das Geschlecht ist erloschen; aber es bleibt uns noch die Beantwortung der Frage übrig: was ist noch da, was bieten noch Freienwalde und Umgegend von Erinnerungen an die Uchtenhagens, von Ueberbleibseln aus ihrer Zeit? Noch mannigfaches; das wohlerhaltene und bis diese Stunde bewohnte Amtshaus des Dorfes Neuenhagen, früher eins der Schlösser der alten, vielgenannten Familie, ist an sich noch, wie es da steht, ein werthvolles Erinnerungsstück aus der Zeit, die uns bis hieher beschäftigt hat, und die gewölbte Schloßkapelle mit Stuckaltar und symbolischen Figuren,*) verlohnte wohl, zu andrer Zeit, eine eingehendere Besprechung.

*) Das Schloß Neuenhagen jenseits der Oder ist verhältnißmäßig wohl erhalten bis auf den heutigen Tag. Es wird noch bewohnt und bietet, wie wir nicht zweifeln, einen besseren Aufenthalt, als mancher moderne Bau. Die alten Uchtenhagen-Räume dienen den verschiedensten ökonomischen Zwecken: das Burgverließ ist ein Wirthschaftskeller, die große Halle eine Waschküche geworden; ein anderes Zimmer (man verzeihe diesen Excurs), drin ein schwedischer Oberst in der Nach-Uchtenhagenschen Zeit den Amtmann von Neuenhagen über Strohfeuer rösten ließ, um die verborgenen Schätze zu erkunden, diente noch vor kurzem als Schlafzimmer der jetzigen Besitzer des Hauses. Was aber besser als alles andre erhalten ist und mehr als alles andre interessirt, das ist ein gewölbter Raum, der jetzt als Amtsstube dient, die ehemalige Schloßkapelle der Uchtenhagens. Die Altarwand (noch vollkommen gut erhalten) ist ein umfangreiches, aus verschiedenen Theilen zusammengesetztes Stuck-Relief, das (nach Art solcher Stuckbilder) nicht einen freistehenden Schrein bildet, sondern in das Mauerwerk selber, wie eine Wanderzierung, eingelassen

Aber wir verweilen nicht bei Beschreibung dieses alten Schlosses und seiner sehenswerthen Kapelle, sondern treten vielmehr dort ein, wo die alte Zeit der Uchtenhagens in Bild und Wort am vernehmlichsten zu uns spricht; ich meine die alte Kirche in Freienwalde. Die Uchtenhagens haben sie gebaut, und sie ist das eigentliche und das beste Monument des heimgegangenen Geschlechts. Bis vor wenigen Jahren lagen verschiedene Grabsteine, darunter auch die Grabsteine der beiden letzten, vor den Stufen des Altars, unter dem, in gewölbter Gruft, sie selber ruhten; — nun sind die Grabsteine fort und die Gruft ist verschüttet. Aber anderes ist geblieben. Ueber der niedrigen Sakristei-Thür, zur Linken des Altars, befindet sich das beinah lebensgroße Bildniß (ganze Figur) Kaspars von Uchtenhagen, desselben, von dem die Sage erzählt, daß Bosheit ihn vergiftet habe. Das Bild ist, mit Rücksicht auf die Zeit, in der es entstand, eine vorzügliche Arbeit. Beschreib ich es. Ein Tischchen steht zur Seite, mit einer rothen Decke darüber; auf dem Tische liegt die hohe Sammetmütze des Knaben, in Form und Farbe den Otterfellmützen nicht unähnlich, denen man noch jetzt in den Oderbruchgegenden begegnet; vor dem Tisch aber steht der Knabe selbst, blaß, durchsichtig, mit schmalen Lippen und rothblondem Haar, ein feines Köpfchen, klug,

ist. Es besteht aus einem Christus am Kreuze, zu dem zwei Heilige aufblicken; dies Hauptstück des Bildes ruht aber auf einer Art Fries, in dessen Feldern wir die symbolischen Figuren des Hahns, des Greifen, des Pelikans und des Wiedehopfs erblicken. Ich habe diese Beschreibung in verhältnißmäßiger Ausführlichkeit gegeben, um (ganz abgesehen von den Uchtenhagens) die Aufmerksamkeit auf ein Kunstwerk zu lenken, das, ohne dem Urtheil von Kennern vorgreifen zu wollen, wenigstens in der Mittelmark leicht als ein Unicum befunden werden dürfte. — In der Kirche zu Neuenhagen befindet sich noch ein gut erhaltener Grabstein aus der Uchtenhagener Zeit. Seine Inschrift lautet: „Das Blut Jesu Christi reiniget uns von allen unsren Sünden. Johannes 3 Anno Domini 1592 den 13. Dezember. Hier ruhet . . . die viel tugendreiche Hippolyta von Uchtenhagen in Gott seliglich entschlafen." Hippolyta, dem Bilde nach etwa 40 Jahr, war eine ledig gebliebene Schwester von Hans von Uchtenhagen.

und durchgeistigt, aber wie vorausbestimmt zu Leid und frühem Tod. Seine Kleidung zeigt reicher Leute Kind. Ueber dem rothen Unterkleid trägt er einen grünen Ueberwurf mit reichem Goldbesatz (dasselbe Grün, das auf den Bildern der van Eycks so viele Zauber weckt) und gefaltete Halskrause, weiße Aermelchen und schwarze Sammetschuhe, vollenden seine Kleidung und Erscheinung. In der Rechten hält er eine schöne, große Birne, während ein Bologneser Hündchen bittend, liebkosend an ihm emporspringt. Die Umschrift aber lautet: „Da ich, Caspar von Uchtenhagen, bin gewest dieser Gestalt, war ich viertehalb Jahr alt, Anno 1597 d. 18. November."

Es ist ersichtlich, daß dies überaus anziehende Bild, das wirklich eine Geschichte herauszufordern scheint, die äußre Veranlassung zu jener Sage gegeben hat, die ich bereits erzählt habe. Die Birne, das Hündchen, der Ausdruck der Wehmuth in den Zügen, dazu der frühe Tod, — es hätte (der Kiezer und ihrer sagenbildenden Kraft ganz zu geschweigen) kein Fünkchen Poesie in den Herzen der Freienwalder lebendig sein müssen, wenn sie sich hätten die Gelegenheit entgehen lassen wollen, aus so dankbarem und so nahelegendem Stoff eine Sage in's Leben zu rufen.

Wir freuen uns, daß die Sage da ist, möchten sie nicht missen, aber sie ist eben Sage und nicht mehr. Der Beweis ist mit Leichtigkeit zu führen. Das Bildniß selbst belehrt uns in seiner Umschrift, daß es gemalt wurde, als Caspar von Uchtenhagen ist „viertehalb Jahre alt gewest." Er muß also, da wir die Birne auf diesem Bilde bereits erblicken, besagte Birne (vergiftet oder nicht), wenn er sie überhaupt aß, mit viertehalb Jahren, oder wohl gar schon früher, gegessen haben. Caspar von Uchtenhagen starb aber erst 6 Jahre später, und wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Mark Brandenburg (die sich, Gott sei Dank, auf das Brauen von Giftränken nie absonderlich verstanden hat) damals eine selbst Italien überbietende Meisterschaft in dieser Kunst besessen habe, so haben wir guten Grund, die Geschichte von der vergifteten Birne (wie fast alle Geschichten von vergifteten Birnen und Aepfeln hierlandes) in das Gebiet der Sage zu verweisen.

Caspar von Uchtenhagen, wie uns sein eigen Bild am besten belehrt, starb einfach daran, daß seine Seele, von Geburt an, in einem halbverklärten Leibe wohnte; — er starb und wurde, wie wir gehört haben, in „der Gruft unterm Altar beigesetzt." An der hintern Altarwand aber, schlecht übermalt und minder gut erhalten als das erste, bereits beschriebene Bildchen, begegnen wir einem zweiten Bilde Caspars von Uchtenhagen, das ihn uns zeigt, wie der nunmehr 9jährige Knabe, blaß und die Ruhe des Todes auf der Stirn, im offnen, blumenüberstreuten Sarge liegt. Er trägt ein weißes Sterbehemd, in dem glattanliegenden Haar einen blühenden Rosmarinkranz; um den Hals aber schlingt sich leise ein schwarzes Band, daran, bis zur Brust herniedergehend, eine Denkschaumünze und ein länglich viereckiges Medaillon hängt. Eine Unterschrift giebt Tag und Stunde seines Todes; die Wappen der Sparrs und der Uchtenhagens schieben sich in die obren Ecken des Bildes ein, daneben aber lesen wir, nicht ohne an den Vollklang lateinischer Kirchenlieder erinnert zu werden:

Ah tibi Jesu lectulum
In me para mollissimum,
Meo quiesce pectore
Et intime servabo te;

Worte, denen als deutscher Text der 13. Vers von Luthers Liede: „Vom Himmel hoch da komm' ich her" beigefügt ist:

Ach mein herzliebes Jesulein,
Mach Dir ein rein sanfft Bettelein,
Zu ruhen in meins Herzen Schrein,
Daß ich nimmer vergesse Dein.

Noch wenige Worte. Caspar von Uchtenhagen ruhte bereits länger denn zweihundert Jahre in der Gruft seiner Väter; wenige waren es, die nach dem Bilde hinterm Altar blickten, das blasse Gesicht, der Rosmarinkranz im Haar, rührten kein Herz mehr, und niemand war mehr da, für den die Schaumünze und

das Medaillon, die auf dem Herzen des Knaben ruhten, eine Bedeutung gehabt hätten. Man nahm sie als Ornament, als Einfall des Malers. Da in den 20er oder 30er Jahren dieses Jahrhunderts, als ein Umbau nöthig geworden war, stiegen die Uchtenhagens aus der Gruft, die sie zwei Jahrhunderte lang bewohnt hatten, noch einmal an das Tageslicht hinauf; das Kirchenschiff hinunter, in langer Reihe, standen die Eichensärge, vor dem Altar aber stand ein kleinerer Sarg, der Sarg Caspars von Uchtenhagen. Man nahm den Deckel von dem Sarge, da lag das Kind, ganz wie auf dem Bilde, mit Kranz und Krause; erst bei der Berührung zerfiel alles zu Staub, und Form und Hülle waren hin. Aber das schwarze Seidenband hielt noch, und an dem Seidenbande hingen, wie das Bildniß es zeigt, eine Schaumünze und ein Medaillon. Beide werden aufbewahrt und sind eine Sehenswürdigkeit von Stadt und Kirche. Die Schaumünze hat das übliche Ansehn; das Medaillon aber, etwa anderthalb Zoll lang und ein Zoll breit, ist in zierlichster Weise den Formen eines alten Gebetbuchs nachgebildet, mit gerippten Rücken und mit zwei kleinen Klammern daran. Diese Klammern sind festgenietet und öffnen also weder sich selbst noch das Buch; wohl aber bewegt sich an der Stelle, die dem Schnitt des Buches entsprechen würde, ein kleiner Schieber hin und her, und ermöglicht, eine Reliquie oder eine geweihte Hostie in das Büchelchen hineinzulegen. Nichts derart aber wurde an jenem Tage, als die alten Särge noch einmal an's Licht stiegen, in dem goldnen Büchelchen gefunden, nur ein Zettel fiel heraus, auf dem geschrieben stand: Psalm 63, 10. Diese Stelle aber lautet: „Sie stehen nach meiner Seele mich zu überfallen"; und die Hindeutung, die in diesen Worten liegt, hat der alten Sage und dem alten Vergiftungs-Verdachte ein neues Leben gegeben.

Ja (ein Zeichen ihres innersten Lebens) die Sage wächst seitdem. Um Mitternacht, so erzählt sie jetzt, glühen die Fenster der alten Kirche plötzlich in rothem Lichte auf, die Gestalt Caspars von Uchtenhagen in weißem Sterbekleid, mit glattanliegendem

Haar, tritt vor den Altar und leise aber vernehmlich ruft er das Kirchenschiff hinunter:

Alle Liebe ist nicht stark genung,
Ich muß doch sterben und bin so jung.

Wenn der Ruf verhallt ist, erlischt der rothe Schein in den Fenstern und alles ist wie zuvor.

So erzählen Sage und Geschichte vom alten Geschlecht der Uchtenhagen.

Lichterfelde.

(Ein Kapitel von Sparren-Land und Sparren-Glocken.)

Sein Name und seiner Glocken Klang
Ziehen still die Haid' entlang.

Die nächsten Nachbarn der Uchtenhagens und vielfach verschwägert mit ihnen waren die Sparrs. Das Land um Neustadt-Eberswalde herum war ihre. Die Güter der Uchtenhagens lagen scheitelrecht (von Nord nach Süd) an der Oder hin, während die Güter der Sparrs sich wagerecht (von West nach Ost) an dem Flüßchen Finow entlang zogen. Das schöne Gut Hohen-Finow, das wie ein Kastell in das Oderthal hineinsieht, war der Punkt, wo der Besitz beider Familien rechtwinklig zusammenstieß.

Beider Familien hat sich in den Gegenden, in denen sie heimisch waren, die Sage mit einer besonderen Vorliebe bemächtigt, und wie es nicht möglich ist, in den Freienwalder Schluchten umherzustreifen, ohne — wo immer man anklopfen mag — dem Uchtenhagenschen Feuerpudel, dem „rothen Land" und dem Kind mit der vergifteten Birne zu begegnen, so ist es um Neustadt herum selbstverständlich, vom alten Sparr zu hören, wie er hoch durch die Lüfte fährt, so hoch, daß seine niederfallende Peitsche am Biesenthaler Kirchthurm hängen bleibt. Es ist interessant und lehrreich zugleich, das poetische Bedürfniß und die poetische Gestaltungskraft des Volks innerhalb einer gewissen Oertlichkeit sich so völlig lokalisiren zu sehen.

Von den Uchtenhagens hab ich im vorigen Kapitel, von den Sparrs im ersten Bande dieser „Wanderungen“ (Band I. S. 296) bereits ausführlich gesprochen; es bleibt aber doch noch manches nachzutragen und als ein solches Ergänzungs-Kapitel bietet sich das, was ich nachstehend zu erzählen habe.

Die Dörfer, die die Sparrs an dieser Stelle (des ukermärkischen Besitzes zu geschweigen) besaßen, waren folgende: Hohen-Finow, Ternow, Sommerfeldt, Kruge, Klobbicke, Welsickendorf, Prenden, Tannenberg, Heckelberg, Trampe und Lichterfelde.

In den sechs erstgenannten Dörfern — zum Theil ein Besitz, den sie am allerfrühsten (schon 1375) inne hatten — ist nichts mehr, was an die alte Familie erinnerte; über Prenden hab ich (Band I.) ausführlich gesprochen; bleiben noch: Tannenberg, Heckelberg, Trampe und Lichterfelde.

In Tannenberg klingt es nur leise noch von den Sparrs; nur eben ihr Name lebt noch fort in dem „Sparren-Busch“, der unmittelbar vor dem Dorf beginnt und den Reisenden bis in die Freienwalder Haide begleitet.

In Heckelberg finden wir schon mehr. Hier begegnen wir den ersten Sparrschen Glocken. Heckelberg war nur kurze Zeit im Besitz der Familie, nur der Feldmarschall besaß es wenige Jahre, aber diese wenigen Jahre waren ausreichend für ihn, um seiner frommen Leidenschaft ein Genüge zu thun und der Kirche entweder neue Glocken zu schenken, oder die alten zu erneuern. Wir finden zwei: eine größere aus dem Jahre 1656, die außer dem Glockenspruche „Soli Deo Gloria“ noch die Namen des Amtmanns, des Schulzen, des Pfarrherrn und der Kirchenvorsteher, außerdem eine etwas kleinere aus dem Jahre 1663, die den Namen „Otto Christoph Freiherr von Sparr“ trägt.

In der Heckelberger Kirche — allerdings ohne alle Beziehung zu den Sparrs — ist auch noch ein Schnitzaltar, dessen ich erwähnen möchte; ebenso eines Grabes vor dem Altar.

Des Schnitzaltars, der nicht besser und nicht schlechter ist als hundert andre, die sich hierlandes finden, gedenk' ich nur, um

vor Reſtaurirungen zu warnen, wie deren eine hier ſtattgefunden hat. Ermöglicht ſich keine wirkliche Reſtaurirung — die mit ihrem reichen Goldſchmuck oft ſehr koſtſpielig iſt — ſo thun die Gemeinden am beſten, die Sache zu laſſen wie ſie iſt, oder aber, wenn das aus den verſchiedenſten Gründen nicht geht, dem ganzen Schnitzwerk eine weiße Tünche zu geben. Ich bin dieſem Auskunftsmittel in mehreren Dorfkirchen begegnet und muß einräumen, daß wenn man das Beſſere nicht kann, dies unter dem Schlimmen das mindeſt Schlimme iſt. Die Sachen wirken dann gipsfigurenhaft, was allerdings etwas Kaltes, aber doch nichts direkt Störendes hat.

Vor dem Altar iſt ein Grab. Einer der Geiſtlichen iſt dort begraben, und die Stelle markirt ſich durch nichts, als durch eine ſchwache muldenhafte Einſenkung des Fußbodens, wodurch die Steine loſe geworden ſind. Wir äußerten ein leiſes Befremden darüber, aber der uns begleitende Heckelberger meinte ruhig: wir thun, was wir können; alle paar Jahr ſchütten wir nach und ſtampfen's feſt, mörteln auch die Steine wieder ein; aber es hilft nichts, „er geht immer tiefer“ und eh wir uns verſehn, iſt die Mulde wieder da. — Ein leiſer Schauer überlief uns bei dieſer Erzählung.

Wir kommen nun nach Trampe. Trampe iſt altſtarriſch und die eine Linie nannte ſich danach. Aber in den Wirrſalen des 30jährigen Krieges ging es theilweis verloren und erſt der Feldmarſchall (Otto Chriſtoph) eroberte es der Familie zurück. Er ſcheint ihm eine beſondre Vorliebe zugewandt und hier und in Prenden, wenn er nicht in der Hauptſtadt war, abwechſelnd reſidirt zu haben. Auf beiden Gütern, in Trampe ſowohl wie in Prenden, erbaute er ſich ein Schloß; während indeß in Prenden nur noch ein Trümmerhaufen vom alten Sparr erzählt, zeigt ſich in Trampe alles wohl erhalten. Schloß und Park exiſtiren noch, verändert, umgebaut zwar, aber in der Grundanlage doch immer noch wie ſie damals waren. Im Park, der koſtbare alte Bäume und an ſeinem Flügel eine von Waſſer umgebene Burgruine aufweiſt, befindet

ſich noch eine ſeltſam geformte, acht Zifferblätter zeigende Sonnenuhr von Sandſtein, die auf mehreren der Zifferblätter den Namen Otto Chriſtophs trägt. Die Kirche enthält ein paar Bilder, aber keine Sparrſchen, ebenſo keine Grabſteine der alten Familie. Nur die Glocken ſind wieder unſre Freunde, die uns von den Sparrs erzählen, diesmal mit einer gewiſſen Ausführlichkeit und nicht blos von unſrem Otto Chriſtoph, ſondern auch von ſeinen Vettern, die er, wie es ſcheint, mit heranzuziehen und ſeiner Glockenpaſſion dienſtbar zu machen wußte.

Die Inſchrift der erſten Glocke lautet: Der wohledle, geborne Herr Ernſt Sparr, Ihrer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit zu Brandenburg Rath und beſtallter Hauptmann zu Zechlin und Lindow, Erbherr auf Trampe, Prenden, Behrbaum und Dannenberg. Dazu das einfache Sparrſche Wappen und: „Goß mich Jacob Neuwert zu Berlin 1660.“ (Dieſe Angabe wiederholt ſich auf allen drei Glocken.)

Die Inſchrift der zweiten Glocke lautet: Ernſt George des heiligen Römiſchen Reiches Graf von Sparr, der Römiſchen-Kaiſerlichen auch zu Pohlen und Schweden Königlicher Majeſtät Geheimer Kriegsrath, Generallieutenant und Generalfeldzeugmeiſter, briderſeits Kammerherr und Obriſter zu Roß und Fuß; Herr auf Trampe, Prenden, Dannenberg und Beerbaum. Dazu das gräflich Sparrſche Wappen.

Die dritte Glocke iſt die wichtigſte; ſie iſt die größte und rührt von unſrem Otto Chriſtoph, dem Feldmarſchall her. Sie iſt aber geſprungen und befindet ſich deshalb nicht mehr neben ihren zwei Schweſtern oben in der Höhe, ſondern unten im Thurm, wo man ihre Inſchrift mit Bequemlichkeit*) leſen und neben dem

*) Es verlohnt ſich dies eigens hervorzuheben, denn unter den mannigfachen kleinen Strapatzen, womit das Hinaufſteigen in alte Thürme und das Hinabſteigen in alte Grüfte verbunden iſt, ſteht das Glockeninſchrift-Leſen obenan. Ohne „Licht und Leiter“ geht es eigentlich kaum, aber beide ſind nie zur Hand und ſo fällt einem das Loos zu, ſich zu helfen ſo gut es geht. Das erſte iſt, daß alle Schallocher geöffnet werden,

ſchönen Guß auch, an der Patina, den erſichtlich feinen Erzgehalt der Glocke bewundern kann. Die Inſchrift lautet: Otto Chriſtoph Freiherr von Sparr, der Kurfürſtlichen Durchlaucht zu Brandenburg Geh. Kriegsrath, Feldmarſchall, Obergouverneur der in der Chur und Mark Brandenburg, Herzogthum Hinterpommern und Fürſtenthum Halberſtadt belegenen Feſtungen, Obriſter zu Roß und Fuß, Herr zu Trampe, Prenden, Lanke und Neuſtadt an der Dohhl (ſoll höchſt wahrſcheinlich Doſſe heißen). Darunter das Sparrſche Wappen.

Dieſe Glocke, wie man ſonſt wohl mit geſprungenen Glocken thut, umzuſchmelzen, wäre nicht rathſam, da ſie dadurch aufhören würde, die alte Sparren-Glocke zu ſein, und zwar, ſo viel ich weiß, die ſchönſte und reichſte, die er hat gießen laſſen. Allerhand Sagen knüpfen ſich außerdem an dieſe Glocke, die gleichſam den Feuertod ſterben würden, wenn man ſich entſchlöſſe, durch Umſchmelzung aus dieſer alten Glocke eine neue zu machen. Die eine Sage erzählt die vielfach auch an andern Orten wiederkehrende Geſchichte, daß der Glockengießer eine Schlange mit in die Glockenſpeiſe gethan habe und daß ſeitdem die Schlangen aus der Tramper Umgegend verſchwunden ſeien. Die andre, von mehr hiſtoriſchem Charakter, meint, daß dieſe Glocke aus türkiſchen Geſchützen gegoſ-

die nun natürlich einen Zug herſtellen, als ſollte Wäſche getrocknet werden. Den vom Treppenſteigen Erhitzten läuft es dabei wie der Tod über den Rücken. Nun ſind die Schallöcher auf und das Licht dringt ein, aber entweder die Diſtance oder die gothiſchen Buchſtaben oder gar der Schwalben-Guano ſpotten noch immer der Entzifferungskunſt des unten Stehenden, der ſich nun genöthigt ſieht, die Reſte ſeiner Turnerſchaft hervorzuſuchen. Erſt ein Griff nach dem Oberbalken, dann ein Schwung in das Kreuzgebälk hinein. — ſo, halb hängend, halb ſtehend, beginnt die Lektüre. Iſt nun der Küſter mit in den Thurm hinaufgeſtiegen, dem ſich dann Wort für Wort diktiren läßt, ſo iſt das Schlimmſte überſtanden, hat er aber, aus dieſem oder jenem Grunde, ſeine kleine Tochter mit hinaufgeſchickt, ſo bleibt einem ſchließlich nichts andres übrig, als ſich, wie der Glöckner von Notre-Dame, ſeitwärts auf die Glocke zu werfen und die „große Marie“ feſt umarmend, auf dem erzenen Nacken derſelben die Inſchrift abzuſchreiben.

sen sei, die Sparr während seines Türkenzuges den Ungläubigen abgenommen habe, ja, eine andre Version geht noch einen Schritt weiter und verbürgt sich, daß Sparr die Glocke selbst erobert und später dafür gesorgt habe, daß sie durch Tramper Bauern aus dem fernen Ungarlande herbeigeholt worden. Auch die erstre, einigermaßen glaubhaftere Hälfte dieser Tradition (das Glockengießen aus türkischen Geschützen) hält allerdings keine Kritik aus, da die Glocke, wie sie selber besagt, 1660 gegossen wurde und „Vater Sparr" erst 1664 seinen großen Türkenzug (Schlacht bei St. Gotthardt) machte.

Nun endlich Lichterfelde selbst. Die Berührung mit den Sparrs ist hier die intimste, das alte Geschlecht tritt einem in einer Reihenfolge von Dingen am faßbarsten entgegen, in Kirche und Schloß, in Grabsteinen und Kirchenbuch.

Sprechen wir zunächst von Kirchenbuch und Kirche. Das Kirchenbuch beginnt mit 1599, aber eine regelmäßige und exakte Führung desselben schließt schon wieder mit 1604. Ein Todesfall, drei Geburten und Taufen, unter Angabe der Taufzeugen, sind eingetragen. Unser Otto Christoph, der, nach seinem Bildniß in der Berliner Marienkirche, im Jahre 1605 in Lichterfelde geboren wurde, befindet sich nicht unter den im Lichterfelder Kirchenbuche verzeichneten Geburten. Dennoch werfen die Angaben dieses Kirchenbuchs vielleicht ein Licht auf manches Dunkle und gestatten weitere Schlußfolgerungen, weshalb ich diese Angaben in den Anmerkungen (siehe daselbst) wörtlich wiedergegeben habe. In der Kirche sind außerdem drei Kinder-Grabsteine aus der Sparren-Zeit. Diese sind sehr abgetreten, einer so völlig, daß von Entzifferung der Inschrift keine Rede mehr sein konnte. Bei den beiden andern entzifferte ich folgendes. Auf dem größeren: „Anno 1606 (oder 1600, wahrscheinlich letzteres) ist geb. Anna Sparr und . . . 16 . . . in Gott selig entschlafen; der Seele Gott genade." — Auf dem kleineren: „Anno 1604 d. 2. Januar ist geboren Elisabeth Sparrn . . . entschlafen d. 3. Januar um 12 Uhr in der Nacht."

Die Glocken, jetzt umgeschmolzen, sind nicht-Sparrisch. Es hieß zwar auch von ihnen (wie eben überall in der Gegend), der Feldmarschall habe sie aus Ungarn mitgebracht, aber alten Aufzeichnungen zufolge sind sie aus viel früherer Zeit.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Lichterfelde ist das Schloß. Es heißt von ihm, wie bereits hervorgehoben, daß unser Otto Christoph in demselben geboren wurde. Prenden, wie im ersten Bande erzählt, erhebt zwar einen gleichen Anspruch, es ist indessen mindestens höchst wahrscheinlich, daß dem Lichterfelder Schlosse diese Ehre zufällt.

Dieser Umstand allein schon würde dem Schlosse ein Anrecht auf unser Interesse geben, wenn es auch im Uebrigen ein unbedeutendes oder halb zerfallenes Gebäude wäre, es trifft sich aber, daß dies Schloß, ganz abgesehen von seinen Beziehungen zu den Sparrs, an und für sich ein höchst interessanter Bau ist, groß, eigenthümlich, gediegen und von einer Munificenz der Anlage, wie damals (1567) in märkischen Landen nur für Fürsten gebaut wurde. Nach meiner Kenntniß existirt, aus so früher Zeit her, kein Edelsitz in der Mark, der einen gleich geräumigen und gleich soliden Schloßbau aufzuweisen hätte.

Ueber die näheren Umstände des Baues, über Jahreszahl, Namen der Bauherren und des Baumeisters giebt eine lateinische Inschrift Auskunft, die sich bis diesen Augenblick in Front des Schlosses befindet. Sie lautet:

> Dominus conserva nos. Psalm 126. Nisi Dominus aedificaverit Domum in vanum laboraverant, qui aedificant. Ao. Dni. 1565 Die 26 Julii Arend et Christoff Fratres de Sparn hanc Domum aedificare inceperunt. in Ao. 1567 cum gratia Dei patris nostri Jesu Christi consummaverunt per Joachimum de Roncha ex Italia de Manilia.
>
> Soli Deo Gloria.
>
> Renovat. In Ao. 1580.

Alſo etwa:

Der Herr ſchütze und bewahre uns. Pſalm 126. (muß heißen: Pſalm 127.) „Wo der Herr nicht das Haus bauet, ſo arbeiten umſonſt, die dran bauen.“ Anno 1565 haben die Brüder Arend und Chriſtoph von Sparr dies Haus zu bauen angefangen; Anno 1567 haben ſie es durch die Gnade Gottes und unſres Heilands Jeſu Chriſti beendigt und zwar unter Leitung Joachims von Roncha aus Manilia in Italien. Ruhm dem alleinigen Gott. Erneuert Anno 1580.

Dieſe Inſchrift, wiewohl bis dieſen Tag ganz deutlich zu leſen (weil aufgefriſcht), hat zwei ſchwache Punkte, einmal den Namen und Geburtsort des italieniſchen Baumeiſters, dann die Renovirungs-Jahreszahl 1580. Es iſt mindeſtens ungewöhnlich, daß ein überaus ſolide aufgeführter Schloßbau nach 13 Jahren ſchon wieder renovirt wird. Dies iſt indeß unwichtiger. Wichtiger iſt die Frage: wer war dieſer Joachim von Roncha aus Manilia in Italien? giebt es ein Manilia, giebt es einen Roncha? oder iſt alles Irrthum und Unſinn von Anfang bis Ende? von Moerner hat folgende Lesart vorgeſchlagen: per Fra. Chiaramellum (de Gandino) ex Italia de Venetia; wobei er ſich auf die Thatſache beruft, daß es einen Joachim von Roncha niemals gab, wohl aber einen Francesco Chiaramelo oder Chiaramelli (da Gandino), der von 1562–65 die Feſtung Spandow zu bauen begann.

Dieſe Moernerſche Interpretation iſt außerordentlich ſcharfſinnig und leicht möglicherweiſe zutreffend; wir laſſen ſie indeſſen auf ſich beruhen und treten mittlerweile in den Schloßbau ſelber ein.

Im Vorflur empfängt uns ein alter Herr, der Freund und Majordomus des Hauſes, der in Abweſenheit des Beſitzers die Repräſentation auf ſich genommen hat. Wir nennen ihm unſre Namen, er zieht ſein Käppel und mit dem plauder-gemüthlichſten Cicerone-Ton von der Welt, nicht ohne liebenswürdigen Anflug von Humor und Satyre, beginnt er nunmehr: „Sie werden hier

einen der ſonderbarſten Bauſtyle aller Zeiten kennen lernen; das Schloß hat weder Treppe noch Küche und beſteht ausſchließlich aus 12 Zimmern und 12 Cloſets, Cloſets in des Worts verwegenſter Bedeutung.“

So eingeführt, beginnen wir unſren Umgang durch das Haus. Was nun zunächſt den delikaten Punkt angeht, mit dem unſer Cicerone ſeine Eröffnungsrede ſchloß, ſo hat es damit allerdings ſeine völlige Richtigkeit, wie überhaupt denn eine Total-Beſchreibung des Schloſſes in weniger Worten, als die ſeinigen, ſchlechterdings nicht gegeben werden kann. Was ſich der Baumeiſter, er heiße nun Chiaramelli oder Roncha, eigentlich dabei gedacht hat, iſt ſchwer zu ſagen. Ich bin allerdings Schlöſſern begegnet, z. B. dem berühmten Lochleven-Schloß, in dem Maria Stuart gefangen ſaß, in denen die enorme Dicke ihrer Mauern ebenfalls zur Herſtellung ſolcher Recesſe und Bequemlichkeiten diente; bei all dieſen alten Schlöſſern indeß, die meiſt nur aus einem runden oder viereckigen Feldſteinthurm beſtanden, war dieſe Einrichtung durch die äußerſte Raumbeſchränkung geboten. Wenn es nun aber irgend etwas giebt, deſſen das Lichterfelder Schloß ſicherlich nicht ermangelt, ſo iſt dies eben — Raum, denn der großen Flure und Diele ganz zu geſchweigen, ſind die Zimmer ſelber von ſo ſaal- und hallenartiger Ausdehnung, daß eine Viertheilung jedes einzelnen Raumes immer noch vier hübſche Wohnzimmer, reſp. anderweitig nutzbare Räume geſchaffen haben würde.

Genug, wir conſtatiren einfach das Faktum der 12 Recesſe (die ſelbſtverſtändlich ihren früheren Beruf längſt eingebüßt haben) und widmen nun der Grundanlage des Baus unſre Aufmerkſamkeit. Das Erdgeſchoß beſteht aus einem breiten Flur, der zu jeder Seite zwei Zimmer hat (im Ganzen alſo vier); dieſe ſelbe Eintheilung wiederholt ſich im erſten und zweiten Stock, ſo daß wir im Ganzen drei Flure und 12 Zimmer zu regiſtriren haben. Im Erdgeſchoß und erſten Stock ſind Flur und Zimmer gewölbt. Die Fenſterniſchen ſind wie Zimmer für ſich und die Dicke der Mauern, — dazu die labende Kühle innerhalb derſelben, während draußen

die Sonne brennt, — erinnert uns an das hübsche Wort von der Peterskirche, „daß sie Winters und Sommers, unwandelbar wie die Kirche selber, eine immer gleiche Temperatur habe.“

Unser Cicerone sprach aber auch die Worte: „keine Treppe und keine Küche.“ Auch damit hat es seine Richtigkeit, wenigstens sicherlich mit Rücksicht auf die Küche. (Neuerdings geändert.) Was die Treppe angeht, so befindet sich dieselbe bis diesen Tag in einem eignen, von außen angebauten Treppenhause, von dem allerdings die Sage geht, daß es Anfangs nicht vorhanden war, da der alte Arendt Sparr, nach Art ähnlicher Sagenväter, den Zutritt zu seiner schönen Tochter durchaus unmöglich machen wollte. Erst nachdem der Eintritt der bekannten Erscheinungen unsren alten Sparrenvater, wie so manchen Vater vor und nach ihm, von der Unmöglichkeit solcher Isolirung, resp. von der Vergeblichkeit aller seiner Anstrengungen überzeugt hatte, entschloß er sich reumüthig, dem Hause das zu geben, was es bis dahin nicht gehabt hatte — eine Treppe. So entstand (laut Sage) das angeklebte Treppenhaus.

Das Schloß, wie seine Inschrift besagt, wurde 1567 gebaut, und 1580 renovirt. Ich vermuthe indeß, wie schon angedeutet, daß diese letztere Zahl etwa 1650 heißen muß. Jedenfalls haben sehr bald nach dem 30jährigen Kriege Renovirungen stattfinden müssen, da, während des Krieges, wie Beckmann berichtet, die Seitengebäude des Schlosses durch den schwedischen General von Dewitz eingeäschert wurden. Natürlich mußte das Schloß selbst bei dieser Einäscherung mit gelitten haben. Wie immer dem sei, die Grundanlage des Schlosses ist seit den Tagen Christophs und Arendts von Sparr unverändert dieselbe geblieben; nur die Einrichtung und Bemalung der Zimmer ist aus späterer Zeit, kleineren Theils aus der Groebenschen Epoche (siehe die Anmerkungen), größtentheils aus der Zeit der Familie Splittgerber, die Lichterfelde von 1760 bis zu Anfang dieses Jahrhunderts besaß.

Wir kehren nun zu der schon im Vorübergehen berührten Frage zurück, wurde unser Otto Christoph von Sparr im Schloß

zu Lichterfelde geboren oder nicht? Es stehen sich hier zwei Ansichten gegenüber; Koenig sagt: „geboren zu Prenden", Moerner sagt: „geboren zu Lichterfelde." Weil es sich dabei um unsren ersten (brandenburgischen) Feldmarschall handelt, mag eine eingehendere Untersuchung gestattet sein.

Koenig erzählt, daß Otto Christoph am 13. November 1599 zu Prenden geboren wurde und daß seine Geburt seiner Mutter Edell von Sparr das Leben kostete. Er fügt hinzu: „Edell von Sparr wurde am 11. Dezember zu Prenden begraben, wo ihr Martin Junckel die Leichenpredigt hielt, in welcher der Tag ihres Absterbens (13. November) auch eigens als der Tag der Geburt unsres Helden angegeben wird.

Dem gegenüber sagt Moerner: „Otto Christoph von Sparr wurde nicht 1599 in Prenden, sondern 1605 in Lichterfelde geboren." Er giebt es nicht als ganz bestimmt, aber doch als höchst wahrscheinlich. Hierfür sprechen (nach Moerner) verschiedene Dinge: 1) das noch zu Lebzeiten Otto Christophs gemalte Bild des Feldmarschalls im Chor der Berliner Marienkirche, auf dem es in Goldbuchstaben heißt: „geb. 1660 auf (oder aus) dem Hause zu Lichterfelde"; 2) das Kirchenbuch von St. Marien, das bei Gelegenheit der Beisetzung des Feldmarschalls, obige Ortsangabe und Jahreszahl im Wesentlichen einfach wiederholt; 3) eine Sparrsche Ahnentafel neben dem Bild des Feldmarschalls, die darthut, daß seine Mutter nicht Edell von Sparr, sondern Emerentia von Seestedt war und 4) eine Angabe in den Lehnsregistraturen des Kammergerichts, aus denen hervorgeht, daß Otto Christoph im Jahre 1620 noch entschieden minderjährig war.

So weit Moerner. Danach fielen sämmtliche Koenigsche Angaben zusammen und zwar: 1) Otto Christoph wäre nicht 1599, sondern 1605 geboren; 2) seine Mutter wäre nicht Edell Sparr, sondern Emerentia von Seestedt und 3) sein Geburtsort wäre nicht Prenden, sondern Lichterfelde.

Die Moernersche Ansicht ist unzweifelhaft die besser fundirte, und zwar um so entschiedener, als Koenig nicht nur erklärt, die

Junckelsche Leichenpredigt blos auszugs- und abschriftsweise in Händen gehabt zu haben, sondern auch noch, wie zum Ueberfluß, den Fehler begeht, über Geburt, Leben und Tod der Edell von Sparr folgenden Gallimathias drucken zu lassen: „Edell von Sparr," so schreibt er, „wurde den 10. Juni 1598 geboren; sie verehelichte sich den 16. Juli 1598 auf dem königlichen Schlesse zu Kopenhagen im Beisein des Hofes und starb den 13. November 1599 bei Geburt unsres Feldmarschalls." Es ist schwer, in vier Zeilen mehr Thorheit zu sagen. Hiernach wäre also Edell Sparr bei ihrer Verheirathung 36 Tage und bei Geburt ihres Sohnes nicht voll anderthalb Jahre alt gewesen. Nun würde man unter andern Umständen selbstverständlich die Pflicht haben, die Geburts-Jahreszahl einfach für einen Druckfehler zu halten, wenn nicht Koenig selbst wieder einem diese Annahme unmöglich machte und zwar dadurch, daß er, angesichts seiner eigenen Zahlen, ruhig fortfährt: „sie starb also in einem Alter von 14 Jahren und vier Wochen." Angenommen nun (wie schon zugegeben), daß bei Angabe der Geburts-Jahreszahl ein Irrthum mit drunter gelaufen sei, so ist doch ein solcher Irrthum hinsichtlich der Monate nicht gut möglich und die zwischen dem 10. Juni und dem 13. November mitten inneliegende Zeit, gleichviel in welche Jahreszahlen es sich handeln möge, kann nie vier Wochen betragen.

Alles dies läßt die Koenigschen Mittheilungen in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen und dennoch fehlt es den gegenüberstehenden Angaben wenigstens an einer völlig überzeugenden Kraft. Namentlich gilt dies vom Geburtsjahr 1605. Eine Lektüre der dreitägigen Schlacht bei Warschau, wie der polnischen Campagne von 1656 überhaupt, giebt einem immer wieder den Eindruck, daß unser Otto Christerh in dem eben genannten Jahre bereits ein ziemlich alter Herr gewesen sei. Er heißt damals schon „der alte Vater Sparr" und dem Schwedenkönig werden eigens die Worte in den Mund gelegt, daß sich der alte Vater Sparr als ein rechter kriegskundiger General erwiesen habe. Wurde nun aber Otto Christerh erst im Jahre 1605 geboren, so war er wäh-

rend des polnischen Feldzugs höchstens 51 Jahr alt, — kein Alter, um jemanden einen „alten Vater“ zu nennen. 1657 wurde er bereits Feldmarschall; er hätte also diese hohe Würde mit 52 Jahren erreicht. Auch nicht sehr wahrscheinlich. Endlich drittens war er schon 1638, unter George Wilhelm, mit Bildung einer „brandenburgischen Armee“ betraut worden, die er auch wirklich bei Neustadt-Eberswalde zusammenzog. Es wäre ihm also ein solcher Auftrag mit 33 Jahren geworden, was, wenn es zuträfe, wiederum einigermaßen überraschen müßte.

Gleichviel indeß, in welchem Jahr und an welchem Ort unser Otto Christoph geboren wurde; wenn er nicht mit Bestimmtheit diesem oder jenem Dorfe angehört, so gehört er doch dem alten „Sparrenlande“ überhaupt an. In jedem der Dörfer, die diesem Landestheile zugehören, ist er gekannt, in dem einen als Zauberer, in dem andren als Türkenbesieger, überall als der „Glocken-Mann“, der sich vorgesetzt hatte, am ganzen Lauf des Finowflusses hin seine Glocken klingen zu hören.

Es ist ein poetisches Stück Land, dies alte Sparren-Land. Wer an der Biesenthaler Wassermühle oder weiter aufwärts am Neustädter Eisenhammer den Finowfluß passirt, wer an einem Herbstabend in die stille Dorfgasse von Prenden einfährt, oder bei aufsteigendem Nebel an dem Tramper-Park und seinen Burgtrümmern vorüberkommt, der fühlt, daß ihn sein Weg in Gegenden geführt hat, wo es nicht Wunder nehmen darf, daß alte Volkssagen noch lebendig sind und weiter wachsen und schaffen. Ein Knecht lebt da auf einem der alten Sparrendörfer, der sieht alles voraus was passirt und prophezeiht von einem großen Kriege, der in den 80er Jahren kommen wird. „Dann werden die Menschen so rar werden wie die Störche im Jahre 1857, wo ein großer Sturm sie verschlagen hatte und so viele umgekommen waren, daß man alle 5 Meilen nur einen noch sah. So wird Gott die Menschen schlagen, wie er damals seinen Gottesvogel geschlagen. Dann werden die Menschen sich freuen, wenn einer den andern sieht.“

Am Werbellin.

Ihre Dörfer sind [illegible]
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wellen wehen trübe hin.

Franz Kugler.

Und ob der Mittag [illegible]
[illegible] das Wild erschlagen,

Chevy-Jagd.

Eine halbe Meile nördlich von Lichterfelde, schon auf ukermärkischem Grund und Boden, begegnen wir dem sagenreichen Werbelliner See, auch wohl in Kürze einfach „der Werbellin" genannt. Schön wie der Name, so schön ist auch der See, ein Zauber ist um ihn her, und was der „Blumenthal" unter den Forsten ist, das ist der Werbellin unter den Seen dieses Landestheils.

Es scheint, als ob alle Welt, auch in alten Tagen schon, ein Ohr für den Wohlklang dieses Namens gehabt hätte, denn alles, was um den See herum gelegen ist, hat den Namen von ihm entlehnt, und wir unterscheiden außer dem eigentlichen „Werbellin" (dem See) noch eine Stadt, ein Dorf und ein Schloß gleiches Namens, woran sich dann schließlich der Werbelliner Forst, dessen wir schon früher als des kostbarsten Jagdgrundes der Hohenzollern gedachten, anreiht.

[Die Stadt Werbellin.] Sie ist sagenhaft. Sie soll an der Stelle des jetzigen Sees gestanden haben, so daß wir hier — wenn der Sage irgend etwas Reales zu Grunde liegt — einen

jener „Erdfälle“ anzunehmen hätten, über deren Art und Vorkommen ich in dem Buckow-Kapitel (siehe S. 184) ausführlicher gesprochen habe. Das Terrain indeß ist hier ein wesentlich anderes und macht einen Erdfall um Vieles weniger glaubhaft. Uebrigens geräth die Sage mit sich selber in Widerspruch, wenn sie fortfährt: „daß die Einwohner der Stadt lange vorher einen Unfall befürchtet hätten, weil der See mehr und mehr die Ufer weggespült und gleichsam die Stadt unterminirt habe.“ Dies wäre jedenfalls kein „Erdfall.“ Aller Wahrscheinlichkeit nach hat eine Stadt Werbellin (auch Werblo geheißen) nie existirt. Wenn Fischbach von zwei alten, damals im Rathhause zu Neustadt-Eberswalde befindlichen Urkunden spricht, die als Datum den St. Gregors-Tag 1306 und den 19. Februar 1319, als Ausstellungsort aber den Namen Werbellin tragen, so ist jetzt erwiesen, daß sich diese Unterschrift auf Schloß Werbellin und nicht auf die sagenhafte Stadt gleiches Namens bezieht.

[Dorf Werbellin], etwa eine halbe Meile südlich vom See gelegen, ist eine Neu-Schöpfung, eine Pfälzer-Colonie, die 1748, also in den Jahren der großen Pfälzer-Einwanderung in die Mark, angelegt wurde. Es ist von diesem Dörfchen nichts zu sagen; es trägt seinen poetischen Namen ziemlich unverdient.

[Schloß Werbellin.] Unmittelbar am Werbellin-See erheben sich zwei Schlösser; eins davon war das eigentliche Schloß Werbellin, das andre hieß Schloß Breden.

Schloß Breden war das kleinere, unbedeutendere von beiden, und selbst über die Stelle wird gestritten, wo es stand. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß es sich an der Mittelbiegung des See's erhob und zwar dort, wo jetzt malerisch zwischen See und Wald das Dörfchen Altenhof gelegen ist. Unter dem Forsthause daselbst befinden sich noch alte, gewölbte Keller, die man vor etwa 100 Jahren entdeckte, als der Grund zur Aufführung einer neuen Försterei gelegt werden sollte. Man fand aber nicht blos diese alten Gewölbe, sondern auch kupferne und eiserne Geräthschaften, die bis diesen Tag in der Försterfamilie (seit über hun-

dert Jahren immer dieſelbe) aufbewahrt werden. Die dörfliche Tradition ſpricht auch von einem Faß mit Wein, das man damals gefunden habe, ein Faß, deſſen Dauben bei der Berührung in Staub zerfielen, während der Wein in der topasfarbenen Weinſteinkruſte, die ſich ſeit den Tagen Markgraf Waldemars gebildet hatte, wie in einer Kryſtall-Bowle unverſchüttet ſtehen blieb.

Das eigentliche Schloß Werbellin lag an der Südweſtſpitze des Werbelliner See's höchſt wahrſcheinlich (denn das Terrain iſt verändert) auf einer Landzunge, die durch einen Durchſtich und ein weites, vor dieſem Durchſtich gelegenes (übrigens noch vorhandenes) Sumpfland zu einer ſchwer zugänglichen Inſel gemacht wurde. Markgraf Johann I., der Städte-Erbauer unter den Askaniern, baute dies Schloß um 1247, und es ſcheint, daß es unter allen markgräflichen Schlöſſern jener Epoche das größte, und wohl auch ein bevorzugter Aufenthalt mehrerer unter den Askaniern war. Hier wurden die obenerwähnten Urkunden ausgeſtellt, und wohl viele andre mit ihnen. Von Schloß Werbellin aus ſchickte Markgraf Waldemar ſeinen Kanzler Nikolaus von Buch an den Rhein, als, nach Kaiſer Heinrichs VII. Tode, ein neuer Kaiſer gewählt werden ſollte, und gab ihm, wie wir heute ſagen würden, charte blanche zu wählen nach ſeinem Ermeſſen. Nikolaus von Buch gab ſeine Stimme an Ludwig den Baier, an den einzigen, an den er ſie (nach dem ſtillen Wunſche Waldemars) nicht geben ſollte. Der empörte Markgraf, ſo geht die Sage, ließ den zurückkehrenden Kanzler nach dem nah gelegenen Schloß Grimnitz*) bringen, ihn dort in den Kerker werfen und verhungern.

*) Schloß Grimnitz, in unmittelbarer Nähe des „Werbellin“ am Grimnitz-See gelegen und faſt als ein drittes der Werbellin-Schlöſſer anzuſehen, war ebenſo der bevorzugte Aufenthalt Otto's IV., des ſogenannten Markgrafen mit dem Pfeil, wie Schloß Breden und Schloß Werbellin die bevorzugten Plätze Markgraf Waldemars waren. „Hier war es wohl, ſo erzählt F. Brunold, wo Markgraf Otto mit ſeiner kühnen Gemahlin Hedwig von Holſtein am Schachbrett ſaß, von Spielleuten umgeben, wie es uns ein Bild in der Maneſſiſchen Sammlung der Minneſinger noch heute zeigt.“ — 1529 wurde auf Schloß Grimnitz ein Friede zwiſchen

Die Erzählung fügt hinzu, der Markgraf habe täglich frische Aepfel vor das vergitterte Fenster legen lassen, um durch den Anblick der Labefrucht die Qual des Unglücklichen zu steigern.

1319 starb Markgraf Waldemar, es kam eine wilde, eine herrenlose Zeit, auch Schloß Werbellin sank von seiner Höhe. Noch im Laufe desselben Jahrhunderts, oder doch zu Anfang des nächstfolgenden, wurde es zerstört; der eine Bericht sagt „durch die Litthauer", ein andrer (wahrscheinlicherer), durch die Quitzows, die in Gemeinschaft mit den Ruppiner Grafen die Burg angriffen und brachen. Ihr Zug ging von da aus gegen Chorin. Auf dem Felde zwischen Lichterfelde und dem Werbelliner-See wird noch die Stelle gezeigt, wo der Abt von Chorin den Siegern entgegenging und mit ihnen über gute Bedingungen verhandelte.

[Der Werbelliner-Forst] endlich ist der alte, klangvolle Name des schönen, viele Quadratmeilen großen Wald- und Jagd-Reviers, das den Werbellin- und Grimnitz-See in weitem Halbkreis umgiebt. Man hat den alten Namen jetzt aufgegeben, und das weite Waldrevier, aus Gründen besserer Verwaltung, in eine westliche und östliche Hälfte getheilt, die nun den Namen „Groß-Schönebecker- und Grimnitzer-Forst" führen; wir aber behalten den alten Namen bei.

Der Werbelliner-Forst, wie schon angedeutet, ist gleich ausgezeichnet als Wald- wie als Jagd-Grund. Als Waldgrund mag es, auch in unsern Landen, größere und besser gepflegte geben, als Jagdgrund steht er einzig da. Ein Theil des Forstes, die sogenannte Schürf- oder Scherfhaide, die sich eine halbe Meile lang am Nordwest-Ufer des See's entlang zieht, dient eigens dem Zweck, das Wild zu pflegen, also den Rest des Forstes zu einem

der Mark und Pommern geschlossen, der ausdrücklich der Friede zu Grimnitz heißt, und 1549 brach hier Kurfürstin Hedwig, die Gemahlin Joachims II. (nicht die „schöne Gießerin" wie andre erzählen), durch den morsch gewordenen Fußboden des ersten Stockes, wobei sie auf die Hirschgeweihe der darunter befindlichen Halle niederstürzte, und so schweren Schaden nahm, daß sie von der Zeit ab an Krücken gehen mußte.

deſto reicheren und beſſeren Jagdgrund zu machen. Der nahe See mit ſeinem koſtbar klaren Waſſer (eine Folge ſeiner Kalk- und Thon-Gründigkeit) macht ihn zur Tränke vorzüglich geeignet, während außerdem Brunnen in den Wald gegraben ſind, und überall ausgebreitete Heu- und Moosbetten dem Wilde über die Gefahren und Beſchwerden des Winters hinweghelfen. Und das alles nicht einmal mit der hinterliſtigen Abſicht, den heute noch gehegten und gepflegten Hirſch bei nächſter Gelegenheit in's Blatt zu treffen. Der Wildſtand hier iſt eine Parade-Truppe, und wird auf jede erdenkliche Weiſe geſchont. Letzlingen, ſo heißt es, iſt für den Gebrauch; Werbellin und Grimnitz ſind für die Repräſentation. Dort jagten die Hohenzollern um des Jagens willen; in Werbellin jagen ſie, ausnahmsweiſe, an Feſt- und Gala-Tagen, um ihren Gäſten zu zeigen, was hohe Jagd in den Marken iſt.

Letzlingen freilich iſt auch ein koſtbarer Jagdgrund, und in einzelnen Branchen, z. B. an Damm- und Edelhirſchen, überragt es ſeinen Rivalen. Aber an Rothwild bleibt Werbellin à la tête. Die Forſten, die ſeinem Reviere angehören, umſchließen 3000 Hirſche, die größte Anzahl (ſo weit die Kenntniß davon reicht), die an irgend einem Punkte der Welt, innerhalb eines beſtimmt abgegrenzten Reviers, gehalten wird. Hier war denn auch, wie ſelbſtverſtändlich, der Platz, wo ſich die Zahl der getödteten Hirſche (denn trotz des Prinzips der Schonung müſſen die alten weggeſchoſſen werden) auf eine Höhe bringen ließ, gegen die wahrſcheinlich die Thaten des Cooper'ſchen „Hirſchtödters" zu einem Minimum zuſammenſchrumpfen. Wildmeiſter Grußdorf (jetzt im Potsdamer Wildpark) war 30 oder 40 Jahr lang Förſter im Werbelliner Forſt, und die Leute erzählen von ihm, daß er muthmaßlich derjenige Jäger ſei, der in ſeinem Leben die meiſten Hirſche geſchoſſen habe. Es heißt: er kannte nicht nur alle, die überhaupt da waren, er fand auch alle, die er finden wollte (die alten, wegzuſchießenden), und traf alle, die er treffen wollte. Nur

vom bairischen Grafen Arco erzählt man, daß er möglicherweise unſrem Grußdorf als „Hirſchtödter“ gleichkomme.

Der Werbellin-Forſt umſchließt 3000 Hirſche, aber um die Brunſtzeit (etwa von Mitte September bis Mitte Oktober) umſchließt er noch tauſend mehr. Dann kommen die Wanderhirſche. Sie kommen aus den benachbarten Landestheilen, aus Mecklenburg, Pommern, Schleſien, ſelbſt aus Polen und Oſtpreußen, alſo faſt hundert Meilen weit. Alle dieſe Gegenden, namentlich die öſtlich und nördlich gelegenen, haben weniger Weibchen in ihren Wäldern, und dieſer Umſtand treibt die Hirſche gen Weſten, und ſpeziell an das See-Ufer des Werbellin. Hier iſt dann Rendezvous, „Conditium“, wie es die Leute nennen. Weil der Weg weit und die Fährlichkeit der Reiſe groß iſt, ſo machen ſich nur die ſtärkſten Thiere auf den Weg; ſie wiſſen auch wohl, daß ſie als Eindringlinge kommen, und daß es ohne ſchwere Kämpfe, ohne den ganzen Zorn erwachter Eiferſucht, nicht abgehen wird. Dieſe Kämpfe finden denn auch wirklich jedesmal ſtatt, aber ſelten mit den eigentlichen Herren des Forſt's, ſondern gemeinhin unter den Herbeigekommenen ſelbſt. Sie fechten Eindringling gegen Eindringling, etwa Pole gegen Oſtpreuße, oder Schleſier gegen Pommer. Die dieſen Kampf aufnehmen, ſind, wie ſchon angedeutet, immer die Stärkſten, und die Veranlaſſung iſt jedesmal Rivalität; das Reſultat ihrer Kämpfe aber pflegt in den meiſten Fällen das zu ſein, daß, während die beiden Heroen von außerhalb mit einander kämpfen (auch wohl ſich tödten), der einheimiſche Märker den Liebespreis davonträgt.

Die fremden Hirſche bleiben etwa 4 Wochen; dann kehren ſie wieder heim.

In den letzten 10 bis 15 Jahren hat ſich dieſer Zuzug von außenher um etwas verringert. Wahrſcheinlich iſt das Jahr 1848 die Urſach davon, wenigſtens bemerkt man ſeitdem eine Abnahme. Die Jagdfreiheit machte damals den Marſch von Polen oder Preußen bis in die Mark allerdings etwas gefährlicher als in ruhigeren Zeiten, und die Gefahren jenes Jahres ſcheinen wenigſtens bei den Wanderhirſchen unvergeſſen.

Wir treten zum Schluß aus dem Forste heraus wieder an den See, an den „Werbellin“, der all dieser Umgebung, Wald, Burg, Dorf, seinen Namen gab.

Einladend wie der See, so waren auch die Fische, die er beherbergte. Es war ein Muränen-See, vielleicht der größte und schönste unter allen märkischen Seen, die sich mit ihm in die Ehre theilen, ein Muränen-See zu sein. (Muränen-Seen waren zu Beckmanns Zeiten folgende: der Mortner, der Soldiner, der Lychener und der Stechliner, ferner der Lindower und der Schermützel-See. Mehrere davon, wenn nicht alle, haben inzwischen ihre Muränen verloren, ebenso wie der „Werbellin.“)

Auch schon in churfürstlichen Tagen wußte man von diesem Reichthum des Werbelliner See's, und 1565 schrieb Churfürst Joachim an den Magistrat zu Neustadt-Eberswalde und ordnete an: „maßen man gegen Fastelabend etzlich-vieler Fische benöthigt wäre, so viele Muränen und Karpfen, als nur zu bekommen wären, in dem „Werbellin“ fangen und mit zwei Pferden und Wagen zur churfürstlichen Küche bringen zu lassen.“

Mit diesen Muränen ging es noch fast dreihundert Jahre; da, vor 10 oder 20 Jahren, nahm es plötzlich ein Ende. Der Cormoran kam. Der Cormoran oder schwarze Seerabe, sonst nur in Japan und China heimisch, hatte auf seinen Wanderzügen auch mal den baltischen Küstenstrich berührt und unter allen Forsten und Seen, die er auf diesem seinem Zuge berührt hatte, schien es ihm „am Werbellin“ am besten gefallen zu haben, denn hier war es, wo er sich plötzlich zu vielen, vielen Tausenden niederließ. Der schöne Forst am See entlang bot prächtige Bäume zum Horsten, und der See selbst die schönste Gelegenheit zum Fischen. Nun scheint es, waren die Cormorans insonderheit auch Feinschmecker, und statt sich mit all und jedem zu begnügen, was ihnen in den Wurf kam, richteten sie ihr Begehr vor allem auf die Muräne. Sie fischten nach ganz eigenthümlichen Prinzipien, und betrieben den Raub nicht als einzelne Freibeuter (wie etwa die Fischreiher und ähnliche auf niedrigster Stufe der Kriegskunst

ſtehende Thiere), ſondern das Geheimniß taktiſchen Zuſammenwirkens hatte ſich ihnen erſchloſſen. Sie operirten en colonne, in Reih und Glied und lange Ghainen auer über den See ziehend, dabei mit Hülfe ihrer Taucherkünſte den See auch in ſeinen verſchiedenen Tiefen, ſo zu ſagen in allen ſeinen Etagen beherrſchend, glückte es ihnen, überall da, wo ſie ihren Stand nahmen, ein lebendiges Netz durch den See zu ziehen: jede Maſche ein geöffneter Cormoran-Schnabel.*) Die Fiſcher mühten ſich umſonſt ſie zu vertreiben; es gab damals Cormorans am Werbellin, wie Fliegen in einer Bauernſtube; ein paar Hundert mehr oder weniger war von gar keinem Belang. Auch der Forſt litt, ähnlich wie der See; denn in manchem Baum hatten die Cormorans 10 Neſter gebaut, und es war nicht möglich, ihrer Herr zu werden. Da wurde endlich ein Vernichtungskrieg beſchloſſen; alle Förſter aus den benachbarten Revieren wurden mit herangezogen, das Garde-Jäger-Bataillon in Potsdam ſchickte ſeine beſten Schützen, — ſo rückte man in's Feld. Zuletzt waren Pulver und Blei ſtärker als die Cormorans, und ſie blieben entweder auf dem Platze, oder ſetzten ihren Zug in friedlichere Gegenden fort. Die Cormorans verſchwanden; aber ihr Beſuch hatte dem Werbellin ſeine Muränen gekoſtet. Die Cormorans ſind nicht wieder gekommen (das ließe ſich ertragen), aber — die Muränen auch nicht.

Die Muränen ſind hin wie die Schlöſſer, die den „Werbellin“ umſtanden, nur der See ſelber iſt der alte geblieben. Bei Altenhof, unmittelbar an dem gelben Kies-Ufer, liegen ein paar Tannenſtämme aufgeſchichtet, und bilden eine hohe Bank zum

*) In China oder Japan, oder vielleicht in beiden Ländern, verſtehen es die Bewohner, die Cormorans zum Fiſchfang abzurichten. Sie bedienen ſich dazu der allereinfachſten Vorrichtung, indem ſie dem Cormoran, nachdem ihm die Flügel geſtutzt wurden, einen Ring um den Hals legen, der die Kehle des Thieres halb zuſchnürt. Nun beginnt der Cormoran, mit gewohntem Geſchick, ſeinen Fiſchfang, da er aber, der halbzugeſchnürten Kehle halber, die Fiſche nicht herunterſchlucken kann, ſo wirft er ſie großmüthig in neben ihm befindliche kleine Boote, wo ſie die Fiſcher in Empfang nehmen.

Ueberblick über den See. Dort nehmen wir Platz. Kleine Wellen ſchäumen an's Ufer, vor uns die breite Waſſerfläche, liegt noch im Licht, während nach Norden zu ſich blaue Schatten über Wald und See breiten. Dorthin liegen auch die Trümmer des alten, halb Sage gewordenen Grimnitz-Schloſſes. Und wenn jetzt ein goldenes Schiff den See herunter käme, und auf dem Deck des Schiffes, unter flatterndem Zeltdach, ſäße Markgraf Otto mit Heilwig von Holſtein, ſcherzend, lachend über dem Schachſpiel, wir ließen es vorübergleiten, vielleicht weniger verwundert über das goldene Schiff mit Segel und Zeltdach, wie über das ärmliche Schifferboot, das eben mit Netz und Reuſe des Weges kommt. Es iſt ein Märchenplatz, auf dem wir ſitzen, denn wir ſitzen am Ufer des „Werbellin.“

Schloß Friedersdorf.

Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

In der Nähe von Gusow (dem alten Besitzthum Derfflingers) auf dem Plateau, das den Südwestrand des Oderbruchs begrenzt, liegt **Friedersdorf**, ein Besitz der Familie von der Marwitz. Die Marwitze, ursprünglich eine neumärkische Familie, kamen gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Besitz dieses Guts und haben es seitdem ununterbrochen besessen.*)

Vom Städtchen Selow (halben Wegs zwischen Müncheberg und Küstrin) erreicht man Friedersdorf in einer Viertelstunde. Die Landschaft ist reizlos und nur die Bäume des Parks, die man auf einige Entfernung hin hoch aufragen sieht, unterbrechen das flache Einerlei. Unmalerisch wie die Landschaft, ist auch die Einfahrt in das Dorf selbst, und erst in der Mitte desselben, wo wir die Parkbäume, die bis dahin den halbumbügten Hintergrund des Bil-

*) Wie die Familie zu den ältesten und angesehensten der Mark gehört, so ist es ihr vorbehalten gewesen, auch durch drei Generationen hin, ihren Namen mit der Geschichte des Landes zu verweben, und zum Ruhme desselben beizusteuern. In 150 Jahren gingen mehrere hundert Offiziere aus dieser Familie hervor, darunter acht Generale. Nur wenigen Geschlechtern (fünf) war es vergönnt die Marwitze nach dieser Seite hin zu überflügeln: die Kleist weisen 14 auf, die Schwerin 11, die von der Goltz 10, die Bork und die Bredow 9.

des bildeten, in einem flachen, weit gedehnten Teich sich spiegeln, und die Thürme und weißgrauen Wände des Schlosses durch das ziemlich dichte Laubwerk hindurch schimmern sehen, wird es uns leichter um's Herz, und der flachen Alltäglichkeit plötzlich überhoben, athmen wir auf wie eingetreten in eine neue, poetische Welt. Unser Wagen beschreibt eine Curve um den Südrand des Teiches herum und führt uns dann durch eine von zwei Obelisken gebildete Einfahrt, den Kiesweg des Parks hinauf, bis vor die gastlich geöffnete Thür des Schlosses.

Das Friedersdorfer Herrenhaus ist so recht ein Bau, wie ihn die Phantasie sich auszumalen liebt, wenn es gilt, das Schloß einer alten Familie vor Augen zu haben. Die Frage nach dem Maaß der Schönheit wird gar nicht laut; alles ist eigenthümlich, charaktervoll, pittoresk, und dies genügt. Auch dieses Friedersdorfer Schloß nimmt unser Urtheil sofort gefangen. Das hohe Dach, wo es auf der Schrägung der beiden Seitengiebel aufliegt, ist staffelförmig mit allerhand Thürmchen besetzt, während aus der Mitte des Dachs ein mächtiger Vordergiebel vorspringt, der wiederum seinerseits mit einer Reihe von kleinen Thürmen geschmückt ist. Die hohen, verhältnißmäßig schmalen Fenster steigern den Eindruck des Eigenthümlichen und die breiten Pfeiler zwischen denselben leihen ein Ansehen voll Festigkeit und Solidität. Rosenbäume umranken die Glasthür, die aus der Halle in Park und Garten führt, vor der Front des Hauses aber, inmitten eines Grasplatzes, den Kiesweg umzirken und mächtige alte Kastanien überschatten, stehen ein paar gußeiserne Böller (Eroberungen aus alter Zeit) und mahnen an den kriegerischen Geist, der hier durch viele Generationen hindurch lebendig war.

Wir betreten das Haus und verwundern uns über die Fülle von Raum, die uns darin entgegen tritt. Das macht, es ist noch ein Bau aus jener vornehmen Zeit, wo man die vorhandene Gesammträumlichkeit in wenige imposante Gemächer theilte, statt wie jetzt die allergrößte Raumfülle durch zahllose Stuben und Stübchen hotelartig zu verzetteln. Die Baumeister waren damals noch

nicht bei Hauswirthen in die Schule gegangen und hatten noch nicht gelernt, der trivialſten Oekonomie die Schönheit und Stattlichkeit der Verhältniſſe zu opfern. Es war noch die Epoche der Treppen und Corridore, wie ſie die, ohne Noth und ohne Verſtändniß, jetzt vielgeſchmähte Zeit der Renaiſſance überall einführte.

Die Halle des Hauſes nimmt uns auf. Hohe Fenſter blicken auf den Park hinaus, die andern Wände ſind mit zahlreichen Bildern, mit Familienporträts jedes Alters und jeder Größe bedeckt. Das ſtattlichſte und in die Augen fallendſte iſt ein Bildniß über dem Kamin. Es iſt das überlebensgroße Porträt des alten Generallieutenants von Goetzke, des ſogenannten „Paladins des großen Kurfürſten", der im Jahr 1652 Friedersdorf erſtand, dieſes Schloß renovirte und hier in hohem Alter verſtarb. Wie derſelbe ein halbes Leben lang neben Derfflinger geſtanden und den Ruhm des Alten getheilt hatte, ſo fanden ſich die beiden brandenburgiſchen Helden auch ſchließlich auf nachbarlicher Scholle hier zuſammen: Guſow gehörte dem einen, Friedersdorf dem andern. Eines Goetzke's Tochter heirathete einen Marwitz und bei den Marwitz iſt das Gut ſeitdem verblieben.

Dieſes Bildniß des alten „Paladin" nimmt unſer Intereſſe aus mehr als Einem Grunde in Anſpruch. Ganz geharniſcht, den Commandoſtab in der Rechten, die leichte Feldbinde um den Hals, ſo ſteht er da. Der Helm ruht neben ihm auf einem Felſenvorſprung und ſein langes Haar fällt dunkel und beinahe lockig herab. Finſterer Ernſt und kalte Beſtimmtheit ſprechen aus ſeinen Zügen. Es knüpft ſich eine hübſche Anekdote an dieſes Bild, charakteriſtiſch für den Mann und die Zeit, zumal auch für die Stellung, die die [illegible] damals in brandenburgiſchen Landen einnahmen. Goetzke war bei Lützen ſchwer verwundet worden und hinkte ſeitdem; ſein linker Fuß war zu kurz geheilt worden und eine dicke, handhohe Holzſohle mußte wieder gut machen, was das Unglück oder das Ungeſchick des Arztes verſchuldet hatte. Es ſcheint, daß er ſich an dieſen Holzfuß nicht gern erinnern ließ oder Vorſtellungen von der Pflicht des Idealiſirens

innerhalb der Kunſt hatte, die dem romantiſchſten Vertreter der früheren Düſſeldorfer Schule Ehre gemacht haben würden. Als der Maler ihm das Bild brachte, fiel Goertzke's Auge zuerſt auf die breite Holzſohle, die der gewiſſenhafte Realiſt an den Fuß ſeines Helden gehefte hatte, und voll Zorn und Unmuth warf dieſer ihn die Treppe hinunter. Eine kaum minder empfindliche Strafe kam nach: der alte Paladin behielt das Bild und verweigerte die Zahlung.

Das lebhafte Intereſſe, das wir an dem Bilde zeigen, führt zu der freundlichen Mittheilung, daß die nahgelegene Kirche ein Steinbild des alten Reitergenerals enthalte, das die beſte Gelegenheit bieten würde, zwiſchen zwei ziemlich gleichzeitigen Darſtellungen des Paladins (den beiden einzigen, die exiſtiren) einen Vergleich anzuſtellen. Unſere Neugier iſt geweckt und die Kiesgänge des Parks führen uns alsbald in die angrenzende Kirche.

Einen Augenblick vergeſſen wir, was zunächſt uns herzeführt (das Steinbild des alten Goertzke), und blicken betroffen in eine Dorfkirche hinein, wie deren die Mark vielleicht keine zweite beſitzt. Ein Zuſammenwirken von Umſtänden iſt nöthig, um eine Ausſchmückung wie dieſe zu ſchaffen: lang andauernder Beſitz und ein Herz für Kirche und Kunſt. Saubere Pfeiler von braunem Eichenholz tragen die weit vorſpringenden Emporen, und allerhand Bilder, Sprüche und Inſchriften umziehen die Brüſtung derſelben. Ueberall treten aus dem alten Mauerwerk Grabmonumente hervor, und Büſten und Portraits, Sarkophage und ſymboliſche Figuren, die rundum die Wände ſchmücken, leihen dieſer kleinen Kirche etwas vom Anregenden eines Muſeums und von der ſchönen Heiterkeit, die überall da waltet, wo die Schöpfungen der Kunſt eine Stätte gefunden. Was dieſen Eindruck künſtleriſcher Heiterkeit noch ſteigert, das iſt das Vorherrſchen der Farbe oder doch ein glückliches ſich Vermählen der Farbenbuntheit mit dem Weiß des Marmors. Eine Reihe ſteinerner Grabmonumente weckt oft mehr Schauer als Erhebung, hier aber werden die weißen Marmorgruppen zu bloßen Umrahmungen für die

Bilder, deren Farbenfrische den Sieg über den kalten Marmor und die kalte Symbolik davon trägt. Der Saturn wird zum gemüthlichen Alten, wenn er ein Medaillonbild in Händen hält, das in allen Farben des Lebens lacht.

Unter solchen Betrachtungen sind wir das Kirchenschiff hinaufgeschritten und stehen am Altar. Zur Linken erblicken wir nunmehr das Steinbild des alten Paladin, das zunächst Veranlassung zu unserem Kirchenbesuche gab. Neben ihm, in gleicher Höhe und Größe, ist das Reliefbild seiner Gemahlin, einer geborenen von Schlieben, in den Wandpfeiler eingelassen. Beide Grabsteine lagen früher an anderer Stelle, unmittelbar über der Gruft, und erst bei Renovirung der Kirche hat man sie aufgerichtet und ihnen den Ehrenplatz neben dem Altar gegeben. Vergleicht man dieses Steinbild des alten Goertzke mit seinem Oelporträt in der Halle, so bemerkt man allerdings Verschiedenheiten. Der Klumpfuß und die Krücke zeigen sich auch hier, eben so tritt einem etwas typisch Märkisches im Ausdruck des Kopfes entgegen, aber hiemit sind die Aehnlichkeiten erschöpft. Wohlwollen, Heiterkeit, Bonhommie nehmen die Stelle des Herben und Martialischen ein, die unverkennbar aus dem Oelbild sprechen. Der Kopf der jungen, schönen Frau (der er sich erst spät vermählte und die er nur kurze Zeit besaß) ist überaus ansprechend und man muß erstaunen, daß es einem Steinmetzen jener Zeit glücken konnte, ein so liebliches Gesicht herauszumeißeln. Das Charakteristische findet sich immer früher als das Schöne, das hier bereits in deutlichen Anfängen zu uns spricht.

Wir sind in die Mitte des Kirchenschiffs zurückgetreten, halten Umschau und bemerken jetzt, daß das Bild des alten Goertzke nur ein Gast in dieser Kirche ist, ein vornehmer Gast zwar, dem man den Ehrenplatz neben dem Altar gegeben, aber doch immer nur ein Gast. Andere sind hier jetzt zu Haus; den Marwitzen gehört das Feld. Vier Generationen sprechen zu uns; zur Rechten Gestalten und Inschriften, die der Epoche vor dem siebenjährigen Kriege angehören, zur Linken die Namen und Bildnisse derer, die seitdem gekommen und gegangen sind. Da sind zunächst (zur Rechten) die

Bildniſſe Hans Georgs und ſeiner beiden Frauen, Medaillonporträts, wo die feinen, halb träumeriſchen, halb wehmuthsvollen Züge der einen, das Auge des Beſchauers zu ſuchen ſcheinen und feſſelnd aus dem weißen Kopftuche hervorlugen. Da ſind, an derſelben Seite, die Monumente und Bildniſſe ſeiner beiden Söhne, von denen der eine, voll Eifer für die Wiſſenſchaften, jung und unvermählt verſtarb, während der andere (Auguſt Gebhardt) in die Armee trat und als Gardecapitän den Dienſt quittirend, ſeine Tage auf Friedersdorf beſchloß.

Von dieſem Auguſt Gebhardt v. d. Marwitz, dem Urgroßvater des gegenwärtigen Beſitzers, exiſtiren noch ein paar Ueberlieferungen, die hier Platz finden mögen, weil ſie ein anſchauliches Bild von dem Leben geben, das ein märkiſcher Edelmann vor den Tagen des ſiebenjährigen Krieges zu führen pflegte.

Auguſt Gebhardt lebte noch völlig als Patriarch. Die Bauern fürchteten ſein grimmiges Anſehen und vermieden ihn lieber, als daß ſie ihn ſuchten. Er war etwa der „Soldatenkönig im Kleinen“ und das bekannte „lieben ſollt ihr mich“ wurde auch hier mit dem ſpaniſchen Rohr auf die Rücken geſchrieben. Von beſonderer Wichtigkeit war der ſonntägliche Kirchgang. In vollem Staat, gefolgt von Frau und Kindern, erſchien dann der alte Gardecapitän auf ſeinem Chor und theilte ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Prediger und der Gemeine. Sein controlirender Blick war über dem Ganzen. Ein eigens beſtallter Kirchenvogt mußte aufmerken, wer von den Bauern ausgeblieben war, von denen jeder, der ohne triftige Urſache fehlte, an ſeinem Beutel oder ſeinem Leibe beſtraft wurde. Dabei war Auguſt Gebhardt ein Lebemann. Sein Haus ſtand gaſtlich offen und in heiterer Geſellſchaft vergingen die Tage. Man aß von ſilbernem Geſchirr und eine zahlreiche Dienerſchaft wartete auf. Der Sommer gehörte dem Leben auf dem Lande, aber der Winter rief alles nach Berlin. In einem mit ſechs Hengſten beſpannten Wagen brach man auf und ein Läufer in voller Livrée lief vor dem Zuge her. Auch in Berlin machte Auguſt Gebhardt ein Haus; vornehme Geſellſchaft ging aus und ein, an-

gezogen durch den feinen und geistreichen Ton seiner zweiten Gemahlin, einer geborenen von der Goltz. Das Weihnachtsfest führte die Familie auf kurze Zeit nach Friedersdorf zurück, bis mit dem herannahenden Carneval der Läufer und die sechs Hengste wieder aus dem Stall mußten.

Das waren die Zeiten August Gebhardts. Die kommenden Jahre trugen von allen Seiten her Verwüstung in das Land und zerstörten die Wohlhabenheit, die die gesunde Basis dieses patriarchalischen Lebens war. August Gebhardt starb 1753. Er hinterließ drei Söhne, von denen wir jedem einzelnen zunächst ein bezeichnendes Beiwort (statt der Verwirrung stiftenden Vornamen) geben wollen. So nennen wir denn den Ältesten den Hubertsburg-Marwitz, den zweiten den Hochkirch-Marwitz, den dritten aber, der nicht Gelegenheit fand im Kriege sich auszuzeichnen, einfach nach seinem Titel, den Kammerherrn Marwitz. Von jedem mögen hier ein paar Worte stehen.

Der Hubertsburg-Marwitz (Johann Friedrich Adolf) war 1723 geboren. Er trat in das Regiment Gendarmes und avancirte von Stufe zu Stufe. Er war ein sehr braver und in großer Achtung stehender Soldat, ein feiner und gebildeter Weltmann, ein Freund der Literatur und der Kunst. Der große König schätzte ihn hoch, besonders auch, weil er das Regiment Gendarmes fast den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch, statt des eigentlichen Commandeurs Grafen von Schwerin, mit dem größten Succeß geführt hatte. Bei Zorndorf war er mit unter den besten gewesen.

So kam das Jahr 1760. Der König hatte nicht vergessen, daß es sächsische Truppen gewesen waren, die das Jahr vorher Schloß Charlottenburg geplündert hatten, und voll Begier nach Revanche gab er beim Einrücken in Sachsen [illegible] Befehl, Schloß Hubertsburg (dasselbe, das später durch den Friedensschluß berühmt wurde), als Repressalie zu zerstören; das Mobiliar des Schlosses sollte dem plündernden Offizier zufallen. Der Befehl zur Ausführung traf unsern Marwitz, der damals Oberst war. Dieser schüttelte den Kopf. Nach einigen Tagen fragte ihn der König bei

Tisch, ob Schloß Hubertsburg ausgeplündert sei? „Nein", erwiederte der Oberst. Eine andere halbe Woche verging und der König wiederholte seine Frage, worauf dieselbe lakonische Antwort erfolgte. „Warum nicht?" fuhr der König auf. — „Weil sich dieß allenfalls für Offiziere eines Freibataillons schicken würde, nicht aber für den Commandeur von Seiner Majestät Gendarmes." Der entrüstete König stand von der Tafel auf und schenkte das Mobiliar des Schlosses dem Obersten Quintus Icilius, *) der bald darauf alles rein ausplünderte.

Bei allen Reisen nach dem Frieden war nun der König immer höchst unzufrieden, andere Offiziere wurden dem tapfern Gendarmen-Obersten vorgezogen und Marwitz forderte seinen Abschied. Der König verweigerte ihn. Neue Kränkungen blieben indeß nicht aus und Marwitz kam abermals um seine Entlassung ein. Keine Antwort. Da that Johann Friedrich Adolf keinen Dienst mehr und blieb ein ganzes Jahr lang zu Hause. Nun lenkte der König ein und versprach ihm das nächste vacante Regiment; aber vergeblich. Er ließ antworten: er habe so gedient, daß er sich kein passe droit brauche gefallen zu lassen; was geschehen sei, sei geschehen, und könne kein König mehr ungeschehen machen. Zugleich forderte er zum drittenmal seinen Abschied und erhielt ihn nun (1769).

Er war damals erst 46 Jahre alt. Das Ende seines Lebens entsprach nicht dem ruhmreichen Anfang. Aller regelnden Thätigkeit überhoben und jener wohlthätigen Disciplin, die der „Dienst" auf die Kräfte und Leidenschaften starker Naturen ausübt, verfiel er einem glänzenden Müssiggange, den er nunmehr mit derselben Consequenz und Energie wie früher seine soldatischen Tugenden durchführte. Den größten Theil des Tages verbrachte er beim

*) Nach dem Kriege wurde Quintus Icilius (eigentlich Guichard aus einer Refugiésfamilie) oft zur königlichen Tafel gezogen. Der König fragte ihn einst über Tisch: „Was hat Er denn eigentlich mitgenommen, als Er das Schloß des Grafen Brühl plünderte?" worauf Quintus Icilius replicirte: „Das müssen Ew. Majestät am besten wissen, wir haben ja getheilt."

Strick. Kam er nach Friedersdorf, ſo war er ſicher von ſeiner „Partie“ begleitet. Unter der großen Linde, welche hinter dem Hauſe im Garten ſteht, hatte er ſich eine Laube einrichten laſſen. Dort ſaß er ſchon am Morgen und ſpielte; dann wurde mit großem Aufwand getafelt, viel und gut und lange getrunken, bis der Abend die Beſchäftigung des Morgens wieder aufnahm. Er beſaß eine höchſt werthvolle Bibliothek, die ſich noch jetzt im Friedersdorfer Schloß befindet. Alle dieſe Bücher hatte er partienweiſe dem Quintus Icilius im Spiele abgewonnen und ſich dadurch nachträglich und auf dem Wege Rechtens in Beſitz derſelben Bibliothek geſetzt, deren Fortführung aus Schloß Hubertsburg er, als unwürdig eines Marwitz und eines Oberſten der Gendarmes, verweigert hatte. Dieſer Johann Friedrich Adolf, oder der Hubertsburg-Marwitz, wie wir ihn genannt haben, ſtarb 1781. Die Friedersdorfer Kirche bewahrt ſein Andenken durch einen Grabſtein, auf dem wir die Worte leſen: „Johann Friedrich Adolf. Er ſah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen ſeinen Kriegen. Wählte Ungnade, wo Gehorſam nicht Ehre brachte.“

Sein jüngerer Bruder war der Hochkirch-Marwitz (Guſtav Ludwig). Er diente ebenfalls beim Regiment Gendarmes und focht bei Hochkirch mit ſolcher Auszeichnung, daß er, unmittelbar nach der Schlacht, vom Rittmeiſter zum Major avancirte und den Pour le mérite erhielt. Er iſt nicht zu verwechſeln mit dem Quartiermeiſter von der Marwitz, deſſen Name in noch glänzenderer Weiſe mit der verhängnißvollen Nacht von Hochkirch verwoben iſt. Dieſer letztere von der Marwitz, mit der Friedersdorfer Linie nur weitläufig verwandt, weigerte ſich bekanntlich, das Lager, das einen Ueberfall gleichſam herauszufordern ſchien, an der angewieſenen Stelle abzuſtecken, und erhielt dafür nicht nur keinen Pour le mérite, ſondern fiel in Ungnade. Er ſtarb bereits im folgenden Jahre 1759. „Son mérite et ses services seraient oubliés si ce monument n'en conservait la mémoire“, ſo ſchreibt Prinz Heinrich unter den Namen dieſes Marwitz (des Quartier-

meiſters) und reihte dieſe Inſchrift unter die Namen ein, die den Sockel des großen Rheinsberger Obelisken in goldener Schrift umziehen. Unſer Hochkirch-Marwitz aber ſtieg von Stufe zu Stufe, commandirte das altmärkiſche Küraſſierregiment, das zu Salzwedel lag, und ſtarb erſt 1797 als Generallieutenant. Die Friedersdorfer Kirche erwähnt ſeiner nicht.

Der dritte und jüngſte Bruder war der Kammerherr Marwitz (Berndt Friedrich Auguſt). Sein Leben verlief ohne hiſtoriſche Momente, ohne Thaten nach außen. Kurz vor ſeinem Tode wurde er als interimiſtiſcher Intendant an die Spitze der königlichen Schauſpiele berufen. Die Memoiren ſeines Sohnes äußern ſich bei dieſer Gelegenheit: „Der Aerger über das ſchmutzige Komödiantenvolk, mit dem er verkehren mußte, vorzüglich aber die unvermeidlichen Erkältungen während der Vorſtellungen, gaben ihm den letzten Stoß.“ Er ſtarb 1793. Seine Gedenktafel in der Friedersdorfer Kirche fügt ſeinem Namen einfach die Worte hinzu: „Brav, bieder, rechtſchaffen.“ So war er. Es ward ihm nicht gegeben, zum Ruhm ſeiner Familie durch andere, als durch ſtille Thaten beizeuern zu können, aber was ihm verſagt blieb, wurde ſeinen drei Söhnen um ſo reichlicher gewährt. Dieſe drei Söhne waren: Auguſt Ludwig, Alexander und Eberhard. Nur dem Namen des Aelteſten begegnen wir in der Friedersdorfer Kirche. Ueber der Eingangsthür, in ziemlicher Höhe vom Beſchauer, befindet ſich ein reicher, in drei Felder getheilter Goldrahmen, in deſſen Mittelfeld wir das Bildniß Auguſt Ludwigs von der Marwitz, rechts und links aber die Bildniſſe ſeiner beiden Frauen erblicken. Er war zweimal verheirathet; das Bildniß ſeiner erſten Frau, einer geborenen Gräfin Brühl, zeichnet ſich durch einen Ausdruck gewinnender Liebenswürdigkeit aus und prägt ſich dem Gedächtniß des Beſchauers ein.

Ueber den Charakter und reichen Lebensinhalt dieſes für die Entwickelungs-Geſchichte unſeres Vaterlandes bedeutungsvollen Mannes, ſpreche ich ausführlicher in dem folgenden Kapitel. Das verklärende betrifft mehr die Dinge als die Perſonen, mehr das

Kleid als den Mann. Aber auch diese Äußerlichkeiten sind nichts Zufälliges; die Schale bildet sich nach dem Kern, und diese Erwägung ist es, die uns nach einem nochmaligen Umblick in der schönen Kirche, in die Räume des Schlosses zurückführt. Die hohe, schwere Eichentreppe hinauf, treten wir alsbald in das Wohn- und Arbeitszimmer August Ludwigs von der Marwitz, des Vaters des gegenwärtigen Besitzers, ein Zimmer, das uns auf den ersten Blick die originelle Eigenart seines früheren Bewohners verräth. Die Pietät gegen den Hingeschiedenen, hat es in seiner ganzen Einrichtung so ziemlich unverändert erhalten.

Es ist ein großer luftiger Raum, einfach in seinem Mobiliar und nur an den Pfeilern der Fensterwand mit Familienbildnissen geschmückt, zumeist mit den Porträts derer, die wir als Zeit- und Kampfgenossen des großen Königs bereits kennen gelernt haben. Sein charakteristisches Element erhält das Zimmer durch eine fortlaufende Reihe von Wandschränken, die ein an Thüren und Abtheilungen reiches Ganze bilden und wie eine Birkenmaserpanellirung die Wände des Zimmers umziehen. Hier entstanden jene Arbeiten, die, nach der Seite des Wissens und Talents nicht verächtlich, in hohem Maße hervorragen durch ihren Muth und ihre Selbständigkeit und der Mittelpunkt für Bestrebungen geworden sind, die sich, nach langem Kampf gegen die herrschende Strömung, wenigstens das Recht der Existenz erobert haben.

Unsere Aufmerksamkeit gehört aber in diesem Momente nicht der Wirksamkeit des Mannes, sondern dem Orte, an dem er thätig war. Die Wandschränke bergen in ihrer Tiefe den besten Theil jener mehrerwähnten Bibliothek, die der Hubertsburg-Marwitz dem Quintus Icilius bändeweis im Spiele abgewonnen, während die vielen Thürfelder die Umrahmung für ebenso viele Kupferstiche bilden. Diese originelle Benutzung der Schrankthüren zur Aufstellung einer kleinen Kupferstichgallerie macht einen eigenthümlichen und sehr gefälligen Eindruck, der unter der Wahrnehmung wächst, daß die Auswahl der Stiche entschieden mehr nach kleinen Liebhabereien, als nach irgend welchem Kunstprincip erfolgt

iſt. Neben den Abenteuern des Donquixote begegnen wir ernſten und heitern Scenen aus der Zeit der Befreiungskriege; alte franzöſiſche Stiche und moderne Lithographien löſen ſich ab. Intereſſanter aber als dieſe Schränke ſelbſt iſt die bunte Reihenfolge von Dingen, die auf dem Oberbrett derſelben, wie auf einer fortlaufenden Reihe von Conſolen ſtehen. Da haben wir, an die dunkle Hinterwand des Zimmers gelehnt, zunächſt alte Familienporträts aus dem Hauſe Holſtein-Beck, während am entgegengeſetzten Ende, dem Fenſter zunächſt, ſich das lebensvolle Oelbild Georgs von Derfflinger, des Sohns des berühmten Feldmarſchalls präſentirt.*) Zwei Töchter des alten Reitergenerals waren an zwei Marwitze verheirathet; dieß, wie die Nähe der Güter, mag es erklären, daß ſich dieſes Porträt an dieſer Stelle befindet. Der Sohn Derfflingers ſtellt ſich auf dieſem Bilde als ein Mann von ſehr gefälliger Erſcheinung dar, ein leuchtendes überaus freundliches Auge, das an Seidlitz erinnert, wie man ihn auf dem bekannten Roßbachbilde ſieht. Er trägt die Uniform vom Dragonerregiment ſeines Vaters, weiß mit rothen Aufſchlägen, und den Küraß unter dem offen ſtehenden Rock.

Neben dieſem Porträt feſſeln zwei Kopfbedeckungen unſere Aufmerkſamkeit: die eine ein Reiterrasquet, die andere ein ſonderbar geformter breitkrämpiger ſchwarzer Wachstuchhut, deſſen nach hinten zu herabhängende Krämpe an die Helgoländer Schifferhüte erinnert. Auguſt Ludwig trug dieſen Hut in der Schlacht bei Jena, die er, als Adjutant des Prinzen von Hohenlohe, an der Seite dieſes unglücklichen Fürſten mitmachte und deren Verlauf und Kataſtrophe er in einer meiſterhaften Darſtellung geſchildert hat. Der Hut, zumal die aufrechtſtehende Vorderkrämpe, iſt von Kugeln durchlöchert. Der elegante, reich mit Goldblech beſchlagene Reiterhelm, der neben dieſem unſcheinbaren Wachstuchhute ſteht, iſt eines

*) Die Familien Derfflinger und Marwitz waren damals viel verſchwägert und Gufow war eine Zeitlang, und zwar unmittelbar nach dem Tode des alten Derfflinger, Marwitziſcher Beſitz.

der Gasquets, wie sie die österreichischen Chevauxlegers im Kriege von 1809 trugen. Das Frontschild zeigt ein F. I. Diesen Helm trug Eberhard von der Marwitz, der jüngste der drei Brüder, in der Schlacht von Aspern, in der er, erst achtzehn Jahre alt, tödtlich verwundet wurde. Er starb zu Nikolsburg in Mähren.

Seine ruhmvoll begonnene Laufbahn schloß sich zu rasch, um ausreichendes Material für eine eingehendere Biographie zu bieten: nur in den Anmerkungen (vgl. daselbst) habe ich seiner in aller Kürze gedacht. Dem reichen Lebensinhalt der beiden ältern Brüder aber, wenden wir uns nunmehr in den beiden folgenden Kapiteln zu.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz.

Er hatz verschmäht sich um den Kranz zu mühen,
Den unsre Zeit, die feile Modedirne,
Gedankenlos flicht für jede kahle Stirne. —
Er sah nach oben, wo die Sterne blühen.

Die Marwitze haben dem Lande manchen braven Soldaten, manchen festen Charakter gegeben, keinen aber braver und fester, als Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dessen Leben und Auftreten einen Wendepunkt in unserem staatlichen Leben bedeutet. Erst von Marwitzs Zeiten ab existirt in unserem Lande ein politischer Meinungskampf, eine principielle Opposition. Das achtzehnte Jahrhundert mit seinem rocher de bronze hatte in märkischen Landen überhaupt keinen Widerstand, keine Auflehnung irgend welcher Art gekannt, und die Opposition, die während der drei vorhergehenden Jahrhunderte, von den Tagen der Quitzows an bis zum Regierungsausgang des großen Kurfürsten existirt hatte, war einfach eine Opposition des Rechts oder der Selbstsucht gewesen. Ein Ideenkampf auf politischem Gebiet lag jenen Tagen fern. Das geistige Leben der Reformationszeit und der Epoche, die ihr folgte, lag innerhalb der Kirche. Erst die französische Revolution (die englische war ohne Einfluß auf unser Land geblieben) schuf politische Ideen und aus der Auflehnung gegen den siegreichen Strom derselben, aus dem ernsten Unternehmen (allerdings von einem bestimmten Rechtsfundament ausgehend), Idee mit Idee und geistige Dinge mit geistigen Waffen bekämpfen zu wollen, gingen wahrhaft politische Parteien und ein wirklich politisches Leben hervor.

Derjenige, der vielleicht zuerst den Muth hatte, diesen Kampf aufzunehmen, war Marwitz. Ich gedenke (zum Theil nach seinen eigenen Worten und Aufzeichnungen) zunächst die äußern Fakten

seines Lebens und im Anschluß daran eine Schilderung seines Charakters zu geben. Die gereifteren und deshalb ruhigeren Anschauungen, zu denen wir uns, zumal im Laufe der letzten zehn Jahre, hindurch gearbeitet haben, gestatten uns, mit Unbefangenheit an die Schilderung eines Charakters wie der Marwitzsche zu gehen. Wie viele auch, mit größerem oder geringerem Recht, bestrebt sein mögen, die einzelnen Doktrinen des Conservatismus zu bekämpfen, das Princip selbst ist von jedem Denkenden anerkannt. Die Tage des Kampfes sind nicht vorbei und sollen nicht vorbei sein, denn Kampf ist Leben; aber die Tage der Verdächtigung sind hoffentlich vorüber. Wir wünschen frischen und freien Wind in den Segeln unseres Staatsschiffs, aber wir brauchen auch den rettenden Anker, der auf tiefem Grunde mit seinem Eisenzahn uns festhält, so oft die frische Brise zum Sturme zu werden droht. Mit solchem Anker und solchem Eisenzahne haben wir es in Nachstehendem zu thun.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz wurde am 29. Mai 1777 zu Berlin geboren, wo seine Eltern (die nur den Sommer in Friedersdorf zuzubringen pflegten) ein Palais in der Wilhelmsstraße bewohnten. Das bedeutendste Erlebniß seiner frühen Kinderjahre waren mehrmalige Begegnungen mit dem großen Könige, das erstemal in Dolzelin, einem Dorfe in der Nähe von Friedersdorf. Er selbst hat diese Begegnung in höchst anschaulicher Weise beschrieben.

Der Wagen hielt und der König fragte: „Ist das Dolzelin?“ — „Ja, Ihro Majestät“, lautete die Antwort. Dabei wurde umgespannt. Die Bauern, welche von weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Lebbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höhe. Ich war nun höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montirungshut auf; dessen hintere gerade Krempe hatte er nach vorn gesetzt und die Schnüre losgemacht, so daß

diese Krempe vorn herunter hing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutcordons waren losgerissen und tanzten auf dieser herunter gelassenen Krempe umher, die weiße Generalsfeder am Hut war zerrissen und schmutzig, die einfache blaue Montirung mit rothen Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Sammthosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er that es aber nicht, sondern sah immer gerade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hoch halten und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen das Kind sei? „Des Herrn von Marwitz auf Friedersdorf." — „Ist das der General?" — „Nein, der Kammerherr." — Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherrn nicht leiden.

Das zweite Mal (es war im Mai 1785) sah unser Marwitz den König in Berlin. Die Schilderung, die er uns davon gegeben hat, ist fast noch klassischer als die vorhergehende.

„Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Conde, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrod auf der école vétérinaire bekam. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser conditionirt, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen, und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und

hielt ihn eine Zeit lang neben demſelben, bald ſenkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber dieſe Bewegung dauerte fortwährend, und ſo wie er ſich bedeckt hatte, ſah er ſchon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleſchen Thore bis zur Rochſtraße gewiß 200mal abgenommen.

Durch dieſes ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufſchlag der Pferde und das Geſchrei der Berliniſchen Gaſſenjungen, die vor ihm her tanzten, jauchzten, die Mützen in die Luft warfen, oder neben ihm herſprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwiſchten. Bei dem Palais der Prinzeſſin Amalie angekommen (das jetzt dem Prinzen Albrecht gehört), war die Menge noch dichter, denn ſie erwartete ihn da. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf und die alte, lahme Prinzeſſin Amalie, auf zwei Damen geſtützt, die Oberhofmeiſterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. So wie er ſie gewahr wurde, ſetzte er ſich in Galopp, hielt, ſprang raſch vom Pferde, zog den Hut, umarmte ſie, bot ihr den Arm und führte ſie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, Alles war verſchwunden, und noch ſtand die Menge, entblößten Hauptes, ſchweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verſchwunden war, und es dauerte eine Weile, bis jeder ſich ſammelte und ruhig ſeines Weges ging."

In ſeinem achten Jahre erhielt Marwitz einen Hofmeiſter. Er hieß Herr Roſa, war ein völliger Ignorant, aber ein rechtſchaffener Mann. Die Unterrichtsmethode, nach der er verfuhr, erwies ſich als die einfachſte von der Welt, bewährte ſich aber durchaus. Schroeckhs allgemeine Weltgeſchichte (um ein Beiſpiel für ſeine Methode zu geben) wurde vorgeleſen, was ohngefähr ein Jahr lang dauerte. War die letzte Seite geleſen, ſo wurde mit der erſten wieder angefangen. Der Sonnabend gehörte der Repetition. Nachdem Marwitz ſeinen Schroeckh zweimal durch hatte, fingen dieſe Repetitionsſtunden an eine Redeübung zu werden. Marwitz, mit gutem Gedächtniß ausgerüſtet, hatte den Inhalt des Buches beinahe wörtlich im Kopfe und ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, den Inhalt eines Kapitels wie eine Erzählung vorzutragen.

Der Vortheil, der dadurch gewonnen wurde, war ein doppelter: die Dinge saßen fest fürs Leben und die Gewohnheit des Vortragshaltens gewann ihm (nach Marwitz's eigenem Zeugniß) die nicht hoch genug zu schätzende Fähigkeit, aus dem Stegreif zusammenhängend reden zu können.

Dreizehn Jahr alt trat Marwitz als Junker in das Regiment Gensdarmes, also in dasselbe Regiment, in dem schon so viele Marwitze (darunter zwei seiner Oheime) gedient und Ruhm und Auszeichnung gefunden hatten. Dieser Eintritt verstand sich ganz von selbst; an die Möglichkeit eines andern Berufs war im Vaterhause nie gedacht worden. Marwitz hatte dessen noch in seinen alten Tagen Dank, denn wie wenig auch die Verhältnisse ihm zu Gunst und Willen gewesen waren, immer blieb er dabei, daß das Leben des Kriegers das schönste und der Krieg der Prüfstein des Mannes sei. In etwas einseitiger, aber charakteristischer Auffassung schrieb er darüber noch kurz vor seinem Tode: „Zu vieles Lernen ertödtet den Charakter. Im Kriege nur fallen all die Künste weg, welche den Schein an die Stelle des Verdienstes setzen. Diese Eigenheit des Krieges wird nicht genugsam erkannt. Blick und Urtheil unter erschwerenden Umständen, Tatkraft und Ausdauer können nirgends anders als im Kriege gezeigt und erprobt werden. Nur hier kann man mit Sicherheit auf den Charakter des Menschen schließen."

Marwitz war also Junker im Regiment Gensdarmes. Wie er zeitlebens alles ernst nahm, so auch den Dienst. Der noch knabenhafte Körper mußte dem starken Willen gehorchen, und der Junker avancirte zum Cornet und Offizier. Klein wie er war, machte ihm das Reitenlernen die größte Schwierigkeit, aber je mehr er diese Schwierigkeit empfand, desto mehr war er bestrebt, sie zu überwinden. Zu jeder Tageszeit saß er zu Pferde, gab aufs genaueste bei denen Acht, die als die besten Lehrer und Stallmeister galten, und fragte, versuchte und quälte sich so lange, bis er endlich völlig triumphirte und zu einem der besten Reiter des Regiments wurde. Das wollte damals etwas sagen; denn wenn man den Erzählun-

gen und Berichten Glauben schenken darf, die Marwitz über diesen Gegenstand, dem er auch in späterer Zeit noch besondere Aufmerksamkeit widmete, hinterlassen hat, so war die Kunst des Reitens nur in der alten Armee zu Hause und wurde in die neue Heeresorganisation nicht mit herüber genommen. Während des Krieges und nach demselben saß man noch zu Pferde, aber man ritt nicht mehr. Mit wahrer Begeisterung gedachte deshalb Marwitz seiner Lieutenantstage, wo diese Kunst noch geblüht hatte, und erzählte mit Vorliebe von den Jagdspielen, die damals von Kavallerieoffizieren der Berliner Garnison im Thiergarten aufgeführt wurden. Lieutenant Rothkirch von den Gensdarmen („ein gewaltiger Reiter, wie es keinen mehr giebt", setzt er hinzu) machte den Hirsch und verbarg sich im Walde; die andern waren Jäger und Hunde. Es wurde parforcemäßig laneirt und dann gejagt; der Hirsch sollte gegriffen werden, was aber fast niemals gelang.

Das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts brachte Krieg. Marwitz machte 1790 den resultatlosen polnischen Feldzug, 1793—95 die Rheincampagne mit; wichtiger aber als diese Kriegsereignisse, an denen er bei seiner Jugend keinen hervorragenden Antheil nehmen konnte, war für ihn, besonders für seine geistige Entwicklung, die Rückkehr des Obersten Barons von der Goltz, der eine lange Reihe von Jahren hindurch, in Paris als preußischer Gesandter gelebt hatte. Baron von der Goltz war ein sehr naher Verwandter der Marwitzschen Familie, und da, während seiner beinahe dreißigjährigen Anwesenheit in Paris, die Reihen der Berliner Freunde und Verwandten sehr gelichtet worden waren, so war das Marwitzsche Haus dasjenige, in dem er fast täglich die Abende zuzubringen pflegte. Die französische Revolution und ihre Ursachen bildeten natürlich einen unerschöpflichen Stoff für die Unterhaltung. Der ehemalige Gesandte, der ein Vierteljahrhundert und länger den Ereignissen der französischen Hauptstadt gefolgt war und mit scharfem Auge die Schwächen und Fehler des Hofes, die Machinationen der politischen Gegner und die Verworfenheit, Keckheit und dämonische Zuchtlosigkeit der Volksmassen und ihrer Führer

beobachtet hatte, war natürlich schon damals befähigt, Aufschlüsse über die Triebfedern und eine Gesammtdarstellung des großen Ereignisses zu geben, wie es der Geschichtschreibung, die einen Wust von traditioneller Lobpreisung zu überwinden hatte, erst in viel späteren Jahren möglich geworden ist. Er hatte alle kleinen und schlechten Leidenschaften in dem Hexenkessel thätig gesehen und mußte natürlich, durch die Lebendigkeit seiner Schilderungen und die Ueberlegenheit seines politischen Urtheils, Anschauungen befestigen, zu denen die Keime ohnehin von Anfang an im Gemüth unseres Marwitz gelegen hatten. Er war von Natur Realist, von da ab begann er es auch mit Bewußtsein zu werden.

Noch zehn Jahre lang blieb Marwitz beim Regiment, endlich (der Vater auf Friedersdorf war inzwischen gestorben) nahm er im August 1802 seinen Abschied. Was ihn direkt dazu bestimmte, ist schwer zu sagen. Waren es Vorgänge im Regiment, die ihm den Dienst verleideten, war es der frivole Ton der Residenz, der seinem auf Ernst und Wahrheit gestellten Wesen widerstand, oder war es seine Verlobung mit der schönen Gräfin Franziska von Brühl, die im Juli desselben Jahres stattgefunden hatte, gleichviel, er quittirte den Dienst und zog sich nach Friedersdorf zurück. Die Sehnsucht nach der väterlichen Scholle war erwacht; der Pflug trat an die Stelle des Schwertes. Sein ganzes Wesen ließ keine Halbheit zu, und mit demselben Ernst, mit dem er Soldat gewesen war, ging er jetzt an die Bestellung seiner Aecker, an die Pflege seines Guts. 1803 vermählte er sich, aber trübe Sterne waren über Schloß Friedersdorf aufgegangen und der Tod trennte nach kaum Jahresfrist ein Band, das die innigste gegenseitige Neigung geschlossen hatte. Marwitz bestattete die geliebte Frau, die sein Stolz und sein Glück gewesen war und schrieb auf den Grabstein: „Hier ruhet mein Glück."

„Hier ruhet mein Glück," und in der That, es war, als habe Marwitz sein Glück begraben. Ueberall, wo sein Herz am verwundbarsten war, da wurde es verwundet. Was von dem Gang der großen Welterereignisse in seine Einsamkeit drang, steigerte nur

die Niedergedrücktheit seines Gemüths. Endlich kam ein großer Schlag, und die politischen Vorgänge, die bis dahin nur Bitteres zu Bitterem gefügt hatten, jetzt schufen sie einen leidenschaftlichen Groll in seinem Herzen, und die Flamme hellen Zorns, die aufschlug, wurde ihm zum Segen, indem sie ihn seinem Brüten entriß.

Der napoleonische Uebermuth hatte Schmach auf Schmach gehäuft, neutrales preußisches Gebiet (Ansbach) war in herausfordernder Weise verletzt worden; das durfte, das konnte nicht getragen werden. Oesterreich und Rußland standen bereits im Felde; Preußen mußte seine Truppen zum Heere beider stoßen lassen, der Krieg war sicher — wenigstens in Marwitz's Augen. Er riß sich heraus, suchte beim König seinen Wiedereintritt nach, erhielt ihn und wurde, mit dem Range eines Rittmeisters, zum Adjutanten des Fürsten von Hohenlohe ernannt.

Aber nicht Jeder in preußischen Landen war damals ein Marwitz. Viele wurden durch Furcht und selbstsüchtige Bequemlichkeit in ihren Ansichten bestimmt, andere trieben das traurige Geschäft der „Staatskünstelei.“ Noch viele Jahre später konnte Marwitz in nur zu gerechtfertigtem Unmuth ausrufen: „Was redet man beständig von dem edlen Enthusiasmus von 1813? 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst, in Großem und Kleinen, etwas verloren hatte, Schmach und Verderben vom Vaterlande fern zu halten. Wie nachher, zur gerechten Strafe, ein Jeder in seinem Hause zerlagt und gereinigt und, um ein Wesentliches nicht zu vergessen, die französische Armee in Rußland durch die Strafgerichte Gottes vernichtet war — da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu zeigen.“

Der Tag von Austerlitz brach an, ehe Preußen sich entschlossen hatte; nach diesem Tage war es unnöthig, noch kriegerische Entschlüsse zu fassen. Es blieb Friede (freilich ein Friede wie Gewitterschwüle), und Marwitz, nachdem er zum zweitenmale seinen Abschied genommen, kehrte nach dem väterlichen Gute zurück.

Die Erfahrungen der letzten Monate, die Schwäche, die Halbheit, die Indifferenz, ja die ausgesprochene französische Gesinnung,

der er faſt überall in der Hauptſtadt begegnet war, während ſchon die napoleoniſchen Adler, ſtoßbereit, über Preußen ſchwebten, alles das hatte wenig dazu beitragen können, ſeinem Gemüth den Muth und die Freudigkeit zurückzugeben, die ihn zehn Jahre früher erfüllt hatten, wenn er bei „Hirſch und Jäger“ im Berliner Thiergarten einer der eifrigſten geweſen war. Trübes Gewölk hing jetzt über ihm, und wenn auf länger oder kürzer das Wetter verſchwunden ſchien, das drohend über dem Lande ſtand, ſo traf es ihn doppelt hart am eigenen Herd. Das Kriegsfeuer, das die Luft hätte reinigen können, war dem Lande zur Unzeit entzündet worden, aber auf ſeinem eigenen Hofe brach ein Feuer aus und zerſtörte Ställe und Scheunen und die Ernte des letzten Jahres. Zu der innerlichen Noth geſellte ſich die äußere Bedrängniß; was ihn aufrecht hielt, war ein ſtarkes Gottvertrauen und das brünſtige Gefühl, daß neue Noth und neue Kämpfe bevorſtünden, gegen die es gelten ſei, ſich zu waffnen. Das Unglück, das ihn traf, rüſtete ihn gegen größeres.

Dieſes „größere“, wer kennt es nicht! Die Kaiſerkatze, die ſo lange mit der Maus geſpielt hatte, jetzt war ſie des Spieles müde und hob die Tatze, um tödtlich zu treffen. Der Kampf war unvermeidlich geworden. Zum dritten Mal trat Marwitz ein; er hoffte nichts, aber gleichviel, er liebte es, da zu ſtehen, wohin ihn Pflicht und Ehre ſtellten, unbekümmert darum, ob ihm auch die Hoffnung zur Seite ſtehe oder nicht. Fürſt Hohenlohe, der ihn ſchätzen gelernt hatte, erbat ihn ſich abermals als Adjutanten. Der König willigte ein. So kam der Nebelmorgen jenes vierzehnten Oktober, der ſo viel Schmach und Elend in ſeinen Schleiern barg. An Marwitz lag es nicht, daß der Ausgang des Tages war, wie er war; das Pferd wurde ihm unterm Leibe getödtet, ſein Hut von Kugeln durchlöchert, mehr als einmal führte er wankende Regimenter in die Schlachtreihe zurück, — umſonſt, die Anſtrengungen der Einzelnen vermochten nichts. Geiſt, Leben, Siegeszuverſicht waren, wie aus Land und Volk überhaupt, ſo auch aus jener ſtolzen Schöpfung gewichen, die ſich die Armee Friedrichs des Gro-

ßen nannte, und was längst todt war, wurde an jenem Tage sichtlich zu den Todten geworfen. Die gesunden Elemente, so weit sie jener Tag nicht mit begrub, retteten sich in eine neue Zeit hinüber.

Ist es nöthig zu sagen, daß Marwitz unter diesen gesunden Elementen war? Er glaubte an die Wiedererstehung Preußens und arbeitete daran. Die Mittel und Wege, die ihm dazu die rechten dünkten, waren freilich völlig abweichend von dem, was in den Augen der Neugestalter Preußens als das Richtige galt. Er konnte und wollte sich nicht überzeugen, daß Adel und Bürgerthum als solche, oder ihr Verhältniß zu einander, das Unglück des Landes verschuldet haben sollten, umgekehrt erschien es ihm, als sei das Unheil hereingebrochen, weil beide Stände ein halbes Jahrhundert lang aufgehört hatten, ein ächter Adel,*) ein rechter Bürgerstand zu sein. Die alten Stände des Landes sollten sich selber wiederfinden; der Egoismus sollte ausgefegt, die Zugehörigkeit zum Staat und das Bewußtsein davon neu geboren werden. An die Stelle des Schlendrian und der Lauheit sollte Umsicht, Pflichtge-

*) Noch auf dem Stettinschen Landtage im Jahr 1602 hatte die Ritterschaft feierlich geschworen, denjenigen, der sich künftig weigern werde, richtige Schulden prompt zu bezahlen, für einen Unmann, Schelm und Bösewicht zu halten und mit ihm weder essen noch trinken zu wollen. Versündigung am Vaterland, Hohnung des Gottesdienstes, grobe Insolenz, muthwilliger Bankerott sollten der ritterschaftlichen Vorrechte verlustig machen und den Gutsbesitz auf den würdigeren Agnaten bringen. In solchem wahrhaft ritterlichen Sinne hatten der pommersche und brandenburgische Adel ihre Kinder meist in spartanischer Genügsamkeit für den Dienst des Königs erzogen, und die Schlachtfelder, auf denen Preußen seine Ebenbürtigkeit mit den großen Mächten errungen, hatten dem Stande den ersten Rang nach dem regierenden Hause gegeben. (Pertz, Leben Steins.)

Marwitz selbst schreibt über denselben Gegenstand: „In der That hat es niemals eine Institution gegeben, in welcher das Ritterthum ähnlicher wieder aufgelebt wäre, als in dem Offizierstande Friedrichs des Zweiten. Dieselbe Entsagung jedes persönlichen Vortheils, jedes Gewinnstes, jeder Bequemlichkeit, — ja, jeder Begehrlichkeit, wenn ihm nur die Ehre blieb; dagegen jede Aufopferung für diese, für seinen König, für sein Vaterland, für seine Kameraden, für die Ehre der preußischen Waffen. Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge."

fühl und Rechtsbewußtsein, an die Stelle der Frivolität eine frische Glaubenskraft treten. In diesem Sinne wollte Marwitz reformiren. Gegen den Plan wird sich nichts sagen lassen; ob es möglich war, ihn auszuführen, diese Frage werde ich später berühren. Die Steinsche Gesetzgebung erschien ihm unpraktisch und revolutionär, aber er respektirte sie in so weit, als sie die Gebrechen des alten Staats in dem Fehlen alles geistigen Lebens und Inhalts erkannte und durch geistige Mittel helfen wollte. Nur die Mittel selbst schienen ihm nicht richtig gewählt.

Marwitz liebte den rheinischen Freiherrn (Stein) nicht, aber er respektirte ihn. Anders stand er zu Hardenberg. Dieser war ihm ein Gegenstand entschiedenster Abneigung, seine ganze Natur lehnte sich gegen ihn auf. Hardenberg, im Gegensatz zu Stein, wollte das Wohl des Staats aus der sogenannten „Staatswohlfahrt" gewinnen. Nicht der Geist sollte helfen, sondern das Geld. Diesen Staatswohlfahrtstheorien gegenüber — die in der finanziellen Bedrängniß des Landes ihre Entschuldigung fanden, wenn sie überhaupt der Entschuldigung bedürfen — legte sich Marwitz die Frage vor: beruht das Heil des Staates auf ökonomischen oder auf moralischen Prinzipien? Ist der reichste Staat seines Reichthums wegen der glücklichste? Oder verdient der glücklich genannt zu werden, in welchem die Freiheit der Bürger am festesten gegründet ist, und in welchem die Bürger am ehesten fähig sind, ihr persönliches Wohl dem des Staates nachzusetzen? Und wenn ein Staat durch die Unbürgerlichkeit seiner Bürger (Adel, Bürger, Bauer) gefallen ist, kann ihm durch ökonomische Maßregeln geholfen werden? Wird es nicht vielmehr darauf ankommen, ob man das verlassene, das abgefallene Volk zur Bürgerlichkeit wieder zurückführen könne oder nicht? Wenn man endlich den entbürgerten, also selbstsüchtigen Individuen Reichthum darreicht, werden sie dadurch bürgerlicher werden oder noch selbstsüchtiger? Diese Fragen waren es, die sein Herz bewegten, und im Sinn und Geist derselben stellte er sich Hardenberg gegenüber.

Möglich, daß diese Ideen nie über Schloß Friedersdorf hin-

aus laut geworden, nirgends als ein Saatkorn in die Gemüther anderer gefallen wären, wenn nicht beſtimmte Ereigniſſe des Jahres 1811 unſern Marwitz auf die Schaubühne gerufen und in den Vordergrund politiſcher Kämpfe, welche er ſelbſt in's Leben rief, geſtellt hätten. Wie es immer in ſolchen Fällen ſein muß, ging er, der den Streit aufnahm, vom zunächſt Liegenden auf das Große und Allgemeine über. Der Rechtskampf führte zum Prinzipienkampf. So war es immer, wo Ernſtes und Nachhaltiges erſtritten wurde. Das bloße ſich Verlieben in Prinzipien, ſo oder ſo, bleibt ein energieloſes Ding; erſt aus dem Gefühl verletzten Rechtes geht der heilige Ernſt des Kampfes hervor.

Die erwähnten Ereigniſſe aber, die für Marwitz's ſpäteres Auftreten entſcheidend wurden, waren die folgenden.

Hardenberg war entſchloſſen, die Macht der Stände zu brechen, ihre Exiſtenz zu ſtreichen, Schlag auf Schlag fiel gegen die alte Landesinſtitution. Er verfuhr nach beſter Ueberzeugung, aber völlig revolutionär, alles mit dem Zwang und Drang der Umſtände (nicht ohne Grund) oder mit einer höheren Staatsraiſon entſchuldigend. Aeußerſte Dinge geſchahen. Königliche Domänen, die an die Stände verkauft waren, alſo für ſtändiſches Geld ſtändiſches Eigenthum geworden waren, wurden zum zweitenmal an Privatleute verkauft; ein großer ſtändiſcher Fonds, den die Stände unter Friedrich II. aus politiſchem Eifer gebildet hatten, um die endliche Tilgung landesherrlicher Schulden herbeiführen zu können, wurde eingezogen, aber nichts deſto weniger die Pflicht der Schuldentilgung und Verzinſung bei den Ständen belaſſen; endlich drangen Regierungsbeamte in Begleitung von Landreitern in das Landſchaftshaus ein, erbrachen, als man ihnen die Schlüſſel verweigerte, die Kaſſen des Landarmeninſtituts und führten die deponirten Summen ſtändiſchen Eigenthums gewaltſam fort. Dies alles war geſchehen gegen Recht und Billigkeit, ja im Widerſpruch mit einer Anerkenntniß, die man erſt vier Monate früher gegen die Loyalität und Opferfreudigkeit der Stände ausgeſprochen hatte. Damals hatte es wörtlich, in einem von Hardenberg contraſignirten

Erlaß geheißen: „Mit Rührung haben wir die Beweise von Anhänglichkeit aller Klassen unserer getreuen Unterthanen an Unsere Person bemerkt, insonderheit auch die Hülfe erkannt, welche uns, bei der Sicherstellung der Contribution an Frankreich und bei der Aufbringung der einstweilen nöthigen Fonds, von unsern getreuen Ständen mit größter Bereitwilligkeit geleistet werden ist." — Und nun? mit Gewaltmaßregeln hatte man geglaubt, der weiteren Hülfebereitschaft der Stände nachhelfen zu müssen. Die Gewalt lag vor. Viele empfanden die Unbill, die Bitterkeit des Unrechts, aber wenige hatten den Muth, auszusprechen, was sie fühlten. Unter diesen wenigen stand Marwitz obenan. Er war der bewußteste und der selbstsuchtsloseste, er konnte energischer auftreten als andere, weil er im eigenen Herzen empfand, daß er den Kampf nicht um äußern Vortheils, nicht um einer „Kasse" willen aufnahm, sondern um des Rechtes willen.

Er stellte sich an die Spitze der Lebusischen Stände und protestirte. Er bat nicht, er bettelte nicht, er betonte das ständische Recht. Das war dem Minister zu viel; er wollte das Wort nicht hören. Je mehr er fühlen mochte, wie schwer der begangene Rechtsbruch sei, desto mehr empfand er die Nothwendigkeit, die Klage stumm zu machen. Einschüchterung sollte helfen. Marwitz und Graf Finkenstein, die den Protest abgefaßt hatten, wurden zu „warnendem Exempel" auf die Festung Spandau geschickt. Das Kammergericht selbst, als öffentlicher Ankläger auftretend, verfügte die Verhaftung beider, ohne daß ein Verhör oder eine wirkliche Gerichtsverhandlung stattgefunden hätte. So war denn auch der Anruf der Gerichte den vorweg Verurtheilten abgeschnitten.*)

*) Marwitz, in seiner Bitterkeit, erklärt dies allerdings überraschende Verfahren daraus, daß der Justizminister Kircheisen eine „Creatur Hardenbergs" gewesen sei. Die eigentliche Erklärung, wie überhaupt die Erklärung alles dessen, was an Rechtsverunglimpfungen vorausgegangen war, liegt aber wohl darin, daß in der allgemeinen Anschauung des Volks, an der eben jeder mehr oder weniger theilnahm, ein ständischer Staat

Dies entſchied für Marwitz's Lebenszeit, und vor ſeiner Seele ſtand von jetzt an das aide toi même. Das alte gekränkte Recht des Landes, den ſtändiſchen Staat, der nicht auf dem Wege Rechtens beſeitigt war, gegen jeden Angriff zu halten, wurde von nun an ſeine Aufgabe, ſein letztes Ziel. Da andere Schultern zu ſchwach oder zu träge waren, die Laſt auf ſich zu nehmen, ſo that er es. Den offenen Widerſtand gab er auf, aber er ſchärfte ſich die Waffen des Geiſtes für einen kommenden Kampf, und die Schwächen der Hardenbergſchen Verwaltung ſind vielleicht nirgends klarer und ſcharfſinniger erkannt und rückſichtsloſer aufgedeckt worden, als in den ziemlich zahlreichen Denkſchriften Marwitzens, die wir jener Epoche ſtiller, aber energiſcher Gegnerſchaft verdanken. Es ſind Muſterſtücke nach der kritiſchen Seite hin, auch an Ideen iſt kein Mangel; aber um praktiſch-unmittelbar zu helfen, dazu waren dieſe Ideen zu allgemeiner Natur und ihr Beſtes iſt die ideelle Anregung geblieben, die ſie in reichem Maaße gegeben haben.

Marwitz's Gefangenhaltung hatte im Juli 1811 ſtattgefunden. Mehr gehoben als gedemüthigt war er nach Friedersdorf zurückgekehrt, voll des Gefühls, einen guten Kampf gekämpft zu haben. Mit gerechtem Selbſtbewußtſein ſchrieb er ſpäter die Worte nieder: „Ich genoß ſeitdem eine weit verbreitetere Achtung und ward von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in deſſen Nähe man ſich leicht verbrennen kann.“

So kam der Winter 12 auf 13. Die franzöſiſche Armee war vernichtet. Marſchall Macdonald hatte ausgerufen: „Où est la grande armée? La grande armée, c'est le dixième corps.“ Die berühmte Capitulation von Tauroggen war geſchloſſen; Alexander von der Marwitz, der jüngere Bruder, der damals

---

ſeit lange nicht mehr exiſtirte. Die Stände hatten neben der abſoluten oberſten Regierungsgewalt eine Art geduldetes Daſein geführt; die Könige waren ſo viel und die Stände ſo wenig geweſen, daß, als der Moment kam, wo die unzweifelhaft in ihrem Recht gekränkten Stände wieder etwas ſein wollten, niemand mehr einen rechten Glauben an die Rechtmäßigkeit, ihres Rechtes hatte.

in Potsdam lebte, brachte die Nachricht in fliegender Eile nach Friedersdorf. „Jetzt oder nie!“ Beide Brüder waren einig, daß ein rasches und entschiedenes Parteiergreifen die Vernichtung des kaiserlichen Heeres, den Sturz Napoleons nothwendig im Gefolge haben müsse; aber man war auch einig darin, daß es zweifelhaft sei, ob man in Berlin zu einem entschiedenen Parteiergreifen sich entschließen werde. Der jüngere Bruder drang in den älteren, Schritte zu diesem Zwecke zu thun, rasche Entschlüsse zu fördern, die Schwankenden fest zu machen. „Du mußt nach Berlin, zu — Hardenberg.“ Marwitz stutzte; der Bruder aber mit fliegender Beredsamkeit fuhr fort: „Dies ist kein Moment der Abwägungen; eile! Hardenberg ist bestimmbar und in Einem ehrlich — in seinem Haß gegen Frankreich. Vielleicht bedarf er nur eines Anstoßes; schon dein Erscheinen nach der unwürdigen Behandlung, die du von ihm erfahren und die du mit Würde getragen, wird einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Es muß wirken; viel ist gewonnen, sobald du mit eingreifst.“

Marwitz ging wirklich. Er ließ sich melden und trat ein. Diese merkwürdige Begegnung mit seinem alten Gegner hat er selbst beschrieben. „Ich kann nicht sagen, welchen Eindruck mein Eintritt auf ihn machte, Erinnerung dessen, was er mir und andern persönlich so oft versprochen und nicht gehalten hatte, Scham über sein Betragen gegen das Land und gegen mich, und das Bestreben, in diesem hochwichtigen Moment mir nicht abermals nichtswürdig zu erscheinen, brachten in seinem Betragen eine seltsame Mischung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich sagte ihm: der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und jeden Deutschen ergreifen; jetzt komme es darauf an, den Schaden wieder gut zu machen, den man dem Lande zugefügt; wenn die Regierung sich jetzt würdig betrage, werde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er denke, und um zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten.“

Aber Marwitz sah sich wieder getäuscht — nicht rascher, ehrlicher Kampf war es, was man wollte, wieder wurde von Abwarten, von Verhandlungen gesprochen; mit Bitterkeit im Herzen kehrte

er nach Friedersdorf zurück. „Kein Krieg!“ schien die Losung sein und bleiben zu wollen.

Doch der Himmel hatte es anders beschlossen; es wurde Krieg. Sechs kostbare Wochen waren versäumt, viel war verloren, aber nicht alles; noch war es nicht zu spät. Brauch' ich zu erzählen, daß Marwitz wieder zu den Fahnen eilte! Noch weit bitterere Kränkungen und Erfahrungen hätten es nicht vermocht, ihn in solchem Augenblick in seiner Einsamkeit zurück zu halten.

Mit dem Range eines Majors trat er ein und wurde Anfang April mit der Bildung einer Landwehrbrigade betraut. Diese Brigade bestand aus vier Bataillonen des dritten kurmärkischen Landwehrinfanterie-Regiments und aus eben so viel Schwadronen Landwehrkavallerie. Selber mit Eifer und Vorliebe Kavallerist, ließ er sich die Ausbildung dieser vier Schwadronen besonders angelegen sein. Mit jenem gesunden Sinn, der ihn immer ausgezeichnet hatte, erkannte er auf der Stelle, daß hier unter „Ausbildung“ etwas anderes verstanden werden müsse, als das Reit- und Exercierreglement in langen Paragraphen vorschrieb. Was er that, auch auf diesem relativ untergeordnetem Gebiet (denn es handelte sich dabei um höchstens vierhundert Reiter), scheint mir wichtig und charakteristisch genug, um einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Raschheit und Selbstständigkeit des Urtheils, die jeder neuen Situation auch ein neues Benehmen anzupassen weiß, das ist es ja vor allem, was den fähigen Offizier von dem blos braven Soldaten unterscheidet, und in ähnlicher Weise, wie einst Lieutenant von dem Knesebeck während des Feldzugs in der Champagne einen halben Brodtransport dadurch zu retten gewußt hatte, daß er nicht Anstand nahm, die andere Hälfte (ein paar tausend Commisbrode) in einen sonst unpassirbaren Sumpf zu versenken, so war auch Marwitz, seiner Landwehrkavallerie gegenüber, rasch entschlossen, das erreichbar-Unvollkommene einer unerreichbaren Vollkommenheit vorzuziehen. So sehr er die Reitkunst verehrte und als unentbehrlich für eine echte, eigentliche Reiterei betrachtete, so klar erkannte er doch auch, daß unter den gegebenen Verhältnissen diese Reitkunst

nicht gehegt und gepflegt werden konnte, ohne alles zu verderben. Die Landleute und Bauernknechte, die auf ihren kleinen, magern Gäulen vor ihm im Sattel saßen, konnten reiten, freilich schlecht genug; aber gut oder schlecht, er hielt es für das beste, sie bei ihrer Reitart zu belassen. Er sagte sich sehr richtig, daß wenn ein Naturalist zur Reitkunst dressirt werden soll, er Anfangs nothwendig schlechter und ungeschickter reitet als vorher, weil er seine alten Gewohnheiten aufgeben soll und sich die neuen nicht schnell genug zu eigen machen kann. So ließ er es denn beim Alten, befahl die Pferde mit bloßer Trense zu zäumen, gab jedem Reiter einen Kantschu statt der Sporen und beschränkte seine ganze Forderung darauf, daß Jeder im Stande sei, dahin zu reiten, wohin er wolle. „Gewalt über das Pferd" war die einzige Forderung; wie und durch welche Mittel war gleichgültig.

Mit dieser Reiterei, die, abgesehen von der Lanze und einem ärmlichen Uniformstück, nicht viel anders aussehen mochte als Bauernjungen und Pferdeknechte, die Abends zur Tränke reiten, war Marwitz, weil er den Geist zu wecken gewußt hatte, nichtsdestoweniger im Stande, am 7. Juni ein siegreiches Gefecht vor den Thoren Wittenbergs zu bestehen und eine Abtheilung polnischer Uhlanen (bekanntlich eine berühmte Reitertruppe) zu werfen und Gefangene zu machen. Eine Paradetruppe waren seine Landwehrreiter freilich nicht, und als während des Waffenstillstandes auf dem Tempelhofer Berge eine große Musterung vor dem Könige stattfand, ging das ganze Regiment, dessen kleine Klepper Angesichts der Zuschauermenge scheu wurden, bis auf den letzten Mann durch. Was der Anblick des Feindes nicht vermocht hatte, vermochte der Anblick der Berliner Beaumonde. Der König ritt an Marwitz heran und sagte lächelnd: „Ein Glück, daß die Mauer so fest stand." Der Spott war empfindlich; Marwitz aber blieb unerschütterlich bei seinem System.

Und mit Recht. Wie seine Leute sich bei Wittenberg bereits bewährt hatten, so vor allem auch am 27. August in dem berühmt gewordenen Gefecht bei Hagelsberg (bei Belzig). Den Ausschlag

an diesem Tage gab freilich das Fußvolk. Es traf sich glücklich für unsern Marwitz, der an diesem Tage die Reserve commandirte, daß er mit seinen drei Bataillonen die schon verlorene Schlacht zum Stehen bringen und endlich siegreich hinausführen konnte. Den entscheidenden Stoß that sein Lebuser Bataillon (Friedersdorf liegt im Lande Lebus), was zu der Freude, die er an diesem Tage über die tapfere Haltung seiner ganzen Brigade empfand, auch noch eine gewisse lokalpatriotische Befriedigung fügte. Die Verluste seines Truppentheils waren nicht unbedeutend gewesen, er selbst kam gesund heraus und erhielt nur, ähnlich wie bei Jena, wo sein Hut mehrfach durchlöchert worden war, eine Kugel durch den Mantel.

Das Gefecht von Hagelsberg war während des Feldzugs von 1813 und 14 das einzige, wo es, wenn wir von einer Reihe glücklich ausgeführter Streifzüge absehen, Marwitz vergönnt war, sich persönlich und in mehr oder minder entscheidender Weise hervorzuthun. Die Einschließung Magdeburgs, wozu auch seine Brigade verwendet wurde, hielt ihn vom großen Kriegsschauplatz fern. 1815 war er bei der Blücherschen Armee und focht mit Auszeichnung bei Ligny und Wavre. Bei Wavre, wo so viel auf dem Spiele stand, hielt er mit dem achten Uhlanenregiment während des ganzen 19. Juni den exponirtesten Posten. Er hatte das Seine gethan; an mäßige oder zögernde Anerkennung war er gewöhnt.

Der Friede kam und in Marwitz, der inzwischen zum Obersten (1817 zum General) aufgestiegen war, entstand die Frage: bleiben oder gehen. Die Neigung seines Herzens zog ihn zurück in die ländliche Stille, aber andere Erwägungen — „das schlechteste aller Motive, das Geld," wie er sich selbst ausdrückt — hielten ihn bei der Armee. Während der Kriegsjahre war daheim alles rückwärts gegangen, der Wohlstand zerstört, die Erträge des Guts auf ein Minimum reducirt; so blieb er denn, weil er sich gegen Frau und Kinder verpflichtet hielt, seinen Generalsgehalt nicht ohne Nöthigung aufzugeben. Möglich, daß er doch darauf verzichtet hätte,

wenn nicht die Kavalleriebrigade, deren Commando er hatte, ihre Garnisonen in den Nachbarstädten des Lebusischen Kreises gehabt hätte, so daß es ihm möglich wurde, von Friedersdorf aus die dienstlichen Geschäfte zu leiten. Zu gleicher Zeit blieb er ein scharfer Beobachter der politischen Vorgänge, immer bereit, mit Wort und Schrift einzugreifen, wo es nöthig war, im Dienst der conservativen Sache (zumal gegen Hardenberg) ein Zeugniß abzulegen.

Zehn Jahre lang führte er die Brigade. 1827, als ihn der Zusammentritt des brandenburgischen Landtags nach Berlin führte, dem er als Vertreter des erkrankten Landtagmarschalls zu präsidiren hatte, wurde ihm die Division in Breslau an Stelle der bisher commandirten Brigade angeboten. Nach kurzem Schwanken lehnte er das Anerbieten ab. Er war müde geworden im Dienst, an Aergernissen hatte es nicht gefehlt, was aber den Ausschlag gab, war die Erwägung, daß die Uebernahme eines fast vierzig Meilen von Friedersdorf entlegenen Commandos ein längeres Verweilen in seiner „Väter Schloß" unmöglich gemacht haben würde. So forderte er den Abschied und erhielt ihn. Der König ließ ihn rufen, um ihm ein Abschiedswort zu sagen. Es war eine Begegnung voll tiefpoetischen Gehalts. Der alte märkische Edelmann, der, wie kaum ein anderer vor ihm, sein eigenes Recht neben dem königlichen Recht von Gottes Gnaden zu behaupten gewagt hatte, trat jetzt am Ende seines Lebens vor seinen König hin, den er immer geliebt und verehrt und doch in entscheidenden Momenten des staatlichen Lebens aus der Ueberzeugung seines Herzens heraus bekämpft hatte.

Es war im Potsdamer Schlosse. Der König, der von seinem Beinbruche kaum wieder hergestellt war, ging ihm durch den halben Saal entgegen, reichte ihm fest die Hand und sagte dann laut, in Gegenwart aller Umstehenden: „Mir sehr leid gethan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren." Marwitz, leise den Punkt berührend, wo Herr und Diener auseinander gegangen waren, antwortete mit der Versicherung unverbrüchlicher Loyalität. „Mir

ſehr wohl bekannt, immer nach Grundſätzen gehandelt haben," antwortete der König mit gnädiger Verbeugung. So trennte man ſich.

„Immer nach Grundſätzen gehandelt haben" — unter Wiederholung dieſer königlichen Worte, die die ganze Würde und Bedeutung dieſes Mannes in einen Satz zuſammenfaſſen, nehmen auch wir von Marwitz Abſchied. „Immer nach Grundſätzen gehandelt haben", das war es, was er in einer Zeit, die in ihren Grundſätzen ſehr ſchwankend war, vor geiſtig höher Begabten, vor Weiterblickenden, namentlich wohl auch vor Glücklicheren, voraus hatte; das war es, worin ſeine Bedeutung wurzelte. An Wiſſen, an Talent, mochten ihm viele überlegen ſein — nicht an Charakter. Nicht ein reaktionäres Weſen ſchuf er, nicht ein albernes Junkerthum; er war es, der den Muth einer Meinung hatte, längſt ehe dieſes Wort gemünzt und in Curs gekommen war. Er war kein Reaktionär, der eiferſüchtig und mißmuthig auf jeden Fortſchritt geblickt hätte, er war nur mißtrauiſch gegen das alleinige Recht der Neuerungen, er war der Mann des Rechtsbodens, der loyalen Oppoſition. Nach dieſer Seite hin ihn gezeichnet, ſeinen hohen Werth auch ſeinen politiſchen Gegnern dargelegt zu haben, war der Zweck dieſer Zeilen.

Am 7. December 1837 ging er aus einem Leben voll Unruhe in die ewige Ruhe ein. Drei Tage ſpäter ward er neben ſeiner erſten Gemahlin begraben. Den Sonntag darauf ward ihm die Gedächtnißpredigt gehalten, gemäß den Anweiſungen ſeines letzten Willens. Dieſe Anweiſungen lauteten: „Der Prediger ſoll mich nicht loben wegen deſſen, was ich auf Erden gethan, ſondern ſoll zeigen, wie das irdiſche Leben nur eine Vorbereitung iſt zu dem ewigen. Er kann aber ſagen, daß ich geſtrebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdiſches Wohlſein für nichts achtend; er darf das ſagen, weil es wahr iſt." Wohl jedem, der mit gleichem Bewußtſein aus der Welt ſcheiden kann!

Ein Bild Marwitz's, eingefaßt von den Seitenbildniſſen ſei-

ner beiden Frauen (die zweite war eine geborene Gräfin Moltke, geſtorben am 18. November 1848) ſchmückt, wie bereits erzählt, die Friedersdorfer Kirche.

Ich habe in Vorſtehendem die äußeren Lebensfakten Marwitz's gegeben und verſuche zum Schluß eine Charakteriſtik, eine Kritik. Ich knüpfe zu dieſem Behuf an die Vorgänge des Jahres 1811 an. Das Auftreten Marwitz's in jener Epoche, wenn man ihm irgend wie gerecht werden will, muß von zwei Geſichtspunkten aus betrachtet werden, — juriſtiſch und politiſch. Das Urtheil über dieſelben Vorgänge wird ſich danach ſehr verſchieden geſtalten.

Was zunächſt die juriſtiſche Seite angeht, ſo hatte Hardenberg ſelbſt das Recht der Stände anerkannt und mehr denn einmal der patriotiſchen Haltung derſelben die königliche Anerkennung ausgeſprochen. Nichts konnte deßhalb falſcher und begriffsverwirrender ſein, als das Eintreten für ein derartig anerkanntes Recht auf Rebellion zu deuten. Daß es doch geſchah, mag (wo nicht politiſche Berechnung und reformatoriſcher Eifer ein richtigeres Urtheil trübten) als Beweis dienen für den Servilismus und die Indolenz jener Zeit.

Noch einmal, das Recht war unbeſtreitbar auf Seiten der Stände und dieſes ſtändiſche Recht war verletzt. Gegen dieſe Verletzung hatte Marwitz proteſtirt. Dieſer Proteſt war muthig und ehrenhaft; aber freilich, wenn er, außer dem Zugeſtändniß, muthig und ehrenhaft gehandelt zu haben, auch noch Sympathien für die Sache wecken wollte, ſo mußte ſich das Feſthalten am Princip über den Schein und Verdacht einer Donquixoterie, einer bloßen Rechtsmarotte, erheben. Auch das beſte Recht, wenn es ſich ſträubt, einem neuen Platz zu machen, muß den Beweis beibringen, daß es mehr iſt als ein todter Buchſtabe, als eine Laſt, ein Hemmniß. Es bleibt „Recht“ auch ohne dieſen Beweis, aber ein Recht, dem jeder wünſcht, daß es dem Unrecht unterliegen möge.

Das fühlte Marwitz sehr wohl. Er vertheidigte also das Ständische als ein äußerlich ererbtes Gut, aber er hielt es auch aufrecht im vollen Glauben an die innerliche Berechtigung desselben. Dieß führt mich von der einfachen Rechtsfrage auf das politische Gebiet.

Mußte der alte ständische Bau fallen, oder nicht? Millionen sagten ja, Marwitz sagte nein. Für ihn handelte sich alles um Wiederbelebung; nicht Tod, nur Lähmung war über den alten, kräftigen Organismus des Landes gekommen; es galt einen Bann, eine Krankheit von ihm zu nehmen, und alles war wieder gut. Nicht die Paragraphen und Institutionen, die Herzen der Menschen wollte er wandeln; an die Stelle kleiner Gesinnung sollte hohe Liebe und idealer Schwung, an die Stelle philiströser Beschränktheit eine opferfreudige Begeisterung treten, — so wollte er reformiren. Vortrefflich; aber wie? wodurch? Um die Weckung oder Mehrung dieser Dinge hat es sich immer gehandelt. Wie aber wollte Marwitz an die Herzen heran, wie wollte er das Wunder vollziehen? Die Antwort auf diese Frage ist er schuldig geblieben. Er zeigte das Ziel, aber nicht den Weg. Die bloße Bußpredigt und ein langes Sündenregister haben noch nie geholfen. Hier liegt sein Fehler, sein politischer Fehler. Das Alte, ob mit Recht oder Unrecht, war jedem ein Gräuel geworden; es war unmöglich, wenigstens damals unmöglich, eine Begeisterung dafür wach zu rufen; wenn Leben überhaupt geweckt werden sollte, so mußte es für etwas Neues geweckt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß es sich als ein Falsches erweisen würde. Es handelte sich in diesem Augenblick nicht um gesunde Nahrungs-, sondern um Belebungs- und Erweckungsmittel. Dieß wußte Hardenberg, in dem Sinne handelte er und dafür haben wir ihm zu danken, sei er im übrigen wie er sei.

Der alte ständische Staat hatte dem Sturm nicht widerstanden und ein neues Haus mußte bezogen werden, wenigstens auf Probe. Möglich, daß der Zusammensturz nicht an der Schlechtigkeit des alten Baus, sondern an der Heftigkeit des

Sturms gelegen hatte; möglich das alles, aber die Verhältnisse gestatteten damals nicht, solche Möglichkeiten in Frage zu ziehen oder ruhig darüber zu discutiren. Rasche Hülfe war nöthig. Zwanzig oder dreißig Jahre später durfte geschehen, was 1811 eine Unmöglichkeit war, und dem einsichtsvollen und gerechten Fürsten, den wir eben verloren haben, stand bei seinem Regierungsantritt allerdings das Recht zu, den ständischen Staat, der unter'm Drang der Umstände kritiklos bei Seite geworfen war, auf seinen Werth und seine Stichhaltigkeit noch einmal zu prüfen. Das Jahr 1846 brachte uns die vereinigten Landtage. Ob die Formen, unter denen der vereinigte Landtag in's Leben trat, ob namentlich die rheinische Bourgeoisie und ihr großer Einfluß, dem Marwitz'schen Ideale entsprochen hätte, muß freilich dahin gestellt bleiben.

Diese nur allzu begründeten Zweifel führen mich auf Marwitz zurück und zwar auf seine angreifbarste, wenn auch mit Rücksicht auf die Zeit, in der er lebte, wenigstens halb erklärliche, halb zu entschuldigende Seite. Ich meine sein Verhältniß zum Bürgerstand. Er ließ den „Bürgerstand" gelten, so weit er in die alte ständische Institution hineinpaßte, aber er haßte die „Gebildeten." Da die Bürgerlichen zu jener Zeit überwiegend die Träger dieser Bildung waren, so wurde daraus eine Verkleinerung, eine völlig schiefe Stellung zum Bürgerthum überhaupt. Daß das damalige, von Freigeisterei und Revolutionsideen erfüllte Bürgerthum, das, theilweise wenigstens, die Niederlage von Jena mit Befriedigung verkündigt hatte, ihn wenig mit Freude und Hochachtung erfüllen konnte, war eben so begreiflich wie berechtigt, aber er verharrte in dieser Abneigung auch noch, als die Ereignisse des Jahres 1813, und zwar nicht nur die Erhebung des Volks (von der er, als von einer Massenerhebung, nicht einmal besonders hoch dachte), sondern speciell die Begeisterung der „Gebildeten" ihm den Beweis geliefert hatte, daß auch ein Gebildeter für eine gute Sache zu fechten und zu sterben verstehe. Er selbst gab diese Dinge im Einzelnen zu (z. B. in seiner Darstellung des Hagelsberger Gefechts), aber dem ganzen Stande gegenüber blieb

die Abneigung, das ariſtokratiſche Vorurtheil. Der Adel nahm in ſeinen Augen nicht nur politiſch und geſellſchaftlich, ſondern auch moraliſch und nach der Seite der Charakterbildung hin, eine überlegene Sonderſtellung ein; ſeine Geſinnung war beſſer und eben ſo ſeine äußere Haltung, und ſo viel Wahrheit, ſo viel Berechtigtes, namentlich Angeſichts der Kleinheit und Spießbürgerei unſeres märkiſchen Bürgerſtandes — der ein großes Hanſagefühl nie gekannt hatte — in dieſer Auffaſſung liegen mochte, ſo führte die Ausgeſprochenheit dieſer Anſicht doch gelegentlich zu den allerbedenklichſten Conſequenzen. Eine Anekdote mag dieß zeigen.

Im Jahre 1806 traf er, wenige Tage vor der Jenaer Schlacht, im Schloß zu Weimar mit Goethe zuſammen. Wie ſchildert Marwitz dieſen? „Er war ein großer, ſchöner Mann, der ſtets im geſtickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, durchaus nur den Miniſter ſehen ließ und die Würde ſeines Ranges gut repräſentirte, wenn gleich der natürlich freie Anſtand des Vornehmen ſich vermiſſen ließ.“ Alſo auch Goethe konnte ſich, in Haltung und Erſcheinung, nicht bis zur Ebenbürtigkeit erheben. Er war ein anſtandsvoller Miniſter und ein großer Poet, war der Freund ſeines Fürſten und der leuchtende Stern des Hofes, aber geboren als ein Bürgerſohn zu Frankfurt, ließ er doch den „freien Anſtand des Vornehmen“ vermiſſen, es fehlte ein unausſprechliches Etwas, vielleicht — und dieſe Worte ſind nicht ironiſch gemeint — die hohe Schule des Regiments Gendarmes.

Es ſei hier ein kleiner Exkurs geſtattet. Es iſt mit dieſen Dingen, mit der Kunſt des Anſtands und feiner Sitte, wie — man verzeihe den Vergleich — mit der Kunſt des Reitenkönnens und am Ende mit vielen andern Künſten. Jeder, Individuum wie Nationen, glauben im Beſitz des Rechten zu ſein. Die engliſchen Gentlemen ſagen zu deutſchen Cavalieren: „Ihr ſeid die beſten Reiteroffiziere, aber — ihr könnt nicht reiten,“ und die deutſchen Cavaliere erwiedern dem engliſchen Gentleman: „Ihr verſteht euer fox hunting und steeple chase aus dem Grunde, aber —

enfin, ihr könnt nicht reiten." Ein ſtilles Bedenken miſcht ſich, von rechts und links her, in beide Urtheile mit ein, eine leiſe Andeutung, daß dem perfecten Cavalier, dem perfekten Gentleman, doch noch dieß und das zu ſeiner Vollkommenheit fehle. Wie es mit der Kunſt des Reitens iſt, ſo mit der Kunſt der feinen Sitte. Die Geſetze derſelben ſind überall verwandt, ein Gemeinſames liegt ihnen zu Grunde, aber ihre Formen weichen ab, ſind wenigſtens nicht überall dieſelben. Da wo noch an eine ausſchließliche Form der Sitte geglaubt wird, hat die Sitte ſelbſt ihre höchſte Blüthe und Verfeinerung noch nicht erreicht.

In Standesvorurtheilen, wie ſie das Urtheil über Goethe zeigt, war und blieb Marwitz befangen; aber der gute Glaube, die volle Ueberzeugung, mit der er ſeine Anſichten äußerte, nahmen ſeinen Angriffen den Stachel des perſönlich Verletzenden. Zudem hielt es nicht ſchwer, die Wurzel des Irrthums zu erkennen, woraus ſeine harten und zum guten Theil ungerechten Anſichten über den Bürgerſtand empor wuchſen. Während er nämlich ſich ſelbſt als Repräſentanten des Adels nahm, nahm er den erſten beſten Bürgerlichen als Repräſentanten des Bürgerſtandes. Der Zufall wollte, daß er in ſich ſelbſt einen ſo vollkommenen Vertreter adeliger Geſinnung zur Hand hatte, daß, bei einem Herausgreifen aufs Geradewohl aus der Reihe der Bürgerlichen, die letztern mit großer Wahrſcheinlichkeit zu kurz kommen mußten. Er vergaß (vielleicht in Beſcheidenheit), daß nicht jeder Adelige ein Marwitz war, und daß viele Eigenſchaften die er an den „Gebildeten" haßte, nicht Sondereigenſchaften des Bürgerſtandes, ſondern allgemeine Eigenſchaften der ganzen Epoche waren. Er geißelte das Auftreten des eitlen, leckern, geſinnungsloſen Johann v. Müller (des berühmten Hiſterikers) mit verdientem Spott, aber andere bürgerliche Namen, die auf ſolche Geißelung keinen Anſpruch hatten, hätten ihm eben ſo nah oder näher gelegen. Hätte er Fichte, der eben damals durch ſeine begeiſterten, aus Muth und Geſinnung herausgeborenen Reden, ſelbſt wieder Muth und Geſinnung in alle Herzen goß, hätte er Fichte als Repräſentanten deutſchen Bürger-

thums und deutscher Bildung gewählt, sein Urtheil würde sich anders gestaltet haben. So aber sah er nur die weite Kluft, die allerdings zwischen seinem eigenen Empfinden und jener schnöden Niedrigkeit lag, die sich (in Berlin) danach drängte, als „Bürgergarde Marschall Victors" zu antichambriren und Schildwache zu stehen.

Aengstliche Rücksichtnahme war nicht seine Sache, wo es die Wahrheit galt, oder wenigstens das, was ihm als Wahrheit erschien. Durch Freund und Feind hin ging er seinen Weg; die Furcht, anzustoßen, war nicht seine Furcht. Selbstbewußtsein durchdrang ihn und durfte ihn durchdringen, denn die Worte seines Testaments, „daß er die ihm auferlegten Pflichten treulich erfüllt und dabei sein eigenes irdisches Wohlsein für nichts erachtet habe", waren Worte der Wahrheit. Verkannt, zurückgesetzt, verleumdet, hatten die Kränkungen, die er erfahren, doch nie schwerer in seinem Herzen gewogen, als das Gefühl seiner Pflicht. So oft es galt, war er da. Alles gab er auf, alles setzte er ein, so oft die großen Interessen des Vaterlandes auf dem Spiele standen. Das Einstehen für das Ganze war seinem Herzen Bedürfniß, und die höchsten Kräfte des Menschenherzens, Treue, Pietät und Opferfreudigkeit waren in seiner Seele lebendig. Er war schroff nach außen, aber feinfühlig im Gemüth. Das Leben, ungehoben und unverklärt durch geistigen Gehalt, war ihm eine leere Schale; die Idee allein gab allem Werth und im Kampf für sie hat er sein Leben hingebracht. Möglich daß sein Kampf unbewußt im Interesse eines Irrthums, eines politischen Fehlers geführt wurde; aber selbst wenn dem so wäre, so würde es wenig ändern in der Werthschätzung des Mannes selbst. Denn jedem selbstsuchtslos geführten geistigen Kampfe gelten unsere Sympathien. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt." Erst aus Streben und Irren gebiert sich die Wahrheit. Auch der Kampf, den Marwitz kämpfte, hat uns dieser näher geführt.

„Er war", so schließt ein Nekrolog, den befreundete Hand geschrieben, „ein Mann von altrömischem Character, eine kräftige,

gediegene Natur, ein Edelmann im besten Sinne des Worts, der in seiner Nähe nichts Unwürdiges duldete, allem Schlechten entschieden in den Weg trat, Recht und Wahrheit vertheidigte gegen jedermann, der die Furcht nicht kannte und immer in den Reihen der Edelsten und Besten zu finden war. Alles Versteckte, Unklare und Erheuchelte war ihm von Herzen zuwider. Wie er streng war gegen sich selbst, war er es auch gegen andere. In Fleiß und guter Wirthschaft, in Frömmigkeit und strenger Sittlichkeit, in einem rechtschaffenen Wandel strebte er seiner Gemeinde ein Vorbild und Muster zu sein."

An ernstem Streben, an Ringen nach der Wahrheit, an selbstsuchtsloser Vaterlandsliebe sei er Vorbild und Muster auch uns.

Alexander von der Marwitz.

Du hoffst umsonst vom Meere
Dem Weltgetümmel Ruh;
Selbst Lorbeer, Ruhm und Ehre
Heilt keine Wunden zu.

Waiblinger.

Blühend blieb mir im Gedächtniß
Diese schlanke Heldenblume;
Nie vergeß ich dieses schöne
Träumerische Jünglingsantlitz.

H. Heine.

Alexander von der Marwitz war der jüngere Bruder des Generallieutenants Ludwig von der Marwitz, dessen Leben und Charakter ich im vorhergehenden Kapitel zu schildern versucht habe. Der Anfang dieses Jahrhunderts war eine Epoche der Dioskuren, der glänzenden Brüderpaare: die beiden Humboldt, die beiden Schlegel, die beiden Tieck, die beiden Bülow — zu ihnen gesellten sich die beiden Marwitz. Beide Brüder waren von verwandter Naturanlage, von gleichem Temperament; sie hatten dasselbe Blut. Beider Herz war groß und hatte jenen hohen Vollschlag, der die Freiheit bedeutet. Sie hatten eine verwandte Naturanlage, aber sie waren doch verschieden. Wie ein Adler war der ältere Bruder. Himmel und Einsamkeit um sich her, sah er auf die irdischen Dinge wie auf etwas Fremdes herab, wie auf das Treiben eines Lagers, das morgen abgebrochen wird; Ziel und Heimath lagen ihm über der Welt, nicht auf ihr. Wie ein Falke aber, ein früh gezähmter, war das Herz des jüngeren Bruders. Früh an die Menschenwelt gewöhnt, ein Theil von ihr geworden, blieb er in Zwiespalt, wo seine Heimath sei, ob hinter Gitterstäben, wo die schöne Hand der Herrin ihm Spielzeug und Schmeichelworte reichte, oder dort oben in jauchzender Freiheit und Einsamkeit. So oft er

in den Lüften war, zog ihn die süße Gewohnheit zur Erde zurück, so oft er auf der Erde war, zog ihn die eingeborene Natur nach oben. Als er auf dem Punkte war, die Gegensätze zu versöhnen und in Freiheit zu dienen, traf ihn der Tod. So starb er, „ein hoffnungsvoller, ein vielgeliebter", wie die kriegsgeschichtlichen Tagebücher jener Zeit ihn nennen.

Alexander von der Marwitz wurde am 4. Oktober 1787 zu Berlin (nach einer andern Angabe zu Friedersdorf) geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im elterlichen Hause, theils in Berlin, theils auf dem Familiengut. Seinen Vater verlor er früh (1793), und sein zehn Jahre älterer Bruder, Friedrich August Ludwig, wurde, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, sein Vormund. Das stete Wechseln im Aufenthalt zwischen Berlin und Friedersdorf erwies sich als nicht günstig für die Erziehung des jüngeren Bruders, und so wurde derselbe im Sommer 1794 zum Hofprediger Arens in Küstrin in Pension gegeben. Arens, wohl unterrichtet, streng und gewissenhaft in seiner Methode, legte den Grund zu dem späteren ausgezeichneten Wissen seines Zöglings. Kaum vierzehn Jahre alt, verließ dieser die Küstriner Schule, nahm in einer noch aufbewahrten, durch Gedankenreife überraschenden Rede von Lehrern und Schülern Abschied und ging nach Berlin, wo er noch dritthalb Jahre lang das damals unter Gedikes Leitung stehende höchst ausgezeichnete Gymnasium „zum grauen Kloster" besuchte. Er fand hier gute Gesellschaft. Unter seinen Mitschülern befanden sich zunächst die Söhne von Büsching, Biester, Adelung und Koepke, ferner der älteste Sohn des damaligen Obersten von Scharnhorst (welcher letztere eben damals in preußische Dienste getreten war) und endlich der Sohn der Frau von Staël-Holstein,*) die, 1803 nach Deutschland gekommen, ihren Wohnsitz in

*) Es heißt über ihren Sohn im Schulprogramm (1804) des grauen Klosters: „von Staël-Holstein, aus Paris, empfahl sich die kurze Zeit, daß er die erste Klasse des Gymnasiums besuchte, durch ein gesittetes Betragen und einen lobenswerthen Fleiß. Der unerwartete Tod seines Großvaters, des ehemaligen Finanzministers Necker, veranlaßte seine Mut-

Berlin genommen hatte. Sprachliche und historische Studien waren es, denen sich Marwitz schon damals mit ganzer Seele hingab. Johann von Müllers Schweizergeschichte machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er, kaum sechzehn Jahr alt, den berühmten Historiker aufsuchte, um ihm seinen Dank und seine Bewunderung auszudrücken.

Dieser Schritt, unscheinbar, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag, gab ihm doch Gelegenheit, zuerst die Selbstständigkeit seiner Denk- und Handelsweise zu zeigen, die ihn später so sehr auszeichnete. Sein älterer Bruder mißbilligte diese Bekanntschaft, wie aus der ziemlich unzweideutigen Beschreibung hervorgeht, die uns derselbe von der Person Johann von Müllers hinterlassen hat. „Johann von Müller", so schreibt er, „war ein kleines, grundhäßliches Kerlchen mit einem Spitzbauch und kleinen Beinchen, einem dicken Kopf, immer glühend von vielem Fressen und Saufen, mit Glotzaugen, die weit aus dem Kopf heraus standen und beständig roth unterlaufen waren ꝛc." Aber so wenig der berühmte Historiker nach dem Geschmack des älteren Bruders sein mochte und so gern bereit der jüngere Bruder war, diesen Geschmack als berechtigt gelten zu lassen, so wenig war er doch andererseits geneigt, sich durch fremde Sympathien oder Antipathien bestimmen oder in dem beirren zu lassen, was seiner Seele Bedürfniß war.

Neben der Selbstständigkeit seines Charakters trat hierin zuerst auch jener andere Zug seiner Natur hervor, der ihn, in Freud

---

ter zur eiligen Abreise in die Schweiz, der er folgte." — Diesem Schulprogramm entnehme ich auch eine Notiz über die Dichtungen, die Michaelis 1804 und 1806 bei Gelegenheit der öffentlichen Prüfung von den Schülern der Oberklassen deklamirt wurden. Es waren: 1) Monolog des Brutus aus der Voltaire'schen Tragödie „Cäsar". 2) Elegie an Rosalie, von Tiedge. 3) Der Führer, ein Gedicht von Luise Brachmann. 4) Arion, von A. W. von Schlegel. 5) Kassandra, von Schiller. 6) Der Taucher, von Schiller. 7) Die Macht des Gesanges, von Schiller. 8) Hero und Leander, von Schiller. 9) Schillers Tod, eine Elegie.

und Leid, unter den wechselndsten Schicksalen und Stimmungen beherrschte: der Zug und Hang nach dem Geistreichen. Dieser Hang nahm, bevor die letzten Jahre seines Lebens eine Klärung und die Ruhe einer größeren Reife schufen, fast die Form einer Krankheit an. Alles verschwand daneben.

Um dieß in ganzem Umfang zu verstehen, ist es nöthig, sich in die Genialitätsbestrebungen, in die geistige Genußsucht jener Zeit zurückzuversetzen. Der bekannte Ausspruch Friedrichs des Großen, „daß er der Beschäftigung mit guten Büchern und gescheidten Leuten die genußreichsten, wo nicht die einzig genußreichen Stunden seines Lebens verdanke", schien plötzlich die Anschauung aller feinen Köpfe geworden zu sein; sie lebten wie im Theater und horchten auf die besten Stellen. Die Personen waren nicht mehr Personen, sondern Akteurs; alles kam auf die Unterhaltung, die Belehrung an, die sie gewährten. Der Witz, die geistreiche Sentenz, der Strom des Wissens, der Zauber der Rede lösten sich wie selbstständige Kunstwerke vom Sprecher los, und in derselben Weise, wie es uns, Angesichts eines schönen Landschaftsbildes, nicht im geringsten kümmert, wer es gemalt hat, ob ein Vornehmer oder Geringer, ob eine saubere oder unsaubere Hand, so wog damals der Glanz geistiger Gaben alles auf. Ein Höcker, physisch oder moralisch, war gleichgültig, wenn es nur ein Aesop war, der ihn trug. Ein brennender Durst erfüllte die Geister, und wer diesen Durst stillte, der war willkommen. Es hätte für Vorurtheil, für kleinlich und altfränkisch gegolten, moralische Bedenken zu unterhalten. Erst der Kriegssturm reinigte wieder die Atmosphäre.

Die Gestalt des Prinzen Louis Ferdinand wird immer jene Zeit hoher Vorzüge und glänzender Verirrungen wie auf einen Schlag charakterisiren. Alexander von der Marwitz war ihm ähnlich. Der Unterschied zwischen beiden war nur der, daß die Genußsucht des Prinzen (wie viel auch zur Erklärung und Entschuldigung desselben gesagt worden ist) seinen Charakter beeinflussen und beschädigen durfte, während Marwitz, in wunderbarer Weise, eine getrennte Wirthschaft, eine doppelte Oekonomie zu

führen verstand. Das Bedürfniß geistiger Nahrung war allerdings so groß in ihm, daß er, wie sein älterer Bruder von ihm erzählt, ohne geistreiche Gesellschaft nicht leben konnte und selbst zum Studiren und Arbeiten durch solchen Umgang angeregt werden mußte; er schreckte dabei vor „alten Schläuchen" nicht zurück, wenn es nur eben ein alter, feuriger Wein war, den sie ihm boten. Aber alles dieß blieb bei ihm nur Sache der Zerstreuung, des Studiums, des Kennenlernenwollens. Die geistigen Anregungen, sobald sie eines gesunden Kernes entbehrten, waren ihm wie der Genuß eines berauschenden Getränks, aber auch nicht mehr. Sie gewannen nicht Einfluß auf seine Ueberzeugungen, am allerwenigsten auf seine Haltung und Führung. Das Gemeine blieb machtlos über ihn, und so ging er durch's Leben, wie gefeit durch den Adel seiner Gesinnung.

Zu diesen Bemerkungen, die darauf aus sind, die Gesammterscheinung Alexanders von der Marwitz in's Auge zu fassen, glaubte ich gleich Anfangs schreiten zu dürfen, und der Name Johann von Müllers bot die beste Gelegenheit dazu. Eben dieser war die vollendete Vereinigung von geistiger Kraft und Charakterschwäche, von hohem Erkennen und niederem Handeln. Marwitz übersah in Milde, was ihm nicht paßte, und bewunderte, was ihm der Bewunderung werth erschien. Auch die Antipathien des älteren Bruders störten ihn hierin nicht.

Um Ostern 1804 verließ er das graue Kloster und bezog die Universität Frankfurt, um daselbst die Rechte zu studiren. In dem bereits citirten Schulprogramm des genannten Jahres heißt es: „Alexander von der Marwitz bildete bei uns seine glücklichen Naturanlagen mit rühmlichem Fleiße aus und empfahl sich durch ein feines und anspruchloses Betragen. Er hat in den meisten Fächern des Unterrichts, besonders in der alten Literatur, glückliche und ausgezeichnete Fortschritte gemacht." Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, dessen Stern sich damals bereits im Niedergang befand. Halle lockte ihn, und in Halle vor allem der Name Wolfs. Johann von Müller schrieb an den letzteren: „Diesen Gruß bringt

Ihnen Alexander von der Marwitz. Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie selbst bald sehen werden, wie viel in ihm ist."

Mit immer wachsendem Eifer ging er hier an das Studium der Alten; daneben beschäftigten ihn Geschichte und Philosophie, und wie er zwei Jahre zuvor unter den Schülern des grauen Klosters der tonangebende gewesen war, so arbeitete er sich auch hier zu gleichem Ansehen durch. Die Commilitonen weder meidend noch suchend, immer er selbst, ernst ohne Hochmuth, freundlich ohne Vertraulichkeit, so beherrschte er sie, gleich angesehen an Wissen wie an Charakter. Diese Herrschaft war das natürliche und deßhalb unvermeidliche Resultat seiner Ueberlegenheit; dennoch beklagte sein älterer Bruder in späteren Jahren diese frühen und unbedingten Erfolge, die zuletzt ein Hochgefühl des eigenen Werthes groß zogen, das schwindlich machte.

In Halle war Marwitz anderthalb Jahre. Kurz vor der Jenaer Schlacht verließ er die Universität und begab sich nach Friedersdorf, um in Abwesenheit des älteren Bruders (der wieder in die Armee getreten war, um als Adjutant des Prinzen Hohenlohe den Feldzug mitzumachen) die Verwaltung des Guts zu übernehmen. Mit der Kraft und raschen Umsicht, die ihm überall, damals wie später, zu Gebote stand, auch wo es die praktische Seite des Lebens galt, griff er in die Wirthschaftsführung ein, und ohne jemals vorher sich um landwirthschaftliche Dinge im Geringsten gekümmert zu haben, übersah er die Verhältnisse sofort und setzte später den heimkehrenden Bruder durch die Ordnung, die dieser vorfand, in Erstaunen. Seine Wirthschaftsführung während eines vollen Jahres war eine musterhafte gewesen, nur sein überaus reizbares Temperament hatte im Winter 1806 auf 7 die Verwaltung des Guts und mehr denn das, sein eigenes Leben in Gefahr gebracht. Wir lernen hier eine neue Seite seines Charakters kennen. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften, weit entfernt davon, ihm „die Blässe des Gedankens anzukränkeln" oder das innere Feuer, das nach Thaten dürstete, zu dämpfen, hatte seine ganze, leidenschaftlich angelegte Natur nur noch glühender und

leidenschaftlicher gemacht. Die angeborene Herrschsucht und Charakterüberlegenheit hatte aus dem immer lebendiger werdenden Gefühl auch geistiger Superiorität neue Kraft und neue Nahrung gesogen, und was ein aufbrausendes Wesen in ihm begann, das hielt er hinterher mit unbeugsamen Willen fest. Gegen die Ueberlegenheit des Geistes und Charakters, wo er sie fand, verhielt er sich wie ein junger Königstiger, der ruhig wird in der Nähe des Löwen, aber freilich, er fand diese Ueberlegenheit selten.

Sein auflodernder Zorn verleitete ihn auch während seiner Gutsverwaltung zu einer raschen That, die den Stempel der Ungerechtigkeit breit an der Stirn trug und nur aus Jugendsinn und der Leidenschaftlichkeit seines Charakters erklärt werden kann. Eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill nahm er nicht Anstand in einer Weise zu rächen, die als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzosen (die eben damals die Landesobrigkeit bildeten), von diesen gestraft werden mußte. Er wurde Nachts durch französische Gendarmen vom Gute fortgeholt und in Fesseln nach Küstrin abgeführt. Man hielt ihn schon für verloren, doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen schließlich auf gütlichem Wege beigelegt. Die Details über diesen Vorgang fehlen.

Ende Oktober 1807 traf der ältere Bruder wieder in Friedersdorf ein. Der Tilsiter Friede hatte zur Entwaffnung so vieler Regimenter geführt, natürlich auch zur Entlassung jenes Truppentheils, der unter dem Namen des „Marwitz'schen Freicorps" in Preußen und Pommern gebildet worden war. Der jüngere Bruder verließ nun Friedersdorf wieder und ging nach Memel, wo sich damals der preußische Hof befand. Empfehlungsbriefe führten ihn bei dem Minister Stein ein, Niebuhr schenkte ihm Aufmerksamkeit und Interesse, und sein überaus gewinnendes Wesen, das ihn überall, wo er sich sympathisch berührt und geistig heimisch fühlte, die Herzen wie durch einen Zauber erobern ließ, bewährte sich auch hier. Aeußerliche Mittel unterstützten seine Erfolge. Er war groß und schlank, mit feinem jugendlichen Gesicht, und die

schönen dunkeln Augen voll Leben und Ausdruck. Wie auf Schule und Universität, so herrschte er alsbald auch hier, wo die Männer des „Tugendbundes" ihn in ihre Mitte zogen. Er belächelte vieles, was er geschehen sah, der gemeinschaftliche Franzosenhaß aber und noch mehr vielleicht der Umstand, daß es geschiedte Leute waren, mit denen er eine Stunde geistvoll plaudern und Anregung zu neuen Studien mit heim nehmen konnte, ließen ihn die Kluft absichtlich übersehen, die zwischen ihm und ihnen lag.

Es scheint (es fehlen hierüber bestimmte Angaben), daß er bis Weihnachten 1808 in Memel blieb und dann nach Berlin zurückkehrte. Sein Umgang hier gestaltete sich im Einklang mit den Bekanntschaften, die er in Memel und Königsberg angeknüpft hatte, nur kehrte er jetzt, wo das Leben und Treiben der größeren Stadt für den, der Ruhe und Zurückgezogenheit suchte, auch beides leichter gestattete, mit verdoppeltem Eifer zu seinen Büchern zurück. Politik wurde gelesen und gesprochen, und die staatsökonomischen Sätze Adam Smiths, dessen berühmtes Buch vom „Reichthum der Nationen" auch das Geheimmittel enthalten sollte, wie dem ruinirten preußischen Staate wieder aufzuhelfen sei, wurde der Gegenstand der eingehendsten Studien und Debatten. Schon damals verhielt er sich mehr kritisch als bewundernd gegen das Buch, das die Hardenberg'sche Schule zur Panacee für alle Uebel stempeln wollte, und wurde nicht müde, auf den Unterschied zwischen einem reichen und freien England und einem armen und unterjochten Preußen hinzuweisen.

Er trieb diese Studien mit einem solchen Ernst und verfügte neben dem klar blickenden Geiste, den ihm die Natur gegeben, über ein so umfangreiches Wissen auf diesem schwierigen und bis dahin wenig cultivirten Gebiete, daß ihm, dem zweiundzwanzigjährigen, von Niebuhr selbst, der nicht leicht in Verdacht kommen wird, aus Leichtsinn oder Uebereilung gehandelt zu haben, im April 1809 ein Staatsrathsposten angetragen wurde.*) Die Sache war noch

*) Schon im Sommer 1808 (also wahrscheinlich noch in Memel)

nicht entschieden, als der Schill'sche Zug dazwischen trat und die Unterhandlungen abbrach. Marwitz schloß sich dem Zuge an, und wiewohl er wenige Wochen später (unmittelbar vor oder nach dem Gefecht von Dodendorf) nach Berlin zurückkehrte, weil er das Kopflose des ganzen Unternehmens erkannt hatte, so wurden doch die einmal abgebrochenen Unterhandlungen nicht wieder aufgenommen.

Beinahe unmittelbar nach seiner Rückkehr vom Schill'schen Zuge machte Marwitz die Bekanntschaft der Rahel Levin. Er war dem Prinzen Louis Ferdinand an ritterlichem Sinn, an Schönheit der Erscheinung, an künstlerischem Bedürfniß und vor allem auch in jenem Selbstgefühl verwandt, das das Vorurtheil des Standes überwunden hat, und so ergab sich diese Bekanntschaft mit einer Art von Folgerichtigkeit. Wie diese Bekanntschaft ihm selber zu hoher Befriedigung gereichte und ihm in schweren Tagen eine Stütze, in dunkeln Tagen ein Sonnenstrahl war, so haben auch wir uns dieses Freundschaftsverhältnisses zu freuen, weil wir dem Briefwechsel, der sich zwischen beiden entspann, das beste Theil alles dessen verdanken, was wir über den Charakter und selbst über die äußern Lebensschicksale des Mannes wissen.

Ihre Bekanntschaft begann im Mai 1809, und noch vor Ablauf desselben Monats trennten sich die schnell Befreundeten wieder, um erst nach länger als Jahresfrist die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. Ein gegenseitiges Verständniß scheint sich fast augenblicklich zwischen ihnen gebildet zu haben. Schon am 13. Juli 1809 konnte Rahel schreiben: „Ich ging in den Park hinunter, schön waren Wiesen und Feld. Tausenderlei sah ich um mich her, und alles hätte ich Marwitz gern gezeigt; er war der Letzte, den ich sah, der so etwas verstand." Und um dieselbe Zeit schrieb sie an Fouqué: „Ich habe Marwitz nur vierzehn Tage ge-

war ihm ein ähnlicher Antrag geworden; er hatte ihn aber mit dem Bemerken abgelehnt, daß er zuvor mehr sehen und lernen wolle. Nur in Zeiten wie die damaligen, wo nichts so niedrig stand wie das Ancienneitätsprincip, waren solche Dinge möglich.

kannt und mein ganzes Herz liebt ihn; seine Existenz ist ein Trost für mich. Sie wissen, er ist mit Varnhagen hin nach dem Krieg."

Marwitz war „nach dem Krieg"; er war Ende Mai nach Oesterreich gegangen, um an dem Kampf gegen Napoleon Theil zu nehmen. Was ihn fort trieb, war ein Mannichfaches: zunächst die Nachricht, daß sein jüngerer Bruder Eberhardt, der seit 1808 in österreichischen Diensten stand, in der Schlacht bei Aspern schwer verwundet worden sei; dann aber vor allem sein Haß gegen Napoleon, die Ueberzeugung, „daß — um die Worte seines Bruders zu wiederholen — die Freiheit das allein Werthvolle sei, und alles Wissen in einem Sklavenlande nicht gedeihen, nicht ächte Frucht treiben könne." Zudem war die Theilnahme am Kampf halb Ehrensache für ihn geworden. Er hatte Schill verlassen, weil er das Kopf- und Planlose des Zuges sofort erkannt hatte, aber er hatte dadurch gleichzeitig die stillschweigende Pflicht auf sich genommen, jedem Unternehmen seine Kräfte zu leihen, das mit ausreichenderen Mitteln begonnen, irgend welche Aussicht auf Erfolg bieten konnte. Ein solches Unternehmen war der österreichische Krieg. Marwitz trat in das berühmte Chevauxlegersregiment Graf Klenau ein, dasselbe Regiment, in dem sein Bruder gedient hatte, und machte die letzten Kämpfe des Krieges, die Schlachten bei Wagram und Znaym mit. Auch nach dem Friedensschluß blieb er bis zum Herbst 1810 in österreichischem Dienst. Gleich die ersten Wochen nach dem Frieden wurden ihm schwer vergällt. Krank war er nach Ollmütz gekommen, wo er Quartier in einem Gasthof nahm. Der Wirth, ein roher und heftiger Gesell, erging sich, aus Motiven, die nicht klar geworden sind, vermuthlich aber ohne alle und jede Veranlassung, in heftigen Insulten gegen Marwitz und drang endlich auf diesen ein. Marwitz zog den Degen zu seiner Vertheidigung und stieß den Angreifer endlich nieder. Dieser Vorgang machte großes Aufsehen und auf Marwitz's Gemüth einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht und den Ausspruch der Gerichte sowohl wie die öffentliche Meinung für sich hatte, so suchte

er doch seitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn seines Charakters strenger zu bewachen.

Das Kriegsleben war etwas, wie es zu Marwitz's innerstem Wesen stimmte, aber das Garnisonsleben war wenig nach seinem Sinn. Alsbald fehlten die Anregungen, ohne die er, wenn der Krieg nicht seine Würfel warf, nicht leben konnte. Wie viele Leute gab es in Olmütz und Prag (wo er sich abwechselnd aufhielt), die ihm ein Gespräch mit Johann von Müller, mit Niebuhr oder mit Rahel Levin hätten ersetzen können! Während des Waffenstillstandes, so lange die Wiederaufnahme des Krieges noch eine Möglichkeit war, beschäftigten ihn militärische Arbeiten, an deren Ausarbeitung er mit einer Raschheit und einem Scharfsinn ging, als habe irgend ein Hauptquartier ihn groß gezogen und nicht der Hörsaal oder der Salon. Er entwarf unter anderem ein Exposé, wie, bei Wiedereröffnung des Kampfes, die österreichische Armee zu operiren habe, eine umfangreiche Arbeit. Ueber den strategischen Werth, ja nur über die Ausführbarkeit des ganzen Planes schweige ich; sie entzieht sich der Kritik eines Laien, aber die Klarheit der Darstellung ist bewundernswerth und fast mehr noch die kühne Selbständigkeit, die ihm die Idee eingab, durch eine Flankenbewegung, in weit gespanntem Bogen, der Napoleonischen Armee den Rücken abzugewinnen. Er drückt das durch die Worte aus: „Eine veränderte Frontstellung muß unser strategisches Prinzip sein; Front gegen Osten oder Nordosten — so müssen wir den Angriff erwarten."

Aber der Waffenstillstand führte zum Frieden und mit dem Frieden schwand, ganz abgesehen von jener Aufregung und jener Poesie der Gefahr, die ihm Bedürfniß war, auch jene auf's Ganze und Große gerichtete Thätigkeit, die das geringste war, dessen er als Ersatz für Besseres bedurfte. Das Einerlei des Dienstes fing an ihn zu drücken. Eine Correspondenz, darunter auch der Austausch einiger Briefe mit Rahel, war kein Ersatz für Alles, was fehlte, und so nahm er denn den Abschied; im Herbst 1810 war er wieder in Berlin.

Das alte Leben, das ihm so theuer war, nahm hier aufs neue seinen Anfang. Die Bücher, die Studien, der gesellige Verkehr, der Austausch, die Friktion der Geister, das Blitzen der Gedanken — er hing an dieser Art der Existenz, und doch, wenn er sie hatte, genügte sie ihm nicht. Er kam zu keinem Glück, wenigstens damals nicht. Das Gegenwärtige immer klein findend, von der Zukunft und sich selber das Höchste wollend, rang er einer Traumwelt nach und verlor die wirkliche Welt unter den Füßen. Er gehörte so recht zu denen, die den Genuß nicht genießen, weil sie selbst im Besitz des Höchsten und Liebsten die Vorstellung nicht aufgeben mögen, daß es noch ein Höheres und Lieberes giebt.

In diesem Sinne schreibt Rahel zu Anfang des Jahres 1811. „Und wie treibens unsere Besten? Ruhm wollen sie, wollen zehren, ohne beizutragen, und — nichts kriegen sie. Besseres noch, so denken sie, werden sie finden, und — nichts finden sie. Statt ihren wahren Freunden selbst Freund zu sein, statt ihnen etwas zu leisten und sich des Glückes zu freuen, das sie durch Opfer und Gutthat geschaffen, vergeuden sie ihre beste Kraft in der Beschäftigung mit ihren Plänen, im Kampf mit Phantomen. Marwitz hab ich dies noch nie gesagt, weil ich ihn zu sehr liebe und es zu persönlich würde."

So klagte Rahel über ihren „liebsten Freund" zu einer Zeit, wo täglicher Verkehr und rückhaltloses Vertrauen ihr die beste Gelegenheit gab, einen Einblick in die Vorgänge seines Herzens zu gewinnen.

„Er war des Lebens früh überdrüssig und durchaus ermüdet vom täglichen Einerlei, wenn das Gewaltigste sich nicht von Tage zu Tage jagte." So beschreibt ihn sein älterer Bruder. Er war ruheles, unbefriedigt, unglücklich. Aber wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir dieses Unbefriedigtsein, diesen Lebensüberdruß (Erscheinungen, die freilich mitunter an die krankhaften Stimmungen Heinrich von Kleists erinnerten) ausschließlich auf Rechnung eines überreizten Gemüthes setzen wollten. Er war unstät, ruheles, weil

er einem Höchsten nachjagte, das sich nicht erreichen und erringen ließ, aber er litt auch in aller Wahrheit und Wirklichkeit unter der Wucht schwerer Schläge, die ihn betroffen. Wenn sich eigene Schuld mit einmischte, um so schlimmer. Er hatte ein Recht, eine Befugniß, ernster drein zu schauen, als mancher andere. Es waren zum Theil höchst reelle Dinge, die an seinem Herzen nagten und zehrten, Dinge, die mit dem unruhvollen Jagen nach einer Fata Morgana nichts zu schaffen hatten. Die Schmach des Vaterlandes, die Eisenhand des Unterdrückers, die Hoffnungslosigkeit für jenes, nachdem Oesterreich abermals niedergeworfen war, das alles waren sehr wirkliche Dinge, die damals manches Herz mit Schwermuth oder Fanatismus erfüllten. Vor Marwitz's Seele aber stand noch ein Anderes: sein Traum brachte ihm die Gestalt des polternden, zornrothen und dann so still und blaß gewordenen Wirths, und wenn die Gestalt verschwand, in Traum und Wachen stand die Gestalt einer Frau vor seiner Seele, zu der er sich mit glühender, immer wachsender Leidenschaft hingezogen fühlte. Der Tag ist noch nicht da, über dieses Verhältniß, das übrigens zu keiner häßlichen Verirrung führte, ausführlicher zu sprechen; vielleicht wird die Pietät gegen einen unserer gefeiertsten Namen es für immer verbieten. Zorn und Liebe, Gewissensangst und Leidenschaft rangen auf und ab in Marwitzens Herzen, und es hätte des heißen Verlangens nach Ruhm und Auszeichnung, nach einem unbestimmten Höchsten nicht bedurft, um jene Ermüdung zu schaffen, die ja nichts anderes ist als das Verlangen nach Ruhe.

Im Mai 1811 ging Marwitz auf kurze Zeit nach Friedersdorf. Die Veranlassung dazu war nicht angethan, ihm die Heiterkeit zurückzugeben, deren er so sehr bedurfte. Das Eintreten des älteren Bruders für das ständische Recht hatte zu seiner Verurtheilung geführt, und während er nach Spandau ging, um daselbst seine Haft anzutreten, trat der jüngere Bruder für ihn ein, um, wie fünf Jahre früher, die Verwaltung des Guts zu übernehmen. Dieser nur kurze Aufenthalt in Friedersdorf scheint eine Zeit der Krisis für ihn gewesen zu sein. Während die Briefe, die während

dieser Zeit zwischen ihm und Rahel gewechselt wurden, ihn anfänglich noch auf einem Höhenpunkt der Schwermuth und Rathlosigkeit zeigen, klärt sich gegen das Ende hin die Situation plötzlich auf. Das Gewitter scheint vorüber und wir blicken wieder in klareren Himmel. Einzelne Briefbruchstücke aus jener Zeit mögen diesen Uebergang vom Trübsinn bis zur neu erwachenden Hoffnung zeigen.

„Mit mir wird es besser. Zwar will mir das Herz noch zuweilen erkranken, aber ich gebiete ihm Ruhe. Wille und Thätigkeit bändigen es. Machen Sie sich meinetwegen keinen Kummer. Untergehen kann ich, aber mir zum Ekel, andern zur Last leben, das kann ich nicht. Und das ist doch noch sehr glücklich. Ich habe in dieser Zeit zuweilen an den Selbstmord gedacht, aber immer ist er mir vorgekommen wie eine verruchte Rohheit."

„Ich bin bis jetzt hier geblieben, theure Rahel, und hatte vor, noch einen Monat hier zu bleiben, weil, ungeachtet der Gespenster, die in meinem Innern herum wandeln, doch eigentlich der Körper durch Landluft gedeiht und ich jene durch Thätigkeit zu verscheuchen hoffte. Aber ich traue nicht mehr, denn gesunder bin ich zwar, aber nicht weniger reizbar. Ein einziger Moment kann mich dahin zurückwerfen, wo ich war, und was am Ende aus dem finstern Brüten werden kann, übersehe ich nicht. Nun sehe ich zwei Auswege. Der eine ist, mit Ihnen nach Töplitz zu gehen (unbeschreiblich reizend), der andere ist eine Reise nach England und von dort aus weiter nach Spanien, wo ich Dienste nehmen kann. Wäre es so unrecht, die Kraft der südlichen Sonne an mir zu prüfen?"

Diese Bruchstücke zeigen zur Genüge, daß er unmittelbar vor seinem Abgange aus Berlin einen Entschluß gefaßt hatte. Er will den Anblick fliehen, der so viele Gefahren in sich birgt; darum dehnt er auch den Aufenthalt in Friedersdorf aus. Er will nicht nach Berlin zurück, denn „er traut sich selbst nicht und fürchtet, daß er dahin zurückgeworfen werden könne, wo er war." Er bangt vor der Möglichkeit neuen Brütens, neu aufsteigender Gespenster, und er will fort, weit fort — nach Spanien. Er will Dienste

nehmen und das Nothwendige und Nützliche zugleich erfüllen, nothwendig ihm allein, aber nützlich der Allgemeinheit, der guten Sache.

Rahels Worte aber halten ihn in der Heimath und führen ihn endlich aus seiner Friedersdorfer Verbannung wieder in die Welt zurück. „Sie dürfen nicht vereinsamen. In Friedersdorf ist keine Gesellschaft für Sie, und die müssen Sie haben, lebendigen alles anregenden Umgang. Sie gehen da in Ihren eigenen Stimmungen wie in einem Zauberwald umher und werden bald nichts mehr vernehmen können."

Zuletzt hat er überwunden, Weichheit, ein neues Leben scheint sein Herz beschlichen zu haben, und er schreibt, frühere Briefworte Rahels in seiner Antwort wiederholend: „Leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenns so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt und dies wehrt niemand." — Ja, Sie haben Recht, liebe Rahel. Ja, ich weiß das jetzt. Fernab sind mir jetzt alle Träume von Heldengröße und äußerer Bedeutsamkeit; führt mich das Schicksal dahin, wo ich in großen Kreisen zu wirken habe, so will ich auch das können, aber meine Hoffnungen, meine Pläne sind nicht darauf gestellt. Ich klage auch nicht länger über die Zeit; ganz dumm ist, wer das thut. Wem das Herrliche im Gemüth gegeben ist, dem wird alle Zeit herrlich."

Mit diesem Briefe sehen wir Marwitz nach Berlin zurückkehren, und ein neues, klareres Leben beginnt. Es ist plötzlich, als habe der Most ausgegohren. Viele Ideale sind hin, aber das Schillersche Trostwort: „Beschäftigung, die nie ermattet", wird auch ein Trostwort für ihn. Ernst, Arbeit nehmen von ihm Besitz, das wirkliche Leben, wie es ist, wohl oder übel, ist plötzlich für ihn da, er stellt sich zu demselben und tritt mitwirkend, mitstrebend an dem Nächstliegenden in dieses wirkliche Leben ein.

Marwitz verließ Friedersdorf etwa im Juli 1811, aber nicht, um in Berlin seinen Wohnsitz zu nehmen, sondern um in Potsdam bei der dortigen Regierung als Hülfsarbeiter einzutreten. Zugleich beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem juristischen oder kameralisti-

ſchen Examen, das er noch zu abſolviren hatte. Es heißt, als er einige Monate ſpäter wirklich an die Abſolvirung dieſes Examens ging, hätten die Examinatoren offen erklärt, „daß es ſich bei dem glänzenden und vielſeitigen Wiſſen des zu Examinirenden nur um die Erfüllung einer Form handeln könne, deren Innehaltung ihnen Verlegenheit bereite.“

Marwitz blieb in Potsdam etwa anderthalb Jahre, vom Sommer 1811 bis zum Schluß des Jahres 1812. Wir können dieſen Zeitraum, wie auch das Jahr 1813, das er draußen im Felde zubrachte, beſſer überblicken als irgend eine andere Epoche ſeines Lebens, und haben den Eindruck einer nicht länger in's Weite ſchweifenden Exiſtenz. Die Richtung auf das „Immenſe“ iſt aufgegeben und das Beſtreben wird ſichtbar, von einem beſtimmten Punkt aus, nach der ihm gewordenen Kraft zu wirken und zu geſtalten. Er hat nicht das Glück, aber doch Beſcheidung und Ergebung gefunden; die Leidenſchaften ſind gezähmt. Eine gerade in dieſer Zeit beſonders lebhafte Correſpondenz zwiſchen ihm und Rahel läßt uns Einblick in wenigſtens Eine Seite ſeines Thuns und Treibens gewinnen. Politiſche Dinge werden wenig berührt, oder doch nur in philoſophiſch abſtracter Weiſe; Perſönlichſtes aber kommt ausführlich zur Sprache und äſthetiſche Fragen werden mit Vorliebe behandelt. „Antworten Sie gleich, Ihre Briefe ſind mir unentbehrlich,“ ſchreibt Marwitz und fährt an einer andern Stelle fort: „O wüßten Sie, wie ich Ihre Briefe empfange! Ich leſe ſie drei-, viermal hinter einander, und dann laufe ich im Zimmer umher und laſſe den Inhalt Ihrer Zeilen in mir nachklingen.“ Tagebuchartig werden die Briefe geführt, was der Tag bringt und verweigert, wird beſprochen. „Mit welchem Herzensantheil verfolg' ich Ihre Spaziergänge in Sansſouci, wie gerne nähme ich Theil daran!“ ſchreibt Rahel und Marwitz antwortet: „Auf Sansſouci war ich lange nicht, es iſt jetzt dort ſtürmiſch und öde; öfters ging ich im neuen Garten, wo der fluthende See und die vielen dichten Tannengebüſche es lebendiger machen und die Marmorhalle vor dem Hauſe mir ernſte, rührende und ſchwer-

müthige Gedanken erweckt" Aesthetische Dinge werden berührt, zur Arbeit wird ermuthigt. „Nur ans Werk, wir warten hier auf Ihre Arbeit über die Propyläen und über die Politik des Aristoteles." Daran schließen sich die Vorkommnisse der großen Stadt; Reflexionen ranken sich um Großes und Kleines. — „Gern hätte ich Ihnen gestern schon geschrieben, wenn mich nicht die Nachricht von Heinrich Kleists Tod völlig eingenommen hätte. Ich kenne nicht die näheren Umstände seines Todes; aber es ist und bleibt ein Muth. Wer bangte nicht vor jenen „dunkeln Möglichkeiten?" Forsche ein jeder selbst, ob es viele oder wenige sind." So schreibt Rahel, wohl in Vergessenheit, daß sie die Antwort auf diesen Brief vorweg empfangen hatte, als ihr Marwitz von Friedersdorf aus die schon citirten Worte schrieb: „Mir ist der Selbstmord immer wie eine verruchte Rohheit vorgekommen."

So läuft das briefliche Geplauder zwischen den Befreundeten hin, einmal heiter, einmal parador, einmal tief, wie Stimmung und Ereigniß das Wort gestalten; aber die Plaudereien beider, wie sie der Briefwechsel der Freunde zeigt, zeigen uns, wie schon angedeutet, das Leben, das Marwitz in jener Epoche der Ruhe, der Sammlung, der innerlichen Genesung und Consolidirung führte, nur von Einer Seite. Die Abendstunden, die er sonst wohl am Theetisch der Freundin zu verplaudern pflegte, gehörten jetzt der Correspondenz mit ihr, aber der Tag gehörte der Arbeit. Fachstudien und Neigungen verwoben sich hier zu einem Ganzen. Die Marwitz'sche Familie ist noch im theilweisen Besitz umfangreicher Memoires, kritischer Abhandlungen und Gutachten, die jener reifen Zeit ihre Entstehung verdanken. Alle diese Arbeiten theilen sich in zwei Gruppen, in politische und staatswissenschaftliche. Den Charakter und die Eigenart Napoleons zu studiren, schien er sich zu einer besondern Aufgabe gestellt zu haben, und man erstaunt billig über die Reichhaltigkeit der Studien, die er muthmaßlich zu keinem andern Zweck gemacht hatte, als um seine Kenntniß zu erweitern und gestützt darauf schärfere Schlüsse über den Charakter des Mannes ziehen zu können. Alles, was erschien, wurde gelesen

und excerpirt und unter der Ueberschrift „Bonapartiana" zusammengestellt. Dazu gesellten sich mündliche Mittheilungen und Auszüge aus Briefen. Was der Tag brachte, wurde in bunter Reihenfolge registrirt, und Oberst Spiegel, Genz, Brinkmann, Fürst Lichtenstein, Oberst Bentheim, Itzenplitz, Müffling, General Krusemark (1812 preußischer Gesandter in Paris) fanden sich hier auf denselben Blättern zusammen. „Chassez moi cette Canaille là!" (so erzählt Oberst Spiegel) donnerte Bonaparte einem seiner Kammerherrn zu, als er bei einer großen Cour jene dreizehn Cardinäle erblickte, die sich in der Scheidungs- und Wiedervermählungsfrage gegen ihn erklärt hatten; und wenige Tage später — so fährt derselbe Oberst Spiegel fort — spuckte der Kaiser, mit unverkennbarer Absicht, mitten in die Reihe der Könige hinein, die bei der großen Vermählungsceremonie (mit Marie Luise) unmittelbar hinter ihm standen.

Von besonderem Interesse unter diesen Aufzeichnungen ist die Ansprache Napoleons an eine Deputation märkischer Stände, die, wenn ich nicht irre, zu Dresden auf sein spezielles Geheiß vor ihm erschienen war. Es ist ersichtlich, daß der Kaiser die Deputirten, wenigstens einen Theil derselben, durch liberale Phrasen kirren und an sich und seine Sache fesseln wollte. Er sagte mit jener rücksichtslosen Offenheit, die er eben so gut wie List und Verschlagenheit zu handhaben wußte: „Vous êtes gouvernés que cela fait pitié. Votre roi est — Si l'empereur Alexandre avait tardé de trois jours de faire sa paix, j'aurais détrôné votre —, et je vous aurais fait une constitution, qui vous manque. Nous sommes tous des Romains, les Français, les Italiens et les Allemands, nous sommes la même nation. Je vous aime, vous êtes de bons enfants. Mais par exemple je ne fais pas cas de vos militaires. D'un côté ils ne sont pas des héros, et de l'autre ils ont marché sur les têtes des bourgeois. — Je suis militaire, et ce n'est pas moi, qui voudra jamais déroger aux privilèges du militaire, mais je ne permettrai jamais

que mes soldats traitent les citoyens français comme les votres vous ont traités.“ Ihenplitz, der ein Mitglied der Deputation war, hat dieſe Worte aufgezeichnet. Marwitz ſammelte dergleichen zu doppeltem Zweck, zu ſeiner Inſtruktion und zur Nährung ſeines Haſſes.

Aber Hand in Hand mit dieſen loſen Collectaneen, bei deren Durchblätterung die ganze Epoche, der ſie angehören, wieder lebendig vor uns hintritt, gingen abgerundete, tief durchdachte Arbeiten, von denen uns wenigſtens Eine über die ſogenannte „Separation“, d. h. „die Theilung der Gemeinheiten“ in aller Vollſtändigkeit aufbewahrt worden iſt. Marwitz iſt gegen die Separation. Er ſucht zu beweiſen, daß die „Theilung der Gemeinheit“ und das ſogenannte „Abbauen der Dörfer“ ein Fehler ſei; ein Fehler deßhalb, weil es den Egoismus des Einzelnen ſteigere, ſtatt ihn zu mindern. Dieſer Egoismus erſcheint ihm als der Wurm, der den Geiſt der Nationen, dieſe eigentlich produktive Kraft, zerſtört. Laſſen wir ihn ſelber ſprechen.

„Die Nationalkraft iſt der Urgrund alles Producirens. Selbſt wenn unſere Zuſtände, wie ſie jetzt ſind, ſich befeſtigen ſollten, ſelbſt wenn wir Zeiten der Ruhe entgegen gingen, die einen ungeſtörten Auf- und Ausbau deſſen zulaſſen, was ihr einzuführen gedenkt (Separation und Dörferabbau), ſo iſt damit wenig gewonnen. Die Welt hat ſolche Zeiten ſchon einmal geſehen. Es waren die Zeiten der beſſeren römiſchen Kaiſer. Friede herrſchte von den Säulen des Hercules bis zu den Ufern des Euphrat; das Recht war genau beſtimmt und wurde ſtrenge gehandhabt, es wurden manche Rohheiten der früheren Zeit verbannt durch die milde Geſinnung der Herrſcher und überhaupt alle Störungen entfernt, die dem Wohlſein der Einzelnen entgegen ſtehen mochten. Und doch waren dieß dieſelben Zeiten, in denen in den höheren Regionen des menſchlichen Daſeins völlige Oede herrſchte, Zeiten, in denen weder Wiſſenſchaft noch Religion, noch Vaterland die Menſchen begeiſterten. Aber mehr denn das (mehr in den Augen derer, die ſich durch die Erſcheinung beſtechen laſſen), auch der

äußere Glanz verfiel. Schon unter Auguſtus verödeten ehemals berühmte Städte, und unter Trajan, dem beſten der Kaiſer, wurden im ganzen Peloponnes weniger Menſchen gezählt, als früher in der einzigen Stadt Athen. So wahr iſt es, daß nicht der Einzelne producirt, ſondern der Geiſt der Nationen, und daß, wo dieſer erſtorben, und mit ihm Lebensluſt und Freude an der Gegenwart entſchwunden iſt, da auch das äußere Daſein allmählich in eine kümmerliche und barbariſche Entartung zurück ſinkt. Auf den Gemeinſinn, auf die Geſammtkraft kommt es an; dieſe zu wecken, iſt Aufgabe, und alles, was die Kleinheit der Geſinnung und den Egoismus nährt (Dörferabbau), das ſchwächt die nationale Kraft und mindert dadurch den wahren und zuletzt auch den alleräußerlichſten Reichthum des Landes. Wohin der Dörferabbau führet, das läßt ſich nirgends beſſer ſtudiren als im Oderbruch. Es giebt kaum ein ruchloſeres Geſchlecht; weder vor göttlichen noch vor menſchlichen Dingen haben ſie Ehrfurcht, weder den Nachbarn wollen ſie helfen, noch dem Staate dienen: das letztere mit einigem Recht, denn ſie verdanken ihm nichts; im Gegentheil hat er ſie ausgeſtoßen und ſie ihrer eigenen heilloſen Rohheit preisgegeben."

So waren Marwitz's Gedanken über dieſe hochwichtige Frage. Er ſuchte ſie nicht als ein „Praktiker", ſondern von einem höheren Geſichtspunkt aus zu löſen. Nicht in allem hat er Recht behalten; die Separation, die Theilung der Gemeinheiten iſt erfolgt und dem Lande — wie ſich kaum beſtreiten läßt — zum Segen ausgeſchlagen; aber wenn auch die Geſammtheit ſeiner Aufſtellungen ſeitdem widerlegt ſein ſollte (was nicht der Fall iſt), es würde dieß keinen Grund abgeben, unſere Schätzung des Mannes, der dieſe Fragen von einem idealen Standpunkt aus zu löſen trachtete, irgendwie zu beeinträchtigen. Nicht als ein Richtiges, praktiſch Unangreifbares habe ich ſeine Ausſprüche citirt, ſondern nur um die hohe Art eines Charakters zu zeichnen, der es verſchmähte, Fragen nach dem Tagesreſultat zu beurtheilen. Sein Blick drang in Zeit und Raum über das Zunächſtliegende hinaus.

Unter ſolchen und ähnlichen Arbeiten, nur unterbrochen, wenn ein Beſuch bei den Freunden ihn nach Berlin hinüber führte, verfloß das Jahr 1812. Der November und die erſten Wochen des December vergingen in wachſender Aufregung; die aus Rußland eintreffenden Nachrichten meldeten den ſich vorbereitenden Untergang des Napoleoniſchen Heeres. Wie ihn das erfaßte! Ein Hoffnungsſtrahl dämmerte wieder. Die Studien, die Bücher waren ihm viel, aber der Krieg war ihm mehr, wenigſtens ein ſolcher Krieg. „Alles Wiſſen war werthlos in einem Sclavenlande.“ Krieg war gleichbedeutend mit Freiheit. Etwa am 18. December traf in Berlin die Nachricht vom Bereſinaübergang ein. Marwitz war wie elektriſirt. Es war ihm klar, daß Preußen ſich auf der Stelle erheben, die Reſte der großen Armee gefangen nehmen und dadurch auf Einen Schlag die Niederlage des Kaiſers vollenden mußte. Die eigene Wiederherſtellung ergab ſich dann von ſelbſt. Aber wie das in's Werk ſetzen? Er kannte zu gut die Halbheit, die Unentſchiedenheit, die in den höchſten Regierungskreiſen maßgebend war; wie war dieſer Geiſt der Schwäche zu bannen? Er beſchwor zunächſt ſeinen älteren Bruder, alles alten Grolls uneingedenk zu ſein, und beſtimmte ihn zu jener Audienz bei Hardenberg, die ich im vorhergehenden Kapitel ausführlicher geſchildert habe. Die Audienz verlief, wie ſich erwarten ließ, die Politik des Abwartens war noch nicht zu Ende.

Beide Brüder empfanden die Vertröſtungen, die doch ſo troſtlos waren, mit gleicher Bitterkeit; während aber der ältere Bruder nach Friedersdorf zurückkehrte, „auf Gott vertrauend, daß er ſein großes begonnenes Wunder auch vollführen werde“, brannte dem jüngeren der Boden unter den Füßen. Er konnte ſich nicht länger zur Unthätigkeit verdammt ſehen, und wenn Hardenberg nicht konnte oder wollte, ſo wollte er. In den erſten Tagen des Januar eilte er nach Oſtpreußen. Hier wirkte er mit, daß ſich die Provinz für Rußland und den General York erklärte und ihre Landwehr zu errichten begann.

Als die erſten Reitercorps der Ruſſen über die Weichſel gin-

gen, schloß er sich dem Oberst Tettenborn an. Diesen suchte er, als man in die Nähe der Oder gelangt war, zu kühnen Streifzügen gegen Frankfurt, Selow und andere kleine Städte zu veranlassen, in denen die Trümmer der französischen Armee Posto gefaßt hatten; Tettenborn aber, der sehr eitel war und durch einen nichtssagenden Streifzug gegen Berlin nur von sich reden machen wollte, opferte wirkliche Vortheile seiner Eitelkeit auf. Marwitz durchschaute dieses Spiel sehr bald und ging nach Breslau, um seinen Eintritt in die preußische Armee zu betreiben. Hier aber ging alles langsam, und bei der Unruhe, die ihn verzehrte, konnte er dieses Hingehaltenwerden, dieses Abwickeln großer Dinge nach der Nummer, nicht länger ertragen. Er verließ Breslau wieder, gesellte sich abermals zu den Russen (zu Dörnberg, damals in russischen Diensten) und wohnte dem Gefechte bei Lüneburg bei, das mit der Vernichtung des Morand'schen Corps endigte. Darauf begab er sich zu Czernicheff, wurde dem General Benkendorf attachirt und zeichnete sich bei Halberstadt und Leipzig aus, wo er dem ganzen Corps sehr wesentliche Dienste leistete.

So kam der Waffenstillstand. Jeder wußte, hoffte wenigstens, daß die Fortsetzung des Kampfes nahe sei. Wie sich denken läßt, konnte Marwitz den Gedanken nicht aufgeben, diesen schönsten Kampf, der je gekämpft worden, auf preußischer Seite mitzukämpfen. Im Jahre 1809 hatte er im österreichischen Heere gestanden, jetzt war er in russischem Dienst — war auch der Feind ein gemeinsamer, es schmerzte ihn doch, halb unter Fremden diesen Freiheitskampf mitkämpfen zu sollen. Er bat also abermals um Anstellung im vaterländischen Dienst; da man ihn aber nur bei der Infanterie verwenden zu können meinte, und dieser Dienst weder seiner Neigung (er war immer Cavallerieoffizier gewesen), noch seiner Körperconstitution entsprach, so zerschlugen sich die Unterhandlungen abermals und er blieb bei den Russen.

Gleich nach dem Waffenstillstand, am 21. oder 24. August, war er mit Czernicheff in der Nähe von Wittenberg (bei Bosdorf) und griff mit den Kosaken ein Carré polnischer Infanterie

an. Das Pferd wurde ihm unter'm Leibe erschossen, die Kosaken kehrten um und ein Pole, der aus dem Carré heraustrat, hieb jetzt mit seinem kurzen Säbel auf ihn ein. Marwitz schützte sich mit seinem Arm, welcher ihm, sammt der Hand, bei der Gelegenheit völlig zu Schanden gehauen wurde. Endlich trat ein Offizier heraus und rettete ihn. Er wurde in das Carré genommen und so Angesichts der Seinigen, da die Kosaken nicht wieder zum Angriff zu bringen waren, nach Wittenberg geführt, von da nach Leipzig, wo er schlecht behandelt, eng eingesperrt und seine Wunden vernachlässigt wurden. Zu Ende September nach Mainz abgeführt, rettete er sich unterwegs unter vielen Gefahren und Abenteuern nach Prag. Hier wurden seine Wunden geheilt, aber die Hand blieb steif und unbrauchbar.

In Prag traf er seine Freundin wieder — Rahel. Sie selbst hat diesen Moment des Wiedersehens in Briefen an Robert und Varnhagen in sehr anschaulicher Weise beschrieben. Ich gebe diese Stelle, füge auch die Worte hinzu, worin sie, nach Marwitz's eigener Erzählung, die Vorgänge bei Bosdorf beschreibt: „Gestern führte Tieck einen freiwilligen Jäger, einen Enkel des Staatsraths Albrecht (aus Berlin) bei mir ein. Als ich eben mit Tieck und dem jungen Jäger verhandle, geht meine Thür auf und — Marwitz steht vor mir. Den Arm in einer Binde, ruppig, abgemagert, steht er da, einen zerrissenen Bauernkittel an und ein Stück Commisbrod in ein grobes Schnupftuch eingewickelt, in der linken Hand. Welcher Jubel! Er lebt, ist der Alte, ist gesund, hat aber acht Wunden. Sein Pferd fiel auf ihn und quetschte ihn. Polen fielen über ihn her und stießen ihn mit Kolben, wovon ihm der Degen entsank; ein anderer packte ihn und gab ihm drei Hiebe in Hand und Arm, ein dritter einen Lanzenstich, ein vierter setzte ihm das Gewehr an den Kopf und schoß los, aber der Schuß versagte. Der Oberst der Polen sprang vor und rettete ihm das Leben. Gefangen war er aber und ist nur durch tausend Abenteuren entkommen, und endlich hier. Er ist einfach, gut, wahr,

ſtill, mild wie immer, ohne alles Vorurtheil über irgend etwas, was vorgefallen iſt."

„Nachſchrift. Der polniſche Offizier, der Marwitz gerettet hat, iſt der Obriſtlieutenant Skrzynecki*) er bot Marwitz ſeine Börſe an, ein gleiches that Obriſt Szymanowsky. Ich ſchreibe dir dieß, weil der Krieg wunderbare Begegnungen ſchafft und man wiſſen muß, wo man Gutes mit Gutem zu vergelten hat."

Am 15. September war Marwitz in Prag eingetroffen; die Heilung ſeiner Wunden verzögerte ſich und er blieb daſelbſt bis Mitte December. Dieſes Vierteljahr, das letzte das ihm zu leben beſtimmt war, ging wie ein Friedensſchein über der Unraſt ſeines Herzens auf. Den Frieden, dem er nachgeeilt war, ohne ihn finden zu können, hier fand er ihn, und hier durfte er ihn finden. Die heilige Sache der Freiheit und des Vaterlandes drang ſiegreich vor, und ein Blick auf ſeine Wunden, das hohe Gefühl, ſelbſt für dieſe Freiheit gekämpft und geblutet zu haben, gab ihm ein Anrecht, ohne Vorwurf und mit ungetrübter Freude dem Siegeszuge der Verbündeten zu folgen. Die Plauderſtunden mit der Freundin, in deren ſtillen Genuß ſich ſonſt vielleicht ein Wermuthstropfen, das demüthigende Gefühl: „du ſollteſt wo anders ſein", gemiſcht hätte, er durfte ſie, um ſeiner Wunden willen, ganz und voll genießen, und er genoß ſie wirklich. Die Briefe Rahels aus jener Zeit an Robert, an Varnhagen und andere Freunde laſſen keinen Zweifel darüber.

„Marwitz", ſo ſchreibt ſie an Varnhagen, „wohnt mit uns in demſelben Hauſe. Die Wirthin nahm ihn gleich auf, aus Rabel und aus Preußenliebe. Er hat es en prince und ißt bei uns. Ich und ein Stücker ſechs bis acht Domeſtiken warten ihm auf." — „Du fragſt wegen Marwitz. Er hat keinen Orden, aber — Tieck las ihm geſtern den Hamlet vor. Niebuhr, den Tieck den Muth hatte für hübſch ausgeben zu wollen, nennen wir ſeit-

*) Es iſt dies derſelbe Skrzynecki, der 1831 als polniſcher Generaliſſimus berühmt geworden iſt.

dem „Venus“ und Marwitz heißt schlechtweg der „Sklave“. Er rief mir nämlich zu: „Soll ich noch mehr Ihr Sklave sein?“ was uns alle zum herzlichsten Lachen stimmte; denn er ist ganz despotisch.“ — „Wir plaudern hier oft über Goethe und meiner Liebe und Bewunderung hab' ich nicht Hehl. Marwitz, mit dem ich hier über alles die knetendsten, herrlichsten Gespräche führe, sagt auch: kein Mensch liebe ihn mehr als ich.“

Diese wenigen Auszüge gönnen uns einen Einblick in das heitere, bewegte und angeregte Leben, das jene Prager Herbst- und Wintertage ausfüllte. Endlich gegen Schluß des November heißt es: „Marwitz verläßt uns bald“, und wenige Tage später brach er wirklich auf. Er ging zunächst nach Wiesbaden, dann nach Frankfurt am Main, wo er bei der ersten Brigade des York'schen Corps eintrat und als dienstthuender Adjutant zum General Pirch II. commandirt wurde. Hier war er endlich voll an seinem Platz. Die Idee eines großen Kampfes war nirgends lebendiger ausgeprägt, als im York'schen Corps, und ein Feuergeist, wie Marwitz, mußte sich da am ehesten heimisch fühlen, wo im geringsten Landwehrmann ein Theil jener treibenden Kraft, jenes Blücher'schen Geistes zu finden war, ohne welchen jener schöne Kampf nie und nimmer siegreich hinausgeführt werden wäre.

Am 1. Januar ging es über den Rhein. Die Gefechte bei Brienne und la Rothière eröffneten den Kampf auf französischem Boden. Der Sieg schien bei den Fahnen der Verbündeten bleiben zu wollen, da kamen die Unglückstage von Champaubert und Montmirail. Der Kaiser warf sich auf das russische Corps unter General Sacken und war im Begriff es zu vernichten, als Sacken selbst, der leichtsinnig dieses Unheil herauf beschworen hatte, an York die dringende Bitte stellte, den Feind in der linken Flanke zu fassen. An Sieg war nicht zu denken, aber die Rettung der Russen mußte wenigstens versucht werden. Die erste (Pirch'sche) Brigade, bei der Marwitz stand, erhielt Befehl zum Angriff. General Pirch selbst setzte sich an die Spitze der ost- und westpreu-

hischen Grenadiere, zwei Landwehrbataillone folgten als Soutien; so drang man im Sturmschritt gegen das Gehölz von Bailly vor. Aber der Angriff scheiterte; die Führer der Bataillone fielen, General Pirch wurde verwundet, und Marwitz sank tödtlich getroffen.

Es scheint, daß eine Flintenkugel ihn in die Schläfe traf. Sein Tod („der Tod unseres hoffnungsvollen und sehr geliebten Marwitz", so schreibt Schack in seinem Tagebuch) galt für ein Ereigniß selbst in jenen Tagen, wo jede Stunde die Besten als Opfer forderte. Seine Leiche wurde nicht gefunden und dieser Umstand gab Veranlassung, daß man geraume Zeit hindurch glaubte, er sei abermals, schwer verwundet, dem Feinde in die Hände gefallen. Auch Rahel theilte diesen Glauben. Noch am 26. April schrieb sie von Prag aus: „Nun fehlt nur noch Marwitz. Aber ich hoffe. Der kommt wieder, ganz durchlöchert an Körper und Wäsche." Aber er kam nicht; er lag, eingescharrt mit hundert andern, auf dem Sandplatteau von Montmirail. „Jeder seiner Freunde fühlte seinen Tod nach Maßgabe des eigenen Werthes", so schrieb Rahel im Juni, als sein Tod nicht länger zweifelhaft sein konnte, und Marwitz's älterer Bruder schrieb die Worte nieder: „Die Welt erlitt an ihm einen großen Verlust. Er war ein außerordentlicher Mensch im Wissen wie im Handeln. Er würde das Höchste geleistet haben, wenn er erst zur inneren Beruhigung gelangt wäre."

Vielleicht war er dieser „inneren Beruhigung" näher, als der Bruder vermuthen mochte. Die Unruhe, die Kämpfe, die Leidenschaften, die ihn bis zu jener Epoche (Sommer 1811), die ich ausführlicher zu schildern versucht habe, verzehrt haben mochten, hatten seitdem ruhigeren Anschauungen Platz gemacht, Anschauungen, die freilich mehr oder minder dem älteren Bruder ein Geheimniß geblieben waren. Sie sahen sich damals zu selten, als daß es diesem hätte möglich sein können, solche Wandlungen zu beobachten. Er hatte bis zu jener Zeit ganz und gar den genialischen Leuten unserer politischen Sturm- und Drangperiode an-

gehört; aber gegen jedes krankhafte Uebermaß in Hoffen und Wollen hatte endlich seine angeborene gute und gesunde Natur reagirt, und die Handelweise seiner letzten Lebensjahre würde ausreichend sein, uns darüber aufzuklären, wenn es nicht direkte Worte thäten, die er darüber an seine Freundin richtete. „Fernab sind mir jetzt alle Träume von Heldengröße und äußerer Bedeutsamkeit. Führt mich das Schicksal dahin, wo ich in großen Kreisen zu wirken habe, so will ich auch das können, aber meine Hoffnungen, meine Plane sind nicht länger darauf gestellt.“ So hatte er an Rahel geschrieben und diese schon oben citirten Worte bezeichneten in Wahrheit einen Wendepunkt in seinem Leben, den ersten Moment der Genesung. Der ältere Bruder kannte weder diese Worte, noch die Wandlung des Gemüths, der sie Ausdruck liehen. Marwitz, als ihn der Tod ereilte, hatte den Hang und Drang nach dem Unerreichbaren aufgegeben, er stand nicht mehr kritisch und ironisch außerhalb des Kreises, sondern mitschaffend und mitgestaltend innerhalb desselben. Was er wollte, war ein Erreichbares geworden. Ob die Wege, die Preußen einschlug, nachdem die Gefahr von außenher beseitigt und die Triebkraft der Nation, auf Dezennien hin, in harten Kämpfen verzehrt war, muß freilich billig bezweifelt werden, und in diesem Sinne (aber auch nur in diesem) stehen wir nicht an, die Worte des älteren Bruders auch zu den unsrigen zu machen: „Es war ein Glück zu nennen, daß Gott ihm verlieh, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre für das Vaterland zu sterben.“ Auf dem Friedhof zu Friedersdorf hat die Liebe des Bruders auch ihm, neben Eberhard von der Marwitz, der bei Aspern fiel, einen Denkstein errichtet, der die Inschrift trägt:

„Christian Gustav Alexander v. d. Marwitz, geb. den 4. Oktober 1787. Lebte für die Wissenschaften. Erstieg deren Gipfel. Redete sieben Sprachen. Wahrete dieses Vatergutes 1806 und 1807, wie der Bruder zu Felde lag. Von Freiheitsliebe ergriffen, focht er 1809 in Oesterreich bei Wagram und bei Znaym. Diente 1813

dem Vaterlande. Schwer verwundet und gefangen, befreite er sich selbst. Wieder genesen focht er in Frankreich und fiel dort bei Montmirail den 11. Februar 1814. Sein Vater war Behrend Friedrich August v. d. Marwitz, seine Mutter Susanne Sophie Marie Luise von Dorville. Hier stand er hoch, dort höher. Seinem Andenken gesetzt von seinem Bruder."

Quilitz oder Neu-Hardenberg.

Nun König Edward stieß,
Hier bald' ich fest die Feinde dein,
Hier glückt es, oder nie.

G. Hesekiel.

Selig, wem Thatkraft und behaglichen Sinn
leht Gegenwart,
Wer neu sich fühlt, Neues zu bilden bedacht ist.

Platen.

Die Geschichte von Quilitz bis zum Jahre 1763 hin ist arm und dunkel. Der Besitz (wie es scheint immer ein getheilter) wechselte vielfach, so daß wir einer Menge von Namen begegnen, ohne weiter etwas zu haben als diese Namen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, also zur Zeit als die Hohenzollern in's Land kamen, finden wir in Quilitz die Hönderps, Beerfeldes und Schapelows; gegen Ausgang desselben Jahrhunderts haben sich die Besitzverhältnisse geändert und wir hören von den Eyckendorps, Pfuels und Barfus. Lauter Familien, die mit Ausnahme der beiden letztern, in Barnim und Lebus nicht länger existiren. Um 1685 kam Quilitz, und auch wohl das benachbarte Kloster Friedland, in Besitz der markgräflichen Linie des Hauses Brandenburg, und verblieb bei dieser Linie bis zum Tode des Markgrafen Carl von Schwedt, 1763.

Alles dies sind nur Namen und Zahlen und die üblichen Details über Besitzverhältnisse, Hufen-Zahl, Hebungen, Verpfän-

dungen ꝛc., die wir den spärlich vorhandenen Urkunden entnehmen könnten, würden das Bild wohl erweitern, aber nur noch farbloser machen. Die Urkunden bieten nichts Berichtenswerthes, und was schlimmer ist, auch die anderen Quellen, die wir sonst wohl heranzuziehen gewohnt sind: die Grabsteine in der Kirche, die Sagen und Traditionen im Dorfe selbst, sie alle versagen gleicherweise den Dienst. Die Kirche hat aufgeräumt mit den alten Hinterlassenschaften (wenn sie deren jemals besaß) und nur dunkle, nebelhafte Erinnerungen leben noch fort an das am meisten zurückliegende, an die alte Wendenzeit. Traditionen kann man diese dunklen Erinnerungen kaum noch nennen, dazu sind sie zu vager Natur, aber das Dorf selbst, zum mindesten die Tracht seiner Bewohnerinnen, ist noch wie eine Art Tradition aus der Wendenzeit her. Quilitz ist so ziemlich der einzige Ort am Rande des Oderbruchs, der sich die wendische Tracht erhalten hat; Frauen und Mädchen tragen noch den rothen, vielgefalteten Friesrock, das dunkle, geblümte Mieder, den breiten Ueberfallkragen, das ganze malerische Costüm, das ich an anderer Stelle bereits (Siehe S. 212 und 213) ausführlicher beschrieben habe.

Einigermaßen Leben und Farbe gewinnt die Geschichte von Quilitz erst mit dem Jahre 1763, und wir wenden uns deshalb, mit Uebergehung alles dessen was vorher liegt, nunmehr dieser Epoche zu.

[Quilitz von 1763—1814.]

Nach dem Tode des Markgrafen Carl fielen die am Rande des Oderbruchs gelegenen Güter desselben, Friedland und Quilitz, an die Krone zurück. Sie blieben aber nicht lange bei der Krone; Friedrich II. verschenkte sie im selben Jahre noch, und zwar gab er Friedland an den damaligen Major von Lestwitz, „den Sieger von Torgau", und Quilitz an den Oberstlieutenant von Prittwitz, der in der Schlacht bei Cunersdorf, als Rittmeister bei den Zieten'schen Husaren, den König vor sicherer Gefangenschaft gerettet hatte. Gegen beide Offiziere unterhielt der König seit den genannten beiden Tagen ein verwandtes Gefühl besonderer Dankbarkeit:

„Lestwitz hat den Staat, Prittwitz hat den König gerettet", so hieß es damals sprichwörtlich. Lestwitz a sauvé l'etat, Prittwitz a sauvé le roi.

Die Rettung des Königs durch Prittwitz wird verschieden erzählt; die gewöhnliche Darstellung des Hergangs ist folgende:

„Als gegen Abend die Preußischen Truppen nach übermenschlicher Anstrengung und Tapferkeit, durch die feindliche Uebermacht endlich zurückgeworfen waren, und fast aufgelöst das Schlachtfeld verließen, war der große König in Verzweiflung, und man hörte ihn die Worte rufen: „Kann mich denn heut keine verwünschte Kugel treffen." Zwei Pferde waren ihm unter dem Leib erschossen worden, und eine dritte Kugel hatte ihm ein goldenes Etui in seiner Westentasche zerdrückt.*) Nach dem schnellen Rückzuge des Heeres streifte, als einer der letzten Preußen, noch Joachim Bernhard von Prittwitz mit einem Trupp von etwa 50 seiner Zietenschen Husaren, die wahrscheinlich am Kampfe noch nicht Theil genommen hatten, auf dem Schlachtfelde umher. Als auch er endlich sich vor den andrängenden Kosackenschwärmen zurückziehen wollte, rief ihm plötzlich der Unteroffizier Velten, der später geadelt als Major in der Rheincampagne fiel, zu: „Herr Rittmeister, da steht der König." Sich umwendend, erblickte er den König, der fast allein, nur in Begleitung eines Pagen, welcher sein Pferd hielt, auf einem Sandhügel des sogenannten Mühlberges stand. Er hatte seinen Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickte mit verschränkten Armen dem herannahenden Verderben entgegen. Eilig sprengte Joachim Bernhard auf ihn zu, doch nur mit Mühe konnte er ihn überreden, sich aufs Pferd zu werfen und auf seine Rettung bedacht zu sein. Endlich folgte der König seinen Bitten, indem er rief: „Nun Herr, wenn Ihr meint, vorwärts." Aber schon waren die Kosaken ganz nahe gekommen. Joachim Bernhard

*) Etui und Kugel existiren noch und werden, unter andern Erinnerungsstücken der Art, auf dem Stadtschloß zu Potsdam gezeigt. Das Etui (Gold und Emaille) hat die Form einer Schachtel und steckt in einem mit Sammt gefuttertem Gehäuse. Die Kugel ist ganz platt gedrückt.

wandte sich um und schoß den feindlichen Offizier vom Pferde. Dies machte die Verfolger einen Augenblick stutzen, der König gewann mit seiner kleinen Schaar einen Vorsprung, und jene vermochten ihn nicht wieder einzuholen. Mehrmals rief er dabei aus: „Prittwitz, ich bin verloren.“ Auf diese Weise rettete sich Friedrich der Große vom Mühlberg herab in das Thal, über die sogenannte große Mühle, hinter deren Defileen er vorläufig sicher war. Hier ritt er auf die erste Anhöhe und betrachtete mit Wehmuth seine zurückeilenden Truppen. Mit Thränen in den Augen rief er ihnen zu: „Kinder verlaßt heute mich, euren König, euren Vater, nicht.“ Dann ritt er weiter und kam, es war spät am Abend, nach dem Dorfe Oetscher. Auf dem Rücken Joachim Bernhards schrieb er mit Bleistift an den Minister Finkenstein in Berlin die Worte: „Alles ist verloren, retten Sie die Königliche Familie, Adieu für immer.“ Während in Oetscher der unglückliche König, nur von wenigen Getreuen umringt, sich auf's Stroh warf, sammelte Joachim Bernhard die aufgelösten Trümmer der Armee, etwa 3 bis 4000 Mann, so daß ihm nicht nur der Ruhm gebührt, den König, sondern auch den Rest der Armee gerettet zu haben; denn wurden die Truppen nicht in der Nacht nach Oetscher, wo die Schiffsbrücken waren, dirigirt, so waren sie auf dem rechten Oderufer verloren. Als er dem Könige melden wollte, daß sich einige Bataillone gesammelt hätten, verhinderten ihn die Adjutanten daran, die bei der verzweifelten Stimmung des Königs fürchteten, derselbe werde, sobald er erführe, er habe noch Truppen in Händen, den unglücklichen Kampf von Neuem beginnen.“

So erzählen die meisten zeitgenössischen Schriftsteller die Rettung des Königs. Etwas abweichend davon, berichtet Frau von Blumenthal in ihrer trefflichen Lebensbeschreibung Zietens, über denselben Hergang, und in Erwägung des Umstands, daß Prittwitz selbst eine Vorrede zu dieser Lebensbeschreibung schrieb (also das Buch, wenigstens aber doch *diese*, ihn selbst so nah angehende Stelle gelesen haben muß), können wir nicht umhin, dieser an-

dern Darstellung der Kunersdorfer Schlacht, eine vorzugsweise Bedeutung beizulegen. In dieser Darstellung heißt es:

„Am Abend der unglücklichen Schlacht stand das Detachement von Zieten-Husaren zur Rechten des Königs, als der Monarch für seine Person noch nicht die Hoffnung zum Siege aufgeben wollte, obgleich schon aller Anschein dazu verloren war. Der König warf sich mit etwas Infanterie in das stärkste Feuer. Ihm wurde das Pferd, das er ritt, erschossen; sein Adjutant, der Oberst von Goetz, gab ihm zwar das seinige, allein jetzt drängte auch die Oestereichische Reiterei des General Laudon mächtig auf ihn ein, und Friedrichs Person gerieth in augenscheinliche Gefahr, um so mehr, da er nicht zurückgehen und auf seine Sicherheit bedacht sein wollte. In diesem furchtbaren Augenblick, an dem Preußens Glück und Ehre hing, sprengten, entflammt von Rache und Wuth, die Zieten'schen Husaren herbei, hieben mit Nachdruck in die östereichische Reiterei, und hielten sie von dem Regiment von Diricke, an dessen Spitze der König stand, bis zu seiner Rettung glücklich entfernt. Unter ihnen zeichnete sich besonders der Lieutenant Velten dadurch aus, daß er der Erste war, der einen Trupp Oestereichischer reitender Grenadiere zurückwarf, die schon den König umringen wollten. Der Rittmeister von Prittwitz, nachmaliger General der Kavallerie, hatte unterdessen den Muth, daß er sich ohne Anfrage zum Geleitsmann des Königs aufwarf, ihn halb mit Gewalt aus dem Feuer herauszog, und ihn über das Defilee bei der Mühle bis zur Schiffbrücke bei Goeritz durchbrachte, wo sich die Armee bald darauf wieder formirte. So wurde jener (Prittwitz) der Retter Friedrichs und der Retter des Vaterlandes. (Andere Mittheilungen über Prittwitz siehe in den Anmerkungen.)

Der Krieg war zu Ende, und Prittwitz, damals noch Oberstlieutenant, war Herr auf Quilitz. Es war ein schönes Gut, aber unwohnlich wie alle Güter, die lange in Pächterhänden sind, und da Prittwitz, der kurz zuvor (1762) eine Freiin Seherr-Thoß geheirathet hatte, standesgemäß zu leben gedachte, so mußte er vor allem darauf aus sein, ein Haus aufzuführen, das den Ansprü-

chen seiner übrigens auch in Schlesien begüterten Gemahlin entsprach. Der Bau wurde unverzüglich begonnen, und war schon bis zu den ersten Steinen des ersten Stocks (der Belle-Etage) gediehn, als König Friedrich des Weges kam, sei es auf einer seiner Revue-Reisen in die östlichen Provinzen, oder eigens zu dem Zweck, das Oderbruch, an dessen Melioration auch nach dem Kriege noch gearbeitet wurde, zu inspiciren. „Prittwitz, Er baut ja ein Schloß; Er will ja hoch hinaus", waren die nicht allzu gnädigen Worte, mit denen der König sich an den zur Seite stehenden Oberstlieutenant wandte, der nun seinerseits nichts eiligeres zu thun hatte, als dem Wunsch und Wink des Königs nachzukommen, und unter Fortlassung einer Belle-Etage sofort das Dach auf das Erdgeschoß setzen zu lassen. Erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde durch Schinkel ein Umbau des Schlosses vorgenommen.

Stell' ich nunmehr zusammen, was in Quilitz noch an die Prittwitz-Zeit erinnert, oder aus derselben herstammt. Die Einrichtungen, die Zimmer des Erdgeschosses sind im Wesentlichen dieselben geblieben, namentlich gilt das von dem großen, mit Stuck-Reliefs geschmückten Gartensalon, der auf eine Parkwiese, und jenseits derselben auf die Wasser- und Baumparthieen des Parkes blickt. Auch dieser Park selbst stammt aus der Prittwitz'schen Zeit, wenn schon derselbe seitdem wesentlichen Veränderungen unterzogen wurde. An verschiedenen Stellen des Parks befinden sich Gedenksteine, von denen zwei ebenfalls jener Epoche angehören. Der eine derselben ist ein unscheinbarer Grabstein, unter dem der Schimmel begraben wurde, den Rittmeister von Prittwitz in der Schlacht bei Kunersdorf ritt, der also den historischen Moment der Rettung des Königs mit erlebte, resp. seinen Antheil daran hatte. Der Grabstein ist jetzt seinerseits wieder unter Laub und Moos halb vergraben, so daß es unmöglich ist, eine Inschrift zu entziffern, wenn eine solche überhaupt jemals vorhanden war. Dies Fehlen einer Inschrift hat denn auch dahin geführt, daß man die ganze Erzählung von dem im Park bestatteten Schimmel in Zweifel ge-

zogen hat. Aber gewiß mit Unrecht. Aeußere und innere Gründe sprechen dafür. Der Stein hat ganz die Form eines Grabsteins; außerdem ging der König, der auf der obersten Terrasse von Sanssouci nicht nur sein Pferd und seine Lieblings-Windspiele begraben ließ, sondern auch inmitten derselben begraben sein wollte, seinen Generalen mit dem entsprechenden Beispiel voran. Man liebte damals dergleichen.

Ebenfalls im Park, dem Gartensalon gegenüber, und eine Wand dunkler Bäume als Hintergrund, erhebt sich malerisch das Marmor-Denkmal, das Prittwitz im Jahre 1792 dem Andenken des großen Königs errichten ließ. Die Zeichnung zu diesem Denkmal wurde von Johann Meil, dem damaligen Vice-Direktor der Berliner Akademie der Künste entworfen, die Ausführung in carrarischem Marmor aber einem Bildhauer in Lucca, Namens Joseph Martini, anvertraut. Die Worte, die dieser an der linken Seite des Denkmals eingravirt hat, lauten: Joseph Martini Lucensis inventor faciebat 1792; also etwa: Joseph Martini von Lucca hat es erfunden und ausgeführt (oder erdacht und gemacht) im Jahre 1792. Das Wort inventor muß hier überraschen, wenn man es mit der (der Schadow'schen Autobiographie entlehnten) Notiz zusammenhält, daß Meil den Entwurf gemacht habe, also mit anderen Worten der Inventor gewesen sei. Die Composition ist etwas steif, etwas herkömmlich und in vielen Stücken angreifbar, aber dennoch eine gute Durchschnitts-Arbeit. Damals, wenigstens hier zu Lande, war sie unzweifelhaft ein Meisterstück. Ein Säulenstumpf trägt das Reliefbild des großen Königs; ein trauernder Mars, knieend, umklammert von der einen Seite her die abgebrochene Säule, während eine aufrecht stehende Minerva sich von der andern Seite her an den Säulenstumpf lehnt. Das Hauptinteresse, das diese Gruppe einflößt, ist das, daß es das erste Denkmal ist, das dem Andenken des großen Königs errichtet wurde. Schadow's Friedrichsstatue auf dem Stettiner Exercierplatz ist erst das zweite Monument. Allerhand kleine Anekdoten knüpfen noch an dies Denkmal an. So heißt es, daß

eine Eule längere Zeit im Schutz der Minerva geniſtet habe. Fraglich. Aber bis dieſen Tag iſt die Statue, namentlich der offen am Boden liegende Helm des Mars, der bevorzugte Platz neſterbauender Schwalben. Am Anziehendſten iſt die einfache Auslegung, die die Quilitzer den Geſtalten des Mars und der Minerva gegeben haben. Sie ſagen, „es ſei Prittwitz und ſeine Frau, die um den alten Fritzen trauern.“

Wir begegnen der Prittwitz-Zeit, oder doch einer Mahnung an dieſelbe, auch noch in der alten, übrigens durch Schinkel völlig umgebauten Kirche. Einige Schritte vor dem Altar, iſt, an Stelle eines Grabſteins, eine Erztafel in die rothen Ziegel des Fußbodens eingelaſſen, eine Tafel, auf der wir in Vergoldung ein kurzes römiſches Schwert erblicken, um das ſich ein Lorbeer windet. Darunter leſen wir: Joachim Bernhard von Prittwitz, K. Pr. General der Kavallerie, Ritter des ſchwarzen Adler- und St. Johanniter-Maltheſer-Ordens, geb. 3. Febr. 1727, geſtorb. 4. Juni 1793; und ſeine Gattin Maria Eleonora von Prittwitz, geb. Freiin von Seher-Thoß, geb. 1739, geſt. 1799. Unter dieſer Tafel befindet ſich höchſt wahrſcheinlich die Gruft, in der das Prittwitz'ſche Paar beigeſetzt wurde; die Tafel ſelbſt aber ſtammt erſichtlich aus den erſten zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts, wo die Kirche reſtaurirt wurde. 1793 hatte man noch die altherkömmlichen Grabſteine; die Benutzung von Gußreifen (des lorbeerumwundenen kurzen Römerſchwerts ganz zu geſchweigen) deutet unverkennbar auf die Schinkel'ſche Zeit.

Zum Schluß nennen wir noch zwei Portraits, denen wir in einem der Zimmer des Schloſſes begegnen, und die höchſt wahrſcheinlich der Prittwitz'ſchen Hinterlaſſenſchaft angehören. Es ſind dies: der alte Fritz und der alte Prittwitz ſelbſt. Das erſte Bild wurde 1786, kurz vor dem Tode des Königs, von Bardou gemalt. Die Auffaſſung weicht ab von dem Herkömmlichen. Neben dem Ausdruck des Leidens, iſt es ein Zug milder Schwermuth, der den Kopf charakteriſirt und anziehend macht. Das Portrait des alten Prittwitz (ebenfalls Bruſtbild) zeigt uns den General

wahrſcheinlich in der Uniform des Regiments Gensdarmes, deſſen Commandeur en Chef er ſeit 1775 war. Auf dem rothen (pfirſichblüthfarbenen) Frack ruht das breite Orangeband des ſchwarzen Adlerordens. Die Farbe des Ordensbandes wirft einen gelben Reflex auf das ohnehin leberfarbene, wenig anziehende Geſicht des alten Generals, deſſen Griesgrämigkeit unter dieſem Reflex noch zu wachſen ſcheint.

1793 ſtarb General von Prittwitz, 1799 ſeine Witwe; Quilitz blieb aber noch eine Reihe von Jahren hindurch in Händen der Familie und zwar im Beſitz des Geh. Finanzraths Friedrich Wilhelm Bernhard von Prittwitz, geb. 1764, geſt. 1843, älteſten Sohnes des Generals. Herr von Prittwitz ſtand zu Hardenberg und Stein in naher Beziehung, nahm aber 1808 ſeinen Abſchied und lebte ſeitdem ganz in Quilitz, bis er die Herrſchaft 1810 an den Staat verkaufte (mittelſt Tauſch), und dafür die frühere Probſtei Caſimir im Leobſchützer Kreiſe Oberſchleſiens erwarb.

Aus dieſen Jahren, wo von Prittwitz der jüngere, die Herrſchaft inne hatte, wiſſen wir wenig von Quilitz zu erzählen, es ſei denn, daß in den Jahren von 1801 bis 1803, der damals 20jährige Schinkel hier ſeine erſten architektoniſchen Verſuche machte. Er begann mit dem Kleinſten, und zwar mit zwei Wirthſchaftsgebäuden, von denen das eine auf dem Vorwerk Stuthof, das andere auf dem Vorwerk Bärwinkel errichtet wurde, — zwei Ortsnamen, die faſt noch weniger, wie die Aufgabe ſelbſt, im Stande waren, ſeinen Genius zu beflügeln. Aber dieſer war eben da und bewies ſich im Kleinen, wie er ſich ſpäter im Großen bewies. Wenn an dieſen frühſten Bauten Schinkels (nur ein Gartenſaal im Flemming'ſchen Schloß zu Buckow iſt noch älter) etwas zu tadeln iſt, ſo iſt es das, daß der Genius des jungen Baumeiſters, der Zug nach idealeren Formen ſich hier an der unrechten Stelle zeigt. Dieſe Wirthſchaftsgebäude machen etwa den Eindruck, wie wenn ein junger Poet einen wohlſtylifirten und bilderreichen Brief an ſeine Wirthsfrau oder deren Tochter ſchreibt. Der Styl, die Sprache, ſind an und für ſich unangreifbar, nur die Gelegen-

heit für den poetischen Ausdruck ist schlecht gewählt; Gemeinplätze wären besser. Schinkel selbst, der ja in späteren Jahren so vorzugsweise die Anlehnung an das Bedürfniß predigte, würde diese, einer höheren Form huldigenden Wirthschaftsgebäude, speciell das auf dem Vorwerk Bärwinkel, zwar mit Interesse, aber sicherlich auch mit Lächeln wieder betrachtet haben. Indessen, wie jugendlich immer, ex ungue leonem. Je unverkennbarer dies hervortritt, um so auffallender ist es, daß eine Zuschrift an Herrn von Wolzogen, den Herausgeber der Schinkel'schen Briefe, gerade dieses interessante, aus Raseneisenstein und Eisenschlacken (als Ecken-Garnirung) errichtete Wirthschaftsgebäude in Bärwinkel, dem Zimmermeister Tietz aus Friedland und dem Maurermeister Neubarth aus Wriezen hat zusprechen wollen. Herr von Wolzogen hält dieser Zuschrift gegenüber seine ursprüngliche, auf einen Ausspruch Waagens gestützte Ansicht zwar aufrecht, aber doch mit einer gewissen Unsicherheit, die, wir zweifeln nicht daran, beim Anblick des Gebäudes selbst, sofort der festen Ueberzeugung Platz machen würde: dies ist von Schinkel, und von niemand andrem. Es ist sehr die Frage, ob die architektonischen Kräfte zweier kleiner Städte auch jetzt selbst, nachdem Schinkel eine Schule in diesen Landen herangebildet hat, fähig sein würden, einen so originellen, alle überkommene Schablone vielleicht nur allzusehr verleugnenden Bau aufzuführen, damals aber (1803) vermochten es die vereinten Baukräfte von Friedland und Wriezen sicherlich nicht. Ich neige mich sogar der Ansicht zu, daß die originelle Verwendung von Schlacke und Raseneisenstein, eines Materials, das hierlandes nie als Baumaterial verwendet worden ist, dort aber zufällig zur Hand war, allein schon als Beweis dafür dienen darf, daß der Bau von Schinkel herrühren muß. Gerade in dieser genialen Benutzung des zufällig Gebotenen war er ja so hervorragend. Das Ganze (ein Molkenhaus) hat die Form einer Basilika: ein Hochschiff und zwei niedrige Seitenschiffe. Wenn aber eine Basilika die prachtvolle breite Giebelwand nach vorne stellt, und dieselbe als Portal benutzt, so hat Schinkel bei diesem Bau das umge-

kehrte Arrangement getroffen. Er hat die Giebelwand als Hintergrund (woran sich nun das Gebäude lehnt), die Apsis aber nach vorne genommen, die nun als Eingang dient. Was alles auch sich gegen solches Basilika-Molkenhaus sagen lassen mag, darüber kann kein Zweifel sein, daß Friedland-Wriezen damals solchen Einfalls nicht fähig war.

[Neu-Hardenberg (Quilitz) seit 1814.]

1810, wie bereits erwähnt, war Quilitz aus den Händen des jüngeren Prittwitz in den Besitz der Krone übergegangen, aber nur auf kurze Zeit verblieb es bei derselben. Wie 1763 dem General von Prittwitz, so wurde Quilitz im November 1814 dem Fürsten-Staatskanzler von Hardenberg als Dotationsgut verliehen, und der alte Name Quilitz, ihm zu Ehren, in Neu-Hardenberg umgeändert. Der Fürst besaß es sammt 13 andern Gütern, die zusammen die „Herrschaft Neu-Hardenberg" bilden, bis zu seinem am 26. November 1822 in Genua erfolgten Tode; um welche Zeit, nach dem Recht der Erstgeburt, der gesammte Besitz an den Sohn des Staatskanzlers, den Dänischen Geheimen Conferenzrath Grafen von Hardenberg-Reventlow kam. Dieser starb am 16. September 1840 ohne männliche Nachkommen, und die Herrschaft fiel nunmehr dem nächsten Erbberechtigten, dem Grafen Carl Adolf Christian von Hardenberg, zu. Dieser, ein Neffe des Fürsten Staatskanzlers, ist der gegenwärtige Besitzer des gesammten Gütercompleres.

Der Fürststaatskanzler war 8 Jahre lang im Besitz von Neu-Hardenberg; es scheint jedoch, wenn wir (was ohne große Schwierigkeit möglich ist) den Verlauf seiner letzten Lebensjahre von Monat zu Monat verfolgen, daß er nicht allzuviele Mußetage für eine Villeggiatur auf seinen Gütern fand. Nur von wenigen Fällen haben wir eine bestimmte Kunde, z. B. von seinem Einzug in Quilitz (wahrscheinlich im Sommer 1816) und von der Feier seines 70jährigen Geburtstages am 31. Mai 1820. Ueber den Einzugstag leben noch einige Traditionen fort, dämmernde Bilder von Triumphbogen und Eichenlaubguirlanden, von Spalierbilden-

der Jugend und plattdeutschen Empfangsgedichten, — die letzteren von den zwei hübschesten Mädchen des Dorfs in ihrer wendischen Nationaltracht vorgetragen. Aber hiermit schließt die Reihe der halbverblaßten Bilder ab, die in der That nur durch den Quilitzer rothen Friesrock ein bestimmtes Colorit erhalten. Mehr schon wissen wir von dem 70. Geburtstag, wiewohl der Fürst beschlossen hatte, ihn in Stille zu feiern. Mancher Gratulant traf ein; unter diesen Beglückwünschenden, freilich brieflich nur, auch Goethe. Die Zeilen die er schrieb (wie wir offen gestehen müssen, von mindestens schwerverständlicher Natur) waren folgende:

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen
Solchem Strome nachzusinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken,
Wenn wir in Dein Leben schauen,
Freien Geist in Erdesschranken,
Festes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügsam glückliche Geschäfte.
Segen Dir von Mund zu Munde!
Neuen Muth und frische Kräfte.

Am 13. Oktober 1817 hatte die festliche Einweihung der durch Schinkel restaurirten Neu-Hardenberger Kirche Statt, und das Interesse das der Staatskanzler von Anfang an dieser Kirche widmete (er vermachte ihr eine Dotation und fehlte nie beim Gottesdienst), läßt darauf schließen, daß er bei dieser Einweihung zugegen war.

Auch ein anekdotenhafter Vorfall mit seinem Schwiegersohn, dem Fürsten Pückler, zeigt uns den Fürsten in seinem Hardenberger Schloß. Der Park hinter dem Hause war bei jedem Besuch ein Punkt freundschaftlichen Disputs zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn. Das feine Auge des letztern hatte seit lange gegen

die altfränkisch-steife Anlage, die damals noch existirte, protestirt, und das in andrem Sinne feine Gefühl des Schwiegervaters hatte mit gleicher Beharrlichkeit die Neuerungen abgelehnt, weil diese Neuerungen gleichbedeutend waren mit Entfernung eines Dutzend der allerschönsten Bäume. Davon wollte der Staatskanzler nichts wissen; man sieht, er hatte auch seine Pietät. Der Schwiegersohn, da jegliche Ueberredung scheiterte, schritt endlich auf jede Gefahr hin zur That und Abhülfe. Ein Kreis der Nächststehenden war bei Tisch versammelt, und in dem schon erwähnten Gartensalon aus der Prittwitz-Zeit herrschte jene Tafelheiterkeit, an der das Herz des Fürsten hing und auf deren Pflege und Hervorrufung er sich so wohl verstand. Nun war das Mahl beendet und Wirth und Gäste traten auf die Veranda hinaus, die den Blick hat auf Wiese und Park und Monument. Der alte Fürst stand wie getroffen, — das war der Park nicht mehr, wie er noch vor drei Stunden gewesen war, ja, dessen große Allee er noch vor Tisch in heitrem Geplauder durchschritten hatte. In der That, der Park war während der Stunden des Diners ein andrer geworden, ein solcher, wie er jetzt ist, wie er nach des Schwiegersohns Ansicht werden mußte. Eine Allee war verschwunden und wo ein Elsbruch war, war eine Parkwiese entstanden, an deren Ausgang das Wasser des Canals blitzte. Der Fürst, im ersten Augenblick sichtlich unangenehm berührt, war doch guter Wirth und guter Schwiegervater genug, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen und die jetzigen Besucher mögen sich des Einfalls freuen. Wir entnehmen dieser kleinen Scene aber unter anderm abermals das Faktum einer längeren oder kürzeren Anwesenheit des Staatskanzlers auf seinem Neu-Hardenberger Schlosse.

Gleichviel indeß, wie oft und wie lange er zu einem Aufenthalte in Neu-Hardenberg Muße fand, jedenfalls war von Anfang an sein Auge, seine Sorgfalt diesem neuen Besitze zugewandt und Schloß, Park, Kirche sind in ihrer jetzigen Gestalt seine Schöpfung.

Machen wir zunächst einen Rundgang durch die Zimmer des Schlosses. Wir werden hier einer reichen Anzahl von Kunstschätzen

begegnen, denen wir unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Das Schloß erinnert, nach dieser Seite hin, zumeist an Schloß Tegel, wiewohl das letztere sowohl der Zahl, als dem Werth der Kunstschätze nach, vor Neu-Hardenberg den Vorrang behauptet. Vielleicht wäre dies anders, wenn das Schloß alle die Kunstschätze umschlösse, die dasselbe umschließen könnte und umschließen würde, wenn nicht eine großmüthige Laune des Staatskanzlers, diesen um einen derartigen Besitz gebracht hätte.

Es hat das folgenden Zusammenhang. Der Staatskanzler hatte — lange bevor ihm die Herrschaft Neu-Hardenberg zufiel — bereits im Jahre 1804 das im Lebusischen Kreise gelegene Gut Tempelberg käuflich an sich gebracht und daselbst ein Schloß aufgeführt, das zu altem ererbten Hardenbergschen Familienbesitz auch noch jene Fülle von Kunstschätzen umschloß, die der kunstliebende Fürst auf seinen Wanderungen durch Europa an sich gebracht hatte.*) Es war dies eine außerordentlich werthvolle Sammlung. Das Beste derselben ging nach der Schlacht bei Jena verloren. Davoust, auf seinem Raub- und Siegeszuge durch die Mark, ließ vier Wagen voll dieser Kunstschätze nach Paris schaffen**) und als

*) Es war dies eine Fülle von Dingen. Vieles, namentlich Bilder und Stiche, hatte er in früheren Jahren schon in England gekauft, anderes rührte aus der Zeit seiner Ansbach-Baireuther Verwaltung her. Es ist bekannt, mit welchem Eifer er die Archive jener Landestheile durchforschen ließ; von allem nahm er Abschrift; eins der wichtigsten Resultate dieser Untersuchungen war die Auffindung der „Memoiren der Markgräfin von Baireuth." Ein feiner, literarisch-aesthetischer Sinn, ein Sinn für das Sammeln historischer Erinnerungsstücke, oder auch bloßer Curiositäten, begleitete ihn durchs Leben. In sehr charakteristischer Weise zeigte sich dies im Jahre 1786, unmittelbar nach dem Tode Friedrichs des Großen, wo er (damals in Diensten des Herzogs Ferdinand von Braunschweig) das in Braunschweig deponirte Testament des Königs nach Berlin brachte und sich als Belohnung lediglich eins der Windspiele des großen Königs erbat.

**) Davoust war wohl kein Mann der Litteratur. Dieser Umstand mag es erklären, daß er sich mit der Wegführung glänzender, als werthvoll in die Augen springender Kunstwerke begnügte und die 16,000 Bände zählende Bibliothek in Tempelberg zurückließ. Ebenso entging seinem Auge

im Jahre 1814 die Rückgabe all' deſſen erfolgte, was Napoleon in zehn Siegesjahren mit nach Paris geſchleppt hatte, leiſtete der Fürſtſtaatskanzler auf die Rückforderung deſſen, was ihm genommen worden war, Verzicht. Welche Gründe ihn dabei leiteten, iſt nicht recht klar; doch ſcheint es, daß er in jener vornehmen Feinfühligkeit, die ihm allerdings eigen war, von Rückforderung des Seinigen Abſtand nahm, um die Wiedererſtattung deſſen, was anderen (auch dem Staate) genommen worden war, mit um ſo mehr Nachdruck, weil mit größerer Unbefangenheit betreiben zu können. So blieb denn der größte Theil jener Kunſtſchätze, die einſt die Säle von Schloß Tempelberg geſchmückt hatten, in Paris zurück, und nur die durch Davouſt zurückgelaſſenen Reſte wurden 1814 von Tempelberg nach Neu-Hardenberg hinübergeſchafft. Allerdings wurde um dieſelbe Zeit, ſo wie auch in den folgenden Jahren bis zum Tode des Staatskanzlers, dieſe Sammlung durch einzelne Ankäufe und Geſchenke (wir werden mehrere derſelben kennen lernen) wieder erweitert, aber immerhin blieb ſie nur ein Bruchſtück der alten Herrlichkeit.

Wir ſchreiten nun dazu, dieſe Bruchſtücke, zumal Portraits und Bilder, in Augenſchein zu nehmen.

Im Billardzimmer.

1) Alte Familienportraits des freiherrlichen Hauſes Hardenberg, bis zurück ins 16. Jahrhundert. Das älteſte und deshalb intereſſanteſte dieſer Bilder iſt klein, nicht ganz handhoch und zeigt die Jahreszahl 1558. Es ſtellt dar: Eler Hardenberg, ſeines Alters 62 Jahr.

2) Portrait des Staatskanzlers; von dem franzöſiſchen Maler Quinzen. (Naglers Künſtlerlexicon bringt dieſen Namen nicht, auch keinen ähnlich klingenden, ſo daß ich, hinſichtlich der Rechtſchreibung nicht ſicher bin.)

---

eine Anzahl Mappen mit alten, zum Theil ſeltnen Stichen gefüllt. Bibliothek und Kupferſtich-Mappen befinden ſich noch im Neu-Hardenberger Schloß.

3) Portrait des Sohnes des Staatskanzlers, damals etwa 15 Jahr alt. Ein sehr hübsches Bild. (Christian Heinrich August Graf von Hardenberg-Reventlow, einziger Sohn des Fürsten-Staatskanzlers aus seiner ersten Ehe mit Friederike Juliane Christiane Gräfin von Reventlow, wurde am 19. Februar 1775 geboren und starb als dänischer Hofjägermeister und Geheimer Conferenzrath am 16. September 1840. Er war von Jugend auf in den dänischen Dienst getreten. Im Jahre 1814 führte dies zu einer eigenthümlichen Begegnung, wie sie die Annalen der Diplomatie vielleicht nicht zum zweiten Male aufzuweisen haben. Am 25. August des genannten Jahres wurde zwischen Preußen und Dänemark (das bekanntlich auf französischer Seite gefochten hatte) der Friede zu Berlin geschlossen. Die Beauftragten waren Vater und Sohn: der Staatskanzler Fürst Hardenberg für Preußen, der Geheime Conferenzrath Graf Hardenberg-Reventlow für Dänemark. Der letztere verblieb in dänischem Dienst und ging darin so weit, daß er sogar auf den Fürstentitel verzichtete, als ihm, nach dem im November 1822 erfolgten Tode seines Vaters, die Herrschaft Neu-Hardenberg zugefallen war. Man hat preußischerseits dies kühle ablehnende Verhalten getadelt, eine Ablehnung, die im Wesentlichen sagte: „ich zieh' es vor, ein dänischer Graf zu bleiben." Aber wenn es diesem Verhalten des Sohnes allerdings an Verbindlichkeit gegen Preußen gebricht, so geziemt sich doch andererseits die Frage: war der Sohn zu solcher Verbindlichkeit überhaupt verpflichtet? Man darf wohl antworten: „nein". Der jüngere Hardenberg war ein geborner Hannoveraner, seine Mutter war eine Dänin. Als sein Vater (der spätere Fürst) in den preußischen Staatsdienst trat, gehörte er (der Sohn) bereits mit Leib und Leben dem dänischen Staate an. Wenn durchaus eine Schuld gefunden werden soll, so liegt sie jedenfalls nicht bei dem Sohne, sondern in häuslichen Verhältnissen, die er am wenigsten ändern konnte. 1787 oder 88 trennten sich bereits die Eltern und die begleitenden Umstände, vor allem die bald erfolgende Wiederverheirathung des Vaters, ließen es rathsam oder selbst geboten er-

ſcheinen, daß der erſt 12jährige Sohn der Mutter folgte. Unter Einfluß und Leitung des Vaters wäre er natürlich preußiſch geworden, dieſer Leitung indeß enthoben, war es ſelbſtverſtändlich, daß die däniſche Ausſaat auch däniſche Frucht trug.)

Neben dem Billardzimmer.

1) Die alte Burg Hardenberg im Hannoverſchen, wie ſie noch vor etwa 150 Jahren war.

2) Die jetzige Burg Hardenberg (Ruine).

3) Ein eingerahmtes Blatt mit den oben mitgetheilten Verſen Goethe's, die derſelbe zum 70jährigen Geburtstag des Staatskanzlers an dieſen richtete.

Im Gartenſalon und dem angrenzenden Zimmer.

1) Große Malachit-Vaſe; Geſchenk des Kaiſers von Rußland.

2) Portrait Friedrich des Großen; von Bardou (ſchon erwähnt; vielleicht aus der Prittwitz-Zeit).

3) General von Prittwitz.

4) Portrait des Staatskanzlers aus der Zeit ſeines erſten oder zweiten Aufenthalts in England (1772 oder 81). Ein Paſtellbild von Benjamin Weſt.

5) Napoleon; von Gerard.

6) Blücher; ein Geſchenk von dieſem ſelbſt an den Staatskanzler.

7) Friedrich Wilhelm III. (jung) in öſterreichiſcher Huſarenuniform.

8) Ein prachtvoller Moſaikkopf, der, von Hardenberg etwa zwiſchen 1790 und 1805 angekauft, durch einen Zufall dem Auge Davouſt's entging und der Tempelberger Sammlung verblieb. Von dort kam er 1814 nach Neu-Hardenberg. Es iſt eine vorzügliche Arbeit: ein Frauenkopf (halb Profil) von weißem Teint und dunkelblondem Haar. Die Lippen ſinnlich, die Augen groß und ſchwärmeriſch; dazu (als einziger Schmuck) ein Halbmond auf der ſchönen Stirn. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, welcher Zeit das Bild angehört, auch nicht, wen es darſtellt. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich es für einen Kopf der Beatrice Cenci halte, die hier im Coſtüm der Diana auftritt.

9) Ein großes Mosaikbild: Die Tempelruinen von Paestum. Ein Geschenk, das Papst Pius VI. etwa um 1820 an den Fürsten-Staatskanzler machte. Das Bild ist etwa 4 Fuß lang und 1 Fuß hoch. Ein breiter Rahmen umgiebt es, der oben, als beinah fußhohes Ornament, das päpstliche Wappen trägt. Die drei Tempelruinen nehmen die Mitte des Bildes ein; rechts Baumgruppen in frischestem Grün, links Trümmerreste unter wucherndem Strauchwerk; im Hintergrund Bergzüge, vorn ein paar Gestalten. Das Bild wurde bei seinem Eintreffen in Berlin so schön gefunden, daß König Friedrich Wilhelm III. ein gleiches oder ähnliches zu haben wünschte, und deshalb in Rom unter der Hand anfragen ließ: was der Preis eines solchen Mosaikbildes sei? Die Rückantwort (wahrscheinlich Niebuhrs) lautete: 6000 ₰. Als bei Hofe über diese Summe gesprochen wurde, soll der alte General von Rohr halb erschrocken, halb treuherzig bemerkt haben: „aber doch mit dem Rahmen."

Im Eßzimmer.

1) Eine Landschaft von Schinkel. Im Hintergrunde die Ruinen der Burg Hardenberg. Ein Festzug (Landvolk, geschmückte Stiere ꝛc.) kommt den Hügel herab und bewegt sich, an einer alten Eiche vorbei, einem Ceres- oder Pomona-Bilde entgegen. (Eine Copie befindet sich in der Wagner-Gallerie zu Berlin.)

2) Eine Mondlandschaft von van der Neer. Ein vorzügliches Bild (braun im Ton), von Schinkel, bei seinen Besuchen in Neu-Hardenberg, immer sehr bewundert.

3) Luther; von Holbein.

4) Katharina von Bora; von Holbein. Auf der Rückseite dieses Bildes (auf Holz gemalt) befindet sich ein zweites Bild und zwar ein Todtenkopf. Unter demselben stehen, auf einem sauber gemalten Zettel, folgende Worte:

Entgen den tot is kein schilt
Darum leebe als Du sterbe wilt.

„Entgen" meint entgegen oder gegen; „schilt" ist Schild.

5) Eine Maria mit dem Kinde. Wie es heißt, von Rubens, aber andern Bildern des Meisters sehr unähnlich.

6) und 7) Zwei kleine Landschaften (sehr blau im Ton) vom Landschafts-Breughel.

8) und 9) Zwei Landschaften von Nicolaus Berghem.

10) Die Feuerprobe der Kaiserin Kunigunde (Gemahlin des Gegenkaisers Rudolph); ein figurenreiches Bild von Lucas Kranach. Der Kaiser, ein Bischof, Rathsherrn und Edelfräulein stehen zur Seite der Kaiserin; diese, als Zeichen ihrer Treue, legt eben ihre Finger in den Rachen eines „glühenden Löwen."

11) Violinspieler; von van den Bosch.

12) Wirthshausscene; von Teniers. Ein Stammgast der niedrigsten Sorte legt, voll bedenklichen Einverständnisses, seine Hand auf die Schulter der Wirthin, einer runzlichen alten Weibsperson, deren Kopf in einer Nachtmütze steckt. Der Stammgast und wie es scheint Galan, hält ihr das Glas hin und sie schenkt ein. Ein Alter, muthmaßlich der Ehemann, blickt aus einem kleinen Alkoven-Fenster, mit sauersüßem Gesicht, der Scene zu. Die Alte in der Nachtmütze ist vortrefflich.

13) Ein Bürger- oder Rathsherrnkopf; von Rembrandt. Das Prachtstück der Sammlung.

14) Die Adamiten; von Rubens. Etwa 12 Weiber und 3 oder 4 Männer sind gemeinschaftlich, wie es die Sekte vorschreibt, im Bade. — Als im Jahre 1810, bei Uebernahme des Schlosses, auch die Bildergallerie gerichtlich taxirt wurde, hatte der Wriezener Aktuarius dieses Bild wie folgt bezeichnet: „Nackte Weibsbilder von einem gewissen Rubens. 15 Sgr."

Unser letzter Besuch gilt der Kirche.

Sie wurde, wie schon bemerkt, in den Jahren 1816 und 1817 durch Schinkel restaurirt und im October 1817 eingeweiht. Schinkel ließ von dem alten Bau wohl nur die Umfassungsmauern stehen; — der Thurm (wenigstens die obere Hälfte desselben), das Mausoleum und die innere Einrichtung der Kirche selbst, sind sein

Werk. Der Thurm iſt ein Curioſum; auf dem Unterbau deſſelben, der etwa bis an den Dachfirſt reicht, hat er eine niedrigere Etage aufgeſetzt, dieſer Etage aber nicht die Form eines Würfels, ſondern eines niedrigen, von zwei Seiten her zuſammengepreßten Cylinders gegeben. Das Ganze ſieht etwa aus, und entſpricht auch ziemlich den Proportionen, wie wenn man ein ovales Serviettenband auf eine oblong geformte Theebüchſe ſtellt. Wie Schinkel zu dieſem Curioſum gekommen iſt, iſt ſchwer zu ſagen. Er hielt, der bloßen Theorie gegenüber, viel vom ausprobiren; erwieſen iſt es, daß er Dinge, die in der Zeichnung ſeinen Beifall hatten, hinterher änderte, weil er fand, daß ſie in Subſtanz und Wirklichkeit ſich anders ausnahmen, als im Bilde. Dieſe oft gemachte Erfahrung konnte ihn, in einem einzelnen Falle, leicht dahin führen, überhaupt ſich mal auf's Probiren zu legen und etwa zu ſagen: „ſo vieles, was die Theorie gut heißt, macht ſich hinterher ſchlecht; ſei es deshalb mal verſucht, ob nicht das, was die Theorie verwirft, ſich hinterher gut präſentirt.“ So ſetzte er (wenn wir überhaupt richtig erklärt haben) eine elliptiſche Etage auf einen oblongen Unterthurm. Aber freilich war es ein mißglückter Verſuch. Wir zweifeln nicht, daß er ihn ſpäter ſelber als ſolchen angeſehen hat.

An der entgegengeſetzten Giebelwand der Kirche befindet ſich das Mauſoleum. Es iſt, wie alle ähnlichen Werke Schinkels, ein durchaus griechiſcher Bau: doriſche Säulen tragen ein Giebelfeld. Die Anlage iſt in gewiſſem Sinne eigenthümlich und verhält ſich zu einem frei und ſelbſtſtändig daſtehenden Mauſoleums-Bau (etwa nach Art des Charlottenburgers), wie ſich ein Hautrelief zu einer vollen, plaſtiſchen Figur verhält. Der Bau ſteckt nämlich ſcheinbar in der Kirchenwand und ſpringt aus derſelben nur zum kleinſten Theil hervor. Es iſt die bloße Front eines Mauſoleums.

Das Innere der Kirche, — bis zu einem gewiſſen Grade an den Berliner Dom erinnernd, und in der That genau um dieſelbe Zeit (1817) aufgeführt, in der Schinkel die Reſtaurirung des alten Doms leitete, — iſt hell, geräumig, lichtvoll, ein wenig nüchtern; das Ganze mehr ein Betſaal, als ein Kirchenſchiff. Eigen-

thümlich iſt der Altar. Hinter demſelben, die Kirche chorartig ſchließend, erhebt ſich eine hohe Niſchen-Wand, deren halbkreisförmige Fläche durch gemalte Säulen in verſchiedene Felder getheilt wird. Es ſind ihrer fünf. Aus dem Mittelfelde ſpringt die Kanzel hervor, nach rechts und links hin von den vier andern Feldern flankirt. In dieſen vier Feldern befinden ſich die Coloſſalfiguren der vier Evangeliſten, und zwar Johannes und Lucas zur Linken, Matthäus und Marcus zur Rechten der Kanzel. Die Bilder ſind von ungleichem Werth; Matthäus, Johannes, Lucas laſſen viel zu wünſchen übrig; der Marcus, wenn ich nicht irre, nach Michel Angelo, iſt vorzüglich. Sie rühren von einem gewiſſen Bertini her, den der Staatskanzler (bekanntlich ein Mäcen der ſchönen Künſte) nach Italien ſchickte, um dieſe Bilder nach den Vorbildern großer Meiſter zu fertigen. Sie ſind, wie geſagt, nicht alle gut, aber auch wie ſie ſind, bilden ſie jedenfalls einen Bilderſchmuck, wie er derart, nach der Seite des Künſtleriſchen hin, in märkiſchen Dorfkirchen ſchwerlich zum zweiten Male angetroffen wird.

Der Altar der Kirche birgt noch eine andre Sehenswürdigkeit: das Herz des Fürſten-Staatskanzlers. Auf einem Kiſſen ruht es, von einer Glasglocke umſchloſſen. Der Schrein aber, der das Ganze einſchließt, trägt an ſeiner Außenſeite folgende Ottaverim-Strophe als Inſchrift:

Des Fürſten Herz, das liebend treu geſchlagen
Für ſeinen König und für's Vaterland,
Das — in den ſchweren, blut'gen Kampfestagen,
Wo vielen auch die letzte Hoffnung ſchwand —
Durch Muth und Weisheit ſtark, in kühnem Wagen
Des Vaterlandes Ruhm und Rettung fand,
Und nach vollbrachtem Werk, gebaut dem heilgen Worte
Des Herrn den Tempel hier — das ruht an dieſem Orte.

Dieſe Strophe, die dem Andenken des Fürſten eine maßvolle und wohlverdiente Huldigung darbringt, böte eine ſchickliche Gelegenheit, wenigſtens den Verſuch einer Charakteriſtik zu wagen. Ich nehme aber Abſtand davon. Was ich ſagen könnte, iſt oft geſagt;

Neues, Schärferes, Zutreffenderes kann nur von denen gesagt werden, die im Vollbesitz des Materials sind und zu voller Einsicht in den Charakter, auch einen wirklichen direkten Einblick in alles Geschehene, in die Dinge und ihre Motive mitbringen. Eine solche Charakteristik des Fürsten gehört der Zukunft an. Eines aber möge hier, wie ein nicht abzuweisendes Bekenntniß, seinen Ausdruck finden, die Ueberzeugung, daß, soweit menschliches Wissen und Erkennen reicht, Hardenberg ein auserwählter Mann war, ein Mann, dem nach dem Rath und Willen Gottes die Aufgabe zufiel, die Rettung unseres Vaterlandes glücklich durchzuführen. Selbst seine Schwächen leisteten dieser Aufgabe Vorschub. Ein bloßer sans peur et sans reproche (etwa wie Stein oder Marwitz, zu denen wir freilich freudiger und gehobener aufblicken) hätte es muthmaßlich nicht vermocht. Der Fürst war kein sans reproche; seine Fehler liegen zu Tage. „Man braucht kein moralischer Herrschel zu sein (wie sein Biograph sich ausdrückt), um diese Fehler mühlos zu entdecken.“ Aber diese Mischung von Edlem und minder Edlem, von Schlauheit und Offenheit, von Nachgiebigkeit und Festigkeit, war genau das, was die Situation erheischte. Eigensinn und Prinzipienreiterei hätten uns verdorben. Sein Leben (Vorbild oder nicht) hat uns gerettet; wie er selber in Bescheidenheit hinzusetzen würde: durch die Gnade Gottes.

Friedland.

Der Nixen muntre Schaaren,
Sie schwimmen flracks herbei,
Nun einmal zu erfahren
Was in den Mauern sei.

Uhland.

Alt-Friedland, vormals Kloster-Friedland, bildet die zweite Hälfte des Besitzes, den Markgraf Carl von Schwedt in diesen Gegenden, d. h. am Rande des Oderbruchs inne hatte. Die andere Hälfte war Quilitz (Neu-Hardenberg) von dem wir im vorigen Kapitel gesprochen.

Friedland war in alten Zeiten ein Nonnenkloster des Cisterzienser-Ordens, desselben Ordens, der die ersten Anfänge der Cultur in das Land zwischen Elbe und Oder trug, den Ackerbau schuf und, wie das Land wirthbar machte, so auch das Volk belehrte und unterwies. Was die Geschichte dem Cisterzienser-Orden im Allgemeinen nachrühmt, das traf innerhalb der Marken (d'rin alles „wüst und leer" war) in verdoppeltem Maße zu. „Die Cisterzienser waren frei von jener geistigen Zerstreutheit, welche damals die gewöhnliche Folge scholastischer Streitigkeiten war. Sie waren ausgezeichnete Landwirthe, immer voran mit ihrer Hände Arbeit. Aber ihrer Hände Arbeit bestand nicht blos außerhalb der Klostermauern im Ausroden des Waldes, im Fällen der Bäume, im Umgraben der Erde, sondern auch innerhalb des Klosters im Abschreiben der Bücher. Sie brach-

ten nicht nur das Christenthum, sie brachten auch die Cultur: sie bauten, sie lehrten. Dabei waren sie vor anderen ausgezeichnet in der Kunst der Bekehrung.“ So beschreibt sie die Geschichte des Ordens.

Wann Kloster Friedland gegründet wurde, ist nicht mehr mit Bestimmtheit festzustellen, da im Jahre 1300 das alte Kloster (zum Theil) sammt seinen Urkunden verbrannte. Doch läßt sich nachweisen, daß es bereits ziemlich lange vor 1271 bestand, also durchaus in die erste Zeit der Germanisirung dieser Landestheile zurückreicht. Der Evangelist Johannes war der Schutzheilige des Klosters; die Klosterkirche war der heiligen Jungfrau geweiht.

Wahrscheinlich in demselben Jahre (1300), in dem das alte Kloster niederbrannte, wurde auch bereits mit dem Aufbau eines neuen begonnen. In eben diesem Jahre wurde eine Urkunde ausgestellt, worin Markgraf Albrecht dem Kloster seinen alten Besitz bestätigte. Wir ersehen daraus, daß Kloster Friedland damals folgendes besaß: das Städtchen (jetzt Dorf) Friedland; ferner die Dörfer Ringenwalde, Biesdorf und Lüdersdorf; ferner Antheile an den Dörfern Metzdorf, Löwenberg, Beiersdorf, Börnecke, Ladeburg, Klein-Barnim und Marzahne; ferner (ganz oder theilweis) die Alebrand-Mühle bei Friedland, die Lapenow'sche Mühle bei Ringenwalde und die Dornbusch-Mühle bei Bliesdorf. Besonders reich aber war Kloster Friedland an schönen Seen, deren Fisch-Ertrag für die frommen Jungfrauen ausgereicht haben würde, wenn auch das ganze Jahr aus Fasttagen bestanden hätte. Das Kloster besaß nämlich: den Kloster- und Kiezer-See bei Friedland, den Großen und Kleinen Tornow-See bei Probsthagen (jetzt Pritzhagen), den Griepen-See, den Buckow'schen See, den Weißen-See und zum Theil den Großen Schermützel-See, alle vier bei Buckow gelegen. Dazu gesellte sich ein Weinberg bei Wriezen und von Seiten der obengenannten Dornbuschmühle die Verpflichtung: den Nonnen zu Friedland täglich vor Sonnenaufgang eine warme Semmel zu liefern. Diese „warme

Semmel" gönnt uns Einblick in die gemüthliche Seite des Klosterlebens.

Es scheint indessen bei diesen und ähnlichen Gemüthlichkeiten nicht sein Bewenden gehabt zu haben, denn die nächste Urkunde (freilich 85 Jahre später) ist bereits darauf aus, durch Ordinationen und Befehle dem um sich greifenden Sittenverfall zu steuern. Es war die Zeit, wo die strenge Klosterregel überall einer „milden Praxis" zu weichen begann, ganz besonders in der Mark, wo die ursprüngliche, kaum gezähmte Wildheit der Bewohner, unter der bairischen und luxemburgischen Herrschaft, neu hervor zu brechen begann. Auch die Klöster wurden davon berührt. Einst war das Leben innerhalb derselben stark genug gewesen, nach außen hin bildend und sittigend zu wirken, jetzt, schwach geworden, drang, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, der allgemeine Sittenverfall von außen her in die Klostermauern ein. Das ersehen wir mit aller Bestimmtheit aus der zweiten Urkunde (vom 3. Juli 1381), der Riedel die Ueberschrift gegeben hat: „Dietrich, Bischof von Brandenburg, ordnet die Einrichtungen des Klosters Friedland." Sie ist die wichtigste unter allen Urkunden, die auf das Kloster Bezug nehmen, weshalb wir uns ausführlicher mit derselben beschäftigen. Es ist dreierlei, was wir aus dieser Urkunde ersehen: 1) das Regiment des Klosters; 2) die Thatsache des Verfalls; 3) die Mittel und Wege diesem Verfall zu steuern.

1. Die Urkunde beginnt, Einblicke in das „Regiment des Klosters" gönnend, wie folgt:

> Dietrich durch die Gnade Gottes und des heiligen Stuhles Bischof von Brandenburg, entbietet der in Christo geheiligten Abbatissin, der Priorin und dem ganzen Kloster der heiligen Frauen in Fredelant, so wie auch dem sehr ehrenwerthen Praepositus derselben (d. h. dem Probst) Gruß im Herrn und ermahnt sie unseren Statuten, Ordinatorien und Mandaten fest und treu zu gehorsamen.

Gleich dieser erste Satz der Urkunde belehrt uns über manches Abweichende. Wir sehen zunächst das Kloster unter dem

Bischof stehen. Dies war nicht das Herkömmliche. Wir finden in der Geschichte des Cisterzienser-Ordens folgendes: Der heilige Stephan (Stephan Harding, ein Engländer) hatte mit den Bischöfen, in deren Diöcesen die Klöster standen, einen wichtigen Vertrag geschlossen. Er versprach ihnen nämlich, daß in ihren Sprengeln nie ohne ihre Gutheißung ein Kloster errichtet werden sollte, und sie gaben ihm ihrerseits wiederum die Versicherung, daß sie freiwillig auf ihr Recht hinsichtlich der Beaufsichtigung verzichten wollten. So weit die Geschichte des Ordens. Doch ist es möglich, daß in der Mark Brandenburg von Anfang an diese Dinge sich anders (oder wenn man so will, wieder im Einklang mit den früheren Zuständen des Ordens) gestalteten und die Klöster, ohne Cisteaux und das französische Herkommen zum Muster zu nehmen, in eine Abhängigkeit von den Bischofsitzen eintraten.

Das andere, was in diesem Eingangssatz der Urkunde auffällt, ist das Vorhandensein — neben der Aebtissin und dem Propositus — einer besonderen Priorin, während doch die Klöster im Allgemeinen nur eine Aebtissin oder Priorin, aber nicht beides zugleich kannten. Ja (das sei schon hier bemerkt) unser Kloster Friedland scheint in der Folge noch um einen Schritt weiter gegangen zu sein, indem wir aus dem Jahre 1486 einer andern Urkunde begegnen, in der nicht nur von einem Präpositus, einer Aebtissin, einer Priorin, sondern auch noch von einer Subpriorin gesprochen wird. Es scheint fast, daß sich die Einrichtungen in diesen, vom Mittel- und Ausgangspunkte des Ordens (Cisteaux) weit abgelegenen Klöstern, sehr wesentlich anders gestalteten, als in Gegenden, die diesem Mittelpunkte näher lagen.

2. Die Urkunde fährt nun (die Thatsache des Verfalls constatirend) folgendermaßen fort:

> Wir wissen und haben aus der Evidenz der Thatsachen erfahren, daß überall, wo die Herrschaft der Zucht verachtet wird, die Religion selber Schiffbruch leidet. Wir haben daher Vorsorge getroffen, damit nicht durch Verachtung

dieſer Zucht, an denen die ſich Chriſto verlobt haben, Unpaſſendes wahrgenommen werde, was angethan iſt, dem Ruhm der Tugend und Ehrbarkeit einen Makel anzuheften, oder die göttliche Majeſtät zu beleidigen. So denn haben wir, mit Uebergehung geringerer Dinge, in Nachſtehendem in Betracht gezogen, wie euer Zuſtand würdig und angemeſſen zu reformiren ſei.

Der Zuſtand des Kloſters war alſo der Reform bedürftig. Es ſcheint aber faſt, daß er derſelben ſogar dringend bedürftig war, denn der letzte Satz der Urkunde (nachdem aufgezählt iſt, in welcher Weiſe die Zucht und Sitte wieder hergeſtellt werden ſoll) ſchließt mit folgender Androhung:

Wer aber unter euch, ſei es im Einzelnen oder in all und Jedem, noch 12 Tage nachdem dieſe Statuten, Ordinationen und Befehle zu eurer Kenntniß gelangt ſind, als frecher Verletzer oder freche Verletzerin ſich erblicken läßt, erfährt die Sentenz der Excommunikation, von welcher der Betroffene, es ſei denn er ſtürbe (nisi in mortis articulo), nicht ohne unſere ſpecielle Erlaubniß abſolvirt werden wird.

3. Den Hauptinhalt der Urkunde bildet aber die Aufzählung der verſchiedenen Punkte, die der Reform bedürftig ſind und die Angabe des Guten, der Ordensregel Entſprechenden, das an die Stelle eingeriſſener Unordnung zu ſetzen iſt. Die Urkunde ſagt darüber:

a) So denn, nach fleißiger Berathung und Verhandlung, ſetzen wir feſt, ordiniren und befehlen wir, in wieweit ihr Nonnen unter feſter Clauſur zu verbleiben habt. Zu allen Thüren, deren Eingang und Ausgang erforderlich iſt, ſollt ihr zwei verſchiedene Schlüſſel haben, der eine, von innenher, für euch Abbatiſſin, der andere, von außenher, für euch Herr Präpoſitus, ſo daß Niemand ein- oder ausgehen kann, ohne Wiſſen und Zulaſſung von euch beiden. Wir ordnen dabei ferner an, daß keine der Nonnen,

unter was immer für Vorwand, Erlaubniß haben soll, außerhalb des Klosters wohnende Freunde, noch auch überhaupt draußen Lebende zu besuchen, so wie wir auch befehlen, daß niemand ohne specielle Erlaubniß der Abbatissin (von innen her) oder des Präpositus (von außen her) an das Küchenfenster (ad fenestram collationi) herantreten soll. Auch soll keine der Nonnen eine besondere Wohnung (habitaculum) oder sonstige Bequemlichkeit haben, noch auch außerhalb des gemeinschaftlichen Refektoriums oder eines andern gemeinschaftlichen Eßraums (cenaculum) zu Mittag oder zu Abend essen.*) Nur in gewissen Fällen wird die Abbatissin von dieser Anordnung Abstand nehmen können, aber doch immerhin so nur, daß alsdann an einem andern, eigens und speciell dazu bestimmten Orte, die Mahlzeit eingenommen werden muß.

b) Im Uebrigen, in Gemäßheit der zweiten Ordensregel und nach alter löblicher Gewohnheit dieses Klosters, sollt ihr der Abbatissin in allem folgsam und gehorsam sein. Und wenn eine unter euch, wegen Ausschreitung und Unterlassung, Mahnung oder Strafe verdient, so soll sie dem Ausspruch der Abbatissin, in Gemäßheit der Ordensregel Gehorsam leisten, soll auch nicht von irgend einer andern bei

*) Diese Verordnungen waren gewiß um so nöthiger (aber freilich um so schwieriger durchzuführen), als alle solche Klöster, die, wie Kloster Friedland, nur eine lokale Bedeutung hatten, oder einem lokalen Bedürfniß entsprachen, wie von selber, aus einem kirchlichen, zugleich auch zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt des Kreises wurden. Die Pfuels und die Ploms, die Eickendorfs und die Hoendorfs, die Stranze, Barfuse und Wulffens, wie sie ihre Güter in nächster Nähe um Kloster Friedland herum hatten, so hatten sie ihre Töchter in demselben. Die einfache Folge davon war, daß das Kloster, im besten Sinne des Worts, zu einem Rendezvous-Platze wurde, wohin die adligen Insassen des Kreises ihre Neuigkeiten trugen, um sie gegen andere umzutauschen. Die Welt innerhalb und außerhalb der Klostermauern war dieselbe. Alles war verfippt, verschwägert und die Cordialität, die Familien-Zugehörigkeit mußte natürlich die Aufrechthaltung der Disciplin erschweren.

diesen Vorgängen gegen die Abbatissin vertheidigt werden, außer wenn es die Ordensregel gestattet.

c) Und ihr sollt ferner keine Mägde oder besondere weltliche Dienerinnen, weder innerhalb des Klosters, noch auch außerhalb desselben, zu diesem oder jenem Geschäft haben, außer solche, welche durch euren Präpositus zugelassen und zu eurer Bedienung speciell erlesen sind; noch auch soll euch gestattet sein unter was immer für Vorgabe, irgend eine weltliche Jungfrau in euer Kloster auf längere oder kürzere Zeit als Mitbewohnerin aufzunehmen, es sei denn auf specielle Erlaubniß. Und wenn ihr in Folge unserer Erlaubniß eine solche unter euch aufgenommen habt, so soll sich diese Aufgenommene (suscepta) kleiden wie ihr, in ein eben solches Kleid und eine graue Tunica darüber. Und einmal aufgenommen soll sie das Kloster nicht wieder verlassen, unter was immer für Vorgabe, vor Ablauf einer vorher festgesetzten Zeit, es sei denn, daß sie unsere Erlaubniß dazu erhielte. Und für den Fall, daß etwas für die Kosten solcher Mitbewohnerin beigesteuert wird, so sollt ihr dies dem Präpositus geben oder irgend einem andern, in den ihr Vertrauen setzt. —

d) Im Uebrigen sollt ihr eine Lehrschwester oder Schulmeisterin, so wie auch eine Gemeindeschule für Knaben und Mädchen (ad omnes moniales juniores) haben, und zwar dergestalt, daß die Knaben von Seiten der Lehrschwester oder Schulmeisterin zu bestimmten und herkömmlichen Zeiten unterrichtet werden, wobei sie (die Knaben) nach Schul- und Lehrordnung, in allem was Zucht und Schulwissenschaft angeht, der Lehrschwester zu gehorchen haben.

e) Und keine unter euch soll über Bedürfniß oder anders, als durch den Präpositus verabreicht wird, Speise und Trank fordern oder nehmen, sondern soll zufrieden sein mit dem, was durch den Präpositus gegeben wird. —

Außerdem sollt ihr bestrebt sein, durch Tracht und Kleid (vestitu et habitu) in Schuhen, in Haarschleifen, in eng schließenden Gürteln, in Gürtelschnebben keinen andern Schmuck zu haben, als solchen, welchen die Kirche zuläßt; noch sollt ihr, weil es der Scham, der Sitte und eurem Geschlecht widerstreitet, Maskenspiel und Maskenscherze treiben, noch auch sollt ihr die Geburtstage oder andere jährlich wiederkehrende Feste besonders halten und festlich begehen.

f) Ebenso, wenn es sich trifft, daß ihr gemeinschaftlich ausgehet und in Procession das Cimiterium umschreitet, so werde keine von irgend wem berührt oder nach Sitte weltlicher Frauen an Hand oder Arm geführt, vielmehr kehret alle, nach dem Umgang in euer Kloster zurück, so daß kein anderer Zutritt zu euch offen steht, wie der, der oben beschrieben wurde.

g) Im Uebrigen, auf daß ihr aufmerksamer den heiligen Gebräuchen (divino cultui) obliegen könnt, sollt ihr nicht versuchen, Brote oder Backwerk zu Hochzeiten oder andern Festlichkeiten zu machen, zu kochen oder zu schicken.

Dann wird der Präpositus ermahnt, auch seinerseits das Rechte und Billige zu thun, niemand darben zu lassen, niemandem Grund zur Klage zu geben. Jedes Klostermitglied aber, das alsdann noch zu Uebertretungen schreitet und Gehorsam weigert, wird (wie oben schon wörtlich mitgetheilt) mit Excommunication bedroht.

Ob und inwieweit dieser Erlaß des Brandenburgischen Bischofs der eingerissenen „milden Praxis" ein Ziel setzte, das erfahren wir nicht. Zwar sind es noch verschiedene Urkunden, denen wir auf dem langen Wege von 1381 bis zur Aufhebung des Klosters begegnen, aber außer den Namen einzelner Aebtissinnen, Priorinnen und Pröbste, entnehmen wir denselben nichts weiter, als daß gelegentlich ein Pfuel oder Wulffen eine Schenkung machte, oder ein Ilow, ein Platen, dies oder das — meist Zölle

und Hebungen — an das Kloſter Friedland (das immer, wie es ſcheint, bei Kaſſe war) verpfändete.

So gingen die Dinge bis zum Jahre 1540, wo — nach Anſchluß des Kurfürſten an die Lehre Luthers — die Säculariſation von Kloſter Friedland erfolgte. Man zog die Kloſtergüter ein, reſpektirte aber die Perſonen, d. h. beließ die Nonnen (ſpittelfrauenhaft) in ihren Zellen und wartete ihr Ausſterben ab. Dies Ausſterben ließ aber lange auf ſich warten (die Luft um Friedland herum war geſund).

Das Kloſter ging inzwiſchen, gleich in den erſten 20 Jahren, aus einer Hand in die andere über, wobei die Nonnen, wie ein altes Inventarium, immer mit überliefert wurden.

1568 endlich regelten ſich die Dinge in einer zufriedenſtellenden Weiſe. Vier Jahre früher ſchon hatte Joachim von Roebel die geſammten Kloſtergüter durch Kauf an ſich gebracht; jetzt (1568) gelang es ihm auch, die Nonnen zu einem Aufgeben ihrer Wohnungs-Anſprüche zu vermögen. Eine Urkunde darüber wurde aufgenommen, die noch exiſtirt. Es heißt darin, mit einem leiſen Vorwurf gegen den ſäkulariſirenden Kurfürſten:

> Und dieweil hin und wieder in der Welt, ſonderlich auch im heiligen römiſchen Reiche allerhand Permutationen hinſichtlich der Klöſter und geiſtlichen Güter vorgefallen ſind (Veränderungen, die wir diejenigen verantworten laſſen, denen es gebührt und zugeſteht), ſo haben wir gedachtem Joachim Röbel, unſerm Schwager, Freund und Landsmann, dieſes Kloſter gegönnt und ihm Brief, Siegel und Wohnung abgetreten.

Aus eben dieſer Urkunde lernen wir auch die Namen derjenigen Damen kennen, die damals noch, wie eine Hinterlaſſenſchaft aus der katholiſchen Zeit her, als Nonnen von Kloſter Friedland exiſtirten. Es waren:

> Urſula von Barfus, Priorin. — Anna von Krummenſee, Schaffnerin. — Urſula von Pfuel. — Margarethe von Stranz, Küſterin. — Urſula von Bar-

fus II., Nonne. — Magdalene von Löwenberg. — Ursula von Hoppenradt.

Die Letztgenannte war die Jüngste. Sie war 42 Jahre früher als letzte Nonne aufgenommen worden, jetzt also, bei Unterzeichnung der Urkunde, muthmaßlich eine Dame von einigen sechzig Jahren. Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie alt die älteste gewesen sein möge.

Kloster Friedland blieb zwei, vielleicht nur anderthalb Jahrhunderte lang im Besitz der Roebels. Etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam es, wie bereits Eingangs erwähnt, zusammen mit Quilitz, an den Markgrafen Karl, der sich wenigstens vorübergehend, hier aufzuhalten pflegte. Seine bevorzugte Geliebte, eine Mamsell Siebert (der er in der Köpnicker-Straße zu Berlin ein schönes Haus bauen ließ) war eine Tagelöhnertochter aus Friedland.

Wie Friedland endlich an den General von Lestwitz und dadurch an die Familie Itzenplitz kam, erzähle ich im folgenden Kapitel, unter Cunersdorf.

Die Lage Kloster Friedlands, — auf einem schmalen Landstreifen zwischen zwei Seen, dem Kloster- und dem Kiezer-See — muß von nicht gewöhnlicher Schönheit gewesen sein, als die umgebende Bruchlandschaft noch ihren alten Charakter hatte und die hohen Giebel der Klostergebäude abwechselnd in den einen oder andern See ihre Schatten warfen. Aber ein solches Bild bietet sich dem Auge nicht länger dar, und die Trümmer verschiedener anderer märkischer Klöster machen einen tieferen und mehr poetischen Eindruck, theils, weil die Trümmer selber pittoresker, theils, weil ihre Umgebungen (bei sonst mannigfach Verwandtem) ansprechender sind. Die Lage z. B. des zur Schwedenzeit durch Feuer zerstörten Jungfrauen-Klosters zu Lindow, zwischen dem Wutz- und Gudelack-See, ist der Lage Kloster Friedlands nahe verwandt, aber die epheuumrankten Mauern, die Storchnestgeschmückten Giebel, vielleicht auch die Hügel-Lage zwischen den Seen, leihen jener Klosterruine im Ruppinschen einen romantischen Reiz, dessen Kloster Friedland entbehrt.

Kloſter Lindow iſt ſchöner gelegen, vielleicht auch maleriſcher in ſich ſelbſt, als Kloſter Friedland, aber dies letztere iſt beſſer erhalten, und die Umfaſſungsmauer z. B., ferner das Haus des Probſtes, ein Stück Kreuzgang, vor allem das Refektorium, zeigen ſich zum Theil in noch gutem Zuſtand.

Das Refektorium, jetzt als Malzplatz benutzt, läßt ſich in ſeinen baulichen Einzelheiten noch genau verfolgen. Es ſcheint der Styl früherer Gothik und der Bau, wie er da iſt, dürfte der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehören. Das alte Kloſter, das 1300 großentheils durch Feuer zerſtört wurde, war zweifellos ein romaniſcher Bau*). Der Neubau aber, der nun an die Stelle des niedergebrannten trat, wurde höchſt wahrſcheinlicherweiſe in demſelben Style aufgeführt, in dem wir bis dieſen Augenblick noch das Refektorium erblicken. Vielleicht iſt dies Refektorium auch derjenige Theil des Gebäudes, der das Feuer vom Jahre 1300 überdauerte. Die gewölbte Decke deſſelben wird von drei Säulenpfeilern getragen. Zwei dieſer Pfeiler ſind rund, der dritte (mittelſte) 4 oder 6eckig. Die Gewölbe, die auf den Pfeilern ſtehen, ſind vielgeribbt, ſo daß immer 16 Ribben auf einem Pfeiler ruhen, oder aus demſelben palmenhaft aufwachſen. Der Raum zwiſchen den Pfeilern iſt verſchieden, und von oben nach unten zu abgeſchritten, bemerkt man, daß der Zwiſchenraum von Pfeiler zu Pfeiler immer von 1 bis 2 Fuß kleiner wird. Es ſtehe dahin, ob dies Abſicht oder Zufall iſt.

*) Die größte unter den Filial-Kirchen des Kloſters war die zu Ringenwalde, eine alte, im romaniſchen Style aufgeführte Feldſteinkirche, die ſich bis dieſen Tag trefflich erhalten hat und — wie ſie muthmaßlich uns veranſchaulicht, wie die alte Kloſterkirche zu Friedland war — zugleich als Muſter dafür dienen kann, wie vor 600 Jahren von den Chriſtenthum und Cultur bringenden Ciſterzienſern, märkiſche Dorfkirchen gebaut wurden. Alles zeigt noch durchaus den Charakter der „geiſtlichen Burg“: hoch hinaufgehende Feldſteinmauern, dann, ziemlich dicht unterm Dach, kleine, rundgewölbte Fenſter, mit Oeffnungen wie Schießſcharten.

Neben dem Kloster, und vielleicht früher in unmittelbarem Zusammenhang mit demselben, steht die ehemalige **Klosterkirche**, jetzt die Dorfkirche. Sie ist nicht mehr was sie war. Der Thurm ist kein eigentlicher Thurm mehr, (wird jetzt neu und massiv erbaut) und die Kirche selbst hat unter den verschiedenen Umbauten, denen sie unterworfen wurde, ihren gothischen Charakter fast völlig verloren. Sie besitzt aber aus alter katholischer Zeit her noch mehrere Werthstücke, unter denen, in Kugler's Kunstgeschichte, vor allem eines **Taufbeckens** Erwähnung geschieht. Ich glaube indessen — irrthümlich. Möglich, daß damals, wo man sich der Mühe des Umherreisens, der Specialforschung in den Provinzen (besonders auch in unsrer Mark) noch wenig unterzogen hatte, ein solches Taufbecken, das zufällig in die Hand eines Kunstforschers kam, als etwas Besonderes angesehen wurde, ähnlich wie noch vor Kurzem die vergoldeten Bilder-Altäre, von denen einige in Berlin ausgestellt waren, eine gewisse Verwunderung hervorriefen. Ebenso gewiß indeß, wie nunmehr die Existenz von hunderten solcher Bilder-Altäre aus katholischer Zeit her, nachgewiesen ist, ebenso gewiß giebt es auch hunderte solcher Taufbecken, wie sie die Friedländer Kirche aufweist.

Was aber nicht nach hunderten anzutreffen ist, und was in der That eine Sehenswürdigkeit in Friedland bildet, das sind drei reichvergoldete Abendmahlskelche, die noch, als Werth- und Erinnerungsstücke aus der vorlutherischen Zeit her, im Pfarrhause aufbewahrt werden. Alle drei sind von verwandter Form und nur der Größe nach verschieden. Auf einem breiten Fuß ruht ein tulpenförmiger Kelch, in der Mitte des kurzen Stiels aber, der diese Kelchtulpe trägt, legt sich ein sechseckiges Ornament, ringförmig um den Stiel herum. Eins dieser sechseckigen Ornamente ist hohl und von durchbrochener Arbeit; innerhalb desselben klappert eine Reliquie, ein Knochensplitter oder der Zahn eines Heiligen. Derselbe Kelch (einer der kleineren) trägt auf seinem Fuß die Namen: Martha. Johannes. Welsickendorp. Ein anderer (der größte

und schönste) zeigt, statt der Namen, drei sauber einradirte Marienbilder, nach Stellen aus der Offenbarung und abwechselnd mit diesen drei Radirungen, drei kleine Goldskulpturen, hautreliefartig auf den Fuß des Kelches aufgelöthet. Diese kleine Goldfigürchen stellen „Maria und Johannes zu beiden Seiten des Gekreuzigten", ferner „St. Georg, den Drachen tödtend" und schließlich noch ein Drittes dar, dessen Entzifferung mir nicht gelungen ist.

Diese Kelche beweisen zur Genüge (und mehr als alles andere, was vom Kloster übrig geblieben ist), daß Kloster Friedland zu den reicheren Stiftungen des Landes gehörte. Es darf auch nicht wundern: zählten doch die Barfus, die Pfuels, die Krummensee und Ilows, deren Töchtern wir, wie mehrfach hervorgehoben, vorzugsweise im Kloster Friedland begegnen, zu den begütertsten und angesehensten Familien des Landes. Ueber den Ort, wo die Kelche herstammen, ist Nichts bekannt. Man denkt natürlich zuerst an Augsburg oder Nürnberg; doch sind sie, neben der Sauberkeit und Sorglichkeit der Ausführung, auch namentlich von solcher Grazie der Form, daß ich annehmen möchte, ihre Heimath liege noch weiter südlich.

Wir hoben schon hervor, daß die Geschichte „Kloster Friedlands" mit dem Eingehen des Klosters nicht ihre Endschaft erreichte. Die Roebels und der Markgraf Karl von Schwedt folgten im Besitz; aber keiner von ihnen hat nachträglich dem alten stillen Klosterdorf einen veränderten Charakter aufzudrücken vermocht. Es konnte auch kaum anders sein. Die Roebels lebten in Buch (bei Berlin), das ihnen schon, um der Nähe der Hauptstadt willen, lieber sein mußte und scheinen in Friedland niemals dauernd Wohnung genommen zu haben. Der Markgraf war allerdings von Zeit zu Zeit hier anzutreffen; aber seine Besuche waren doch zu flüchtig und zu selten, als daß der Wunsch in ihm hätte lebendig werden können, ein Schloß an dieser Stelle aufführen zu lassen. Ein einfaches Wohnhaus genügte dem Bedürfniß. Dies Wohnhaus existirt noch und in ihm, als ein einziges

direktes Erinnerungsstück an die Zeit des Markgrafen, ein trefflich gemaltes Bildniß desselben (halbe Figur). Ich weiß nicht, ob andere Porträts von ihm vorhanden sind; wäre es das einzige, so dürfte es schon um deshalb einen gewissen historischen Werth beanspruchen können.

Das Bild erinnert noch an Markgraf Karl und — nicht zu vergessen — ein andres noch: eine Glocke, die er der Kirche seiner Zeit zum Geschenk machte. Sie führt nicht den Namen eines Heiligen, sondern heißt: „Markgraf Karl." Ob er selber, durch Beispiel und Mahnung, die Dörfler jemals zur Kirche gerufen, ist mindestens zweifelhaft (es waren nicht die Zeiten danach), aber die Glocke thut es jetzt statt seiner, und so oft sie am Sonntag Morgen erklingt, heißt es im Dorf: Markgraf Karl ruft.

Cunersdorf.

Und Welchen Gott so reich bedacht,
Daß er ein Held ist in der Schlacht
Und hat dazu ein gläubig Herz,
Dem kann man trauen allerwärts.

Otto Roquette.

Cunersdorf ist Nachbargut vom Kloster Friedland und gehört, wie dieses, der Itzenplitzischen Familie an. Es ist zunächst, ohne seinem eignen Ruhme zu nahe treten zu wollen, nicht zu verwechseln mit dem berühmteren Schlachten-Kunersdorf (zum Unterschied gewöhnlich mit einem K geschrieben), das, weiter östlich, eine halbe Meile jenseits Frankfurt gelegen ist, während unser Cunersdorf diesseits der Oder, zwischen Wrietzen und Selow liegt.

Um über Cunersdorf zu schreiben, ist es nöthig noch einmal auf Kloster Friedland und das Jahr 1763 zurückzugehn, in welchem Jahre — wie schon früher hervorgehoben — die bis dahin Markgraf Carl'schen Güter Quilitz und Friedland, an die Krone zurückfielen. Sie blieben aber nicht lange bei der Krone, indem der König im selben Jahre noch beide Güter als Dotationsgüter an zwei seiner Lieblings-Offiziere verlieh. Quilitz schenkte er an den damaligen Obristlieutenant von Prittwitz; Friedland erhielt der Major (oder Obristlieutenant) von Lestwitz. Noch einmal sei hier das Wort citirt: Prittwitz a sauvé le roi, Lestwitz a sauvé l'état.

Lestwitz besaß nun Friedland; wie aber kam er zu Cunersdorf? Das geschah so.

Lestwitz war in Zweifel darüber, ob er Friedland als Lehn oder als Allodium erhalten habe und scheute sich doch, bei dem König deshalb anzufragen. War es Lehn, so fiel das Gut, da er keinen Sohn hatte, nach seinem Tode an die Krone zurück. In dieser Verlegenheit — einerseits von dem lebhaften Wunsche erfüllt, seiner einzigen Tochter ein Gut als Erbe zu hinterlassen, und andrerseits von der berechtigten Vorstellung ausgehend, daß es mißlich sei, ohne ausdrückliche Erklärung des Königs, Friedland als Allodium und freien Besitz anzusehen — entschied er sich dafür, das benachbarte, vormals von Barfus'sche Gut Cunersdorf anzukaufen und sich dadurch in die Lage zu bringen, seiner Tochter, wie immer späterhin auch die Ansicht des Königs sich herausstellen möge, doch jedenfalls ein Gut hinterlassen zu können. Er kaufte also Cunersdorf.

Bald darauf sah Lestwitz die Nothwendigkeit ein, sich auf einem seiner Güter standesgemäß einzurichten, d. h. ein Schloß zu bauen. Da ihm der dauernde Besitz Friedlands (dauernd über seine eigene Lebenszeit hinaus) zweifelhaft war, so entschied er sich selbstverständlich dafür, das Schloß in dem neu erworbenen Cunersdorf*) aufführen zu lassen. Als der Bau halb fertig war, kam der König auf einer seiner Inspectionsreisen des Weges. „Lestwitz, warum baut Er denn in Cunersdorf und nicht in Friedland?" Jetzt war der Moment der Erklärung gekommen. Lestwitz antwortete, daß er keine Söhne und nur eine Tochter habe, und davon ausgegangen sei, daß Friedland nach seinem (Lestwitz's) Tode, an den König zurückfallen werde. „Ich

*) In Cunersdorf war zwar noch, aus der Barfus-Zeit her, ein Herrenhaus, aber weder geräumig genug, noch ausreichend in seiner Einrichtung. Dies alte Barfus'sche Herrenhaus existirt noch (es steht dem Schloß gegenüber) und veranschaulicht sehr gut, wie der Adel vor 200 Jahren lebte.

weiß ja, daß Er keine Söhne hat", antwortete der König gnädig, „es soll Alles Seiner Tochter verbleiben."

So kamen Cunersdorf und Friedland an die Familie Lestwitz, Friedland als freier Besitz aus Königs Hand, Cunersdorf durch Kauf. Friedland, das einst eine glänzende Zeit gehabt hatte, verlor mehr und mehr. Nur Kirchdorf blieb es. In Schloß Cunersdorf aber lebten die Lestwitze und nach ihnen die Itzenplitze, von denen beiden ich in Nachstehendem zu erzählen haben werde.

[Hans Georg Sigismund von Lestwitz, von 1763—1788.]

Lestwitz ebenso wie auch Prittwitz gehört in die Reihe derjenigen Offiziere des großen Königs, denen es, bei verhältnißmäßig noch jungen Jahren, vergönnt war, durch irgend eine glänzende Kriegsthat in die Geschichte einzutreten, denen wir aber, während der letzten 30 Jahre ihres Lebens, wo sie zu hohen Stellungen gelangten, kaum wieder begegnen, weil der andauernde Friede jede Gelegenheit zu Thaten verbot, die der historischen Aufzeichnung werth gewesen wären. Ich gebe hier alles, was ich über Lestwitz habe in Erfahrung bringen können.

Hans Sigismund von Lestwitz wurde am 19. Juni 1718 zu Kontop im Glogauschen geboren. Sein Vater war der spätere General-Lieutenant Johann George von Lestwitz, seine Mutter, Helene, geb. Freiin von Kottwitz. Die Lestwitze, die im Mannesstamme, mit unserm Hans Sigismund ausstarben, gehörten den vier alten schlesischen Familien an (die Lestwitze, die Prittwitz, Strachwitz und Zedlitz), die schon bei Liegnitz in der Mongolenschlacht gefochten hatten. Hans Sigismund machte seine Studien auf der Universität zu Frankfurt a. d. O., und trat 1734 als Fahnjunker in das daselbst garnisonirende Schwerin'sche Regiment. Er machte die beiden schlesischen Kriege mit, focht bei Molwitz, Chotusitz (Czaslau), Hohenfriedberg und Sorr mit Auszeichnung, und erhielt gleich in der ersten Schlacht des 7jährigen Krieges (bei Lowositz) den Pour

le mérite. 1757 wurde er Major im Regiment Alt-Braunschweig. Er war noch Major in eben diesem Regiment, als die blutige Schlacht bei Torgau (am 3. November 1760) ihm Gelegenheit gab, sich in besonderem Grade auszuzeichnen. Eine vortreffliche Schilderung der „Schlacht bei Torgau“ (von Graf Waldersee) sagt darüber im Wesentlichen Folgendes:

„Der Flügel des Königs war geschlagen; nur vier Bataillone vom Regiment Schenkendorf standen noch in Reserve; unter ihrem Schutze sollte sich die Armee wieder sammeln. Der König fühlte sich durch den Einfluß seiner Kontusion (eine Kartätschenkugel hatte ihn besinnungslos vom Pferde geworfen), so ermattet, daß er sich nicht mehr fähig hielt, das Commando der Armee fortzuführen. Er trat es also (auch Markgraf Karl war blessirt) an den General-Lieutenant von Hülsen ab. Er selbst zog sich aus dem Getümmel zurück.

Um diese Zeit war es, daß einzelne Offiziere die Mannschaften wieder zu sammeln suchten. Besonders zeichnete sich der Major von Lestwitz vom Regiment Alt-Braunschweig dabei aus. Es war ihm bereits gelungen, einige hundert Infanteristen von verschiedenen Regimentern und eine Anzahl Tambours in eine Masse zu formiren, als der König, in der Absicht das Schlachtfeld zu verlassen, vorüber ritt.

„Wer ist Er und was will Er hier machen?“ fragte der König.

„Ew. Majestät, ich bin der Major Lestwitz von Alt-Braunschweig und sammle Offiziere und Leute, um mit ihnen die Höhen zu stürmen.“

„Na, Herr, das ist brav, sehr brav, da mache Er nur geschwind und formire Er einige Bataillone.“

Beim Fortreiten wandte der König sein Pferd noch einmal um und sagte: „Höre Er, mein lieber Lestwitz, sei Er versichert, daß ich Ihm dies nie vergessen werde.“

Der König mochte sich erinnern, daß der Major von Lest-

witz, der Sohn des General-Lieutenants von Lestwitz*) war, den wegen der unglücklichen Capitulation von Breslau (1757) die Ungnade des Königs und die ganze Schwere der Militairgesetze betroffen hatte.

Es glückte Lestwitzen in der That, aus den Zersprengten drei Bataillone zu bilden, zu denen sich nun die vier noch intakt gebliebenen Bataillone des Regiments Schenkendorf gesellten. Diese sieben Bataillone waren es, die, als spät am Abend Zieten die Süptitzer Höhen in der Front attackirte, diesen Frontangriff durch einen Flanken-Angriff unterstützten und dadurch den Tag entschieden.

Der König schrieb (vielleicht nicht ohne eine gewisse Ungerechtigkeit gegen Zieten, den er übrigens andern Tags unter Thränen umarmte) den Erfolg dieses Gefechtes, nächst dem Major von Lestwitz, dem Regimente Schenkendorf zu. Er vergaß auch Lestwitzen nicht. Unmittelbar nach dem Kriege, wie wir bereits gesehen haben, erhielt dieser Amt Friedland, also die Hälfte des ehemals Markgraf Karl'schen Besitzes, und der König, wie um zu zeigen, daß Prittwitz und Lestwitz seinem Herzen gleich nahe ständen, verfuhr bei der Theilung mit solcher Gewissenhaftigkeit,

*) Der Vater (von dem es heißt, daß er an militairischen Gaben den Sohn überragte) war durch die Capitulation von Breslau (1757) in Ungnade gefallen und wurde durch den erzürnten König auf die Festung geschickt. Er verblieb indessen, vielleicht mit Rücksicht auf sein hohes Alter (er war bereits 70), nur kurze Zeit in eigentlicher Haft und erhielt von da ab bloßen Stadtarrest. Er durfte nunmehr in Berlin leben, war aber durch Ehrenwort verpflichtet, nie das Stadtviertel zu verlassen, das durch die Koch- und Zimmerstraße gebildet wird. Hier starb er auch (1767) Nur einmal erhielt er Urlaub. Als sein Sohn, der spätre Generalmajor, zum ersten Male nach Amt-Friedland reiste, um von dem schönen Gute Besitz zu nehmen, durfte ihm der alte Lestwitz dahin folgen, um Zeuge von dem Glück seines Sohnes zu sein. Der König, der ein Interesse an diesem Ereigniß nahm, hatte ihm eigens zwei Adjutanten mitgegeben, damit der Alte, an diesem Ehrentage seines Sohnes, auch seinerseits in allen Ehren eines General-Lieutenants erscheinen könne. Anderen Tages kehrte der 76jährige Herr nach Berlin zurück und trat wieder seinen „Stadtarrest zwischen Koch- und Zimmerstraße" an.

daß er z. B. dem etwas kleineren Amt Friedland noch einige Quilitzer Höfe hinzufügte.

1765 wurde Lestwitz Oberst, 1766 Chef des Leib-Grenadier-Bataillons, 1767 Generalmajor. Er blieb ein Liebling König Friedrichs, der ihn oft in seine Gesellschaft zog. Auch das Testament des Königs (vom 8. Januar 1769) erwähnt seiner wenigstens mittelbar. Es heißt darin §. 28: „Einem jeden Stabsoffizier von meinem Regiment und von Lestwitz, wie auch von der Garde du Corps, vermache ich eine goldene Denkmünze, die bei Gelegenheit unserer glücklichen Waffen und der Vortheile, die unsere Truppen unter meiner Anführung erhalten haben, geprägt worden." 1779, wahrscheinlich unmittelbar nach dem bairischen Erbfolgekrieg (an dem er noch Theil nahm) zog er sich aus dem Dienst zurück. Er starb 1788 am 16. Februar.

[Frau von Friedland.

1788—1803.]

Hans Sigismund von Lestwitz war am 16. Februar 1788 zu Berlin gestorben, seine Leiche aber nach Cunersdorf übergeführt worden. Da ihm, wie wir gesehen haben, Amt Friedland als freies Eigenthum von Seiten des Königs verliehen worden war, so ging nun die ganze Herrschaft Friedland, die bereits eine ganze Anzahl von Gütern zählte, auf seine Erbtochter über, die damals schon den Namen „Frau von Friedland" führte. Mit diesem Namen hatte es folgende Bewandtniß:

Helene Charlotte von Lestwitz, geb. am 18. November 1754, vermählte sich 1771 (also kaum 17 Jahre alt) mit Adrian Heinrich von Borcke, Königl. Gesandten in Dresden, später in Stockholm. Die Ehe war jedoch, durch Schuld des Gemahls, keine glückliche und wurde, bald nach der Geburt einer Tochter (Henriette Charlotte, spätere Gräfin von Itzenplitz) wieder getrennt.

Da die Geschiedene so wenig wie möglich an eine Ehe erinnert sein wollte, die ihr eine Last und Kränkung gewesen war, so nahm sie unter Zustimmung des Königs den Namen einer Frau

von Friedland an und führte das Leſtwitz'ſche Wappen fort. Bei ihrer Trennung von Adrian Heinrich von Borcke lebten die Eltern der Frau von Friedland noch. Dieſe kehrte nunmehr in das väterliche Haus nach Schloß Cunersdorf zurück und lebte daſelbſt ausſchließlich der Erziehung ihrer Tochter und der Ausbildung ihres eigenen Geiſtes. Nach dem Tode des Generals, ihres Vaters, übernahm ſie ſofort die Verwaltung der beiden Güter, und da es ihrem ſcharfen Auge nicht entging, daß die Bewirthſchaftung, um zu größeren Erfolgen zu gelangen, vor allem eines größeren Betriebskapitals als bisher bedürfe, ſo verkaufte ſie ihren Schmuck und ihre Juwelen, um ſich in den Beſitz eines ſolchen Kapitals zu bringen.

Dieſer erſte Schritt, mit dem ſie die Verwaltung ihrer Güter begann, zeigt am beſten, welch raſcher und energiſcher Entſchlüſſe ſie fähig war. Es war eine ſeltene und ganz eminente Frau; ein Charakter durch und durch. General v. d. Marwitz auf Friedersdorf, der ihr Gutsnachbar war, hat uns in ſeinen Memoiren eine Schilderung dieſer ausgezeichneten Frau hinterlaſſen. Er ſchreibt: „Das Meiſte in der Landwirthſchaft (ungefähr alles, was ich nicht ſchon aus der Kindheit wußte, und nachher aus der Erfahrung erwarb) habe ich von einer ſehr merkwürdigen Frau in unſerer Nachbarſchaft gelernt, von einer Frau von Friedland. Wie ich ſie kennen lernte (1802) war ſie ungefähr 12 Jahre im Beſitz der Güter und führte Alles mit beiſpielloſer Ausdauer und Geſchick. Es waren ſechs große Wirthſchaften, die ſie ſelbſt leitete; Unterbeamte hatte ſie keine anderen als Bauern, die ſie ſelbſt dazu gebildet hatte. Nicht nur war der Ackerbau im blühendſten Zuſtande, ſondern ſie hatte ihre Wälder aus ſumpfigen Niederungen, auf bisher öde Berge verſetzt, dieſe Niederungen aber in Wieſen verwandelt, und ſo in allen Stücken. Ein ſolches Phänomen war natürlicher Weiſe weit und breit verſchrieen. Man ſagte, ſie ritte auf den Feldern umher (das war wahr) und hätte beſtändig die Peitſche in der Hand, womit ſie die Bauern zur Arbeit treibe — das war erlogen. Ich fand im Gegentheil eine wahre Mutter ih-

rer Untergebenen in ihr. Wo sie sich sehen ließ, und das war den ganzen Tag bald hier bald dort, redete sie freundlich mit ihnen, und den Leuten leuchtete die Freude aus den Augen. Aber gehorchen mußte Alles. Sie war aber nicht bloß eine Landwirthin, sondern eine höchst geistreiche und in allen Dingen unterrichtete Frau. Ich schulde ihr sehr viel; sie hatte mir, als ich Friedersdorf übernahm, die nöthigen Wirthschaftsbeamten verschafft und die Rechnungsbücher einrichten lassen."

So weit Marwitz über Frau von Friedland. Sehr ähnlich, aber noch lebhafter, wärmer, begeisterter, äußert sich Thaer über dieselbe, der sie im Sommer 1801 (nachdem er schon 1799 ihre erste Bekanntschaft gemacht hatte) bei seinem zweiten Besuch in der Mark näher kennen lernte. Er schreibt: „auf der Grenze ihrer Herrschaft kam uns Frau von Friedland, eine der merkwürdigsten Frauen, die je existirt haben, in vollem Trabe entgegen, sprang vom Pferde, und setzte sich zu uns in den Wagen. Nun ging es in vollem Galopp über Dämme und Gräben weg. Wir fuhren vier volle Stunden von einem Orte zum andern. Fünf bis sechs Verwalter, Schreiber u. s. w. waren immer neben und hinter dem Wagen, und mußten bald eine Heerde Kühe, bald eine Heerde Schafe oder Schweine herbei holen. Da indessen einige der Gesellschaft nicht länger verhehlen konnten, daß ihnen nach einem Imbiß verlange, sagte Frau von Friedland: „wir sind sehr bald zu Hause; wollen Sie aber im Freien essen, kann ich Ihnen sogleich etwas schaffen." Als wir letzteres versicherten, ging es sofort in einen prächtigen Wald hinein, einen steilen Berg hinauf, wo wir erst ein Feuer, und bald darauf eine gedeckte Tafel erblickten, auf einem Platze, wo wir im Vordergrunde dichte Waldung, zur Seite einen großen See und in der Ferne eine weite Aussicht in das herrliche Oderbruch hatten. Eine Menge von Schüsseln, die schönsten Weine, und ein Dessert von Ananas, Weintrauben u. s. w. ward aufgetragen. Aber sie ließ uns zum Essen und Trinken nicht eben viel Zeit. Es ging bald wieder fort, von einer Feldflur zur andern, und so waren wir gewiß 15 Mei-

len die Kreuz und Quer gefahren, ehe wir auf ihrem gewöhnlichen Wohnsitze, auf Schloß Cunersdorf ankamen. Sie hat außerdem noch 7 bis 8 völlig eingerichtete Wohnungen, wo sie, wie es ihr einfällt, Mittag oder Nachts bleibt. Ihre Leute wissen es keine Stunde vorher, wo sie essen oder schlafen will."

Im weitern Verlauf der Schilderung, die Thaer von ihr entwirft, heißt es an anderer Stelle:

„Heute von Morgens 6 Uhr an, bis jetzt, Abends 10 Uhr, hat sie uns nicht fünf Minuten Ruhe gelassen. Wir haben gewiß vier Spann Pferde müde gefahren. So etwas von Aktivität ist mir noch nie vorgekommen. Sie hat über ein Dutzend Verwalter, Schreiber und Meier, und dennoch kennt sie jeden kleinen Gartenfleck, jeden Baum, jedes Pferd, jede Kuh, und bemerkt jeden kleinen Fehler, der in der Bestellung vorgefallen ist, jede Lücke in einer Hecke, jeden falschgestellten Pflug. Sie hat nicht nur mehrere große Branntweinbrennereien und Brauereien, sondern betreibt auch ein starkes Mühlengewerbe, weshalb sie sich förmlich in das Müllergewerk hat einschreiben lassen, so daß sie das Meisterrecht hat, und Lehrburschen ein- und losschreiben kann."

Diese Schilderungen, sowohl die Thaer'schen wie die von Marwitz herrührenden, deuten bereits den Punkt an, worin Frau von Friedland ganz besonders hervorragte; ich meine ihr Organisations- und Erziehungs-Talent, ihre Gabe, Leute aus dem Bauernstande zu treuen und tüchtigen Verwaltern, Förstern und Jägern heranzubilden. Sie zeigte dabei eben so viel Menschenkenntniß, wie sie zugleich Gelegenheit hatte, die Bildungsfähigkeit der hier lebenden deutsch-wendischen Mischrace anzuerkennen.

Die meisten und besten Grundstücke der Herrschaft Cunersdorf-Friedland gehörten (und gehören noch) zu jenem Theil des Oderbruchs, der erst durch die von Friedrich dem Großen, während der in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Odermelioration, dem Wasser und Sumpf abgerungen wurde. Diese Grundstücke waren nicht sofort fruchtbar; mehrere Decennien vergingen, ehe, bei dem damaligen mangelhaften Zu-

ſtande des Ackerbaues in unſerer Provinz, dieſem eroberten Grund und Boden ſehr mäßige Erndten abgerungen werden konnten. Hier treten uns die ganz beſonderen Verdienſte der Frau von Friedland entgegen.

Aber auch verwandten Gebieten wandte ſie ihre Aufmerkſamkeit und ihren Eifer zu. Ihre Baumſchulen, ihre Pflanzungen erregten Erſtaunen, ſo wie denn z. B. im Frühjahr 1803 (bei ihrem Tode) ein Vorrath von 25 Wispeln Kienäpfel zur Ausſaat ſich vorfand. Auch auf Verſchönerungen war ſie, feinen Sinnes, bedacht, und die reizenden Partien zwiſchen Buckow und Pritzhagen, die „Springe", die „Silberkehle" und andere Glanzpunkte der märkiſchen Schweiz, ſind in ihrer erſten Anlage ihr Werk.

Durch Umſicht, Sorgſamkeit und Anſpannung aller Kräfte, über die ſie Verfügung hatte, die Schätze dieſes Bruchbodens gehoben und ſeine Naturkräfte lebendig gemacht zu haben, wird immer ein beſonderes, nicht leicht zu überſchätzendes Verdienſt dieſer ausgezeichneten Frau verbleiben. Was ſie that, wurde Beiſpiel, weckte Nacheiferung und wurde, wie ihr zum Nutzen, ſo dem ganzen Landestheil zum Segen. Sie ſtarb, noch nicht 49 Jahr alt, am 23. Februar 1803 in Folge einer heftigen Erkältung, die ſie ſich, zu raſcher Hülfe herbeieilend, bei einem, auf einem ihrer Güter ausgebrochenen Feuer zugezogen hatte. Ihr Gedächtniß lebt ſegensreich in jenen Oderbruchsgegenden fort, die ihrem Vorbild, ihrem Rath und ihrer Hülfe ſo viel verdanken.

[Graf und Gräfin Itzenplitz
von 1803 bis 1848.]

General Leſtwitz hatte eine einzige Tochter (die Frau von Friedland) gehabt, an die Cunersdorf-Friedland und die dazu gehörigen Güter übergegangen waren; Frau von Friedland hatte ebenfalls eine einzige Tochter (Henriette Charlotte), die nun das reiche Erbe antrat.

Dieſe einzige Tochter, Henriette Charlotte von Bercke, geb. zu Potsdam am 18. Juli 1772, vermählte ſich am 23. Sep-

tember 1792 mit dem eben damals zum Kriegs- und Domainenrath ernannten Peter Alexander von Itzenplitz (geb. am 24. August 1768 zu Groß-Bähnitz im Havelland), und in Folge dieser Vermählung ging das Lestwitz-Erbe an die Familie Itzenplitz über, die sich, zugleich mit älteren Familiengütern in der Altmark und im Havellande, bis diesen Augenblick im Besitz der schönen Herrschaft Cunersdorf-Friedland befindet. Gleich nach seiner Vermählung trat das junge Paar eine vorzugsweise auch auf landwirthschaftliche Zwecke gerichtete Reise nach Holland und England an. Während dieses Aufenthaltes in England schrieb von Itzenplitz, auf ausdrücklichen Wunsch des damaligen Ministers von Struensee, verschiedene Berichte über landwirthschaftliche und commercielle Fragen, worin er seine Beobachtungen und seine Ansichten über das, was sich seinem Auge dargeboten hatte, niederlegte. Diese landwirthschaftliche Reise durch die verschiedenen Länder West-Europa's dehnte sich bis in's zweite Jahr hinein aus. Das junge Paar würde gern auch Frankreich besucht und die Agrikultur-Verhältnisse dieses Landes kennen gelernt haben, wenn nicht die französische Revolution, die eben damals auf ihrer Schreckenshöhe stand, die Ausführung dieses Planes verhindert hätte. Uebrigens erwies sich diese Reise (auch ohne daß Frankreich berührt worden war) von den segensreichsten Folgen für die Bewirthschaftung der eigenen Güter. Besonders waren die englischen Landwirthschaften als mustergültig erkannt worden und ihnen wurde nun als Vorbild nachgestrebt. Darin wurde von Itzenplitz von seiner Gemahlin unterstützt, die den Geist ihrer Mutter geerbt hatte und namentlich nach dem Tode dieser (der Frau von Friedland) die Verwaltung der Güter mit einer dort heimisch gewordenen Umsicht und Energie betrieb.

Von 1794 bis 1804 war von Itzenplitz Landrath des Havelländischen Kreises. In dieser Zeit machte er auch die Bekanntschaft Thaers, der 1799 seine erste, 1801 seine zweite Reise in die Mark antrat. Thaer lernte das junge Itzenplitz'sche Paar auf Schloß Cunersdorf im Hause der damals noch lebenden Frau

von Friedland kennen und die Beziehungen wurden so freundschaftlicher Natur, daß im Jahre 1803, als Hannover von den Franzosen besetzt wurde, Thaer seine Frau und Töchter zu größerer Sicherheit nach Cunersdorf schicken konnte, wo sie von dem Itzenplitz'schen Ehepaar (Frau von Friedland war im Februar desselben Jahres gestorben) auf das fürsorglichste aufgenommen wurden. An anderer Stelle habe ich ausführlicher erzählt, wie es vorzugsweise die freundschaftliche Vermittelung Itzenplitz's war, die im Jahre darauf (1804) zur Uebersiedelung Thaers von Celle nach Möglin führte. Itzenplitz befürwortete jene günstigen Bedingungen, ohne welche Thaer seine alte sichere Stellung nicht hätte aufgeben können, um eine neue, immerhin unsichere, anzutreten.

1804 legte von Itzenplitz sein Landrathsamt nieder, um sich ausschließlicher der Verwaltung seiner Güter, zu denen eben jetzt nach dem Tode der Frau von Friedland die Herrschaft Friedland hinzugekommen war, widmen zu können.

1810 indeß zum Geheimen Staatsrath und General-Intendanten der Domainen und Forsten ernannt, gab er sich ganz dieser schwierigen Verwaltungsthätigkeit hin, doppelt schwierig und verantwortungsvoll eben damals, wo die Kriegsdrangsale die Veräußerung der Königlichen Domänen nöthig machten. Er blieb in dieser verantwortungsvollen, das höchste Vertrauen bekundenden Stellung bis 1814, wo er ausschied, nachdem Herr von Bülow zum Finanzminister ernannt worden war. Das Jahr darauf indeß (1815) wurde er wegen seiner in den Kriegsjahren bethätigten, aufopfernden Vaterlandsliebe in den Grafenstand erhoben und auf seinen und seiner Gemahlin Wunsch das Wappen des inzwischen ausgestorbenen Lestwitz'schen Geschlechts mit dem Itzenplitz'schen Wappen vereinigt.

Seit 1815 lebte Graf Itzenplitz auf seinen Gütern, namentlich auf Cunersdorf. Das Beispiel, das seine und seiner Gemahlin Art der Güterbewirthschaftung, sowohl in der Mark wie in Pommern gab, hat in beiden Provinzen höchst segensreich gewirkt

und die Agrikultur weiter Distrikte auf eine höhere Stufe gehoben. Aber der im besten Sinne reformatorische Eifer des gräflichen Paares beschränkte sich nicht auf Ackerbestellung und Bodenkultur, auch die schwierigen Verhältnisse der Gutsherrschaft zu den Bauern wurden auf den Itzenplitz'schen Gütern durch freies Uebereinkommen geregelt und die Hofedienste in mäßige Geld- und Korn-Abgaben umgewandelt, lange bevor an eine Gesetzgebung von 1811 gedacht wurde. Ebenso sind bei allen Gemeinheitstheilungen und Servitutsablösungen die Itzenplitz'schen Güter immer Muster und Vorbild gewesen.

Graf Peter Alexander von Itzenplitz starb am 14. September 1834 zu Groß-Bähnitz im Havellande; seine Gemahlin zu Berlin am 13. April 1848.

Die Herrschaft Friedland ging an den zweiten Sohn, den Grafen Heinrich August Friedrich von Itzenplitz (geb. den 23. Februar 1799), jetzigen Minister des Handels über.

Nachdem ich bis hierher in biographischer Weise die Personen vorgeführt habe, die seit 1763 in Cunersdorf heimisch waren, versuche ich nunmehr die Lokalität und anknüpfend an diese, die lokalen Ereignisse während eines halben Jahrhunderts zu schildern.

Lestwitz baute das Schloß. Wie er es baute, ist es noch. Eine Einfahrt von der Dorfgasse her bildet zugleich die Scheidelinie zwischen den ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden zur linken und den Wohngebäuden zur rechten Seite. Das Schloß ist in jenem Styl gebaut, der damals in der Mark ausschließlich Geltung hatte, und am richtigsten als „verflachte Renaissance" bezeichnet worden ist. Ein Erdgeschoß, eine Belle-Etage, eine Rampe, ein geräumiges Treppenhaus, ein Vorflur, dahinter ein Gartensalon und von dem Salon aus ein Blick in den Park. Das Ganze breit, behaglich, gediegen. 1765 hatte der damalige Oberst von Lestwitz Cunersdorf gekauft, aber erst 1773, wie die Jahreszahl

über dem Portal besagt, wurde der Schloßbau beendet. Bis zu diesem Jahre also haben wir unseren Lestwitz, kurze Besuche behufs Inspicirung des Baues abgerechnet, schwerlich in Cunersdorf zu suchen; ohnehin hielt ihn der Dienst bei dem Bataillon Garde, das er commandirte, in Potsdam fest. Dieser Dienst gestattete auch wohl, von 1773 ab, nur kurze Besuche, und von einem wirklichen Beziehen des Schlosses, von einem heimisch werden darin konnte wohl erst die Rede sein, nachdem unser Lestwitz (inzwischen zum General-Major avancirt) den Dienst überhaupt quittirt hatte. Dies war 1779. Von da ab bis zum Tode des Generals (1788) gehörten die Sommermonate einem Aufenthalt in Cunersdorf, während der Winter in der Hauptstadt zugebracht wurde. Die Stadtwohnung war das wohlbekannte Nicolai'sche Haus in der Brüderstraße.

Vielleicht das wichtigste Ereigniß, das in diesen neun Jahren Schloß Cunersdorf und seine Bewohner traf, war die große Oderüberschwemmung im Jahre 1785. Es war das dieselbe Ueberschwemmung, die in dem benachbarten Frankfurt dem opfermuthigen Herzog Leopold von Braunschweig den Tod brachte. Weder vorher (so weit Berichte reichen) noch nachher hat das Oderwasser in diesen Gegenden eine gleiche Höhe erreicht. Ein Pfeil am Cunersdorfer Schloß zeigt noch, wie hoch damals das Wasser stand. Die Fluthen strömten in die Küche ein und mit ihnen kamen allerlei Fische, groß und klein, und plätscherten ungefährdet und wie zum Spott in den eingemauerten Kesseln umher, aus denen sie dann bei guter Zeit ihren Rückzug antraten. Der Park stand unter Wasser und in halber Höhe der Rampe, auf der sonst die Equipagen vorfuhren, legten die Kähne an.

Das war ein Ereigniß. Sonst verzingen die Tage in jener stillen Weise, die das Leben alter Militairs, vielleicht nach einem Naturgesetz, so oft kennzeichnet; der Lärm und die Leidenschaften des Kriegshandwerks machen sie doppelt begierig nach der Stille des Friedens und des Alters. So war es auch hier. Alte Kameraden kamen oft und waren gern gesehen; im Wort lebte wieder

auf (auch wohl ausgeſchmückt), was einſt That geweſen war. Die großen Tage wurden wieder lebendig. Ein Gang durch den Park, ein Ritt in's Feld, die Freuden der Tafel, auch Billardſpiel füllten den Tag aus (zur Jagd war man zu alt, auch war ſie nicht Mode unter dem großen König); der Abend gehörte dem Tarock oder dem Geplauder. Feſttage waren die Beſuchstage in der Umgegend, zumal bei „Prittwitzens“ in dem nahe gelegenen Quilitz. Mit allen Dehors, die dem gegenſeitigen Range gebührten, ging man dabei zu Werke; 6 Pferde (nie weniger) wurden vor die Staatskareſſe gelegt, der Staub auf dem ziemlich öden und ſandigen Wege wirbelte auf und der Kutſcher beſchrieb mit möglichſter Eleganz die Curve, die das langgeſpannte Gefährt auf die Rampe des Quilitzer Schloſſes führte. Aber ſolche Beſuche fanden nicht häufig ſtatt. Prittwitz ſpielte hoch (noch 1790 nahm er dem Herzog von Mecklenburg 30,000 Thaler in einer Nacht ab) und Leſtwitz war ein guter Wirth und frommer Chriſt.

So vergingen die Tage in Schloß Cunersdorf bis 1788, vielleicht auch noch bis 1793, wo die Generalin von Leſtwitz ihrem Gatten folgte. Von da ab wurde es anders. Sinn und Geſchmack der Frau von Friedland lagen nach anderer Seite hin, und ſtatt der „alten Kameraden“, die nichts hatten als ihre Erinnerungen und nichts liebten als ihre Spielpartie, wurden nun — gleichſam eine andere Hinterlaſſenſchaft aus der Fridericianiſchen Zeit her — die Berliner Savants, die Akademiker und Philoſophen in Schloß Cunersdorf heimiſch. Zum Theil mochte das Nicolai'ſche Haus (in welchem Frau von Friedland ihre Stadtwohnung beibehielt) eine äußerliche Veranlaſſung dazu bieten, was aber den Ausſchlag gab, das lag tiefer. Die Epoche der geiſtreichen Cirkel, die, zehn Jahre ſpäter, in der Prinz Louis Ferdinand-Zeit ihren Höhepunkt erreichte, war eben angebrochen; Geburt war nicht viel (oder ſollte nicht viel ſein), Talent war alles. Dieſe Anſchauung, damals die herrſchende, herrſchte auch in Schloß Cunersdorf. An Stelle der Oberſten und Generale traten mehr und mehr die Gelehrten und Akademiker in den Vor-

dergrund; Buttmann und Bode, Engel und Spalding, Bieſter und Nicolai waren gern geſehene Gäſte und die Vertreter berühmter Namen galten wenig, wenn ſie nicht ihres Theils gewirkt und geſchafft und das ererbte Pfund durch eigene Kraft gemehrt hatten.

Der Tod der Frau von Friedland änderte hierin nichts Weſentliches; die Gräfin Itzenplitz (Frau von Friedlands Tochter) trat eben in jedem Sinne die Erbſchaft der Mutter an und alles was hervorragte, ſei es in Staat, in Leben, in Wiſſenſchaft, fand nach wie vor die gaſtlichen Thore von Schloß Cunersdorf offen. Wenn ſich ein Unterſchied zeigte, ſo war es vielleicht der, daß die einſeitige Bevorzugung des Talents, des Wiſſens, wie es die Mode, die Zeitſtrömung mit ſich gebracht hatte, nunmehr einer nach allen Seiten hin gerechteren Würdigung des Lebens und ſeiner tauſend Kräfte Platz machte. Die perſönlichen Neigungen der Tochter lagen im Weſentlichen nach derſelben Seite hin, wie die der Mutter, die Wiſſenſchaften ſtanden in erſter Reihe (unter dieſen wieder Botanik und die Naturwiſſenſchaften obenan) und Klaproth, Willdenow, Lichtenſtein, Ermann, beide Humboldt's, Leopold von Buch, dazu Savigny, Ranke, Kneſebeck, Reden, Marwitz, Oberſt von Romberg, vor allem der alte Oberpräſident von Vincke, waren Freunde und Gäſte des Hauſes. Aber, wie ſchon angedeutet, der Kreis war doch ein weiter gezogener als zu den Lebzeiten der Mutter, und die Kunſt, deren erſtes Dämmern in dieſem Lande Frau von Friedland nur eben noch erlebt hatte, fand ein eingehenderes Verſtändniß, und ſoweit es die Zeitverhältniſſe und die Mittel eines Privathauſes überhaupt geſtatteten, auch Pflege und Förderung bei der Tochter. Rauch, Friedrich Tieck, Wach (der beiden Altmeiſter Schadow und Weitſch zu geſchweigen) traten, theils menſchlich, theils künſtleriſch, in nähere Beziehung zu dem Itzenplitz'ſchen Hauſe, und der Verlauf dieſes Aufſatzes wird mir noch Gelegenheit geben, ihre Werke, ſoweit ſie auf Schloß Cunersdorf Bezug haben, an dieſer Stelle aufzuzählen.

Die eben genannten Namen haben uns bereits bis an die

Grenze der Gegenwart geführt, aber noch haben wir in aller Kürze von Tagen zu erzählen, die dem Anfange dieses Jahrhunderts angehören; ich meine die Kriegs- und die Franzosenzeit, die ganze Epoche von Jena bis Leipzig. Auch Cunersdorf hat seine Erinnerungen und sogar seine kleinen historischen Momente aus jener Zeit her.

Die Schlacht von Jena war geschlagen und die Sieger gingen wie eine Welle über das Land hin. Von dieser ersten Kriegsnoth scheint Cunersdorf wenig oder gar nicht berührt worden zu sein, erst der Rückschlag der Welle (wie er dem Frieden von Tilsit folgte) brachte den Feind auch in diese Gegenden. Die Marken, unter allerhand Vorwand, blieben okkupirt, trotzdem der Wortlaut des Friedens alles Land östlich der Elbe dem besiegten Preußen gelassen hatte und von den okkupirenden Truppen kamen die berühmten Kavallerie-Regimenter, die die Division Nansouty bildeten, in die Oderbruchdörfer zu liegen. Die Wahl war gut getroffen; wo hätten die 10,000 Pferde sich wohler fühlen können, als in der Kornkammer der Provinz? In Schloß Cunersdorf allein lagen 48 Franzosen in Quartier, darunter wenigstens zehn Offiziere. Einzelne gehörten guten Familien an, die meisten aber waren roh und ungebildet und machten es der Itzenplitz'schen Familie unmöglich, mit ihnen zu leben. Zehn Monate lang lag diese „schwere Cavallerie" (schwer in jedem Sinne) in den Oderbruchdörfern; endlich rückte sie westwärts. Liebesabenteuer, Händel, Hazard und Pistolenschießen hatten plötzlich ein Ende, und Schloß Cunersdorf wurde gelüftet und gebadet, als wäre der Böse darin gewesen. Die Regimenter zogen nach Spanien, später, wenigstens theilweis, nach Rußland.

Aber wenn man im Oderbruch und speciell in Cunersdorf dieser schweren Kavallerie nicht vergaß, so vergaß diese auch ihrerseits nicht, wie „fette Weide" diese Gegenden für Roß und Reiter geboten. Im Januar 1813 kamen Quartiermacher durch das Dorf und gaben Zettel im Schloß und auf dem Schulzenamt ab, in denen die nahe Ankunft der „Nansouty'schen" und ihrer Anverwandten

(nunmehr, wenn wir nicht irren, unter dem Oberbefehl des Generals Sebastiani) fast wie ein Wiedersehn, wie ein bevorstehendes freudiges Ereigniß angekündigt wurde. Aber ob nun diese nachrückenden Reiter, die meist keine Reiter mehr waren, eine andere Route nahmen, oder ob diese Zettel nur gleichsam Bülletins im Kleinen darstellten, darauf angelegt, die Gegenden, durch die man kam, noch an das Vorhandensein der grande armée glauben zu machen, gleichviel, die schwere Kavallerie kam nicht. Wer kam, das waren andere.

Am 18. Februar, als man es freilich längst aufgegeben hatte, die ehemalig Ransouty'schen noch zu sehen, hielten plötzlich, unvermuthet, unangemeldet, struppige Pferde vor jedem Ausgang des Dorfes und auf den kleinen, abgetriebenen Gäulen saßen seltsame Leute mit Pelzmützen und Piken, wie sie seit den Tagen von Zorndorf und Schlachten-Cunersdorf in diesen Gegenden nicht mehr gesehen worden waren. Es waren Kosaken.

Damit hatte es folgenden Zusammenhang. General Tschernitscheff, der Führer der russischen Avantgarde, nachdem seine Vorhut unter Oberst von Tettenborn bereits am Tage zuvor bis Werneuchen und Alt-Landsberg vorgedrungen war, hatte am 18. in der Mittagsstunde die Oder passirt. „Ein Alliirter von Rußland her," so erzählt Friedrich Adami, „hatte ihm und seinen 2000 Pferden die Brücke dazu gebaut. Die Oder trug noch ihre Eisdecke. Wenige Stunden später, um 4 Uhr Nachmittags, brach das Eis, auf dem drei russische Regimenter (Kosaken, Dragoner und Husaren) nebst einigen Kanonen über die Oder marschirt waren. Es hatte, so schien es, nur eben noch die Landsleute des harten, nordischen Winters hinüber lassen wollen. Diese 2000 Reiter erschienen jetzt in den Dörfern zwischen Wriezen und Müglin; Tschernitscheff selbst übernachtete in Schloß Cunersdorf."

In Schloß Cunersdorf selbst erzählt man den Hergang etwas abweichend. Danach erschien Tschernitscheff nicht spät Nachmittags, sondern bereits früh am Morgen, übernachtete auch nicht im Schloß, sondern brach nach kurzer Rast und nachdem alle 2000

Reiter im Dorfe gefuttert hatten, in der Richtung von Strausberg und Herzfelde auf. Dafür, daß alle 2000 Reiter Cunersdorf passirten, scheint allerdings der Umstand zu sprechen, daß, nach einer noch fortlebenden Erinnerung, an jenem einen Vormittage 17 Wispel Hafer verfuttert wurden.

Das Jahr 1813 brachte noch einen andern Gast nach Schloß Cunersdorf und mit seinem Besuche schließen wir, wie mit einem kleinen Idyll. Dieser Gast war Chamisso.

Chamisso, bekanntlich in Folge der französischen Revolution aus Frankreich (Schloß Boncourt in der Champagne) emigrirt,*) hatte als preußischer Offizier die unglückliche Campagne von 1806 und speciell die Kapitulation von Hameln mit durchgemacht. Seitdem lebte er ausschließlich den Wissenschaften, besonders dem Studium der Botanik. Im Frühjahr 1813 waren seine Mittel erschöpft und Professor Lichtenstein, dem Itzenplitz'schen Hause befreundet, empfahl den jungen Botaniker (eben unsern Chamisso) nach Cunersdorf hin, wo er, nach bald erfolgtem Eintreffen, die Anlegung einer großen Pflanzensammlung unternahm, eines Herbariums, das einerseits die ganze Flora des Oderbruchs, andererseits alle Garten- und Treibhauspflanzen des Schlosses selbst enthalten sollte. Chamisso verweilte einen Sommer lang in dieser ländlichen Zurückgezogenheit, und unterzog sich

*) Zwei ältere Brüder Adalberts von Chamisso (Hippolyt und Karl) waren Leibpagen im Dienste Ludwigs XVI. und Karl war unausgesetzt um die Person des unglücklichen Monarchen in dessen bedrängtesten Lagen, namentlich am 10. August 1792. Bei einem Auflauf zerschlagen und verwundet, wurde Karl von Chamisso nur mit Mühe gerettet. Der König verkannte das Verdienst nicht, das sich der Page um ihn erworben hatte und fand Gelegenheit, ihm einen Degen zuzustecken, den er, der König, in glücklicheren Jahren getragen hatte. Zu gleicher Zeit schrieb er auf einem nur etwa thalergroßen Zettelchen: „Ich empfehle Herrn von Chamisso, einen meiner treuen Diener, meinen Brüdern. Er hat mehrere Male sein Leben für mich auf das Spiel gesetzt. Ludwig." Dies Zettelchen und der Degen befinden sich bis diesen Tag in Händen der Familie; der älteste Sohn (preußischer Offizier) Adalbert von Chamissos besitzt Beides.

seiner Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit. Das von ihm herrührende Herbarium existirt noch. Die Mußestunden gehörten aber der Dichtkunst, und im Cunersdorfer Bibliothekzimmer war es, wo unser Chamisso, am offenen Fenster und den Blick auf den schönen Park gerichtet, den „Peter Schlemihl", seine vielleicht bedeutendste und originellste Arbeit niederschrieb.

Einige Stellen aus Briefen, die er damals an Varnhagen und Itzig richtete, mögen hier auszugsweise einen Platz finden.

Er schreibt an Varnhagen (Cunersdorf, den 27. Mai 1813):

„Lieber Varnhagen, thun und lassen war für mich gleich schmerzhaft; durch den Machtspruch von Ehrenmännern in Unthätigkeit gebannt, bring' ich den Sommer bei dem Herrn von Itzenplitz auf seinen Gütern zu (in Cunersdorf bei Wriezen) und beschäftige mich allein mit Botanik, wozu ich die herrlichsten Hülfen habe. Ich helfe hier übrigens auch den Landsturm exerciren und kommt es zu einem Bauernkrieg, so kann ich mich wohl darein mischen — pro aris et focis. — Mit euch unterzugehen, will ich nicht verneinen."*)

An Hitzig (Cunersdorf, Juni 1813):

„Ich arbeite immer an meinen Pflanzen, gehe mit meinem Gärtner botanisiren, vergleiche meine Katalege, corrigire die fran-

*) Er fühlte sich, trotz der natürlichen Bande, die ihn an Frankreich knüpften, so ganz als Deutscher, daß er im Jahre 1818 bei seiner Rückkehr von der „Reise um die Welt," die er unter Otto von Kotzebue an Bord des „Rurik" gemacht hatte, auf der Rhede von Swinemünde schreiben konnte:

Heimkehrt fremder, aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder,
Und feuchtet deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimath! — Weil' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf Deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

zöſiſchen Aufſätze der jungen Leute, unterweiſe ſie etwas in der Botanik.... Das war ein ſchwerer Mai (Lützen und Bautzen). Wie klingt doch ſo ſeltſam mit einem Male in mir das Wort Fouqué's:

Im Mai, im Mai, im jüngſten Mai,
Wo alles Leben ſonſt geht auf,
Da iſt des jungen Helden Lauf
Ganz wider Blumenart vorbei.

O Gott, möchte er es nicht von ſich ſelber geſungen haben! Grüß mir die Bekannten und Freunde, die Dir in den Wurf kommen. Gott verzeihe mir meine Sünden; aber es iſt wahr:

Das iſt die ſchwere Zeit der Noth,
Das iſt die Noth der ſchweren Zeit,
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit,
Das iſt die Zeit der ſchweren Noth.

Da haſt Du ein Thema.

An Hitzig (Gunersdorf; wahrſcheinlich im September).

„.... Du haſt nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! Lies das Deiner Frau vor, heute Abend, wenn Du Zeit haſt. Wenn ſie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen und beſonders, wer der Mann im grauen Kleide war, ſo ſchick mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran ſchreibe; — wo nicht, ſo weiß ich ſchon was die Glocke geſchlagen hat. Vom dritten Kapitel iſt das erſt der Anfang; dies und das folgende ſind mir ſehr beſchwerlich — es ſtehen die Ochſen am Berge."

An Hitzig (Gunersdorf, Spätherbſt 1813).

„Dieſes zur Erinnerung, daß Du einen Freund in Gunersdorf haſt, dem Du eben nicht ſehr oft ſchreibſt. Es iſt eine ganz fatale Empfindung, wenn alle Tage der Poſtbote einläuft, und die Austheilung der Briefe im Salon geſchieht und für einen Jeden etwas da iſt, und für den Herrn von Chamiſſo — nifcht niche!

....Ich kratze immer an meinem „Schlagschatten", und wenn ich's Dir gestehen muß, lache und fürchte ich mich manchmal darüber, so wie ich daran schreibe; — wenn die Andern nur für mich nicht darüber gähnen. Mein viel gefürchtetes viertes Kapitel habe ich mir, nach vielem Kauen, gestern aus einem Stücke, wie eine Offenbarung, aus der Seele geschnitten und heute abgeschrieben. Es ist auch schon eher Morgen als Nacht, darum ade. Das Blitz-Prosa-schreiben wird mir ungeheuer sauer, mein Brouillon sieht toller aus als alle Verse, die ich je gemacht."

Bald nach diesem Briefe scheint Chamisso nach Berlin zurückgekehrt zu sein. Es wird zwar in Cunersdorf erzählt, er habe sich zunächst nach Rennhausen hin, zu Fouqué, auf den Weg gemacht, um diesem seinen Schlemihl vorzulesen; es liegen aber doch wohl Monate dazwischen, da, wie wir aus dem letztcitirten Briefe ersehen, bis etwa Mitte Oktober, erst vier Kapitel von elf beendigt waren. Uebrigens stand Fouqué damals auch wohl im Felde.

So waren die Erlebnisse von Schloß Cunersdorf, so waren die Personen, die, während eines halben Jahrhunderts und darüber, dort kamen und gingen.

Wir durchschreiten jetzt zunächst die Säle und Zimmer des Erdgeschosses und verweilen vor älteren und neueren Familienporträts von zum Theil künstlerischem Interesse. Die Aufzeichnung dieser Bilder aber an andrer Stelle gebend (Siehe die Anmerkungen), wenden wir uns nunmehr dem im obern Stockwerk gelegenen Bibliothekzimmer zu, wo wir zunächst den Bildnissen derer begegnen, die einst Freunde des Cunersdorfer Hauses waren: Thaer, Wildenow, Alexander von Humboldt, Reil ꝛc. Was aber unser Interesse lebhafter in Anspruch nimmt, das ist ein großer pultartiger Schrank, der in seinen verschiedenen Kästen

und Fächern alles das umschließt, was sich auf den Generalmajor von Lestwitz bezieht. Das ganze Arrangement erinnert mehr oder weniger an die großen Glaskästen, in denen man in England (im Britischen Museum, im Greenwich-Hospital, in Abbotsford ꝛc.) allerhand Erinnerungsstücke an historische Persönlichkeiten, z. B. an Nelson, Walter Scott oder Sir John Franklin auszustellen pflegt. Auch unsere „Kunstkammer" hat ähnliches.

In diesem Lestwitz-Schrank, dessen oberer Theil eben aus einem solchen Glaskasten besteht, befinden sich folgende Gegenstände:

1) Die beiden Degen des Generalmajors von Lestwitz, jeder mit Draht-umsponnenem Griff und einfacher Lederscheide.

2) Der Schlachtplan von Torgau („der Lestwitz-Tag") groß und in sauberster Ausführung. Dazu: Ausführlicher Bericht, wie die merkwürdige Schlacht bei Siptitz, ohnweit Torgau, am 3. November 1760 geschehn ist. Leipzig, bei Christian Gottlieb Hilscher.

3) Charten und Manöverpläne, die der Generalmajor von Lestwitz selbst gebraucht.

4) Charten, die auf den siebenjährigen Krieg Bezug haben bis 1763.

5) Militairische Pläne und Charten seit 1763.

Alle unter 3, 4 und 5 angeführten Charten und Pläne befinden sich in großen Mappen und sind zum Theil für den Lestwitz'schen Privat-Gebrauch gezeichnet und getuscht, theils im Buchhandel erschienen. Bei den letztern lesen wir abwechselnd: „Zu finden in Johann Jacob Kerns Buchhandlung in Breslau", oder: „gestochen von Glaßbach in Berlin."

In demselben Schrank finden wir noch ein anderes historisches Werthstück, das freilich nicht mehr der Lestwitz-Zeit angehört, sondern vom Grafen Peter Alexander von Itzenplitz, von Groß-Bähnitz im Havellande her, mit nach Cunersdorf gebracht wurde. Es ist dies

6) der Flötenkasten Friedrichs des Großen, den, bald

nach dem Tode des großen Königs, Friedrich Wilhelm II. an seinen Minister Wöllner zum Geschenk machte. Der Minister Wöllner war mit einer Itzenplitz vermählt, wodurch dies historische Werthstück (da das Wöllner'sche Paar kinderlos starb) in die Itzenplitz'sche Familie kam.

Es ist ein weißer, in der geschmackvollsten Weise mit Rosen, Erdbeeren und allerlei Blumenguirlanden bemalter Porzellankasten, von etwa 5 Zoll Höhe, bei 7 Zoll Breite und 11 Zoll Länge. In diesem Kasten, der zwei Etagen hat, und mit rothem Sammt ausgeschlagen ist, liegt die Ebenholz-Flöte des Königs. Sie besteht aus 8 Stücken: einem Mundstück, einem Klappenstück und 6 Einsatzstücken, jedes Stück von einem Elfenbeinrande eingefaßt. Dazu gehört noch (zugleich als Autograph von der Hand des Königs) eine 7 Seiten lange Partitur. Die Ueberschrift derselben lautet: Aria per il Paulino del Opera di Demofonté, allegro di molto non odi consiglio. Rechts oben in der Ecke: di Frederico.

Vielleicht die größte Sehenswürdigkeit von Schloß Cunersdorf ist die Begräbnißstätte für die Familie Lestwitz-Itzenplitz. Dieselbe liegt an der anderen Seite der Dorfstraße und die verschlungenen Pfade eines Obstgartens, an Blumenbeeten und dem hohen Schilf eines kleinen Teiches vorbei, führen zu dieser Stätte hin. Eine hohe Schwarztanne, deren Zweige weit in den Friedhof hineinragen, bezeichnet den Eingang. Dieser Friedhof, den eine ziemlich niedrige Feldsteinmauer einfaßt, erinnert zumeist an die Begräbnißstätten der Familie Marwitz in Friedersdorf und der Familie Humboldt in Tegel. Mit beiden hat er eine gewisse Eigenthümlichkeit der Anlage gemein, und wenn er vielleicht einerseits hinter der christlich-poetischen Schlichtheit des einen, wie anderseits hinter der klassisch-ästhetischen Feinkühligkeit des andern zurückbleibt, so übertrifft er doch beide durch Mannigfaltigkeit und den Reichthum des künstlerisch Gebotenen. Die Anlage (wenn ich nicht irre, von Frau von Friedland herrührend, die auch hierin die Selbstständigkeit ihres Wesens zeigte) ist folgende.

An der Einfassungsmauer entlang, aber diese bedeutend überragend, zieht sich, wie ein solider Wandschirm, ein Stück Mauerwerk entlang, dessen Rückseite glatt ist, während die Front (der Begräbnißstätte zugekehrt) eine Anzahl von Nischen zeigt. Einfache Säulen fassen nach links und rechts diese Nischen ein und tragen einen wenig vorspringenden Sims. Zu Füßen jeder Nische liegt ein Grabstein, während, in der Nische selbst, die Aschenkrüge mit den Reliefbildnissen der Verstorbenen oder sonstige Mementos stehen. Um die Grabsteine rankt sich Epheu; Geisblatt und Immergrün steigen zu den Säulen empor. Die ganze Anlage hat den Vortheil, daß sie sich ohne Mühe, durch Anbau einer neuen Nische erweitern läßt. Der Bau, wie er jetzt ist, besteht aus neun Nischen, und die Mitglieder der Lestwitz-Itzenplitz'schen Familie, die hier ihre Ruhestätte gefunden haben, sind (ich gebe die Inschriften wörtlich) folgende:

1) „Gruft des irdischen Ueberrests von Hans Sigismund von Lestwitz, Königl. Preußischen General-Majors der Infanterie. Geboren zu Kontop in Schlesien am 19. Junius 1718; gestorben zu Berlin am 16. Februar 1788." Denkmal: eine über zwei Fuß hohe Urne von grauem schlesischem Marmor; in Front der Urne der Reliefkopf des Generals; oben auf der Urne, Helm, Schwerdt, Handschuh. Von Schadow zwischen 1790 und 1803 ausgeführt.

2) „Dies Denkmal bedeckt den sterblichen Theil von Catharina Charlotte von Lestwitz, geb. von Treskow. Geboren zu Schlagentin im Magdeburgischen am 3. Januar 1734, gestorben zu Berlin am 14. Januar 1789." Denkmal: Urne von grauschwarzem Marmor mit Reliefbild. Ebenfalls von Schadow.

3) „Dem thätigen Geiste, der diese Fluren belebte, ordnete und nun schützt, Helenen Charlotten von Friedland, gebornen von Lestwitz. Geb. zu Breslau 18. November 1754, gestorben zu Cunersdorf den 23. Februar 1803." Denkmal: Ein Säulenabschnitt, an dem sich das Reliefbild der Heimgegan-

genen befindet, trägt eine Marmor-Urne. Diese Urne zeigt am oberen Rande, auch reliefartig, die Attribute der Landwirthschaft: Pflug, Egge, Sense, Sichel, Hacke. Darunter ein Genius, mit dem Schmetterling in der Hand; im Hintergrund zwei weibliche Figuren, von denen die eine einen Blüthenzweig, vielleicht eine Lotosblume, oder doch eine Blume von ähnlicher allegorischer Bedeutung, in der Hand hält, während die andere sich, durch eine Scheere in ihrer Rechten, als eine der Parzen kennzeichnet. Dies Denkmal, von Enrico Keller in Rom herrührend, gilt für ein ausgezeichnetes Kunstwerk. Die Basreliefs an der Urne sind nach antiken Vorbildern ausgeführt*). Ich bekenne indeß, daß ich die hohe Schönheit speciell dieses antiken Reliefbildes (der Genius mit dem Schmetterlinge gleicht einem Amor, den eine Biene gestochen hat) nicht habe empfinden können. Der unten in der Anmerkung abgedruckte Brief Wilhelm von Humboldt's widerlegt mich, — ohne mich zu überzeugen.

4) „Peter Alexander Graf von Itzenplitz. Zu Groß-Bähnitz geboren den 24. August 1769, gestorben den 18. September 1834. Sein Herz, reich an umfassender Liebe, sein Geist voll Durst nach Wissen, wirkte mit lebendiger Einsicht und beharrlicher Kraft, was in dauernder Frucht uns trostvoll umgiebt. Denkmal: Ein zugeschrägter griechischer Altar, trägt zuoberst das Reliefporträt des Grafen. Darunter ein anderes Reliefbild, das alte und das neue Oderbruch (d. h. den Zustand wie er war, und den Zustand wie er ist) allegorisch darstellend. Wasser entströmt der Urne der Najade, und Eiche, Storch und Reiher, die im Sumpf ihre Heimath haben, bezeichnen das alte Oderbruch.

*) Wilhelm von Humboldt wurde durch die befreundete Itzenplitz'sche Familie aufgefordert, die Anfertigung eines Gräbdenkmals, am besten durch einen italienischen Künstler, zu vermitteln. Humboldt unterzog sich gern dieser Aufgabe und schrieb an Enrico Keller: „Auf der Urne wünscht man ein allegorisches Basrelief, wozu das bekannte Basrelief von dem Genius und dem Schmetterlinge und zwei andern allegorischen Figuren, das sich auf der Vase im Palast Chigi befindet, das beste und schicklichste wäre."

Aber das abgewandt entströmende Wasser legt den Vordergrund trocken und ein zfligendes Stiergespann, Apfelbaum und Garbe versinnbildlichen das Oderbruch, wie es jetzt ist. — Von Rauch herrührend.

5) „Henriette Charlotte Gräfin von Itzenplitz, Geborne von Borcke, genannt von Friedland, geboren zu Potsdam 18. Juli 1772, vermählt zu Gunersdorf, 23. September 1792, gestorben zu Berlin 13. April 1848." Denkmal: Eine zugeschrägte Marmortafel trägt die entsprechenden Reliefs. Gräfin Itzenplitz sitzt, mit dem Ausdruck heiterer Ruhe, auf einer Bank. Neben ihr ein Fruchtkorb, auf dem die Linke ruht; in der Rechten hält sie ein aufgeschlagenes Pflanzenbuch, zum Hinweis auf ihre Vorliebe für Garten- und Pflanzenkunde. — Ebenfalls von Rauch.

6) Gräfin von Itzenplitz, geb. Gräfin von Bernstorff. Denkmal: Der Engel des Todes entführt die Mutter ihren Kindern; aber noch im Scheiden sucht sie schützend ihren Schleier um alle die zu breiten, die sie zurücklässt. — Eine vortreffliche Arbeit von Friedrich Tieck.

7) Gräfin von Itzenplitz, geb. von Sierstorpff. Denkmal: ein einfaches Marmorkreuz.

8) Gräfin von Itzenplitz, geb. von Kroecher. Denkmal: die Sterbende preßt das Kreuz an ihre Brust, während ihr der Engel des Todes den Kranz reicht. — Von Hugo Hagen.

Der Platz der neunten Nische ist noch frei. Graf Heinrich von Itzenplitz, der gegenwärtige Besitzer der Herrschaft, hat ihn für sich reservirt, um hier an der Seite der Seinen zu ruhen. Der Friedhof selbst aber, von dem wir jetzt Abschied nehmen (und von dem wenige wissen), bildet eine Sehenswürdigkeit unserer Mark auch nach der Seite des Künstlerischen hin. Die besten bildnerischen Kräfte, die unser Land hervorgebracht, hier waren sie thätig: Schadow, Rauch, Tieck. Und keiner von ihnen ist an dieser Stelle hinter sich selbst zurückgeblieben.

Die ſchönſte Stunde im Schloß iſt die Morgenſtunde. Noch iſt Alles ſtill; draußen leuchtet ein klarer Septemberhimmel, Luft und Sonne ſtrömen durch das offene Fenſter ein. Unter dem Fenſter hin zieht ſich ein Garten, mit Raſenplatz und Blumen-Rondel. Die Gänge ſind friſch geharkt; keine Fußſpur unterbricht die glatten Furchen; nur hier und da ſieht man ein Gekräuſel im Sand, von einem Huhn herrührend, das ſich aus dem Hof in den Garten ſtahl. Die Bosquets ſind abgeblüht; die Spätlinge des Jahres, meiſt rothe Verbenen, haben an der Rampenwand ein warmes Plätzchen geſucht; dort trifft ſie eben die volle Morgenſonne.

Hinter dem Garten ſteigt der Park auf und mitten durch den Park hin (in gerader Linie auf das Schloß zu) zieht ſich, canalartig, ein breiter Teich. Die Bäume zur Rechten des Waſſers ſtehen dicht und dunkel; aber nach links hin lichten ſie ſich, und durch die Lichtungen hindurch, über weiße Birkenbrücken hinweg, blicken wir weit in das offene Wieſenland hinein.

Friede ringsum. Auf das Fenſterbrett vor mir ſetzt ſich ein Spatz und zwitſchert und ſieht mich an, als erwart' er ſein Morgenbrod von mir. Er pickt die Krume auf, die ich ihm hingeworfen, und unterwegs ſeine Flügel in's Waſſer tauchend, fliegt er über die Breite des Teiches hin.

Einzelne Sträucher lachen mit rothen Beeren aus dem Unterholz des Parkes hervor; die große Linde, halb herbſtlich ſchon, ſtreut bei jedem Luftzug ein gelbes Blatt auf die Gänge nieder; aber im Fallen zögern die Blätter wieder und raffen ſich auf, als überlegten ſie, ob ſie nicht lieber ſteigen ſollen. Vereinzelte Vogelſtimmen ſingen in den Morgen hinein; ſonſt alles ſtill; nur das Waſſer, nun faſt ein Jahrhundert ſchon, fällt an derſelben Stelle melodiſch-einförmig über das Wehr, wie ein Ewiges, das die Bilder der Zeitlichkeit umſchließt.

Das Pfulen-Land.

Ich lese gern von mancher tüchtgen Kraft,
Die kühn gefolgt der Größten ein'gem Schimmer.

H. v. Blomberg.

Wie um Neustadt-Eberswalde herum ein „Sparren-Land", so gab es, im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts, um Buckow herum ein Pfulen-Land. Hier an der Grenze zwischen Barnim und Lebus hatten, von kleinen Anfängen ausgehend, die Pfuels, die muthmaßlich mit den Askaniern in's Land gekommen waren, ihren Haupt-Besitzstand aufgebaut, einen Besitz, der, zur Zeit der höchsten Blüthe der Familie, bis weit in die genannten beiden Landestheile hineinreichte und wenige Enclaven abgerechnet so ziemlich einen Kreis von 2 bis 3 Meilen Durchmesser bildete, — Buckow als Mittelpunkt.

Die Pfuels kamen so früh in's Land, daß sie schon im Jahre 1603 in einer Leichenpredigt, die beim Hinscheiden eines der Ihrigen gehalten wurde, nicht nur ein „fürtreffliches", sondern auch ein „uraltes Geschlecht" genannt werden konnten, ein Geschlecht, „aus welchem equestris et literati Ordinis viri, fürtreffliche Kriegsschilde, auch wohlgelahrte, verständige und versuchte Männer" hervorgegangen sein. Diesem alten Ruhme hat die Familie in den Dritthalbhundert Jahren, die seitdem vergangen sind, getreulich nachgelebt, und der Verlauf dieses Aufsatzes wird verschiedentlich Gelegenheit bieten, wie auf eine ganze Anzahl „fürtreff-

licher Kriegsschilde", so auch auf „wohlgelahrte, verständige und versuchte Männer" hinzuweisen, die, wie vor so auch nach 1603, dem alten Hause entsprossen sind. Einige waren „Kriegsschilde" und „wohlgelahrte Männer" zugleich; keiner glänzender vielleicht als Jener eine, der noch, als „Jüngling-Greis", unter uns weilt und, ein halb Jahrhundert zurück, in großen, begeisterten Tagen, die bessere Kämpfe als den der Tagesmeinung kämpften, hoffnungsreich, geliebt, bewundert, in das Leben und in die Schlacht trat.

Aber ich habe von den Pfuels vergangener Jahrhunderte zu berichten. Sie gehörten zu den Schloß-gesessenen Geschlechtern der Mark, insoweit sie Besitzer der damals, im 15. und 16. Jahrhundert, festen Schlösser Quilitz, Ranft und Leuenberg waren, und ihr Ansehen war bedeutend genug, um noch am Ende des 15. Jahrhunderts, also 100 Jahre später als die Quitzows, wegen angethaner Beleidigung (eine rückgängig gemachte Verlobung) eine zehnjährige Fehde mit den Mecklenburger Herzögen führen zu können. Diese Zeiten liegen zurück; der reiche Besitz ist zusammengeschmolzen, aber was die Familie an altem Besitz noch inne hat, das hat sie an alter Stelle, in Barnim und Lebus.

In beiden Landestheilen haben die Besitzverhältnisse im Allgemeinen vielfach gewechselt; nur drei alte Familien sind auf alter Scholle geblieben, die Barfuse in Ober-Barnim, die Burgsdorffs in Lebus, die Pfuels in beiden.

Der alte Besitz der Pfuels betrug, zur Zeit des höchsten Glanzes der Familie, vielleicht das Zehnfache von dem, was sie jetzt inne haben und umfaßte, zwischen 1550 und 1650, folgende Güter theils ganz, theils antheilsweise: Dannenberg, Leuenberg, Steinbeck, Alt-Ranft, Schulzendorf, Hohenfinow, Prötzel, Tiefensee, Werftpfuhl, Hasenholz, Garzin, Garzau, Dahmsdorf, Obersdorf, Quilitz, Friedersdorff, Kunitz, Münchehofe, Jahnsfelde, Gielsdorf und Wilkendorf.

Von diesem ganzen reichen Besitz sind der Familie nur drei Güter geblieben und zwar die drei letztgenannten: Jahnsfelde,

bei Müncheberg und Gielsdorf-Wilkendorf bei Straußberg. Der Name des alten Geschlechtes aber lebt noch überall in den alt-pfulischen Dörfern auf Grabsteinen, Bildern und Glocken fort, so daß wir in Nachstehendem von Dorf zu Dorf, von Kirche zu Kirche, zu wandern und dabei aufzuzeichnen haben werden, was dem Pfulen-Lande noch an Erinnerungsstücken aus alter Zeit geblieben ist.

1. Schulzendorf.

Schulzendorf, eine halbe Meile westlich von Wriezen, kam bald nach 1450 in Pfuel'schen Besitz. Es blieb lange bei der Familie; erst 1837 ist es in andre Hände übergegangen. Die Feldsteinkirche ist alt und enthält außer einem weißgetünchten Schnitzaltar (die Kriegsknechte würfeln um Christi Mantel) ein großes, sehr interessantes Bild aus der Pfuel'schen Zeit her. Dies Bild, zu Ehren eines Quilitzer Pfuel gemalt und aufgestellt, befand sich demgemäß ursprünglich in der Quilitzer Kirche. Nachdem indeß diesem Zweige der Familie Quilitz verloren gegangen und nur Schulzendorf noch geblieben war, hatten die spätren Repräsentanten der Quilitzer Linie den Wunsch, das Ehren-Bild ihres Ahnherrn nicht mehr in einer ihnen fremd gewordenen Kirche zu sehen. Sie erkauften daher das Bild und stellten es in der Schulzendorfer Kirche auf. Das Bild ist sehr groß, wenigstens 6 Fuß zu 4, und stellt eine Kreuzigung Christi dar. Zu Füßen des Kreuzes kniet in blanker Rüstung der alte Pfuel, dem zu Ehren das Bild errichtet wurde, und blickt betend zu dem Gekreuzigten auf. Weiter unterhalb die Donatoren: 4 weibliche und 2 männliche Figuren. Dies wäre das Herkömmliche. Wodurch sich aber das Bild von dem traditionell Ueblichen unterscheidet, das ist der Umstand, daß die Gestalten des Heilands und des in blanker Rüstung knieenden Pfuel nicht gemalt, sondern basreliefartig in Holz geschnitten und nun erst an der ihnen zukommenden Stelle auf dem Bilde befestigt sind. Es ist dies das erste und einzige Beispiel der Art, dem ich begegnet bin. Es ist mehr eigenthümlich, als schön; man könnte es praktisch nennen, indem es die Aufmerksamkeit des Be-

schauers auf die beiden Gestalten hinzwingt, auf die es ankommt: auf den Gekreuzigten und den betenden Pfuel. Die blanke Rüstung des letzteren ist — ganz wie es sich für eine kleine Relief-Figur geziemt — nicht durch Farbe, sondern durch Belegen mit Silberschaum hergestellt.

Das Bild hat drei Inschriften: eine erste, die von dem bildlich dargestellten „alten Pfuel" (Vornamen fehlen) handelt; eine zweite, die von dem Aufsteller des Bildes in Quilitz und eine dritte, die von der Uebersiedlung des letztern nach Schulzendorf spricht.

Die erste Inschrift, am obersten Rande des Bildes, ist unleserlich geworden.

Zweite Inschrift: Dies Epitaphium ist von dem edlen und ehrenvesten Jürgen Pfulenn seinem seligen Vater zum Gedächtniß gesetzet worden. Welchen auch (den ehrenvesten Jürgen Pful) der Allmächtige Gott in wahrer Erkenntniß seines allerliebsten Sohnes Jesu Christi bis an sein Ende erhalten wolle. Amen.

Dritte Inschrift: Aus schuldiger Hochachtung vor dem Stammvater der anitzo im Segen lebenden dreien Gebrüder, als Heine Friedrich Wilhelm, Georg Ludwig Ditloff und Carl Christoph August von Pfuhl, Königlich Preußischer Lieutenants, ist dies Epitaphium von ihnen aus der Quilitzschen Kirche erkaufet und allhier zum beständigen Andenken aufgerichtet worden den 20. September 1747.

2. Garzin.

Garzin war bis vor Kurzem noch reich an Erinnerungsstücken aus der Pfuel'schen Zeit. Die Mehrzahl dieser Gegenstände (zumeist Bilder) hat indessen der gegenwärtige Besitzer von Jahnsfelde, ältester Sohn des 1846 verstorbenen Generallieutenants von Pfuel, käuflich an sich gebracht und sie seiner höchst interessanten Familien-Gallerie eingefügt.

Das bemerkenswertheste, was der Garziner Kirche geblieben ist, ist seine 1654 in Hamburg gegossene Glocke. Dieselbe ist einerseits durch ein tellergroßes, in die Glockenwandung eingeschmol-

jenes Medaillon das „Urtheil des Paris" darstellend, andrerseits durch ihre plattdeutschen Inschriften interessant. Diese sind freilich nur zum Theil verständlich. Die untre, einreihige Inschrift lautet: „Gegaten tho Hamborch Anno Domini 1654 Junius." Dazu:

In Gades Namen bin ick gefiaten (gegossen)
Hans vam Damme heet mi gegaten.

Die obere Inschrift ist viel länger und schwer zu entziffern.

Ick bin gegaten in Gottes Ehr;
. . . . . .
Wenn ick klinge, so denk zur Stundt
Daß Christ mit der Baß Dir bassunen kumpt,
Zu fordern alles vor Gericht, —
Drumb halte Di und sundige nicht.
. . . . . .
Ver alle Sunde de Du begahn
Lath Christum den Verloser (Erloser) stahn.

Die Zeile „daß Christ mit der Baß Dir bassunen kumpt" ist voll originaler Kraft. — In Garzin lebte Anfang des 17. Jahrhunderts „Melchior von Pfuel, der Nekromant", dessen Bildniß wir später begegnen werden. Es scheint, daß er vorzugsweise in Garzin seine alchymistischen Versuche machte.

3. Buckow.

Die Stadt Buckow und ihre schönen Umgebungen habe ich an andrer Stelle (Vgl. S. 180 ꝛc.) ausführlich beschrieben. Das Schloß — gräflich Flemmingsch — enthält neben andern Sehenswürdigkeiten einen bemerkenswerthen Speisesaal, eine Jugendarbeit Schinkels. Dieser Saal zieht sich, nach Art einer rundgewölbten Halle, quer durch die Mitte des Schlosses hindurch, das an der betreffenden Stelle, nach vorn und hinten zu, um einige Fuß vorspringt. Cassetten schmücken die Decke des Saals, der mittelst einer großen Glaswand, die den Bau nach der Gartenseite zu abschließt, das nöthige Licht empfängt. Ueber der Halle, in einem Saal von gleichen Dimensionen, befindet sich die Bilder-Gallerie.

Schloß Buckow, wie alles was es enthält, iſt aus verhältnißmäßig ſpäter (Flemming'ſcher) Zeit und nur die Buckower Kirche, die ſich maleriſch auf einem der Hügel am Ausgang der Stadt erhebt, weiſt noch einzelne Pfuel'ſche Reminiscenzen auf. Links neben dem Altar, an einem der hohen Wandpfeiler*), befindet ſich eine große, 7 bis 8 Fuß hohe, ſogenannte „Trophäe", die ſich aus in Holz geſchnitzten Kanonen, Trommeln, Fahnen, Standarten ꝛc. zuſammenſetzt und in ſeiner Mitte das Pfuelſche Wappen trägt. Das Ganze eine ziemlich rohe, bunt bemalte Arbeit mit folgender Inſchrift: „Der Hochedelgeborne Herr, Herr George Adam von Pfuel, Sr. Churf. Durchlaucht zu Brandenburg, hochwohlbeſtallter General-Major, Gouverneur und Oberhauptmann der Veſte Spandau, auch Obriſter zu Roß und Fuß, auf Groß- und Klein-Buckow, Obersdorf, Möschen, Garzin, Sierersdorff, Haſenholz, Damsdorf und Münchehofe, geb. den 15. November 1618, geſtorben im Juli Anno 1672, ſeines Alters 54 Jahr weniger 5 Monat."

Dieſer Georg Adam von Pfuel, der in der noch zugänglichen Gruft der Buckower Kirche ruht, machte während des 30jährigen Krieges, unter ſeinem berühmteren Oheim Adam von Pfuel die erſte Kriegsſchule durch. Er kommandirte ſpäter ſelbſtſtändig,

*) Gegenüber dem Wandpfeiler, der dieſe Trophäe trägt, befindet ſich, in gleicher Höhe mit den Emporen der Kirche, der ehemalig Pfuelſche Chorſtuhl oder Kirchenſitz. An ſeiner Vorderwandung bemerken wir drei oder vier in einander verſchlungene Goldbuchſtaben, die aller Entzifferung ſpotten, höchſt wahrſcheinlich aber einen Pfuelſchen Namenszug darſtellen. Der Kirchenſtuhl ſelbſt — der ſich geräumig, nach Art eines Zimmers — hinter dieſem Namenszug befindet, hat etwas unheimlich Geheimnißvolles. Die Fenſter ſind ausgenommen und wenn man auf die Brüſtung einer der Neben-Emporen ſteigt, um von der Seite her hineinzulugen, ſo erblickt man nichts als einen roſtigen Kamin, Spinneweb und verſtaubte Gewölbekappen, die unter den aufgeriſſnen Dielen ſichtbar werden. Der Aufgang zu dieſem Chorſtuhl iſt vermauert (man erkennt noch die Stelle, wo die Treppe mündete) und wie die Jahre wachſen, ſo wächſt der Reiz der Frage: Wer hat dieſe Dielen aufgeriſſen? Wer hangte vor dieſem Platz? Wer hat ihn vermauert?

war ein Zeitgenoſſe Sparrs, Görtzke's, Derfflingers, und zeichnete ſich während des polniſchen Krieges, ſpäter während des Zuges nach Holſtein aus. Die glänzendſte Zeit des großen Churfürſten (von Fehrbellin an) erlebte er nicht mehr. Außer der Herrſchaft Buckow beſaß er auch die Dörfer Dalem und Marzahne in der Nähe von Berlin. Sein Bildniß befindet ſich in Jahnsfelde.

Durch die Tochter Georg Adams, die den ſpäter in ſächſiſchen und preußiſchen Dienſten ſo berühmt gewordenen Feldmarſchall Heino Heinrich von Flemming heirathete, kam Buckow an die Flemmings, die es alſo f[illegible] faſt 200 Jahren beſitzen. Nach andrer Angabe war der Feldmarſchall von Flemming ein Sohn aus der Ehe der Pfuel'ſchen Erbtochter mit einem Flemming.

4. Wilkendorf.

Wilkendorf, eine halbe Meile nördlich von Straußberg, iſt ſeit vor 1536, in welchem Jahre ihnen der Lehnsbeſitz bereits erneut und beſtätigt wurde, im Beſitz der Pfuels. Das reizend am Abhang gelegene, in eine Thalwieſe niederblickende Herrenhaus iſt neu und unter den mannigfachen Kunſtſchätzen befindet ſich nichts, was bis in frühere Jahrhunderte zurückreichte. Einige ältere Familienporträts ſind ohne Belang.

Die Kirche iſt alt und zeichnet ſich durch einen mit Geſchmack und Pietät reſtaurirten Schnitzaltar aus. Das Mittelſtück beſteht aus drei Figuren: Jungfrau Maria, mit Joſeph (oder den heiligen Rochus) und ihrer Mutter Anna zur Linken und Rechten. Die Anna hält zwei Kinder auf ihren Armen, und zwar auf dem rechten die Jungfrau Maria (ſo daß dieſe zweimal auf dem Bilde iſt, einmal groß und einmal klein), auf dem linken das Chriſtkind. Die Jungfrau iſt etwas größer als das Chriſtkind und trägt, eminent puppenartig, das Kleid der Himmelskönigin.

Intereſſanter noch als dieſer Schnitzaltar iſt der aus einem großen Granitblock ausgemeißelte Taufſtein, der vor dem Altar ſteht. Er iſt ungewöhnlich groß und hat (die bloße Steinſchale) über drei Fuß Höhe bei zwei Fuß Durchmeſſer. Solche granitnen Taufſteine waren in der erſten Zeit der Chriſtianiſirung des Lan-

des gewiß sehr häufig; die überall auf den Feldern umherliegenden Rollsteine, wie sie das Material zu den Kirchen selber boten, wurden ausgehöhlt und die „Taufe" war fertig. Die Bearbeitungskunst bleibt unter allen Umständen anstaunenswerth, wenn man erwägt, wie geringe technische Hülfsmittel damals zu Gebote standen. Jetzt begegnet man solchen „Taufen" nur sehr selten noch. Beides, Schnitz-Altar wie Taufstein (der letztere gewiß), stammen aus Pfuelscher Zeit.

5. Gielsdorf.

Gielsdorf, nur durch den schönen Ihland-See und seine Umgebungen von Wilkendorf getrennt, ist seit 400 Jahren im Besitz der Familie. In einen der alten Kirchenpfeiler wurde, mit Bezugnahme darauf, eine Steintafel eingemauert, die die Inschrift trägt: Zur Erinnerung an die 1460 unter Churfürst Friedrich geschehene Belehnung des Werner Pful mit Gielsdorf und an den vierhundertjährigen Besitz seiner Erben. Gustav von Pfuel, 1860."

Auch in der Gielsdorfer Kirche befindet sich ein ausgemeißelter Taufstein, doch ist derselbe ersichtlich aus spätrer Zeit, nicht so groß wie der Wilkendorfer, und statt in Granit in bloßem Kalkstein (wahrscheinlich aus dem benachbarten Rüdersdorf) ausgeführt. In Front trägt der Stein ein flach gearbeitetes Kreuz, und als Umschrift um dasselbe, in Form eines Kranzes, die Worte: NON GLORIOR NISI IN CRUCE DOMINI.

Die Emporen der alten Kirche ruhen auf kurzen, grobgeschnitzten Holzpfeilern; in einen derselben sind die Worte eingeschnitten: BERTRAMB V. PFUEL. ANNO MDCX. Dieser Bertramb von Pfuel war ein Vetter Curt Bertrams v. Pf., der während des 30jährigen Krieges eine Rolle spielte und auf den wir noch weiter unten zurückkommen.

Unter dem Altar der Gielsdorfer Kirche soll ein anderer Pfuel (Christian Friedrich) bestattet sein. Eine Stückkugel riß ihm beim Sturm auf Kaiserswerth (1702) den Kopf weg und Rumpf und Glieder wurden in Gielsdorf begraben. Er war Oberst in einem Infanterie-Regiment. Sein Bild befindet sich in Jahnsfelde. Ein

Spruch in der Jahnsfelder Kirche gedenkt sein. Dieser Spruch (wie verschiedne andre in der eben genannten Kirche, von Friedrich La Motte Fouqué herrührend) lautet:

Italien hat und Niederland
Den edlen Kämpfer oft geschaut.
In vieler wilden Schlachten Brand
Hat er das Feld mit seinem Blut bethaut.
Als letzter Kranz ward ruhmvoll ihm beschert
Zu sterben, vorbewußt, im Sturm auf Kaiserswerth.

Dieses „vorbewußt" bezieht sich auf folgenden Vorfall, der als Tradition in der Familie fortlebt. Am Tage vor der Schlacht (Sturm auf Kaiserswerth) will von Pfuel in sein Zelt treten. Die vor dem Zelt stehende Schildwacht salutirt nicht, erblaßt aber sichtlich und zeigt nur auf das Innere des Zelts; von Pfuel tritt jetzt ein und sieht sich selber, schreibend, am Tisch sitzen. Er tritt hinter die Gestalt, blickt dem ruhig Weiterschreibenden über die Schulter und liest sein Testament. Dann verschwindet die Gestalt. von Pfuel wußte jetzt, daß er andren Tages sterben werde. Er setzte sich auf den Feldstuhl, auf dem eben sein Doppelgänger gesessen, schrieb an seine Frau und nahm Abschied von ihr. Andren Tages fiel er an der Spitze seiner Sturmkolonne.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Geschichte Chamisso'n zu seinem schönen Gedichte „die Erscheinung" Veranlassung gab. Wenigstens die Situation ist dieselbe. Chamisso war mit Fouqué befreundet und Fouqué seinerseits kannte die Familientradition des ihm verwandten Pfuel'schen Hauses.

6. Jahnsfelde.

Jahnsfelde ist seit 1449 in der Pfuel'schen Familie, also noch elf Jahre länger als Gielsdorf. Die hübsche Inschrift über der Thür des Herrenhauses nimmt Bezug darauf und lautet:

Glück herein, Unglück heraus,
Dies ist der Pfuel ritterlich Haus
Seit vierhundert Jahren, —
Gott wolle bewahren
Geschlecht und Haus.

Dies Herrenhaus selbst ist neu, doch ruht es auf den Fundamenten eines alten Gebäudes, das hier stand. Der Park, der das Herrenhaus von allen Seiten malerisch umschließt, ist eine neue Schöpfung des Generallieutenant von Pfuel, der 1846 verstarb. Auch der unmittelbar angrenzende Friedhof konnte mit in den Park hineingezogen werden, da die Hinauslegung des Begräbnißplatzes ohnehin geboten war. War doch schon seit 1243 an derselben Stelle begraben worden. Grab über Grab.

Der gegenwärtige Besitzer von Jahnsfelde, ältester Sohn des Generallieutenants, hat voll historischen Sinnes und zugleich voll Pietät gegen die ruhmreiche Vergangenheit seines Geschlechts, die untren Räume des Hauses nach Art eines Familien-Museums eingerichtet. Erinnerungsstücke aller Art, Wappenschilde, Waffen, zumal Bildnisse, wohl mehr als 50 an der Zahl, finden sich hier auf engstem Raume zusammen. Sie alle namhaft zu machen liegt jenseits der Zwecke dieses Buchs; aber wenigstens der ältesten und interessantesten geschehe in Kürze Erwähnung.

1) Anna von Pfuel. Ein interessantes Bild aus der Garziner Kirche. Es stellt eine junge, reichgeschmückte Frau dar, lebensgroß, ganze Figur; im Haar scheint sie eine Brautkrone oder etwas derartiges zu tragen. Ort und Jahreszahl lauten: Garzin, 1594. Dies ist das älteste Bild der Sammlung. Die Behandlung, besonders der Gewandung, ist noch steif und faltenlos.

2) Heino von Pfuel im Jahre 1602. Aetatis suae 58. Eine kriegerische Gestalt in Eisenrüstung und hoher Halskrause, dazu roth und weiße Schärpe. Die Unterschrift des Bildes, vom alten Maler selbst herrührend, lautet:

Heino v. Pfuhl ich ward genannt.
Ein Obrister über Reuter und Knecht.
In Ungarland
Und mannigen Orts sonst wohlbekannt.

Es heißt von ihm, daß er ein brandenburgisches Hülfscorps gegen die Turken kommandirt und sich überhaupt im Felde wie bei Hofe ausgezeichnet habe. Auch er hat ein Schild in der Jahnsfelder Kirche und auf demselben einige Fouquésche Reimzeilen.

3) Erneste Friedrich von Phull. Wenn ich nicht irre, ebenfalls aus der Garziner Kirche nach Jahnsfelde gebracht. Stellt einen ältren Mann mit weißem Bart, von ernstem, faſt ſchwermüthigen Geſichtsausdruck dar. Auf dem Bilde das Pfuel'ſche und Bismark'ſche Wappen. Spruch:

Wer Gott allezeit vertrauen kann,
Der bleibt ein unverderbner Mann.

Dann folgende Unterſchrift: Der edle, feſte Erneſte Friedrich von Phull, ein Bruder Heinonis (d. h. Heine von Pfuhls), auf Garzin, Trebnitz und der neuen Langenwiſche Erbherr, ſtarb allhier (wo?) den 8. Oktober Anno 1613 früh, ſeines Alters 64 Jahr. Ward den folgenden 4. Novembris in das Begräbniß geſetzet und wartet der fröhlichen Auferſtehung.

4) Melchior von Phull. Ein vortreffliches Bild, das einen Mann in beſten Jahren, in ſchwarzer Kanzler- oder Geheimeraths-Tracht darſtellt, mit großem, ſchönen Spitzenkragen, Handmanſchetten und Kanzlerkette. Links (oben in der Ecke) das Pfuel'ſche Wappen, rechts das Wappen der alten Familie von Menlishoff. Unter dem Pfuel'ſchen Wappen leſen wir: Melchior v. Phull. Consiliarius Brandenburgensis. In Garzin, Garzo, Hasenholtz et Trebnitz. Pie Obit. 18. November Anno 1609. Unter dem Menlishoffer Wappen ſteht: „Iſt Gott mit uns, wer mag wider uns ſein.“ Melchior ſelbſt legt ſeine rechte Hand auf ein aufgeſchlagenes Buch mit rothem Rand; auf der weißen Seite ſteht: „Wer meine Gebote hat und hält ꝛc. Johannes 14. V. 21.“ Anno Domini 1610. An andrer Stelle nochmals: Melchior v. Phull Aetatis suae 35. Anno 1609. Discite mortales fugitivam noscere vitam. Dieſer Melchior von Pfuel iſt derſelbe, der ſich auch als Nekromant einen Namen machte.

5) Adam von Pfuel. Bruſtbild. Ein älterer Mann, ernſt, prononcirt martialiſch. Er zählt zu den bekannteſten Mitgliedern der Familie. Adam von Pfuel wurde 1604 geboren. Er folgte 1620 ſeiner Schweſter, einer Hofdame Marie Eleonorens (bei

Vermählung dieſer mit Guſtav Adolf), nach Stockholm. Dieſe Schweſter heirathete ſpäter den berühmten Bannier und wurde die Ahnmutter des gleichnamigen Geſchlechts. Ihr Bruder unſer Adam von Pfuel, trat als Page bei Guſtav Adolf in Dienſt, begleitete ihn nach Deutſchland und brachte, nach der Lützener Schlacht, des Königs Leiche von Weißenfels nach Stettin, von wo ſie nach Stockholm eingeſchifft wurde. Seine nahen, ſchon angedeuteten verwandtſchaftlichen Beziehungen zu Bannier machten es, daß er auch in der Folge der Parthei dieſes wüſten aber genialiſchen Feldherrn zugehörte. 1634 führte er zuerſt, als Commandeur eines Regiments, einen ſelbſtſtändigen Zug nach Thüringen hin aus und deckte die Flanke des Heeres. Auf dieſem Zuge war es, wo ſich der damals noch jugendliche Derfflinger ſeine erſten Sporen im Pfuel'ſchen Regiment verdiente. Später ſtieg Pfuel zum Avantgardenführer des ſchwediſchen Heeres auf und eroberte ſich als ſolcher den allerdings zweifelhaften Ruhm, 800 böhmiſche Dörfer niedergebrannt zu haben. Nach Banniers Tode war es Pfuel, der in Gemeinſchaft mit einigen andern Kriegs-Oberſten die Schlacht bei Wolfenbüttel ſchlug. Er ſtand damals hoch genug in Anſehn, um hoffen zu dürfen, das Ober-Commando werde ihm übertragen werden. Er ſcheiterte aber, weil er Ausländer war, und Torſtenſon (ihm freilich hoch überlegen) erhielt den Oberbefehl. Als ihm auch Lilienhoeck vorgezogen wurde, nahm er den Abſchied. Dies war 1642. Wo er von da ab bis 1652 war, iſt unbekannt. In ſpätren Jahren kaufte er ſich die Güter Helffte und Polleben im Mansfeldiſchen und gründete eine neue Linie. Auf ſeinem Bilde in Jahnsfelde trägt er die goldne Kette, die ihm Guſtav Adolf geſchenkt hatte. Er ſtarb als ſchwediſcher Generallieutenant 1659 zu Polleben. Hat auch in der Kirche Schild und Spruch.

6) Curt Bertram von Pfuel. Bruſtbild. Dieſer Curt Bertram war kurbrandenburgiſcher General-Kriegs-Commiſſar während des 30jährigen Krieges, und wurde von Seiten George Wilhelms mehrfach zu diplomatiſchen Sendungen verwandt, namentlich

an Wallenstein, als dieser zuerst an den Grenzen der Mark erschien. Unser Curt Bertram war damals „Kammerjunker". Seine erste Mission an Wallenstein fällt in das Frühjahr 1626. Es scheint, daß er den Friedländer in Halberstadt traf und ihn, im Auftrage des Churfürsten zu bitten hatte, nicht in die Mark einzurücken. Wallenstein antwortete: „So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, will ich dem Kurfürsten kein Widriges erweisen, nur bitte ich ihn um Gottes Willen, die Mansfeld'sche Armee (die in der Priegnitz hauste) auszuschaffen, sonst muß ich nachrücken, um den Feind zu suchen, wo ich ihn treffe." Im August traf Wallenstein mit 16 Regimentern in Cottbus ein. Der Kurfürst hatte den später so berühmt gewordenen Conrad von Burgsdorf zum Marschall bei ihm bestellt, und es verlautet nicht, daß unser Curt Bertram bei dieser Gelegenheit weitere Verhandlungen mit Wallenstein gehabt habe. Er war indessen einige Wochen vorher in Cottbus gewesen, um, gemeinschaftlich mit einem von Rochow, die Empfangsvorbereitungen zu regeln. Curt Bertram sah den Friedländer erst später wieder, und wie es scheint, unter ziemlich mißlichen Umständen. In Prag, als er dem Gefürchteten eine Vorstellung zu überreichen hatte, fuhr ihn dieser an: „ich werde schiefericht (etwa das, was wir heute „nervös" nennen würden), wenn ich solche Schriften sehe", und im Juni 1628 berichtete Pfuel von Frankfurt a. O. nach Berlin: er habe den General nicht sprechen können, denn dieser habe just seinen Schiefer gehabt, und nicht nur kurz vorher den Sekretair, den Kammerdiener und Edelknaben abprügeln lassen, sondern auch das Glockenläuten verboten und zugleich befohlen, alle Hunde von der Gasse zu schaffen. Diese Missionen, wie wir hieraus genugsam ersehen können, waren verantwortungsvoller Natur und forderten ihren Mann.

Curt Bertram, dessen Bruder (Adam) und Neffe (Georg Adam) direkt in schwedischen Diensten standen, gehörte selbstverständlich der Anti-Schwarzenberg'schen Parthei an. Schwarzenbergs Einfluß setzte es schließlich durch, daß Curt Bertram seiner Aemter enthoben und seine Güter eingezogen wurden. Nach dem Tode

Kurfürst George Wilhelms aber wendete sich das Blatt; er erhielt seine Güter zurück und wurde ausersehn, den Adam Schwarzenberg gefangen zu nehmen. Später kaufte er sich in Sachsen an und wurde, durch weitre Verzweigung, der Stammvater der noch blühenden Würtemberg'schen Linie. Das Bild Curt Bertrams befindet sich in Jahnsfelde. Er ist ein schöner Mann, blühend, noch jung, voll klugen und energischen Ausdrucks. Seine Tracht, in Koller und Klapphut, ist im Wesentlichen die eines schwedischen Kriegsobersten.

Die andern Bilder — und auch unter ihnen nur eine Auswahl — geb' ich in den Anmerkungen. Was der Jahnsfelder Porträt-Gallerie einen Reiz verleiht und ihr unterscheidendes Merkmal bildet, ist, daß sie das Frostige eines sogenannten „Ahnensaals" durchaus vermeidet. Man steigt nicht erst treppauf, man zieht nicht erst die verschoßnen Gardinen zurück, man sorgt nicht erst, abstäubend und Fenster-öffnend, für Luft und Licht, — in Jahnsfelde lebt man mitten unter ihnen. Diese alten Herren in Rüstung oder Perrücke, hier sind sie nicht zu steifer Repräsentation da, sie sind nicht Fremde am eignen Heerde, man hat sich häuslich-familiär mit ihnen eingerichtet; man kennt sie, man liebt sie. Ein täglicher Verkehr hat Platz gegriffen zwischen denen die waren und zwischen denen die sind; Aeltestes und Neustes reichen sich die Hand; wie ein ununterbrochener Strom wandert das Leben weiter von Geschlecht zu Geschlecht. Wohl mahnen auch hier die Bilder berühmter Ahnen an das Vergängliche alles Irdischen, aber sie predigen zugleich auch den Sieg des Geistes über den Leib und entfalten still die Fahne, auf der als Zuruf und Richtschnur das Dichterwort geschrieben steht:

„Und ein berühmter Name nach dem Tode!"

Kienbaum.

Ich hatt als Kind eine Tanne lieb,
Die groß und einsam übrig blieb
An flachem Wiesensaume.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Th. Storm.

Am Ausgang der Liebenberger Haide, am linken Ufer des Flüßchens Lorckniz, das hier die Grenze zwischen dem Lande Lebus und dem Nieder-Barnim zieht, liegt das Dorf Kienbaum.

Seinen Namen (so erzählt man sich) hat es von einem Kienbaum, der ehedem ziemlich inmitten des Dorfes stand und nach Erzählung der Bewohner bis in die allerfrühsten Zeiten deutscher Colonisirung zurückreichte. Man ließ ihn damals bei der Ausrodung der Waldstelle stehen, und während der Kienbaum selber neue Jahresringe anlegte, legten sich neue Häuser und Höfe um den ursprünglichen Kern des Dorfes herum. Jahrhunderte lang hielt man ihn, wie einen Hüter und Talisman, wie einen alten Pathen, der dem Dorfe den Namen gegeben, in Ehren und kaum 20 Jahre mögen vergangen sein, seit er umgehauen wurde. Das ganze Dorf, das überhaupt einen guten Sinn hat, sträubte sich dagegen, aber die egoistische Beharrlichkeit des Einzelnen (auf des-

sen Grundstück der Baum stand) blieb schließlich doch siegreich und der Kienbaum, das Wahrzeichen des Dorfes, fiel. Leute im Dorfe haben mir den Baum beschrieben; sie empfinden es wie eine Schuld, daß er nicht mehr da ist. Es war eine alte knorrige Kiefer, noch aus der Zeit her, wo man die Bäume nicht schwächlich-schlank heranzog, sondern sich knorrig-original entwickeln ließ. Der Stamm war nur wenig über mannshoch, aber von über drei Ellen Umfang; dabei lag er schräg und sein flaches, ineinander geflochtenes Zweigwerk bildete einen korbartigen grünen Schirm. Sein Inneres war ausgehöhlt; nur die Kienstellen hatten sich gehalten, und als man ihn der Länge nach durchsägte, bildete jede Hälfte eine Art Trog oder Mulde.

Dorf Kienbaum hat sein Wahrzeichen verloren, aber es ist doch immer noch ein interessantes Dorf. Es zählt zu jenen stillen Haidedörfern, um die ein ganz besondrer Zauber waltet, jenes anheimelnde Stück Romantik, das in der Oede und Abgeschiedenheit, vor allem aber in dem Hospiz-Charakter dieser Dörfer begründet liegt. Es sind die gebergnen Plätze in der Wildniß, und jeder, den sein Weg irgend einmal, zumal in naßkalten Spätherbsttagen, über Wald und Haide geführt hat, muß diesen Zauber an sich selbst empfunden haben. Es ist vielleicht im November, der Nebel sprüht und die Haide, so dünkt Dir's, nimmt kein Ende. Erst Kusseln, dann Kiefern, nun wieder Kusseln. Jedes leiseste Streifen an Baum oder Busch schüttet ein Schauerbad über Dich aus und das nasse, vergilbte Haidekraut, durch das Du hindurch mußt, spottet der festesten Sohle und macht Dich frieren bis auf's Mark. Nichts begegnet Dir außer einem schiefstehenden Wegweiser, der seine müden Arme schlaff zu Boden hängen läßt, oder eine Krähe, die den Kopf in das nasse Gefieder einzieht und sich trübselig matt besinnt, ob sie auffliegen soll oder nicht. So geht es stundenlang. Endlich lichtet sich's und Du trittst auf eine offne Stelle hinaus, eine kümmerliche Sandscholle, die freilich wenig mehr als hundert Schritt mißt und hinter der Du die dunkle Kiefernwand sich abermals aufrichten siehst. Aber auf dem freien Stück Felde, unter

Ebreschenbäumen, an denen noch die letzten rothen Büschel hängen, steht ein Dutzend Lehm- und Fachwerkhäuser, um die herum sich ein brauner Weg mit tief ausgefahrenem Geleise schlängelt. Das erste Haus ist eine Schmiede; Dein fröstelnd Herz sieht wie mit hundert Augen in die sprühende Gluth hinein und das Picken und Hämmern, gedämpft durch die nebelfeuchte Luft, klingt märchenhaft leise zu Dir her. Ein Gefühl beschleicht Dich, als trätest Du in ein Feen- und Wunderland, als läge die Insel der Glücklichen vor Dir. Das ist der Zauber eines „Dorfes in der Haide".

Solch ein Dorf (sie werden immer seltner) ist Kienbaum, Grund genug, ihm einen kurzen Besuch zu machen. Was uns aber heute, noch um die Sommerzeit, diesem Haidedorfe zuführt, das ist nicht die Poesie seiner stillen Häuschen, auch nicht das Verlangen, den Baum zu sehen, oder doch von ihm zu hören, der einst dem Dorfe den Namen gab, das ist vielmehr der Umstand, daß Dorf Kienbaum vor hundert Jahren und drüber eine Art Congreßort war, wo die märkischen Bienenzüchter, jedenfalls aber doch die Bienenwirthe von Lebus und Barnim, so wie der Neumark und der Lande Beeskow-Storkow, zur Berathung ihrer Angelegenheiten zusammenkamen.

Was diesem kleinen Dörflein die Ehre einbrachte, ein solcher Congreßort zu sein, ist nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen; wahrscheinlich wirkte Verschiednes zusammen, unter andern auch seine günstige Lage, ziemlich genau in der Mitte der Provinz. Gleichviel indeß, was es war, alljährlich im Monat August oder September kamen hier die „Beutner und Zeidler" zusammen und alle Höfe im Dorf, besonders aber der Schulzenhof, der durch Jahrhunderte hin ein Hauptbienenhof war, öffneten gastlich ihre Thore. Ueber das, was auf diesem Convent verhandelt wurde, erfährt man an Ort und Stelle nur wenig Bestimmtes, zum Theil Widersprechendes. Alle diese Dinge klingen nur eben noch halb sagenhaft in Kienbaum fort, wobei sich dann wie immer die Bemerkung wiederholt: „ja, wenn die alte Kettlitzen oder die alte Stengelbergen noch lebte, die wußte es ganz genau". Aber „die

alte Stengelbergen", auf welchem Gebiet es auch immer sein mag, ist jedesmal todt.

Stelle ich nachstehend alles zusammen, was ich theils in Kienbaum mündlich erfahren, theils aus Büchern ersehen konnte, so erscheint es, daß der Charakter dieses Bienenconvents im Lauf der Jahrhunderte wechselte, und während es sich in den früheren Jahrhunderten sehr wahrscheinlich um allerhand geschäftliche Regulirungen handelte, war dieser Convent, im vorigen Jahrhundert, theils eine Art Ausstellung, theils eine Fachmänner-Versammlung (nach Art moderner Versammlungen der Art), wo man sich Produkte zeigte, Resultate mittheilte und über Bienenzucht, nach gemachten Erfahrungen, wissenschaftlich-praktisch berieth.

Dieser totale Wechsel, der vielleicht mit Anfang des vorigen Jahrhunderts eintrat, hatte muthmaßlich darin seinen Grund, daß um die genannte Zeit der Honigbau ein freies, nach Wunsch der Regierung von jedem Bauer und Kossäthen zu betreibendes Gewerbe wurde, während er bis dahin als ein besonders Recht an einem bestimmten Grund und Boden gehaftet und alle diejenigen, die als Pächter dieses Grund und Bodens den Honigbau betrieben, in ein Abhängigkeits-Verhältniß von dem betreffenden Grundherrn gebracht hatte.

Diese Zins- und Pacht-Verhältnisse waren es nun wahrscheinlich, die in früheren Jahrhunderten — in denen man nur die Waldbienenzucht kannte — in Kienbaum geschäftlich regulirt wurden. Man einigte sich über allgemeine Sätze und Normen, über das, was man pachten könne und was nicht; neben dem Allgemeinen aber waren es auch die speciellen Verhältnisse Kienbaums, die zur Sprache kamen, und mit diesen beschäftigen wir uns hier ausschließlich.

Kienbaum gehörte in alten Zeiten zu Kloster Zinna, später, nach der Säkularisation, zu Amt Rüdersdorf; Amt Rüdersdorf war also Grundherr. Dieser Grundherr nun, wie er in andern Dörfern neben Ackerland Viehweide verpachtete, verpachtete in Kienbaum Bienenweide, d. h. einen Wald, auf dem die

Bienen der Kienbaumschen Beutner und Zeidler weiden konnten. Selbstverständlich gehörte dazu auch das Recht, das Resultat dieser Weide, den Honig, auf hergebrachte Weise zu erbeuten. (Die Kunst der Beutner bestand darin, den in die hohlen Bäume gelegten Honig, die sogenannte Honigbeute, zu gewinnen.) Diese Beutner oder Zeidler nun stellten sich wahrscheinlich an einem bestimmten Tag im Jahre bei ihrem Kienbaumer Lehnschulzen ein, der als eine Art Beauftragter des „Amts" handelte. Sie kündigten oder erneuten ihre Pacht, äußerten ihre Wünsche und Beschwerden (oder nahmen solche entgegen) und bezahlten ihren Zins, theilweis in Geld, theilweis in Honig. So hatten sie unter anderm für ihre Bienen- oder Zeidelweide am „Gerichtstage" eine Tonne Honig zu entrichten, wogegen das Amt die Pflicht hatte, sie an diesem Tage mit einem Hammel, einer Tonne Bier und einem Scheffel Brod zu verpflegen. Später wurde der Pachtzins wahrscheinlich ausschließlich in Geld geleistet, weshalb wir von einer Kasse sprechen hören, die sich auf dem Schulzenhof in Kienbaum befand und daselbst verwaltet wurde. Diese Kasse entsprach also zunächst einer kleinen Rentamtskasse, deren Erträge von Zeit zu Zeit einfach an das Amt selber abgeführt wurden. Daneben aber, wenn man dem Geplauder der lebenden Kienbaumer trauen darf, scheint diese „Kasse im Schulzenhof" vor allem auch eine Darlehns- und Prämien-Kasse gewesen zu sein. Wer den besten Honig vorzeigen konnte, der wurde prämirt, und wer die nöthigen Garantien bot, der erhielt Darlehne, um irgend etwas Neues, von dem er sich Resultate versprach, in's Werk zu setzen. Das ist alles, was ich aus Mund und Schrift über die Kienbaumer Bienencontente habe in Erfahrung bringen können. So wenig es ist, es spricht sich Leben, Eifer und ein gewisses Organisationstalent darin aus.

Die Bienenzucht in Kienbaum, darüber scheint kein Zweifel, war von besonderer Vorzüglichkeit, und dieser Umstand, neben der günstigen Lage des Dorfes, hatte wohl Theil daran, daß Kienbaum zu einem regelmäßigen Sammelort der Bienenwirthe wurde.

Diese Vorzüglichkeit der Bienenwirthschaft nun war das natürliche Resultat einer vorzüglichen Bienenlokalität, d. h. einer andauernden, nie erschöpften Bienenweide. Solche Lokalitäten, wenn man die höchsten Anforderungen stellt, sind nicht eben allzuhäufig, da es sich darum handelt, durch fast volle 6 Monate hin den Bienen immer Pflanzen zu bieten, aus denen sie sammeln können. Wo Raps blüht, da ist für die Bienen während des Mai und Juni, und wo die Linden blühn für den Juli gesorgt; aber erst aus dem Vorhandensein mannigfachster Bäume, die sich im Blühn unter einander ablösen und vom April bis in den September hinein eine immer wechselnde Bienennahrung bieten, erst aus dem Vorhandensein solcher Mannigfaltigkeit ergiebt sich das eigentliche Bienen- und Honig-Terrain. Ein solches Terrain nun war Kienbaum in eminenter Weise. Ein viele Quadratmeilen großer Kiefern-Forst schloß es ein, und mitten durch diesen Forst hindurch schlängelte sich die Loecknitz,*) ein Flüßchen, das auf Meilen hin Wiesen und honigreiche Wiesenblumen zu seiner Rechten und Linken hatte. Unmittelbar das Flüßchen entlang zogen sich Werft und Haselbüsche, die den Bienen, im März und April schon, eine bevorzugte Nahrung boten; im Mai dann begannen sommerlang die Wiesen zu blühn, bis endlich, vom August an, die weiten Strecken voll Haidekraut, gelegentlicher weißer Kleefelder zu geschweigen, eine nicht auszunutzende Nahrungsquelle boten.

Die Erträge waren zu Zeiten sehr bedeutend, und das Dorf, das fast aus lauter Zeidlern und Beutnern bestand, erfreute sich trotz seiner Ackerarmuth einer gewissen Wohlhabenheit. Der Schul-

*) Die Loecknitz ist eines jener vielen Wässerchen in unsrer Mark (wie z. B. die Nuthe, die Notte, die Finow, der Stobber oder Stobbrow), die, plötzlich aus einem See oder Luch tretend, auf die kurze Strecke ihres Laufes hin ein grünes Wiesenband malerisch durch das Sand- und Haideland ziehn. Keines unter allen diesen Wässerchen ist vielleicht reizvoller und unbekannter zugleich als die Loecknitz, die, aus dem rothen Luche kommend, in einem der Seen zwischen „Erkner" und den Rüdersdorfer Kalkbergen verschwindet. Die Loecknitz ist nur 4 Meilen lang, aber auf ihrer ganzen Länge führt sie einen sich schlängelnden Streifen von

zenhof hatte 99 Stöcke und so, im Verhältniß, bis zum Büdner und Tagelöhner herab. Ein Stock entsprach in guten Jahren einem Eimer voll Honig. Den Eimer zu 10 Quart gerechnet, hätte also der Schulzenhof in guten Jahren 990 Quart Honig gewonnen.

Von dieser Höhe ist nun Kienbaum seitdem herabgestiegen. Der Bienenconvent tagt nicht mehr inmitten des Dorfs, und der Schulzenhof, der es sonst bis auf 99 Körbe brachte, begnügt sich jetzt mit 9. Der gewonnene Honig hat längst aufgehört ein Handelsartikel und eine besondere Einnahme zu sein, er spielt nur noch die Rolle eines Surrogats. Er vertritt den Zucker und die Butter, welche letztere in einem armen Sand- und Haidedorf, das seinen Viehstand schwer über eine Schafheerde hinaus bringt, begreiflicherweise zu den Luxusartikeln zählt.

Das alte Wahrzeichen Kienbaum's ist hin und seine Bienenherrlichkeit nicht minder, aber an die letztre erinnert doch noch vieles. Die Lokalität, die ich oben zu beschreiben suchte, ist eben im Wesentlichen dieselbe geblieben. Noch steht der Wald, noch blüht das Haidekraut roth über die Haide hin, noch schlängelt sich die Loecknitz durch das grüne Wiesenband hindurch, und die größte

Park- und Gartenland neben sich her, zu dessen beiden Seiten der Wald wie eine Terrasse langsam ansteigt. Immer dieselben Requisiten, wenig Wechsel im Material und doch, wer hier am späten Nachmittag an der Grenzlinie zwischen Wald und Wiese hinfährt, dem eröffnet sich eine Reihe der reizendsten Landschaftsbilder. Hier dringt der Wald von beiden Seiten hervor und schafft eine Schmälung, hier tritt er zurück und der schmale Wiesenstreifen dehnt sich entweder zu einer Waldwiese aus oder das Flüßchen selber wird zu einem Teich, auf dem im Schimmer der untergehenden Sonne die stillen Nymphaeen schwimmen. Dann und wann eine Sägemühle, ein rauschendes Wehr, dazwischen Brücken, die den bequemen Wald- und Wiesenweg bald vom rechten auf's linke und wieder vom linken auf's rechte Ufer führen. Selbst die Ortsnamen werden poetisch: Liebenberg und Alt-Buchhorst, Klein-Wall und Gottesbrück, daneben der Werl- und Mollen-See. Unmittelbar dahinter beginnt schon wieder die Prosa und der nächste See heißt beispielsweise „der Dämeritz". Freilich auch „Loecknitz" selber könnte wohlklingender sein, aber freuen wir uns wenigstens des k und adoptiren wir nie die Aussprache der Anwohner des Flusses, die breit und häßlich „die Loeknitz" sprechen.

und bunteſte dieſer Wieſen führt bis dieſen Tag noch den Namen der Zeidelwieſe. Vielleicht, daß auch dies bald anders wird. Schon iſt die Zeidelwieſe nicht mehr die alte Zeidelwieſe von vormals, man hat ſie halbirt und die eine Hälfte zu einer Art Küchengarten gemacht. Aber wenn auch Name und Sache ganz verſchwinden ſollten, das Dorf in der Haide, das abſeits liegt, und in ſeiner Armuth niemanden auffordert, das Sand- und Haideland in den großen Verkehr hineinzuziehen, wird noch lange ein Plätzchen bleiben, deſſen ſtill aufſteigender Rauch den Reiſenden nach ſtundenlanger Oede anheimeln und deſſen erſtes „Mütterchen am Zaun“ ihn dankbar empfinden laſſen wird:

Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme.

Anmerkungen.

Von Frankfurt bis Schwedt.

[Eine Correktur.] S. 11, wo von der „Instruktion" gesprochen wird, die Friedrich II. nach der Kunersdorfer Schlacht in Reitwein aufsetzte, muß es nicht heißen: „ebenfalls an Finkenstein gerichtet" sondern: „an General Fink gerichtet."

Tamsel.

Benutzt: K. v. Schoenings Leben des Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening. K. v. Schoening, Papiere die Familie v. Schoening betreffend (als M. S. gedruckt). Das Tamsler Archiv. Ungedruckte Memoiren der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin v. Dönhoff. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

1. Die Besitzverhältnisse Tamsels seit 1310.

Tamsel war Ordensgut (des Johanniter Ordens) und gehörte zur Commende Quartschen. Die Familie von Schoenbeck besaß Tamsel und Warnick (Nachbargut) bereits 1310; von diesem Jahre datirt sich ein Lehnbrief. Sie hatten es zu Lehn vom Orden.

Die Schoenbecks bleiben im Besitz von Tamsel und Warnick bis zum 16. Mai 1653. An diesem Tage kauft es Hans Adam v. Schoening (zum Unterschied Hans Adam I. genannt) von seinem Stiefvater Asmus von Schoenbeck. Von 1653–65 besitzt es Hans Adam I. — Von 1665—96 besitzt es Hans Adam II. (der Berühmte, der Türkenbesieger). Bis 1685 besaß er nur halb Tamsel zu Lehen und die andere Hälfte sowie Warnick pfandweise. Auf seine Vorstellung aber, daß er zur Verbesserung der Güter mehr angewandt habe, als sie vorher werth gewesen seien, wird

er nun mit dem Ganzen beliehen. (1693 wird durch den Herrenmeister Carl Philipp zu Brandenburg das Recht zur Belehnung in weiblicher Descendenz ausgesprochen.) Von 1696—1714 besitzt es Hans Ludwig v. Schoening, der Sohn des Berühmten. 1714 geht es an Hans Ludwigs einzige Tochter, an Luise Eleonore v. Schoening, vermählte v. Wreech über. Sie wird 1724 belehnt, laut des durch den Herrenmeister Carl Philipp zu Brandenburg 1693 ausgesprochenen Rechts: „wenn keine männlichen Lehnserben mehr am Leben, dann fallen die Lehne an die Descendenten weiblichen Geschlechts." Frau v. Wreech stirbt 1766. Von 1766—1785 Hofmarschall Friedr. Wilh. Theodor v. Wreech. Von 1785—1796 Domherr Ludwig Alex. v. Wreech. (Der letzte Wreech.) Graf Ludwig v. Wreech hatte Tamsel und Warnik an den Grafen Bogislaus v. Dönhoff auf Dönhoffstädt, den einzigen Sohn seiner Schwester, einer vermählten Gräfin Dönhoff vermacht, der seinerseits eine Schwerin zur Frau hatte. Von den 5 Töchtern des Grafen B. v. Dönhoff war wiederum eine an einen Schwerin (Graf Hermann Schwerin Wolfshagen) verheirathet. Durch diese Verheirathung kam Tamsel an die Schwerins. Der gegenwärtige Besitzer, Graf Bogislav, ist ein Sohn des Grafen Hermann Schwerin Wolfshagen.

2. Der Tamsler Park.

Ueber die schöne Lage Tamsels habe ich schon S. 15 einige kurze Andeutungen gegeben. In früheren Zeiten hieß es die „Oase in der Wüste" und noch jetzt hat es Anspruch auf jede rühmende Bezeichnung, wenn auch freilich die dem Ackerbau und wenigstens dem üppigsten Wiesewachs gewonnenen Gegenden des Warthebruchs, für die Umgebung Tamsels die Bezeichnung „Wüste" nicht länger zulässig erscheinen lassen.

Das Terrain, auf dem Tamsel liegt, hat viel Aehnlichkeit mit den schönen Oderbruch-Parthieen zwischen Falkenberg und Freienwalde. Im Rücken eine Bergwand, mehr oder weniger steil, hier und dort durch eine Schlucht durchbrochen und überall mit Laub- und Nadelholz bestanden; am Fuß dieser Bergwand ein Dorf und zu Füßen des Dorfs ein Wiesengrund, oft überschwemmt und immer von Flußarmen durchzogen. So ist das Freienwalder Terrain; so ist auch die Landschaft um Tamsel her.

Das Dorf Tamsel zieht sich unmittelbar am Fuß des Hügels hin, zu Anfang und Ende wie ein Quersack sich ausbreitend, in seiner Mitte aber zu einer schmalen Straße sich verengend, weil eben hier der Park mit Schloß und Kirche sich einschiebt. Eigentlich theilt der Park, der in einen Außen- und Innenpark zerfällt, das Dorf in eine östliche und westliche Hälfte, eine Theilung, die aber wenig bemerkt wird und noch weniger stört, da der Dorfverkehr unbehindert am Park entlang oder auch durch diesen hindurch geht. Ein solches Zusammengewachsensein von Dorf und Schloß thut immer wohl und jeder Theil, zunächst nur malerisch genommen, hat den Vortheil davon. Der Park kommt der Dorfstraße und diese

wiederum dem Park zu Gute. Der Park giebt Schönheit und empfängt Leben und Heiterkeit zurück.

Der Park, wie schon angedeutet, zerfällt in einen Außen- und Innen-Park.

Der Außen-Park ist jene Waldpartie, die vom Fuß des Hügels an bis zur Kuppe desselben aufsteigt und die Schlußcoulisse des ganzen Bildes, den Hintergrund für ganz Tamsel bildet. Auf der Höhe des Hügels erhebt sich einer jener griechischen Tempel, wie sie die Rococo-Zeit zu bauen liebte, während weiter abwärts eine Schlucht die Hügelwand durchbricht, eine Thalrinne, durch welche der Weg nach Zorndorf führt. In dieser Schlucht war es, wo in den 80er Jahren dem Prinzen Heinrich zu Ehren, die Erstürmung oder Forcirung des Passes von Gabel (die letzte Kriegsthat des Prinzen) noch einmal, bei bengalischem Feuer, friedlich in Scene gesetzt wurde. Die Schlucht wurde zu diesem Behufe überbrückt; Minerva (die schöne 20jährige Gräfin Dönhoff) führte den Prinzen mit begeisternder Anrede über die Brücke, an deren anderem Ende der Prinz von drei Johanniter-Rittern (von Schack, Graf Dönhoff, Graf Tauenzien) in voller Ordenstracht begrüßt und mit den schon an anderer Stelle mitgetheilten Worten empfangen wurde:

Henry paraît! il faut se rendre!
Vous frémissiez fiers Autrichiens!
Si vous pouviez le voir, si vous pouviez l'entendre
Vous béniriez le sort qui vous met dans ses mains.

Also etwa:

Heinrich erscheint und der seinem Begegnen
Zittert Oestreich und unterliegt; —
Kanntet ihr ihn, ihr würdet es segnen,
Stolze Feinde, daß Er euch besiegt.

Zur Erinnerung an diesen Tag wurde gleich nach der Festlichkeit selbst ein Obelisk an eben der Stelle aufgerichtet, wo die drei Johanniter den Prinzen begrüßt hatten und diesem Obelisk die Inschrift gegeben: En Memoire du Passage de Gäbel en Bohême par le Prince Henri de Prusse, le 31. Juillet 1778. Darunter:

Ce marbre véridique aux siècles à venir
Du héros de notre siècle attestera la gloire,
Mais tout ce qu'il peut contenir
N'est qu'un feuillet de son histoire.

Dieser Obelisk steht noch.

Der Innen-Park ist sehr reich an Statuen und Gedenksteinen und soll, vor nicht allzu langer Zeit, noch viel reicher daran gewesen sein. Auch hier wieder ist Prinz Heinrich der vor Allem Gefeierte. In einer der Ecken des Parks erhebt sich ein Altar mit den beiden Büsten des „Prince Henri" und des großen Kurfürsten, und französische und deutsche Verse wetteifern, theils in unmittelbarer Huldigung gegen den Prinzen, theils (mittelbar) in

Vergleichen und Parallelen, die ſie zwiſchen dem Ahn und dem Enkel zieh'n. „Il a tout fait pour l'etat" heißt es an erſter Stelle; aber dem einfachen Ausſpruch folgen Verſe (des Chevaliers de Boufflers) auf dem Fuß:

Dans cette Image auguſte et chère
Tout Heros verra ſon Rival,
Tout Sage verra ſon Égal
Et tout homme verra ſon frère.

Nun beginnen die Parallelen mit dem großen Kurfürſten. Zuerſt franzöſiſch:

Grands dans la paix, grands dans la guerre,
Tous deux, par de fameux exploits,
Devinrent et l'exemple et la leçon des rois.
D'infortunés proscrits le premier fut le père,
Le second, par ſon art d'etonner et de plaire,
Mit des Français tous les coeurs ſous ſes loix.

Dann folgen deutſche Diſtichen:

Mächtig erhub ſich der Staat durch Wilhelm, der ihm zu Lehrern
Jeder freudlichen Kunſt Galliens Flüchtlinge gab;
Mächtig beſchützt ihn (den Staat) der Sieger bei Freiberg, der in die Lorbeern
Früh ſich des feinen Geſchmacks galliſche Lilien wand.

Endlich (im lapidarſten Lapidarſtil) machen lateiniſche Worte den Schluß. Zuerſt (dem Kurfürſten geltend): Fridericus Guilielmus vere Magnus. Civium Pareus. Hostium Victor. Libertatis Germanicae Vindex. Fidei Exulis Perfugium. — Dann (dem Prinzen geltend): Henricus Militum Amor. Hostium Terror. Gallicae Gentis Deliciae. Musarum Altor. Ad Freibergam Victor.

Hiermit ſchließen die Inſchriften zu Ehren des Prinzen Heinrich ab, aber nicht die Denkſteine und Inſchriften überhaupt. „Rose elle a vécu ce que vivent les roses, — l'espace d'un matin", ſo lauten die Worte auf einem halb unter Raſen verborgenen Sandſtein, der zugleich den Namen der Frühgeſchiedenen trägt: Liſette Tauenzien. Weiter abwärts die Gänge des Parks begegnen wir einem Epitaph mit Bild und Urne „dem Gedächtniß ſeiner zwei Geſchwiſter errichtet von Grafen Ludwig Alexander Wreich." (Complaints de Louis Alexandre Comte de Wreich sur la perte de sa soeur et de son frère.) Darunter folgende Verſe:

Naissez mes vers, soulagez mes douleurs
Et sans efforts coulez avec mes pleurs!
Pour vous pleurer je devance l'aurore,
L'eclat du jour augmente mes ennuis,
Je gémis seul dans le calme des nuits,
La nuit s'envole et je gémis encore.
Vous n'avez point soulagé mes douleurs,
Naissez mes vers, laissez couler mes pleurs.

Noch weiter abwärts erhebt sich das Denkmal, das ebenfalls Graf Ludwig Wreich dem Andenken seines Lehrers Fahndorff errichtete, desselben, der am 24. August 1758 von den plündernden Russen ermordet und unter die Bäume des Parks geworfen wurde.

Noch vieles andere ist an Tafeln und Inschriften da, aber wir verweilen dabei nicht länger und wenden uns vielmehr der Stelle zu, wo im Mittelpunkt des Parks, en rue des Schlosses, vom Grafen Hermann Schwerin der große Denkstein errichtet wurde, dessen ich schon S. 59 flüchtig erwähnte. Mir bleibt hier nur noch übrig, das Denkmal selber ausführlicher zu beschreiben. Es ist ein Stein-Obelisk von etwa 30 Fuß Höhe, der sich auf einem gegliederten Postamente erhebt und seinerseits wieder eine vergoldete Victoria trägt. An den Seiten und der Rückfront des Postamentes befinden sich drei, auf den Küstriner Aufenthalt des Kronprinzen Bezug nehmende Basreliefs: ein Studirzimmer mit Büchern, Noten und Karten; ein strahlender Jüngling, der den Wagen zur Sonne lenkt; Küstrin mit der alten Oderbrücke; während die Vorderfront folgende Inschrift trägt:

Eh die Sonne (mit des Schöpfers Macht im Bunde)
Sendet ihren Glühstrahl über Welt und Ocean,
Geht des Frühlingsmorgens Nebelstunde
Thränenschwer, doch Segen bergend, ihr voran.

Weitere Inschriften, am Obelisken selbst befindlich, knüpfen ebenfalls an den Aufenthalt des Kronprinzen in Küstrin und Tamsel an.

Vorderfront: Hier fand Friedrich II. als Kronprinz von Preußen in seinem Duldungsjahre 1731 erwünschte Aufheiterung in ländlicher Stille.

Rückfront: Es ist ein göttlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Klagelieder Jeremiä 3, 27.

An einer der Seitenfronten befinden sich die Worte, die auf die Errichtung des Denkmals Bezug nehmen: „Dem erhabenen Verklärten Anno 1840, nach 100 Jahren seiner Thronbesteigung, geweiht vom Grafen Hermann von Schwerin.“ Ein Gitter und Rosenbüsche fassen das Denkmal ein. Es ist an derselben Stelle errichtet worden, an der (laut Aussage alter Fischersleute) der Kronprinz, wenn er im Tamsler Park spatzieren ging, vorzugsweise gern zu verweilen und unterm Laubdach der Bäume zu lesen pflegte. Die Enthüllung des Denkmals war ein Fest für die ganze Gegend. Friedrich Wilhelm III. (der 7 Tage später starb) hatte noch den größten Antheil daran genommen und acht Invaliden, aus der friedricianischen Zeit, zur Erhöhung des festlichen Eindrucks, nach Tamsel geschickt. Die Uniformirung war eigens nach Angaben des Königs erfolgt.*)

*) Dies Denkmal, das vom Marthebruch und zugleich auch von dem hohen Eisenbahn-Damm aus gesehn werden kann, der dicht bei Tamsel das Bruch durchschneidet,

3. Die Kirche in Tamsel.

Die Tamsler Kirche steht ebenfalls im Park. Es ist ein alter, gothischer Bau, der durch Schinkel restaurirt und — wenn sich auch nicht Alles loben läßt — doch jedenfalls zu einem Bau umgestaltet wurde, der sich sehr malerisch in die Landschaft einfügt. Dies malerische Element, das Bestreben, einer sterilen Landschaft aufzuhelfen oder eine hübsche Landschaft noch hübscher zu machen, spielt bei allen Schinkelschen Dorfkirchen eine sehr wesentliche Rolle.

Die Kirche ist eine einfache Kreuzkirche. Das linke Querschiff ist eine mit Statuen und Waffentrophäen geschmückte Ruhmeshalle für die Schoenings. Hier befinden sich, in einer Doppelnische, die überlebensgroßen Steinbilder des Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening und seiner Gemahlin. Zur Linken beider steht die Marmorbüste des Sohnes (Johann Ludwig † 1713) und trägt folgende Inschrift: „Der Hochwohlgeborne Herr, Herr Johann Ludwig v. Schoening, des St. Johanniter Ordens Ritter und designirter Commendator zu Lagow, Sr. Königl. Majestät in Polen und churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen gewesener Kammerherr, Herr zu Tamsel, Warnick, Groß und Klein Kamin, Birchholz und Schönhoff, ist geboren zu Küstrin den 25. Dezember St. vet. anno 1675 und auf dem adligen Gute zu Neuendorf in dem Fürstenthum Halberstadt anno 1713, den 29. Oktober, selig in dem Herrn entschlafen, seines Alters 37 Jahr, 10 Monate und 10 Tage."

Andere Statuen enthält die Kirche nicht, wohl aber zwei Oelbilder zur Rechten und Linken des Altars. Das eine, von Wach gemalt, ist eine „Himmelfahrt": das andere, ein „Christus am Kreuz", wurde von Wach restaurirt. Dies zweite Bild ist wesentlich besser und gilt für werthvoll. Es heißt „der Feldmarschall habe es nach seinem Türkensiege aus Ungarn mitgebracht", doch ist das mindestens höchst unwahrscheinlich. Alles was sich in den Schlössern und Kirchen unserer „Türkenbesieger" vorfindet, (wie ich das in dem Kapitel „Lichterfelde" ausführlicher gezeigt habe) ist allemal „aus Ungarn mitgebracht." Ich halte mich überzeugt, daß auch die S. 16 bereits erwähnten, berühmten Stuckarbeiten im Tamseler Schloß einfach von Berliner Künstlern herrühren, an denen unter der Regierung Churfürst Friedrichs III. (des spätern Königs Friedrich I.) in der brandenburgischen Hauptstadt durchaus kein Mangel war. Der „Christus am Kreuz" konnte allerdings damals von keinem Berliner Maler gemalt

---

gereicht dem Park jeder Zeit zu einer besonderen Zierde; seinen schönsten Moment aber hatte das Denkmal wohl, als in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1861 König Wilhelm I. von seiner Krönung in Königsberg zurückkehrend, im Einzuge an Tamsel und seinem Park vorüberfuhr. Signale vom Eisenbahn-Damm aus wurden gegeben und in demselben Augenblick, in dem der Zug an der Park-Richtung vorüberglitt, strahlte das Victoriabild des Obelisken in bengalischem Feuer. Dahinter liegen, einen Moment nur, die Umrisse des Schlosses auf; dann sank alles wieder in Nacht.

werden und stammt wahrscheinlich aus Dresden, wo, wie wir gesehen haben, (vergl. S. 36) Feldmarschall Schoening von 1691 an lebte und 1696 starb.

Die Kirche hat zwei Erbbegräbnisse; das eine, ein neurer Anbau, hinter dem Chor der Kirche, das andere eine gewölbte Gruft aus der Zeit der Schoenings und noch früher.

Der neuere Anbau ist das Dönhoff'sche Erbbegräbniß. Es wurden darin beigesetzt: 1) Graf Dönhoff (an den, nach dem Tode des letzten Wreech, Tamsel als Frauenerbe fiel); 2) Gräfin Dönhoff, geb. Gräfin Schwerin; 3) und 4) zwei junge Grafen Dönhoff, von denen der eine als Kind starb, der andere, kaum 21 Jahr alt, von seinem Freunde, dem Grafen Saldern, im Duell erschossen wurde. Das Duell fand in Göttingen statt (1816), wo Beide studirten. Graf Dönhoff hatte in den Kriegsjahren als Garde du Corps-Offizier die Campagne mitgemacht. — Außer diesen vier Särgen befinden sich noch zwei ältere in dem Erbbegräbniß, und zwar die Särge des Freiherrn Dodo Heinrich v. Inhausen und Knyphausen (Erbherr der Herrlichkeit Jenelt und Visquet) und seiner Gemahlin, einer gebornen Baronesse v. Wreech. Er, der Freiherr, war am 5. August 1729 geboren und starb am 31. Mai 1789.

Die Gruft scheidet sich in zwei gewölbte Räume. In der ältern, mehr zurückgelegenen Gruftkammer befinden sich die Särge der Familie Schoenbeck und anderer Vorbesitzer Tamsels. In dem andern Gewölbe stehen elf zum Theil sehr prachtvolle Särge, darunter der der schönen Frau v. Wreech (Luise Eleonore*), der beiden letzten Wreechs und des

*) Da über verschiedene Daten aus dem Leben dieser Frau, namentlich über das Jahr ihrer Geburt und ihrer Verheirathung, abweichende Angaben vorkommen, so lasse ich hier nachstehendes folgen: Luisa Eleonora v. Schoening wurde (dem Küstriner Kirchenbuch zufolge) durch den Küstriner Hofprediger am 6. Juli 1721 in Tamsel zum heiligen Abendmahl admittirt, ihres Alters vierzehn Jahre, sowie durch denselben am 25. Mai 1723 mit dem Obersten Adam Friedrich v. Wreech (gest. 1736) copulirt. Sie war also bei ihrer Verheirathung 16 Jahr alt und 24 Jahr bei dem ersten Besuch des Kronprinzen in Tamsel. Aus ihrer Ehe mit dem Obersten v. Wreech hatte sie wenigstens sieben Kinder, wahrscheinlich aber mehr. Das Küstriner Kirchenbuch nennt folgende fünf:

1) Eleonore Charlotte Amalie, geb. den 21. Dezember 1724.

2) Juliane Luise, geb. den 22. März 1726.

3) Friedrich Ludwig, geb. den 31. Juli 1727. (Getauft den 7. August; zählt unter seinen Pathen den König, den Kronprinzen und den Fürsten von Anhalt-Dessau).

4) Carl Albrecht Adam; geb. den 27. November 1728.

5) Sophie Friederike; geb. den 28. Mai 1730. (Zählt unter ihren Pathen die Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die Feldmarschälle Graf v. Wartensleben und v. Natzmer). Sie war es, die sich am 7. September 1752 mit dem Grafen Stanislaus Gerhardt v. Dönhoff (später, in zweiter Ehe, mit dem Baron Dodo von Knyphausen) vermählte, durch welche erste Vermählung Tamsel zunächst an die Dönhoffs, dann an die Schwerins kam.

Fr. Förster spricht noch von einer am 27. Mai 1731 gebornen Tochter, doch ist

Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening. Der Sarg der schönen Frau v. Wreech hat **keine Inschrift**, wohl aber befinden sich solche auf den Särgen ihrer beiden Söhne, der „beiden letzten Wreechs."

Diese Inschriften lauten:

1) **Friedrich Wilhelm Feodor**, Freiherr von Wreich, Sr. K. Majestät von Preußen wirklicher Kammerherr und Hofmarschall bei Sr. K. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, sind geboren zu Berlin den 29. Januar 1733 und gestorben zu Berlin den 23. Mai 1785.

2) Ludwig Graf v. Wreich, der letzte seines Stammes, Königl. Preuß. Kammerherr und Hofcavalier Sr. K. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, Erb- und Gerichtsherr auf Tamsel ꝛc., Ritter des Johanniter-Ordens und Domherr des Stifts zu Magdeburg, ward geboren im Jahre 1734 zu Kuritz in der Altmark und starb den 20. Juni 1795 zu Rathenow im 61. Jahre seines ruhmwürdigen Lebens.

Der Sarg des Feldmarschalls Hans Adam v. Schoening ist sehr groß und prächtig, und ganz von Kupfer. Ein goldenes (oder silbernes) Crucifix liegt oben auf: das Wappen befindet sich oberhalb, der Namenszug unterhalb dieses Crucifixes. Die Seitenwände basreliefartig mit Fahnen geschmückt: dazwischen folgende Inschrift: „Der hochwohlgeborne Herr, Herr Hans Adam v. Schoening auf Tamsel, Warnick, Birkholz, Churfürstl. Sächsischer wohlbestallt gewesener General Feldmarschall, wirklich Geheimer und Geheimer Kriegsrath, Obrister der Leibgarde zu Fuß, wie auch über ein Regiment Cürassiers und ein Regiment Dragoners, ward geboren zu Tamsel den 1. Oktober 1641, starb selig zu Dresden den 28. August 1696."

Die Rückseite dieses Sarges enthält die Bibelstelle: Psalm 18, Vers 32—36. — Der Deckel ist fest aufgelöthet und macht ein Oeffnen sehr schwierig. Zu Lebzeiten des Generals und Historiographen der Armee, Kurd v. Schoening, der alljährlich, am Geburtstag seines berühmten Ahnherrn, in Tamsel zu erscheinen und in der Gruft daselbst zu verweilen liebte, war öfters von Oeffnung des Sarges die Rede, aber sie unterblieb jedesmal, einmal weil die Sache große Schwierigkeit hatte und andrerseits

---

ziemlich ersichtlich, daß hier eine Zahlenverwechslung vorliegt, und daß er die obige, am 28. Mai 1730 geborene Tochter (Sophie Friederike) meint. Auf diese Tochter bezieht sich auch die Stelle eines etwa Mitte Dezember 1731 geschriebenen Briefes des Kronprinzen an Frau v. Schoening, die Mutter der Frau v. Wreech: „Je l'ai vu, Madame, votre fille (Frau v. Wreech) et elle sait que Vous et sa fille (eben jene Sophie Friederike) se portent bien."

Nach dieser Zeit, d. h. im Jahre, die der Anwesenheit des Kronprinzen (1731) folgten, wurden jedenfalls noch zwei Kinder geboren:

6) Friedrich Wilhelm Feodor v. Wreech, geb. 1733, gestorb. 1785; und

7) Ludwig Alexander v. Wreech, geb. 1734, gestorb. 1795. (Nach einer anderen Angabe schon 1794.)

Diese beiden sind im Kuhrauer Kirchenbuch nicht verzeichnet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Zahl der Kinder der schönen Frau noch größer war.

weil man sich scheuen mochte, die so wohlverwahrte Ruhe des Todten zu stören. Handelte es sich dabei doch ohnehin nur um Befriedigung einer freilich verzeihlichen Neugier. Man wollte nämlich in Erfahrung bringen, ob er mit dem mit Diamanten besetzten Degen, den ihm Kaiser Leopold nach der Einnahme von Ofen zum Geschenk machte, begraben sei oder nicht. Dieser Degen war bis jetzt nirgends zu finden.

4. Das Schloß.

Es ist, seinen Umfassungsmauern nach, noch das alte Schloß, wie es von Feldmarschall von Schoening gebaut wurde. Auch in der innren Einrichtung hat sich noch manches erhalten, z. B. das Treppenhaus und der Ahnensaal (die Bildergallerie). Selbst von den berühmten Stuckarbeiten des Schlosses, die namentlich in der Bildergallerie höchst merkwürdig durch die Kühnheit ihrer Befestigung gewesen sein sollen, befindet sich noch ein Ueberbleibsel in einem der kleinen Seitengemächer. Sonst ist ein völliger Um- und Ausbau vor etwa 20 Jahren vorgenommen worden, bei welcher Gelegenheit das schräge, gothische Dach der Schoening'schen Zeit beseitigt und nach Aufsetzung eines neuen Stockwerks, durch ein Flachdach ersetzt wurde. Der Charakter des Hauses ist dadurch natürlich ganz verändert worden.

Das Schloß ist reich an Bildern und Skulpturen aller Art; wir verweilen jedoch nur bei den historisch interessantesten, wie sie sich im Billardzimmer und im Ahnensaal vorfinden.

Im Billardzimmer.

1) **Portrait Friedrich des Großen.** (Kniestück.) Vorzügliches Bild; wenn nicht von Pesne selbst herrührend, so doch wahrscheinlich unter seiner Leitung gemalt. Es erinnert wenigstens in Ton und Auffassung an andre Friedrichsporträts dieses Meisters. Der König ist auf diesem Bilde etwa 30 Jahr alt; er trägt weißgepudertes, natürliches Haar; um das noch volle Kinn herum bemerkt man einen bläulichen Bartton. Neben ihm liegt ein Hermelinmantel und ein mit Lorbeer geschmückter Helm. Er trägt einen eleganten blauen Rock mit rothem Futter und Goldbrokat-Besatz, weiße Aermel, die unter den kurzen Rockarmeln hervorkommen, den Stern und das Orangeband des schwarzen Adlerordens, Küraß und Scharpe.

2) **Porträt des Prinzen Heinrich.** Der Prinz in Generals-Uniform, die Aermelaufschläge von Tigerfell. Neben sich den Plan der Schlacht bei Freiberg (die Prinz Heinrichs-Schlacht); im Hintergrunde die Schlacht selbst.

3) **Das Schloß zu Cölln an der Spree im Jahre 1602.** Höchst interessantes Bild; 5 Fuß hoch, 6 Fuß breit; der Name des Malers nicht bekannt. Das Bild zeigt die der Breiten- und Brüder-Straße zugekehrte Front; kaum irgend etwas auf dem Bilde erinnert an die Schloß-Façade, wie sie jetzt dem Auge sich darbietet. Der Bau ist noch durchaus mittelalterlich; in Front zeigen sich vier gothische Giebel, wie an

Privathäusern. In der Mitte der Façade und in Höhe des ersten Stocks bemerkt man einen eigenthümlich geformten, kunstreich gegliederten Balkon. In Höhe des Erdgeschosses zieht sich an der ganzen Front hin eine Colonnade, nach Art der noch jetzt existirenden Stechbahn. Diese Colonnade ist von röthlichem Stein; der Rest des Bildes zeigt einen grauen Ton. — König Friedrich Wilhelm IV., als er bei seinem Besuche in Tamsel (etwa 1845) dies Bild sah, nahm das größte Interesse daran und ließ eine Copie anfertigen, die sich jetzt im Berliner Schloß befindet. Das Original wurde vor etwa 25 Jahren nur durch einen glücklichen Zufall vom Untergange gerettet: man fand es verstaubt, geschwärzt, zerrissen auf einem Boden oder Seitengelaß des Schlosses.

Im Ahnensaal.

Unter den verschiednen Porträts, die sich hier vorfinden, sind die folgenden die wichtigsten:

1) Hans Adam von Schoening, der Türkenbesieger. Großes Bild, 9 Fuß hoch, 10 Fuß breit. Hans Adam sitzt zu Pferde und trägt (wie es scheint) einen gelbledernen Waffenrock, rothe Gamaschen, eine kurze braune Perrücke, Dreimaster mit weißen Straußenfedern und Galanterie-Degen. Die rothe Satteldecke ist reich mit Gold und Silber gestickt.

2) Die Gemahlin Hans Adams von Schoening. Das Pendant zum vorigen Bilde, also ebenso groß. — Die Feldmarschallin ist noch jung, mit weißgepuderten Locken und Perlen darin. Sie trägt ein weißes Atlaskleid mit Goldstickerei; eben solche Schuhe. Vier Kinder spielen um sie her, ein fünftes ruht auf ihrem Schooß. Das älteste der Kinder, ein junges Mädchen, ist im Diana Kostüm, ein Windspiel ihr zur Seite; ein andres Kind trägt ein Füllhorn, ein drittes spielt mit einem Lamm; dazwischen Windspiele und Bologneserhündchen. Links in der Ecke des Bildes Genien mit Kränzen und Palmen. Im Hintergrunde Schloß Tamsel vor 1686.

3), 4), 5) Drei Bilder des Generals von Wreech, des Gemahls der schönen Luise Eleonore.

6) und 7) Die Bilder des Ministers von Brandt (wahrscheinlich des bekannten Eusebius von Brandt) und seiner Gemahlin.

8) Frau von Wreech (Luise Eleonore). Kniestück. Sie ist auf diesem Bilde 28 bis 30 Jahr alt, also ein Bild, das noch zu Lebzeiten ihres Gemahls gemalt wurde. Sie ist noch sehr hübsch, frisch, üppig, die Augen voll Leben und Klugheit. Sie trägt ein weißes Brokatkleid, mit natürlichen Blumen aufgesteckt, dazu eine hellblaue, silber- oder weißgestickte Ueberjacke; Granatblumen im weißgepuderten natürlichen Haar und Perlen-Ohrgehänge.

9) Frau von Wreich im Wittwenkleide; halbe Figur. Sie ist auf diesem Bilde etwa 38 bis 40 Jahr alt. Sie trägt ein schwarzes Kleid, und über dem schönen Nacken einen weißen, durchsichtigen Tüllkragen, mit einer

kleinen Halskrause daran. Die schwarze Schnebbe der Witwenhaube geht bis tief in die Stirn; an der Haube hängt der schwarze Witwenschleier.

10) Frau von Wreech (drittes Porträt). Brustbild, lebensgroß. Sie ist auf diesem Bilde etwa 30 bis 41 Jahr alt, und scheint dasselbe um die Zeit gemalt zu sein, wo sie die Witwentrauer ablegte. Sie trägt ein ausgeschnittenes, weißes Atlaskleid, kurze Aermel, breite Fall-Unterärmel, eine Halskrause (trotz des tief ausgeschnittnen Kleides) und eine schwarze Sammetjacke, mit buntem Futter, über die eine Schulter geworfen. In der Hand hält sie eine Tabatière. Dies Bild macht einen sehr angenehmen Eindruck: eine vornehme, zugleich anspruchslos-hausmütterliche Dame, noch hübsch, aber ohne besondere Schönheit. — An Kunstwerth ist ihr zweites Porträt (im Witwenkleid) das beste; auch tritt sie einem auf eben diesem Bilde am meisten als „schöne Frau" entgegen.*)

11) Generalfeldmarschall Graf Kurt von Schwerin (der bei Prag fiel). Kniestück. Sehr gutes Bild, lebensvoll; der Gesichtsausdruck freundlich, klug, fest und schlicht. Er ist in volle Rüstung gekleidet (mehr Ritter als Kürassier) und trägt über der linken Schulter als bloße Drapirung einen Purpur-Sammet-Ueberwurf, auf dem der schwarze Adlerorden sichtbar ist.

Dies Bild, das sich früher im Besitz des Generals Kurt von Schoening (in Potsdam) befand, kam auf folgende Weise nach Tamsel.

General Kurt von Schoening, bei seinen gelegentlichen Besuchen in Tamsel, hatte nie versäumt, seines Ahnherrn Hans Adam von Schoenings Bild (den Reiter mit den blutrothen Gamaschen) mit lebhaftem Interesse zu betrachten, und Graf Herrmann Schwerin nahm deshalb Veranlassung, eine Copie des großen Bildes anfertigen zu lassen und diese dem General von Schoening zum Geschenk zu machen. Ein Schwerin also hatte einem Schoening das Bildniß des berühmtesten Schoening'schen Ahnherrn überreicht. Jahre vergingen; General von Schoening starb. Bei Oeffnung seines Testaments fand man in demselben folgendes: „§. 12. Das Bild vom Generalfeldmarschall Grafen Schwerin erhält der liebenswürdige, edle Herr Graf Schwerin auf Tamsel. Nur wenn derselbe eher als ich das Zeitliche segnen sollte, erhält es das Schloß von Tamsel, in Anerkennung der treu bewahrten Alt-Schoening'schen Erinnerungen über und unter der Erde." So kam das Bild nach Tamsel. Ein Schoening hatte nunmehr einem Schwerin das Bildniß des berühmtesten Schwerin'schen Ahnherrn, als Gegengeschenk überreicht.

*) An dieser Stelle sei übrigens noch der Frau Karschin, der bekannten Dichterin, erwähnt, die jahrelang zu Frau v. Wreech in freundschaftlichen Beziehungen stand. Die Karschin war längere Zeit in Tamsel zu Besuch. Im Tamsel'er Archiv befanden sich verschiedne Gedichte der Karschin, an Frau v. Wreech gerichtet, und Briefe (gewöhnlich in Versen), die beide Damen wechselten. Leider bot sich mir nur Gelegenheit, diese Papiere zu lesen, nicht sie zu benutzen; — sie geben ein vortreffliches Zeitbild.

Ich habe geglaubt bei Aufzählung alles dessen, was Tamsel, wie an historischen Erinnerungen, so auch an Kunstschätzen (Bilder, Statuen, Inschriften) aller Art bietet, ausführlicher verweilen zu dürfen, weil diesem schönen Landsitz, durch länger als ein Jahrhundert hin, die Rolle zufiel, nicht nur ein historischer Schauplatz, sondern auch eine Pflegestätte für die Künste zu sein. Wir haben Punkte in unsrer Provinz, die, vorübergehend, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, ein intensiveres Leben geführt und glänzender debütirt haben, aber was dem Ruhme Tamsels an Intensität abgehen mag, das ersetzt er durch Dauer, durch ein consequentes sich halten auf hohem, wenn auch freilich nicht höchstem Niveau. Es giebt eine ganze Anzahl von märkischen Schlössern, aus denen berühmtere, oder doch eben so berühmte Feldherrn als Feldmarschall von Schoening, aus denen schönere Frauen als Frau von Wreech und glänzendere Poeten als Graf Ludwig Wreech oder Graf Herrmann Schwerin hervorgegangen sind, aber es giebt in der Mark wohl keinen zweiten Landsitz, der, wie Tamsel, durch sechs Generationen hin, in bewußter Pflege und Ausübung jeglicher Kunst, sich immer gleich geblieben wäre.

Schloß Rheinsberg (mit dem es überhaupt vieles gemeinsam hat) steht ihm hierin am nächsten, da die Zeit seiner Blüthe 70 Jahre umfaßt; alle übrigen Punkte aber, die hierlandes den schönen Künsten das Thor öffneten, sei es um die Kunst selber zu üben, oder ihr ein Hausrecht einzuräumen, sahen die Muse nur zeitweilig in ihren Mauern. Sie kam und ging. Tegel (die Humboldts), Blumberg (Caniz), Wiepersdorf (Achim von Arnim), Rennhausen (Fouqué), Madlitz und Ziebingen (Tieck) — sie alle hatten ihre Zeit und die literarische Bedeutung dessen, was in ihnen geboren wurde, ging weit über das hinaus, was Tamsel hervorbrachte. Aber dilettantisch wie alles sein mochte, was Tamsel entstehen sah, klein wie das Feuer war, es losch nie aus. Der Besitz wechselte vielfach und ging durch Erbschaft auf immer neue Namen über, jeder folgende aber empfand sich stets als Erbe gewisser Traditionen, und die Schoenings, die Wreechs, die Dönhoffs, die Schwerins, wie verschieden sonst auch, sie waren einig in Pflege der Kunst. Diese Eigenthümlichkeit Tamsels zur Geltung zu bringen, bedurfte es einer Aufzählung des reichen Materials, das sich daselbst in Schloß und Park und Kirche zusammenfindet.

5. Briefe des Kronprinzen Friedrich an Frau v. Wreech. 1731–32.

(Lettres et Vers de certain grand prince.)

I.

Madame. Je Vous ai trop d'obligations pour ne pas Vous en témoigner ma reconnaissance. Vous êtes la cause que tout le monde ne parle que de Tamsel, Vous pouviez bien croire que ce n'est pas tant

par rapport à l'endroit, que par rapport à l'aimable hôte, et l'incomparable hôtesse de ce lieu. S'il dependroit de moi plus vite que ces lignes, je mes rendrois en personne chez Vous et je Vous marquerois Madame, le plaisir que j'ai à Vous rendre mes devoirs. Au premier jour je me laisserai pourtant vaincre par ce penchant et comme Vous avez eu la bonté de me le permettre, je puis le faire impunément je crois que je vôlerai plutot par ce chemin que ne marcherai; l'impatience, le desir d'arriver, la joie que l'on se promet et plus que tout la satisfaction de voir des personnes qui Vous sont chères, encouragent en pareille occasion, on surmonte les plus terribles montagnes, dont Natzmer dit que l'on s'y peut casser le cou comme une vieille femme. Mais gare alors! Vous savez Madame que l'homme est un animal de coutume et comme je suis de ce genre, je m'accoutumerai si bien chez Vous qu'il faudra me chasser comme les chiens de l'église. Mes complimens, s'il Vous plait, à Mr. Votre époux. Si les oreilles ne Vous cornent pas à tous deux, il faut que Vous ayez perdu l'organe de l'ouie, car les verres carilloneront ce midi à Vos santés, que cela sera une bénédiction. Voilà tout ce que nous pouvons faire pour Votre service — ce n'est pas grand chose à la vérité mais d'un mauvais payeur il faut prendre ce que l'on peut. Il faut regarder au coeur — pour le miens je Vous en réponds, il est rempli de beaucoup de bonnes intentions, accompagnées de beaucoup d'impuissance. A propos du coeur, il faut se souvenir de sa promesse. Je me resouviens Madame de la mienne et je n'attends que Vos ordres pour la mettre en éxécution. Si Vous voulez ma figure en grand, en milieu ou en miniature? L'original est entièrement à Votre disposition. Pour les copies je crois que la plus petite miniature sera la meilleure car un petit mal vaut mieux qu'un grand. Il ne tiendra pourtant qu'à Vous à disposer et je saurai obéir à condition que Vous me fassiez toujours le plaisir de croire que je suis avec une affection et une estime particulière, Madame Votre parfait ami à Vous servir Fréderic.

II.

Madame. Les sauterelles qui désolèrent ce pays ont toujours eu assez d'égards pour Vous, qu'elles ont ménagé Vos terres. Un nombre innombrable d'insectes plus vilains et plus dangereux que celles-ci devant nommées, vont se rendre chez Vous, Madame et non contens de déserter le pays, ces animaux auront la hardiesse de Vous attaquer jusque dans Votre propre château. On les appelle „Vers“, ils ont quatre pieds, des dents aigues, un corp fort long et une certaine cadence fait leur premier principe et leur donne la vie. Ceux-ci sont de fort mauvaise race, ils sont venus tout récemment du parnasse, où le bon gout les a chassés. Je suis persuadé qu'ils auront un sort égal à Tamsel, endroit que les 9 muses et Apollon même pourraient choisir afin de s'y faire

juger et dont le jugement seroit certainement juste. Je me réjouis fort cependant de voir que le soin paternel du Sieur Apollon se réveille et qu'il prend aprésent soin de purger le Parnasse des mauvaises productions faites par des chetifs poëtes. Je crois que cela lui doit aller fort bien, quand avec une grande chambrière, il se met à chasser ces monstres poëtiques. Comme je suis du nombre de ceux qu'il a étrillés, je peux Madame, Vous en donner des nouvelles. J'assure qu'à le voir il étoit l'ébauche vivante d'un de ces gens, qui chassent les chiens des églises. Ce n'est pas par rancune que je lui donne cette épithète, quoiqu'en quelque façon j'aye lieu d'en avoir, car mes intentions depuis que je me mêle de la poëtique ont été pour l'ordinaire de priser la beauté des dames, d'y mêler un peu de tendre et je crois que cette manière fait que l'on a beaucoup de support pour la rime. Soit ce qu'il en soit, je lui pardonne les coups et tout. Mais comme la récompense du bien accompagne toujours la punition du mal, je suis persuadé, Madame, que les beaux progrès que Vous avez fait dans ce même art, ne resteront pas sans être recompensés. Je suis de plus persuadé, que les doctes soeurs Vous adopteront pour dixième. Gare seulement que Vous ne leur donniez trop de jalousie, car si elles avoient l'honneur de Vous connoitre comme je l'ai, Votre esprit, Votre mérite, Votre beauté, qui les surpasse de beaucoup, seroit l'unique raison qui pourroit altérer ce projet. En cas que Vous profitiez de leur ignorance je Vous supplierois, Madame, de faire des remonstrances au Sieur Appollon de ses manières d'agir — dites lui s'il Vous plait qu'il ne sied pas bien à un directeur des arts et sciences de maltraiter une personne d'honneur et que ses coups de „gaule?" n'étoient point du tout polis. Je lui suggérerois volontiers un moyen de me punir dorénavant de façon qui ne me fera aucune peine ni à tout autre poëte. Qu'il crée un ordre de Chevallerie. Il pourra les nommer „Chevaliers de la mauvaise rime." En nous en donnant les insignes, il dépendra de lui de nous étriller comme bon lui semblera, et l'honneur de la chevallerie nous fera endurer les coups patiemment. J'ai la confiance en Vous, Madame, que Vous me ferez ce plaisir, ou si Vous voulez me tirer de cette difficulté Vous le pouvez sans peine. — Permettez seulement que j'ose faire mes vers sans Vos auspices et que je puisse Vous invoquer pour les faire. Lors je ne pourrai rien faire de mauvais au nom d'une personne si parfaite. J'attends mon arrêt, Madame, sur ma prière, je l'attends avec impatience mais aussi avec résignation. Faites et disposez comme il Vous plaira mais permettez moi seulement d'oser Vous assurer que je serai, tant en prose qu'en vers, avec beaucoup d'estime et de vénération Madame Votre parfaitement fidèle ami et serviteur Frédéric.

Ode.

Permettez-moi, Madame, en Vous offrant ces lignes
Que je Vous fasse part de cette vérité:
Depuis que je Vous vis j'ai été agité
Vous êtes un objet qui en êtes bien digne.
Mon coeur a ressenti qu'un trait trop plein d'addresse
Est trop capable hélas d'ôter la liberté;
Quoique je sois à cette heure au tems de puberté
Le monde dit pourtant que c'est une faiblesse.
Ma faiblesse me plait et semble préférable
A des coeurs qui sont durs et semblables au rocher
Et quand l'on me diroit, que ce seroit pécher
Vous valez un péché, Vous êtes trop aimable.
Je ne me trouve pas moi même assez capable
De Vous faire sentir ce qu'éprouve mon coeur:
Aimer est un bonheur, aimer est un malheur!
Tantôt l'on est content, tantôt cela accable.
Tirez moi donc de peine et soyez mon arbitre
Car je n'attends de sort que sorti de Vos mains,
Je suis dans l'esclavage, je suis dans Vos liens
Et ne demande pas jamais un autre titre.
N'en ai-je pas trop dit? reprimez ma hardiesse.
Du moins n'ai-je parlé quand Vous fûtes ici,
Mais j'avois tant à voir dont j'étois en souci,
Car Vous me paroissiez ainsi qu'une déesse.
Recevez donc Madame, un coeur qui est trop tendre,
Qui attend impatient seulement la permission
De Vous faire souvent ces douces soumissions
Et qui a balancé à cette heure (asteur) de l'entreprendre.
Je compte les momens, je compte les minutes
Afin de recevoir de Vous la décision
Sur quoi je réglerai toutes mes actions.
Mais je crains ce malheur qui trop me persécute
Qu'il me soit donc contraire en m'offrant des traverses
Vous verrez que malgré je peux être constant
Et si je n'ai pas lieu, d'en être trop content
Il faut que la patience à la fin pourtant perce
Mais j'en ai écrit trop et ma passion m'emporte
Je crois Vous ennuyer Vous priant à la fin
De croire que ce coeur de Vous rempli et plein
Y persévérera toujours de même sorte.

Friederich.

Auf der leeren Rückſeite dieſer Ode finden ſich folgende Verſe von der Hand der Frau von Wreich — wahrſcheinlich Abſchrift oder brouillon ihrer Antwort.

Réponse.

Quel prodige, grands Dieux, confond donc mes lumières
Est-ce le grand Frédéric qui s'abaisse aujourd'hui
A composer des vers, pour moi, et les produit?
Pourrai-je y repondre sans être téméraire
Non, je n'en ferai rien — mon coeur embarrassé
Efface avec dépit ce qu'il avoit tracé. —

Car je ris quelquefois quand souvent j'entends dire
Qu'il suffit pour parler que le coeur nous inspire
Pour bien repondre à Toi, grand prince qualifié
Il faut être l'Echo de Tes mots prononcés.

Je revère Tes actions — jusqu'à la raillerie
Qui d'un autre que Toi m'auroit scandalisé
Puisqu'alors le sujet autrement expliqué
Auroit trop effacé la tournure jolie
Qu'il n'apartient qu'à Toi d'y avoir pu donner.
Et comme il sied fort bien à la grande prestance
D'accompagner Tes pas de graces et d'obligeance,
Je comprends pleinement les sens des gracieux vers
Dont l'excès de faveur surpasse trop ma sphère.
Ce qui me reste à dire c'est que je Te revère
Plus que sujette fit jamais dans l'univers.
Jette un oeil sur cecy qui me devient propice
C'est par Ton ordre hèlas que ce pauvre impromptu
Te marque: qu'obéir vaut mieux que sacrifice
Et si ces lignes ici de tout art dépourvues
Osent mettre à Tes pieds de mes voeux les complices —
C'est toute ma maison qui y a concouru.

Dieſe dunkle Stelle wird ſo wohl am beſten erklärt: Ich wollte das Opfer bringen, Dir nicht zu antworten, aber Mutter und Gemahl verlangten es, und ſo ſcheint mir gehorchen beſſer als Opfer bringen.

III.

Madame. M'allant promener hier aux bords de notre Oder et rêvant à la beauté et au mérite des divins objets qui avoit été ma moitié la fête dernière, je m'entendis apeller et dans un buisson, proche de l'endroit où j'étoit, j'aperçus la muse Uranie, qui me dit que j'étois insensé et alleman de louer des choses dans le fond de mon âme qui

meritoient de l'être de l'univers entier. Je lui repartis que la beauté dont j'avois le coeur rempli n'avoit besoin que de son propre mérite pour recevoir un concert d'aplaudissements universels. Sur quoi, elle me dit, que je devois me distinguer de la multitude et exprimer mes pensées qui paroitroient avec plus de grace, si elles étoient embellies de la rime. Je ne cherche lui disois-je aucune beauté ni agrémens de mes vers, que venant par reverbération de l'objet qui me les cause; sur quoi la muse me dit: „Je sais que Votre faible voix n'est pas proportionnée à la beauté de l'objet que Vous voulez chanter. J'y suppléerai. Mais prenez un crayon et écrivez." Je fis ce qu'elle me dit, et voici Madame les vers qu'elle me dicta où je n'ai rien de propre que les pensées.

Stances.

Charmé de Vos divins appas
Et charmé de Votre écriture
L'on braveroit tous les trépas
Pour Vous voir, Iris, je le jure.
Car Vos yeux, dont les loix soumettent tous les coeurs
Sont partout reconnus pour maitres et pour vainqueurs.

La vertu et ses loix austères,
Dont Vous Vous faites un devoir
Vous font, quoique beauté sévére,
Respecter de notre pouvoir
Et cette réunion, si belle mais si rare,
A Vous louer toujours fait que l'on se prépare.

J'ai l'honneur d'être, Madame Votre parfait ami et serviteur
Fréderic.

IV.

Ce 5 de Sept. 1731.

Madame ma très chère Cousine!

Je mériterois bien d'être puni de la manière la plus énorme, d'avoir blasphemé Votre présence par ma bétise, si je n'avois d'assez bonnes excuses, et qui je crois sont valables. Mr. le Comte m'ayant dit beaucoup de choses qui ne me faisoient nullement plaisir et que je ne pouvois digérer si vite. J'ai donc bien raison de Vous demander pardon ma charmante cousine, de m'avoir conduit si sottement. Vous me permettrez de reparer ma dernière visite par une autre, où je tâcherai, s'il m'est possible d'effacer mon sot maintien. J'aurois lieu de Vous demander encore mille excuses si je n'étais pleinement convaincu de Votre support et de Votre condescendance. Permettez-moi donc pour cette fois de finir en Vous priant de faire mes complimens à Madame Votre mère et de croire que je suis avec beaucoup de passion et d'estime Madame, ma très chère Cousine, le très-humble et parfait ami, cousin et serviteur **Fréderic.**

V.

Ma très-chère et digne Cousine.

Comme je crois que Vous êtes une de mes meilleures amies de ces cantons je n'ai pas voulu omettre de Vous communiquer un plan qui se dresse actuellement sur mon entrée à Berlin. Il est à peu près tel que j'aurai l'honneur de Vous dire. Premièrement je serai précédé d'un troupeau de cochons, qui auront ordre de crier de toutes leurs force selon que leur instinct leur suggère. Ce troupeau sera mené par un de mes laquais respectifs, qui aura soin de leur éducation, chemin faisant. Ensuite de quoi viendra un troupeau de brebis et de moutons mené de même par un de mes valets. Ceux-ci seront suivis d'un troupeau de bœufs de Podolie, qui me précédera immédiatement. Mon équipage sera tel: Monté sur un grand âne dont le harnois sera simple au possible. Au lieu de pistolets j'aurai deux sacs remplis de diverses semences à leur place. Au lieu de selle et de housse j'aurai un sac de farine où ma noble figure sera assise dessus tenant au lieu de fouêt un gauli dans la main et ayant au lieu de casque un chapeau de paille en tête. A chaque côté de mon âne au lieu d'estafier seront une demie douzaine de paysans tant avec des faux que des charues et autres instrumens de l'agriculture qui marcheront en cadence avec la gravité requise. Successivement après viendra, perché sur un grand chariot de fumier, l'héroique figure du Sieur de Natzmer, qui crainte d'accident sera tirée par quatre bœufs et une jument. Après lui l'on remarquera au haut d'un chariot de foin, l'effrayante figure du terrible Rovedel, qui tiendra le Crinomènon d'une et le Criterion de l'autre main. Cette marche sera conclue par le Sieur de Wolden qui aura la bonté de passer son tems sur un chariot rempli d'orge et de froment. Je Vous supplie ma très digne Cousine, de vouloir assister à cette rare cérémonie. En mon particulier, j'aime toujours mieux, que l'on se mocque de moi avec connoissance de cause que de subir les huées d'une multitude de peuple effrenée. Je prépare tout ce qu'il faut pour cette entrée et n'attends que les ordres pour les mettre en oeuvre.

Dernièrement j'ai été à Lebus, où en revenant, j'ai essuyé chez le Sieur de Borsdorf, une multitude terrible d'incivils complimens. L'on voulait me garder à souper. Mais l'échantillon de leur excessive politesse, qu'ils me donnoient, m'en dégouta si bien que je me serois plutôt fait couper les deux oreilles que d'y rester. Je méditai donc quelqu'honnête retraite et en ayant trouvé je louai Dieu de m'avoir sauvé d'un déluge de pareilles civilités mal digérées. Le Prince Carle a été hier ici. L'on a peu bu, mais en revanche fait beaucoup de bruit, cassé quelques fenêtres, brisé quelques fourneaux etc. etc. Un petit non plus ultra, a arrêté mon voyage de Sonnenburg. Je ne m'en soucie guères, espérant de mieux employer mon temps. Je ne puis

toujours mieux l'employer qu'en Vous assurant ma très-chère cousine que je suis et serai jusqu'au tombeau, avec une constante et parfaite estime Votre très parfait ami, cousin et serviteur Fréderic.

Mille excuses de fautes d'écriture, mais
la raison en est que j'ai écrit au lit.

VI.

Der folgende Brief, auch ganz ohne Ort und Datum, ist aber offenbar nach einem Aufenthalt in Berlin, an die Frau von Schoening, die noch lebende Mutter der Generalin Wreich, nach Tamsel hin adressirt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wurde er, gleich nach der Versöhnung in Berlin in den ersten Tagen des Decembers 1731, bei seiner Rückkehr nach Küstrin geschrieben. Die glänzenden Hoffeste, deren er erwähnt, und bei denen die schöne junge Frau gewiß nicht fehlen konnte, bezeichnen wohl unverkennbar die Vermählungs-Feierlichkeiten seiner Schwester. In keinem drückt sich sein Gefühl so unverkennbar aus.

Madame. J'ai eu le plaisir de voir Madame Vôtre fille, à Berlin. Je l'ai vu, Madame, mais sans pouvoir à peine lui dire bonjour et bon chemin. Cependant elle sait que Vous et sa fille se portent bien. Elle se distinguoit par dessus toutes les dames qui forment la cour — et quoiqu'il y eut une foule de princesses qui la surpassoient en magnificence, je Vous assure qu'elle effaçoit tout cela par sa beauté, son air majestueux, son port et enfin par toutes ses manières. J'étois alors un vrai Tantale, toujours tenté de parler à une si divine personne et néanmoins toujours obligé de me taire. Enfin sa beauté a triomphé de toutes celles qui s'étoient assemblées du Nord et du West, et tous ceux de la cour d'une voix unanime ont avoué que Madame de Wreich emportait le prix de la beauté, de l'air, des manières etc. etc. Je crois que tout ceci Vous doit flatter agréablement — parceque cette aimable personne Vous appartient de si près. Mais, Madame, je Vous assure que Vous ne pouvez y prendre plus de part que moi qui aime tout ce qui appartient à cette charmante famille et qui suis et serai toujours, Madame, Votre parfait ami, Neveu et serviteur Fréderic.

VII.

à Custrin ce 20 de Fevr. 1732.

Madame, ma très chère Cousine.

Je serois bien ingrat si je ne Vous témoignois ma reconnoissance de la peine que Vous avez prise de venir à Tamsel et je devrois bien Vous remercier encore pour les charmans vers que Vous avez eu la bonté de me faire. J'aurois cru faire un pêché, si, me dérobant un moment de Vôtre aimable entretien, je l'eusse employé à lire Vos vers. Hier au soir solitaire j'eus le plaisir de les admirer à mon aise, et sans être empêché de rien au monde. M'en voilà, Madame, aux redites, car tout

ce que Vous faites oblige à admirer tant Votre esprit que Votre politesse. Je coupe court sur cette matière — il me semble déjà que Vous rougissez et pour épargner Votre modestie je change de matière et pour Vous donner encore une preuve de mon obéissance aveugle je Vous envoie, ce que Vous m'avez demandé. J'espère que cela servira au moins à Vous faire quelquefois souvenir de moi et que Vous direz: „C'étoit un assez bon garçon, mais il me lassoit, car il m'aimoit trop, et me faisoit souvent enrager avec son amour incommode." Que je seroit heureux, Madame, si Vous me connoissiez autant et que si persuadée de la constance éternelle de mes sentimens, Vous me faites toujours la justice de me croire avec une estime sincère et avec beaucoup de passion Votre parfaitement fidèle ami, Cousin et serviteur Frédéric.

Sonnet.

Ce portrait, ma cousine est mon ambassadeur
Et ce sonnet lui sert de timide interprète
Car il devoit te dire, ainsi qu'à mon vainqueur
Que je suis un de ceux dont tu fis la conquête.

Que tes charmes divins m'ont enlevé le coeur
Que seroit-ce pourtant, quelle joie quelle fête
Si comme ma copie j'eus le parfait bonheur — —
Mais — halte là ma plume, il faut que je t'arrête —

Si tu en disois trop, sans voir ton créditif
Tu serois renvoyé, errant et fugitif.
Laisse donc deviner ce que tu n'ose dire.

Et garde toi surtout de ne parler d'amour,
De dire que tu aimes et aimeras toujours
Mais puisqu'il faut mourir — meurs — cèlant ton martyre.

Dieser Brief mit den ihm beigefügten Versen und der Sendung des Portraits scheint mir offenbar ein Abschiedsbrief und der letzte in der Reihe sein zu müssen.

6. Briefe König Friedrichs an Frau v. Wreech. 1758—61.

I.

à Tamsel ce 30. d'Août 1758.

Madame. Je suis venu ici après la bataille du 25. J'ai trouvé la désolation dans ce pauvre endroit. Vous pouvez être assurée que je ferai ce qui sera possible pour conserver ce qu'il-y-a encore. Mon armée a été obligée de fourager ici, et quoique dans les facheuses circonstances où je me trouve je ne sois guère en état de bonifier le mal que l'ennemi a fait, je ne veux du moins pas qu'il soit dit que j'ai contribué à la ruine

de personnes que mon devoir m'oblige de rendre heureuses. Je crois que Vous pouvez Vous même manquer du nécessaire et cette considération m'a engagé surtout à Vous bonifier incessement le tort que nous Vous avons fait par nos fourages. J'espère que Vous prendrez cette attention comme une marque de l'estime avec laquelle je suis, Madame, Votre affectionné ami Féderic.

II.

J'ai reçu avec plaisir Votre lettre du 1er de ce mois, par laquelle Vous me témoignez Votre reconnaissance de la somme que je Vous ai fait remettre en dernier lieu à titre d'indemnisation et quoique je souhaiterois d'aider dès à présent Vos paysans pour les remettre en train, selon que Vous m'en priez, je me vois cependant obligé de différer ladessus mes bonnes intentions, jusqu'à ce que les Russes soyent entièrement hors du pays, après quoi je ferai pour eux ce que mes facultés voudront pour lors me permettre. Sur ce je prie Dieu, qu'il Vous ai en sa sainte et digne garde. A Schönfeld près de Dresde ce 17. de September 1758.

Féderic.

III.

La lettre que Vous avez voulu me faire le 8. de ce mois m'est bien parvenue. Vous pouvez être persuadée, que je suis véritablement pénétré de la situation où Vous vous trouvez et que je ressentirois la plus sensible satisfaction, si je pouvois Vous soulager autant que je le souhaiterois. Mais je Vous donne à penser, si, pendant que je suis hors d'état de faire payer les appointements et les pensions de l'état civil, je puis avoir des capitaux à placer sur intérêts. Si j'avais de l'argent à avancer, Vous pouvez compter que je Vous fournirois la somme que Vous demandez, non à deux pour cent, mais sans aucun intérêt. Les fraix de la guerre présente me lient trop les mains de sorte que ma bonne intention ne sauroit être secondée des effets. Le soulagement de la nouvelle Marche en général et de la ville de Cüstrin, m'a déja couté les derniers efforts et je suis hors d'état de pouvoir pousser plus avant. Selon mon avis, je crois que Vous feriez bien de ne songer pendant les circonstances présentes qu'à faire vivoter Vos gens, pour ainsi dire du jour à la journée et tâcher d'ensemencer Vos terres sans penser à d'autres rétablissemens mais de les suspendre entièrement jusqu'à la conclusion de la paix. Sur ce je prie Dieu qu'il Vous ait en sa sainte et digne garde.

à Breslau le 14. Janvier 1759.

Daruntер eigenhändig:

Vous vous représentez Madame les choses bien différentes qu'elles ne sont. Songez que depuis un an je ne peux payer ni gages ni pen-

sions, songez aux provinces qui me manquent, à celles qui sont ravagées, à la dépense énorme que je suis obligé de faire et j'espère qu'alors Vous n'attribuerez mes refus qu'à l'Impuissance où je suis de Vous rendre service — si cependant les choses changent, je ferai pour Vous ce qui me sera possible.

Fr.

IV.

J'ai ressenti une vraie douleur à la lecture de Votre lettre du 29. Décembre dernier. Je connoissois sans cela toute l'étendue des maux que les conjontures des tems avoient attiré sur Vos terres, et nous sommes tous dans le même cas. J'y suis d'autant plus sensible que les circonstances ne paroissent point conseiller et même permettre d'y porter encore quelque remède, ou, que tout ce que je pourrois faire actuellement à ce sujet, ne seroit qu'à pure perte, les affaires étant encore si fort sujettes à l'aventure. Il faudra donc indispensablement attendre, jusqu'au retablissement de la paix, où Vous pouvez compter que je ferai pour Vous ce que je ferai pour tout autre, selon que l'état de mes affaires le pourra permettre. Sur ce etc. etc.

à Leipzig a 12. de Janvier, 1761. Féderic.

V.

Madame, je suis faché de ne pouvoir pas faire pour Vous tout ce que je desire, ni ce que Vous souhaitez. Mais j'ai ordonné à Köppen de Vous remettre ce qui s'est trouvé en mon pouvoir. Je Vous prie de l'accepter comme une marque de l'estime avec laquelle je suis Votre sincére ami

Féderic.

Zorndorf.

Benutzt: Varnhagen's Leben des Generals v. Seidlitz. Schlachtbericht. Mündliches.

Blumenthal.

Benutzt: Prediger Lehmanns in Pröttel Bericht über die „Stadtstelle im Blumenthal". Mündliches.

(Wüstgewordene Flecken und Dörfer) giebt es in der Mark sehr viele und um so mehr muß es überraschen, daß Klöden, der besser als jeder andre davon wissen konnte, sich so beharrlich sträubte, eine „wüstgewordene Stadt Blumenthal" im Blumenthal-Walde anzunehmen. Diese

„wüſte Stadt- oder Dorfſtelle“ iſt ſogar nicht die einzige im „Blumenthal“; — auch Bieſow, ein Dorf, das eine halbe Meile nördlicher gelegen iſt, wurde wüſt. Der jetzt dieſen Namen führende Ort liegt an andrer Stelle wie das alte Bieſow. Als Regel kann man aufſtellen, daß überall da, wo einem auf einem Ackerfelde eine Stelle gezeigt wird, die den Namen: wüſte Heiners- oder Sievers- oder Dietrichsdorf führt, dieſe Bezeichnung ſoviel ausdrückt als wie: „an dieſer Stelle hat einmal ein Dorf dieſes oder jenes Namens geſtanden“. Oft haben ſich die Dörfer (dann gemeinhin an andrer Stelle, eine Viertel- oder halbe Meile von der alten entfernt) wieder belebt; ebenſo oft aber ſind ſie ganz verſchwunden und es exiſtirt eben nur noch der Name. „Der Pflug geht drüber hin“.

Der Ober-Barnim, vielleicht weil er durch den Huſſiten-Zug ganz beſonders zu leiden hatte, iſt reicher an ſolchen „wüſten Stellen“ wie andre Landestheile. Es mögen wohl ein Dutzend vorhanden ſein; vielleicht noch mehr. Drei Perioden waren dieſem Landestheile beſonders verderblich: der ſchwarze Tod (etwa 1350), die Huſſiten (1430) und der dreißigjährige Krieg. Kaprow, Karutz, Richardsdorf, Kunkendorf, Sonnenburg und Steinbeck wurden wahrſcheinlich um 1350, Bieſow und Kensdorf um 1430, Tempelfelde zwiſchen 1630 und 48 zerſtört; einzelne dieſer Dörfer wurden an andrer Stelle wieder aufgebaut, andre blieben wüſt.

Predikow.

Benutzt: v. Barfus-Falkenberg Biographie des Feldmarſchalls Hans Albrecht v. Barfus. K. v. Schoenings Leben des Feldmarſchalls Hans Adam v. Schoening. Graf Chriſtoph Dohna's Memoiren. Poellnitz's Memoiren. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Coſſenblatt.

Benutzt: v. Barfus Falkenberg Biographie des Feldmarſchalls Hans Albrecht v. Barfus. Berghaus Landbuch der Mark Brandenburg. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Friedrich Wilhelm I. in Coſſenblatt.

„Vom Jahre 1736 an hat Friedrich Wilhelm I. bis zu ſeinem Tode alljährlich ſich einige Zeit in Coſſenblatt aufgehalten, zum letzten Male im November 1739. Bei dieſem Aufenthalt hier hat der König dann auch die Kirche beſucht und dem Gottesdienſt beigewohnt, hat auch mit kritiſchem Ohre die Predigt gehört, worüber einige Notizen vorliegen.

Am 13. Sonntage nach Trinitatis im Jahre 1736 (26. August) hat der König in der hiesigen Kirche eine Predigt von dem damaligen Prediger in Wulfersdorf (stellvertretend für den hiesigen, welcher krank gewesen ist) gehört, welche seine höchste Unzufriedenheit erregt hat; — und da er nicht lange vorher mit einer in Rhinsberg gehörten Predigt ebenfalls unzufrieden gewesen ist, so haben diese beiden Prediger nach Berlin kommen und über vorgeschriebene Texte predigen müssen. Auch hat der König einen Cabinetsbefehl erlassen, in Folge dessen sämmtliche Prediger aus der Altmark, Prignitz, Mittel-, Uker- und Neumark durch das Consistorium nach Berlin berufen worden sind, „um ein Monitorium und Instructorium zu vernehmen". Zugleich sind durch neue Befehle die Inspectoren (Superintendenten) angewiesen worden, jährliche Conduitenlisten über die Prediger ihrer Diöcesen einzureichen. Am 23. Sonntage nach Trinitatis (9. Nov.) 1738 ist der König wiederum mit einer Predigt des damaligen hiesigen Predigers unzufrieden gewesen und hat auf einen ihm gemachten Vorschlag den Prediger aus Teupitz kommen lassen; — aber auch dieser hat ihn nicht zufriedenstellen können." (Mittheilung des Predigers Stappenbeck in Coffenblatt.)

(Ein großes Gemälde in der Kirche) fesselte sofort beim Eintreten meine Aufmerksamkeit, weil ich darin eine Copie des großen Familienbildes in der Meseberger Kirche (Vgl. Band I. S. 129) zu erkennen glaubte. Nur Nebensächliches — z. B. die Hintergrunds-Architektur — wich ab. Auf meine eingezogenen Erkundigungen habe ich nun aber erfahren, daß sich die Sache umgekehrt verhalten und daß das Bildniß in der Meseberger Kirche eine Copie dieses Coffenblatter sein soll. General v. Barfus, der das Bild sehr genau kennt und für seine Restaurirung Sorge getragen hat, schreibt darüber (nachdem ich mir Anfangs einen leisen Zweifel erlaubt und das Groebensche Bild in Meseberg als Originalbild angesehen hatte):

„Meiner Ansicht bleibe ich getreu: das Bild in der Kirche zu Coffenblatt stellt vor George v. Oppen, Kurbrandenburgischen Oberkämmerer, und seine Gemahlin, eine geb. v. Maltitz, dazu die 12 Kinder beider. Unter den Töchtern befand sich Katharina v. Oppen, später die Gattin Ditlofs v. Barfus auf Möglin und Reichenow, des berühmten Reiter-Obersten und Großvater des Feldmarschall Johann Albrecht v. Barfus. Eine andre Tochter vermählte sich mit Herrn v. d. Groeben auf Meseberg, welcher letztre das Coffenblatter Familienbild, aus Pietät gegen seinen Schwiegervater copiren ließ."

Königs-Wusterhausen.

Benutzt: Die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Fr. Förster's Friedrich Wilhelm I. Mündliches.

Teupitz.

Benutzt: Berghaus Landbuch. Fidicin's Teltow. Mündliches.

Mittenwalde.

Benutzt: Fidicin's Teltow. Victor Strauß' Paul Gerhardt. Förster's Friedrich Wilhelm I. Droysens Leben Yorks.

Steinhöfel.

Benutzt: G. Hesekiels Biographie des Generals Valentin v. Massow. Oeuvres de Frederic le Grand (Tome XXI.) Mündliche und briefliche Mittheilungen.

(Bilder im Steinhöfler Schloß.)

1) Minister von Blumenthal.
2) Feldmarschall von Flanß.
3) General von Massow aus der Zeit Friedrich Wilhelms I.
4) von Massow, Minister unter Friedrich II.
5) Seine Gemahlin.
6) von Massow, Obermarschall unter Friedrich Wilhelm II. und III.
7) Seine Gemahlin.
8) von Massow, Hausminister.
9) Seine Gemahlin.
10) Generallieutenant Valentin von Massow, als junger Mann in Civil.

In den Sälen des Schlosses findet sich noch eine große Anzahl andrer Bilder und Porträts, z. B. eine Büste (mit kunstvollem Marmorschleier) und ein andres sehr liebliches Bildniß der Königin Luise. Diese wenigen, die ich hier namhaft gemacht habe, zeichnen sich entweder durch künstlerische Vortrefflichkeit aus, oder sind Familienbilder im engeren Zirkel.

(Der Waffenschrank.)

1) Säbel des Generallieutenants Valentin von Massow, den derselbe, 13 Jahr alt, als Junker bei Rudorff Husaren (1806) führte.

2) Säbel eben desselben, im Kriege gegen Frankreich, in Spanien 1812 und in den Befreiungskriegen 1813—15.

3) Säbel des Hausministers von Massow, den er als Offizier im ersten Garde Regiment 1813, 14 und 15 geführt hat.

4) Büchse und Schärpe von Carl von Massow, der 15 Jahr alt als freiwilliger Jäger mit auszog, bei Lützen und Bautzen focht, und bei Leipzig (16. Oktober) durch einen auffliegenden Pulverwagen seinen Tod fand.

Buckow.

Benutzt: Berghaus Landbuch. Mündliches.

(Ein Erdfall.) S. 183 habe ich von den „Erdfällen" in der Mark gesprochen und dabei den Ausspruch einer prognostischen Autorität citirt, „daß die Natur bei der Bildung von Erdfällen nur erst selten auf frischer That ertappt worden sei." Es hat inzwischen, seitdem ich den Aufsatz über „Buckow" und über Erdfälle in diesen Gegenden schrieb, wirklich ein solcher Erdfall stattgefunden; zwar nicht unmittelbar in der Mark, aber doch in unserer Nachbarschaft, in Thüringen. Aus Sachsenburg wurde neuerdings berichtet: Hier hat am 11. September ein „Erdsturz" alle Gemüther erschreckt. Nachmittags 3 Uhr versank auf einem Raienplatze in der Nähe der Kirche, unter donnerartigem Krachen, ein Stück Erde, und unmittelbar darauf schlugen die Wasser aus der Tiefe in die Höhe. Am Abend betrug die Länge der eingestürzten Fläche bereits 18 Fuß und die Breite 16 Fuß; seitdem vergrößert sich die Versenkung täglich. Die Tiefe des entstandenen Loches mißt 174 Fuß und das Wasser stand 160 Fuß. Man ist sehr besorgt um die neugebaute Kirche, welche etwa 150 Fuß von dem einen Ende des Erdsturzes entfernt ist. Der Communicationsweg zwischen Bilzingsleben und Sachsenburg ist bereits erfaßt, so daß er an dieser Stelle — wenigstens mit Fuhrwerk — nicht ohne Gefahr passirt werden kann.

Der große und kleine Cornow-See.

Der Schnitz-Altar in der Bollersdorfer Kirche.

Der schöne alte Schnitz-Altar in der Bollersdorfer Kirche, dessen Restaurirung durch den Maler Holbein ganz vor Kurzem durch den Grafen Itzenplitz veranlaßt wurde, zeigt in seinem Mittelstück, dem sogenannten „Schrein", die Kreuzigung, jedoch nur mit Maria, Johannes und Magdalena. Der landschaftlich gemalte Hintergrund mußte, da nur unverständliche Ueberreste vorhanden waren, neu erfunden werden. Die beiden Flügel des Altars zeigen in ihrer obern Reihe hier Petrus und Paulus, dort Johannes und St. Georg, die der untern die vier Evangelisten mit ihren Symbolen. Sonderbarer Weise stammt das Ganze nicht aus einer und derselben Zeit. Der größere Theil, die Kreuzigung sammt den 4 Evangelisten, zeigt nämlich den manierirten Stil, der sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch den Einfluß der italienischen Kunst in Deutschland bildete, während die anderen vier Heiligen ziemlich gute Arbeiten deutschen Kunsthandwerks vom Anfange desselben Jahrhunderts sind. Wie diese Verbindung heterogener Theile entstanden und ob diese älteren Figuren gleich

bei der Anfertigung des neuen Altars oder erst später in denselben aufgenommen, muß zwar dahingestellt bleiben; jedenfalls ist aber die Thatsache bemerkenswerth, daß man hier, noch in sehr später Zeit und nach Einführung der Reformation, diese Technik in Anwendung brachte und dabei keinen Anstand nahm, diese ältern, vielleicht aus einem verfallenen Altare herrührenden Statuetten zu benützen, obgleich sich unter ihnen neben Aposteln auch der etwas problematische und jedenfalls auf einem evangelischen Altare bedeutungslose St. Georg befand.

Das Oderbruch.

Benutzt: Beckmann historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Buchholtz, Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg. Berghaus Landbuch. Christiani „das Oderbruch." Wehrmann die Eindeichung des Oderbruchs. Mündliche und briefliche Mittheilungen aus Letschin, Gusow, Quilitz, Friedersdorf, Groß Neuendorf, Neu Barnim ꝛc.

(Die letzten Wenden-Reste in Sachsen und Preußen.)

Ueber die letzten Wendenreste brachte die National-Zeitung im September d. J. folgende interessante Zuschrift aus Bautzen, dem alten wendischen Budissin. „Ein seinem sicheren Untergange zutreibender Rest eines ehemals großen, mächtigen Volkes hat immer etwas Tragisches und verdient auch die Theilnahme des Siegers. Diesem Untergange gehen jetzt sichtlich und sicher die sächsischen und preußischen Wenden zu, deren ohnmächtige Agitation in neuester Zeit vorwiegend durch die panslavistischen Umtriebe und zuletzt durch die polnische Revolution Ursprung und Nahrung erhielt. Vor wenigen Tagen waren die slavischen Gelehrten Graf Eustachius Tyschkewitsch und Antonius Drugalsky aus Wilna und der slowakische Professor Michael Chrastek aus Neusohl in Ungarn, in unserer alten Wendenstadt („Budissin"), die auch in ihrem finsteren Aeußern noch bis heutigen Tag ihren nationalen Ursprung nicht verleugnen kann. Jene drei Gelehrten sind Männer von Ruf in der slavischen Literatur und kamen, um nach ihren Brüdern zu sehen, die, in Enclaven um Bautzen und östlich von Görlitz mitten in dem sie umgebenden Deutschland, das letzte Jahrhundert des Wendenthums erleben.

Wie ein verlöschendes Licht noch einmal aufflackert, so sind in jüngster Zeit wendische Gesangvereine, Blätter, Gesellschaften entstanden und doch wird dies den Prozeß nicht aufhalten.

Ein Stück nach dem andern reißt das Deutschthum an sich. Der wendische Vater schickt seine Töchter in die Stadt, damit sie dort deutsch lernen, und schon nach kurzer Zeit legen sie die nationale Tracht ab, ver-

leugnen ihre Sprache und ſind froh, wenn ſie es ſprachlich dahin gebracht haben, daß man ihnen die wendiſche Abkunft nicht mehr anmerkt.

In der Ober-Lauſitz leben nach Angabe eines wendiſchen Gelehrten ungefähr noch 101,000 Wenden, von dieſer Zahl kommen etwa 56,100 Köpfe auf Sachſen, 45,000 auf Preußen. In der Nieder-Lauſitz giebt es ungefähr noch 50,000 Köpfe. In Sachſen geht die Wendei von Löbau nordwärts über Bautzen bis Kamenz. Bis in die neuere Zeit waren die Schulen faſt nur Anſtalten zur Erlernung der deutſchen Sprache und die Pflege der übrigen Elementargegenſtände mag darunter wohl vielfach gelitten haben. Es hat deshalb die Regierung angeordnet, daß der Religions-Unterricht wendiſch ertheilt werde, Leſen und Schreiben aber ſowohl wendiſch wie deutſch zu treiben iſt.

Unter den gebildeten Wenden regte ſich zuerſt mit der allgemeinen dem Jahre 1848 vorangehenden Gährung die Liebe zur nationalen Sache und Sprache, und ſo entſtand ſchon im Jahre 1846 die „Macica Serbska“, ein Verein nach Art des Zwickauer Volksſchriftenvereins mit dem Zweck, weitere Kreiſe mit lehrreicher Unterhaltungslektüre zu verſorgen. Der Buchhandel hatte dem Bedürfniß nach wendiſcher Lektüre bisher faſt gar nicht Rechnung getragen.

Seit dem Beſtehen der Macica ſind 35 dergleichen Schriften, in einer Auflage von 500 Exemplaren von derſelben herausgegeben und vertrieben worden, einige ſogar in zweiter Auflage erſchienen. Außer den Volksſchriften, zu denen auch ein wendiſcher Kalender in einer Auflage von gegen 1000 Exemplaren gehört, giebt die Macica auch eine gelehrte Zeitſchrift, jährlich 2 Hefte, unter dem Titel „Caſopis“ heraus, welche hiſtoriſche, linguiſtiſche, archäologiſche, naturwiſſenſchaftliche ꝛc. Aufſätze enthält; eben ſo ferner ein Wörterbuch, deſſen wendiſch deutſcher Theil (63 Bogen) faſt vollendet iſt.

Sodann enthält die Geſellſchaft jetzt beſondere Sektionen, und zwar eine Sektion für wendiſche Sprachforſchung, eine archäologiſch-hiſtoriſche Sektion, eine naturwiſſenſchaftliche und eine belletriſtiſche Sektion.

Was die wendiſche Literatur im engeren Sinne anlangt, ſo haben die Wenden aus den früheren Jahrhunderten eine ſolche nicht aufzuweiſen, ein genügendes Zeichen, daß wir es hier mit dem Reſt eines Volkes zu thun haben, welches nur die Waffen und den Pflug führte, und heute die Bildung ſeiner Enkel durchaus dem Deutſchthum verdankt. Außer Bibel, Geſangbuch, Katechismus, frommen Hauspoſtillen und einer Anzahl Erbauungsſchriften gab es bis auf die neuere Zeit keine wendiſchen Bücher. Auch hier hat die Macica neben Buchhändlern und einzelnen Privatperſonen ſich das Verdienſt erworben, nach allen Richtungen hin eine junge Literatur ins Leben zu rufen, ſowohl im Gebiet der Proſa als Poeſie. Das Meiſte iſt natürlich Ueberſetzung. Unter den neueren Erſcheinungen ſind Gedichte und Liederſammlungen, Geſchichtsbücher, Grammatiken, Chreſtomathien und

Lesebücher, geographisch-statistische Abrisse der Wendei zu nennen. Die sächsische Regierung, welche den nationalen Prozeß sich ruhig vollziehen lassen kann und den Vorwurf der gewaltsamen Germanisirung deshalb nicht auf sich zu laden braucht, hat aus eigenem Antriebe die Herausgabe wendischer Schulbücher in die Hand genommen. So erschien bereits vor mehreren Jahren eine „Biblische Geschichte."

Was die periodische Literatur der Wenden betrifft, so ist die Hauptzeitung die „Serbske Nowiny", welche in Bautzen in einer Auflage von ungefähr 1200 Exemplaren erscheint, und neben dem politischen Theil auch Unterhaltendes und Belehrendes giebt. Hierneben bestehen noch drei Monatschriften „Luzican", für die Gebildeten geschrieben und zu Bautzen in 300 Exemplaren erscheinend, und das wendische Missionsblatt „Missionski Posot" und sein konfessioneller Konkurrent der (katholische) „Katholski Posot." Außerdem versorgen der „wendisch-lutherische Bücherverein" (serbske lutherske knihowne towarstwo) und der „Verein zum heiligen Cyrillus und Methodius" (towarstwo SS. Cyrilla a Methodija) ihre Gemeinden mit Gebet- und Erbauungsschriften.

Um nun aus der Isolirung herauszutreten, sind in neuerer Zeit auch Verbindungen mit Literaten anderer slavischer Stämme von Seiten der wissenschaftlich gebildeten Wenden angeknüpft worden, und diese haben die Genugthuung, daß man ihnen mit großer Liebe und zugleich Achtung, wie einem verlassenen Bruderstamm die Hand gereicht hat. Die Achtung aber basirt wesentlich auf den tüchtigen etymologischen und ethnographischen Arbeiten, welche die obgenannten wendischen Monatsschriften auszeichneten.

Die Wenden sind über das neue Aufflackern ihrer Nationalität nur ungern gegen Deutsche mittheilsam. Sie gestehen sich selbst, daß, um ein originales Bild eines Wenden hier wieder zu geben, „ihre Nationalität, Sitte und Sprache dem Felsen Helgoland gleiche, von dessen Gestade die umgebenden Wogen (des Deutschthums) alljährlich ein Stück nach dem andern an sich rissen, bis die unglückliche Insel verschlungen sei."

Der Vernichtungsprozeß beschleunigt sich aber besonders dadurch, daß alle Söhne der gebildeten Wenden auf den deutschen höheren Schulen durch die deutsche Wissenschaft binnen kurzer Zeit germanisirt werden, da den wendischen Enclaven eine höhere wendische Bildungsanstalt ganz fehlt. So dringen denn auch von Jahr zu Jahr mehr deutsche Wörter in die wendische Sprache, selbst in die gewöhnliche Umgangssprache. Die wendischen, zum Theil sehr malerischen Trachten und Sitten verschwinden mehr und mehr, und es kostete beim Besuch des sächsischen Kronprinzen vor einigen Jahren den Bautzener Behörden viel Mühe, ein Brautpaar zur Hochzeitsfeier nach altwendischem Brauch in ganz wendischen Trachten zu bewegen.

Der gebildete Wende sieht schweigend dem Abschluß der Geschichte sei-

ner Nation zu, einer Nation, die schon im 6. Jahrhundert im nördlichen und östlichen Deutschland seßhaft war von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel, südwärts bis an Böhmen sich erstreckte, in Mecklenburg herrschte, in Ostpreußen und den brandenburgischen Marken einen tapferen Widerstand gegen Albrecht den Bären leistete und in einzelnen Theilen Deutschlands den jahrhundertlangen Kampf gegen die gewaltsame Vernichtung trotz ungleicher Waffen zäh aushielt. Das gewöhnliche Volk ahnt die Zukunft und kennt recht wohl seinen Vergewaltiger. Der in der Wendei Reisende muß sich deshalb immer auf eine falsche Berichtung des etwa erfragten Weges oder auf einen Schabernak gefaßt machen, den der Wende dem Deutschen besonders dann gern spielt, wenn sich Letzterer nach wendischen Worten und Redensarten erkundigt. Er erhält alsdann arglos von dem gemeinen dummpfiffigen Wenden die gemeinsten Ausdrücke angelernt.

Die Sprache der Wenden ist überaus bildungsreich, melodisch und kräftig, sie klingt im Gesang besonders schön. Im 30jährigen Kriege suchte man sie gewaltsam zu unterdrücken und gab den Gemeinden nur noch deutsche Prediger, erst die humanere neuere Zeit hat hier Gerechtigkeit geübt und das angestammte Recht der nationalen Sprache wieder hergestellt.

Da das Deutschthum sich wie ein Keil zwischen die Wenden Ueberreste gedrängt hat, so sind bereits Dialekte entstanden mit neuen Wort- und Satzformen, welche das Verständniß der zersprengten Posten schon zu erschweren beginnen.

Als die Russen in den Freiheitskriegen hier plötzlich eine verwandte Sprache fanden, war ihre Freude so exaltirt und zugleich naiv, daß sie später die deutschen Dörfer schlecht behandelten, in der Meinung, die deutsche (sächsische, damals im Bunde mit Frankreich) Bevölkerung wolle sie nur aus Feindseligkeit gegen die Verbündeten nicht verstehen!

Was die rohe Gewalt nicht vermocht hat, das wird in kürzerer Zeit die Uebermacht unsrer Kultur vollbringen. Ein Jahrhundert noch, und die Wenden haben aufgehört zu existiren. Uns ziemt, obwohl wir die Sieger sind, immerhin einige Theilnahme, denn es geht ein einstmals mächtiges Volk seinem Ende entgegen!"

(„Die Unnererdschken" eine Sage aus Alt-Reetz. Vgl. S. 211.)

Im Montag'schen Hause in Alt Reetz — so erzählen sich die Reetzer — trug sich folgendes zu: An einem Weihnachtsabend waren alle, außer der Hausfrau, welche im Wochenbette lag, nach der Kirche gegangen. Plötzlich vernahm diese von ihrem Himmelbette aus ein summendes Geräusch, und indem sie die Gardinen zurückzog, ward sie zwischen Ofen und Wand viele kleine Gestalten gewahr, welche sich anschickten, Stühle an den Tisch zu rücken, diesen zu decken und kupferne Schüsseln, reichlich gefüllt, zinnene Teller, Krüge und Löffel aufzutragen. Hierauf erschienen, hinter dem Ofen hervorkommend, 20 bis 30 Personen paarweise, als ob irgend ein

Fest gefeiert werden sollte, hielten einen Umzug und begannen das Mahl. Man hatte zwar kein Licht auf die Tafel gestellt, doch war das Zimmer so erhellt, daß man jeden Gegenstand ganz deutlich erkennen konnte, und es schien, als ob die Helle den Geräthen entströmte. Die Wöchnerin sah dies Alles mit pochendem Herzen an, denn sie wußte wohl, was man sich erzählte, daß häufig Kinder, besonders Säuglinge, verschwunden waren, von denen es hieß, daß die „Unnererdschken" sie geraubt hätten. Ein Raub ihres Säuglings erschien ihr um so unvermeidlicher, als das Kind eben jetzt zu schreien anfing. Die Unnererdschken horchten auf, beriethen sich und schienen in Zank zu gerathen, wahrscheinlich, weil eine Partei das Kind entführen, die andere es dagegen der Mutter belassen wollte. Endlich beruhigten sie sich wieder und speisten weiter. Inzwischen war eine geraume Zeit verflossen, so daß die Kirchgänger zurückkehrten. Die Zwerge vernahmen ihre Annäherung und dachten an Rückzug. Einige aber eilten nun an das Himmelbett und wollten die Gardinen auseinanderziehen, um, während die andern die Sachen einpackten, das Kind zu rauben und mitzunehmen. Die Frau hielt aber die Gardinen fest zusammen. Endlich waren alle hinter dem Ofen verschwunden; nur einige leere Schüsseln hatten sie in der Eile stehen lassen, die man viele Jahre lang in dem Hause aufbewahrte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ließen die Hausbewohner eine Ofenthür daraus machen, die noch jetzt vorhanden ist.

Moeglin.

Benutzt: Koerte's Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Freienwalde.

Benutzt: Thomas Philipp von der Hagen Beschreibung der Stadt Freienwalde. Dr. Heydecker's Beschreibung des Gesundbrunnens und Bades zu Freienwalde. Bekmann's Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Freienwalde und seine Umgegend (Berlin, bei Schropp). von Reichenbach Statistisch-topographische Alterthumskunde der Stadt Freienwalde. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Ein Hexen-Prozeß in Freienwalde.

(1644.)

Freienwalde hatte im 17. Jahrhundert eine ganze Anzahl von Hexenprozessen. Von vieren wissen wir mit Bestimmtheit. 1) Kurz vor 1628

wurde eine Frau Pfennig als Hexe verurtheilt und verbrannt. 2) Anno 1628 wurden Judith Hoppe und ihre beiden verheiratheten Töchter Anna Liebenwall und Gertrud Puhlmann verurtheilt und hingerichtet. 3) Kurz nach 1628 wurde eine Anna Koch als Hexe verurtheilt; ob verbrannt ist ungewiß. 4) Anno 1644 wurde Ursula Henfel als Hexe verurtheilt. Sie starb unter der Tortur.

Ueber den ersten und dritten Fall fehlen alle näheren Details; dagegen hat sich über den zweiten und vierten Prozeß allerhand Sagenhaftes und Historisches erhalten.

Der Fall mit der Judith Hoppe und ihren beiden Töchtern (1628) war wahrscheinlich der interessanteste und dramatischste unter allen. Das Aktenstück darüber, das lange Zeit aufbewahrt wurde, ist schließlich verloren gegangen. Die eine Tochter (Gertrud Puhlmann) starb schon während der Prozedur auf der Folter. Gegen die beiden andern, d. h. gegen Judith Hoppe und Anna Liebenwall, wurde von Seiten der Frankfurter Rechts-Fakultät das Urtheil gefällt. Es lautete dahin: „daß Judith mit glühenden Zangen auf beiden Brüsten gezwickt und verbrannt, Anna aber mit Feuer vom Leben zum Tode gebracht werde." Beide Urtheile wurden bestätigt und dem Amtsschreiber der Befehl zur Ausführung gegeben. Judith Hoppe (die Mutter) starb unter den Martern; Anna Liebenwall wurde wirklich verbrannt an der Stelle, wo jetzt, eine Strecke vor der Stadt, dicht an der Berliner Chaussee, die sogenannte Brandfichte steht. Anna Liebenwalls letzte Worte waren: „Im Angesicht des Todes betheure ich meine Unschuld. Zum Beweise desselben soll aus der Asche dieses Holzstoßes ein Keim aufgehen, wachsen, grünen. Gott, nimm mich gnädig auf." In der That erwuchs der Brandstätte andern Jahres schon ein Reis, und der wachsende Baum wurde „Brandfichte" genannt. Der jetzige ist nicht der alte, der morsch wurde und endlich zusammenbrach, sondern ein an derselben Stelle gepflanzter Ersatzmann.

Ueber den Prozeß der Ursula Henfel existirt noch im Freienwalder Stadtarchiv ein ziemlich umfangreiches Aktenstück. Leider ist es nicht mehr vollständig: sehr Wesentliches fehlt darin. Interessant aber ist die vom Freienwalder Rathsschreiber gefertigte Darstellung des Sachverhalts, die an die Juristen-Fakultät in Frankfurt a. O. eingeschickt wurde. Mit dieser „Darstellung" beginnt das Aktenstück und ich lasse dieselbe, nur unwesentlich abgeändert, hier folgen. Einzelnes in dieser Darstellung ist häßlich und nichts weniger als eine angenehme Lektüre. Der Leser darf aber eben nicht vergessen, daß es sich hier um einen Hexenprozeß handelt, also um eine Angelegenheit, die man nicht mit Lavendelwasser abwaschen darf, um sie hübsch und sauber erscheinen zu lassen.

„Edle, wohlehrenfeste, großachtbare, hochgelehrte und hochbenahmete Herrn Decane und Doctores facultatis juridicae der hochlöblichen Univer

sität zu Frankfurt a./O., neben Entbietung unseres freundlichen Grußes und stets williglster Dienste, müssen wir, Amtschreiber, Richter und Schöppen allhier in Freienwalde, tragenden Amtes halber, Euch zu vernehmen geben, wie daß ein Geschrei und Gerüchte allhier ausgebrochen, als sollte ein Weib am Ostermontage, nachdem sie das gesegnete Brod empfangen, selbiges hinter dem Altar wieder ausgespuckt haben.

Darauf wir denn, auf angestellte Inquisition, von Ursula Seidenschwanz, Hans Berlins Ehefrau, sowie von Gertrud Braatz, Hans Krausens Hausfrau allhier, den 2. Mai vernommen, daß sie beide, nachdem sie auch am Ostermontage zum Tisch des Herrn gegangen, mit ihren Augen angesehen, daß Ursula Heinrichs, Hans Henfels, Bürgers und Krämers allhier eheliche Frau, da sie hinter dem Altar kommen, stark von sich gespucket. Wir haben darauf alsbald gedachte Ursula Heinrichs (oder Henfel) den 4. Mai, um sie darüber zu vernehmen, zu Rathhause fordern lassen.

Weil sie aber nicht zu Hause gewesen, ist sie alsbald wie sie heimgekommen und erfahren, daß sie zu Rathhaus wäre gefordert worden, zum Bürgermeister ins Haus kommen und hat zu erfahren begehrt, was sie zu Rathhause thuen solle. Darauf sie auf Montag wieder zu Rathhaus gefordert, wobei sie wohl würde inne werden, warum sie dahin beschieden.

Den 5. Mai, Sonntags Misericordias Domini, nachdem sie die Predigt angehöret, hat unser Herr Diaconus auf der Kanzel solche Sünde mit diesen formalibus taxiret: „Wie hoch ich auch erfreuet bin, daß ich seit Sonntag Palmarum bis heutgen Sonntag Misericordias Domini auf der guten Weide des heilgen Sacraments des hochwürdigen Abendmahls 172 Schäflein geweidet, also hoch und vielmehr betrübe ich mich, daß ich erfahren muß, als sollte ein stinkender Bock unter solchen 172 Schäflein sein erfunden worden, der das gesegnete Brod hinter dem Altar wieder soll ausgespucket haben." Ursula Heinrichs höret solches, zeucht sich solches an, gehet nach geendeter Predigt zum Herrn Diaconus ins Haus und setzet ihn zur Rede, warum er sie auf der Kanzel also angegriffen? er hätte sie damit gemeinet, daß sie den wahren Leichnam ausgespucket. Sie hätte aber böse Zähne, daran sie nichts leiden könne und hätte mit der Zungen daran gestoßen, indem sie den Oblat hätte herunter schlucken wollen. Darüber habe sie so viel Schlamm im Mund bekommen, und hätte sie nicht ausgespieen, so hätte sie brechen müssen. Dieses sie auch zum Bürgermeister (zudem sie alsbald, wie sie vom Herrn Diacono weggegangen, gekommen und geklaget,) ebenermaßen ausgesaget hat.

Als sie nun den 6. Mai herüber auf dem Rathhause war und vor dem Rath Zurede gesetzt worden, hat sie sich anfangs hoch vermessen, sie wäre unschuldig. Jesus Christus hätte auch unschuldig gelitten, dem wollte sie solches befehlen und leiden und Gott um Geduld bitten; daneben aber gestanden, daß sie am Ostermontage, als sie zum Tisch des Herrn gegan-

gen und das gesegnete Brod empfangen, hinterm Altar ausgespieen. (Nun folgt, unter Zuthat einiger sehr häßlicher Details, eine Wiederholung ihrer vor dem Diaconus gemachten Aussagen, d. h. also Aufzählung der Gründe, weßhalb sie nicht umhin gekonnt habe, die Oblate auszuspeien.)

Darauf sie, wie sie vom Rathhause gelassen worden, angefangen: „wenn sie ihren Sohn nicht bedächte, so wollte sie h....weise oder schelmisch die bischerweise aus der Stadt laufen; denn ihr Mann wollte sich ihrer nicht annehmen."

Als sie folgenden Tages, den 7. May, wiederumb zu Rathhause gefordert worden, seind ihr beide Zeugen, so es gesehen, daß sie (die Krämerin) hinterm Altar ausgespucket, gegenüber gestellt worden.

Es ist ihr auch vom Bürgermeister vorgehalten, warum sie des vorigen Tages auf dem Rathhause gesaget: „wenn sie es ihres Sohnes halber nicht thäte, so wollte sie h....weise davon laufen;" worauf sie solcher Worte auch jetzt noch geständig gewesen ist und geantwortet hat „darumb, daß sich ihr Mann ihrer nicht wollte annehmen."

Hierauf haben wir sie alsbald den 7. Mai gefänglich einziehen und in Fußeisen auf unserm Stad Keller mit bürgerlicher Wache verwahren lassen.

Da sie denn alsbald, wie sie geronnen, sich hinter den Tisch gesetzet, angefangen zu spucken und etzliche mal zu sich gesagt: „spucke, spucke u. s. w." und auch geredet „wenn zehn Büttels über sie kämen, wollte sie nichts bekennen."

Da auch der Mann zu ihr gekommen und Essen gebracht, ihn angefahren: „Du lahmer Hund, ich begehre dein Essen nicht, du hast Schuld daran, daß ich hier sitze: du willst dich meiner nicht annehmen." Hat sich auch von einem Weibe lassen einen Kubben (Kübel) in der Stuben bringen, darinnen sie reverenter excerniret; hernach mit dem Vorderfinger umgerühret, darin dreimal gespuckt und wegtragen lassen. —

Da sich denn dieses in der Wahrheit und nicht anders also verhält, zudem auch berührte Ursula Heinrichs außer diesem, vor etzlichen Jahren, der Zauberei halber bei jedermann verdächtig und berüchtiget gewesen ist, auch aus vielen Dingen nochmals verdächtig gehalten wird, als daß sie

1) Mit vielen Leuten sich gezanket und daher sich fast ein jeder vor ihr gefürchtet.

2) ehrliche Leute, welchen sie nicht gewogen, nicht gegrüßet, noch wo sie gegrüßet wird, sich bedanket, sondern wol auf einen Gruß einen garstigen Strepitum fahren lassen, daß es über die ganze Gasse erschollen, und etzlichen Leuten in den Fußtapfen nachgespucket.

3) Ehrlichen Leuten, denen sie nicht gewogen, oftmals vor Geld nicht lassen wollen, was sie doch zu Kaufe gehabt, und wenn die Betreffenden dann andrer Leute Gesinde oder Frauen abgeschicket (da man vermeinet, sie würde es dann nicht versagen,) hat sie alßbald gewußt, wem sie's holen wollten und gesagt „gehe nur, du holest es dem und dem, ich lasse dir's nicht."

4) Velten Sternbecks, Baders allhier Söhnlein, Gottfried genannt, ungefähr anno 1636, Oster Kuchen gegeben. Wie das Kind mit dem Kuchen zu Hause kommt, fanget es an zu schreien und klaget, der Bauch thu ihm wehe. Wie die Mutter des Kindes erfahret, daß das Kind den Kuchen von der Kramerin bekommen, gehet sie zu ihr und hält ihr vor, daß ihr Mann schelte und sage, das Kind habe die Wehetage von ihrem Kuchen bekommen. Darauf sie, die Krämerin, geantwortet, es wäre Honig und Mandeln in dem Kuchen gewesen, das würde das Kind nicht vertragen können, sie sollte ihm einen venedischen Theriack eingeben, es würde wohl besser werden. Wie nun die Mutter vor einen Groschen Theriack von der Krämerin gekauft und dem Kinde eingegeben, schlaget das Kind aus, daß es so bunt auf dem Leibe wurde, wie eine Kröte.

5) eine Thabel, (d. i. Kober) so feste zugebunden gewesen, ihres Sohnes damaliger Braut gegeben, die sie mit nach Oderberg nehmen sollen; selbigen Kober hat sie bei dem Bader eingesetzet und gebeten, weil sie noch etwas zu bestellen hätte, sollte man unterdessen die Thabel zu Kahne tragen. Wie man nun die Thabel zu Kahne tragen wollen, hat sie keiner von der Stelle heben können, wie denn noch Leute am Leben, so es versuchet, also daß auch das Strick zerrissen und die Thabel müßen stehn lassen. Da aber ihres Sohnes Braut die Thabel angefasset, hat sie dieselbe können unterm Arm nehmen, und dem Schiff zutragen.

6) Mit ihrem eigenen Sohne ohngefähr vor 6 oder 7 Jahren, dergestalt wegen eines Ringes, so sie ihm verehrte und er ihr denselben sollte wiedergeben, in Haß gelebet, daß sie nicht einmahl zu seinem Kinde, wie es so sehr krank gewesen, daß es weder leben noch sterben können und er sie darum gebeten, nicht kommen wollen, er habe ihr denn den Ring wiedergeben und ist das Kind alsbald, wie sie bei ihm kommen, sanft abgeschieden.

7) Auf einem Sonntag Anno 1610 an Herrn Michael Mielentzes Pfarrers (so sich allhier aufgehalten) Thür, des Morgens gar früh, wider ihre Gewohnheit — da sie in großem Haß mit ihm gelebet und zu seiner Thür niemals kommen — etzliche mal angeklopfet und wie sie die Magd ansichtig worden, gefraget, was sie (die Magd) ihrer Henne gethan hätte, da sie nicht hätte legen können; sie hätte auch eine Ente, der es gleich also ginge. Wie die Magd in der Stuben gangen zu der Ehefrau, so vorigen Tages eines Söhnleins genesen und es ihr angesaget: daß die Kramerin vor der Thür wäre und hätte nach solcher Sache gefraget, ist die Frau erschrocken und wie sie ihre Schwester hinausgeschickt die Kramerin einzulassen, ist die Kramerin schon etzliche Haus weit davon gewehsen und da hinter ihr hergerufen worden, sich umgesehen und fortgangen. Darauf die Kindesbetterin Nachmittag so unvermögend worden, also daß man keine Vernunft bei ihr spüren können. So bald aber die Kramerin zu ihr kommen, sie an's Bein getastet und geflüstert, ist die Kindesbetterin still wor-

den, hat sich auch wieder vernehmen lassen, daß sie, die Kramerin, kommen könne, und ist hernach besser mit ihr worden. —

8) ohngefähr An. 1635 hat der Herr Amtsschreiber alhier, Johannes Rebentisch, ihr, der Kramerin, Flachs, den sie in der heißen Stuben desselbigen gehabt, nehmen und in die Amtstube bringen lassen; da springet aus dem Flachs ein lang Gewürmb, wie eine Blindschleiche, heraus, läuft in der Stuben herum und wie sie danach schlagen, kriecht es wieder in den Flachs; darauf ihr der Amtschreiber den Flachs wieder ins Haus bringen lassen und nichts mit ihr wollen zu thun haben, weil das Gerücht zu der Zeit so groß von ihr gewesen, daß sie des Sontags unter der Predigt einmahl einen schwarzen Bock vor dem Spinde gespeiset und eben auch sehr unruhige Zeit gewesen.

9) ohngefähr An. 1638, der damahligen Frau Amtschreiberin allhier, so noch lebet, eine Schüssel voll Mohn gebracht. Wie sie nun den Mohn, so in einem Reibenapf weggesetzet worden, besah, sitzet eine große Kröte im Mohn, welche mit einem spitzigen Stock durchstochen, aufgespießet und mit dem Stock hinter der Hütten aufgesteckt worden. Nicht lange darnach wie sie wieder zum Mohn kommen, sitzet wieder eine große Kröte auf dem Mohn, darob sie sich verwundern und hingehn, zu sehn ob die aufgesteckte Kröte noch vorhanden. Und siehe, sie finden zwar den Stock noch stecken, aber die Kröte ist davon.

10) ohngefähr vor 4 Jahren des Nachts in ihrem Hause, da sie ganz allein darin gewesen, in die Hände geklopfet und gesungen: domica dondei, domica dondei, so sie etzliche Male wiederholet, und nicht anders von einer Magd und Weib (so hart an ihrer Schlafkammer, das nur ein kleiner Gang dazwischen gewesen) angehöret worden, als wenn sie gesprungen und getanzet hätte.

11) Vor etzlichen Jahren Planken in Baders Zaun aufgerissen, dadurch ihre Schweine in des Baders Garten kommen; wie nun der Bader sich mit ihr gezanket und die Schweine mit einem Hopfstangen heraus jagen wollen, ist er so oft bei'm Zuschlagen auf das Gesicht niedergefallen und hat die Schweine gar nicht treffen können.

Und dieses alles nun ihr kann dargethan und bewiesen werden. Als ergehet hiermit an die Herrn Decane und Doktores ꝛc. unser dienstfreundliches Suchen und Bitten, uns hiernach Rechtens zu belehren, ob die bemeldete Ursula Heinrichs mit hartem Gefängniß anzugreifen und wie ferner mit ihr zu verfahren.

Freienwalde den 10. Mai 1674.

Erhardt Kühnemann	Justus Schorr (?)	Andreas Fischer
Amtsschreiber.	Richter.	Schöppe.
	Noch zwei Schöppen.	
Baltzer	Johannes Heinrich	Joachim Heinrich
Richter Schöppe.	Schöppe.	Schöppe.

Dieses Anklage-Stück des Freienwalder Amtsschreibers giebt ein ziemlich trauriges Bild damaliger Zustände. Die Freienwalder Tage von 1644 müssen weniger heiter und harmlos gewesen sein, als die heutigen. Ersichtlich war Ursel Heinrichs ein böses, zänkisches, verbittertes altes Weib und weiter nichts. Der Rest ist Nachbars- und Barbier Klatsch. Im Lauf des Prozesses ergiebt sich, daß der Bader immer aufs Gesicht fiel und beim Zuschlagen die Schweine nicht treffen konnte, — weil er betrunken war. Dennoch kam Ursel auf die Folter.

Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens.

Benutzt: von der Hagen's Freienwalde. Riedel's Codex diplomat. Brandenb. — W. Melcher's Neu-aufgefundener Stammbaum des Geschlechts derer von Uchtenhagen. (Ein Aufsatz von Dr. W. Melcher im Ober-Barnimer Kreis-Anzeiger.) Rindfleisch Sagen von Freienwalde. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Drei Sagen von den Uchtenhagens.

1) Der Fluch.

Der erste Uchtenhagen hatte dem Markgrafen große Dienste geleistet und so versprach ihm dieser: er (der Uchtenhagen) solle so viel Land zu Lehn besitzen, als er zu Roß an einem Tage umreiten könne. Uchtenhagen ritt mit Sonnenaufgang von Freienwalde aus; mit Sonnenuntergang kam er bei dem Dorfe Neu Wubiser (jenseit der Oder) an, als der Hirt eben seine Heerde nach Hause trieb. Diesen erstach er, um später beweisen zu können, wie weit er auf seinem Ritte gekommen sei. Aber von diesem Augenblicke an ruhte auf den Uchtenhagens der Fluch, der sich an dem letzten ihres Hauses erfüllen sollte. Dieser starb, ein Kind noch, einer Wahrsagung gemäß, in die der Fluch späterhin sich kleidete, an Gift, und so sühnte denn die Kindes Unschuld des letzten des Geschlechts, die Blutschuld, die der erste begangen.

2) Werners von Uchtenhagen unseliges Ende.

Im Jahre 1575 belehnte Werner von Uchtenhagen, laut einer noch vorhandenen Urkunde, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Hans, den ehrsamen Rath von Freienwalde, mit der halben Dorfstätte Torgow, jetzt Torgelow genannt. Noch in demselben Jahre theilte er sich mit seinem Bruder in die Güter des Vaters, wonach er Neuenhagen, Hans aber Freienwalde erhielt. Die Schiedsrichter bei dieser Angelegenheit waren Otto von Krummensee (auf Krummensee), Eustachius von Schönebeck (auf Tölkig), Jochen von der Schulenburg (auf Löckenitz), Jochen von Buch

(auf Stolpe), Matthias von Arnim (auf Biesenthal). An dem noch vorhandenen Theilungsvertrags-Briefe vom 18. März 1575 sind die Ecken eines jeden Blattes, der größeren Sicherheit wegen, umgeklappt und mit einem Siegel befestigt. Werners Ende war betrübender Art: er gerieth mit seinem Schwager in Streitigkeiten und erstach ihn, wurde aber dabei so schwer verwundet, daß er wenige Stunden später ebenfalls verschied. Man erzählt sich über Werners Ende folgendes:

Werner von Uchtenhagen war ein ehrsamer, sehr frommer Mann. Einmal (es war auf Tag und Stunde ein Jahr vor seinem Tode) war er beim Gebet; da tropften plötzlich drei Tropfen Bluts von seiner Stirn und fielen auf das Gebetbuch, auf dessen aufgeschlagenem Blatt sie ein schreckenerregendes Zeichen bildeten. Wie dies Zeichen war, das weiß niemand; aber es stand von jetzt an Tag und Nacht vor Werners Seele und peinigte und ängstigte ihn. Es bildete sich in seinem Innern eine Ahnung von kommendem Unheil, und diese Ahnung hatte Recht. Ein Jahr, nachdem er jenes Zeichen gesehen, beging seine Schwester das Fest ihrer Vermählung. Werner war auch unter den Gästen. Am dritten Tage des Festes saßen Werner und sein neu vermählter Schwager bei einander, und beide scherzten und lachten und sprachen dem Weine gut zu. Die Sinne beider waren schon berauscht, da fiel es Werners Schwager ein, über einige Glaubenssätze der christlichen Kirche spöttische Bemerkungen zu machen. Hierdurch verletzt, sprang Werner von Uchtenhagen auf, ein lauter Wortwechsel entstand, zuletzt ein Zweikampf. Der Weinrausch machte, daß sie unsichere Hiebe führten, von beiden Seiten ward blind zugeschlagen, bis Werner eine tödtliche Wunde erhielt. Aber fast in demselben Augenblicke durchbohrte er seines Schwagers Brust, der nun leblos zu Boden stürzte. Als die Gäste herbei eilten, war es zu spät. Werner starb selben Tages noch in bitterster Reue, die Neuvermählte bald darauf vor Gram. Zu derselben Stunde aber, als Werner seinen Schwager durchbohrte, geschah in einer Stadt, die sechs Meilen von Freienwalde entfernt ist, etwas Wunderbares: ein junges Mädchen sprang plötzlich von ihrem Lager auf, und ihre Hand nach Freienwalde hin ausstreckend, rief sie: „Seht, wie sie mit gezückten Schwertern auf einander rennen und sich beide morden!“ Dies hörten ihre Eltern, aber sie verstanden es nicht. Die Stadt, wo das Mädchen diese Worte sprach, war wahrscheinlich Sonnenburg, das geraume Zeit den Uchtenhagens gehörte. All dies geschah aber um 1580.

3. Der große Kurfürst und der alte Uchtenhagen bei Freienwalde.

Auf dem Schloßberge hat Uchtenhagen's Schloß gestanden; noch jetzt sieht man die alten Keller oben und die vielen Verwallungen an den Gehängen der Berge. Einer davon heißt der Räuberberg, da waren die Höhlen für seine Leute. Er ist nämlich ein Räuberhauptmann gewesen und

der „große Kurfürst“ hat ihn freigegeben. Wie der nämlich gegen die „Russen“*) zu Felde lag, kam Uchtenhagen zu ihm und sagte, er wolle die Feinde schlagen, wenn er ihn freigebe. Da hat ihn der Kurfürst gefragt, wie viel Leute er denn hätte. Uchtenhagen hat gesagt: „ein und sechzig.“ Da hat sich der Kurfürst verwundert, daß er es unternehmen wollte, es aber ihm versprochen, wenn es ihm gelänge. Nun hat Uchtenhagen seine Leute in der Nacht zusammengerufen und ist über die Russen hergefallen, hat ihnen die Kanonen vernagelt und dann sich an sie selbst gemacht. Wie es Morgen geworden, ist der Kurfürst gekommen und hat sich gewundert über das furchtbare Blutbad, der Feind ist aber schon auf der Retraite gewesen. Das Feld heißt noch heut zu Tage das rothe Land, es liegt vom Freienwalder Brunnen nach Dorf Sonnenburg zu.

Lichterfelde.

Benutzt: Koenig's Otto Christoph v. Sparr. v. Moerner, märkische Kriegsobersten. Fischbach, Topographie. Fidicin, Ober Barnim. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

(Die Brüder Christoph und Arendt v. Sparr), von denen der letztere der Vater des späteren Feldmarschalls Otto Christoph v. Sparr war, besaßen Lichterfelde Ausgangs des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts.

Das alte Lichterfelder Kirchenbuch, das von 1599 bis 1604 regelmäßig und wie es scheint gewissenhaft geführt wurde (nachher kommen Lücken, die sich über ganze Jahrzehnte ausdehnen), enthält verschiedene Angaben, die sich auf jenes Brüderpaar beziehen.

*) Wie Sagen in der Tradition die Scenerie wechseln, und namentlich an näherliegende Persönlichkeiten stets angeknüpft wird, sie äußert sich Prof. W. Schwartz, den obige Sage erzählt, ist bekannt. Sie geht also diese Versionen der Uchtenhagen-Sage den großen Kurfürsten hinein, während sie sonst gewöhnlich in weit frühere Zeit gesetzt wird. Wenn die Sage im Ruppiner Lande spielte, würden ferner in ihr unbedenklich die Schweden als die Feinde auftreten, hier aber in den Odergegenden hat die Russenzeit des siebenjährigen Krieges in der Tradition ihre Spur zurückgelassen, und da das Volk schwer die Zeiten auseinanderhält, figuriren die Russen ganz ruhig so neben den Franzosen im Gedächtniß als Feinde überhaupt. Als ich ein altes Mütterchen fragte, woher die Ruinen auf dem Capellenberge stammten, gab sie mir die in jeder Hinsicht naive Antwort: „Das ist noch so aus alten Zeiten, da sind sie immer hinaufgeklettert, um zu sehen, ob die Russen oder Franzosen kämen“. Diese Vermischung der Zeiten tritt überall in der Tradition hervor. So sagt neulich ein sonst gebildeter Mann die gefesselten Männer am Piedestal der Statue des großen Kurfürsten zu Berlin für „alte Wendenfürsten“ aus, der große Kurfürst wurde ihm zu einer Art von Markgraf Gero. Selbst ein tüchtiger, noch jüngerer Dorfschullehrer sagte mir neulich, die böhmische Gemeinde der Nachbarschaft sei zur Zeit der „großen Völkerwanderung“ hier eingewandert.

Auf Christoph v. Sparr beziehen sich 5 Notizen, aus denen wir Folgendes ersehn:

a) Er und seine Frau lassen zweimal taufen.
b) Seine Frau steht Gevatter beim Geistlichen.
c) Sein Töchterchen Anna stirbt.
d) Er selber stirbt.

Die Notizen selbst sind folgende:

1) 1599, den 15. April Herrn Christoph Sparrens Sohn Adam geboren, den 22. hujus getauft. Pathen: Hans v. Uchtenhagen, Joachim v. Sparr von Greiffenberg, Jürgen v. Trotta, Caspar Sparrens Wittib von Trampe, Arendt Sparrens Hausfrau, Levin Trottens Hausfrau und Bürgermeister Johann Sorge von Neustadt Eberswalde.

2) 1600, 30. September, geboren Christoph v. Sparrens Tochter Sophia, den 15. Oktober getauft. Pathen: Joachim v. Krummensee, Hans v. Bredows Wittibe, v. Holzendorfs Wittibe, Jakob Pfuels Hausfrau, Christoph Lindstedts Hausfrau und Jungfrau Anna v. Sparr auf Trampe.

3) Anno 1600 hat auch Herr Pastor Petrus Hartwig taufen lassen. Unter den Gevattern befindet sich „Herrn Christoph Sparrens Ehe liebste."

4) 1600, den 22. Martii ist Christoph v. Sparrens Tochter Anna v. Sparr verstorben.

5) 1604, den 16. Oktober ist Christoph Sparr im Herrn entschlafen und den 20. zur Erde, nach seinem adlichen Stand, ehrlich und zierlich bestattet und von vielen Adelspersonen, Junkern, Frauen und Jungfrauen begleitet worden. (Nach v. Woerner ist er 1609 gestorben.)

Auf Arendt v. Sparr bezieht sich nur eine Notiz, aus der wir ersehen, daß er 1604 eine Tochter taufen ließ. Die betreffende Stelle lautet:

1604 den 11. Mai ist Arendt v. Sparrens Tochter Edele (Adele) geboren. Compatres waren: Hans Jürgen v. Ribbeck, Levin Trotta, Herrn Ernst Sparrens Frau von Trampe, Dietrich v. Holzendorfs Wittibe, Hans v. Bredows Hausfrau, Alexander v. Bredows Hausfrau und Bürgermeister Johann Sorge.

Lichterfelde und die Groebens.

Lichterfelde, nachdem es Jahrhunderte lang ein Sparrsches Gut gewesen war, kam 1620 an die Groebens. Dieser Zweig der Groebens war eigentlich im Ruppinschen ansässig und besaß daselbst das später an die Wartensleben, noch später an den Major v. Kaphengst (vgl. Bd. I. S. 129) übergehende schöne Gut Mesebera; als damaligen Erbjägermeistern des kurfürstlichen Hofes aber mochte den Groebens wohl daran gelegen sein, in der unmittelbaren Nähe der großen Waldreviere (der Grimnitzer und Werbellner Forsten) begütert zu sein, in denen die Kurfürsten vorzugsweise

zu jagen liebten. So erſtanden die Groebens Lichterfelde, deſſen Feldmark wenigſtens damals an jene Waldreviere grenzte.

In der Kirche befinden ſich noch drei Groebenſche Todten-Banner oder Gedächtnißfahnen, die erſte zur Erinnerung an Otto v. d. Groeben, † 1655, die zweite zur Erinnerung an Hans Ludwig, † 1669, die dritte zur Erinnerung an Friedrich Otto v. d. Groeben, Obriſter und Erbjägermeiſter, † 1697.

Dieſer letztre hat auch ein Grabdenkmal links zur Seite des Altars, in Sandſtein. Dies Denkmal, von ziemlich bedeutender Größe, beſteht aus zwei Hälften, von denen die eine Hälfte blos eine Inſchrift und den Namen ſeiner Gemahlin (Maria v. d. Loe), die andre Hälfte die Portraitſtatue (Hautrelief und buntbemalt) Friedrich Ottos v. d. Groeben zeigt. Er trägt Küraſſier Uniform, Feldbinde, Perrücke, Commandoſtab. Dazu Sprüche und Inſchriften. — Die Groebens beſaßen Lichterfelde bis 1721.

Am Werbellin.

Benutzt: Fiſchbach, Topographie. Beckmann, Churmark. F. Brunold, „Abſeits vom Wege" (ein Aufſatz in einem der Barnim'ſchen Anzeiger). Mündliches.

Friedersdorff.

Benutzt: General v. d. Marwitz, Memoiren. Papiere des v. d Marwitz'ſchen Familien-Archivs. Mündliches.

Auguſt Ludwig v. d. Marwitz.

Benutzt: General v. d. Marwitz, Memoiren. Pertz Leben Steins. Mündliches.

Alexander v. d. Marwitz.

Benutzt: Marwitz's Memoiren. Rahels Briefe. Papiere des v. d. Marwitz'ſchen Familien Archivs. Droyſen Leben Yorks. Programme des „grauen Kloſters" von 1801 und 1805. Mündliches.

Eberhard von der Marwitz.

Anton Eberhard Conſtantin von der Marwitz wurde am 2. December 1790 zu Berlin geboren. Er befand ſich als Schüler (kaum 16 Jahre alt) in der école militaire, als der unglückliche Ausgang der Jenaer Schlacht die Franzoſen nach Berlin führte. Der Gouverneur der Anſtalt

schoß sich todt, der Vicegouverneur verlor den Kopf und überantwortete sich und seine Anstalt (die er ohne Mühe noch hätte retten können) der Gnade der Sieger. Diese schwankten, wie sie sich den halberwachsenen Schülern dieses Militärinstituts gegenüber verhalten sollten, zogen aber schließlich das Sichere vor und machten sie zu Gefangenen. Unter diesen war Eberhard von der Marwitz. Er wurde streng bewacht, Urlaub nur gegen Ehrenwort gegeben. So galt es denn zu fliehen. Er und ein befreundeter Mitschüler brachen zusammen auf. Vorher schon hatten sie sich ein Pferd zu verschaffen gewußt und passirten glücklich das Thor. Ohne alle Rast setzten sie ihren Weg fort, immer abwechselnd der eine zu Fuß, der andere zu Pferde, so daß sie schon nach vierundzwanzig Stunden die zwanzig Meilen bis Lenzen an der Elbe und über die mecklenburgische Grenze zurückgelegt hatten. Nach kurzem Aufenthalt wanderten sie weiter ins Holstein'sche. Erst hier waren sie in Sicherheit, aber das Pferd auch so ruinirt, daß sie es verschenken und beide zu Fuß gehen mußten. In Kiel fanden sie ein Fischerboot, vertrauten sich in demselben dem Meere an und trafen, sechs Tage nachdem sie Berlin verlassen hatten, trotz dieses weiten Umweges, auf der Insel Rügen ein, wo Eberhards ältester Bruder eben in der Errichtung eines Freicorps begriffen war. Er trat in dasselbe als Lieutenant ein. Bei der bald erfolgenden Auflösung des Corps nahm er den Abschied, aber nur, um im folgenden Jahre nach Oesterreich zu gehen, wo alles auf die baldige Wiederaufnahme eines Krieges gegen den Eroberer hindeutete. Er trat als Cornet (Standartenjunker) in das berühmte Chevaurlegersregiment Klenau ein und avancirte in kürzester Frist. Bei Regensburg (am 20. April) zeichnete er sich aus, bis der mörderische Tag von Aspern seiner so früh und so brav begonnenen Laufbahn ein Ziel setzte. Er erhielt an diesem denkwürdigen Tage gleich zu Beginne der Schlacht den Auftrag, mit einer Abtheilung von zwanzig Reitern an das vom Feinde besetzte Dorf Aspern heranzujagen. Er gehorchte und machte die Attake. Vierzig Schritte vor dem Dorfe traf ihn eine Kanonenkugel, tödtete sein Pferd und verwundete ihn schwer am rechten Oberschenkel.

Man brachte ihn als Gefangenen nach Nikolsburg in Mähren. Sein Schicksal weckte Theilnahme und die liebevollste Pflege ward ihm zu Theil, besonders nachdem sein Bruder Alexander Berlin verlassen hatte, um in dasselbe Regiment einzutreten. Es schien auch eine Zeitlang, als werde er dem Leben erhalten werden, der zertrümmerte Knochen hatte sich bereits handbreit erneuert, da stellte sich ein Zehrfieber ein und nahm ihn fort. Am 9. Oktober starb er, am 10. wurde er beerdigt. Eine Compagnie des 30. französischen Infanterieregiments gab bei der Gruft drei Salven und der Stadtkommandant, sowie vierzig französische und mehrere verwundete österreichische Offiziere geleiteten ihn zu Grabe. Er ruht auf dem Kirchhof zu Nikolsburg in Mähren, „hingeopfert dem unsinnigen Befehle eines schwachköpfigen Untergenerals.“ So lauten die entrüsteten Worte seines

ältesten Bruders. Die irdischen Ueberreste des so jung Hingeschiedenen sind der fremden Erde geblieben, seinem Andenken aber hat August Ludwig auf dem stillen Begräbnißplatz der Familie einen Denkstein errichten lassen, der die Inschrift trägt: „Anton Eberhard Constantin von der Marwitz, geb. zu Berlin den 2. December 1790, widmete sich früh den Waffen, sah den Fall seines Vaterlandes 1806, kämpfte für dasselbe, sah es in Sclaverei und floh, den Kampf für deutsche Freiheit suchend, 1808; fand ihn (den Kampf) 1809 mit Ruhm bei Regensburg den 25. April, fiel bei Aspern den 21. Mai 1809, duldete unaussprechlich bis zum 9. Oktober in Nikolsburg in Mähren, wo er starb, von den Seinigen betrauert, von den Feinden geehrt."

Quilitz oder Neu-Hardenberg.

Benutzt: v. Prittwitz-Gaffron „Leben Joachim Bernhards v. Prittwitz und Gaffron." (Soldatenfreund, Märzheft 1863.) Schadow's Biographie, unter dem Titel: „Kunstwerke und Kunst Ansichten Gottfried Schadows." v. Wolzogen, „aus Schinkels Nachlaß." Dorows Denkwürdigkeiten. Klose's Leben des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg. Mündliches.

(Joachim Bernhard v. Prittwitz und Gaffron.)

Joachim Bernhard v. Prittwitz wurde am 3. Februar 1726 auf seinem väterlichen Gute Laserwitz bei Stroppen in Schlesien geboren. Sein Vater war Hauptmann in preußischen Diensten. Joachim Bernhard besuchte bis zu seinem 15. Jahre das Gymnasium zu Oels; als aber Friedrich der Große Schlesien erobert und der protestantischen Partei zum Siege verholfen hatte, verließ der junge Prittwitz, dessen protestantische Familie, mit sehr wenigen Ausnahmen, den Kaiserlichen Dienst stets verschmäht hatte, das Gymnasium, um in die preußische Armee einzutreten. Noch während des ersten Schlesischen Krieges, 1741, wurde er in das Cadettenhaus in Berlin aufgenommen, trat aber schon im November desselben Jahres als Fahnenjunker in das Dragoner Regiment von Posadowski, bei welchem er den Winterfeldzug nach Mähren, im Jahre 1742, mitmachte. Im zweiten Schlesischen Kriege focht er 1745 als Fähnrich in der Schlacht bei Hohenfriedberg gegen die Oestreicher und Sachsen, in deren Reihen sein einziger Bruder, bei Strigau schwer verwundet, seinen Tod fand. Als Fähnrich hatte Joachim Bernhard, nach damaligen Verhältnissen, Offizierrang, Lieutenant wurde er erst 1751, nach zehnjähriger Dienstzeit.

Im siebenjährigen Kriege wurde er in der Schlacht bei Collin 1757 verwundet, außer ihm drei andre Prittwitze. Noch in demselben Jahre zum Stabsrittmeister ernannt, erkämpfte er sich bei Zorndorf den Orden pour

le mérite. Den 20. December 1758 wurde er als Rittmeister und Chef der erledigten Escadron des gefallenen Oberst v. Seel, auf den Wunsch des Generals v. Zieten, in dessen Husaren-Regiment versetzt, das den größten Theil seines Ruhms, nächst Zieten, ihm verdanken sollte. Mit Zietenschen Husaren begleitete er 1759 den General v. Woberonow bei seinen Zügen nach Polen und nahm an dem Gefecht bei Kay Theil. Es folgte dann die Schlacht bei Kunersdorf, in der es ihm (vgl. S. 417) vergönnt war, sich durch Rettung des Königs einen unvergänglichen Ruhm zu erwerben. In dem folgenden Jahre 1760 nahm Joachim Bernhard an der Schlacht bei Liegnitz am 15. August und bei Torgau am 3. November thätigen Antheil und rückte dann im Winter 1761 an der Spitze von 300 Zietenschen Husaren zu dem Detachement des Obersten v. Loellhoefel, welcher mit drei Frei-Bataillonen und zwei Reiter-Regimentern den Raum zwischen der preußischen Armee in Sachsen und der Armee der Alliirten bei Göttingen ausfüllen sollte. Joachim Bernhard bestand ein siegreiches Gefecht bei Schlotheim in der Nähe von Sondershausen und wurde Major. Hervorragenden Antheil nahm er an dem Gefecht bei Langensalza, das am 15. Februar gegen 9 Bataillone Sachsen unter Graf Solms geschlagen wurde und ganz Thüringen den Preußen überlieferte. Einen ähnlich glücklichen Kampf bestand er im April gegen einzelne Detachements der Reichsarmee in der Nähe von Saalfeld. Es waren klugberechnete und kühnausgeführte Attacken nach der Zietenschen Art. Außer diesen Detachirungen, bei denen Joachim Bernhard selbstständig commandirte, war er bei den zahlreichen und glänzenden Gefechten des Zietenschen Husarenregiments selbst, in diesem und dem folgenden Jahre zugegen. Details darüber fehlen. Am 7. November 1762 lieferte er den Oestreichern ein glänzendes Gefecht am Landsberg und wurde in Anerkennung dafür zwei Tage später und außer der Tour zum Oberst-Lieutenant und Commandeur des zehn Schwadronen starken „Leib-Husaren-Regiments von Zieten Nr. 2", das vor allen andern Husaren-Regimentern rangirte, ernannt.

Am 16. December 1762 vermählte er sich, in Berlin, mit der verwittweten Frau Marie Eleonore v. Parzewski-Temzin, geborenen Freiin v. Seherr-Thoß, die damals erst 23 Jahr alt war.

Nach dem Hubertsburger Frieden, am 27. März 1763, hatte, wie Kurd v. Schoening erzählt, die Residenz Berlin das glänzende Schauspiel, das berühmte Zietensche Husaren-Regiment, von seinem Chef (dem „alten Zieten") und vom Commandeur v. Prittwitz geführt, unter Pauken und Trompetenschall und bei unermeßlichem Jubel des Volkes, einziehen zu sehn. Joachim Bernhard blieb mit seinem Regimente zu Berlin in Garnison. (Die alte Kaserne in der jetzigen „Alexandrinen Straße" und die Stallgebäude am Belle-Alliance-Platz gehörten dem Zietenschen Husaren-Regiment.)

1768 wurde Joachim Bernhard zum Obersten, 1774 zum General-Major und 1775 zum Commandeur en chef des Regiments Gensd'armes ernannt. Dies stolze Cürassier-Regiment, das bis 1740, wo das Regiment Garde du Corps formirt wurde, das erste Regiment der Hausgarden gewesen war und im siebenjährigen Kriege mit großem Ruhme gekämpft hatte, rangirte in der Kavallerie gleich nach dem Regiment Garde du Corps und hatte in der Hauptstadt seine Garnison.

Erst 1785 wurde Joachim Bernhard zum General-Lieutenant und 1789 zum General der Kavallerie ernannt. 1790 nahm er seinen Abschied; er starb am 4. Juni 1793. — An der Reiterstatue Friedrichs des Großen in Berlin steht er lebensgroß in Husaren-Uniform, im Gespräch mit Lestwitz, dem Beschauer halb den Rücken zukehrend. Am bekanntesten ist er durch den Kupferstich geworden, der die Rettung des Königs durch Zietensche Husaren am Tage von Kunersdorf darstellt.

(Die Frauen und Kinder des Fürsten Hardenberg.)

Der Fürst war dreimal **vermählt**:

a) mit Friederike Juliane Christiane, Gräfin v. **Reventlow**, am 11. Juni 1774 vermählt; getrennt 1787; gestorben 1792 in Regensburg.

b) mit Sophie v. **Lenthe**, geb. v. **Heßberg**, 1787. Lebte nach vielen Abenteuern erst in Genua, dann in Neapel, und ist auch wahrscheinlich dort gestorben,

c) mit Charlotte **Langenthal**, geb. **Schönemann** (Schauspielerin). Er lebte mit ihr etwa seit 1800. Wann er sich mit ihr vermählte, habe ich nicht finden können. Doch wurde die Ehe 1821 durch privates Uebereinkommen getrennt. Nach diesem Uebereinkommen hatte sie jährlich 6000 ℛ und Glinike bei Potsdam als Wittwensitz. Man rühmt ihr einen uninteressirten Charakter nach und erzählt, daß sie auf einen wesentlichen Antheil ihrer Ansprüche freiwillig verzichtete.

Der Fürst hatte nur zwei Kinder, beide aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Reventlow:

a) den Grafen Hardenberg Reventlow, (Christian August Heinrich, geb. 19. Februar 1775); siehe den Aufsatz S. 430.

b) Anna Luzie Christine Wilhelmine v. Hardenberg, geb. am 9. April 1776. Vermählt

α) mit dem bairischen Grafen Pappenheim am 26. Juni 1796.

β) mit dem Fürsten v. Pückler Muskau am 9. Oktober 1817. Auch diese zweite Ehe wurde getrennt.

Ein **Nekrolog** des Fürsten-Staatskanzlers steht in der „**Preußischen Staatszeitung**“ vom 17. December 1822.

Friedland.

Benutzt: Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis. Fidicin Ober Barnim. Geschichte des Cistercienser-Ordens. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

Cunersdorff.

Benutzt: Pauli's Leben großer Helden. Graf Walderſee's Schlacht bei Torgau. Adami's „vor fünfzig Jahren". Hitzig's Leben Chamiſſo's. Mündliche und briefliche Mittheilungen.

(Johann George v. Leſtwitz), der Vater unſeres Johann Sigismund v. Leſtwitz auf Friedland und Cunersdorff, wurde 1688 in Schleſien geboren, machte unter den beiden erſten Königen den ſpaniſchen Erbfolgekrieg und den Krieg in Pommern mit. Beim Sturm auf die Contreſcarpe von Stralſund (1715) wurde er ſchwer verwundet. Während der beiden ſchleſiſchen Kriege zeichnete er ſich aus, beſonders bei Keſſelsdorf. 1745 ward er Generalmajor; 1746 Chef des Schwartz-Schwerinſchen Regiments; 1754 Generallieutenant und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Der König, der ihm beſonders gnädig war, hatte ihm ſchon vorher eine Präbende im Jülichſchen und die Amtshauptmannſchaft zu Lyck in Oſtpreußen verliehn. Bei Ausbruch des 7jährigen Krieges rückte er mit in Sachſen ein und focht im nächſten Jahre (1757) bei Prag, Collin und Reichenberg. Beſonders in letzterer Schlacht zeichnete er ſich aus und entſchied ſie. (?) Der König ernannte ihn darauf zum Kommandanten von Breslau, deſſen Belagerung durch die Oeſterreicher unmittelbar folgte. Leſtwitz konnte jedoch die weitläuftige Stadt mit ſeiner ſchwachen Garniſon nicht halten und übergab ſie daher den Oeſtreichern nach einer den 24. November geſchloſſenen Kapitulation, vermöge welcher er nebſt ſeiner Beſatzung freien Abzug erhielt, ſich aber verbinden mußte, im damaligen Kriege wider die Kaiſerin-Königin nicht weiter zu dienen. Der König war mit dieſer Uebergabe ſehr unzufrieden und Leſtwitz (ähnlich wie General Fink nach der Kapitulation von Maxen) fiel in Ungnade. Nur Fink's Loos war freilich härter und unverdienter, er hatte dem Könige viel näher geſtanden und die Zeichen der Mißachtung trafen ihn viel entſchiedener. Leſtwitz (wie S. 455 erzählt) kam noch erträglich davon. Er ſtarb 80 Jahre alt, nach 63jähriger Dienſtzeit, am 27. Juli 1767.

Portraits in Schloß Cunersdorff.

1) Portrait des Generallieutenants Johann George v. Leſtwitz; (deſſen, der nach der Kapitulation von Breslau in Ungnade fiel).

2) Seiner Gemahlin, einer geb. v. Kottwitz.

3) Portrait des Generalmajors Hans Sigismund v. Leſtwitz: (des Siegers von Torgau).

4) Seiner Gemahlin, einer geb. v. Treskow.

5) Frau v. Friedland; Paſtellbild, en profile.

6) Staatsminiſter Adrian v. Borcke; (Gemahl der Frau v. Friedland).

7) Graf Peter Alexander v. Itzenplitz.

8) Gräfin Itzenplitz (geb. v. Borcke). Sie trägt nicht Frauentracht, ſondern — bei kurzem, gekräuſeltem Haar — einen blauen, weiten Sammt-Hausrock mit Pelz beſetzt und hochſtehendem Pelzkragen, über den noch eine getollte Fraiſe hinausragt. Das Ganze ſehr eigenthümlich.

9) Ein Portrait von Albrecht Thaer.

Der künſtleriſche Werth dieſer Portraits iſt nicht groß; kleinere Bilder, nach denen die größeren Oelportraits ausgeführt wurden (zum Theil vom alten Profeſſor Weitſch) ſind meiſt beſſer. Am meiſten Werth dürften die Portraits der jüngeren Frau v. Leſtwitz, geb. v. Treskow, und des Staatsminiſters Adrian v. Borcke haben.

Das Pfuel-Land.

(Portraits im Herrenhauſe zu Jahnsfelde.)

Ernſt Ludwig v. Pfuel, Generalmajor (1718—1789).

Ernſt Ludwig v. Pfuel, General-Lieutenant (1714—1803).

Johanne v. Pfuel (geſt. 1782).

Adelheid v. Pfuel geb. v. Belzig.

Clara v. Pfuel geb. v. Rochow.

Friedrich Ehrenreich v. Rochow (1722—1771).

Friedrich v. Pfuel, Generallieutenant (1781—1846).

Arthur Heino Julian v. Pfuel. (Geb. 5. Mai 1815, geſt. zu Carlsruh in Baden den 31. December 1844.)

Außerdem noch viele andre Bildniſſe. Unter den hier angeführten ſind die Damenportraits und das des Friedrich Ehrenreich v. Rochow, das mit Eleganz und einer gewiſſen Bravour gemalt iſt, die beſten.

Die Porträts in Wilkendorf ſind zum Theil aus der alten, nunmehr ausgeſtorbnen v. Brieſt'ſchen Familie. Der letzte Sproß der Familie, eine Tochter, war an Friedrich de la Motte Fouqué vermählt. (Landrath v. Brieſt, auf Rennhauſen im Havelland, bekannt durch den klugen Beiſtand, den er der Armee des großen Kurfürſten erſt bei der Ueberrumpelung von Rathenow und dann ſpäter auf ihrem Marſche nach Fehrbellin leiſtete.)

Kienbaum.

(Dorf und Kloſter Kagel.)

In nächſter Nähe von Kienbaum, am Liebenberger See, liegt das alte Dorf Kagel (früher, wie Kienbaum, dem Kloſter zu Zinna zugehörig), das in neuerer Zeit zu einer intereſſanten Controverſe Veranlaſſung gegeben hat. Nach Anſicht der Einen wäre es dies alte Dorf Kagel, in dem ſich das allererſte märkiſche Kloſter befunden hätte und zwar ein ſogenanntes „Feldkloſter", das im Jahre 1160, ſo meinen ſie, durch den zum Chriſtenthume übergetretenen Wendenfürſten Jaczko gegründet und mit Ciſtercienſer-Mönchen beſetzt wurde. Die Mönche dieſes Feldkloſters in Kagel waren es dann, die 11 Jahre ſpäter (1171) das neugegründete, größere und beſſer dotirte Kloſter in Zinna beſetzten. v. d. Hagen und Berghaus theilen dieſe Anſicht; Fidicin hingegen will von der Priorität eines „Kloſters Kagel" nichts wiſſen und meint, daß die betreffende Stelle im Zinnaer Erdregiſter von v. d. Hagen falſch ausgelegt worden ſei.

Druck: Kisling'ſche Buchdruckerei in Osnabrück.

Cécile.

141 G

In demſelben Verlage erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Polniſch Blut.

Roman

von

Nataly von Eſchſtruth.

2 Bände elegant geheftet 10 Mark,
in 2 eleganten Leinenbänden gebunden 12 Mark.

Im Laufe des Jahres erſcheint:

Hazard!

Roman

von

Nataly von Eſchſtruth.

2 Bände.

Cécile.

Roman

von

Theodor Fontane.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Emil Dominik.
1887.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

„Thale. Zweiter . . ."

„Letzter Wagen, mein Herr."

Der ältere Herr, ein ſtarker Fünfziger, an den ſich dieſer Beſcheid gerichtet hatte, reichte ſeiner Dame den Arm und ging in langſamem Tempo, wie man eine Reconvalescentin führt, bis an das Ende des Zuges. Richtig, „Nach Thale" ſtand hier auf einer ausgehängten Tafel.

Es war einer von den neuen Waggons mit Treppenaufgang, und der mit beſonderer Adrettheit gekleidete Herr: blauer Ueberrock, helles Beinkleid und Korallentuchnadel, wandte ſich, als er das Waggon-Treppchen hinauf war, wieder um, um ſeiner Dame beim Einſteigen behülflich zu ſein. Die Compartiments waren noch leer, und ſo hatte man denn die Wahl, aber freilich auch die Qual, und mehr als eine Minute verging, ehe die ſchlanke, ſchwarzgekleidete Dame ſich ſchlüſſig gemacht und einen ihr zuſagenden Platz gefunden hatte. Von ähnlicher Unruhe war der ſie begleitende Herr, deſſen

Auf- und Abschreiten jedoch, allem Anscheine nach, mit der Platzfrage nichts zu schaffen hatte, wenigstens sah er, das Fenster mehrfach öffnend und schließend, immer wieder den Perron hinunter, wie wenn er Jemand erwarte. Das war denn auch der Fall, und er beruhigte sich erst, als ein in eine Halb-Livree gekleideter Diener ihm die Fahrbillets sammt Gepäckschein eingehändigt und sich bei dem „Herrn Obersten“ (ein Wort, das er beständig wiederholte) wegen seines langen Ausbleibens entschuldigt hatte. „Schon gut,“ sagte der so beharrlich als „Herr Oberst“ Angeredete. „Schon gut. Unsere Adresse weißt Du. Halte mir die Pferde in Stand; jeden Tag eine Stunde, nicht mehr. Aber nimm Dich auf dem Asphalt in Acht.“ Dann kam der Schaffner, um unter respektvoller Verbeugung gegen den Fahrgast, den er sofort als einen alten Militär erkannte, die Billets zu coupiren.

Und nun setzte sich der Zug in Bewegung.

„Gott sei Dank, Cécile,“ sagte der Oberst, dessen scharfer und beinah stechender Blick durch einen kleinen Fehler am linken Auge noch gesteigert wurde. „Gott sei Dank, wir sind allein.“

„Um es hoffentlich zu bleiben.“

Damit brach das Gespräch wieder ab.

* *

Es hatte die Nacht vorher geregnet, und der am Fluß hin gelegene Stadttheil, den der Zug eben paſſirte, lag in einem dünnen Morgennebel, gerade dünn genug, um unſeren Reiſenden einen Einblick in die Rückfronten der Häuſer und ihre meiſt offen ſtehenden Schlafſtubenfenſter zu gönnen. Merkwürdige Dinge wurden da ſichtbar, am merkwürdigſten aber waren die hier und da zu Füßen der hohen Bahnbögen gelegenen Sommergärten und Vergnügungslokale. Zwiſchen rauchgeſchwärzten Seitenflügeln erhoben ſich etliche Kugel-Akazien, ſechs oder acht, um die herum eben ſo viel grüngeſtrichene Tiſche ſammt angelehnten Gartenſtühlen ſtanden. Ein Handwagen, mit eingeſchirrtem Hund, hielt vor einem Kellerhals und man ſah deutlich wie Körbe mit Flaſchen hinein und mit eben ſo viel leeren Flaſchen wieder hinausgetragen wurden. In einer Ecke ſtand ein Kellner und gähnte.

Bald aber war man aus dieſer Straßen-Enge heraus und ſtatt ihrer erſchienen weite Baſſins und Plätze, hinter denen die Siegès-Säule halb geſpenſtiſch aufragte. Die Dame wies kopfſchüttelnd mit der Schirmſpitze darauf hin und ließ dann an dem offenen Fenſter, wenn auch freilich nur zur Hälfte, das Gardinchen herunter.

Ihr Begleiter begann inzwiſchen eine mit dicken Strichen gezeichnete Karte zu ſtudiren, die die Bahn

linien in der unmittelbaren Umgebung Berlins angab. Er kam aber nicht weit mit seiner Orientirung und erst, als man die Lisière des Zoologischen Gartens streifte, schien er sich zurecht zu finden und sagte: „Sieh, Cécile, das sind die Elephantenhäuser.“

„Ah,“ sagte diese mit einem Versuch Interesse zu zeigen, blieb aber zurückgelehnt in ihrem Eckplatz und richtete sich erst auf, als der Zug in Potsdam einfuhr. Viele Militairs schritten hier den Perron auf und ab, unter ihnen auch ein alter General, der, als er Cécilen ansichtig wurde, mit besonderer Artigkeit in das Coupé hinein grüßte, dann aber sofort vermied, abermals in die Nähe desselben zu kommen. Es entging ihr nicht, ebenso wenig dem Obersten.

Und nun wurde das Signal gegeben und die Fahrt ging weiter über die Havelbrücken hin, erst über die Potsdamer, dann über die Werder'sche. Niemand sprach und nur die Gardine mit dem eingemusterten M. H. E. flatterte lustig im Winde. Cécile starrt darauf hin, als ob sie den Tiefsinn dieser Zeichen errathen wolle, gewann aber nichts, als daß sich der Mattigkeitsausdruck ihrer Züge nur noch steigerte.

„Du solltest Dir's bequem machen,“ sagte der Oberst, „und Dich ausstrecken, statt aufrecht in der

Ecke zu ſitzen.“ Und als ſie zuſtimmend nickte, nahm er Plaids und Decken und mühte ſich um ſie.

„Danke, Pierre. Danke. Nur noch das Kiſſen.“

Und nun zog ſie die Reiſedecke höher hinauf und ſchloß die Augen, während der Oberſt in einem Reiſehandbuch zu leſen begann und kleine Strichelchen an den Rand machte. Nur von Zeit zu Zeit ſah er über das Buch fort und beobachtete die nur ſcheinbar Schlafende mit einem Ausdrucke von Aufmerkſamkeit und Theilnahme, der unbedingt für ihn eingenommen haben würde, wenn ſich nicht ein Zug von Herbheit, Trotz und Eigenwillen mit eingemiſcht und die freundliche Wirkung wieder gemindert hätte. Täuſchte nicht alles, ſo lag eine „Geſchichte“ zurück, und die ſchöne Frau (worauf auch der Unterſchied der Jahre bindeutete) war unter allerlei Kämpfen und Opfern errungen.

Es verging eine Weile, dann öffnete ſie die Augen wieder und ſah in die Landſchaft hinaus, die beſtändig wechſelte: Saaten und Obſtgärten, und dann wieder weite Haideſtriche. Kein Wort wurde laut und es ſchien faſt, als ob dies apathiſche Träumen ihr, der eben erſt in der Geneſung Begriffenen, am meiſten zuſage.

„Du ſprichſt nicht, Cécile.“

„Nein.“

„Aber ich darf ſprechen?“

„Gewiß. Sprich nur. Ich höre zu.“

„Sahst Du Saldern?“

„Er grüßte mich mit besonderer Artigkeit.“

„Ja, mit besonderer. Und dann vermied er Dich und mich. Wie wenig selbständig doch diese Herren sind.“

„Ich fürchte, daß Du Recht hast. Aber nichts davon; warum uns quälen und peinigen? Erzähle mir etwas Hübsches, etwas von Glück und Freude. Giebt es nicht eine Geschichte: Die Reise nach dem Glück? Oder ist es blos ein Märchen?“

„Es wird wohl ein Märchen sein.“

Sie nickte schmerzlich bei diesem Wort, und als er nicht ohne aufrichtige, wenn auch freilich nur flüchtige Bewegung sah, daß ihr Auge sich trübte, nahm er ihre Hand und sagte: „Laß, Cécile. Vielleicht ist das Glück näher als Du denkst und hängt im Harz an irgend einer Klippe. Da hol' ich es Dir herunter oder wir pflücken es gemeinschaftlich. Denke nur, das Hôtel, in dem wir wohnen werden, heißt Hôtel Zehnpfund. Klingt das nicht wie die gute Zeit? Ich sehe schon die Waage, drauf Du gewogen wirst und Dich mit jedem Tage mehr in die Gesundheit hineinwächst. Denn Zunehmen heißt Gesundwerden. Und dann kutschiren wir umher und zählen die Hirsche, die der Wernigeroder Graf in seinem Parke hat. Er wird doch hoffentlich nichts dagegen haben. Und überall wo

ein Echo iſt, laß ich einen Böllerſchuß Dir zu Ehren abfeuern.“

Es ſchien, daß ihr die Worte wohlthaten, im Uebrigen aber doch wenig bedeuteten, und ſo ſagte ſie: „Ich hoffe, daß wir viel allein ſind.“

„Warum immer allein? Und gerade Du. Du brauchſt Menſchen.“

„Vielleicht. Nur keine Table d'hôte. Verſprich mir's.“

„Gern. Aber ich denke, Du wirſt bald andren Sinnes werden.“

Und nun ſtockte das Geſpräch wieder und in immer raſcherem Fluge ging es, erſt an Brandenburg und ſeiner Sankt Godehards-Kirche, dann an Magdeburg und ſeinem Dome vorüber. In Oſchersleben ſchloß ſich der Leipziger Zug an und mit etwas geringerer Geſchwindigkeit, weil ſich die Steigung fühlbar zu machen begann, fuhr man jetzt auf Quedlinburg zu, hinter deſſen Abteikirche der Brocken bereits aufragte. Das Land, das man paſſirte, wurde mehr und mehr ein Gartenland, und wie ſonſt Kornſtreifen ſich über den Ackergrund ziehen, zogen ſich hier Blumenbeete durch die weite Gemarkung.

Sieh', Cécile“, ſagte der Oberſt. „Ein Teppich legt ſich Dir zu Füßen und der Harz empfängt Dich à la Princesse. Was willſt Du mehr?“

Und ſie richtete ſich auf und lächelte.

Wenige Minuten später hielt der Zug in Thale, wo sofort ein Schwarm von Kutschern und Hausdienern aller Art die Coupés umdrängte: „Hubertusbad! Waldkater! Zehnpfund!“

„Zehnpfund,“ wiederholte der Oberst, und einem dienstfertig zuspringenden Kommissionär den Gepäckschein einhändigend, bot er Cäcilie den Arm und schritt auf das unmittelbar am Bahnhof gelegene Hôtel zu.

Zweites Kapitel.

Der große Balkon von Hôtel Zehnpfund war am andern Morgen kaum zur Hälfte besetzt, und nur ein Dutzend Personen etwa sah auf das vor ihnen ausgebreitete Landschaftsbild, das durch die Feueressen und Rauchsäulen einer benachbarten Fabrik nicht allzu viel an seinem Reize verlor. Denn die Brise, die ging, kam von der Ebene her und trieb den dicken Qualm am Gebirge hin. In die Stille, die herrschte, mischte sich, außer dem Rauschen der Bode, nur noch ein fernes Stampfen und Klappern und ganz in der Nähe das Zwitschern einiger Schwalben, die, im Zickzack vorüberschießend, auf eine vor dem Balkon gelegene Parkwiese zuflogen. Diese war das Schönste der Scenerie, schöner fast als die Bergwand

ſammt ihren phantaſtiſchen Zacken, und wenn ſchon das ſaftige Grün der Wieſe das Auge labte, ſo mehr noch die Menge der Bäume, die gruppenweis, von erſichtlich geſchickter Hand in dies Grün hineingeſtellt waren. Ahorn und Platanen wechſelten ab, und dazwiſchen drängten ſich allerlei Zierſträucher zuſammen, aus denen hervor es buntfarbig blühte: Tulpenbaum und Goldregen, und Schneeball und Akazie.

Der Anblick mußte Jeden entzücken, und ſo hing denn auch das Auge der ſchönen Frau, die wir am Tage vorher auf ihrer Reiſe begleiteten, an dem ihr zu Füßen liegenden Bilde, freilich, im Gegenſatze zu dem Oberſten, ihrem Gemahl, mit nur getheiltem Intereſſe.

Der Tiſch, an dem Beide das Frühſtück nahmen, ſtand im Schutz einer den Balkon nach dem Gebirge hin abſchließenden Glaswand und fiel nicht nur durch ein beſonders elegantes Service, ſondern mehr noch durch ein großes und prächtiges Fliederbouquet auf, das man, vielleicht in Huldigung gegen die durch Rang und Erſcheinung gleich diſtinguirte Dame, gerad' auf dieſen Tiſch geſtellt hatte. Cäcilie ſelbſt brach einige von den Blüthenzweigen ab und ſah dann abwechſelnd auf Berg und Wieſe, ganz einer träumeriſchen Stimmung hingegeben, in der ſie ſich augenſcheinlich ungern geſtört fühlte, wenn der Oberſt, in wohlmeinendem Erklärungseifer, den Cicerone machte.

„Vieles,“ hob er an, „hat sich speciell an dieser Stelle geändert seit ich in meinen Fähnrichstagen hier war. Aber ich finde mich doch noch zurecht. Das Plateau dort oben, mit dem großen würfelförmigen Gasthause, muß der Hexentanzplatz sein. Ich höre, man kann jetzt bequem hinauf fahren.“

„O gewiß kann man,“ sagte sie, während sie, sichtlich gleichgiltig gegen diese Mittheilung, mit ihrem Auge den Balkon überflog, auf dem die Jalousie-Ringe klapperten und die roth und weiß gemusterten Tischdecken im Winde wehten. Zugleich zupfte sie an einer ihrer Schleifen und wandte den Kopf so, daß man, von der andern Seite des Balkons her, ihr schönes Profil sehen mußte.

„Hexentanzplatz,“ nahm sie nach einer Weile das Gespräch wieder auf. „Wahrscheinlich ein Felsen mit einer Sage, nicht wahr? Wir hatten auch in Schlesien so viele; sie sind alle so kindisch. Immer Prinzessinnen und Riesenspielzeug. Ich dachte, der Felsen, den man hier sähe, hieße die Roßtrappe.“

„Gewiß, Cécile. Das ist der andre; gleich hier der nächste.“

„Müssen wir hinauf?“

„Nein, wir müssen nicht. Aber ich dachte, Du würdest es wünschen. Der Blick ist schön und man sieht meilenweit in die Ferne.“

„Bis Berlin? Aber nein, darin irr' ich, das ist

nicht möglich. Berlin muß weiter ſein; fünfzehn Meilen oder noch mehr. Ah, ſahſt Du die zwei Schwalben? Es war, als haſchten ſie ſich und ſpielten mit einander. Vielleicht ſind es Geſchwiſter, oder vielleicht ein Pärchen."

„Oder beides. Die Schwalben nehmen es nicht ſo genau. Sie ſind nicht ſo diffizil in dieſen Dingen."

Es lag etwas Bittres in dem Ton. Aber dieſe Bitterkeit ſchien ſich nicht gegen die Dame zu richten, denn ihr Auge blieb ruhig und keine Röthe ſtieg in ihr auf. Sie zog nur ein Chenille-Tuch, das ſie bis zur Hüfte hatte fallen laſſen, wieder in die Höhe und ſagte: „Mich fröſtelt, Pierre."

„Weil Du nicht Bewegung genug haſt."

„Und weil ich ſchlecht geſchlafen habe. Komm, ich will mich niederlegen und eine halbe Stunde ruhn."

Und bei dieſen Worten erhob ſie ſich und ging unter leichtem Gruß, den die Zunächſtſitzenden ebenſo leicht erwiderten, auf das Nebenzimmer und den Corridor zu. Der Oberſt folgte. Nur einer der Gäſte, der, über ſeine Zeitung fort, von der andern Seite des Balkons her das diſtinguirte Paar ſchon ſeit lange beobachtet hatte, ſtand auf, legte die Zeitung aus der Hand und grüßte mit beſondrer Devotion, was ſeines Eindrucks auf die ſchöne Frau nicht ver-

fehlte. Wie belebt und erheitert nahm dieſe plötzlich ihres Begleiters Arm und ſagte: „Du haſt Recht, Pierre. Luft wird mir beſſer ſein als Ruhe. Mich fröſtelt nur, weil ich keine Bewegung habe. Laß uns in den Park gehn. Wir wollen ſehn, ob wir die Stelle finden, wo die Schwalben niſten. Ich habe mir den Baum gemerkt."

* * *

Der junge Mann, der ſich von ſeinem Platz erhoben und mit ſo beſondrer Artigkeit gegrüßt hatte, rief jetzt den Kellner heran und ſagte: „Kennen Sie die Herrſchaften?"

„Ja, Herr von Gordon."

„Nun?"

„Oberſt a. D. von St. Arnaud und Frau. Sie kamen geſtern mit dem Mittagszug und nahmen ein Diner à part. Die Dame ſcheint krank."

„Und werden einige Tage bleiben?"

„Ich vermuthe."

Der Kellner trat wieder zurück, und der als Herr von Gordon Angeredete wiederholte jetzt zwei, dreimal den Namen, den er eben gehört hatte. „St. Arnaud . . St. Arnaud!"

Endlich ſchien er es gefunden zu haben.

„Ja, jetzt entſinne ich mich. In St. Denis war

Anno 70 viel von ihm die Rede. Kugel durch den Hals, zwischen Carotis und Luftröhre. Wahrer Wunderschuß. Und wunderbar auch die Heilung; in sechs Wochen wiederhergestellt. Witzleben hat mir ausführlich davon erzählt. Kein Zweifel, das ist er. Er war damals ältester Hauptmann in einem der Garderegimenter, bei Franz oder den ‚Maikäfern', und wurde noch in Frankreich Major. Ich muß ihn im ‚Cerf' gesehen haben. Aber warum außer Dienst?"

Der dies Selbstgespräch Führende nahm, als er sich mit Hülfe seines Gedächtnisses auf diese Weise leidlich orientirt hatte, die Zeitung wieder zur Hand und überflog den Leitartikel, der die letzten Fortschritte der Russen in Turkmenien behandelte, zugleich aber unter allerhand Namensverwechselungen, auch über Indien und Persien orakelte. „Der Herr Verfasser weiß da so gut Bescheid, wie ich auf dem Mond." Und das Blatt verdrießlich wieder bei Seite schiebend, sah er lieber auf das Gebirge hin, das er, seit länger als einer Woche, an jedem neuen Morgen mit immer neuer Freude betrachtete. Zuletzt ruhte sein Blick auf dem Vordergrund und verfolgte hier die Kieswege, die sich, in abwechselnd breiten und schmalen Schlängellinien, durch die Parkwiese hinzogen. Eins der Bosquets, das dem Sonnenbrand am meisten ausgesetzt war, zeigte viel Gelb und er

sah eben scharf hin, um sich zu vergewissern, ob es gelbe Blüthen oder nur von der Sonne verbrannte Blätter seien, als er aus eben diesem Bosquet die Gestalten des St. Arnaud'schen Paares hervortreten sah. Sie bogen in den Weg ein, der, jenseits der Parkwiese, parallel mit dem Hôtel lief, so daß man, vom Balkon her, Beide genau beobachten konnte. Die schöne Frau schien sich unter dem Einflusse der Luft rasch gekräftigt zu haben und ging aufrecht und elastisch, trotzdem sich unschwer erkennen ließ, daß ihr das Gehen immer noch Müh' und Anstrengung verursachte.

„Das ist Baden-Baden," sagte der vom Balkon aus sie Beobachtende. „Baden-Baden oder Brighton oder Biarritz, aber nicht Harz und Hôtel Zehnpfund." Und so vor sich hinsprechend, folgte sein Auge dem sich bald nähernden bald entfernenden Paare mit immer gesteigertem Interesse, während er zugleich in seinen Erinnerungen weiter forschte. „St. Arnaud. Anno 70 war er noch unverheirathet, sie wäre damals auch kaum achtzehn gewesen." Und unter solchem Rechnen und Erwägen erging er sich in immer neuen Muthmaßungen darüber, welche Bewandtniß es mit dieser etwas sonderbaren und überraschenden Ehe haben möge. „Dahinter steckt ein Roman. Er ist über 20 Jahre älter als sie. Nun das ginge schließlich, das bedeutet unter Umständen

nicht viel. Aber den Abschied genommen, ein so brillanter und bewährter Offizier! Man sieht ihm noch jetzt den Schneid an; Garde-Oberst comme-il-faut. jeder Zoll. Und doch außer Dienst. Sollte vielleicht . . Aber nein, sie kokettirt nicht und auch sein Benehmen gegen sie hält das richtige Maß. Er ist artig und verbindlich, aber nicht zu gesucht artig, als ob 'was zu cachiren sei. Nun, ich will es schon erfahren. Uebrigens wirkt sie katholisch, und wenn sie nicht aus Brüssel ist, ist sie wenigstens aus Aachen. Nein, auch das nicht. Jetzt hab' ich es: Polin oder wenigstens polnisches Halbblut. Und in einem festen Kloster erzogen, Sacré coeur oder Zum guten Hirten."

Drittes Kapitel.

Herr von Gordon war auf bestem Wege, seine Muthmaßungen noch weiter auszuspinnen, als er sich durch ein von rückwärts her laut werdendes sehr ungenirtes Lachen unterbrochen und zwei neue Besucher auf den Balkon heraustreten sah, stattliche Herren von etwa dreißig, über deren specielle Heimat, sowohl ihrem Auftreten, wie besonders ihrer Sprechweise nach kein Zweifel sein konnte. Sie trugen graubraune Sommeranzüge, deren Farbe sich nach

oben hin bis in die kleinen Filzhüte fortsetzte, dazu Plaids und Reisetaschen. Alles paßte vorzüglich zusammen, mit Ausnahme zweier Ausrüstungsgegenstände, von denen der eine, mit Rücksicht auf eine Harzreise, des Guten zu wenig, der andere aber entschieden zu viel that. Diese zwei nicht passenden Dinge waren: ein eleganter Promenadenstock mit Elfenbeingriff und andrerseits ein hypersolides Schuhzeug, das sich mit seinen Schnürösen und dicken Sohlen ausnahm, als ob es sich um eine Besteigung des Matterhorn, nicht aber der Roßtrappe gehandelt hätte.

„Wo campiren wir?“ fragte der Aeltere, von der Thürschwelle her Umschau haltend. Im selben Augenblick aber des geschützt stehenden Tisches mit dem großen Fliederstrauß ansichtig werdend, an dem die St. Arnauds eben noch gesessen hatten, schritt er rasch auf diese bevorzugte, weil windgeschützte, Stelle zu, und sagte: „Wo das blüht, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keinen Flieder.“ Und im selben Augenblicke sowohl Reisetasche wie Plaid über die Stuhllehne hängend, rief er mit charakteristischer Betonung der letzten Silbe: „Kellnér!“

„Befehlen?“

„Zuvörderst einen Mokka sammt Zubehör, oder sagen wir kurz: ein Schweizer Frühstück. Jedem Mann ein Ei, dem tapfren Schweppermann aber zwei.“

Der Kellner lächelte schalkhaft vor sich hin und suchte, zu sichtlicher Freude der beiden neuen Ankömmlinge, durch eine humoristische Handbewegung auszudrücken, daß er nicht recht wisse, wer der zu Bevorzugende sein werde.

„Berliner?“

„Zu dienen.“

„Nun denn, Freund und Landsmann, Sie werden uns nicht verrathen, wenn Sie hören, daß wir eigentlich Beide Schweppermänner sind. Macht vier Eier. Und nun flink. Aber erst hier das alte Schlachtfeld abräumen. Und wie steht es mit Honig?“

„Sehr gut.“

„Nun denn auch Honig. Aber Wabenhonig. Alles frisch vom Faß, Aecht, ächt!“

Unter diesem Gespräche hatte der Kellner den Tisch klar gemacht und ging nun, um das Frühstück herbei zu schaffen. Es folgte eine Pause, die das Berliner Paar, weil ihm nichts anderes übrig blieb, mit Naturbetrachtungen ausfüllte.

„Das also ist der Harz oder das Harzgebirge,“ nahm der Aeltere zum zweiten Male das Wort, derselbe, der das kurze Gespräch mit dem Kellner gehabt hatte. „Merkwürdig ähnlich. Ein bischen wie Tivoli, wenn die Kuhnheim'sche Fabrik in Gang ist. Sieh' nur Hugo, wie das Ozon da drüben

am Gebirge hinſtreicht. In den Zeitungen heißt es in einer allwöchentlich wiederkehrenden Annonce: „Thale, klimatiſcher Kurort“. Und nun dieſe Schornſteine! Na, meinetwegen; Rauch conſervirt, und wenn wir hier vierzehn Tage lang im Schmook hängen, ſo kommen wir als Dauerſchinken wieder heraus. Ach, Berlin! Wenn ich nur wenigſtens die Roßtrappe ſehen könnte!“

„Du haſt ſie ja vor Dir,“ ſagte der Andre, während eben auf einem großen Tablett das Frühſtück gebracht wurde. „Nicht wahr, Kellner, das röthliche Haus da oben, das iſt die Roßtrappe?“

„Nicht ganz, mein Herr. Die Roßtrappe liegt etwas weiter zurück. Das Haus, das Sie ſehen, iſt das Hôtel zur Roßtrappe.“

„Na, das iſt die Roßtrappe. Das Hôtel entſcheidet. Uebrigens, Pilſener oder Kulmbacher?“

„Beides, meine Herren. Aber wir brauen auch ſelbſt.“

„Wohl am Ende da drüben, wo der Rauch zieht?“

„Nein, hier mehr links. Die Schornſteine nach rechts hin ſind die Blechhütte.“

„Was?“

„Die Blechhütte. Blech mit Emaille.“

„Wundervoll! Mit Emaille! Fehlt blos noch das Zifferblatt. Und darf man das alles ſeh'n?“

„O gewiß, gewiß. Wenn die Herren nur ihre Karten abgeben wollen . . .“

Und damit brach das Gespräch ab und die beiden Touristen par excellence machten sich an ihr Frühstück mit Ei und Wabenhonig.

* * *

Eine halbe Stunde später erhoben sie sich und verließen den Balkon, wobei der Jüngere den Stock mit der Elfenbeinkrücke quer vor den Mund nahm, zugleich den Ton einer zum Marsch blasenden Pickelflöte nachahmend. Alles, was noch auf dem Balkon verblieben war, sah ihnen neugierig nach, auch Gordon, der ihren Weitermarsch bis ins Bodethal hinein verfolgt haben würde, wenn nicht der eben mit neuen Ankömmlingen eingetroffene Frühzug sein Interesse nach der entgegengesetzten Seite hin abgezogen hätte. Sängervereine rückten vom Bahnhof heran und marschirten auf Treseburg zu, wo sie den Tag zu verbringen und ihre Sängerwettkämpfe zu führen gedachten. Im Vorüberziehen an dem Hôtel schwenkten sie die Hüte, zahllose Hochs ausbringend, von denen Niemand recht wußte, wem sie galten. An ihre letzte Sektion aber schlossen sich alle diejenigen an, die der Zug außerdem noch gebracht hatte, lauter Durchschnittsfiguren, unter

denen nur die direkt Abschließenden einiger Aufmerksamkeit werth waren.

Es waren ihrer Zwei, beide lebhaft plaudernd, aber doch nur wie Personen, die sich eben erst kennen gelernt haben. Der zur Linken Gehende, schwarz gekleidet in Stehkragenrock, dabei von freundlichen Zügen, war ein alter Emeritus, den Gordon schon von verschiedenen Ausflügen und namentlich von der Table d'hôte her kannte, während der Andere durch eine große Häßlichkeit und beinah mehr noch durch die Sonderbarkeit seiner Kleidung auffiel. Er trug nämlich ziemlich defekte Gamaschen und eine Manchesterweste, deren Schöße länger waren, als seine Joppe, dazu Strippenhaar, Klapphut und Hornbrille. Worauf deutete das alles hin? Seinem unteren Menschen nach hätte man ihn ohne Weiteres für einen Trapper, seinem oberen nach ebenso zweifellos für einen Rabulisten und Winkeladvokaten halten müssen, wenn nicht sein letztes und vorzüglichstes Ausrüstungsstück: eine Botanisirtrommel gewesen wäre, ja sogar eine Botanisirtrommel am gestickten Bande. Diese beständig hin- und herschiebend, schritt er an der Seite des geistlichen Herrn, der übrigens bereits Miene zum Abschwenken machte, mit großen Schritten und unter beständigen Gestikulationen auf die Parkwiese zu.

„Botaniker," sagte Gordon zu dem Wirthe von

Hôtel Zehnpfund, der ſich ihm mittlerweile geſellt hatte. „Sieht er nicht aus wie Knecht Ruprecht, der den Frühling in ſeinen Sack ſtecken will?“

Der joviale Hôtelier jedoch, der, wie die Meiſten ſeines Standes, ein Menſchenkenner war, wollte von der Gordon'ſchen Diagnoſe nichts wiſſen und ſagte: „Nein, Herr von Gordon, die grüne Trommel, die kenn' ich; in neun Fällen von zehn iſt ſie Vorrathskammer, am geſtickten Bande aber iſt ſie's immer. Nichts von Botanik. Ich halte den Herrn für einen Urnenbuddler.“

„Archäologe?“

„So d'rum herum.“

Und als Beide ſo ſprachen, verſchwand der Gegenſtand ihrer Unterhaltung jenſeits der Parkwieſe, nachdem er ſich ſchon vorher von dem im Hôtel wohnenden Emeritus verabſchiedet hatte.

Viertes Kapitel.

Zehn Minuten vor Eins läutete die Tiſchglocke durch alle Corridore hin, und wiewohl die Haute-Saiſon noch nicht begonnen hatte, verſammelte ſich doch eine ſtattliche Zahl von Gäſten im großen Speiſeſaal. Auch die beiden Berliner in Graubraun fehlten nicht und hatten ſofort am untern Ende

der Tafel eine Corona theils bewundernder, theils lächelnder Zuhörer um sich her, zu welchen Letzteren auch der alte Herr im geistlichen Rock und der Langhaarige mit der Hornbrille zählte. Das im Gegensatze zu dem unterwegs von Cécile geäußerten Wunsche heut ebenfalls erschienene St. Arnaud'sche Paar war vom Oberkellner gebeten worden, die Mittelplätze der Tafel einzunehmen, gegenüber von Herrn von Gordon, der im selben Augenblicke, wo die Herrschaften Platz genommen hatten, auch schon die mit allerhand rothem Blattwerk zwischen ihm und Cécile stehende Vase zu verwünschen begann. Selbstverständlich ließ er sich durch dies Hinderniß nicht abhalten, sich vorzustellen, worauf der Oberst, vielleicht weil er einen adeligen Namen gehört hatte, mit bemerkenswerther Artigkeit erwiderte: „v. St. Arnaud, — meine Frau." Es schien aber bei diesem Namensaustausch bleiben zu sollen, denn Minuten vergingen, ohne daß ein weiterer Annäherungsversuch von hüben oder drüben gemacht worden wäre. Gordon, trotzdem ihm die Tage preußischer Disciplin um mehrere Jahre zurücklagen, glaubte doch mit Rücksicht auf den Rang des Obersten, diesem das erste Wort überlassen zu müssen. Auch Cécile schwieg und richtete nur dann und wann ein Wort an ihren Gemahl, während sie mechanisch an einem Türkisringe drehte.

Seit dem Ragoût fin en coquille, von dem sie zwei Bröckchen gekostet und zwei andere auf der Gabelspitze gelassen hatte, hatte sie bei jedem neu präsentirten Gange gedankt und lehnte sich jetzt mit verschränkten Armen in den Stuhl zurück, nur dann und wann nach der Saaluhr blickend, auf deren Zifferblatt der Zeiger langsam vorrückte. Gordon, auf bloße Beobachtung angewiesen, begann allmählich die Vase zu segnen, die, so hinderlich sie war, ihm wenigstens gestattete, seine Studien einigermaßen unauffällig, wenn auch freilich nicht unbemerkt, fortsetzen zu können. Er gestand sich, selten eine schönere Frau gesehen zu haben, kaum in England, kaum in den „States". Ihr Profil war von seltener Reinheit und das Fehlen jeder Spur von Farbe gab ihrem Kopfe, darin Apathie der vorherrschende Zug war, etwas Marmornes. Aber dieser Ausdruck von Apathie war nicht Folge besonderer Niedergeschlagenheit, noch weniger von schlechter Laune, denn ihre Züge, wie Gordon nicht entging, begannen sich sofort zu beleben, als plötzlich von der unteren Tafel her dem Kellner in gutem Berlinisch zugerufen wurde: „Kalt stellen also. Aber nicht zu lange. Denn der Knall bleibt immer die Hauptsache" — bei welcher These der, der sie aufstellte, mit seinem Zeigefinger rasch und geschickt unter den Mundwinkel und mit solcher Energie wieder herausfuhr, daß es einen lauten Puff gab.

Alles lachte. Selbst der Oberst schien froh, aus der Tafel-Langweile heraus zu sein und sagte jetzt, während er sich über den Tisch hin vorbeugte: „Nicht wahr, Herr von Gordon, Sie sind ein Sohn des Generals?“

„Nein, mein Herr Oberst, auch kaum verwandt, denn ich bin eigentlich ein Leslie. Der Name Gordon ist erst durch Adoption in unsere Familie gekommen.“

„Und stehen in welchem Regiment?“

„In keinem, Herr Oberst. Ich habe den Dienst quittirt.“

„Ah,“ sagte der Oberst und eine Pause folgte, die zum zweiten Male verhängnißvoll werden zu wollen schien. Aber die Gefahr ging glücklich vorüber, und St. Arnaud, der sonst wenig sprach, fuhr mit einem für seinen Charakter überraschend artigen Entgegenkommen fort: „Und Sie sind schon längere Zeit hier, Herr von Gordon? Und vielleicht zur Kur?“

„Seit einer Woche, mein Herr Oberst. Aber nicht eigentlich zur Kur. Ich will ausruhen und eine gute Luft athmen und nebenher auch Plätze wiedersehen, die mir aus meiner Kindheit her theuer sind. Ich war, eh' ich in die Armee trat, oft im Harz und darf sagen, daß ich ihn kenne.“

„Da bitt' ich, daß wir uns vorkommenden Falls

an Ihren guten Rath und Ihre Hülfe wenden dürfen. Wir gedenken nämlich, sobald es das Befinden meiner Frau zuläßt, immer höher in die Berge hinaufzugehen und etwa mit Andreasberg abzuschließen. Es soll dort die beste Luft für Nervenkranke sein."

In diesem Augenblicke präsentirte der Kellner ein Panaché, von dessen Vanilleseite Frau von St. Arnaud nahm und kostete. „Lieber Pierre," sagte sie dann mit sich rasch belebender Stimme: „Du bittest Herrn von Gordon um seinen Beistand und verscheuchst ihn im selben Augenblick aus unserer Nähe. Denn was ist lästiger, als Rücksichten auf eine kranke Frau nehmen? Aber erschrecken Sie nicht, Herr von Gordon, wir werden Ihre Güte nicht mißbrauchen, wenigstens nicht ich. Sie sind zweifellos ein Bergsteiger, also enragirt für große Partien, während ich vorhabe, mir noch auf Wochen hin an unserem Balkon und der Parkwiese genügen zu lassen."

Das Gespräch setzte sich fort und ward erst unterbrochen, als der an der unteren Tafel inzwischen erschienene Champagner mit allem Ceremoniell geöffnet wurde. Der Pfropfen flog in die Höh' und während der Jüngere die Gläser füllte, musterte der Aeltere die Marke, selbstverständlich nur um Gelegenheit zum Vortrage einiger Champagner-Anekdoten zu finden, die sämmtlich, um seinen eigenen Ausdruck

zu gebrauchen, auf „Wirth- und Hôtel-Entlarvung auf dem Pfropfenwege“ hinausliefen, — alles übrigens in beſter Laune, die ſich nicht blos ſeiner nächſten Umgebung, ſondern ſo ziemlich der ganzen Tafel mittheilte.

Zehn Minuten danach erhob man ſich und verließ in Gruppen den Eßſaal. Auch die Berliner gingen den Corridor hinunter, machten aber an einem Fenſtertiſchchen Halt, auf dem das Fremdenbuch aufgeſchlagen lag, und begannen darin zu blättern.

„Ah, hier. Das is er: Gordon-Leslie, Civil-Ingenieur.“

„Gordon-Leslie!“ wiederholte der Andere. „Das iſt ja der reine Wallenſteins Tod!“

„Wahrhaftig, fehlt blos noch Oberſt Buttler.“

„Na, höre, der alte . .“

„Meinſt Du?“

„Freilich, mein' ich. Sieh Dir'n 'mal an. Wenn der erſt anfängt . .“

„Höre, das wär' famos; da könnt' man am Ende noch was erleben.“

Und damit gingen ſie weiter und auf ihr Zimmer zu, „um ſich hier,“ wie ſich der Aeltere ausdrückte, „inwendig ein bischen zu beſeh'n.“

Fünftes Kapitel.

Gleich nach Aufhebung der Tafel war zwiſchen den St. Arnauds und ihrem neuen Bekannten und Tiſch-vis-à-vis ein Nachmittags-Spaziergang auf die Roſtrappe hinauf verabredet worden und um 4 Uhr traf man ſich unter der großen Park-Platane, wo Gordon dann ſofort auch, aber doch erſt nachdem er ſeine Dispoſitionen gehorſamſt unterbreitet hatte, die Führung übernahm. Die gnädige Frau, ſo waren ſeine Worte geweſen, möge nicht erſchrecken, wenn er, ſtatt des ſehr ſteilen nächſten Weges, einen Umweg vorſchlage, der ſich nicht blos durch das, was er habe (darunter die ſchönſten Durchblicke), ſondern viel, viel mehr noch durch das, was er nicht habe, höchſt vortheilhaft auszeichne. Die ſonſt üblichen Begleitſtücke harziſcher Promenadenwege: Hütten, Kinder und aufgehängte Wäſche kämen nämlich in Wegfall.

Cécile gab in guter Laune die Verſicherung, lange genug verheirathet zu ſein, um auch in kleinen Dingen Gehorſam und Unterordnung zu kennen; am wenigſten aber werde ſie ſich gegen Herrn von Gordon auflehnen, der den Eindruck mache, wie zum Führer und Pfadfinder geboren zu ſein.

„Bedanken Sie ſich," lachte der Oberſt. „Reminiscenz aus Lederſtrumpf."

Gordon war nicht angenehm von einem Scherze

berührt, deſſen Spott ſich ebenſo gegen ihn wie gegen Cécile richten konnte, verwand den Eindruck aber ſchnell und nahm das Shawltuch, das die ſchöne Frau bis dahin über dem Arm getragen hatte. Dann wies er auf einen einigermaßen ſchattigen, am Parkende gelegenen Steinweg hin, und führte, dieſen einſchlagend, das St. Arnaud'ſche Paar an Buden und Sommerhäuſern vorüber, auf das benachbarte Hubertusbad zu, von dem aus er den Aufſtieg auf die Roßtrappe bewerkſtelligen wollte. Von beiden Seiten trat das Laubholz dicht heran, aber auch freiere Plätze kamen, auf deren einem eine von einem vergoldeten Drahtgitter eingefaßte, mit wildem Wein und Epheu dicht überwachſene Villa lag. Nichts regte ſich in dem Hauſe, nur die Gardinen bauſchten überall, wo die Fenſter aufſtanden, im Zugwind hin und her, und man hätte den Eindruck einer abſolut unbewohnten Stätte gehabt, wenn nicht ein prächtiger Pfau geweſen wäre, der, von ſeiner hohen Stange herab, über den meiſt mit Ritterſporn und brennender Liebe bepflanzten Vorgarten hin, in übermüthigem und herausforderndem Tone kreiſchte.

Cécile blieb betroffen ſtehen und wandte ſich dann zu Gordon, der den ganzen Umweg vielleicht nur um dieſer Stelle willen gemacht hatte.

„Wie zauberhaft," ſagte ſie. „Das iſt ja das „verwunſchene Schloß" im Märchen. Und ſo ſtill

und lauschig. Wirkt es nicht, als wohne der Friede darin, oder was dasselbe sagt: das Glück."

„Und doch haben beide keine Stätte hier gefunden, und ich gehe täglich an diesem Hause vorüber und hole mir eine Predigt."

„Und welche?"

„Die, daß man darauf verzichten soll, ein Idyll oder gar ein Glück von außenher aufbauen zu wollen. Der, der dies schuf, hatte dergleichen im Sinn. Aber er ist über die bloße Coulisse nicht hinausgekommen, und was dahinter für ihn lauerte, war weder Friede noch Glück. Es geht ein finsterer Geist durch dieses Haus, und sein letzter Bewohner erschoß sich hier, an dem Fenster da (das vorletzte links) und wenn ich so hinseh', ist mir immer, als säh' er noch heraus und suche nach dem Glücke, das er nicht finden konnte. Plätze, daran Blut klebt, erfüllen mich mit Grauen."

Es war, als ob Gordon auf ein Wort der Zustimmung gewartet hätte. Dies Wort blieb aber aus, und Cécile zählte nur die Maschen des vor ihr ausgespannten Drahtgitters, während der Oberst sein Lorgnon nahm und die Fenster mit einer Art ruhiger Neugier musterte.

Dann, ohne daß weiter ein Wort gesprochen worden wäre, schritt man dem Schlängelwege zu, der auf die Roßtrappe hinaufführte.

Sechstes Kapitel.

Die Bahnhofsuhr unten in Thale ſchlug eben fünf, als das St. Arnaud'ſche Paar und Gordon bis auf wenige Schritt an den Felſenvorſprung mit dem „Hôtel zur Roßtrappe" heran waren und im ſelben Augenblicke wahrnahmen, daß viele der Gäſte, mit denen ſie die Table d'hôte getheilt hatten, ebenfalls hier oben erſchienen waren, um an dieſem bevorzugten Ausſichtspunkte ihren Kaffee zu nehmen. Einige, darunter auch die beiden Herren in Graubraun (und an einem Nachbartiſche der Emeritus und der Langhaarige) ſaßen paar- und gruppenweis, unter einem von Pfeifenkraut überwachſenen Zeltſchuppen und ſahen in die reiche Landſchaft hinein, aus der, in nächſter Nähe, die pittoresken Gebilde der Teufelsmauer und weiter zurück die Quedlinburger und Halberſtädter Thurmſpitzen aufragten. Alles was unter dem Zeltſchuppen und zum Theil auch in Front deſſelben ſaß, war heiter und guter Dinge, voran die beiden Berliner, deren Diner-Stimmung ſich, unter dem Einfluß einiger Kaffee-Cognacs, eher geſteigert als gemindert hatte.

„Da ſind ſie wieder," ſagte der Aeltere, während er auf das St. Arnaud'ſche Paar und den unmittelbar folgenden Gordon zeigte: „Sieh nur, ſchon den Shawl über'm Arm. Der fackelt nicht lange.

Was Du thun willſt, thue bald. Ich wund're mich nur, daß der Alte . . ."

Seine Neigung, in dieſem Geſprächstone fortzufahren, war unverkennbar; er brach aber ab, weil die, denen dieſe Bemerkungen galten, mittlerweile ganz in ihrer Nähe Platz genommen hatten und zwar an einem unmittelbar am Abhange ſtehenden Tiſche, neben dem auch ein Teleskop für das ſchauluſtige Publikum aufgeſtellt war. Eine junge, freilich nicht allzu junge, mit Skizzirung der Landſchaft beſchäftigte Dame, ſaß ſchon vorher an dieſer Stelle, was den Oberſten, als er ſeinen Stuhl heran ſchob, zu den Worten veranlaßte: „Pardon, wenn wir läſtig fallen. Aber alle Tiſche ſind beſetzt, mein gnädiges Fräulein, und der Ihrige genießt außerdem des Vorzugs, der landſchaftlich anziehendſte zu ſein."

„Das iſt er," ſagte die Dame raſch und mit ungewöhnlicher Befangenheit, während ſie das Blatt, an dem ſie bis dahin gezeichnet, in die Mappe ſchob. „Ich ziehe dieſe Stelle jeder anderen vor, auch der eigentlichen Roßtrappe. Dort iſt alles Keſſel, Eingeſchloſſenheit und Enge, hier iſt alles Weitblick. Und Weitblicke machen einem die Seele weit und ſind recht eigentlich meine Paſſion in Natur und Kunſt."

Der Oberſt, den das frank und freie Weſen der jungen Dame ſichtlich anmuthete, beeilte ſich, ſich und

seine Begleitung vorzustellen und fuhr dann fort: „Ich hoffe, meine Gnädigste, daß wir nicht zu sehr als eine Störung empfunden werden. Sie schoben das Blatt in die Mappe . . .“

„Nur weil es beendet war, nicht um es Ihren Augen zu entziehen. Ich mißbillige diese Kunst-Prüderie, die doch meistens nur Hochmuth ist. Die Kunst soll die Menschen erfreuen, immer da sein, wo sie gerufen wird, aber sich nicht wie die Schnecke furchtsam oder gar vornehm in ihr Haus zurückziehen. Am schrecklichsten sind die Klaviervirtuosen, die zwölf Stunden lang spielen, wenn man sie nicht hören will, und nie spielen, wenn man sie hören will. Das Verlangen nach einem Walzer ist ihnen die tödtlichste der Beleidigungen, und doch ist ein Walzer etwas Hübsches und wohl des Entgegenkommens werth. Denn er macht ein Dutzend Menschen auf eine Stunde glücklich.“

Ein herantretender und nach den Befehlen der neuen Gäste fragender Kellner unterbrach hier auf Augenblicke das Gespräch, aber es wurde rasch wieder aufgenommen und führte, nach einer kleinen Weile schon, zur Durchsicht der bereits die verschiedensten Blätter enthaltenden Mappe. Cécile war entzückt, verklagte sich ihrer argen Talentlosigkeit halber, unter der sie zeitlebens gelitten, und that freundliche, wohlgemeinte Fragen, die reizend gewesen wären, wenn

ſich nicht, bei mancher überraſchenden Kenntniß im Einzelnen, im Ganzen genommen, eine noch verwunderlichere Summe von Nicht-Wiſſen darin ausgeſprochen hätte. Sie ſelber ſchien aber kein Gewicht darauf zu legen, und überſah ein nervöſes Zucken, das bei der einen oder anderen dieſer Fragen um den Mund ihres Gatten ſpielte.

Gordon, ſelber ein guter Zeichner und ſpeziell von einem für landſchaftliche Dinge geübten Auge, hatte hier und da Bedenken und gab ihnen, wenn auch unter den artigſten Entſchuldigungen, Ausdruck.

„O, nur das nicht," ſagte die junge Dame. „Nur keine Entſchuldigungen. Nichts ſchrecklicher als todtes Lob; ein verſtändiger und liebevoller Tadel iſt das Beſte, was ein Künſtlerohr vernehmen kann. Aber ſehen Sie das hier; das iſt beſſer." Und ſie zog unter den Blättern eines hervor, das eine Wieſe mit Brunnentrog und an dem Trog ein paar Kühe zeigte.

„Das iſt ſchön," ſagte Gordon, während die beſtändig auf Aehnlichkeiten ausgehende Cécile durchaus eine Wieſe, die man vorher paſſirt hatte, darin wieder erkennen wollte.

Die junge Malerin überhörte dieſe Bemerkungen aber und fuhr, während ſie Gordon ein zweites Blatt zuſchob, in immer lebhafterem Tone fort:

„Und hier ſehen Sie, was ich kann und nicht kann. Ich bin nämlich, um es rund heraus zu ſagen, eine Thiermalerin.“

„Ah, das iſt ja reizend,“ ſagte Cécile.

„Doch nicht, meine gnädigſte Frau, wenigſtens nicht ſo bedingungslos, wie Sie gütigſt anzunehmen ſcheinen. Eine Dame ſoll Blumenmalerin ſein, aber nicht Thiermalerin. So fordert es die Welt, der Anſtand, die Sitte. Thiermalerin iſt an der Grenze der Unerlaubten. Es giebt da ſo viele intrikate Dinge. Glauben Sie mir, Thiere malen aus Beruf oder Neigung iſt ein Schickſal. Und wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen. Denn zum Ueberfluß heiße ich auch noch Roſa, was in meinem ſpeciellen Falle nicht mehr und nicht weniger als eine Kalamität iſt.“

„Und warum das?“ fragte Cécile.

„Weil mich, auf dieſen Namen hin, die Neidteufelei der Kollegen in Gegenſatz bringt zu meiner berühmten Namensſchweſter. Und ſo nennen ſie mich denn Roſa Malheur.“

Cécile verſtand nicht. Gordon aber erheiterte ſich und ſagte: „Das iſt allerliebſt, und ich müßte mich ganz in Ihnen irren, wenn Sie dieſe Namensgebung auch nur einen Augenblick ernſtlich verdröſſe.“

„Thut es auch nicht,“ lachte jetzt das Fräulein, das eigentlich ſtolz auf den Spitznamen war, den

man ihr gegeben hatte. „Man kommt darüber hin. Und Spielverderberei gehört ohnehin nicht zu meinen Tugenden.“

In diesem Augenblick erschien der Kellner mit einem tassenklirrenden Tablett und während er die Serviette zu legen und den Tisch zu arrangiren begann, hörte man, bei der eingetretenen Gesprächspause, beinah jedes Wort, das unter dem Zeltschuppen und zwar an dem zunächst stehenden Tische gesprochen wurde.

„Darin,“ sagte der Langhaarige, dessen Botanisirtrommel trophäenartig an einem Balkenhaken hing, „darin, mein sehr verehrter Herr Emeritus, muß ich Ihnen durchaus widersprechen. Es ist ein Irrthum, alles in unserer Geschichte von den Hohenzollern herleiten zu wollen. Die Hohenzollern haben das Werk nur weitergeführt, die Begründer aber sind die halbvergessenen und eines dankbaren Gedächtnisses doch so würdigen Askanier. Ein oberflächlicher Geschichtsunterricht, der beiläufig die Hauptschuld an dem pietäts- und vaterlandslosen Nihilismus unserer Tage trägt, begnügt sich, wenn von den Askaniern die Rede ist, in der Regel mit zwei Namen, mit Albrecht dem Bären und Waldemar dem Großen, und wenn der Herr Lehrer ein wenig ästhetisirt (ich hasse das Aesthetisieren in der Wissenschaft), so spricht er auch wohl von Otto mit dem Pfeil und der schönen

Heilwig und dem Schatz in Angermünde. Nun ja, das mag gehen; aber das alles sind, wenn nicht Allotria, so doch bloße Kosthäppchen. In Wahrheit liegt es so, daß sie, die Askanier, trotz einiger sonderbarer Beinamen und Bezeichnungen, die, wie gern zugestanden werden mag, den Scherz oder einen billigen Witz herausfordern, sammt und sonders bedeutend waren. Ich sage, gern zugestanden. Aber andererseits muß ich doch sagen dürfen, wohin kommen wir, mein Herr Emeritus, wenn wir die Bedeutung der Menschen nach ihren Namen abschätzen wollen? Ist Klopstock ein Dichtername? Vermuthet man in Griepenkerl einen Dramatiker, oder in Bengel einen berühmten Theologen? Oder gar in Ledderhose? Wir müssen uns frei machen von solchen Albernheiten."

An einer lebhaften Bewegung seiner Lippen ließ sich erkennen, daß der Emeritus emsig dabei war, dem Manne des historischen Essais mit gleicher Münze heimzuzahlen, da seine Pensionirung aber, auf Antrag seiner ihn sonst verehrenden Gemeinde, vor zehn Jahren schon und zwar „um Mümmelns willen" erfolgt war, so war an ein Verstehen dessen was er sagte, gar nicht zu denken, während das, was in eben diesem Augenblick an dem berlinischen Nachbartisch gesprochen wurde, desto deutlicher herüber schallte.

„Sieh nur," ſagte der Aeltere. „Die beiden Thürme da. Der nächſte, das muß der Quedlinburger ſein, das iſt klar, das kann 'ne alte Frau mit 'm Stock fühlen. Aber der dahinter, der ſich ſo retiré hält! Ob es der Halberſtädter iſt? Es muß der Halberſtädter ſein. Was meinſt Du, wollen wir'n mal ein bischen 'ran holen?"

„Gewiß. Aber womit?"

„Na, mit's Perſpektiv. Sieh doch den Opernkucker da."

„Wahrhaftig. Und auf 'ner Lafette. Komm."

Und ſo weiter ſprechend, erhoben ſie ſich und gingen auf das Teleſkop zu.

„Berliner," flüſterte Roſa leiſe zu Gordon hinüber, und rückte mehr ſeitwärts.

Aber ſie gewann wenig durch dieſe Retraite, denn die Stimmen der jetzt abwechſelnd in das Glas hineinſchauenden beiden Freunde waren von ſolcher berliner Schärfe, daß kein Wort von ihrer Unterhaltung verloren ging.

„Nu? haſt Du'n?"

„Ja. Haben hab' ich ihn. Und er kommt auch immer näher. Aber er wackelt ſo."

„Denkt nicht dran. Weißt Du, wer wackelt? Du."

„Noch nich."

„Aber bald."

Und damit traten ſie von dem Teleſkop wieder

unter die Halle zurück, wo sie sich nunmehr rasch zum Weitermarsch auf die eigentliche Roßtrappe hin fertig machten.

Als sie fort waren, sagte Rosa: „Gott sei Dank. Ich ängstige mich immer so.“

„Warum?“

„Weil meine lieben Landsleute so sonderbar sind.“

„Ja sonderbar sind sie,“ lachte Gordon. „Aber nie schlimm. Oder sie müßten sich in den letzten zehn Jahren sehr verändert haben.“

* * *

So plaudernd wurde das Durchblättern der Mappe fortgesetzt, freilich unter sehr verschiedener Antheilnahme. Der Oberst, ohne recht hinzublicken, beschränkte sich auf einige wenige bei solcher Gelegenheit immer wiederkehrende Bewunderungslaute, während Cécile zwar hinsah, aber doch vorwiegend mit einem schönen Neufundländer spielte, der, von Hôtel Zehnpfund her, der schönen Frau gefolgt war und seinen Kopf in ihren Schooß legend, mit unerschüttertem und beinah zärtlichem Vertrauensausdruck auf die Zuckerstücke wartete, die sie ihm zuwarf. Nur Gordon war bei der Sache, machte Bemerkungen, die zwischen Ernst und Scherz die Mitte hielten und sagte, als ein Blatt kam, das ein aus vielen Feldsteinen aufgebautes Grabmal darstellt: „Pardon, ist

das Absicht oder Zufall? Einige der Steine haben eine Todtenkopf-Physiognomie. Wahrhaftig, man weiß nicht, ist es ein Steinkegel oder eine Schädelstätte?"

Rosa lachte. „Sie haben die Bilder von Wereschagin gesehen?"

„Freilich. Aber nur die Skizzen."

„In Paris?"

„Nein, in Samarkand. Und dann später eine größere Zahl in Plewna."

„Sie scherzen. Plewna, das möchte gehn, das glaub' ich Ihnen. Aber Samarkand! Ich bitte Sie, Samarkand ist doch eigentlich blos Märchen."

„Oder schreckliche Wirklichkeit," erwiderte Gordon. „Entsinnen Sie sich der samarkandischen Tempelthüren?"

„O gewiß. Eine Perle."

„Zugestanden. Aber haben Sie nebenher auch die Tempelwächter mit Pfeil und Bogen in Erinnerung, die, der seltsam kriegerischsten Beschäftigung hingegeben (da wo sich Krieg und Jagd berühren) in Front dieser berühmten Tempelthüren hockten? Ach, meine Gnädigste, glauben Sie mir, die Vorzüge jener Gegenden sind überaus zweifelhafter Natur und ich bin alles in allem entschieden für Berlin mit einer Lohengrin-Aufführung und einem Souper bei Hiller. Lohengrin ist phantastischer und Hiller appetitlicher. Und auch das Letztere bedeutet viel, sehr viel. Namentlich auf die Dauer."

Der Oberst nickte zustimmend, die Malerin aber wollte sich nicht gleich und jedenfalls nicht in allen Stücken gefangen geben und fuhr deshalb fort: „Es mag sein. Aber Eines bleibt, die großartige Thierwelt: der Steppenwolf, der Steppengeier.“

„Im Ganzen werden Sie die Bekanntschaft dieser liebenswürdigen Geschöpfe Gottes im Berliner Zoologischen sichrer und copirbarer machen, als an Ort und Stelle. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe, während meines Trienniums in der Steppe, keinen einzigen Steppengeier gesehen und sicherlich keinen, der sich so gut ausgenommen hätte, wie der da. Freilich kein Geier. Sehen Sie, meine Gnädigste, da zwischen den Klippen.“

Und er wies auf einen Habicht, der sich, am Eingange der Schlucht, hoch in Lüften wiegte.

Rosa sah dem Fluge nach und bemerkte dann. „Er fliegt offenbar nach dem Hexentanzplatz hin.“

„Gewiß,“ sagte Cécile, von Herzen froh, daß endlich ein Wort gefallen war, das sie der unheilvollen Mappe sammt daran anknüpfenden kunstästhetischen oder gar erdbeschreiblichen Betrachtungen entzog. „Nach dem Hexentanzplatz! Ich höre das Wort immer wieder und wieder; heute schon zum dritten Male.“

„Was einer Mahnung, ihn zu besuchen, gleich kommt, meine gnädigste Frau. Wirklich, wir werden ihn über kurz oder lang sehen müssen, das schulden

wir einem Harz-Aufenthalte. Denn allerorten, wo man ſich aufhält, hat man eine Art Pflicht, das Charakteriſtiſche der Gegend kennen zu lernen, in Samarkand (und er verbeugte ſich gegen Roſa) die Tempelthüren und ihre Wächter, in der Wüſte den Wüſtenkönig und im Harze die Hexen. Die Hexen ſind hier nämlich Landesprodukt und wachſen wie der rothe Fingerhut überall auf den Bergen umher. Auf Schritt und Tritt begegnet man ihnen und wenn man fertig zu ſein glaubt, fängt es erſt recht eigentlich an. Zuletzt kommt nämlich der Brocken, der in ſeinem Namen zwar alle hexlichen Beziehungen verſchweigt, aber doch immer der eigentlichſte Hexentanzplatz bleibt. Da ſind ſie zu Haus, das iſt ihr Ur- und Quellgebiet. Allen Ernſtes, die Landſchaft iſt hier ſo geſättigt mit derlei Stoff, daß die Sache ſchließlich eine reelle Gewalt über uns gewinnt, und was mich perſönlich angeht, nun ſo darf ich nicht verſchweigen: als ich neulich, die Mondſichel am Himmel, das im Schatten liegende Bodethal paſſirte, war mir's, als ob hinter jedem Erlenſtamm eine Hexe hervorſähe."

„Hübſch oder häßlich?" fragte Roſa. „Nehmen Sie ſich in Acht, Herr von Gordon. In Ihrem Hexenſpuk ſpukt etwas vor. Das ſind die inneren Stimmen."

„O, Sie wollen mir bange machen. Aber Sie

vergessen, meine Gnädigste, wo das Uebel liegt, liegt in der Regel auch die Heilung, und ich kenne Gott sei Dank kein Stück Land, wo, bei drohendsten Gefahren, zugleich so viel Rettungen vorkämen, wie gerade hier. Und immer siegt die Tugend und der Böse hat das Nachsehen. Sie werden vielleicht vom „Mägdesprung“ gehört haben? Aber wozu so weit in die Ferne schweifen! Eben hier, in unserer nächsten Nähe, haben wir ein solches Rettungsterrain, eine solche beglaubigte Zufluchtsstätte. Sehen Sie dort (und er wandte sich nach rückwärts) den Roßtrapp-Felsen? Die Geschichte seines Namens wird Ihnen kein Geheimniß sein. Eine tugendhafte Prinzessin zu Pferde, von einem dito berittenen, aber untugendhaften Ritter verfolgt, setzte voll Todesangst über das Bodethal fort und siehe da, wo sie glücklich landete, wo der Pferdehuf aufschlug, haben wir die Roßtrappe. Sie sehen an diesem einen Beispiele, wie Recht ich mit meinem Satze hatte: wo die Gefahr liegt, liegt auch die Rettung.“

„Ich kann Ihr Beispiel nicht gelten lassen,“ lachte Rosa. „Zum mindesten beweist es ein gut Theil weniger, als Sie glauben. Es macht eben einen Unterschied, ob ein gefährlicher Ritter eine schöne Prinzessin oder ob umgekehrt eine gefährliche schöne Prinzessin . . .“

„Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.“

„O, nicht doch, Herr von Gordon, nicht doch. Einem armen Mädchen, Prinzessin oder nicht, wird immer geholfen, da thut der Himmel seine Wunder, intervenirt in Gnaden und trägt das Roß, als ob es ein Flügelroß wäre, glücklich über das Bodethal hin. Aber wenn ein Ritter und Cavalier von einer gefährlich-schönen Prinzessin oder auch nur von einer gefährlich-schönen Hexe, was mitunter zusammenfällt, verfolgt wird, da thut der Himmel gar nichts und ruft nur sein aide toi même herunter. Und hat auch recht. Denn die Cavaliere gehören zum starken Geschlecht und haben die Pflicht sich selber zu helfen."

St. Arnaud applaudirte der Malerin, und selbst Cécile, die, bei Beginn des Wortgefechts ein leises Unbehagen nicht unterdrücken konnte, hatte sich, als ihr das harmlos Unbeabsichtigte dieser kleinen Pikanterien zur Gewißheit geworden war, ihre allerbesten Laune rückhaltlos hingegeben. Selbst der säuerlich schlechte Kaffee, mit der allerorten im Harz als Sahne geltenden häßlichen Milchhaut, erwies sich außer Stande, diese gute Laune zu verscheuchen und bestimmte sie nur, behufs leidlicher Balancirung des Uebels, um Sodawasser zu bitten, was freilich, weil es multrig war, seines Zweckes ebenfalls verfehlte.

„Die Roßtrappen-Prinzessin," sagte der Oberst, „wenn sie sich nach dem Sprunge hat restauriren wollen, hat es hoffentlich besser getroffen als wir.

Aber (und er verneigte sich bei diesen Worten gegen Rosa) wir haben dafür etwas anderes vor ihr voraus, eine liebenswürdige Bekanntschaft, die wir anknüpfen durften."

„Und die sich hoffentlich fortsetzt," fügte Cécile mit großer Freundlichkeit hinzu. „Dürfen wir hoffen, Sie morgen an der Table d'hôte zu treffen?"

„Ich habe vor, meine gnädigste Frau, mich morgen in Quedlinburg umzuthun und möchte mein Reiseprogramm gern innehalten. Aber es würde mich glücklich machen, mich Ihnen für diesen Nachmittag anschließen zu dürfen und dann später vielleicht auf dem Heimwege."

* * *

Dieser Heimweg wurde denn auch bald danach beschlossen, und zwar über die sogenannte „Schurre" hin, bei welcher Gelegenheit man den eigentlichen Roßtrappe-Felsen, also die Hauptsehenswürdigkeit der Gegend, mit in Augenschein nehmen wollte.

„Werden auch Deine Nerven ausreichen?" fragte der Oberst, „oder nehmen wir lieber einen Tragstuhl? Der Weg bis zur Roßtrappe mag gehen. Aber hinterher die Schurre? Der Abstieg ist etwas steil und fährt in Kreuz und Rücken, oder um mich wissenschaftlicher auszudrücken in die Vertebral-Linie."

Der schönen Frau blasses Gesicht wurde roth, und

Gordon ſah deutlich, daß es ſie peinlich berührte, den Schwächezuſtand ihres Körpers mit ſolchem Lokal-Detail behandelt zu ſehen. Sie begriff St. Arnaud nicht, er war ſonſt ſo discret. Aber ſich bezwingend, ſagte ſie: „Nur nicht getragen werden, Pierre; das iſt für Sterbende. Gott ſei Dank, ich habe mich erholt, und empfinde, mit jeder Stunde mehr, den wohlthätigen Einfluß dieſer Luft ..... Ich glaube, Sie beruhigen zu können," ſetzte ſie lächelnd gegen Gordon gewandt hinzu.

So brach man denn auf und erreichte zunächſt die Roßtrappe, die berühmte Felſenpartie, wo ganze Gruppen von Perſonen, aber auch Einzelne, vor einer Erfriſchungsbude ſtanden und unter Lachen und Plaudern das Echo weckten, — die Meiſten ein Seidel, Andere, die dem Selbſtbräu mißtrauten, einen Cognac in der Hand. Unter dieſen waren auch unſere Berliner, die ſich, als ſich ihnen St. Arnaud mit der Malerin und dann Gordon mit der gnädigen Frau von der Seite her genähert hatten, anſcheinend reſpektvoll zurückzogen, aber nur um gleich danach ihrem Herzen in deſto ungenirterer Weiſe Luft zu machen.

„Sieh die Große," ſagte der Aeltere. „Pompöſe Figur."

„Ja; bischen zu ſehr Caroline Plättbrett."

„Thut mir nichts."

„Mir aber. Uebrigens darum keine Feindschaft nicht. Chacun à son goût. Und nun sage mir, wen lassen wir leben, den Stöpsel oder die Stricknadel?“

„Ich denke Berlin.“

„Das is recht.“

Und erfreut über das Aufsehen, das sie durch ihre vorgeschrittene Heiterkeit machten, stießen sie mit den Cognacgläschen zusammen.

Siebentes Kapitel.

Gordon bot Cécile den Arm und führte sie so geschickt bergab, daß die gefürchtete „Schurre“ nicht nur ohne Beschwerde, sondern sogar unter Scherz und Lachen passirt wurde, wobei die schöne Frau mehr als einmal durch einen Anflug kleinen Uebermuths überraschte.

„St. Arnaud, müssen Sie wissen, macht sich gelegentlich interessant mit meinen Nerven, was er besser mir selber überließe. Das ist Frauensache. Gleichviel indeß, ich werd' ihn in Erstaunen setzen.“

Und wirklich, ehe noch das Hôtel erreicht war, war auch schon eine von St. Arnaud gutgeheißene Verabredung getroffen, die Malerin am folgenden

Tage nach Quedlinburg begleiten zu wollen. Cécile ſelbſt hatte den Vorſchlag dazu gemacht.

* * *

Ja, die nervenkranke Frau, die von ihrer Krankheit, und vor allem von einer Spezialiſirung derſelben, deren St. Arnaud ſich ſchuldig gemacht hatte, nicht hören wollte, hatte ſich tapfer gehalten; nichtsdeſtoweniger rächte ſich, als ſie wieder auf ihrem Zimmer war, das Maaß von Ueberanſtrengung, und ihren Hut bei Seite werfend, ſtreckte ſie ſich auf eine Chaiſe longue, nicht ſchlaf- aber ruhebedürftig.

Als ſie ſich wieder erhob, fragte St. Arnaud: „ob man das Souper auf dem großen Balkon nehmen wolle?“ Cécile war aber dagegen und ſprach den Wunſch aus, daß man daheim bleibe. Der Kellner brachte denn auch eine Viertelſtunde ſpäter das Theezeug und ſchob den Tiſch an das offene Fenſter, vor dem, weit drüben und zu Häupten der Berge, die Mondſichel leuchtete.

Hier ſaßen ſie ſchweigend eine Weile. Dann ſagte Cécile: „Was war das mit dem Spottnamen, deſſen das Fräulein heute Nachmittag erwähnte?“

„Du haſt nie von Roſa Bonheur gehört?“

„Nein.“

St. Arnaud lächelte vor sich hin.

„Ist es etwas, das man wissen muß?"

„Je nachdem. Meinem persönlichen Geschmacke nach brauchen Damen überhaupt nichts zu wissen. Und jedenfalls lieber zu wenig als zuviel. Aber die Welt ist nun mal wie sie ist, auch in diesem Stück, und verlangt, daß man dies und jenes wenigstens dem Namen nach kenne."

„Du weißt . ."

„Ich weiß alles. Und wenn ich Dich so vor mir sehe, so gehörst Du zu denen, die sich's schenken können. . . Bitte, noch eine halbe Tasse . . Dich zu sehen ist eine Freude. Ja, lache nur; ich hab' es gern wenn Du lachst. . . Also lassen wir das dumme Wissen. Und doch wär' es gut, Du könntest Dich etwas mehr kümmern um diese Dinge, vor allem mehr sehen, mehr lesen."

„Ich lese viel."

„Aber nicht das Rechte. Da hab ich neulich einen Blick auf Deinen Bücherschrank geworfen und war halb erschrocken über das, was ich da vorfand. Erst ein gelber französischer Roman. Nun das möchte gehen. Aber daneben lag: „Ehrenström, ein Lebensbild, oder die separatistische Bewegung in der Uckermark." Was soll das? Es ist zum Lachen und bare Traktätchenliteratur. Die bringt Dich nicht weiter. Ob Deine Seele Fortschritte dabei

macht, weiß ich nicht; nehmen wir an „ja“, so fraglich es mir ist. Aber was hast Du gesellschaftlich von Ehrenström? Ehrenström mag ein ausgezeichneter Mann gewesen sein, ich glaub' es sogar aufrichtig und gönn' ihm seinen Platz in Abrahams Schooß, aber für die Kreise, darin wir leben oder doch wenigstens leben sollten, für die Kreise bedeutet Ehrenström nichts, Rosa Bonheur aber sehr viel.“

Sie nickte zustimmend und abgespannt, wie fast immer, wenn irgend etwas, das nicht direkt mit ihrer Person oder ihren Neigungen zusammenhing, eingehender besprochen wurde. Sie wechselte deshalb rasch den Gesprächsgegenstand und sagte: „Gewiß, gewiß, es wird so sein. Fräulein Rosa scheint übrigens ein gutes Kind und dabei heiter. Vielleicht ein wenig mit Absicht. Denn die Männer lieben Heiterkeit und Herr von Gordon wird alles, nur keine Ausnahme sein. Es schien mir vielmehr, als ob er sich für das plauderhafte Fräulein interessire.“

„Nein, es schien mir umgekehrt, als ob er sich für die Dame interessire, die wenig sprach und viel schwieg, wenigstens so lange wir oben auf der Roßtrappe waren. Und ich kenne wen, dem es auch so schien, und der es noch besser weiß, als ich.“

„Glaubst Du?“ sagte Cécile, deren Züge sich plötzlich belebten, denn sie hatte nun gehört, was sie hören wollte. „Wie spät mag es sein? Ich bin

angegriffen. Aber bringe noch ein Kissen, eine Rolle, daß wir noch einen Augenblick auf das Gebirge sehen und auf das Rauschen der Bode hören. Ist es nicht die Bode?"

„Freilich. Wir kamen ja durch das Bodethal. Alles Wasser hier herum ist die Bode."

„Wohl, ich entsinne mich. Und wie klar die Sichel da vor uns steht. Das bedeutet schönes Wetter für unsre Partie. Herr von Gordon ist ein vorzüglicher Reisemarschall. Er spricht nur zuviel über Dinge, die nicht Jeden interessiren, über Steppenwolf und Steppengeier, und was noch schlimmer ist über Bilder von unbekannten Meistern. Ich kann Bildergespräche nicht leiden."

„Ah, Cécile," lachte St. Arnaud, „wie Du Dich verräthst! Ich glaube gar, Du verlangst, er soll, als ob er noch in Indien wäre, den Säulenheiligen spielen und zehn Jahre lang nichts als Deinen Namen sprechen. Es erheitert mich. Eifersüchtig. Und eifersüchtig auf wen?"

* * *

Und nun kam der andre Tag.

Es war eine Früh- oder doch Vormittags-Partie, darauf hatte Gordon bestanden und ehe noch der nach Quedlinburg abdampfende Zug über die letzten Dorf-

Villen und die schöne Blutbuche des am andern Flußufer gelegenen Baron Buche'schen Parkes hinaus war, sagte Cécile, während sie die kleinen Füße gegen den Rücksitz stemmte: „Jetzt aber das Programm, Herr von Gordon. Versteht sich, nicht zu lang, nicht zuviel! Nicht wahr, Fräulein Rosa?"

Diese stimmte zu, freilich mehr aus Artigkeit als aus Ueberzeugung, weil sie, nach Art aller Berlinerinnen, am Lerntrieb litt und nie genug hören oder sehen konnte. Gordon gab übrigens die Versicherung, es gnädig machen zu wollen. Es seien vier Dinge da, darum sich's lediglich handeln könne: das Rathhaus, die Kirche, dann das Schloß und endlich der Brühl.

„Der Brühl?" sagte Rosa. „Was soll uns der? Das ist ja die Straße, worin die Pelzhändler wohnen. Wenigstens in Leipzig."

„Aber nicht in Quedlinburg, meine Gnädigste. Der Quedlinburger Brühl giebt sich ästhetischer und ist ein Thiergarten oder ein Bois de Boulogne mit schönen Bäumen und allerlei Bild- und Bauwerken. Carl Ritter, der berühmte Geograph, hat ein gußeisernes Denkmal darin und Klopstock ein Tempelchen mit Büste. Beide waren nämlich geborne Quedlinburger."

„Also nach dem Brühl," seufzte Cécile, die nicht den geringsten Sinn für Tempelchen und gußeiserne

Monumente hatte. „Nach dem Brühl. Ist es weit von der Stadt?“

„Nein, meine gnädigste Frau, nicht weit. Aber weit oder nicht, wir können ihn fallen lassen, ich meine den Brühl, und auch das Rathhaus, trotz seines steinernen Rolands und seines aus Brettern zusammengeschlagenen großen Kastens mit Vorlegeschloß, darin der Regensteiner, natürlich ein Buschklepper oder dergleichen, eine hübsche Weile gefangen saß.“

„Mit Vorlegeschloß,“ wiederholte Cécile neugierig, die sich für den Regensteiner augenscheinlich mehr als für Klopstock interessirte. „Mit Vorlegeschloß. War es ein großer Kasten, darin man ihn einsperrte?“

„Nicht viel größer als eine Apfelkiste, weshalb mir auch bei seinem Anblick diese bevorzugten Versteckplätze meiner Jugend wieder in Erinnerung kamen, mit ihrem Glück und ihrem Grusel. Besonders mit ihrem Grusel. Denn wenn die Krampe zufiel und eingriff, so saß ich allemal voll Todesangst in dem stickigen Kasten, um kein Haar breit besser als der Regensteiner. Aber der wirkliche Regensteiner (der übrigens kein Asthmatikus gewesen sein kann) ließ sich's, trotz Stickigkeit und Enge, nicht anfechten und steckte 20 Monate lang in dem Loch, ohne mehr Luft als die, die durch die spärlichen Ritzen eindrang.

Und nur dann und wann kamen die Quedlinburger und wohl auch die Quedlinburgerinnen und sahen hinein und grinsten ihn an."

„Und piekten ihn mit ihren Sonnenschirmen."

„Ganz unzweifelhaft, meine gnädigste Frau. Zum mindesten sehr wahrscheinlich. Die Bourgeoisie, die nie tief aus dem Becher der Humanität trank, war gerade damals von einer besonderen Abstinenz, und die liberale Geschichtsschreibung, verzeihen Sie diesen Excurs, meine Gnädigste, — greift in nichts so fehl, als darin, daß sie den Bürger immer als Lamm und den Edelmann immer als Wolf schildert. ‚Die Nürnberger henken keinen nich, sie hätten ihn denn zuvor' und dieser Milde huldigten auch die Quedlinburger. Aber wenn sie den zu Henkenden hatten, henkten sie ihn auch gewiß, und zwar mit allen Chikanen."

St. Arnaud, dem jedes Wort aus der Seele gesprochen war, nickte beifällig und wollte den ihm sympathischen Gegenstand eben mit einigen Bemerkungen seinerseits begleiten, als der Zug hielt und ein paar Coupéthüren geöffnet wurden.

„Ist dies Quedlinburg?" fragte Cécile.

„Nein, meine gnädigste Frau, dies ist Reinstedt, eine kleine Zwischenstation. Hier ist der Lindenhof, und was dasselbe sagen will, hier wohnen die Nathusiusse."

„Die Rathusiusse? Wer sind die?“ fragten a tempo beide Damen.

Eine Frage,“ lachte Gordon, „die die betreffende Familie sehr übel vermerken würde. Die gnädige Frau, deren Protestantismus mir, Pardon, einigen kleinen Anzeichen nach einigermaßen zweifelhaft erscheint, hat Absolution. Aber Fräulein Rosa, Berlinerin, ah, ah . .“

„Keine Reprimande, keine Spöttereien. Einfach Antwort: wer sind die Rathusiusse?“

„Nun denn, die Rathusiusse sind viel und vielerlei; sie sind, ohne die Frage damit erschöpfen zu wollen, fromme Leute, literarische Leute, landwirthschaftliche Leute, politische Leute. Bücher, Kreuz-Zeitung, Rambouillet-Zucht, alles kommt in der Familie vor, und selbst die Geschichte von der aufgenommenen Stecknadel, die dann schließlich den Aufnehmer zum Millionär umschuf, ist dem Ahnherrn der Rathusiusse nicht erspart geblieben. Aber das bedeutet nichts, das ist eine alte Geschichte, denn in wenigstens sechs großen Städten, in denen ich gelebt habe, kam der Reichthum der Reichsten immer von einer Stecknadel her. Ueberhaupt sind die besten Geschichten uralt und überall zu Haus, also Welt-Eigenthum, und ich habe manche, von denen wir glaubten, daß sie zwischen Havel und Spree das Licht der Welt erblickten oder ohne die Gebrüder Grimm gar nicht existiren

würden, in Tibet und am Himalaya wiedergefunden."

Rosa wollte davon nichts wissen und stritt hartnäckig hin und her, bis das abermalige Halten des Zuges allem Streiten ein Ende machte.

„Quedlinburg, Quedlinburg!"

Und unsere Reisenden entstiegen ihrem Waggon und sahen dem Zuge nach, der sich eine Minute später rasch wieder in Bewegung setzte.

Achtes Kapitel.

Die Sonne brannte heiß auf den Perron nieder und Cécile, die nach Art aller Nervösen sehr empfindlich gegen extreme Temperaturverhältnisse war, suchte nach einer schattigen Stelle, bis Gordon endlich vorschlug, in die große Flurhalle des Bahnhofgebäudes eintreten und hier in aller Ruhe den in der Schwebe gebliebenen Schlachtplan feststellen zu wollen. Das geschah denn auch, und nachdem man, ebenso wie den Brühl, auch noch das Rathhaus ohne lange Bedenken gestrichen hatte, kam man überein, sich an Schloß und Kirche genügen zu lassen. Beide, so versicherte Gordon, lägen dicht neben einander und der Weg dahin, wenn man am Außen-

rande der Stadt bleibe, werde der gnädigen Frau nicht allzu beschwerlich fallen.

All das war rasch acceptirt worden, die Damen nahmen noch ein Himbeerwasser, und eine Minute später schritt man bereits, nach Passirung eines von einer wahren Tropensonne beschienenen Vorplatzes, an der die Stadt in einem Halbbogen umfließenden und an beiden Ufern von prächtig alten Bäumen überschatteten Bode hin. Das Wasser plätscherte neben ihnen, die Lichter hüpften und tanzten um sie her, und mit Hülfe kleiner Brückenstege machte man sich das Vergnügen, die Flußseite zu wechseln, je nachdem hüben oder drüben der kühlere Schatten lag. Es war sehr entzückend, am entzückendsten aber da, wo die bis dicht an die Bode herantretenden Gärten einen Blick auf endlos scheinende Blumenbeete gestatteten, ähnlich jenen draußen vor der Stadt, die schon, während der Eisenbahnfahrt von Berlin bis Thale, Cécile bezaubert hatten. Auch heute wieder konnte sie sich nicht satt sehen an der oft ganze Muster bildenden Blumen- und Farbenpracht und fand es, gegen ihre Gewohnheit, sogar interessant, als Gordon, in allerhand Einzelheiten eingehend, von den zwei großen Garten-Firmen der Stadt sprach, die, mit ihren um die ganze Welt gehenden Quedlinburger Blumensaamen-Packeten, ein Vermögen er-

worben und sich den Zucker-Millionären in der Umgegend mindestens gleichgestellt hätten.

„Ei, das freut mich. Zucker-Millionäre! Wie hübsch das klingt.“ Und dabei blieb sie stehen und sah, durch ein goldbroncirtes Gitter, einen der breiten Gartenstege hinauf. „Das lila Beet da, das sind Levkojen, nicht wahr?“

„Und das rothe,“ fragte Rosa, „was ist das?“

„Das ist ‚Brennende Liebe‘.“

„Mein Gott, so viel.“

„Und doch immer noch unter der Nachfrage. Muß ich Ihnen sagen, meine Gnädigste, wie stark der Consum ist?“

„Ah,“ sagte Cécile mit etwas plötzlich Aufleuchtendem in ihrem Auge, das dem sie scharf beobachtenden Gordon nicht entging und ihn mehr als alle seine bisherigen Wahrnehmungen über ihre ganz auf Huldigung und Pikanterie gestellte Natur aufklärte. Der Eindruck, den er von diesem fein-sinnlichen Wesen hatte, war aber ein angenehmer, ihm überaus sympathischer und eine lebhafte Theilnahme, darin sich etwas von Wehmuth mischte, regte sich plötzlich in seinem Herzen.

Von der Stelle, wo man stand, bis zu dem hochgelegenen Stadttheile, der mit Schloß und Kirche das ihm zu Füßen liegende Quedlinburg beherrscht, war nur noch ein kurzer Weg, und ehe man hundert

Schritte gemacht hatte, begann bereits die Steigung. Diese selbst war beschwerlich, die malerisch-mittelalterlichen Häuser aber, die, nesterartig, zu beiden Seiten der zur Höhe hinaufführenden Straße klebten, erhielten Cécile bei Muth und als sie bald danach auf einen von stattlichen Häusern gebildeten und zu weitrer Verschönerung auch noch von alten Nußbäumen überschatteten Platz hinaustrat, kam ihr zu dem Muth auch alle Kraft und gute Laune wieder, die sie gleich zu Beginn des Spazierganges an der Bode hin gehabt hatte.

„Das ist das Klopstock-Haus," sagte Gordon und zeigte, seine Führerrolle wieder aufnehmend, auf ein etwas zur Seite gelegenes und beinah grasgrün getünchtes Haus mit Säulenvorbau.

„Das Klopstock-Haus?" wiederholte Cécile. „Sagten Sie nicht, es stände . . Wie hieß es doch?"

„Im Brühl. Ja, meine gnädigste Frau. Aber da läuft eine kleine Verwechslung mit unter. Was im Brühl steht, das ist das Klopstock-Tempelchen mit der Klopstock-Büste. Dies hier ist das eigentliche Klopstock-Haus, das Haus, darin er geboren wurde. Wie gefällt es Ihnen?"

„Es ist so grün."

Rosa lachte lauter und herzlicher, als die Schicklichkeit gestattete, sofort aber wahrnehmend, daß Cécile sich verärbte, lenkte sie wieder ein und sagte:

„Pardon, aber Sie haben mir so ganz aus der Seele gesprochen, meine gnädigste Frau. Wirklich, es ist zu grün. Und nun excelsior! Immer höher hinauf. Sind es noch viele Stufen?"

Unter solchem Gespräch erstiegen alle das noch verbleibende Stück Weges, eine gepflasterte Treppe, deren Seitenwände dicht genug standen, um gegen die Sonne Schutz zu geben.

Und nun war man oben und freute sich, aufathmend, der Brise, die ging. Der Platz, den man erreicht hatte, war ein mäßig breiter, Schloß und Abtei-Kirche von einander scheidender Hof, der, außer den auf ihm lagernden Schatten und Lichtern, nichts als zwei Männer zeigte, die, wie Besuch erwartende Gastwirthe, vor ihren zwei Lokalen standen. Wirklich, es waren Kastellan und Küster, die zwar nicht mit haßentstellten aber doch immerhin mit unruhigen Gesichtern abwarteten, nach welcher Seite hin die Schale sich neigen würde, worüber in der That selbst bei denen, die die Entscheidung hatten, immer noch ein Zweifel waltete.

Besichtigung von Schloß und Kirche, so lautete das Programm, das stand fest und daran war nicht zu rütteln. Aber was noch schwebte, war die Prioritäts-Frage. Gordon und St. Arnaud sahen sich also fragend an. Endlich entschied der Oberst mit einem Anfluge von Ironie dahin, daß Herrendienst

vor Gottesdienst gehe, welchem Entscheide Gordon in gleichem Tone hinzusetzte: „Preußen-Moral! Aber wir sind ja Preußen.“

Und so wandte man sich denn rasch entschlossen dem Kastellan zu, freilich nicht ohne sein vis-à-vis, den nach links hin stehenden Küster mit einem hoffnunggebenden Gruße gestreift zu haben. Er verneigte sich denn auch in Erwiderung darauf verbindlich lächelnd und schien alles in allem nicht unzufrieden über diesen Gang der Dinge. Denn unten in der Stadtkirche läuteten eben die Mittagsglocken, und etwas Bratwurstartiges, das von der Küche her durch die Luft zog, ließ das „In die zweite Linie gestellt werden“ fast als einen Vorzug erscheinen.

Unter diesen Vorgängen, die nur von Rosa scharf beobachtet und mit Künstlerauge gewürdigt worden waren, waren alle vier in den Schloßflur eingetreten, an dem respektvoll die Honneurs machenden Kastellan vorüber. Dieser, ein freundlicher und angenehmer Mann, nahm durch seine Freundlichkeit sofort für sich ein, fiel aber andererseits durch ein unsicheres und fast ein schlechtes Gewissen verrathendes Auftreten einigermaßen auf, ganz wie Jemand, der Lotterielose feil bietet, von denen er weiß, daß es Nieten sind. Und wirklich, sein Schloß konnte, durch alle Räume hin, als eine wahre Musterniete gelten. Was es vordem an Kostbarkeiten besessen hatte, war längst

fort, und so lag ihm, dem Hüter ehemaliger Herrlichkeit, nur ob, über Dinge zu sprechen, die nicht mehr da waren. Eine nicht leichte Pflicht. Er unterzog sich derselben aber mit vielem Geschick, indem er den herkömmlichen, an vorhandene Sehenswürdigkeiten anknüpfenden Kastellans-Vortrag in einen umgekehrt sich mit dem Verschwundenen beschäftigenden Geschichts-Vortrag umwandelte. Voll richtigen Instinkts ersah er hierbei den Werth der historischen Anekdote, die denn auch beständig aus der Verlegenheit helfen mußte.

Rosa, deren Wißbegier auf ganze Säle voll Rubens und Snyders, voll Wouwermanns und Potters rechnete, hielt sich selbstverständlich unausgesetzt in der Nähe des Kastellans und mühte sich durch allerlei klug gestellte Fragen seine besondere Theilnahme zu wecken.

„Und in diesen Räumen also haben die Quedlinburger Aebtissinnen residirt?“ begann sie mit erheucheltem Interesse, denn es lag ihr ungleich mehr an Bärenhatz und Sechszehnendern, als an Portraits mit Pompadourfrisuren. „In diesen Räumen also . .“

„Ja, meine gnädigste Frau,“ antwortete der Kastellan, der unsere Freundin um ihres muntern Wesens und vielleicht auch um ihres Embonpoints willen für eine glücklich verheirathete Dame nahm. „Ja, meine gnädigste Frau, wirklich residirt, das

heißt mit Hofstaat und Krone. Denn die Quedlinburger Aebtissinnen waren nicht gewöhnliche Kloster-Aebtissinnen, sondern Fürst-Abbatissinnen und saßen von Mechtildis, Schwester Ottos des Großen an, bei den Reichsversammlungen auf der Fürstenbank. Und hier im Schlosse war auch der Thronsaal. Es ist der Saal nebenan, in welchem ich die gnädige Frau vorweg bitten möchte, die rothen Damasttapeten beachten zu wollen. Es ist Damast von Arras."

Und damit traten alle, von einem kleinen, bis dahin besichtigten Vorzimmer her, in den großen Thronsaal ein, in welchem, neben der so ruhmvoll erwähnten Damasttapete, nur noch der getäfelte Fußboden an die frühere Herrlichkeit erinnerte.

Rosa sah sich verlegen um, was dem Führer nicht entging, weshalb er seinen Vortrag rasch wieder aufnahm, um durch Erzählungskunst den absoluten Mangel an Sehenswürdigkeiten auszugleichen. „Also, der Thronsaal, gnädige Frau," hob er an. „Und hier wo die Tapete fehlt, genau hier stand der Thron selbst, der Thron der Fürst-Abbatissinnen, ebenfalls roth, aber von rothem Sammt und mit Hermelin verbrämt. Und mit dem zuständigen Wappen: Zwei Kelche mit einem Pokal."

„Ah," sagte Rosa, „mit zwei Kelchen und einem Pokal . . . Sehr interessant."

„Und hier," fuhr der Kastellan, während er auf

einen großen aber leeren Goldrahmen zeigte, mit einer immer volltönender und beinah feierlich werdenden Stimme fort, „hier in diesem Goldrahmen befand sich die Hauptsehenswürdigkeit des Schlosses: der Spiegel aus Bergkrystall. Der Spiegel aus Bergkrystall, sag' ich, der sich zur Zeit in den skandinavischen Reichen und zwar in dem Königreiche Schweden befindet."

„In Schweden?" wiederholte St. Arnaud. „Aber wie kam er dahin?"

„Auf Umwegen und durch allerlei seltsame Schicksale," nahm der Kastellan seinen historischen Vortrag wieder auf. „Unsere letzte Fürst-Abbatissin war nämlich eine Prinzessin von Schweden, Josephine Albertine, Tochter der Königin Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen. Ueber 20 Jahre hatte Josephine Albertine hier glänzend und segensreich residirt und sich an dem Krystallspiegel, der ihr Stolz und ihr Lieblingsstück war, erfreut, als diese Gegenden eines Tages westphälisch wurden und unter König Jerome kamen. Da mußte sie sich trennen von ihrem Schloß, sammt allem was darinnen war und natürlich auch von ihrem Spiegel. Denn es ward ihr kaum Zeit gelassen zum Nothwendigsten, geschweige zum Einpacken und Mitnehmen dessen, was das Nebensächliche, wenn auch freilich für sie das Liebste war."

„Und was wurde?"

„Nun, König Jerome, der, wegen dem ewigen „Morgen wieder lustik sein“ sehr viel Geld brauchte, stand alsbald vor der Nothwendigkeit, das ganze Schloßinventar unter den Hammer zu bringen, und eines Tages hieß es in allen Zeitungen, deutschen und fremden, daß, neben den anderen Schätzen des Schlosses, auch der berühmte Krystallspiegel versteigert werden solle. Das war der Moment, auf den Prinzessin Josephine Albertine, die mittlerweile nach Schweden zurückgekehrt war, denn die Bernadotteſche Zeit war noch nicht da, gewartet hatte, weshalb sie nunmehr strikten Befehl gab, auf den Spiegel zu fahnden und jeden Preis zu zahlen, zu dem er angesetzt oder am Auctionstage selbst hinauf getrieben werden würde. Wie hoch er kam, weiß ich nicht; nur das Eine weiß ich, daß es ein Vermögen gewesen sein soll. Ich habe von einer Tonne Goldes sprechen hören. Unter allen Umständen aber kam der Spiegel nach Schweden, nach Stockholm, woselbst er sich bis diesen Tag befindet und im Ridderholm-Museum gezeigt wird.“

„Allerliebst,“ sagte St. Arnaud. „Im Ganzen genommen ist mir die Geschichte lieber als der Spiegel,“ eine Meinung, die von Gordon und Rosa vollkommen, keineswegs aber von Cécile getheilt wurde. Diese hätte sich gern in dem Krystallspiegel gesehen und war während der zweiten Hälfte der ihr viel

zu weit ausgesponnenen Erzählung an ein offenstehendes Balkonfenster getreten, das nicht nur einen Blick auf das Gebirge, sondern auch auf die weiten Gartenanlagen hatte, die sich im Halbkreis um die Schloßfundamente herumzogen. In diesen Gartenanlagen wechselten Strauchwerk und Blumenterrassen; was aber das Auge Cécilens bald ausschließlich in Anspruch nahm, war ein Sandstein-Obelisk von mäßiger Höhe, der, halb in dem Schloß-Unterbau drin steckend, hautreliefartig aus einer alten Mauerwand vorsprang. Der Sockel war mit Guirlanden ornamentirt und schien auch eine Inschrift zu haben.

„Was ist das?“ fragte Cécile.

„Ein Grabstein.“

„Von einer Aebtissin?“

„Nein, von einem Schoßhündchen, das Anna Sophie, Pfalzgräfin von bei Rhein und vorletzte Fürst-Abbatissin, an dieser Stelle beisetzen ließ.“

„Sonderbar. Und mit einer Inschrift?“

„Zu dienen,“ antwortete der Kastellan.

Und den Damen ein Opernglas überreichend, das er zu diesem Behufe stets mit sich führte, las Cécile: „Jedes Geschöpf hat eine Bestimmung. Auch der Hund. Dieser Hund erfüllte die *seine*, denn er war treu bis in den Tod.“

Gordon lachte herzlich. „Denkmal für Hundetreue! Brillant. Wie sähe die Welt aus, wenn

jedem treuen Hunde ein Obelisk errichtet würde. Ganz im Stil einer Barock-Prinzessin."

Rosa stimmte zu, während Cécile verwirrt vom Fenster zurücktrat und mechanisch und ohne zu wissen, was sie that, an die Wandstelle klopfte, wo der Krystallspiegel seinen Platz gehabt hatte.

* * *

„Was haben wir noch zu gewärtigen?" fragte Gordon.

„Die Zimmer Friedrich Wilhelms IV."

„Friedrich Wilhelms IV.? Wie kam der hierher?"

„In den ersten Jahren seiner Regierung erschien er jeden Herbst, um von hier aus die großen Harzjagden abzuhalten. Als aber Anno 48 die Jagdfreiheit aufkam und Stadt und Bürgerschaft ihm die Jagd verweigerten, wurd' er so verstimmt, daß er nicht wiederkam."

„Was ich nur in der Ordnung finde. Bourgeois-Manieren. Aber nun die Zimmer."

Und damit traten sie, vom Thronsaal her, in ein paar niedrige, mit kleinen Mahagonimöbeln ausgestattete Räume, deren Spießbürgerlichkeit nur noch von ihrer Langweil übertroffen wurde.

Rosa sah ihre Hoffnung auf große Thierstücke mehr und mehr hinschwinden, hielt aber eine darauf gerichtete Frage immer noch für zulässig.

Freilich erfolglos.

„Thierstücke," antwortete der Kastellan in einem Tone, darin unsere Künstlerin eine kleine Spitze zu hören glaubte, „Thierstücke haben wir in diesem Schlosse nicht. Wir haben nur Fürst-Abbatissinnen. Aber diese haben wir auch vollständig. Und außerdem die Quedlinburger Geistlichen lutherischer Confession (ebenfalls beinah vollständig), deren einer altem Herkommen gemäß, allsonntäglich hier oben predigte, so daß er neben seinem Stadt-Dienst auch noch Hof-Dienst hatte. Nach der Predigt blieb er dann zu Tisch und mitunter auch bis zur Dunkelstunde. So beispielsweise dieser hier, ein schöner Mann, etwas blaß, der in seinen besten Jahren an der Auszehrung starb. Er war Prediger zur Zeit der schwedischen Prinzessin Josephine Albertine, derselben, die den Krystallspiegel wieder erstand. Und hier ist die Prinzessin in Person."

Dabei wies er auf das Bild einer mittelalterlichen Dame mit großer Kurfürsten-Nase, Stirnlöckchen und Agraffen-Turban, aus deren ganz ungewöhnlicher Stattlichkeit sich die vom Kastellan nur leis angedeuteten Anfechtungen ihres Seelsorgers unschwer erklären ließen.

Einige der Bilder kehrten mehrfach wieder, was die Zahl der Aebtissinnen größer erscheinen ließ, als sie thatsächlich war. Rosa drang darauf, die,

Namen zu hören, aber es waren todte Namen, einen ausgenommen, den der Gräfin Aurora von Königsmark.

Und vor das Portrait dieser traten jetzt alle mit ganz ersichtlicher Neugier, ja Cécile — die vor kaum Jahresfrist einen historischen Roman, dessen Heldin die Gräfin war, mit besonderer Theilnahme gelesen hatte — war so hingenommen von dem Bilde, daß sie von der Unächtheit desselben nichts hören und alle dafür beigebrachten Beweisführungen nicht gelten lassen wollte.

Gordon, als er sah, daß er nicht durchdränge, wandte sich um Succurs an Rosa. „Helfen Sie mir. Die gnädigste Frau will sich nicht überzeugen lassen.“

Rosa lachte. „Kennen Sie die Frauen so wenig? welche . . .“

„Wohl, Sie haben Recht. Und am Ende, wer will an Bildern Aechtheit oder Unächtheit beweisen? Aber zweierlei gilt auch ohne Beweis.“

„Und das wäre?“

„Nun zunächst das, daß es nichts Todteres giebt, als solche Galerie beturbanter alter Prinzessinnen.“

„Und dann zweitens?“

„Daß der Unterschied von „hübsch und „häßlich“ in solcher Galerie zurechtgemachter Damenköpfe

gar keine Rolle spielt, ja, daß einer Häßlichkeitsgalerie wie dieser hier vor einer sogenannten Schönheitsgalerie mit ihrer herkömmlichen Oedheit und Langerweile der Vorzug gebührt. Ach, wie viele solcher „Galeries of beauties" hab' ich gesehen und eigentlich keine darunter, die mich nicht zur Verzweiflung gebracht hätte. Schon in ihrer Entstehungsgeschichte sind sie meistens beleidigend und ein Verstoß gegen Geschmack und gute Sitte. Denn wer sind denn die jedesmaligen Mäcene, Stifter und Donatoren? Immer ältliche Herren, immer mehr oder weniger mythologische Fürsten, die Pardon, meine Damen, nicht zufrieden mit der wirklichsten Wirklichkeit, ihre Schönheiten auch noch in effigie genießen wollen. Einer von ihnen — derselbe, von dem das Bonmot existirt, er habe nie was Dummes gesagt und nie was Kluges gethan — ist mit seiner Galerie von Magdalenen, (selbstverständlich von Magdalenen vor dem Buße-Stadium) allen anderen voraus. Er war ein Stuart, wie kaum gesagt zu werden braucht. Aber unsere deutschen Kleinkönige sind ihm gefolgt und haben nun auch dergleichen. Ich entsinne mich noch des Eindrucks, den der Kopf der Lola Montez, oder wenn Sie wollen, der Gräfin Landsfeld, auf mich machte. Denn Gräfinnen werden sie schließlich alle, wenn sie nicht vorziehen, heilig gesprochen zu werden."

„Ei, wie tugendhaft Sie sind," lachte Rosa.

„Doch Sie täuschen mich nicht, Herr von Gordon. Es ist ein alter Satz, je mehr Don Juan, je mehr Torquemada.“

Cécile schwieg, und ließ sich, wie gelähmt, in einen in einer tiefen Fensternische stehenden Sessel nieder. St. Arnaud, der wohl wußte, was in ihr vorging, öffnete den einen der beiden Flügel und sagte, während die frische Luft einströmte: „Du bist angegriffen, Cécile. Ruh' Dich.“

Und sie nahm seine Hand und drückte sie wie dankbar, während es vor Erregung um ihre Lippen zuckte.

Neuntes Kapitel.

Cécile erholte sich rascher als erwartet von dieser Anwandlung, und die weitere Besichtigung des Schlosses und bald danach auch der Abteikirche verlief zu allseitiger Zufriedenheit, ganz besonders auch zur Freude Céciles. Ja, sie war durch den Besuch der prächtig kühlen Kirche so gekräftigt und erfrischt worden, daß man auf *ihren* Vorschlag das Programm überschritt und guten Muthes die schon aufgegebene Partie nach dem Rathhause machte, wo man erst den Roland und gleich danach das Gefängniß des Regensteiners bewunderte. Daran schloß

sich dann unmittelbar ein ziemlich mittägliches Frühstück an Ort und Stelle. Kulmbacher Bier, wofür das Rathhaus ein Renommé hatte, wurde bestellt, und Cécile war entzückt, als der Wirth die schäumenden und frisch beschlagenen Seidel brachte. „Wie viel schöner doch, als eine Table d'hôte," sagte sie. „Pierre, votre santé . . . Fräulein Rosa, wohl bekomm's . . . Herr von Gordon, Ihr Wohl." Und während sie so plauderte, stieß sie mit ihrem Seidel an, sprach von dem Regensteiner, der es achtzehn Monate lang nicht voll so gut gehabt habe, und war überhaupt wie ein Kind. Nur als die Malerin auf die Bilder der Aebtissinnen zurückkam und bei der Gelegenheit bemerkte, daß auch noch im Rathhaussaale (wie der Herr Wirth ihr eben verrathen) ein Bild der schönen Aurora sei, „besser und jedenfalls ächter als das im Schloß", brach Cécile rasch ab und sagte verstimmt und in beinahe heftigem Tone: „Bilder und immer wieder Bilder. Wozu? Wir hatten mehr als genug davon."

* * *

Gegen fünf Uhr war man in Thale zurück, und Cécile, die sich nach Ruhe sehnte, verabschiedete sich für den Rest des Tages. „Bis auf morgen, Fräulein Rosa; bis auf morgen, Herr von Gordon."

Und dieſer Morgen war nun da.

Gordon, der am Abend vorher noch einem Concert auf dem Hubertusbade beigewohnt und bei dieſer Gelegenheit eine halbe Stunde lang mit der Malerin über Samarkand und Wereſchagin, dann aber mit dem ebenfalls erſchienenen St. Arnaud über den Quedlinburger Roland, den Regenſteiner und vieles andere noch geplaudert hatte, hatte ſich's, um den Morgen zu genießen, auf einem Fauteuil am Fenſter bequem gemacht, und blies eben den Dampf ſeiner Havannah in die friſche Luft hinaus. Er ließ dabei die Vorgänge des letzten Tages, darunter auch die Bilder der Fürſt-Abbatiſſinnen, noch einmal an ſich vorüberziehen und begleitete den Zug ihrer meiſt grotesken Geſtalten mit allerhand ſpöttiſch erbaulichen Betrachtungen. „Ja, dieſe kleinen Grandes Dames aus dem vorigen Jahrhundert! Wie wird eine freiere Zeit darüber lachen, wenn ſie nicht jetzt ſchon darüber lacht. Es giebt nichts, an dem ſich das Weſen der Carikatur ſo gut demonſtriren ließe. Meiſt waren ſie häßlich oder doch mindeſtens von einem unſchönen Embonpoint, und alle hielten ſie ſich einen Kammerherrn und einen Mops, wuſchen ſich nicht oder doch nur mit Mandelkleie, und waren ungebildet und hochmüthig zugleich. Ja, auch hochmüthig. Nur nicht gegen ihren Leibdiener.“ Er malte ſich das alles noch weiter aus, bis ſich ihm plötzlich vor eben

dieſe groteske Geſtaltenreihe die graziöſe Geſtalt Céciles ſtellte, wechſelnd in Stimmung und Erſcheinung, genau ſo wie ſie der vorhergehende Tag ihm gezeigt hatte. Jetzt ſah er ſie, wie ſie, ſich vorbeugend, die Inſchrift auf dem Grab-Obelisk des Bologneſer Hündchens las, und dann wieder, wie ſie bei dem Geſpräch über die Schönheitsgalerien und die Gräfin Aurora nahezu von einer Ohnmacht angewandelt wurde. War das alles Zufall? Nein. Es verbarg ſich etwas dahinter. Aber dann vernahm er wieder das heitere Lachen und ſah, wie ſie, glückſtrahlend, den Krug nahm und anſtieß. „Ihr Wohl, Fräulein Roſa; Herr von Gordon, Ihr Wohl.“ Und er empfand dabei deutlich, daß, was immer auch auf ihrer Seele laſte, die Seele, die dieſe Laſt trage, trotz alledem eine Kinderſeele ſei.

„Clothilde muß von ihr wiſſen,“ ſprach er vor ſich hin. „Und wenn ſie nichts weiß, ſo doch von ihr hören können. Liegnitz iſt juſt der Ort dazu, nicht zu groß und nicht zu klein, und was das Regiment nicht weiß, das weiß die Ritter-Akademie. Die Schleſier ſind ohnehin mit einander verwandt und haben einen ſchwatzhaften Zug. Schwatzhaftigkeit, Eigenſinn und „ſo gerne“ hat Rübezahl jedem der Seinen in die Wiege gelegt. Ja, Clothilde muß es wiſſen, an ſie zu ſchreiben hab' ich ohnehin, und ſo denn two birds with one stone. Fräulein

Schwester wird freilich sommerlich ausgeflogen und irgendwo im Gebirge sein, in Landeck oder in Reinerz, oder gar in Böhmen. Aber was thuts? Die Post wird sie schon zu finden wissen. Wozu haben wir Stephan? Er kommt ja gleich nach Bismarck."

Und bei diesem Selbstgespräche die Havannah aus der Hand legend, nahm er ein Couvert und adressirte mit großer Handschrift: „Dem Fräulein Clothilde von Gordon-Leslie, Liegnitz, Am Haag 3. a." Dann schob er das Couvert wieder zurück, legte sich zwei kleine Bogen mit „Hexentanzplatz" und „Roßtrappe" zurecht und schrieb:

„Meine liebe Clotho. Genau vier Wochen heute, daß ich mich von Dir und Elsy verabschiedete. Vier Wochen fort aus Eurem traulichem Heim, aber erst seit einer Woche hier, weil ich, als ich von Liegnitz nach Berlin zurückkehrte, Briefe vorfand, die mich in geschäftlichen Angelegenheiten erst nach Hamburg und dann nach Bremen führten. Um Euch wenigstens eine Andeutung zu machen, es handelt sich abermals um Legung eines Kabels. Von Bremen dann hierher, nach Thale, Thale am Harz, und nicht zu verwechseln mit einem gleichnamigen Kurort in Thüringen.

Es gereut mich nicht, diesen entzückenden Platz mit seiner erfrischenden und stärkenden Luft gewählt zu haben, denn Luft ist kein leerer Wahn, was der

am besten weiß, der ihre mannigfachen Arten an sich selber erprobt hat. Wir gehen einer totalen Reform der Medizin oder doch zum mindesten der Heilmittel-Lehre entgegen, und die Rezepte der Zukunft werden lauten: drei Wochen Lofoden, sechs Wochen Engadin, drei Monate Wüste Sahara. Ja, selbst Malaria-Gegenden werden in kleinen Dosen verordnet werden, etwa wie man jetzt Arsenik giebt. Die große Wirkung der Luft-Heilmethode liegt in ihrer Perpetuirlichkeit, — man kommt Tag und Nacht aus dem Heilmittel nicht heraus.

Ein gut Theil dieser Heilmethode hab' ich auch hier und so fühl' ich denn mehr und mehr die Verstimmung von mir abfallen, die mich, ohne rechten Grund, seit lange quälte. Nur bei Euch war ich frei davon. Die Partien und Ausflüge liegen hier wie vor der Thür und so sieht man sich in der angenehmen Lage, Naturschönheit ohne jede Müh' und Anstrengungen genießen zu können. Daß es eine Schönheit kleineren Stils ist, schadet wenig. Ich bin oft genug bis 20,000 Fuß hoch umhergeklettert, um jetzt mit 2000 vollkommen zufrieden, ja sogar eigens dankbar dafür zu sein. Ich liebe Weltreisen und möchte sie, wie wohl ich fühle, daß die Passion nachläßt, auch für die Zukunft nicht missen, aber ich bin andererseits kein Freund von Strapazen als solchen, und je bequemer ich den

Congo hinauf oder hinunter komme, deſto beſſer. Oekonomie der Kräfte.

Doch was Congo! Vorläufig heißt meine Welt noch Thale, „Hôtel Zehnpfund“, ein wundervoller Hôtelname, bei dem man ſich, wie auf dem Bilde „Wo ſpeiſen Sie?“ förmlich arrondiren fühlt und der ſofort die Vorſtellung weckt: hier iſt es gut ſein.

Und dieſe Vorſtellung täuſcht auch nicht. Es iſt hier in der That gut ſein, appetitlich und unterhaltlich, letzteres beſonders ſeit drei Tagen, wo ſich, durch Eintreffen neuer Gäſte, die Table d'hôte belebt hat. Unter dieſen Gäſten iſt ein alter Emeritus, mit dem ich mich gleich anfänglich anfreundete, ſeit Dienſtag aber hat er vor einer neuen Bekanntſchaft einigermaßen zurücktreten müſſen: Oberſt St. Arnaud und Frau. Er, trotzdem er „a. D.“ iſt (nicht bloß „zur Dispoſition“) Garde-Offizier from top to toe, fie, trotz eines languiſſanten Zuges, oder vielleicht auch um deſſelben willen, eine Schönheit erſten Ranges. Wundervoll geſchnittenes Profil, Gemmenkopf. Ihre Augen ſtehen ſcharf nach innen, wie wenn ſie ſich ſuchten und lieber ſich ſelbſt als die Außenwelt ſähen, — eine Beſonderheit die, von Splitterrichtern ſehr wahrſcheinlich ihrer Schönheit zum Nachtheil angerechnet und mit einem ziemlich proſaiſchen Namen bezeichnet werden wird. Es giebt ihr aber entſchieden etwas Apartes und wenn ihre

beauté wirklich Einbuße dadurch erfahren sollte, was ich nicht zugeben kann, so doch sicherlich nicht ihr Reiz. Sie verzieht mich ein wenig und zwar in einer ganz eigenthümlichen Weise, der ich Coquetterie nicht zuschreiben und auch nicht ganz absprechen kann. Ich stehe vor einem Räthsel, oder doch mindestens vor etwas Unbestimmtem und Unklarem, das ich aufgeklärt sehen möchte. Und dazu, meine liebe Clothilde, mußt Du mir behülflich sein. Du weißt ja den Genealogischen halb und die Rangliste ganz auswendig, hast das Offiziercorps Eurer berühmten Garnison eingetanzt und kennst die nachbarlichen Wahlstätter Kadettenlieutenants, die sich so ziemlich aus allen Provinzen rekrutiren. Du mußt also 'was erfahren können. Daß er mehrere Jahre lang ein Garde-Bataillon commandirte, weiß ich; er hat sich gestern Abend, als ich von einem Concert mit ihm heimkehrte, selbst darüber ausgesprochen. Warum aber nahm er den Abschied? Warum zieht er sich augenscheinlich aus dem, was man Gesellschaft nennt, zurück?

Vor allem jedoch, wer ist Cécile! Dies ist nämlich ihr Name. Woher stammt sie? Brüssel, Aachen, Sacré Coeur, so schoß es mir durch den Kopf, als ich sie zum ersten Male sah, aber dies alles war ein Irrthum. Ich finde, sie schlesiert ein wenig, und so wird es Dir, wenn ich darin

Recht habe, nur um so leichter sein, meine Neugier zu befriedigen.

Meine Neugier? Ich würde Dir von einem tieferen Interesse sprechen, wenn ich nicht fürchten müßte, diesen Ausdruck mißverstanden zu sehen. Sie hat offenbar viel erfahren, Leid und Freud, und ist nicht glücklich in ihrer Ehe, trotzdem sie dem Obersten, ihrem Gemahl, in einzelnen Momenten etwas wie Dank oder selbst wie Hingebung und Herzlichkeit zeigt. Aber es sind immer nur Momente, wo sie nach einem Halt sucht und diesen Halt in ihm zu finden glaubt. Also, wenn Du willst, eine Neigung mehr aus Schutzbedürfniß als aus Liebe. Mitunter auch aus bloßer Caprice.

Ja, sie hat Capricen, was an einer schönen Frau nicht sonderlich überraschen darf, aber was durchaus frappiren muß, ist das naive Minimal-Maß ihrer Bildung. Sie spricht gut französisch (recht gut) und versteht ein Weniges von Musik, im Uebrigen fehlt ihr nicht bloß alles Positive, sondern auch jener Esprit, der adorirten Frauen fast immer zu Gebote steht. Wir waren gestern in Quedlinburg und kamen unter anderm an dem Klopstock-Hause vorüber. Ich sprach von dem Dichter und konnte deutlich wahrnehmen, daß sie den Namen desselben zum ersten Male hörte. Was nicht in französischen Romanen und italienischen Opern vorkommt, das weiß sie nicht. Ob sie Zei-

tungen lieſt, iſt mir fraglich. Und ſo giebt ſie ſich Blößen über Blößen. Aber ſie beſitzt dafür ein Anderes, was alle dieſe Mängel wieder aufwiegt: eine vornehme Haltung und ein feines Gefühl, will ſagen ein Herz. Denn ein feines Gefühl läßt ſich ſo wenig lernen wie ein ächtes. Man hat es, oder hat es nicht. Dazu geſellt ſich jener freiere Blick oder doch mindeſtens jenes unbefangene, allem Schwerfälligen abgewandte Weſen, das allen Perſonen eigen iſt, die jahrelang in der Oberſphäre der Geſellſchaft gelebt und ſich einfach dadurch jenes je ne sais quoi erworben haben, das ſie Gebildeteren und ſelbſt Klügeren überlegen macht. Sie weiß, daß ſie nichts weiß und behandelt dies Manko mit einer entwaffnenden Offenheit. Trotz einer hautainen Miene, die ſie, wenn ſie will, ſehr wohl aufzuſetzen verſteht, iſt ſie beſcheiden bis zur Demuth. Daß ſie nervenkrank iſt, iſt augenſcheinlich, aber der Oberſt (vielleicht weil es ihm paßt) macht unter Umſtänden mehr davon als nöthig. Er mag übrigens, was dieſen Punkt angeht, in einer ziemlich heiklen Lage ſein, denn nimmt er's leicht, wo ſie's vorzieht, krank zu ſein, ſo verdrießt es ſie, und nimmt er's ſchwer, wo ſie's vorzieht, geſund zu ſein, ſo verdrießt es ſie kaum minder. Ich war auf der Roßtrappe Zeuge ſolcher Scene. Mir perſönlich will es ſcheinen, daß ſie, nach Art aller Nervenkranken, im höchſten Grade

von zufälligen Eindrücken abhängig ist, die sie, je nachdem sie sind, entweder matt und hinfällig, oder aber umgekehrt zu jeder Anstrengung fähig machen. Ueberhaupt voller Gegensätze: Dame von Welt und dann wieder voll Kindersinn. Sie lacht wenig, aber wenn sie lacht, ist es entzückend, weil man herausfühlt, wie dieses Lachen sie selber beglückt. Sie war wohl eigentlich, ihrer ganzen Natur nach, auf Reifenwerfen und Federballspiel gestellt und dazu angethan, so leicht und graziös in die Luft zu steigen, wie selber ein Federball. Aber es wird ihr von Jugend an nicht daran gefehlt haben, was sie wieder herabzog. Vielleicht weil sie so schön war. Uebrigens glaube nicht, daß ich an eine St. Arnaud'sche Mesalliance denke. Nichts in und an ihr, das an eine Tochter Thaliens oder gar Terpsichorens erinnerte. Noch weniger hat sie den kecken Ton unserer Offiziersdamen oder den unmotivirt selbstbewußten unseres Klein-Adels auf seinen Herrensitzen. Ihr Ton ist vornehmer, ihre Sphäre liegt höher hinauf. Ob von Natur oder durch zufällige Lebensgänge laß ich dahingestellt sein. Sie hascht nach keinem Witzwort, am wenigsten müht sie sich um ein zugespitztes Reparti, sie läßt andre sich mühen, und zeigt auch darin, daß sie ganz daran gewöhnt ist, Huldigungen entgegenzunehmen. Alles erinnert an ‚kleinen Hof'.

Und nun thue das Deine. Deiner Antwort sehe

ich noch hier entgegen und zwar binnen einer Woche. Wird es ſpäter, ſo nach Berlin: poste restante. Zu ‚poſtlagernd‘ hab' ich mich noch nicht bekehren können. Und nun Dir und meiner theuren Elſy Gruß und Kuß. Wie immer Dein Dich herzlich liebender Robert v. G. L.“

Zehntes Kapitel.

Gordon überflog den Brief noch einmal und war mit ſeiner Charakteriſtik Céciles zufrieden, aber nicht ſo mit dem, was er über St. Arnaud geſchrieben hatte. Der war offenbar zu kurz gekommen, was ihn beſtimmte, noch ein paar Worte hinzuzufügen.

„Eben, meine liebe Clotho, (ſo kritzelte er an den Rand), hab' ich mein langes Scriptum noch einmal durchgeleſen und finde, daß St. Arnauds Bild der Retouche bedarf. Es wird dadurch freilich mehr an Richtigkeit, als an Liebenswürdigkeit gewinnen. Wenn ich ihn Dir als Garde-Oberſt comme-il-faut vorſtellte, was zutrifft, ſo giebt dies doch immer nur eine Seite; mindeſtens mit gleichem Rechte darf ich ihn als den Typus eines alten Garçons aus der Oberſchicht der Geſellſchaft bezeichnen. Es iſt unmöglich, ſich etwas Unverheiratheteres vorzuſtellen als ihn, trotzdem er voll Courtoiſie gegen die junge

Frau, ja gelegentlich selbst voll anscheinend großer Aufmerksamkeiten ist. Aber sie wirken äußerlich, und wenn sie nicht blos in chevalereske Gewohnheit ihren Grund haben, so doch jedenfalls zur größeren Hälfte. Zu dem allem hat er (in diesem Punkte mit Cécile verwandt) einen ‚genirten Blick'; aber was ihr kleidet, ja, rund heraus, ihren Reiz noch steigert, ist an ihm einfach unheimlich. In manchen Momenten, ich zögere fast es auszusprechen, wirkt er nicht viel anders, als ob er ein Jeu-Oberit wäre, der hier in Thale den Gemüthlichen spielt und seine Kräfte für eine neue Campagne sammelt. Jedenfalls wirst Du nach dem allen meine Neugier begreifen. Und nun noch einmal Gott befohlen. Dein Roby."

Und nun schob er den Brief in's Couvert und ging in das Lesezimmer, um sich in die Times zu vertiefen, die zu lesen ihm, seit seinen indisch-persischen Tagen, ein Bedürfniß war.

* * *

Um dieselbe Stunde, wo Gordon den Brief schrieb, machte das St. Arnaud'sche Paar, wie täglich nach dem Frühstück, seinen Morgenspaziergang. Als sie die große Parkwiese zweimal umschritten hatten, war Cécile müde geworden und nahm auf einer von

Flieder und Goldregen überwachsenen Bank Platz, die zum großen Theil im Schatten lag. Es war eine lauschige Stelle, Vormittags die schönste der ganzen Anlage, von der aus man nicht blos die vorgelegene, bewaldete Gebirgswand, sondern auch den Hexentanzplatz und die Roßtrappe mit ihren in der Sonne blitzenden Hôtels übersehen konnte. Die Luft stand, und nur dann und wann fuhr ein Windstoß durch die Stille.

Cécile, die den schattigsten Platz hatte, zog den Sonnenschirm ein und sagte: „Gewiß, ich finde das Fräulein sehr unterhaltlich, aber doch etwas emancipirt, oder wenn dies nicht das richtige Wort ist, etwas zu sicher und selbstbewußt. Künstlerin, sagst Du. Gut. Aber was heißt Künstlerin? Sie schlägt gelegentlich einen Weisheits- und Ueberlegenheitston an, als ob sie Gordons Großtante wäre."

„Wohl ihr."

„Ja," beharrte Cécile. „Wohl ihr. Wenn nur nicht das Gerede der Leute wäre."

„Das Gerede der Leute," wiederholte St. Arnaud spöttisch das ihn allemal nervös machende Wort. Aber Cécile, die sonst ein scharfes Ohr für diesen Ton hatte, hörte heute darüber hin, und mit ihrem Sonnenschirm auf einen Hausgiebel zeigend, der in geringer Entfernung aus einer Baumgruppe hervorragte, sagte sie: „Das ist das Hubertus-

bad, nicht wahr? Wie verlief eigentlich das gestrige Concert? Ich hatte das Fenster auf und hörte noch die Schluß-Piece „Komm in mein Schloß mit mir.“ Wenn ich mir Rosa als Zerline denke.“

„Und Cécile als Donna Elvira.“

Sie lachte herzlich, denn der Ton in dem St. Arnaud dies sagte, klang durchaus liebenswürdig und jedenfalls ebenso frei von Gereiztheit wie Tadel. „Donna Elvira,“ wiederholte sie. „Die Rolle der Verschmähten! Wirklich, es wäre die letzte meiner Passionen, und wenn ich mich da hineindenke, so muß ich Dir offen gestehen, es giebt doch allerlei Dinge . . .“

„Die noch schwerer zu tragen sind, als die, die wir tragen müssen. Ja, Cécile, sprich es nur aus. Und Du solltest Dich jeden Tag daran erinnern. Freilich ist es leichter, die Wahrheit zu predigen, als danach zu handeln. Aber wir sollten es wenigstens versuchen.“

Jedes dieser Worte that ihr wohl, und in einem flüchtigen Zärtlichkeitsanfluge sich an ihn lehnend, sagte sie: „Wie Du nur sprichst. Als ob ich eine Neigung hätte, den Kopf hängen zu lassen. Und Du weißt doch das Gegentheil. Ach, Pierre, wir hätten uns statt der großen Stadt einen stillen Platz suchen sollen, da wär' uns manch Bitteres erspart geblieben. Einen stillen Platz, oder lieber

gleich ein paar, um mit ihnen wechseln zu können. Wie leicht und gefällig macht sich hier das Leben. Und warum? Weil sich beständig neue Beziehungen und Anknüpfungen bieten. Das ist noch der Vorzug des Reiselebens, daß man den Augenblick walten und überhaupt alles gelten läßt, was einem gefällt."

„Und doch hat das „Leben aus dem Koffer" auch seine schweren Bedenken. Man findet nicht jeden Tag einen perfekten Cavalier, der die Tugenden unserer militairischen Erziehung mit weltmännischem Blick vereinigt. Du weißt, wen ich meine. Welche Fülle von Wissen, und dabei absolut unrenommistisch. Er hat einen entzückenden Ton; es klingt immer, als ob er sich genire, viel erlebt zu haben."

Sie nickte zustimmend und fuhr dann ihrerseits fort: „Du hast gestern, als ihr gemeinschaftlich das Fräulein vom Concert her bis an das Hotel zurückführtet, noch ein Gespräch mit Herrn von Gordon gehabt. Ich stand am Fenster und sah Euch den Kiesweg auf und ab promeniren. Erzähle. Du weißt, ich bin eigentlich nicht neugierig, aber wenn ich es bin . . ."

„Dann?"

„Dann de tout mon coeur. Also was ist es mit ihm? Warum ging er in die weite Welt? Ein Mann von so guter Erscheinung und Familie, denn

die Schotten ſind alle von guter Familie. Wir hatten unter den Cavalieren am Hofe . . . Daher meine Kenntniß. Mir liegt ſonſt die Prätenſion fern, über ſchottiſche Familien unterrichtet zu ſein. Alſo warum trat er aus der Armee?"

St. Arnaud lachte. „Meine liebe Cécile, Du gehſt einer grauſamen Enttäuſchung entgegen. Er ſchied aus der Armee . ."

„Nun?"

„Einfach Schulden halber. In dieſem Punkte beginnt ſeine Laufbahn als chevalier errant ſo trivial wie möglich. Er ſtand erſt bei den Pionieren in Magdeburg, dann bei dem Eiſenbahn-Bataillon unter Golz, einer Truppe, die ſonſt viel zu klug und zu geſcheidt iſt, um ſich durch Schuldenmachen auszuzeichnen. Aber jede Regel hat ihre Ausnahme. Kurzum, er konnte ſich nicht halten und überſiedelte, wenn ſich in ſolcher Lage von Ueberſiedelung ſprechen läßt, nach England, woſelbſt er ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe praktiſch zu verwerthen hoffte. Dies gelang ihm denn auch und er ging Mitte der ſiebziger Jahre nach Suez, um hier, im Auftrag einer großen engliſchen Geſellſchaft, einen Draht durch das rothe Meer und den perſiſchen Golf zu legen. Du wirſt nicht orientirt ſein, aber ich zeige Dir's auf der Karte."

„Nur weiter."

„Etwas später trat er in persischen, und nach Beendigung einer unter seiner Oberleitung hergestellten Telegraphenverbindung zwischen den zwei Hauptstädten des Landes, in russischen Dienst. Es war gerade die Zeit, als Skobeleff, dessen Du Dich von Warschau her erinnern wirst, vor Samarkand seine Triumphe feierte. Später, als der Kriegsschauplatz wechselte, war er mit demselben General vor Plewna. Der wachsende Haß der Russen aber gegen alles Deutsche hat ihm schließlich den Dienst verleidet; er nahm den Abschied und hat das Glück gehabt, alte Beziehungen wieder anknüpfen zu können. Er ist in diesem Augenblicke Bevollmächtigter derselben englischen Firma, in deren Dienst er seine Laufbahn begann und gerade jetzt mit einer geplanten neuen Kabellegung in der Nordsee beschäftigt. Hat aber den lebhaften Wunsch in preußischen Dienst zurückzutreten, was ihm, bei Protektion an hoher Stelle, deren er sich erfreut, ganz zweifellos gelingen wird."

„Und das ist Alles?"

„Aber Cécile . ."

„Du hast Recht," lachte sie. „Buntes Leben genug. Und doch find' ich wirklich, daß einen Draht oder ein Kabel an einer mir unbekannten Küste zu legen, (und welche Küste wäre mir nicht unbekannt) schließlich ebenso trivial ist wie Schuldenmachen."

„Da bin ich doch neugierig zu hören, was Du geneigt ſein möchteſt, nicht trivial zu finden.“

„Nun beiſpielsweiſe den Regenſteiner. Der iſt doch um vieles romantiſcher. Und wenn es der Regenſteiner nicht ſein kann, nun denn, Abenteuer, Tigerjagd, Wüſte, Verirrungen . .“

„Geographiſche oder moraliſche?“

„Beide.“

„Nun, wer weiß, was er davon noch in Petto hat. Er konnte mich doch nicht gleich in ſeine letzten Intimitäten einweihen. Aber ſieh nur . .“

Und ein Windſtoß, der eben in das große, mit Centifolien dicht beſetzte Rondél gefahren war, trieb eine Wolke von Roſenblättern auf Cécile zu.

„Sieh nur,“ wiederholte der Oberſt, und im ſelben Augenblicke ſanken die herangewehten Blätter, denen das Fliedergebüſch den Durchgang wehrte, zu Füßen der ſchönen Frau nieder.

„Ah, wie ſchön,“ ſagte Cécile. „Das iſt mir eine gute Vorbedeutung.“

Und ſie bückte ſich nach einem der Blätter, um es auf ihre Lippen zu legen. Dann aber erhob ſie ſich und ſchritt, in guter Laune St. Arnauds Arm nehmend, auf das Hôtel zu.

Elftes Kapitel.

Es war noch eine gute Weile bis Mittag. St. Arnaud, der die Karten-Paſſion hatte, beabſichtigte, ſich in eine Harz-Karte zu vertiefen, Cécile dagegen wollte ruhen und zog, als ſie ſich auf die Chaiſelongue geſtreckt hatte, den über ihre Füße gebreiteten Shawl höher hinauf und ſagte: „Wecke mich, Pierre. Nicht länger als zehn Minuten. Und gleich danach ſchlief ſie, die linke Hand unter dem ſchönen Köpf, während ihre Rechte noch das Tuch hielt. —

Zwei Stunden ſpäter erſchien man an der Table d'hôte, wo der die Neigungen und Wünſche ſeiner Gäſte beſtändig ſcharf im Auge habende Wirth eine Neu-Placirung hatte ſtattfinden laſſen. Die St. Arnauds ſaßen an alter Stelle, Gordon aber, ſtatt gegenüber von Cécile, war links neben dieſe geſetzt worden, während der Emeritus den erledigten vis-à-vis-Platz und der in ſeiner Erſcheinung etwas aufgebeſſerte Privat-Gelehrte (denn das war er) den Platz neben dem Geiſtlichen erhalten hatte. Roſa fehlte. Gordon erſchien erſt als man die Suppe ſchon herum gab und als Soldat ein wenig verlegen über die Verſpätung, noch verlegener aber über das Neu-Arrangement, das er vorfand, wandte er ſich mit der Bemerkung an Cécile, „daß er nicht recht

wisse, wodurch er sich, der er doch viel mehr ein Sodawasser- als ein Champagner-Gast sei, diese wirthliche Bevorzugung verdient habe" — eine Bemerkung, bei der der alte Emeritus jovial und lebemännisch lächelte, während der Privat-Gelehrte mit einem schon den Ernst der Historie streifenden Interesse seine Hornbrille höher schob und mehr forscherhaft-wissenschaftlich als landesüblich-artig zu Gordon hinüberstarrte. Dieser selbst indeß war durch die schöne Frau viel zu sehr in Anspruch genommen, um für das Lächeln des Emeritus, oder gar für den Forscherblick des Askanischen Spezialisten irgendwie Sinn und Auge zu haben und gab der Erregung, in der er sich nach wie vor befand, durch allerlei rasche Fragen Ausdruck, die sich auf die kleinen Vorkommnisse der Quedlinburger Partie bezogen, auf die Crypta, den Roland und das Klopstock-Haus, „das (und Cécile lachte jetzt mit) nur leider zu grün gewesen sei." Noch andere Fragen drängten sich, und nur der Aebtissinnen, und speciell des Bildes der schönen Gräfin Aurora, wurde von Seiten Gordons mit keinem Worte gedacht.

„Aber ich schwatze so viel," unterbrach er sich plötzlich selbst, „und versäume darüber die Hauptsache, die, mich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen, das mir auf der Rückfahrt in der That ernstlich gefährdet erschien, denn ich ent-

ſinne mich nicht, etwas Aehnliches von Zug erlebt zu haben, nicht einmal auf amerikaniſchen Bahnen, die bekanntlich in „friſcher Luft“ ein Aeußerſtes thun. O, wie haſſ' ich dieſe großen Salon-Wagen, wo jede Vorſicht, auch die ſorglichſte, ſcheitert, weil einem das eine geſchloſſene Fenſter, auf das man einen reglementsmäßigen Anſpruch hat, zu rein gar nichts hilft, — man bleibt eben immer noch im Kreuzfeuer von ſechs anderen, die ſich der Controle durch allerhand Zwiſchenbauten entziehen, eine wahre Perfidie der Wagenbau-Conſtrukteure. Sahen Sie geſtern wohl den dicken kleinen Herrn in dem Nachbar-Compartiment? Der war Schuld. Mit einem wahren Krach ließ er alle noch geſchloſſenen Fenſter in die Verſenkung niederfahren, und ſah ſich dabei ſo ſtolz und herausfordernd um, daß mir der Muth entſank, ihn in ſeinem mörderiſchen Thun zu hindern. O dieſe Ventilations-Enthuſiaſten!“

„Und doch weiß ich nicht,“ ſagte St. Arnaud, „ob ſein Antagoniſt, der Ventilations-Haſſer, nicht vielleicht noch ſchlimmer iſt als der Ventilations-Enthuſiaſt.“

„Auf's Letzte hin angeſehen, alſo Extrem gegen Extrem, ganz unbedingt. Zu viel Luft iſt immer beſſer als zu wenig. Aber ſehen wir von ſolch' äußerſten Fällen ab, ſo geb' ich dem Ventilationsfeinde den Vorzug. Er mag eben ſo läſtig ſein wie ſein Gegner, eben

so gesundheitsgefährlich oder meinetwegen auch noch mehr; aber er ist nicht so beleidigend. Der Ventilations-Enthusiast brüstet sich nämlich beständig mit einem Gefühl unbedingter Superiorität, weil er, seiner Meinung nach, nicht blos das Gesundheitliche, sondern auch das Sittliche vertritt. Das Sittliche, das Reine. Der, der sämmtliche Fenster aufreißt, ist allemal frei, tapfer, heldisch, der, der sie schließt, allemal ein Schwächling, ein Feigling, un lâche. Und das weiß der unglückliche Fensterschließer auch, und weil er es weiß, geht er ängstlich und heimlich vor, so heimlich, daß er mit Vorliebe den Moment abwartet, wo sein Widerpart zu schlafen scheint. Aber dieser Widerpart schläft nicht, und mit jenem nie versagenden Muth, den eben nur die höhere Sittlichkeit giebt, springt er auf, läßt seine Zornader anschwellen, und schleudert das Fenster wieder nieder, genau so wie der dicke kleine Herr gestern. Sie können 10 gegen 1 wetten, der Antagonist von Zug und Wind ist immer voll Timidität, der Enthusiast aber (und das ist schlimmer) voll Effronterie."

„Sehr gut," stimmte der Emeritus ein.

„Aber," fuhr Gordon fort, „da kommen Forellen, meine gnädigste Frau. Das ist denn doch wichtig genug, um unsere Streitfrage wenigstens momentan ruhen zu lassen. Darf ich Ihnen dieses Pracht-

exemplar vorlegen? Und zugleich etwas Butter von diesem merkwürdigen Buttervogel hier, hier auf der zweiten Schüssel, gelber als gelb und mit zwei Pfefferkornaugen! O, sehen Sie, grotesk bis zum Gruselsigen. Zu den schlimmsten Ausschreitungen erregter Künstler-Phantasie gehören doch immer die der Conditoren und Köche."

„Was ich mich zuzugestehen gedrungen fühle," sagte der Langhaarige mit stark wissenschaftlicher Betonung. „Aber, so Sie gestatten, zugleich unter Constatirung gelegentlicher Ausnahmen. Das deutsche Märchen, über dessen Abstammung zu sprechen uns hier zu weit führen würde . . . Darf ich mich Ihnen vorstellen? Eginhard Aus dem Grunde . . . das deutsche Märchen kennt von ältester Zeit her ein ideales Pfefferkuchenhaus, ein Pfefferkuchenhaus nur in der Idee. Dies steht fest. Ist es nun eine conditorliche Geschmacksfünde, so wird sich die Sache vielleicht präcisiren lassen, das leibhaftig vor uns hinzustellen, was bis dahin nur in unserer Vorstellung lebte? Die Beantwortung dieser Frage will mir keineswegs leicht erscheinen, am wenigsten aber unanfechtbar, ob sie nun auf „nein" oder „ja" lauten möge. Was mich persönlich angeht, so bekenn' ich offen, daß ich mich in der Weihnachtszeit jedesmal herzlich freue, bei Degebrodt in der Leipziger Straße (dessen Specialität diese Dinge zu sein scheinen) dem

bis vor wenig Jahren nur in der Idee beſtehenden Pfefferkuchenhauſe greifbar zu begegnen. Es unterſtützt dergleichen die Phantaſie, ſtatt ſie zu lähmen. Der unſre Zeit und unſre Kunſt entſtellende Realismus hat ſeine Gefahren, aber wie mir ſcheinen will, auch ſein Recht und ſeine Vorzüge."

„Gewiß, gewiß," ſagte Gordon. „Ich revocire. Wenn man Fiſch ißt, darf man ohnehin nicht ſtreiten. Ich habe einen Profeſſor gekannt, der an einer Fiſchgräte geſtorben iſt."

„Die Forelle hat keine Gräten."

„Aber Floſſen. Und doch jedenfalls die Mittelgräte. Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Profeſſor."

„Sie legen mir einen Titel zu . ."

„Pardon. Ich war der Meinung . . Uebrigens ſind' ich dieſe Harz-Forellen überaus delikat und von einem ganz eigenthümlichen Aroma."

„Forellen ſind Forellen."

„Doch nur etwa ſo, wie Menſchen Menſchen ſind. Weiße, Schwarze, Privatgelehrte haben einen verſchiedenen Geſchmack, auch vom anthropophagiſchen Standpunkt aus, und die Forellen desgleichen. Sie ſchmecken wirklich verſchieden. Ich darf es ſagen. Denn wenn ich die Rechnung mache, ſo hab' ich wohl ein Dutzend Arten durchgekoſtet."

„Und die ſchönſten waren?"

„In Deutſchland, meine gnädigſte Frau, die

Felchen im Bodensee (man muß Markgräfler dazu trinken), und in Italien die Maränen aus dem Lago di Bolsena . . . Die bedingungslos schönsten aber hab' ich erst ganz vor Kurzem in meiner Heimat, will sagen in der schottischen Heimat meiner Familie kennen gelernt."

„Und das waren?"

„Lachsforellen aus dem Kinroß-See. Maria Stuart saß da gefangen, in einem alten Douglas-Schlosse mitten im See, und wenn sie während dieser Gefangenschaftstage, neben der Liebe von Willy Douglas, eines beiläufig illegitimen, also doppelt verführerischen Sohnes des Hauses, irgend etwas getröstet haben kann, so müssen es die Lachsforellen gewesen sein."

„Und doch," unterbrach hier der Emeritus, „wag' ich die Behauptung, daß das, was unser Harz und speziell unsre Bode bietet, Ihre Lachsforellen im . ."

„Kinroß-See."

„Im Kinroß-See also, um ein Beträchtliches überbietet. Nicht auf dem Gebiete der Lachsforelle, nicht Forelle gegen Forelle, wohl aber . ."

„Nun?"

„Wohl aber Schmerle gegen Forelle."

„Schmerle?" wiederholte Cécile. „Was ist das? Kennen Sie Schmerlen, Herr von Gordon?"

„O gewiß. Ich entsinne mich ihrer aus meinen Kindertagen her, und bei meiner Anlage zur Gourmandise könnt' ich mich allenfalls entschließen, eine Kunst- und Entdeckungsreise zu machen, um das gelobte Land der Schmerlen kennen zu lernen. Ist es weit?"

„Nur wenige Stunden."

„Und nennt sich?"

„Altenbrak; ein großes Dorf an der Bode. Wenn Sie die Partie machen wollen, so haben Sie die Wahl zwischen einem Thalweg unten und einem Hochweg oben. Am meisten aber empfiehlt sich's wie gewöhnlich, das Eine zu thun und das Andre nicht zu lassen, oder mit andren Worten über die Berge hin den Hinweg und an der Bode hin den Rückweg zu machen. Der eine Weg würde Sie bei Jagdschloß Todtenrode, der andre bei Treseburg vorüberführen. Eine sehr empfehlenswerthe Partie."

„Der Sie sich vielleicht anschließen, mein Herr Emeritus, um uns Führer und Berather zu sein."

„Mit vielem Vergnügen," fuhr dieser fort. „Und um so lieber, als mir dadurch Gelegenheit wird, einen Mann wieder zu sehen, der auf's Glücklichste Humor mit Charakter und Naivetät mit Lebensklugheit verbindet."

„Und wer ist dieser Glückliche?"

„Der Altenbraker Präceptor."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Und das bedeutet?“

„Zunächſt nichts weiter, als was es beſagt, einen Lehrer alſo. Doch iſt nicht jeder Lehrer ein Präceptor. Die Nomination des meinigen (er iſt bereits ein hoher Siebziger) ſtammt noch aus einer Zeit her, wo man den Dorfſchulmeiſtern, wenn im Dorfe der Pfarrer fehlte, den Extra-Titel eines Präceptors beilegte. Wenigſtens in unſrer Braunſchweiger Gegend. Damit war dann angedeutet, daß der Betreffende von einer gewiſſen höheren Ordnung und ſowohl berechtigt wie verpflichtet ſei, Sonntag für Sonntag der Gemeinde das Evangelium oder auch eine Predigt aus einem Predigtbuche vorzuleſen.“

Cécile, die bis dahin mit der Redſeligkeit des über Schmerlen und Schulmeiſter-Originale ſich verbreitenden alten Emeritus nur wenig einverſtanden geweſen war, wurde jetzt plötzlich aufmerkſam, denn ein in ihrer Natur liegender myſtiſch-religiöſer Zug, den die Lektüre von Erbauungs- und namentlich von Erweckungsgeſchichten noch erheblich geſteigert hatte, ließ ſie jedesmal aufhorchen, wenn gewiſſe Stichworte fielen, die Conventikliges oder Sektiriſches in Ausſicht ſtellten. In vorderſter Reihe ſtanden natürlich die Mormonen, und wenn ſich auch im gegenwärtigen Augenblicke ſo Gutes und Intereſſantes kaum erhoffen ließ, ſo ſagte ſie doch über den Tiſch

hin: „Und ein solcher Präceptor befindet sich in dem Schmerlendorfe?“

„Ja, meine gnädigste Frau. Nur ist zu bedauern, daß der ehemalige Präceptor nicht mehr Präceptor ist, vielmehr sein Amt niedergelegt hat. Noch dazu gegen den Wunsch seiner kirchlichen Behörde.“

„So waren es seine hohen Jahre, was den Ausschlag gab?“

„Auch das nicht, meine gnädigste Frau. Das, was den Ausschlag gab, war sein Gewissen.“

„Aber aus einem Manne, wie Sie den Alten geschildert, kann doch kein böses Gewissen gesprochen haben?“

„In gewissem Sinne doch.“

„O da bin ich neugierig. Ist es eine Sache, die sich erzählen läßt?“

„Unbedingt. Und ich erzähle sie doppelt gern, weil sie meinen Altenbraker Freund in einem schönen Lichte zeigt. Ich sprach von seinem bösen Gewissen und mit Recht. Denn das, was wir ein böses Gewissen nennen, ist ja immer ein gutes Gewissen. Es ist das Gute, was sich in uns erhebt und uns bei uns selber verklagt.“

Cécile sah ihn groß an. Aber sie gewahrte bald, daß es absichtslos gesprochen war, und so nickte sie nur freundlich und sagte: „Nun denn.“

„Nun denn, in meinem alten Präceptor regte

ſich alſo plötzlich ſein gutes Böſes-Gewiſſen. Und das machte ſich ſo. Predigten- und Evangelium-leſen war ihm vorgeſchrieben. Als er aber an die Siebzig kam und die Buchſtaben in ſeinem Predigt-buche, trotz angeſchaffter ſtarker Brille, vor ſeinem Auge zu tanzen und zu verſchwimmen anfingen, ließ er ſich in dem, was er ſpäter ſeinen Dünkel nannte, hinreißen, alle Bücher zu Hauſe zu laſſen und von der Kanzel herab aus dem Stegreife zu ſprechen. Mit andern Worten, er predigte, that den Präceptor ab und zog den Paſtor an. Das ging ſo mehrere Jahre. Mit einem Mal aber kam ihm die Vorſtellung ſeines Unrechts, und daß er in Eitelkeit und Vermeſſenheit thue, was nicht ſeines Amtes ſei. Alles erſchien ihm plötzlich, und nicht ganz mit Unrecht, als Uebergriff und Ungeſetzlich-keit, und nachdem er das Gefühl davon eine Zeit lang mit ſich herumgetragen, entſchied er ſich endlich kurz und energiſch und ging nach Braunſchweig, um ſich ſelber vor einem Hohen Conſiſtorium zur Anzeige zu bringen."

„Und was geſchah nun?" unterbrach hier St. Ar-naud. „Ich fürchte, das Hohe Conſiſtorium, man kennt dergleichen, wird gerade ſo klein geweſen ſein, wie der Alte groß war."

„Nein, mein Herr Oberſt, es kam doch erfreu-licher, und wenn eine Geſchichte zwei Helden haben

darf, so hat sie die meinige, denn neben meinen Präceptor stellt sich ebenbürtig mein Consistorialrath. Der wußte lange schon von dem Uebergriff. Aber er wußte zugleich auch, daß die Altenbraker nie so kirchgängerische Leute gewesen waren, als von dem Tag an, wo der Präceptor zum ersten Male den Uebergriff gewagt und mit dem unerlaubten Predigen begonnen hatte. Und so stand er denn von seinem Lehnstuhl auf und sagte: ‚mein lieber Rodenstein (das ist nämlich der Name meines Präceptors), mein lieber Rodenstein, Ihre Klage wird gar nicht angenommen. Gehen Sie ruhig wieder nach Altenbrak und machen Sie's gerad' so, wie Sie's bisher gemacht haben. Und damit Gott befohlen.' Und wirklich, der Präceptor ging auch. Aber wiewohl er sich für so viel Nachsicht und Güte respektvollst bedankt hatte, blieb er im Stillen doch fest bei seiner Meinung und gab, als er wieder daheim war, seinen Abschied schriftlich ein, der ihm denn auch schließlich in Gnaden ertheilt wurde. Seitdem sitzt er, wenn nicht Gäste kommen, einsam auf seiner Burg Rodenstein."

„Auf seiner Burg Rodenstein?"

„Ja, man darf es so nennen. Jedenfalls nennt er es selber so. Seine Burg Rodenstein aber ist nichts weiter, als ein wundervoll auf einem Felsen gelegenes Gasthaus, darin er als ‚Rodensteiner' haust und wie sein berühmter Namensvetter unter

allen Umständen einen guten Trunk und, wenn gewünscht, auch die besten Schmerlen auf den Tisch bringt. Und das ist das Schmerlenland, von dem ich Ihnen sprach: Altenbrak und sein Präceptor, Burg Rodenstein und der Rodensteiner."

„Und da müssen wir hin," sagte Gordon, und Cécile klatschte zustimmend in die Hände. „Da müssen wir hin, um die Streitfrage zwischen Forellen und Schmerlen ein für allemal entscheiden zu können."

„Und der Herr Emeritus übernimmt die Führung. Er hat bereits zugestimmt. Und auch Herr Eginhard . . O, Pardon . ."

„Aus dem Grunde."

„Und auch Herr Eginhard Aus dem Grunde," wiederholte Gordon, während er sich gegen den Privatgelehrten verneigte, „wird uns begleiten. Nicht wahr?"

Zwölftes Kapitel.

Die Partie nach Altenbrak war für den andern Morgen verabredet, aber bis dahin war noch eine lange Zeit, und als man aus dem Saal in den Corridor trat, wurde mehrfach die Frage laut, was bei der schwebenden Hitze mit dem ‚angebrochenen'

Nachmittage zu machen sei? Der Privatgelehrte schlug eine Promenade durch das Bodethal vor, drang aber nicht durch.

„Nur nicht Bodethal," sagte Gordon. „Oder gar dieser ewige Waldkater! Das reine Landhaus an der Heerstraße mit einer Mischluft von Küchen-Abguß und Pferdeställen. Ueberall Menschen und Butterpapiere, Krüppel und Ziehharmonika. Nein, nein, ich proponire Lindenberg."

„Lindenberg," entschied St. Arnaud, und Cécile zeigte sich bereit, die Promenade sofort zu beginnen.

„Du solltest Dich erst ruhen," sagte der Oberst. „Es ist heiß und der Weg wird Dich ermüden."

Aber die schöne Frau, die regelmäßig andern Sinnes war, wenn St. Arnaud auf ihr Ruhebedürfniß oder gar auf ihre Schwächezustände hinwies, widersprach auch diesmal und versicherte, während sie sich gegen den Privatgelehrten, um dessen Begleitung sie schon vorher gebeten hatte, verneigte: „bei gutem Gespräche noch niemals müde geworden zu sein."

Ein Verklärungsschimmer ging über Eginhard, der bei seinem Hange zu generalisiren, sofort auch Betrachtungen über die Superiorität aristokratischer Lebens- und Bildungsformen anstellte. Zugleich war er fest entschlossen, sich eines so schmeichelhaft in ihn

geſetzten Vertrauens würdig zu zeigen, war aber nicht glücklich damit, wie ſich gleich bei ſeinem erſten Verſuche herausſtellen ſollte.

„Miquel'ſcher Privatbeſitz, meine Gnädigſte," hob er an, während er auf eine noch innerhalb der Dorfſtraße gelegene, von einem herrſchaftlichen Garten umgebene Villa zeigte.

„Weſſen?" fragte Cécile.

„Dr. Miquels. Ehedem Bürgermeiſter von Osnabrück, jetzt Oberbürgermeiſter zu Frankfurt."

„An der Oder?"

„Nein; am Main."

„Aber was konnte dieſen Herrn veranlaſſen, von ſo landſchaftlich bevorzugter Stelle her, gerade hier ſich anzukaufen und in dieſem einfachen Harz-Dorfe ſeine Sommerfriſche zu nehmen?"

„Eine wohl aufzuwerfende Frage, deren einzig mögliche Beantwortung mir in der Deutſchkaiſerlichkeit des Dr. Miquel zu liegen ſcheint, ein Wort, das, trotz ſeiner ſprachlichen Anfechtbarkeit den Gedanken genau wiedergiebt, den ich Ihnen, meine gnädigſte Frau, des Ausführlicheren unterbreiten möchte. Darf ich es?"

„Ich bitte recht ſehr darum."

„Nun denn, es darf als hiſtoriſche Thatſache gelten, daß wir Männer beſaßen und noch beſitzen, in denen das Kaiſerthum bereits mächtig lebte, bevor es noch da war. Es waren das die Propheten, die

jeder großen Erſcheinung vorauszugehen pflegen, die Propheten und Täufer.“

„Und zu dieſen zählen Sie ....“

„Vor allem auch Dr. Miquel von Frankfurt. In der That, er war unter denen, in deren Bruſt der Kaiſergedanke von Jugend auf nach Verwirklichung rang. Aber wo war dieſem Gedanken am beſten eine Verwirklichung zu geben? Wo durft' er am eheſten Nahrung finden und Förderung erwarten? Und auf dieſe Fragen, meine gnädigſte Frau, giebt es nur eine Antwort: hier. Denn hier, an dieſer geſegneten Harzſtelle, predigt alles Kaiſerthum und Kaiſerherrlichkeit. Ich ſpreche nicht von dem ewigen Kyffhäuſer, der ohnehin ſchon halb thüringiſch iſt, aber ſpeciell hier, am harziſchen Nordrande, giebt jeder Fuß breit Erde wenigſtens einen Kaiſer heraus. In der Quedlinburger Abtei-Kirche, die Sie, wie mir zu meiner Freude bekannt geworden, durch Ihren Beſuch beehrt haben, ruht der erſte große Sachſenkaiſer, im Magdeburger Dome der noch größere zweite. Sie mit Namen zu behelligen, meine gnädigſte Frau, kann mir nicht einfallen. Aber ich bitte, Thatſachen geben zu dürfen. In Harzburg, auf der Burgberg-Höhe (deren Beſteigung ich Ihnen empfehlen möchte; Sie finden Eſel am Fuße des Berges) ſtand die Lieblingsburg des zu Canoſſa gedemüthigten Heinrich, und zu Goslar, in verhältnißmäßiger Nähe

jener Burgberg-Höhe, haben wir bis dieſe Stunde die große Kaiſer-Pfalz, die die mächtigſten Herrſchergeſchlechter, die Träger des ghibelliniſchen Gedankens in ſchon vor-ghibelliniſcher Zeit, in ihrer Mitte ſah. Alſo Kaiſer-Erinnerungen auf Schritt und Tritt. Und hierin, meine gnädigſte Frau, ſeh' ich den Grund, der Dr. Miquel, den Mann des Kaiſergedankens, in ſpeciell dieſe Gegenden zog."

„Unzweifelhaft. Und Sie ſprechen das alles mit ſolcher Wärme . ."

Der Privatgelehrte verneigte ſich.

„Mit ſolcher Wärme, daß ich annehmen möchte, Sie ſelber ſeien mit unter den Propheten und Täufern geweſen und Ihre Studien fänden ihren Gipfelpunkt in einer begeiſterten Hingebung an die deutſche Kaiſergeſchichte."

„Gewiß, meine gnädigſte Frau, wennſchon ich Ihnen offen bekenne, daß der Gang unſerer Geſchichte nicht der war, der er hätte ſein ſollen."

„Und was iſt es, woran Sie Anſtoß nehmen?"

„Das, daß ſich der Schwerpunkt verſchob. Ein Fehler, der erſt in unſeren Tagen ſeine Correctur erfahren hat. Als die Sachſenkaiſer, die wir mit mindeſtens gleichem Recht auch die Harzkaiſer nennen dürften, ſeitens der deutſchen Stämme gekürt wurden, waren wir auf der rechten Spur und hätten, bei dem endlichen aber nur allzu frühen Erlöſchen des

Geschlechts, den Schwerpunkt deutscher Nation nach Nordosten hin verlegen müssen."

„Bis an die russische Grenze?"

„Nein, meine Gnädigste, nicht so weit; nach dem Lande zwischen Oder und Elbe."

„Mit den Hohenzollern an der Spitze?"

„Doch nicht. Nicht damals. Wohl aber, statt ihrer, ein anderes großes Fürstengeschlecht an der Spitze, das in bereits vorhohenzollerscher Zeit das Land zwischen Oder und Elbe beherrschte, seitdem aber in unbegreiflich undankbarer Weise vergessen oder doch bei Seite gestellt wurde: das Geschlecht der Askanier. Haben wir doch als einziges Denkmal und Erinnerungszeichen an diese ruhmreiche Familie nichts als den Askanischen Platz, eine mittelmäßige Lokalität, die täglich viele Tausende passiren, ohne mit dem Namen derselben auch nur die geringste historische Vorstellung zu verknüpfen."

Cécile war selbst unter diesen. Aber in Kreisen großgezogen, in denen aller historischer Notizenkram einen höchst geringen Rang behauptete, bekannte sie sich lachend zu dieser ihrer Unkenntniß und sagte: „Sie müssen es leicht nehmen, mein theurer Herr Professor, Pardon, daß ich bei diesem Titel verbleibe; Sie müssen es leicht nehmen. Es ist nicht Jedermanns Sache, gründlich zu sein. Und nun gar erst wir Frauen. Sie wissen, daß wir jedem ernsten

Studium feind sind. Aber wir haben eine Neigung zu glücklicher Benutzung des Moments, auch ich, und so dürfen Sie jederzeit sicher sein, einer dankbaren Schülerin in mir zu begegnen."

Wieviel daran Ernst war, war ungewiß, aber als desto gewisser konnte das Eine gelten, daß Cécile nicht in der Laune war, den ersten erweiterten Unterricht über Askanierthum auf der Stelle nehmen zu wollen. Sie sah sich vielmehr, als ob sich's um eine Hülfstruppe gehandelt hätte, ziemlich ängstlich nach St. Arnaud und Gordon um, die denn auch, den Emeritus in der Mitte, in einiger Entfernung folgten.

„Ich bin," empfing sie die Herankommenden, „ein gut Theil schneller gegangen als gewöhnlich, und lehrreiche Gespräche haben mir den Weg gekürzt."

Aber während sie diese Worte sprach, hielt sie sich an einer Banklehne und St. Arnaud sah deutlich, daß sie todtmüde war, gleichviel ob vom Weg oder von der Unterhaltung. Er kam ihr deshalb zu Hülfe und sagte, während er den Privatgelehrten lächelnd musterte: „Dein alter Fehler, Cécile! Wenn Dich etwas lebhaft interessirt, Gespräch oder Person, überspannst Du Deine Kräfte . . . Die Herren werden verzeihen, wenn wir uns, während Sie den Berg ersteigen, diese Bank hier zu Nutze machen und auf Ihre Rückkehr warten."

Gordon und der Emeritus, beide wahrnehmend, wie's ſtand, beeilten ſich, ihre Zuſtimmung auszudrücken, und nur Eginhard, der auf eine Zuhörerin von ſo viel „feinem Verſtändniß“ nicht gern verzichten wollte, ſprach noch allerlei von dem Belebenden des Doppel-Oxygen, das erfahrungsmäßig in dem Zuſammenwirken von Nadel- und Laubholz läge, von denen das Nadelholz auf der Lindenberg-Höhe ſowohl durch Larix tenuifolia wie sibirica, das Laubholz aber durch Quercus robur in wahren Prachtexemplaren vertreten ſei. Noch weitere Namen ſollten folgen. Gordon indeß coupirte die Rede ziemlich brüsk und ſchritt, des Emeritus Arm nehmend, unter einem griechiſch-lateiniſchen Kauderwelſch, in dem Ausdrücke wie Douglaſia, Therapeutik, Autopſie wild durcheinander wiederkehrten, an Eginhard vorüber, den ſanft anſteigenden Schlängelpfad hinauf.

Der Privatgelehrte ſeinerſeits machte gute Miene zum böſen Spiel und folgte.

* * *

St. Arnaud und Cécile hatten ſich's mittlerweile bequem gemacht. Die Bank war ziemlich primitiv und beſtand aus zwei Steinpfeilern und zwei Brettern, von denen eins als Sitz, das andere als Lehne diente. Haidekraut und Epilobium wuchſen

umher und weit vorhängende Tannenzweige bildeten ein Schutzdach gegen die Sonne. Boncoeur, der schöne Neufundländer, der sich vom Hôtel her auch heute wieder angeschlossen hatte, hatte sich neben einem der Steinpfeiler in's Haidekraut gelegt.

„Wie schön," sagte Cécile, während ihr Auge die vor ihr ausgebreitete Landschaft überflog.

Und wirklich, es war ein Bild voll eigenen Reizes.

Der Abhang, an dem sie saßen, lief, in allmählicher Schrägung, bis an die durch Wärterbuden und Schlagbäume markirte Bahn, an deren anderer Seite die rothen Dächer des Dorfes auftauchten, nur hier und da von hohen Pappeln überragt. Aber noch anmuthiger war das, was diesseits lag: eine Doppelreihe blühender Hagerosenbüsche, die zwischen einem unmittelbar vor ihnen sich ausdehnenden Kleefeld und zwei nach links und rechts hin gelegenen Kornbreiten die Grenze zogen. Von dem Treiben in der Dorfgasse sah man nichts, aber die Brise trug jeden Ton herüber und so hörte man denn abwechselnd die Wagen, die die Bodebrücke passirten und dann wieder das Stampfen einer benachbarten Schneidemühle. Boncoeur hatte den Kopf zwischen die Vorderfüße gelegt und nur dann und wann sah er zu seiner selbstgewählten Herrin auf, als ob er sich wegen seiner Saumseligkeit entschuldigen wolle.

Plötzlich aber ſprang er nicht nur auf, ſondern mit ein paar großen Sätzen bis in das Kleefeld hinein, freilich nur, um ſich hier ſofort wieder auf die Hinterfüße zu ſetzen und ein paar Töne, die halb Geblaff und halb Gewinſel waren, laut werden zu laſſen.

„Was iſt es?“ fragte Cécile, während St. Arnaud, nach rechts hin, auf einen in Büchſenſchuß-Entfernung über den Weg kommenden und im ſelben Augenblick auch wieder im Unterholz am Bergabhange verſchwindenden Haſen zeigte. Boncoeur aber, mit ſeinem Behange hin- und herſchlagend, ſah dem flüchtigen Lampe noch eine Weile nach und nahm dann ſeinen Platz neben der Bank wieder ein.

„Schlechter Hund,“ ſagte Cécile, mit ihrer Schuhſpitze ſeinen Kopf krauend.

„Guter Hund,“ erwiderte St. Arnaud. „Er zieht einfach Deine Liebkoſungen einer fruchtloſen Haſenjagd vor. Er iſt ritterlich und verſtändig zugleich, was nicht immer zuſammenfällt.“

Cécile lächelte. Solche Huldigungsworte thaten ihr wohl, auch wenn ſie von St. Arnaud kamen. Dann ſchwiegen Beide wieder und hingen ihren Gedanken nach. Helles, ſonnendurchleuchtetes Gewölk zog drüben im Blauen an ihnen vorüber und ein Volk weißer Tauben ſchwebte daran hin oder ſtieg abwechſelnd auf und nieder. Unmittelbar am Ab-

bang aber ſtanden Libellen in der Luft und kleine graue Heuſchrecken, die ſich in der Morgenkühle von Feld und Wieſe her bis an den Waldrand gewagt haben mochten, ſprangen jetzt, bei ſich ſteigernder Tagesgluth, in die kühlere Kleewieſe zurück.

Der Oberſt nahm Cäciles Hand, und die ſchöne Frau lehnte ſich müd' und auf Augenblicke wie glücklich an ſeine Schulter.

In ſolchem Träumen blieb ſie, bis plötzlich an der Bahn entlang die Signale gezogen wurden und von Thale her das ſcharfe Läuten der Abfahrts-Glocke herüberklang. Und ſiehe da, keine Minute mehr, ſo vernahm man auch ſchon den Pfiff der Lokomotive, gleich danach ein Keuchen und Pruſten, und nun dampfte der Zug auf wenig hundert Schritt an dem Lindenberge vorüber.

„Er geht nach Berlin," ſagte St. Arnaud. „Willſt Du mit?"

„Nein, nein."

Und nun ſahen Beide wieder der Wagenreihe nach und horchten auf das Echo, das das Geraſſel und Geklapper in den Bergen wach rief und faſt ſo klang, als ob immer neue Züge vom Hexentanzplatz her herunter kämen.

Endlich ſchwieg es, und die frühere Stille lag wieder über der Landſchaft. Nur die Briſe, von Dorf und Fluß her, wuchs und die Kornfelder neig-

ten ſich und mit ihnen der rothe Mohn, der in ganzen Büſcheln zwiſchen den Halmen ſtand.

Unwillkürlich machte Cécile die ſchwankende Bewegung mit, bis ſie plötzlich auf ein Bild wies, das der Aufmerkſamkeit Beider wohl werth war. Von jenſeit der Bahn her kamen gelbe Schmetterlinge, maſſenhaft, zu Hunderten und Tauſenden herangeſchwebt und ließen ſich auf dem Kleefeld nieder oder umflogen es von allen Seiten. Einige ſchwärmten am Waldrand hin und kamen der Bank ſo nahe, daß ſie faſt mit der Hand zu faſſen waren.

„Ah, Pierre," ſagte Cécile. „Sieh nur, das bedeutet etwas."

„O gewiß," lachte St. Arnaud. „Es bedeutet, daß Dir alles huldigen möchte, geſtern die Roſenblätter und heute die Schmetterlinge, Boncoeurs und Gordons ganz zu geſchweigen. Oder glaubſt Du, daß ſie meinetwegen kommen?"

Dreizehntes Kapitel.

Alles freute ſich auf Altenbrak, und ſelbſt Cécile war ſchon um acht auf dem großen Balkon, trotzdem der Aufbruch erſt um zehn und zehneinhalb erfolgen ſollte.

Dieſer Aufbruch zu verſchiedenen Zeitpunkten hatte

darin seinen Grund, daß Cécile, so sehr sie sich erholt hatte, für eine Fußpartie doch nicht ausreichend gekräftigt war, während St. Arnaud, ein leidenschaftlicher Steiger, auf eine Wanderung über die Berge hin nicht gern verzichten wollte. So war man denn übereingekommen, den Marsch in zwei Colonnen zu machen, von denen die Fußcolonne: St. Arnaud, der Emeritus und der Privatgelehrte um 10 Uhr voraus marschiren, die Reitercolonne: Gordon und Cécile um 10½ Uhr nachfolgen sollte. Danach wurde denn auch verfahren, und als der Fußtrupp um eine halbe Stunde voraus war, erhoben sich die bis dahin Zurückgebliebenen, um sich, unmittelbar vor dem Hôtel, an dem Halteplatze der Wagen und Pferde, beritten zu machen. Gordon, wenig zufrieden mit dem Bestande, den er hier vorfand, unterhandelte gerade mit einem der Vermiether, als Cécile, zwischen den Pferden hin, ein Paar Esel gewahr wurde, die ganz zuletzt im Schatten einer Platane standen. Sie freute sich sichtlich dieser Wahrnehmung, und mit einer ihr sonst nicht eigenen Lebhaftigkeit die Verhandlungen unterbrechend, sagte sie, während sie nach der Platane hinzeigte: „Da sind Esel, Herr von Gordon. Das ist nun einmal meine Passion: Eselreiten und Ponyfahren. Und wenn Sie nicht Anstand nehmen . . .“

„Im Gegentheil, meine gnädigste Frau, man sitzt

beſſer und gemüthlicher und das gefürchtete „vom Pferd auf den Eſel kommen“, was bildlich ſein Mißliches haben mag, iſt mir in natura nie ſchrecklich geweſen.“

Ein Blick, von dem ſchwer zu ſagen war, ob mehr ſchmeichelhafte Huld oder naive Kinderfreude darin vorherrſchte, belohnte Gordon für ſeine Bereitwilligkeit, und wenige Minuten ſpäter ſaßen Beide bereits plaudernd im Sattel und trotteten, über einen Brückenſteg hin, auf eine mit vorjährigem Eichenlaub gefüllte Schlucht zu, die, jenſeits der Bode, zu der auf dem Bergrücken entlang laufenden Blankenburger Chauſſee hinaufführte. Neben ihnen her ging der Eſeljunge, den Eſel, auf dem Cécile ſaß, dann und wann zu beſchleunigterer Gangart antreibend. Es war ein bildhübſcher, zugleich hartgewöhnter Junge, der abwechſelnd ging und lief, und dem Geſpräche, das Gordon und Cécile führten, mit klugem Auge folgte.

Das Laub raſchelte, die Sonne ſpielte durch das Gezweig, und aus dem Walde her vernahm man den Specht und dann und wann auch den Kukuk. Aber nur langſam und ſpärlich, und als Gordon zu zählen anfing, rief er nur ein einzig Mal noch.

„Iſt Euer Harzkukuk immer ſo faul?“

„O nein; 'mal ſo, 'mal ſo. Soll ich ihn fragen?“

„Verſteht ſich.“

„Wie viel Jahre noch?“

Und nun antwortete der Kukuk und ſein Rufen wollte kein Ende nehmen.

Das ſchuf eine kleine Verſtimmung, denn jeder iſt abergläubiſch, und um die Verſtimmung wieder los zu werden, ſagte jetzt Gordon, das Thema wechſelnd: „Eſelreiten und Ponyfahren! Sie ſprachen ſo glückſtrahlend davon, meine gnädigſte Frau. Sind es Kinder-Erinnerungen? Das Ponyfahren läßt es faſt vermuthen. Aber, Pardon, wenn ich in meiner Neugier vielleicht indiskrete Fragen thue.“

„Nicht indiskret. Ueberhaupt was iſt Diskretion? Wer ihr à tout prix leben will, muß in den Karthäuſer-Orden treten.“

„Der, Gott ſei Dank, für Frauen nicht geſtiftet wurde.“

„Muthmaßlich, weil ſeine Begründer klug und weiſe genug waren, das Unmögliche nicht anzuſtreben. Aber, Sie fragten mich, ob Kinder-Erinnerungen? Nein, leider nein. Meine Kindertage vergingen ohne das. Aber dann kamen andre Tage, freilich auch halbe Kindertage noch, in denen ich aus der kleinen oberſchleſiſchen Stadt, darin ich geboren und groß gezogen war, zum erſten Mal in die Welt ſah. Und in welche Welt! Jeden Morgen, wenn ich an's Fenſter trat, ſah ich die ‚Jungfrau‘ vor mir und

daneben den Mönch und den Eiger. Und am Abend dann das Alpenglühen. Ich vergesse sonst Namen, aber diese nicht, diese sind mir in der Seele geblieben, wie die Tage selbst. Schöne himmlische, glückliche Tage, Tage voll ungetrübter Erinnerungen. Und unter diesen ungetrübten Erinnerungen auch Gletritt und Ponyfahren. Ach, es sind so kleine Dinge, aber die kleinen Dinge gehen über die großen . . Und von woher stammt Ihre Passion für derlei Cavalcaden?"

„Aus dem Himalaya."

Bei diesem Worte waren sie aus der Schlucht heraus und Gordon wollte just abbrechen, um, oben angelangt, des freien Umblicks vom Plateau her voll zu genießen, im selben Moment aber wahrnehmend, daß der Eseljunge, ganz wie benommen, ihn anstarrte, überkam ihn ein Lachen und er sagte: Junge, kennst Du den Himalaya?"

„Mount-Everest . . 27,000 Fuß."

„Wo hast Du das her?"

„Nu, das lernen wir."

„Ah la bonne heure," lachte Gordon. „Ja, der preußische Schulmeister . . Zu welch' erstaunlichen Siegen wird uns der noch verhelfen! Und was sagen Sie dazu, meine Gnädigste?"

„Nun zunächst nur das Eine, daß der Junge mehr weiß als ich."

„Laſſen Sie's ihm. Preußiſcher Drill und Gedächtniß-Ballaſt. Je weniger man davon ſchleppt, deſto beſſer.“

„Das ſagt St. Arnaud auch, wenn er gut gelaunt iſt. Aber au fond glaubt er's nicht und empfindet ein beſtändiges Crève Coeur über all' das, was die Herren Präceptoren, zu deren einem wir jetzt wallfahrten, an mir verſäumt haben. St. Arnaud, ſag' ich, glaubt es nicht und Sie glauben es auch nicht, Herr von Gordon. Ich hab' es wohl bemerkt. Alle Preußen ſind ſo conventionell in Bildungsſachen, alle ſind ein klein wenig wie der Herr Privatgelehrte . .“

„Ja,“ ſtimmte Gordon zu, „das ſind ſie. Sie heißen nicht ſämmtlich Eginhard, aber alle ſind mehr oder weniger ‚Aus dem Grunde‘.“

Danach brach das Geſpräch ab und erſt nach einer Weile nahm es Cécile wieder auf. „Ob wir die Herren noch einholen?“ fragte ſie. „Die Chauſſee läuft hier wie mit dem Lineal gezogen, und doch ſeh' ich Niemand.“

* * *

In der That, Cécile ſah Niemanden und konnte Niemand ſehen, aber es lag nicht an einer allzu großen Entfernung zwiſchen ihr und der Avantgarde,

ſondern einfach daran, daß die drei Herren, denen der Aufſtieg doch ſaurer geworden war, als ſie vermuthet hatten, Schattens halber in einen wundervollen Waldpfad eingebogen waren, der erſt ſpäter wieder auf den Hauptweg mündete. St. Arnaud hatte die Mitte zwiſchen ſeinen beiden Begleitern genommen und rechnete darauf, die Fehde zwiſchen dem ‚braunſchweigiſchen Roß‘ des Emeritus und dem ‚askaniſchen Bären‘ des Privatgelehrten in kürzeſter Friſt ausbrechen zu ſehn, ſchob aber ſeinerſeits alles, was den Streit unmittelbar hätte heraufbeſchwören können, klug und vorſichtig hinaus und begnügte ſich damit, den Privatgelehrten über ſeinen Namen auszuholen.

„Irr' ich, wenn ich annehme, mein hochverehrter Herr ‚Aus dem Grunde‘, daß Sie rheiniſchen oder ſchweizeriſchen Urſprungs ſind und ähnlich wie die ‚Vom Rath‘, ‚Aus dem Winkel‘ und ‚Auf der Mauer‘ entweder der Kölner Gegend oder aber den Urkantonen entſtammen?“

„Doch nicht, mein Herr Oberſt. Mein Urgroßvater kam glaubenshalber aus Polen und hieß urſprünglich Genſerowsky, noch bis vor Kurzem befanden ſich in der Berliner Hafenhaide Träger dieſes alten Namens. Einer der Söhne, mein Großvater, war homo literatus, zugleich Verfaſſer einer griechiſchen Grammatik, und um ganz mit den

polniſchen Erinnerungen zu brechen oder vielleicht auch wegen eines dem deutſchen Ohre nicht unbedenklichen Namensanklanges, ließ er den Genſerowsky fallen und nannte ſich ‚Aus dem Grunde'. Das einigermaßen Anſpruchsvolle darin verkenn' ich nicht, aber der Name iſt mir überkommen und ſo kann es mir perſönlich nur obliegen, ihm, nach dem beſcheidenen Maße meiner Fähigkeiten, Ehre zu machen."

„Ein Streben, zu dem ich Sie beglückwünſche."

„Der Herr Oberſt beſchämen mich durch ſo viel Güte. Das aber darf ich heute ſchon ausſprechen, daß ich mich jederzeit vor Zerſplitterung und einer damit zuſammenhängenden Oberflächlichkeit gehütet habe. Zerſplitterung iſt der Fluch unſerer modernen Bildung. Ich befleißige mich der Concentration und halte zu dem guten alten Satze ‚multum non multa'. Mein Stolz iſt der, ein Specialiſſimus zu ſein, ein Spott- und zugleich Ehrenname, den mir beizulegen dem Chor meiner Gegner beliebte. Der Herr Oberſt wiſſen, welchem Gegenſtande meine Studien gelten, und es ſind denn auch eben dieſe, die mich neuerdings wieder hierher in den Harz und in der letzten Woche nach dem reizenden Gernrode (deſſen Beſuch ich dem Herrn Oberſten empfohlen haben möchte) geführt haben, nach Gernrode, das ſeinen Namen bekanntlich von einem vor-askaniſchen Markgrafen herleitet, dem Markgrafen Gero."

„Denſelben muthmaßlich, der dreißig Wendenfürſten zu Tiſche lud, um ſie dann zwiſchen Braten und Deſſert abſchlachten zu laſſen?“

„Von eben denſelben, mein Herr Oberſt. Aus welchem Zwiſchenfall ich übrigens bitten möchte, nicht allzu nachtheilige Schlüſſe ziehen zu wollen. Markgraf Gero war ein Kind ſeiner Zeit, genau ſo wie Karl der Große, dem die ſummariſch enthaupteten 10,000 Sachſen nie zum Nachtheil angerechnet worden ſind. Es ſind das eben die Männer, die Geſchichte machen, die Männer großen Stils, und wer Hiſtorie ſchreiben oder auch nur verſtehen will, hat ſich in erſter Reihe zweier Dinge zu befleißigen: er muß Perſonen und Thaten aus ihrer Zeit heraus zu begreifen und ſich vor Sentimentalitäten zu hüten wiſſen.“

„Gewiß, gewiß,“ lachte der Oberſt. „Einverſtanden mit allem, wobei mir nur ewig merkwürdig bleibt, daß die durch Natur und Beruf friedliebendſten Leute von der Welt allemal für ‚Kopf-ab‘ ſind, während alle Leute von Fach an dreißig abgeſchlachteten Wendenfürſten doch einigermaßen Anſtoß nehmen. Es muß übrigens ein Geſetz in dieſer Erſcheinung walten, vielleicht daſſelbe, nach dem ganz unbemittelte Perſonen immer erſt geneigt ſind, ein Dreißig Millionen-Vermögen als ein Vermögen überhaupt gelten zu laſſen.“

Unter diesem Gespräche, das sich weiter spann, hatten unsre drei Freunde den Punkt erreicht, wo der Waldweg wieder in den Hauptweg einbog, auf dem, im selben Augenblicke fast, wo sie denselben betraten, ein Hauderer oder Personenwagen, mit dem Anhaltiner Wappen am Wappenschlage, vorüber rollte.

„War das nicht der askanische Bär?“ fragte St. Arnaud.

„Zu dienen. Und zwar der askanische Bär an einem emeritirten Postwagen aus guter alter Zeit, wo das Herzogthum Anhalt noch eine selbständige Postverwaltung hatte. Die nunmehr längst meistbietend versteigerten Wagen laufen nur noch als Hauderer durch's Land und predigen einen Wechsel der Dinge, der mich in meiner Eigenschaft als Deutscher beglückt, in meiner Spezial-Eigenschaft als zu Haus Anhalt haltender Berliner aber ebenso betrübt wie verletzt. Denn worin hat speziell Berlin den Ursprung und die Wurzel seiner Kraft? Einfach in dem jetzt hinsterbenden Askanierthum, dem es nicht blos seinen Wappen-Bären, sondern in gleichem Grade sein Gedeihen und seinen Ruhm verdankt. Und wie lohnt es diesem Askanierthum? Ich hatte schon gestern die Ehre, mich gegen die gnädige Frau darüber aussprechen zu können. Wenn ich sage ‚durch Mißachtung‘, so mach' ich mich insoweit noch einer erheblichen Beschönigung schuldig, als Haus Anhalt

einfach einer gewissen Komik verfallen ist, die sich tagtäglich in den traurigsten Bismarckismen Luft macht. Urtheilen Sie selbst. Erst vorgestern war es, daß ich in einem diese Frage berührenden ernsten Gespräch der ganz unqualificirbaren Antwort begegnete: „Versteht sich, Anhalt-Dessau. Denn wenn wir Dessau nicht hätten, so hätten wir auch nicht den alten Dessauer, und wenn wir den alten Dessauer nicht hätten, so hätten wir auch nicht: so leben wir!“

„Ah,“ sagte der Oberst, „das waren die zwei Berliner an der Table d'hôte. Dergleichen darf man nicht übel nehmen. Die Berliner sind Spaßmacher und gefallen sich in ironischen Bemerkungen und Citaten.“

„Und treffen dabei meistens den Nagel auf den Kopf,“ setzte der Emeritus hinzu. „Denn Sie werden, mein hochverehrter Herr Eginhard, doch nicht allen Ernstes verlangen, daß wir uns im Zeitalter Otto von Bismarcks auch noch für Otto den Faulen oder gar für Otto den Finner interessiren sollen?“

„Doch, mein Herr Emeritus. Zu den schönsten Zierden deutscher Nation zähl' ich Loyalität gegen das noch lebende Fürstengeschlecht und unwandelbare Pietät gegen die, die bereits vom Schauplatz abgetreten sind.“

„Eine Forderung, mein hochverehrter Herr Aus dem Grunde, die sich leichter stellen als erfüllen läßt. Andauernde Treue gegen das Alte macht die Treue gegen das Neue nahezu zur Unmöglichkeit; aber unmöglich oder nicht, es ist jedenfalls ein gefährliches Evangelium, das Sie da predigen. Denn was Albrecht dem Bären recht ist, ist Heinrich dem Löwen billig, und doch möcht' ich Ihnen nicht anempfehlen, Ihrem unentwegten Enthusiasmus für emeritirte Postkutschen (Sie selbst geruhten diesen Ausdruck zu gebrauchen) von Haus Anhalt auf das Haus Welf übertragen zu wollen. Es giebt eben leichte und schwere Pietäten, und die letztern sind nicht Jedermanns Sache, was auch kaum anders sein kann. Und um schließlich auf diesem nur allzu heiklen Gebiet auch noch ein Wort von mir selber zu sagen, so bin ich fester Braunschweiger trotz einem. Aber wenn heute mein Herzog stirbt und morgen ‚der Preuß'' uns annektirt, so bin ich übermorgen loyaler Preuße. Nur keine Prinzipienreiterei, mein hochverehrten Herr Aus dem Grunde. „Das Wort sie sollen lassen stahn', das ist Recht und Ordnung, dafür bin ich da, das ist Gewissensache. Für alles Andre aber haben wir die Vernunft. Treue! Man muß die Welt nehmen, wie sie liegt, und danach treu sein."

„Oder untreu."

„Meinetwegen.“

Und dabei lächelte der Emeritus mit überlegener Miene.

* * *

Der so voraufschreitenden Colonne folgten Gordon und Cécile.

Nach rechts hin, auf Blankenburg zu, lagen weite Wiesen und Ackerflächen, während unmittelbar zur Linken ein Waldschirm von geringer Tiefe stand, der unsere Reisenden von der steil abfallenden Thalschlucht und der unten schäumenden Bode trennte. Dann und wann kam eine Lichtung, und mit Hülfe dieser glitt dann der Blick nach der anderen Felsenseite hinüber, auf der ein Gewirr von Spitzen und Zacken und alsbald auch der Hexentanzplatz mit seinem hellgelben, von der Sonne beschienenen Gasthause sichtbar wurde. Juchzer und Zurufe hallten durch den Wald und dazwischen klang das Echo der Böller- und Büchsenschüsse von der Roßtrappe her.

„Es ist doch ein eigen Ding um die Heimat,“ sagte Gordon, „sie sei wie sie sei. Laß ich mich auf's Vergleichen ein, so ist dies Alles nur Spielzeug der Natur, daß neben dem Großen verschwindet, was sie draußen in ihren ernsteren Stunden schuf. Und doch geb' ich für dieses bescheidene Plateau sechs Himalaya-Päße hin. Es ist mit all dem

Großen draußen, wie wenn man einen Kaiser in Hermelin oder den Papst in Pontificalibus sieht; man bewundert und ist benommen, aber wohl wird einem erst wieder, wenn man seiner Mutter Hand nimmt und sie küßt."

„Sie sprechen das mit so vieler Wärme. Lebt Ihre Mutter noch? Haben Sie sie wiedergefunden?"

„Nein, sie starb in den Jahren, daß ich draußen war. Ich habe nichts weiter mehr als zwei Schwestern. Eine war noch ein halbes Kind, als ich Deutschland verließ; aber mit der andern wuchs ich auf, wir harmonirten in allen Stücken, und wenn sich mir meine Wünsche nur einigermaßen erfüllen, so trennen wir uns nicht wieder, wenigstens nicht wieder auf Jahre. Ja, diese Bande sind doch die festesten und überdauern alles andre. Wie manche Nacht, wenn ich in den gestirnten Himmel auffah, hab' ich an Mutter und Schwester gedacht und mir ein Wiedersehen ausgemalt. Nur halb ist es mir in Erfüllung gegangen."

Cécile schwieg. Sie war klug genug, um die Herzlichkeit solcher Sprache zu verstehen und zu würdigen, aber doch andererseits auch verwöhnte Frau genug, um sich durch ein so betontes Hervorkehren verwandtschaftlicher Empfindungen und zwar in diesem Augenblick und an ihrer Seite wenig geschmeichelt zu fühlen.

„Und wie heißt Ihre Schwester?“

„Clothilde.“

„Clothilde,“ wiederholte sie langsam und gedehnt, und Gordon, der heraushören mochte, daß ihr der Name nicht sonderlich gefiel, fuhr deshalb fort: „Ja, Clothilde, meine gnädigste Frau. Sie wägen den Namen und finden ihn etwas schwer. Und Sie haben Recht. Ich glaube auch nicht, daß ich fähig sein würde, mich jemals in eine Clothilde zu verlieben. Aber je weniger der Name für eine Braut oder Geliebte paßt, desto mehr für eine Schwester. Er hat etwas Festes, Solides, Zuverlässiges, und geht nach dieser Seite hin fast noch über Emilie hinaus. Vielleicht giebt es überhaupt nur einen Namen von ebenbürtiger Solidität.“

„Und der wäre?“

„Mathilde.“

„Ja,“ lachte Cécile. „Mathilde! Wirklich. Man hört das Schlüsselbund.“

„Und sieht die Speisekammer. Jedesmal, wenn ich den Namen Mathilde rufen höre, seh' ich den Quersack, darin in meiner Mutter Hause die Backpflaumen hingen. Ja,' dergleichen ist mehr als Spielerei, die Namen haben eine Bedeutung.“

„Ich wollte, daß Sie Recht hätten, es würde mich glücklich machen. Aber was hab' ich beispielsweise von meiner musikalischen und sogar heilig-

gesprochenen Namensschwester? Die Heiligkeit gewiß nicht, und auch kaum die Musik."

So plaudernd, erreichten sie die Stelle, wo der nach Altenbrak abzweigende Weg auf ein weites Elsbruch einbog, hinter dem die bis jetzt von ihnen passirte Waldpartie von Neuem aufragte, freilich nicht als Wald mehr, sondern nur noch als Schonung, über deren Kiefern und Kusseln hinweg eine muthmaßlich einen Weg einfassende Doppelreihe weißstämmiger Birken sichtbar wurde. Hart in Front dieser Schonung lagerte, deutlich erkennbar, eine Gruppe hemdärmlicher oder doch in Leinwandjacken gekleideter Personen, aller Wahrscheinlichkeit nach also Holzschläger oder Arbeiter auf Tagelohn. Etwas Leichtes in den Bewegungen jedoch, zumal wenn sich Einzelne von ihnen erhoben, zeigte bald, daß es keine Tagelöhner sein konnten.

„Was sind das für Leute da?" fragte Gordon den Jungen. Ehe dieser aber antworten konnte, wurde drüben ein Signalhorn laut und im selben Augenblicke begann ein Hin- und Herlaufen und gleich danach ein Ordnen und Richten. Und nun setzten sich auch unsere zwei Reisenden in Trab und erkannten im Näherkommen, daß es blutjunge Leute waren, Turner in Drillichanzügen, die sich mit bemerkenswerther Raschheit und Gewandtheit in Gliedern formirten. Ganz in Front standen die

Spielleute: drei Tambours und ein Hornist, und als die der Aufstellungsseite zunächst reitende Cécile bis auf wenige Schritte heran war, kommandirte der den Trupp führende Vorturner: „Augen links“ und dann „Präsentirt das Gewehr.“ Er selbst aber salutirte mit dem Schläger, die Spitze zur Erde senkend, während die drei Tambours den Präsentirmarsch schlugen. Cécile verneigte sich dankend und verlegen, und einen Augenblick später ritten Beide (Gordon unter militärischem Gruß) in den Birkenweg ein, der sich, wie man vermuthet hatte, durch die Schonung hinzog und an manchen Stellen eine vollkommene Laube bildete.

„War das reizend,“ sagte Cécile. „Jugend, Jugend. Und so frisch und glücklich. Und so ritterlich und artig.“

Gordon nickte. „Ja, meine gnädigste Frau, das ist Deutschland, Jung-Deutschland. Und mit Stolz und Freude sehe ich es wieder. Draußen hat man auch dergleichen, aber es ist doch anders. Hier giebt sich alles natürlicher und weniger zurecht gemacht; weniger mise en scène. Gott erhalt' uns unsere Jugend.“

Und während er noch so sprach, streiften die Birkenzweige Céciles Gesicht, was ihn zu dem Vorschlag veranlaßte, doch die Plätze zu wechseln. Aber sie wollte davon nichts hören. „Es ist doch

immer ein Streicheln, auch wenn es weh thut. Und dazu diese himmlische Luft! Ach, ich könnte den ganzen Tag so reiten und von Müdigkeit wäre keine Spur."

Endlich hatten sie die Schonung im Rücken und hielten vor einer, von einem Plankenzaun eingefaßten und hoch in Gras stehenden Wiese, darauf nichts sichtbar war, als, in einiger Entfernung, drei ziemlich gleich aussehende Häuschen, die todtstill und wie verwunschen in der grellen Mittagssonne dalagen. Keine Grille zirpte, kein Rauch stieg auf; um den Zaun herum aber ging in weitem Bogen der Weg, anstatt die Wiese kurz und knapp zu durchschneiden.

„Wie heißt das?" fragte Gordon.

„Todtenrode," sagte der Junge.

„Nur in Ordnung. Wenn es nicht schon so hieße, so müßt' es so getauft werden. Todtenrode! Wohnen Menschen hier? Muthmaßlich ein Todtengräber?"

„Nein, ein Förster."

Unter solchem Gespräche waren sie bis an die Stelle gekommen, wo die vorerwähnten drei Häuschen standen. Eines derselben, das größte, das etwas von Architektur und Ornament zeigte, war ganz von wildem Wein überwachsen, und Gordon ritt heran, um, so gut es die Lichtblendung gestattete, von außen her in die Fenster hineinzusehen. Keine Gardine

war da, kein Vorhang, überhaupt nichts, was auf Bewohnerschaft hätte deuten können, und doch war unverkennbar, daß dies Haus in der Oede sehr bewegte Tage gesehen haben mußte. Polsterbänke zogen sich um panelirte Wände, dazu Schenktisch und schwere Stühle, während sich in dem Zimmer daneben, das sich, bei nur halber Tiefe, leichter übersehen ließ, allerlei Möbel aus der Zeit des Empire befanden, darunter ein hellblaues Atlassopha mit drei schmalen Spiegeln über der Lehne.

Cécile sah gleichzeitig mit Gordon in die verblaßte Herrlichkeit hinein und auch der Junge stellte sich neugierig auf die Zehspitzen.

„Eine Försterei, sagtest Du. Das ist aber ein Jagdschloß."

„Ja, ein Jagdschloß."

„Und von wem?"

„Von unsrem Herzog."

„Kommt er oft?"

„Nein. Aber der vorige . . ."

„Ja," lachte Gordon, „der vorige, der kam oft." Und zu Cécile gewandt, fuhr er fort: „Ich hab' ihn noch in Paris gesehen, den guten Herzog, alt geworden, geschnürt und geschminkt, und mit Ringellöckchen, eine lächerliche Figur, ebenso der Liebling wie der Spott der Halbwelt-Damen. Wahrhaftig, wer die Geschichte dieser Duodezfürsten schreiben

will, muß bei den fürstlichen Jagdschlössern anfangen. Und nun gar dies hic, dies Todtenrode! Der bloße Name hätte mich in einen Tugendpriester verwandeln können. Aber diese Durchläuchtings empfinden anders und sagen umgekehrt: „je mehr Tod, je mehr Leben". Erst die Strecke mit dem erlegten Wild, und dann Bacchus, und dann Eros der göttliche Knabe. Zehn gegen eins, daß dies Todtenrode mit zu den bevorzugtesten Tempeln des kleinen Gottes gezählt hat. Ihr Himmlischen, was mag sich Alles in diesem Allerheiligsten abgespielt haben, an Freud und Leid! Ja, auch an Leid. Denn der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, wobei mir übrigens die Serenissimi selbst die weitaus kleinste Sorge machen. Aber was so von Jugend und Unschuld mit in die Brüche geht, was so gemüthlich mit hingeopfert wird in dem ewigen Molochdienste . . ."

Cécile musterte den Sprecher, der einen Augenblick in der Laune schien, in seiner Philippika fortzufahren; bald aber wahrnehmend, daß er, wie damals vor den Portraits der Fürst-Abbatissinnen, in seinen Auslassungen um ein gut Theil zu weit gegangen sei, begann er sofort das Thema zu wechseln, was ihm die sich rasch verändernde Scenerie ziemlich leicht machte. Der Weg nämlich, der bis dahin über ein Plateau geführt hatte, senkte sich hinter

Todtenrode wieder und mündete bald danach auf eine mittelhoch am Abhange sich hinziehende Chaussee, neben der, in der Tiefe, die diesseits von einem sonnigen Wiesengrunde, jenseits aber von Wald und Schatten eingefaßte Bode hinfloß. Erquickende Kühle drang von unten her bis zur Höhe hinauf, und einzelne Häuser, die zerstreut und lauschig am Flusse hin lagen, berechtigten zu der Annahme, daß man in kürzester Frist am Ziele sein werde.

Gordon wurde nunmehr sehr bald auch der drei voraus marschirenden Herren ansichtig, die ganz zuletzt einen Richtsteig eingeschlagen haben mußten, und auf sie hinweisend, rief er seiner Begleiterin in beinahe freudiger Aufregung zu: „Da sind sie. Wenn wir uns in Trab setzen, haben wir sie noch vor dem ersten Hause.“

Cécile sah ihn bei diesen Worten verwundert an, aber mit einer Verwunderung, in die sich etwas von Empfindlichkeit mischte. Das war doch naiver als naiv. Er genoß des Vorzugs ihrer Gesellschaft und schien nichtsdestoweniger hocherfreut über die Möglichkeit, im nächsten Augenblicke wieder in Nähe des Emeritus oder gar an der Seite des Privatgelehrten sein zu können. Alle Verwunderung und Empfindlichkeit aber verlor sich rasch in dem Komischen der Situation und sich aufrichtend im Sattel sagte sie mit bei-

nah übermüthiger Betonung: „Eh bien, eilen wir uns, Herr von Gordon. Vite vite. Man soll die Gelegenheit beim Schopfe fassen.“

Und im Trabe, während der Junge sich in den Steigbügel hing, ging es bergab.

Eine Minute noch, und man mußte die Vorausmarschirenden eingeholt und das Dorf selbst erreicht haben.

Vierzehntes Kapitel.

Aber es war doch anders bestimmt, denn unmittelbar vor dem Dorfeingange wurde Cécile, die dem Flusse zunächst ritt, einer im Grase sitzenden Dame, der Malerin, gewahr.

Wirklich, es war Fräulein Rosa, mitten in der Arbeit vor einer Staffelei, die sie sich aus drei Bohnenstangen mit eingeschlagenen Holznägeln zurecht gezimmert hatte. Die Freude der Künstlerin gab sich, wie die der beiden Ankömmlinge, ganz ungesucht, und den Pinsel in's Gras werfend, aber die Palette immer noch auf dem linken Daumen, sprang sie von ihrem Malerstuhl auf und reichte Cécile die frei gewordene Rechte.

„Willkommen in Altenbrak . . . Ach, nun entsinn' ich mich . . Die drei Herren . . . vor einer

Minute erst . . . Richtig, das war ja der Herr Oberst und der freundliche alte Emeritus. Und der Dritte . . . Ja, wer war der Dritte?"

„Der Herr Privatgelehrte."

„Nun, der hätte seine Langweil und sich selbst in Hôtel Zehnpfund belassen können. Aber welche Freude, Sie wieder zu sehen, meine gnädigste Frau. Und Sie, Herr von Gordon. Ach, es war mir zu viel Staub im Thale, zu viel Staub und zu viel Sonntagsgäste. Hexentanzplatz und Roßtrappe sind nur wie Tempelhof und Tivoli, Bier und wieder Bier. Aber hier ist Natur, und die weiß- und braungefleckte Kuh da . . . Sehen Sie doch nur, meine gnädigste Frau, wie das liebe Vieh dasteht und sich nicht rührt. Ein wahres Mustermodell. Ich möchte schwören, es habe Gemüth und freue sich mit mir, daß Sie da sind."

Cécile, als die Malerin endlich schwieg, that auch ihrerseits ein paar Fragen und versuchte bei der Gelegenheit einen Blick auf die Skizze zu werfen, aber Rosa wollte davon nichts wissen, und fuhr fort: „Nein, meine gnädigste Frau, nur nicht gleich wieder Kunst und Kunstgespräche. Was Sie hergeführt hat, hat einen andern Zweck und Namen. Und ich brauche kaum danach zu fragen. Natürlich, der Präceptor, der alte Murrkopf, der Mann mit der sonoren Baßstimme, Selbstherrscher aller Altenbraker

und dabei Landesautorität in Sachen der Schmerle. Täglich bin ich an seinem Tisch (er hält nämlich eine Pension) und dann setzt er sich zu mir und sagt mir Liebenswürdigkeiten und will mich sogar adoptiren. Aber ich hab' ihm gesagt, er müsse mich heirathen, anders thät' ich's nicht, ich wolle Schloßfrau werden auf Burg Rodenstein oder kurzweg die Rodensteinerin und den ganzen Tag über mit dem Schlüsselbund rasseln."

„Und Sie wohnen in seiner Pension?"

„Nein, ich ziehe diese Seite des Dorfes vor. Ich wohne hier . . . das dritte Haus da, gleich hinter dem Staket."

Und sie wies auf ein reizendes, am Dorfeingange gelegenes Häuschen, in dessen Vorgarten ein paar Stachelbeersträucher standen und Mohn und Borré bunt durch einander blühten. An dem Staket aber trockneten Netze, während eine Sichel an der alten Linde hing.

„Beneidenswerth," sagte Gordon. „Manchem glückt es, überall ein Idyll zu finden; und wenn er's nicht findet, so schafft er's sich. Ich glaube, Sie gehören zu diesen Glücklichen."

„Ich glaub' es beinah selbst, muß aber jedes persönliche Verdienst in der Sache von mir abweisen. Der Himmel legt einem nicht mehr auf, als man

tragen kann. Und ich habe durchaus keine Schultern für das Tragische."

Cécile schien von diesem scherzhaft hingeworfenen Worte mehr berührt, als sich erwarten ließ. Jedenfalls brach sie rasch ab und sagte: „Das ist ein großes Thema. Und wenn Herr von Gordon und Fräulein Rosa erst in's Philosophiren kommen . . ."

„Dann giebt es kein Ende."

Cécile nickte zustimmend und unter einem herzlichen „au revoir" warf sie das Thier herum und lenkte, von Gordon gefolgt, auf den breiten Fahrweg ein, in dessen Schatten der Junge zurückgeblieben war.

„Haben wir noch weit bis zum Präceptor?"

„Noch eine Viertelstunde."

„Gut denn."

Und man setzte sich wieder in Trab.

* * *

Wirklich, es war noch eine Viertelstunde, denn das Haus, das der Alte bewohnte, lag an der entgegengesetzten Seite von Altenbrak. Aber so lang der Weg war und so ruhebedürftig Cécile sich fühlte, dennoch sprach sie kein Wort von Ermüdung, weil das Bild, das die Dorfstraße gewährte, sie beständig interessirte. Links hin lagen die Häuser und Hütten

in der malerischen Einfassung ihrer Gärten, während nach rechts hin, am jenseitigen Ufer der Bode, der Hochwald anstieg, auf dessen Lichtungen das Vieh weidete. Das Geläut der Glocken tönte herüber und dazwischen klang das Rauschen des über Kieselgeröll hinschäumenden Flusses.

So ging es das Dorf entlang, an Stegen und Brücken vorbei, bis endlich da, wo die Schlucht sich wieder weitete, der Eseljunge nach einem in Mittelhöhe des Felsens eingebauten Häusercomplex hinaufwies, daran in Riesenbuchstaben auf weißem Schilde stand: „Gasthaus zum Rodenstein."

„Hier wohnt der Präceptor."

Und so hielt man denn.

Und während der Junge die Esel in einem unteren Stallraum unterbrachte, stiegen Gordon und Cécile die Stufen hinan, die zu dem „Rodensteiner" hinauf führten.

* * *

Auf der obersten Stufe stand bereits St. Arnaud und empfing die Spätlinge mit vieler Freundlichkeit, aber doch zugleich auch mit einem Anfluge von Spott. „Die Herrschaften," hob er an, „scheinen auf einen Wettlauf mit dem braunschweigischen Roß, beziehungsweise dem askanischen Bären verzichtet zu haben. Zu

meinem lebhaften Bedauern. Im Uebrigen hab' ich aus der mir auferlegten Entbehrung das Beste zu machen gesucht und kenne in diesem Augenblicke nicht nur Albrecht den Bären, sondern auch den Markgrafen Waldemar so genau, daß ich keinem Müllergesellen, und wenn es Jakob Rehbock in Person wäre, rathen möchte, mich hinter's Licht führen zu wollen. Freilich, ob Herrn von Gordon an einer derartigen Wissenszufuhr in gleicher Weise gelegen gewesen wäre, muß dahin gestellt bleiben, — hinsichtlich meiner theuren Cécile verbürg' ich mich für das Gegentheil. Und nun an die Gewehre! Zehn Minuten haben ausgereicht, mich mit dem Rodensteiner bekannt zu machen und ich dürfte danach, Sie Beide dem trefflichen Alten vorzustellen. Unser Freund Eginhard, des Emeritus zu geschweigen, ist zwar eben über ihn her und hat, wenn ich recht gehört habe, vor fünf Minuten den ganzen Markgrafen Otto mit dem Pfeil auf die Sehne seiner Beredtsamkeit gelegt. Aber ich hoffe, der Pfeil fliegt schon. Und so denn schnell, eh' er zum zweiten Male spannt."

Unter diesem Geplauder überschritten alle Drei die Schwelle des Gasthauses und traten, nach Passirung einiger winkeliger und ziemlich verräucherter Stuben, auf einen halb veranda- halb balkonartigen Vorbau hinaus, dessen weitvorspringendes Schutzdach

in Front auf drei Holzpfeilern ruhte. Nach der Rückseite hin aber lag dasselbe Schutzdach auf einer indigoblauen Wand, an der entlang ein großer, immer mit Essig und Oel und leider auch mit Mostrichbüchsen besetzter Eßtisch stand. In Mitte desselben erblickte man Eginhard und den Emeritus in allerlebhaftestem Gespräche mit einem Dritten, welcher Dritte Niemand anders als der Schloßherr aller dieser Dominien sein konnte: der Präceptor Rodenstein. Und so war es denn auch.

„Erlauben Sie mir, mein hochverehrter Herr Präceptor, Ihnen meine Frau vorzustellen. Und hier Herrn von Gordon. Die Tagesaufgabe Beider war augenscheinlich, das Unausreichende cavalleristischer Leistungsfähigkeit auf's Neue zu beweisen und daneben die Superiorität der alten Garde zu Fuß."

Der Präceptor hatte sich von seinem Stuhl erhoben und hieß Cécile willkommen, eine zweite Verbeugung galt Gordon. Er stützte sich, all' die Zeit über, auf ein Weichselrohr mit Elfenbeingriff und gab, als er sich gleich danach wieder an den Eßtisch lehnte (das Stehen wurd' ihm schwer), eine bequeme Gelegenheit, ihn in seiner ganzen Erscheinung zu mustern. Er konnte füglich als der Typus eines knorrigen Niedersachsen, eines in Eichenholz geschnitzten Westphalen gelten und vernahm denn auch nichts lieber, als „daß er einen Waldeck-Kopf habe". Wirk-

lich ließ sich von einer solchen Aehnlichkeit sprechen. Ein Fall, den er vor Jahr und Tag gethan, machte, daß er seitdem eines Stockes bedurfte, sonst aber war er verhältnißmäßig jung geblieben und glich, in der Fülle seines krausen Haares, darin sich nur wenig Grau mischte, mehr einem Fünfziger als einem hohen Siebziger, der er doch war. Sein Bestes aber war sein Organ, und man begriff völlig, daß er mit dieser seiner Stimme 40 Jahre lang die Altenbraker zusammengehalten und ihnen durch Epistel- und Bibelvorlesung von der Kanzel her den Prediger ersetzt hatte.

Cécile fühlte sich sofort angezogen durch seine Persönlichkeit und sprach ihm unbefangen und liebenswürdig aus, wie sehr sie sich freue, seine Bekanntschaft zu machen. Der Herr Emeritus, in dem er einen warmen Verehrer habe, habe sehr viel Schönes von ihm erzählt, von ihm, von Altenbrak und von den Schmerlen, und sie sehe wohl, daß er nicht zuviel gesagt habe. Denn Altenbrak sei reizend und was die Schmerlen angehe ....“

So würden diese (unterbrach hier der Präceptor) hinter ihrer Reputation nicht zurückbleiben und die gnädige Frau gewiß zufrieden stellen. Die gnädige Frau möge nur bestimmen, um welche Stunde sie das Diner zu nehmen wünsche. Das Küchendepartement sei natürlich Sache seiner Frau, wenn er sich

aber trotz alledem mit einem Vorschlag einmischen dürfe, so möcht' er empfehlen: erst die Schnerlen und dann einen Rehrücken aus dem Altenbraker Forst. Denn die Schnerlen allein thäten es nicht und gehörten zu den Gerichten, an denen man sich hungrig äße.

Cécile war einverstanden, und nachdem man noch die Frau Präceptorin und deren Tochter, eine junge Försterfrau, zu Rathe gezogen, wurde festgestellt, daß um 5 Uhr gegessen werden solle. Natürlich auf der Veranda. Die noch dazwischen liegenden zwei Stunden aber solle Jeder zu freier Verfügung haben, entweder zu Promenaden an der Bode hin, oder aber zu Ruhe und Schlaf.

* * *

Ja, Ruhe, danach verlangte Cécile, die sich denn auch unverweilt in eine nach einem Gärtchen hinausgelegene Hinterstube zurückzog, wo die Fenster aufstanden und die kleinen gelben Gardinen im Luftzuge wehten. In Nähe des einen Fensters stand ein bequemes Ledersopha, darauf die total Erschöpfte sich streckte, während die junge, nur zu Besuch und Aushülfe bei den Eltern anwesende Försterfrau sie mit einem leichten Sommermantel zudeckte.

„Soll ich die Fenster schließen, gnädige Frau?"

„Nein. Es ist gut so, wie's ist. Eine so schöne Luft und doch kein Zug. Aber wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen sich zu mir. Ich kann doch nicht schlafen und habe nur das Bedürfniß mich zu ruhen."

„Ach, das kenn' ich."

„Sie? Wie das? Sie sind noch so jung und sehen so blühend aus, und Ihre Augen lachen so frisch und glücklich. Sie haben gewiß einen guten Mann. Nicht wahr?"

„Ja, den hab' ich."

„Und Kinder?"

„Auch die. Und die sind mein besondres Glück. Aber in drei Jahren drei, das ist doch viel, und wenn das zweite geboren wird, eh' das erste noch laufen kann, und wenn dann Krankheit kommt und man den Tag über am Herd und in der Nacht an der Wiege steht und alle Lieder durchsingt, und das Kleine doch nicht schlafen will und einem dann die Augen zufallen und man sie mit aller Gewalt wieder aufreißen muß, — ach, meine gnädigste Frau, wenn solche Tage kommen, da lernt man doch erkennen, was Ruhe heißt und das Bedürfniß danach. Und da hilft keine Jugend und keine Gesundheit. Und bei all meinem Glück hab' ich oft bitterlich geweint."

In diesem Augenblick hörte man von draußen eine Kinderstimme.

„Da ruft eines?“

„Nein, meine gnädigste Frau, meine Kinder sind nicht hier. Die sind im Wald draußen, beim Vater, und die älteste, die jetzt sieben ist, das heißt sie wird acht zu Michaeli, die muß schon die kleine Mutter sein und die beiden andern in Ordnung halten. Denn die Magd hat in der Küche zu thun und mit Vieh im Stalle. Da muß denn eben alles mit anfassen. Und die gnädige Frau sollten das Kind sehen, wie sie sich in Respekt zu setzen weiß, ja, sie gehorchen ihr besser als mir, denn die Kinder untereinander besinnen sich nicht lang, ob ein Klaps paßt oder nicht. Und mein Mann sagt oft: ‚Sieh, Frau, die Trude versteht es besser als Du; so mußt Du's machen. Du bist zu gut.‘“

„Und das trifft auch wohl zu?“

„Nun, bös' bin ich grade nicht. Aber wer will sagen, daß er zu gut sei? Wenn man so gut ist, wie man nur irgend sein kann, ist man noch immer nicht gut genug. Am wenigsten gegen die Armen. Ach, meine gnädigste Frau, das lernt man im Wald. Wenn man die Noth der Menschen sehen will, dann muß man im Walde leben und das arme Volk sehen, das sich ein bischen Reisig zusammen sucht, und immer noch in Angst ist, daß sie was mitnehmen, was sie nicht mitnehmen dürfen. Aber ich habe meinem Mann auch gesagt: Thu', was Du

mußt; aber wenn's sein kann, drück' ein Aug' zu, denn die Noth ist groß. Und wer den Armen ein Leid thut, oder strenger ist als nöthig, der ist wie der Reiche, der nicht in's Himmelreich kommt."

Cécile nahm die Hände der jungen Frau. „Ihr lieber Mann wird wohl so sein, wie Sie selber sind. Mir ist nicht bang' um ihn. Aber wenn er auch anders wäre, Sie werden ihn schon bekehren und für seine Seele sorgen, und er wird das Himmelreich haben, wie Sie selbst, dessen bin ich sicher. In einer guten Ehe muß sich alles ausgleichen und balanciren, und der eine hilft dem andern heraus."

„Oder reißt ihn auch mit hinein," lachte die junge Frau.

„Vielleicht, vielleicht ..... Aber ich denke, die Gnade rechnet mehr unsere Gutthat an als unsere Schuld."

* * *

Cécile wollte nur ruhn, aber zuletzt war sie doch eingeplaudert worden; ein paar Pfauentauben flogen aufs Fenstersims und die junge Frau Försterin verließ leise das Zimmer, um auf die Veranda, wo nur noch St. Arnaud und der Präceptor verblieben waren, zurückzukehren und hier Mittheilung zu machen, daß die gnädige Frau schlafe.

„Das ist gut," sagte St. Arnaud, „ich sah, daß sie der Ruhe bedurfte. Nun aber, mein Herr Präceptor, müssen Sie mich mit Ihrem ganzen Gewese bekannt machen. Ich find' es nur in der Ordnung, daß man im Publikum überall von Ihrem ‚Schloß Rodenstein' spricht, denn wirklich, Ihr Gasthaus hängt wie eine Burg am Felsen. Ist es Granit?"

„Porphyr, Herr Oberst."

„Desto besser, oder wenigstens um eine Stufe vornehmer. Aber vornehmer oder nicht, ich muß das alles sehen, immer vorausgesetzt, daß Ihnen Ihr Fuß ein Umhersteigen gestattet."

„O gewiß, mein Herr Oberst, wenn Sie nur Geduld mit einem alten Invaliden haben wollen, der ein etwas langsames Tempo hat und immer nur einen Schritt macht, wenn andre drei machen."

„Ganz nach Ihrer Bequemlichkeit. Ich werde Sie doch nicht um etwas bitten und Ihnen zum Dank für die Gewähr auch noch das Tempo vorschreiben wollen. Das wäre doch ein gut Theil zu viel. Aber nun sagen Sie mir zuvörderst, was bedeutet das Tempelchen, das ich da sehe? Hier, gleich links, auf der obersten Spitze?"

„Das ist mein Schmuckstück, mein Belvedere, wohin ich Sie gerade führen möchte. Da tritt der Porphyr am reinsten heraus, und Altenbrak liegt uns

zu Füßen. Erlauben der Herr Oberſt, daß ich die Tête nehme.“

Bei dieſen Worten erhob er ſich und ſchritt, ſich auf ſein Weichſelrohr ſtützend, auf einen in den Fels gehauenen Zickzackweg zu, der nach dem Ausſichtstempelchen hinaufführte. St. Arnaud folgte, ſchwieg indeß, weil er wahrzunehmen glaubte, daß dem alten Herrn nicht blos das Steigen, ſondern auch das Athmen ſchwer wurde.

Nun aber war man oben und ſah in die Landſchaft hinaus. Was in der Ferne dämmerte, war mehr oder weniger intereſſelos, deſto freundlicher aber wirkte das ihnen unmittelbar zu Füßen liegende Bild: erſt das Gaſthaus, das mit ſeinem Dächergewirr wirklich an eine mittelalterliche ‚Burg Rodenſtein‘ erinnerte, dann weiter unten der Fluß, über den links abwärts ein ſchlanker Brückenſteg, rechts aufwärts aber eine alte Steinbrücke führte.

„Beneidenswerther, Sie,“ ſagte der Oberſt. „König Polykrates auf ſeines Daches Zinnen. Und hoffentlich ſagen Sie mit ihm: ‚Geſtehe, daß ich glücklich bin.‘ Iſt es nicht ſo?“

Der Präceptor wiegte den Kopf hin und her und ſchwieg, bis er nach einer kleinen Weile ſagte: „Nun ja, mein Herr Oberſt.“

„Nun ja! Was heißt das? Warum nicht blos ja? Was fehlt? Ein Mann wie Sie, Liebling fünf

Meilen in der Runde, gehalten von der Gemeinde, geschätzt von der Behörde, — wie wenige dürfen sich dessen rühmen! Und wenn dann das Jubiläum kommt . ."

„Das kommt nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich den Dienst quittirt habe."

„Wie das? Aber freilich . . . Pardon . . ich entsinne mich; ihr Freund und Verehrer, der Herr Emeritus, hat uns schon in Thale davon erzählt und auch den Grund genannt, der Sie bestimmte. Gewissens-Bedenken, um nicht zu sagen Gewissensbisse."

Der Alte lächelte. „Nun ja, Gewissensbisse, das auch. Aber das alles, offen gestanden, blieb doch blos die kleinere Hälfte. Die Hauptsache war, ich wollte dem Ehrentag entgehen, demselben Ehrentag, dessen der Herr Oberst eben erwähnte."

„Dem Jubiläum? aber weshalb?"

„Weil ich der sogenannten ‚Auszeichnung' entgehen wollte."

„Aus Bescheidenheit?"

„Nein, aus Dünkel."

„Aus Dünkel? Ich bitte Sie, wer geht einer Auszeichnung aus dem Wege?"

„Die Wenigsten. Und ich auch nicht. Aber Auszeichnung und Auszeichnung ist ein Unterschied.

Ein jeder freut sich seines Lohnes. Gewiß, gewiß. Aber wenn der Lohn kleiner ausfällt, als man ihn verdient hat oder wenigstens verdient zu haben glaubt, dann freut er nicht mehr, dann kränkt er. Und das war meine Lage. Man wollte mir ein Bändchen geben an meinem Jubiläumstage. Nun gut, auch ein Bändchen kann etwas sein; aber das, das meiner harrte, war mir doch zu wenig und so macht' ich kurzen Prozeß und bin ohne Jubiläum, aber Gott sei Dank auch ohne Kränkung und Aerger aus dem Dienste geschieden. Ich weiß wohl, daß man nie recht weiß, was man werth ist, aber ich weiß auch, daß es die Menschen in der Regel noch weniger wissen. Und handelt es sich gar um ein armes Dorfschulmeisterlein, nun so geht alles nach Rubrik und Schablone, wonach ich mich nicht behandeln lassen wollte. Von Niemandem, auch nicht von wohlwollenden Vorgesetzten. Und da hab' ich demissionirt und dem Affen meiner Eitelkeit sein Zuckerbrot gegeben."

„Bravo," sagte der Oberst und reichte dem Alten beide Hände. „Sich ein Genüge thun, ist die beste Dekoration. Im Letzten ist man immer nur auf sich und sein eigen Bewußtsein angewiesen, und was andre versäumen, müssen wir für uns selber thun. Das heißt nicht, sich überheben, das heißt blos die Rechnung in Richtigkeit bringen. Und nun erzählen

Sie mir von dem Porphyr hier. Ich dachte, der Harz wäre Granit. Aber es ist auch in der Natur so: mitten aus dem allgemeinen Granit wächst 'mal ein Stück Porphyr heraus. Da heißt es dann, woher kommt er? Aber es ist eine nutzlose Frage. Er ist eben da."

* * *

So plauderten sie weiter, und als sie, bei fortgesetztem Gespräch über Altenbrak und die Altenbraker, endlich den Zickzackweg wieder abwärts stiegen, bemerkten sie Gordon und die beiden älteren Herren, die, von einem Dorfspaziergange heimkehrend, eben aus der Thalschlucht nach Burg Rodenstein hinauf kletterten. In ihrer Mitte Rosa. Diese begrüßte jetzt der ihr bis in Front des Hauses entgegengehende St. Arnaud unter gleichzeitigen scherzhaften Vorwürfen über ihre Fahnenflucht aus Hôtel Zehnpfund, und als man abermals eine Minute später gemeinschaftlich auf die Veranda trat, sah man, wie schon die Vorbereitungen zum Mittagsmahl getroffen und Tisch und Stühle, der bessern Aussicht halber, bis hart an die Holzpfeiler vorgerückt waren. Weißes Linnen kam und Blumen, zuletzt auch Cécile, noch angeröthet vom Schlaf, und ehe weitere zehn Minuten um waren, hatte jeder seinen Platz beim

Mahl, an dem theilzunehmen der Präceptor nach einigem Zögern eingewilligt hatte. Er saß zwischen den beiden Damen und zeigte durch Artigkeit und guten Humor, daß er in seiner Jugend eine gute Schule durchgemacht haben mußte. Cécile war entzückt und flüsterte Rosa zu' „tout à fait comme il faut!“

Und so war auch das Mahl, das sich gleich mit einer kleinen Ueberraschung einleitete. Die Frau Präceptorin hatte nämlich, über die vereinbarten Gänge hinaus, auch noch für ein Extra Sorge getragen, für eine Kerbelsuppe, hinsichtlich deren ihr Haushalt ein Nonplus hatte.

„Ach, Kerbel,“ sagte der Oberst, als der Deckel abgenommen wurde. „Wenn Sie wüßten, meine liebe Frau Präceptorin, wie Sie's damit getroffen haben! Wenigstens für mich. Meine ganze Jugend steigt dabei wieder vor mir auf. Alle Mittwoch, so lang' es Kerbel gab, gab es auch Kerbelsuppe, das war wie Amen in der Kirche, Kerbel und dann Reis und Saucischen. Ich denke, daß es mir heute so schmecken soll wie damals . . Aber was trinken wir? Cécile, Fräulein Rosa, was soll es sein? Ich gehe bis an die Grenze des Möglichen . .“

„Also so weit mein Weinkeller reicht,“ lachte der Präceptor. „Aber mein Herr Oberst, der reicht nicht weit. Ein Trarbacher, ein Zeltinger. Mosel, Dir

leb' ich, Mosel, Dir sterb' ich. Uebrigens das Beste, was ich habe . ."

„Nein, nein," unterbrach Cécile. „Nicht Wein, nichts Fremdes. Braunschweiger Landesgebräu. Nicht wahr, Herr von Gordon?"

„Unbedingt," sagte dieser. „Bei solchen Gelegenheiten muß alles eine Lokalfarbe haben. Also sagen wir Braunschweiger Mumme."

So scherzte man weiter, bis man schließlich, auf des Präceptors Vorschlag, sich für ein einfaches Blankenburger Bier entschied, das denn auch in Deckelkrügen aufgetragen wurde, jeder Krug mit einer blauen Glasur-Inschrift. Der Oberst las die seine. „Der Meister hat ein Doppelkinn, Hoch lebe die junge Frau Meisterin . ." Ei, ei, mein fein's Jung-Gesell, wo will das hinaus? Das herkömmliche Balladen-Töchterlein bleibt uns diesmal überraschlicherweise vorenthalten und die Frau Meisterin muß dafür aushelfen. Ein Glück, daß sie jung ist."

In diesem Augenblicke kamen die Schmerlen auf einer mit Citronenscheiben bunt garnirten Schüssel, und da Niemand, mit Ausnahme des Emeritus und selbstverständlich auch des Präceptors, mit dem difficilen Gerichte Bescheid wußte, so ließ man die Beiden anfangen und erging sich, als man ziemlich vorsichtig zu folgen begann, in theils schmeichelhaften, theils despektirlichen Vergleichen. Gordon sprach von

„White bait“, woran ihn die Schmerlen erinnern sollten, während ihnen der Oberst einfach eine Mittelstellung zwischen Aalei und Spree-Stint anwies, allerdings im Tone der Entschuldigung hinzusetzend: „honny soit qui mal y pense.“ Rosa drang aber auf vollkommene Revocirung, da sie sich die Poesie der Schmerle nicht rauben lassen wolle, dieses herrlichsten aller Fische, den zu besingen sie keinen Augenblick Anstand nehmen würde, wenn ihr die schnöde Thiermalerei zu Cultivirung der sanglichen Schwesterkunst Zeit gelassen hätte. Aber der Herr Emeritus werde gewiß für sie eintreten. Alle Geistlichen wären bekanntermaßen heimliche Dichter, was auch kaum anders sein könne. Denn wer allsonntäglich unter einem Kanzeldeckel mit der Heiligengeist-Taube stehe, für den müsse auch dichterisch nothwendig etwas abfallen.

„Ja, der Emeritus,“ riefen alle. „Lied oder Toast. Er mag wählen, aber Verse.“

„Gut. Ich bin es zufrieden,“ sagte der Alte. „Doch jeder nach seinen Kräften. Ueber den Leberreim bin ich nie hinausgekommen. Und weil alle Welt einen Leberreim machen kann, auch Fräulein Rosa, trotz der von ihr abgegebenen Erklärungen, so muß es einfach reihum gehen. Das ist Bedingung.“

„Einverstanden,“ sagte Rosa. „Nur muß es

streng angefaßt werden, das ist meine Bedingung, und wer einen falschen Reim macht oder ein Wort gebraucht, das gar nicht existirt, der muß Strafe zahlen oder mit anderen Worten ein Pfand geben."

„Und mit Auslösung," setzte der Privatgelehrte blinzelnd hinzu, der, wie die meisten Pedanten, etwas von einem Faun hatte.

„Mit Auslösung also," wiederholte St. Arnaud. „Aber vorher lassen wir die Schüssel noch einmal herum gehen. Das giebt uns dann die höhere Weihe. Nun, Herr Emeritus, commençons."

Und der Emeritus, während er von der Schüssel nahm, recitirte langsam und bedächtig vor sich hin:

„Am Bache stehn Vergißmeinnicht und drüben steht die Erle,
Dazwischen blitzt, wie Silberschein, des Baches Kind, die Schmerle."

„Gut, gut," sagte Rosa. „Nun aber der Herr Oberst."

Und dieser, ohne jedes Besinnen, begann sofort:

„Was soll'n mir Aland, Blei und Hecht und andre große Kerle,
Forelle, ja das ist mir recht und doppelt recht die Schmerle."

„Vorzüglich, vorzüglich. Mein Compliment, Herr Oberst. Der Emeritus ist geschlagen. Ach, das ewig siegreiche Militair, siegreich auf jedem Gebiete. In neuester Zeit auch (leider) auf dem der Malerei.

Doch das sind trübe Betrachtungen, zu trübe für diese heitere Stunde. Fahren wir also fort. Herr von Gordon, lassen Sie sehen, was Sie draußen in Persien gelernt haben. Die Poesie soll ja da zu Hause sein. Ist es nicht so? Wie hieß er doch? Ah, ja, Firdusi. Nun also."

Gordon, der eine scherzhafte Fehde zu provociren wünschte, nahm ohne weiteres „Querlen" als Reimwort und ließ sich, als dies selbstverständlich beanstandet wurde, zu Behauptungen hinreißen, deren äußerste Fragwürdigkeit noch über die seines Reimes hinausging.

„Es giebt keine Querlen," entschied Rosa. „Was Inculpat meint, wenn er überhaupt etwas gemeint hat, sind Quirle. Die giebt es. Herr von Gordon ein Pfand. Und nun Sie, Herr Eginhard. Ich bitte Sie, Sie bei diesem Vornamen, ich möchte fast sagen im Namen der Poesie, nennen zu dürfen."

Eginhard begann, während er vor sich hinstarrte, seine Brillengläser zu putzen. Aber mit einem Male lag etwas Leuchtendes um seine Stirn und er sagte mit einem Anfluge von historischer Würde:

„Der kleinste Fürst im deutschen Reich, das war der Fürst von Werle,
Der kleinste Fisch in Bach und Teich, ist immer noch die Schmerle."

Rosa bestritt sofort wieder, daß es einen Fürsten

von Werle gegeben habe, wobei Cécile secundirte. St. Arnaud aber trat nicht nur für den Privatgelehrten ein, sondern setzte sogar mit vieler Feierlichkeit hinzu, daß er sich einer Mesalliance zwischen einem Werle'schen Fürsten und einer anhaltischen Prinzessin entsinne. Darauf brach er ab und wandte sich an Rosa: „Nun aber Sie, meine Gnädigste."

Diese verneigte sich lächelnd und sagte dann: „Ich finde, die Herren haben sich's schwer gemacht, um mir es leicht zu machen. An dem Zunächstliegenden sind Sie vorüber gegangen. Entscheiden Sie selbst ob ich recht habe:

Genug, genug der Reimerein auf Schmerlen oder Schmerle,
Hoch, dreimal, unsre schöne Frau, der Perlen schönste Perle."

Dabei erhob sie sich und ging auf Cécile zu, um ihr die Hand zu küssen. Diese litt es aber nicht, sondern umarmte sie mit einem Anflug von Verlegenheit, zugleich sichtlich bewegt durch diese Huldigung einer heiteren und liebenswürdigen Natur.

Etwas wie Sentimentalität schien aufkommen zu wollen, der Präceptor aber, der kein Freund davon war, stellte den früheren Ton rasch wieder her und unter Vortrag aller möglichen Anekdoten aus seinem eigenthümlichen, halb als Cantor und halb als Pastor verbrachten Leben, verging das

Mahl, das Niemand Miene machte, gewaltsam abzukürzen.

Endlich aber erhob man sich, und als man in das Tempelchen hinaufstieg, um bei frischer Luft und freier Aussicht den Kaffee zu nehmen, war die Sonne schon im Niedergehen und hing über den Tannen der Berghöhe. Nun sank sie tiefer und durchglühte die Spitzen der Bäume, die momentan im Feuer zu stehen schienen.

Alles war schweigend in das herrliche Schauspiel vertieft, und man sah erst wieder auf, als zu fröhlichem Sprechen und Lachen, von dem man nicht recht wußte, woher es kam, allerlei Stimmen laut wurden, die das Echo wecken wollten. Aber es antwortete nicht.

Inzwischen waren die vom Dorf her ungesehen und ungekannt Heranziehenden immer näher gekommen, und als sie plötzlich um einen Vorsprung bogen, der sie bis dahin verborgen hatte, bemerkten unsere Freunde, daß es alte Bekannte waren.

„Die Turner," rief Cécile. „Sie werden uns noch einmal begrüßen wollen."

Und wirklich schlossen sie sich, als sich der Weg wieder zu verbreitern begann, zu Sektionen zusammen und marschirten in festem Tritt, und während die Tambours schlugen, auf die Stelle zu, wo die schmale, fast zu Füßen von Burg Rodenstein liegende Holzbrücke nach dem andern Ufer hinüberführte. Drüben aber

nahmen ſie nicht Aufſtellung en ligne, ſondern im Halbkreis und ſtimmten hier, umleuchtet von dem Lichte des hinſcheidenden Tages, den Scheffel'ſchen Rodenſteiner an:

„Das war der Herr von Rodenſtein,
Der ſprach: „Daß Gott mir helf,
Giebt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber zwölf?
'Raus da, 'raus da,
'Raus aus dem Haus da,
Herr Wirth, daß Gott mir helf."

Unſre hochobenſtehenden Freunde horchten weiter, aber es blieb bei dieſer Strophe. Die Turner brachen mitten im Singen ab, lachten und lärmten, und konnten ſich an ihrem endlos wiederholten ‚Raus da, aus dem Haus da', kein Genüge thun.

Von dem Tempelchen her aber klatſchte man jetzt Beifall und der alte ganz aus dem Häuschen gerathene Präceptor verſchwor ſich einmal über das andere, ein Faß ‚Aechtes' auflegen und die jungen Leute zu Gaſte laden zu wollen.

Aber dieſe, die den Geſang nur im Anblick der Gaſthaus-Inſchrift ‚Zum Rodenſtein' improviſiert hatten, begnügten ſich, zum Gegengruß ihre Mützen zu ſchwenken und marſchirten gleich danach in den Wald hinein und auf Treſeburg zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Eginhard und der Emeritus hatten vor, auf Schloß Rodenſtein zu bleiben, um andern Tags einen ‚überaus lohnenden' Ausflug erſt nach Rübeland und dann in weitem Bogen nach Kloſter Michelſtein hin zu machen, die St. Arnauds ihrerſeits aber, und mit ihnen ſelbſtverſtändlich auch Gordon, waren entſchloſſen, noch am ſelben Abende nach Thale zurückzukehren. Ein Blick auf die Bettbeſtände hatte nämlich der gnädigen Frau, ſchon im Laufe des Nachmittags, die nur zu gewiſſe Gewißheit gegeben, daß von einem Nachtquartier an dieſer ſonſt ſo reizenden Stelle nicht wohl die Rede ſein könne, was denn auch, als man bei Sonnenuntergang von dem Ausſichtstempelchen wieder hinunterſtieg, St. Arnaud veranlaßte, dem Eſeljungen die nötigen Befehle zu Sattlung und raſchem Aufbruch zukommen zu laſſen, während er für ſich perſönlich ein Pferd aus den Altenbraker Beſtänden erbat. „Denn er theile nicht die Paſſion für Eſelreiterei."

„Dann bitt' ich den Herrn Präceptor," ſetzte Cécile mit einer ihr ſonſt nicht eignen Beſtimmtheit hinzu, „den Eſeljungen überhaupt ablohnen und ſtatt des einen Pferdes drei beſchaffen zu wollen."

„Ei, ei," lachte St. Arnaud einigermaßen überraſcht über dieſe Beſtimmtheit, während der kaum

minder verwunderte Gordon in Cécile drang, das Bequemere doch nicht ohne Noth aufgeben zu wollen.

Aber Cécile blieb fest und sagte: „Darin finden Sie sich nicht zurecht, Herr von Gordon; dazu muß man verheirathet sein. Die Männer sitzen ohnehin auf dem hohen Pferd; schlimm genug; reitet man aber gar noch aus freien Stücken zu Esel neben ihnen her, so sieht es aus wie Gutheißung ihres de haut en bas. Und das darf nicht sein."

In dieser Weise stritt man noch eine Weile, bis Gordon in einem ihn treffenden Streifblicke zu lesen glaubte: „Thor. Um Deinetwegen."

Eine Viertelstunde später erschienen die Pferde; man nahm Abschied und wandte sich auf die Holzbrücke zu, die die Turner vor ihnen passiert hatten. Im Herankommen aber wahrnehmend, daß die Balken- und Bretterlage viel zu schwach sei, durchritt man den Fluß, von dessen andrem Ufer aus alle Drei noch einmal nach Burg Rodenstein hinübergrüßten.

Der Weg drüben schlängelte sich zunächst eine Waldhöhe hinauf, bald aber stieg er wieder zur Bode nieder und folgte deren Windungen. Unter den überhängenden Zweigen lag bereits Dämmerung, und minutenlang war nichts Lebendes um sie her sichtbar, bis plötzlich in nur geringer Entfernung von ihnen ein schwarzer Vogel aus dem Walde-

ſchatten hervorhüpfte, wenig ſcheu, ja beinahe dreiſt, als woll' er ihnen den Weg ſperren. Endlich flog er auf, aber freilich nur, um ſich dreißig Schritte weiter abwärts abermals zu ſetzen und daſelbſt daſſelbe Spiel zu beginnen.

„Eine Schwarzdroſſel," ſagte Gordon. „Ein ſchönes Thier."

„Aber unheimlich."

St. Arnaud lachte. „Meine theure Cécile, Du greifſt vor. Das ſind Gefühle, wenn man ſich im Walde verirrt hat. Aber dies Stück Romantik wird uns erſpart bleiben, ja nicht einmal eine regelrechte Gruſel-Nacht, in der man die Hand nicht vor Augen ſieht, ſteht uns bevor. Sieh' nur, da drüben hängt noch das Abendroth und ſchon kommt der Mond herauf, als ob er auf Ablöſung zöge. Laß die Schwarzdroſſel. Sie begleitet uns, weil ſie froh iſt, Geſellſchaft zu finden. Frage nur Herrn von Gordon."

„Ich möchte doch mehr der gnädigen Frau zuſtimmen," ſagte dieſer. „Alle Vögel, mit alleiniger Ausnahme der Spatzen, excelliren in etwas eigenthümlich Geheimnißvollem und beſchäftigen unſere Phantaſie mehr als andere Thiere. Wir leben in einer beſtändigen Scheu vor ihnen und es giebt eigentlich Weniges auf der Welt, was mir ſo viel Reſpekt einflößte, wie z. B. ein grauer Kakadu,

Profeſſoren der Philoſophie folgen erſt in weiterem Abſtand. Und nun gar Storch und Schwalbe! Wer hätte den Muth, einer Schwalbe 'was zu Leide zu thun oder einen Storch aus dem Neſte zu ſchießen?"

„Uh, die Menſchen ſind Heuchler," ſagte der Oberſt. „Heuchler und Pfiffici zugleich. Sie ſtellen allemal das in ihren Schutz, was ſie nicht brauchen können. Ich habe noch nie von Storchbraten gehört, und die gaſtroſophiſchen Verſuche mit dem ebenfalls gefeiten Schwan ſind bis dato regelmäßig geſcheitert. Aber Bekaſſinen und Krammetsvögel! Sie ſchmecken viel zu gut, als daß man Veranlaſſung gehabt hätte, ſie heilig zu ſprechen."

Unter ſolchem Geſpräche war man bis an die Treſeburger Brücke gekommen und ſah auf das am andern Ufer, unmittelbar neben dem Fluß hin, reizend gelegene Gaſthaus Zum weißen Hirſch. Einige der hier aufgeſtellten Tiſche hatten Windlichter, die meiſten aber begnügten ſich mit dem hellen Scheine, den der Mond gab.

„Wollen wir hinüber?" fragte der Oberſt.

Aber Cécile war dagegen. Der Weg drüben ſei doch muthmaßlich derſelbe, den ſie ſchon am Vormittage gemacht hätten, und ſie habe keine Sehnſucht, noch einmal an Todtenrode vorüber zu kommen.

„Alſo diesſeits!“

Und damit lenkte St. Arnaud in einen ſchlucht-artigen Weg ein, der in ziemlicher Steile zu dem zwiſchen Treſeburg und Thale ſich ausdehnenden Plateau hinaufſtieg.

Oben war nichts als Gras und Acker, zwiſchen denen ein ſchmaler Weg lief, nur gerade breit genug, um in gleicher Linie nebeneinander bleiben zu können. Die Schatten aller Drei fielen vor-wärts auf den wie Silber blitzenden Weg, und dieſem ihrem Schatten ritten ſie nach. Meiſt im Schritt. Die Luft ging kalt und Cécile begann zu fröſteln, weshalb ihr Gordon ein Plaid reichte, das er bis dahin über die Kruppe ſeines Pferdes geſchnallt hatte.

„Nimm's nur,“ ſagte St. Arnaud. „Herr von Gordon wird Dich kunſtgerecht damit drapiren; das iſt er ſeinem Clan Gordon ſchuldig. Und dann haben wir Dich als Hochlandserſcheinung zwiſchen uns. Lady Macbeth oder dergleichen. Nur der Reithut fällt aus dem Stil.“

Aber Cécile beſchränkte ſich darauf, zur Eil an-zutreiben und nicht lange, ſo war eine Wegkreuzung erreicht, von der aus man in Entfernung von wenig mehr als fünfzig Schritt eines Denkmals an-ſichtig wurde.

„Was iſt das?“ ſagte der Oberſt und ritt auf

das Denkmal zu, während Gordon und Cécile langsameren Schritts ihren Weg fortsetzten.

„Lockt Sie's nicht auch?“ fragte Cécile mit einem Anfluge von Spott und bitterer Laune. „St. Arnaud sieht mich frösteln und weiß, daß ich die Minuten zähle. Doch was bedeutet es ihm?“

„Und ist doch sonst voll Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme.“

„Ja,“ sagte sie langsam und gedehnt. Und eine Welt von Verneinung lag in diesem Ja. Gordon aber nahm ihre lässig herabhängende Hand und hielt und küßte sie, was sie geschehen ließ. Dann ritten Beide schweigend nebeneinander her, bis sich St. Arnaud ihnen wieder gesellte.

„Was war es?“ fragte Cécile.

„Das Denkmal eines alten Oberforstmeisters.“

„Den hier ein Wilddieb erschossen?“

„Nein weniger sensationell. Er starb ruhig in seinem Bett.“

„Und hieß?“

„Pfeil.“

„Ah, Pfeil. Graf Pfeil?“

„Nein,“ lachte St. Arnaud, „blos Pfeil. Die Natur hat mitunter ihre demokratischen Launen. Uebrigens war er, aller Bürgerlichkeit ungeachtet, eine große Forst-Autorität und einer unserer berühmtesten landwirthschaftlichen Sätze rührt von ihm her.“

„Und welcher, wenn ich fragen darf?“

„Daß die Vermählung von Sumpf und Sand unter Umständen eine besonders feine Cultur schaffe. Sumpf an und für sich sei nicht zu gebrauchen und Sand an und für sich auch nicht, aber daß der liebe Gott in seinem notorischen Lieblingslande Mark Brandenburg beide dicht nebeneinander gelegt habe, das sei für eben diese Mark und natürlich auch für die Menschheit eine besondere Gnade gewesen und die ganze preußische Geschichte sei so zu sagen aus diesem Gnadenakt hervorgegangen. Da hast Du den berühmten Pfeilschen Agrikultur-Satz, der vielleicht ein bischen zu geistreich ist. Denn unvermischter Pyritzer Weizacker bleibt schließlich immer das Beste, jedenfalls besser als die Vermählung von Sumpf und Sand. Aber nun Trab, daß wir warm werden und vorwärts kommen.“

Und im Fluge ging es weiter über das Plateau hin, abwechselnd an Bäumen und Felszacken und dann wieder an Kreuzwegen und Wegweisern vorüber. An einem stand: „Nach dem Hexentanzplatz“ und St. Arnaud wies darauf hin und sagte: „Wollen wir einen Contre mitmachen? Oder bist Du für Extra-Touren?“

Es klang übermüthig und spöttisch, und sie bog sich bei seiner Annäherung unwillkürlich zur Seite.

Der Oberst aber war in der Laune, sich geben

zu laſſen und fuhr in dem einmal angeſchlagenen Tone fort: „Siehe nur, wie das Mondlicht drüben auf die Felſen fällt. Alles ſpukhaft; lauter groteske Leiber und Phyſiognomien, und ich möchte wetten, alles was dick iſt heißt Mönch und alles was dünn iſt heißt Nonne. Wahrhaftig, Herr von Gordon hatte Recht, als er den ganzen Harz eine Hexengegend nannte."

Gleich danach waren ſie bis an den Vorſprung gekommen, von dem aus ſich der Plateau-Weg wieder ſenkte. Die Pferde wollten in gleicher Pace vorwärts, aber ihre Reiter, überraſcht von dem Bilde, das ſich vor ihnen aufthat, ſtrafften unwillkürlich die Zügel. Unten im Thal, von Quedlinburg und der Teufelsmauer her, kam im ſelben Augenblicke klappernd und raſſelnd der letzte Zug heran und das Mondlicht durchleuchtete die weiße Rauchwolke, während vorn zwei Feueraugen blitzten und die Funken der Maſchine weit hin ins Feld flogen.

„Die wilde Jagd," ſagte St. Arnaud und nahm die Tête, während Gordon und Cécile folgten.

Sechszehntes Kapitel.

Als sich unsere Reiter eine Viertelstunde später dem Hôtel näherten, sahen sie deutlich, daß der letzte Zug viel Gäste gebracht haben mußte, denn der große, nach der Parkwiese hinaus gelegene Balkon zeigte noch das bunteste Leben. Alles stand in Licht und in dem Lichte hin und her bewegten sich die Kellner. Einer trug eine große, hochaufgebaute Theemaschine, was zweifellos bedeutete, daß Engländer oder Holländer angekommen sein mußten.

„Sieh, Pierre," sagte Cécile, die sich angesichts dieses lachenden Bildes rasch wieder erheiterte. „Das ist hübsch, daß wir noch Leben vorfinden."

Und gleich danach hielten alle Drei vor dem Vorbau, hoben sich aus den Sätteln und traten in das Vestibül. Eine Welt von Koffern und Reisetaschen lag hier bunt durcheinander, und als Cécile die Treppe hinaufstieg, that ihr die Wärme wohl, die die Glasflammen ausstrahlten.

„Ich denke, wir nehmen den Thee noch gemeinschaftlich auf dem Balkon. Nicht wahr, Herr von Gordon?"

Und wirklich, binnen kürzester Frist saßen unsere Freunde mit unter den Gästen, und zwar an demselben Tisch, an dem sich ihre Bekanntschaft, vor wenig Tagen erst, eingeleitet hatte. Cécile, die sich

inzwiſchen umgekleidet, trug, halb vorſichts-, halb eitelkeitshalber, ein mit Pelz beſetztes Jaquet, das ihr vortrefflich ſtand und mit dazu beitrug, ſie zum Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit zu machen. Nichts davon entging ihr, und ihre wohlige Stimmung wuchs bis zu dem Moment hin, wo ſie, nach eingenommenem Thee, den nur noch von wenig Gäſten beſetzten Balkon am Arme St. Arnauds verließ.

* * *

Es ſchlug elf vom Dorfe her, als Gordon in ſein einfaches, im linken Flügel gelegenes Zimmer trat, um ſich's hier, wie ſeine Gewohnheit war, ſchon vor dem Schlafengehen in einer Sopha-Ecke bequem zu machen. Er war aber noch viel zu ſehr beſtürmt und aufgeregt, um ſich dieſer Bequemlichkeit länger als eine Minute hingeben zu können und ſo ſtand er wieder auf, um, zu dem ſchon offenſtehenden Fenſterflügel auch noch den zweiten zu öffnen. Unter ihm lag ein mit Levkojen und Reſeda beſetztes Rondel und er ſog den in einem ſtarken Strom heraufziehenden Duft begierig ein. Alles war ſtill; die Boskets, die den Gartenſtreifen einfaßten, ſtanden in tiefem Schatten und nur an einer einzigen, dem Zimmer der St. Arnauds gegenüber gelegenen Stelle zeigte ſich der Schatten durch einen Lichtſtreifen unterbrochen. Gor-

don ſah darauf hin, als ob er die Geheimniſſe der kleinen Welt, die Cécile hieß, aus dieſem Lichtſtreifen herausleſen wolle. Dann aber überkam ihn ein Lächeln und er ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich glaube gar, ich werde der Narr meiner eigenen Wiſſenſchaft und verfalle hier in Spektral-Analyſe. Poor Gordon! Die Sonne mag ihre Geheimniſſe herausgeben, aber nicht das Herz. Und am wenigſten ein Frauenherz.“

Unter ſolchem Selbſtgeſpräche trat er vom Fenſter zurück und ließ alles, was der Tag gebracht, noch einmal an ſeiner Seele vorüberziehen. Wieder vernahm er das heitere Lachen, mit dem ſie bei Tiſch die Schmerlen-Reime begleitet hatte, wieder ſah er das mondbeſchienene Plateau, darauf ſie heimritten, hörte wieder das langgedehnte „ja“, das doch ein kurzes „nein“ war, und fühlte noch einmal den erwidernden Druck ihrer Hand. Und dabei kehrten ihm alle Betrachtungen und Fragen zurück, denen er ſchon in ſeinen Zeilen an die Schweſter Ausdruck gegeben hatte. „Was iſt es mit dieſer Frau? So geſellſchaftlich geſchult und ſo naiv! Sie will mir gefallen, und iſt doch ohne rechte Gefallſucht. Alles giebt ſich mehr aus Gewohnheit, als Coquetterie. Sie hat augenſcheinlich in der vornehmen Welt gelebt, vielleicht in einer allervornehmſten, und hat Auszeichnungen und Huldigungen erfahren, aber wenig ächte Neigung und noch weniger Liebe. Ja,

ſie hat ein Verlangen, eine Sehnſucht. Aber welche? Mitunter iſt es, als ſehne ſie ſich, von einem Drucke befreit zu werden, oder von einer Furcht und innerlichen Qual. Iſt ihr St. Arnaud dieſe Furcht? Iſt er ihr eine Qual? Nein; er hat nichts von einem Quälgeiſt, trotzdem ſie heute ſeine Courtoiſie zu beſtreiten ſchien. Aber das ſind Stimmungen, und ich habe ſie, wie heute voll Ablehnung, ſo auch ebenſo voll Dank und Hingebung gegen ihn geſehen. Und doch eine Wolke! Sie hat eine Geſchichte, oder er, oder Beide, und die Vergangenheit wirft nun ihre Schatten."

In dieſem Augenblicke ſchwand drüben der Lichtſtreifen auf dem Bosket.

„Es ſoll dunkel bleiben."

Und er ſchloß das Fenſter und ſuchte die Ruhe.

* * *

Die kam ihm nicht gleich, aber als ſie kam ſchlief er feſt und die Sonne war ſchon an ſeinem Fenſter vorüber, als er aufwachte. Nach der Uhr ſehend, ſah, er, daß der Zeiger bereits auf acht wies, und er ſprang nun raſch aus dem Bett.

Seine Toilette war erſt halb beendet, als es klopfte.

„Herein."

Der Portier übergab ihm ein Telegramm, zugleich Entschuldigungen vorbringend. Es sei schon gestern Nachmittag gekommen, als die Herrschaften noch auf der Altenbraker Partie gewesen seien. Und nachher sei's vergessen worden. Herr von Gordon möge verzeihen.

Gordon lächelte. Telegramme hatten längst aufgehört, eine besondere Wichtigkeit für ihn zu haben, und so kam es, daß er auch jetzt noch eine Minute vergehen ließ, ehe er den Zettel überhaupt öffnete. Sein Inhalt lautete: „Bremen, 15. Juli. Wegen des neuen Kabels abgeschlossen. Wir erwarten Sie morgen." Eine Welt widerstreitender Empfindungen drang auf ihn ein, als er auf diese Weise den ihm während der letzten Tage so lieb gewordenen Aufenthalt in Thale so plötzlich abgebrochen sah. Aber das Angenehme, Beruhigende, Zufriedenstellende, wog in diesem Widerstreit der Gefühle doch schließlich vor. „Gott sei Dank, ich bin nun aus der Unruhe heraus und vielleicht aus noch Schlimmerem. Wer sich in Gefahr begiebt kommt drin um und mit unserer Festigkeit und unseren guten Vorsätzen ist nicht viel gethan. Eine gnädige Hand muß uns bewahren, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. „Führe uns nicht in Versuchung." Wie wahr, wie wahr. Mein gutes Glück intervenirt mal wieder und meint es besser mit mir, als ich selbst."

Und er klingelte.

„Mein Frühstück und meine Rechnung . . . Sind Oberst St. Arnaud und Frau schon auf dem Balkon?“

„Ja, Herr Baron.“

Er ließ sich die Rangerhöhung gefallen und fuhr fort: „Und der nächste Zug nach Hannover?“

„Neun Uhr zwanzig.“

„Ah, da hab ich noch Zeit vollauf.“

„Und er hob, als er wieder allein war, den Koffer auf den Ständer und begann zu packen. Die Raschheit, mit der er dabei verfuhr, zeigte den Vielgereisten, und der vom Zimmerkellner mittlerweile gebrachte Kaffee hatte noch eine mittlere Temperatur, als auch alles schon fertig und der in's Schloß gedrückte Koffer sammt Schirm und Plaid bei Seite geschoben war.

Gordon sah nach der Uhr.

„Neun. Also noch zwanzig Minuten; fünfzehn für mein Frühstück und fünf für den Abschied. Etwas wenig. Aber je weniger, desto besser. Was soll man sich sagen? Abschiedsworte müssen kurz sein wie Liebeserklärungen. Das Beste hält nicht lange vor und sträubt sich gegen Dauer: der erste Moment ist poetisch, der zweite kaum noch, und der dritte gewiß nicht mehr. Und weil man das fühlt und ein schlechtes Gewissen hat, so wird man lügnerisch und heuchelt

und übertreibt. Und das mag ich nicht. Ich will mich nicht selbst um die schönen Eindrücke dieser Tage bringen und will gehobenen Herzens und ohne alles Redensartliche von ihr gehen. Ich will mich ihrer erinnern, wie, wie . . . Nun wie . . . Nun, nur um's Himmelswillen nichts von kindischen Vergleichen. Und doch woran erinnert sie mich? An wen? Oder an welches Bild?"

Und er wiegte den Kopf, nachsinnend, hin und her. Endlich schien er es gefunden zu haben: „Ja, das ist es. Ich habe 'mal ein Bild von Queen Mary gesehen, ich weiß nicht mehr genau wo, war es in Oxford oder in Hampton-Court oder in Edinghbur-Castle. Gleichviel, es war die schottische Königin, meine arme Landsmännin. Etwas Katholisches, etwas Gluth und Frömmigkeit, und etwas Schuldbewußtsein. Und zugleich ein Etwas im Blick, wie wenn die Schuld noch nicht zu Ende wäre. Ja, daran erinnert sie mich. Und der alte Oberst! Nun! der könnte den Bothwell aus dem Stegreif spielen. Wahr und wahrhaftig. Ob er irgend einen Darnley hat in die Luft fliegen lassen? Es wäre leichtsinnig, sich für das Gegentheil verbürgen zu wollen. Aber weg mit solchen Pulverfaß-Reminiscenzen. Ich will hier mit etwas Heiterer'm abschließen."

Und unter solchem Selbstgespräche trat er noch

einmal an's offene Fenſter und ſah, über die zunächſt gelegene kleine Gartenanlage fort, in das Flachland hinaus, an deſſen äußerſtem Rande die Thürme von Quedlinburg aufragten. Er blieb eine Minute lang im Anblick derſelben und nahm dann Hut und Stock, um ſich bei den St. Arnauds zu verabſchieden. Aber dieſe waren nicht mehr auf dem Balkon, ſondern promenirten bereits im Park unten und ſchritten eben auf ihre Lieblingsbank zu, die von Flieder und Goldregen halb überwölbt, den Blick auf den Bahnhof frei hatte.

„Bitte," ſo wandte er ſich an den Oberkellner, „laſſen Sie meine Sachen hinüberſchaffen."

Und nun ging er auf die Bank zu, wo St. Arnaud und Cécile mittlerweile Platz genommen hatten. Boncoeur war mit da, lag aber diesmal nicht zur Seite, ſondern in Front, in vollem Sonnenſchein. Als er Gordon kommen ſah, hob er einen Augenblick den Kopf, ohne ſich im Uebrigen zu rühren.

„Ah, Herr von Gordon," ſagte der Oberſt. „So ſpät. Ich dachte, Sie wären ein Frühauf. Meine Frau hat Ihnen in den letzten zehn Minuten mindeſtens eben ſo viele Krankheiten angedichtet. Ich wette, ſie ſchwärmte ſchon in der Vorſtellung einer allerchriſtlichſten Krankenpflege."

„Der ich mich nun raſch und undankbar entziehe."

„Wie das?"

„Ein eben erhaltenes Telegramm ruft mich fort und ich komme, mich zu verabschieden.“

Gordon sah wie Cécile sich verfärbte. Sie bezwang sich aber, warf mit dem Schirm ein paar Steinchen in die Luft und sagte: „Sie lieben Ueberraschungen, Herr von Gordon.“

„Nein, meine gnädigste Frau, nicht Ueberraschungen. Erst seit einer Stunde weiß ich davon, und es lag mir daran, über das was nun sein muß, so schnell wie möglich hinweg zu kommen. Was sag' ich Ihnen noch? Ich werde diese Tage nie vergessen und würde mich glücklich schätzen, sie früher oder später, sei's hier oder in Berlin oder irgend sonst wo in der Welt, wiederkehren zu sehen.“

Cécile sah vor sich hin, und eine peinliche Stille folgte, bis St. Arnaud artig aber nüchtern erwiderte: „Worin sich unsere Wünsche begegnen.“

In diesem Augenblicke läutete die Glocke drüben zum zweiten Male.

„Das gilt mir. Adieu meine gnädigste Frau. Au revoir, Herr Oberst.“

Und Gordon, den Hut lüftend, ging auf den Bahnhof zu, der nur durch eine hohe Hecke von der Parkwiese getrennt war. Vor einem der hier eingeschnittenen Durchgänge blieb er noch einmal stehen, verneigte sich und grüßte militairisch hinüber. Der

Oberſt erwiderte den Gruß in gleicher Weiſe, während Cécile dreimal mit dem Taſchentuch winkte.

Keine Minute mehr und der Pfiff der Locomotive ſchrillte durch die Luft. Boncoeur aber ſprang auf und legte ſeinen Kopf in den Schooß der ſchönen Frau. Dabei ſchien er ſagen zu wollen: „Laß ihn ziehen; ich bleibe Dir und — bin treuer als er.“

Siebzehntes Kapitel.

Gordon war allein im Coupé und nahm einen Rückwärtsplatz, um ſo lange wie möglich einen Blick auf die Berge zu haben, zu deren Füßen er ſo glückliche Tage verbracht hatte. Hundert Bilder, während er ſo hinſtarrte, zogen an ihm vorüber und inmitten jedes einzelnen ſtand die ſchöne Frau. Gedanken, Betrachtungen kamen und gingen, und auch der Abſchiedsmoment ſtellte ſich ihm wieder vor die Seele.

„Dieſer Abſchied,“ ſprach er vor ſich hin, „ich wollt' ihn abkürzen, um nicht in armſelige Redensarten zu verfallen, und doch war mein letztes Wort nichts andres. „Auf Wiederſehen!“ Alles Phraſe, Lüge. Denn wie ſteht es damit in Wahrheit? Ich will ſie nicht wiederſehen, ich darf ſie nicht wieder-

sehen; ich will nicht Verwirrungen in ihr und mein Leben tragen."

Er wechselte den Platz, weil die just eine starke Biegung machende Bahn ihm den Blick auf die Berge hin entzog. Dann aber fuhr er in seiner Betrachtung fort: „Ich will sie nicht wiedersehen, so sag' ich mir. Aber schließlich warum nicht? Sind Verwirrungen denn unausbleiblich? Lady Windham in Delhi war nicht älter als Cécile, und ich selbst war um fünf Jahre jünger als heut und doch waren wir Freunde. Niemals in den nun zurückliegenden Tagen, hab' ich mir im Umgange mit der liebenswürdigen Lady mißtraut und ihr selbst noch weniger. Also warum kein Wiedersehen mit Cécile? Warum nicht Freundschaft? Was in einer indischen Garnisonstadt möglich war, muß noch viel möglicher sein innerhalb der Zerstreuungen einer großen Residenz. Sind doch Einsamkeit und Langeweile so recht eigentlich die Gevatterinnen, die die Liebesthorheit aus der Taufe heben."

Er warf die Cigarette fort, lehnte sich zurück und wiederholte: „Warum nicht wiedersehen?" Aber er konnte weder Ruhe noch Trost aus dieser Frage schöpfen. „Ach, daß ich von der Frage nicht loskomme, das ist eben das Mißliche, das giebt die Vorwegentscheidung. Ich entsinne mich eines Rechtsanwalts, der mir einmal beim Schoppen erzählte:

wenn wer zu mir kommt und im Eintreten schon anhebt, „ich habe da was geschrieben und wollte nur noch von ungefähr anfragen, ob vielleicht eine Stelle . . .“ so ruf' ich ihm schon von weitem zu: „streichen Sie die Stelle. Sie würden mich nicht fragen, wenn Sie nicht ein schlechtes Gewissen hätten.“ Und daß ich immer wieder frage „warum nicht Freundschaft?“ das ist mein schlechtes Gewissen, das beweist mir, daß es nicht geht und daß ich den Gedanken daran fallen lassen muß. Cécile lebt nicht für Kränzchen und Floraconcerte, so viel steht fest; ob die Natur sie so schuf oder ob das Leben sie so bildete, gilt gleich. Möglich, ja wahrscheinlich, daß sie sich zeitweilig nach Idyll und Herzensgüte sehnt, aber sie schätzt instinktiv einen Jeden nach seinen Mitteln und Gaben, und ich wäre der Lächerlichkeit verfallen, wenn ich meinen Ton ihr gegenüber plötzlich auf Kunstausstellung und Tagesneuigkeiten oder gar auf den vorlesenden Freund stellen wollte. Was sie von mir erwartet, sind Umwerbungen, Dienste, Huldigungen. Und Huldigungen sind wie Phosphorhölzer, eine zufällige Friktion und der Brand ist da.“

Solche Betrachtungen begleiteten ihn und kamen ihm während seines Bremer Aufenthalts allabendlich wieder, wenn er, nach den Geschäften und Mühen des Tages, seinen Spaziergang am Bollwerk hin machte. Seine Vorsätze blieben dieselben, aber frei-

lich seine Neigungen auch, und als er eines Tages, wo diese Neigungen 'mal wieder stärker als die Vorsätze gewesen waren, in seine Wohnung heimkehrte, schob er ein Tischchen an die Balkonthür seines nach dem Flusse hin gelegenen Zimmers und setzte sich, um an Cécile zu schreiben.

Es war eine kostbare Nacht, kein Lüftchen ging, und auf den vorüberfluthenden Strom fielen von beiden Ufern her die Quai- und Straßenlichter; die Mondsichel stand über dem Rathhaus, immer stiller wurde die Stadt und nur vom Hafen her hörte man noch singen und den Pfiff eines Dampfers, der sich, unter Benutzung der Fluth, zur Abfahrt rüstete.

Rasch flog Gordons Feder über die Seiten hin, und die weiche Stimmung, die draußen herrschte, bemächtigte sich auch seiner und fand in dem, was er schrieb, einen Ausdruck.

* * *

Die Verhandlungen in Bremen währten länger als erwartet und kamen erst zum Abschluß, als eine nach den friesischen Inseln hin unternommene Reise die bis dahin bezweifelte Durchführbarkeit des Unternehmens bewiesen hatte. Gordon lernte bei der Gelegenheit Sylt und Föhr kennen, auch Norderney,

woselbst er emsig nach den St. Arnauds forschte, die, dessen entsann er sich, den Plan gehabt hatten, ihre Sommertour auf Norderney zu beschließen. Er ging aber vergeblich die Fremdenliste durch und war endlich froh, die Insel, der er seine Mißstimmung entgelten ließ, nach zweitägigem Aufenthalt wieder verlassen zu können.

Anfang August war er in Berlin, wo, neben amtlichen und finanziellen Vorbereitungen, auch allerlei das Technische betreffende Bestellungen und Kontrakte zu machen waren. Er bezog eine schon Ende Mai, kurz vor seiner Reise nach Thale gemiethete Wohnung in der Lennéstraße, wohin er auch alle Briefe zu richten angeordnet hatte. Leider fand er nichts vor, weder in der Wohnung noch auf der Post, oder doch nicht das, woran ihm am meisten gelegen war. Eine schlechte Laune stellte sich ein, aber glücklicherweise nicht auf lange.

„Thor, der ich bin, und immer nur mit meinen Wünschen rechne. Man braucht kein Menschenkenner zu sein, um zu wissen, daß Cécile keine passionirte Briefschreiberin ist. Wäre sie das, so wäre sie nicht sie selbst. Briefeschreiben ist wie Wetterleuchten; da verblitzt sich alles und das Gewitter zieht nicht herauf. Aber Frauen wie Cécile vergegenständlichen sich nichts und haben gar nicht den Drang, sich innerlich von irgend 'was zu befreien, auch nicht von dem,

was sie quält. Im Gegentheil, sie brüten darüber und überladen sich mit Gefühl, bis dann mit einem Male der Funken überspringt. Aber sie schreiben nicht, sie schreiben nicht."

Er schob, während er so sprach, den Sophatisch bei Seit' und begann auszupacken. Unter den ersten Sachen war auch eine Schreibmappe, deren Deckel eine Photographie zeigte, das Bild seiner Schwester. In der Stimmung, in der er war, sah er sich's an und sagte: „Clothilde. Wie gut sie aussieht. Aber sie taugt auch nichts. Es muß über drei Wochen sein, daß ich an sie geschrieben. Und bis heute keine Antwort, trotzdem das Thema nichts zu wünschen übrig ließ. Denn über was schrieben Frauen lieber, als über eine andre Frau, und noch dazu, wenn sie merken, daß man sich für diese andre interessirt. Und doch kein Wort. Ist ein Brief verloren gegangen? Unsinn, Briefe gehen nicht verloren. Nun, es wird sich aufklären. Vielleicht liegt mein langes Scriptum irgendwo in Liegnitz, während Fräulein Schwester noch in der Welt umherfährt."

In diesem Augenblicke klopfte es.

„Herein."

Der Eintretende war ein Groß-Industrieller, Vorstand einer Fabrik für Maschinenwesen und Kabeldrähte, dem Gordons Ankunft von Bremen her telegraphirt worden war und der nicht säumen

wollte, sich ihm vorzustellen. Gordon entschuldigte sich wegen der überall im Zimmer herrschenden Unordnung und bat den Fremden, einen eleganten Herrn von augenscheinlich weltmännischen Allüren, in einem der Fauteuils Platz zu nehmen. Der Fremde lehnte jedoch mit vieler Verbindlichkeit ab und lud seinerseits Gordon ein, ihn nach seiner Charlottenburger Villa hinaus begleiten und daselbst sein Gast sein zu wollen; sein Wagen halte bereits vor der Thür, und was Geschäftliches zu sprechen sei, lasse sich unterwegs verhandeln. „Wir haben dann den Abend für ein Gespräch mit den Damen." Seine Frau, so schloß er, die passionirt für Nilquellen und Congobecken sei, freue sich ungemein einen so weitgereisten Herrn kennen zu lernen, und wenn es Afrika nicht sein könne, so werde sie sich auch mit Persien und Indien zufrieden geben.

Gordon fühlte sich durch die ganze Sprechweise sehr angeheimelt und nahm an.

* * *

Der Abend in Charlottenburg war entzückend gewesen und Gordon hatte sich wieder überzeugt, „wie klein die Welt sei." Gemeinschaftliche Freunde waren entdeckt worden, in Bremen, England, New-York, und zuletzt auch in Berlin selbst. Auch den

Obersten von St. Arnaud kannte man; er habe eine schöne Frau, die schon einmal verheirathet gewesen sei (sehr hoch hinauf) und habe eines Duells halber den Abschied nehmen müssen. Unter solchem Geplauder war der Abend vergangen und erst lange nach Mitternacht hatte Gordon, in einem Mischzustande von Müdigkeit und Angeheitertsein, seinen Heimweg angetreten.

Nun war es Morgen und er erschrak fast, als er in sein Wohnzimmer trat und sich hier umsah. Alles lag noch gerade so da, wie's gestern, als der Besuch kam, gelegen hatte: Wäsche, zerstreut über die Stühle hin, Ueberzieher und Fracks an Schrankecken und Fensterriegel gehängt, und der Koffer selbst halb aufgeklappt zwischen Thür und Ofen. Am buntesten aber sah es auf dem Sophatisch aus, wo Nagelscheeren und Haarbürsten, Eau de Cologneflaschen und Cravatten ein Chaos bildeten, aus dessen Centrum ein rothes Fez und als Ueberraschung ein Markt-Astern-Bouquet aufragte, das die Wirthin, vielleicht um sich ihres Miethers fester zu versichern, mit beinah komischer Sorgfalt in eine blaue Glasvase mit Silberrand hineingestellt hatte. Nirgends ein Zollbreit Platz. Zu dem allen kam in eben diesem Augenblick auch noch der Kaffee; Gordon nahm schnell eine Schale voll und setzte dann das Tablett auf den Bücherschrank.

„Und nun sollt' ich wohl," hob er an, „in diesem Chaos Ordnung stiften. Aber ich war so lange nicht in Berlin, wenigstens nicht mit Muße, daß ich ein Recht habe, mich als einen Fremden anzusehen. Und für einen Fremden ist es immer das Erste, das er sich ein Kissen aufs Fensterbrett legt und die Häuser und Menschen ansieht."

Und damit trat er wirklich an's Fenster und sah hinaus.

„Aber Häuser und Menschen in der Lennéstraße! Da hätt' ich mir freilich einen anderen Stadttheil und vor allem ein anderes vis-à-vis suchen müssen. Alles ist so still und verkehrslos hier, als ob es eine Privatstraße wäre mit einem Schlagbaum rechts und links. Sei's drum; man muß die Feste nehmen, wie sie fallen, und die Straßen auch. Im Uebrigen wird sich schon was finden, das der Betrachtung aus der Vogelperspektive werth wäre. Das an der Ecke da, das muß der Schneckenberg sein (Erinnerung aus meinen Collége-Tagen her), und wenn ich Glück habe, so seh' ich auch noch ein Stück von dem Schaperschen Goethe. Wahrhaftig, da blitzt so 'was zwischen den Bäumen; — au fond sind Bäume besser als Häuser und ein bischen Publikum wird sich auch noch einstellen. Wo Bänke stehen, stehen auch Menschen in Sicht. Als ich Berlin Ende Mai passirte, schien der Thiergarten, speciell hier herum,

aus lauter rothen Kopftüchern und blauweißen Kinderwagen zu bestehen, und wenn erst die Mittagssonne wieder brennt, werden auch die rothen Kopftücher wieder da sein. Und vielleicht auch die zugehörige Soldateska. Bis dahin muß ich mich mit dem Schlangen-Ungethüm begnügen, das da, zehn Ellen lang, im Grase liegt. Ah, jetzt blitzt der Strahl über den Rasen hin."

Er sah noch eine Weile dem Spritzen zu, freute sich, wie sich das Sonnenlicht in den Tropfen brach, und gab dann seinen Fensterplatz wieder auf, um endlich Ordnung zu schaffen. Rüstig ging er an's Werk und mußte lachen, als der Kleiderschrank bei jeder Berührung seiner Holzriegel quietschte. „Noch ganz die alte Zeit. So quietschten sie früher auch. Aber Berlin wird Weltstadt."

Und während er so sprach, flogen die Kästen auf und zu, bis, nach Ablauf einer Stunde, nicht blos die Stiefel aller Arten und Grade blank aufmarschirt in einer Ecke standen, sondern auch die Bürsten und sonstigen Reinigungsapparate des civilisirten Menschen ihren richtigen Platz gefunden hatten.

Er ruhte sich einen Augenblick und machte dann Toilette.

„Wohin? Alte Freunde besuchen, die vielleicht keine mehr sind? Immer mißlich. Also neue, das

heißt mit andern Worten die St. Arnauds. Denn andre hab ich nicht. Aber sind sie da? Daß ich sie vor acht Tagen auf der langweiligen Insel nicht finden konnte, beweist nicht, daß sie zurück sein müssen. Sie können sich, statt für Norderney, mindestens eben so gut für Helgoland oder Scheveningen entschieden haben. Eins ist wie das andre. Aber mit oder ohne Chance, jedenfalls kann ich einen Versuch machen."

Und er nahm Hut und Stock, um in der St. Arnaud'schen Wohnung vorzusprechen.

* * *

Diese war auf dem Hafenplatze, so daß der einzuschlagende Weg erst durch ein Stück Königgrätzerstraße, demnächst aber über den Potsdamer Platz führte, der auch heute wieder wegen Kanalisation und Herstellung eines Insel-Perrons unpassirbar war. Wenigstens in seiner Mitte. So mußte Gordon denn an der Peripherie hin sein Heil versuchen, was ihn freilich nur in neue Wirrnisse brachte. Denn es war gerade Markt heute, der, wie gewöhnlich an dieser Stelle, zwischen Straßendamm und Häuserfront abgehalten wurde. Hier saßen die Marktfrauen in einer Art Defilée „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge", durch welche Gordon nun hindurch mußte. Wirklich, das war nichts Leichtes, aber so schwer es

war, so vergnüglich war es auch, und auf die Gefahr hin, überrannt zu werden, blieb er stehen und musterte die Scenerie. Weit hin standen die Himbeer-Tinen am Trottoir entlang, nur unterbrochen durch hohe, kiepenartige Körbe, daraus die Besinge, blauschwarz und zum Zeichen ihrer Frische noch mit einem Anfluge von Flaum, hervorlugten. In Front aber, und zwar als besondere Prachtstücke, prangten umförmige verspätete Riesenerdbeeren auf Schachtel- und Kistendeckeln und dazwischen lagen Kornblumen und Mohn in ganzen Bündeln, auch Goldlack und Vergißmeinnicht, sammt langen Bastfäden, um, wenn es gewünscht werden sollte, die Blumen in einen Strauß zusammenzubinden. Alles primitiv, aber entzückend in seiner Heiterkeit und Farbe. Gordon war ganz hingenommen davon, und erst als er sich satt gesehen und ein paar kräftige Athemzüge gethan hatte, ging er weiter, um, an der Köthner-straßen-Ecke rechts einbiegend, auf den Hafenplatz zuzuschreiten.

„Sie werden in dem Diebitschen Hause wohnen. Etwas Alhambra, das paßt ganz zu meiner schönen Cécile. Wahrhaftig, sie hat die Mandelaugen und den tief melancholischen Niederschlag irgend einer Zoë oder Zuleika. Nur der Oberst, bei allem Respekt vor ihm, stammt nicht von den Abenceragen ab, am wenigsten ist er der poetische letzte von ihnen. Wenn

ich ihn à tout prix in jenen mauriſchen Gegenden unterbringen ſoll, ſo iſt er entweder Abdel-Kader in Perſon oder ein Riff-Pirat von der marokkaniſchen Küſte."

Während er noch ſo vor ſich hin plauderte, ſtand er vor dem St. Arnaud'ſchen Hauſe, das aber, wie die Nummer jetzt auswies, nicht das Haus mit der Alhambra-Kuppel, ſondern ein benachbartes von kaum minderer Eleganz war, wie gleich ſein Eintritt ihm zeigen ſollte. Die Stufen waren mit Teppich, das Gelände mit Plüſch belegt, während die buntbemalten Flur-Fenſter ein mattes Licht gaben. Eine Treppe hoch angekommen, las er: „Oberſt v. St. Arnaud."

Er klingelte. Niemand aber kam.

„Alſo noch verreiſt. Ich will's aber doch noch einmal verſuchen. So lange die Herrſchaften nicht da ſind, ſitzen die Dienerſchaften auf den Ohren."

Und er klingelte wieder.

Wirklich, ein hübſches Mädchen kam, eine Jungfer, etwas verlegen. Sie ſchien in einer intimen Unterhaltung geſtört worden zu ſein, oder doch mindeſtens in ihrer Toilette.

„Die gnädige Frau ſchon zurück?"

„Erſt heut über acht Tage."

„Von Norderney?"

„Nein. Von dem Gut."

„Ah, von dem Gut," ſagte Gordon, als ob er wiſſe, daß ein ſolches exiſtire. Dann ging er wieder, nachdem er ſein Bedauern ausgeſprochen hatte, die Herrſchaften verfehlt zu haben.

„Alſo noch auf dem Gut. Das will ſagen auf dem Gute der Frau. Denn Oberſten haben keine Güter. Es giebt zwar Dotationen, aber die kommen erſt ſpäter, wenn ſie überhaupt kommen."

Und damit trat er wieder auf den Platz hinaus.

Achtzehntes Kapitel.

Erſt in einer Woche ſollte Cécile von dem Gute zurückkehren. Das erſchien Gordon eine lange Zeit und die Tage wollten kein Ende nehmen, noch weniger die Abende, was ihm Veranlaſſung gab, es mit dem Theater zu verſuchen. Aber er empfand wieder ganz die Wahrheit deſſen, was ihm einſt ein Freund über Theater und Theaterbeſuch geſagt hatte: „man muß oft hingehen, um Vergnügen daran zu finden; wer ſelten hinkommt, leidet unter der Unwahrheit deſſen, was er ſieht." Er gab alſo den Theaterbeſuch wieder auf, vielleicht raſcher, als recht und billig war, und mußt' es ſchließlich noch als ein beſonderes Glück anſehen, in dem ihm nahe ge-

legenen Hôtel du Parc einen ihm zusagenden Platz für Unterbringung seiner Abende zu finden. Er saß hier oft halbe Stunden lang und länger in dem schmalen Glaspavillon und las entweder die Zeitungen oder plauderte mit dem Wirth.

Eines Abends traf er in eben diesem Glaspavillon auch die beiden Berliner wieder, die, vom Hôtel Zehnpfund her, ihm noch gut in der Erinnerung waren, und er würde sicherlich nicht versäumt haben, sie zu begrüßen, wenn sie nicht in Begleitung ihrer Damen gewesen wären, die, nachdem ihnen ganz ersichtlich Gordons Name zugetuschelt worden war, sofort Anstandsgesichter aufsetzten und jeden Versuch ihrer Ehemänner zu Fortführung einer unbefangenen oder gar heiter ungenirten Unterhaltung energisch ablehnten. In dieser erkünstelten Würde verharrten sie denn auch bis zuletzt und brachen, nachdem sie sich gegen den sie begleitenden und ihnen bekannten Wirth nur im letzten Momente noch mit verstecktem Lächeln verbeugt hatten, unter entsprechender Pomphaftigkeit auf.

„Kannten Sie die Herrschaften?“ fragte Gordon. „Ich war im Juni mit ihnen in Thale zusammen; das heißt mit den beiden Herren. Da waren sie ganz anders, etwas laut, etwas sonderbar, so berlinisch.“

„Ja,“ lachte der Wirth. „Das ist immer

so. Richtige Berliner giebt es eigentlich nur noch draußen und auf Reisen. Zu Hause sind sie ganz vernünftig."

„Besonders wenn die Frauen dabei sind."

„Ja, dann besonders."

* * *

Zwei Tage später war die Zeit um, wo die St. Arnauds zurück sein wollten, und Gordon zählte jetzt die Stunden, um am Hafenplatz wieder vorzusprechen. Er bezwang sich aber und ließ abermals drei, vier Tage vergehen, eh' er sich anschickte, seinen Antrittsbesuch zu machen.

Diesmal nahm er seinen Weg am Wrangelbrunnen und der Matthäikirche vorbei, welchen Umweg er nur der längeren Vorfreude halber wählte.

„Nun aber ist es Zeit." Und damit bog er, vom Schöneberger Ufer her, links ein und passirte gleich danach die kleine, hier noch aus älterer Zeit her den Verkehr nach dem Hafenplatz hin vermittelnde Dreh- und Gitterbrücke. Schon von fern her sah er nach der Bel-Etage hinauf und nahm nicht ohne Sorge wahr, daß die zusammengesteckten Gardinen nach wie vor die ganze Fensterbreite verdeckten. Als er aber die Treppe hinaufstieg und den letzten Absatz derselben glücklich erreicht hatte, ließ

ihm die den Thürrahmen einfassende Laub-Guirlande keinen Zweifel mehr, daß die Herrschaften zurückgekehrt sein müßten. Oben angekommen, fuhr er mit leiser Hand über das schon halbtrockene Laub hin und sagte, wie wenn er an dem Raschelton die Zeit gemessen habe: „Drei Tage."

Nun erst zog er die Glocke. Dasselbe nach Wesen und Sprechart oberschlesische Mädchen erschien wieder, das ihm schon bei seinem ersten Besuche geöffnet hatte, diesmal mit bemerkenswerther Raschheit. Er nannte seinen Namen und einen Augenblick später kam Antwort: „Die gnädige Frau lasse bitten."

Gordon folgte, den Corridor entlang, bis an den sogenannten Berliner Saal, an dessen Schwelle Cécile bereits stand und ihn begrüßte. Sie sah frischer und jugendlicher aus als in Thale, welchen Eindruck ein helles Sommercostüm noch steigerte. Gordon war wie betroffen und einer fast an's Sentimentale streifenden Empfindung hingegeben, nahm er ihre Hand und küßte sie mit Devotion.

„Herzlich willkommen," sagte sie. „Und vor allem schönen Dank für Ihren Brief; er hat mir so wohl gethan. Und wie liebenswürdig, daß Sie Wort halten und unserer gedenken."

Gordon erwiderte, daß er vor zehn Tagen schon nachgefragt habe.

„Susanne hat uns davon erzählt. Und die Beschreibung, die sie machte, war so gut, daß St. Arnaud und ich gleich auf Sie riethen. Aber nun vor allem Pardon, daß ich Sie nicht in unseren Glanzräumen empfange. Wir sind noch wie zu Gast bei uns selbst und beschränken uns auf ein paar Hinterzimmer. Ein Glück, daß wir wenigstens einen leidlich repräsentablen Garten-Balkon haben. Uebrigens finden Sie Besuch. Erlauben Sie, daß ich voraufgehe."

Gordon verneigte sich und einen Augenblick später traten Beide, nach Passirung eines schon im Seitenflügel gelegenen und mit Philodendrons und anderen Blattpflanzen fast überfüllten Raumes auf einen Vorbau hinaus, der, aus Stein aufgeführt, mehr einem nach vorn hin offenen Zimmer als einem Balkone glich. Eiserne Stühle sammt Tisch und Etagère standen umher, während auf einer mit Kissen belegten Gartenbank ein alter Herr mit schneeweißem Haar saß, der sich, als er Gordons gewahr wurde, von seinem Platz erhob.

„Erlauben mir die Herren, Sie mit einander bekannt zu machen: Herr von Leslie-Gordon, Herr Hofprediger Dr. Dörffel. Aber nun, wenn ich bitten darf, placiren wir uns. Der Stuhl in der Ecke da . . wahrscheinlich verstaubt . . aber gleichviel, helfen Sie sich, so gut es geht. Und nun, Herr von Gor-

don, bitt' ich, Ihnen ein Glas von diesem Montefiascone einschenken zu dürfen. Oder der Herr Hofprediger übernimmt es vielleicht; er hat ruhige Nerven und eine sichere Hand, während ich immer noch das Fingerzittern habe; Meer- und Gebirgsluft haben mir gleichmäßig die Hülfe versagt. Aber nichts von solch unerfreulichen Dingen. Ihr Wohl, Herr von Gordon."

„Und das Ihre, meine gnädige Frau."

Cécile dankte. „Erinnern Sie sich noch des Tages, wo wir das letzte Mal so zusammen saßen?"

„O, wie könnt' ich des Tages je vergessen."

Und er begann nun den Reim zu citiren, worin Rosa von der „Perlen schönster Perle" gesprochen hatte.

Cécile ließ ihn aber nicht aussprechen und sagte: „Nein, Herr von Gordon, Sie dürfen mich nicht in Verlegenheit bringen, und am wenigsten hier vor meinem väterlichen Freunde. Ja, die Schmerlen und der Rodensteiner. Und als dann die Turner aufmarschirten! Es war so reizend. Aber das Reizendste von allem ist doch, daß wir in diesem Augenblicke darüber sprechen und den Herrn Hofprediger nicht nur in unsre gemeinschaftlichen glücklichen Erinnerungen einweihen, sondern auch auf Verständniß rechnen können. Denn er hat selber ein gut harzisch Herz und ist ein Quedlinburger, wenn ich nicht irre."

„Nein, meine gnädigste Frau, nur ein Halberstädter.

„Nur, nur," lachte Gordon. „Jedenfalls beneid' ich den Herrn Hofprediger um seine Geburtsstätte."

„Zuletzt ist jeder Platz gerade gut genug, um darauf geboren zu werden."

„Gewiß. Aber doch der eine vor dem andern. Und wenn ich meinerseits mir einen Platz hätte wählen können, so hätt' ich mir Lübeck gewählt oder Wismar oder Stralsund, weil ich die Hansa-Passion habe. Gleich nach der Hansa aber kommt der Strich von Halberstadt bis Goslar. Und als drittes erst kommt Thüringen."

Der Hofprediger reichte Gordon die Hand und sagte: „Darauf müssen wir noch eigens anstoßen; erst Hansa, dann Harz und dann Thüringen. Mir aus der Seele gesprochen, trotzdem es fast sakrilegisch ist. Denn ein richtiger lutherischer Geistlicher muß eigentlich auch zur Luther-Gegend halten."

„Gewiß, zur Luther-Gegend, die die Dioskuren von Weimar uns gleich noch als Zugabe bringt. Aber der Harz hat nun 'mal meine ganz besonderen Sympathien und ich liebe jedes Harzische Lied und jede Harzische Sage, von Buko von Halberstadt an bis zu des Pfarrers Tochter . ."

„. . von Taubenhayn," ergänzte der Hofprediger. Aber im selben Augenblicke wahrnehmend, daß Cécile,

wie bei jedem unperſönlich bleibenden Geſpräche, voll wachſender Abſpannung dreinſah, brach er raſch ab oder mühte ſich wenigſtens, auf etwas Näherliegendes einzulenken. „Ja, der Harz!“ fuhr er fort. „Wir ſind ganz d'accord, Herr von Gordon. Und nun gar mein liebes altes Halberſtadt, von dem ich mit dem König von Thule ſingen möchte, „es ging ihm nichts darüber“ — ſo ſehr häng' ich daran. Und doch, wenn ich mich umthun und einen Fleck Erde nennen ſollte, der vielleicht angethan wär', ihm in meinem Herzen den Rang ſtreitig zu machen, ſo wär' es unſer gutes Berlin. Und worin den Rang ſtreitig macht? Juſt in dem, was ihm am meiſten abgeſprochen wird, in landſchaftlicher Schönheit. Bitte, treten Sie hier heran, Herr von Gordon, hier an dieſe Brüſtung, und dann urtheilen Sie ſelbſt. Wenn Sie den ganzen Harz auf den Kopf ſtellen, ſo fällt, ſo ſchön er iſt, kein Stück Erde heraus, wie *das* hier.“

Und wirklich, er durfte ſo ſprechen, denn was ſich da, vom erſten Herbſte kaum angeflogen, zu Füßen des Balkons ausbreitete, war eine Art Föderativſtaat von Gärten, zwanzig oder mehr, die durch niedrige, kaum ſichtbare Heckenzäune von einander getrennt, ein einziges großes Blumencarré bildeten: Aſtern in allen Farben, aus denen Rondeele von Canna indica emporblühten. Die Mittagsſonne blitzte

dazwischen und auf einer ihnen gegenübergelegenen Veranda standen Damen im Gespräch und fütterten Tauben, die, von einem Nachbarhofe her, auf die jenseitige Balkonbrüstung geflogen waren.

„Insel der Seligen," sagte Gordon vor sich hin und bedauerte doch schon im selben Augenblicke, das Wort gesprochen zu haben, weil er wahrnahm, wie peinlich Cécile davon berührt wurde. Doch es ging vorüber und sich rasch wieder in ihre gute Laune zurückfindend, sagte sie: „Wissen Sie, daß ich all die Zeit über an den alten Emeritus und den Professor mit dem sonderbaren Namen gedacht habe. Braunschweig oder Anhalt war das ewige Thema. War es nicht so? Und nun ist Harz oder Thüringen das erste Gespräch, das ich Sie führen höre. Nein, mein Herr Professor „Aus dem Grunde", zu, dem Behufe wollen wir uns nicht wiedergesehen haben."

Gordon versprach feierlichst Besserung, fragte nach dem Obersten und zuletzt auch nach Rosa und ob Nachrichten von ihr eingetroffen seien, was bejaht wurde. Dann erhob er sich, verneigte sich mit vieler Artigkeit gegen den Hofprediger und empfahl sich, während Cécile nach dem Diener klingelte.

„Nun," fragte Cécile, „welchen Eindruck haben Sie von ihm empfangen?"

„Einen guten."

„Ohne Einschränkung?"

„Fast. Er ist klug und gewandt, und wie ich glaube, von untadliger Gesinnung."

„Aber?"

„Er hat, so lebhaft und sanguinisch er ist, einen eigensinnigen Zug um den Mund und ist muthmaßlich fixer Ideen fähig. Ich fürchte, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, so will er auch mit dem Kopf durch die Wand. Das Schottische spukt noch in ihm nach. Alle Schotten sind hartköpfig."

„Ich hab' ihn umgekehrt immer nachgiebig gefunden und überaus leicht zu behandeln."

„Ja, Alltags und in kleinen Dingen."

Cécile schwieg sichtlich verstimmt, weshalb der Hofprediger, einlenkend, fortfuhr: „Im Uebrigen, meine gnädigste Frau, dürfen Sie Bemerkungen wie diese nicht ernsthafter nehmen, als sie gemacht werden. Alles was ich gesagt habe, sind Sentiments und Muthmaßungen. Ich bin Hofprediger, aber nicht Prophet, auch nicht einmal von den kleinen. Und wenn ich Recht hätte! Was bedeutet Eigensinn? Unser Leben ist voller Fallgruben und wer in die des Eigensinns fällt, fällt noch immer nicht sonder-

lich tief. Da giebt es ganz andere. Herr von Gordon, wenn mich nicht Alles täuscht, ist ein Mann von Grundsätzen und doch zugleich frei von Langweil und Pedanterie. Man erkennt unschwer den Mann, der die Welt gesehen und die kleinen Vorurtheile hinter sich geworfen hat. So recht eine Bekanntschaft, wie Sie sie brauchen. Denn es bleibt bei meinem alten Satze, Sie verbringen Ihr Leben einsamer, als Sie sollten."

„Im Gegentheil, nicht einsam genug. Was sich Gesellschaft nennt, ist mir alles Erdenkliche, nur kein Trost und keine Freude."

„Weil die Gesellschaft, die sich Ihnen bietet, hinter Ihren Ansprüchen zurückbleibt. Sie lächeln, aber es ist so, meine gnädigste Frau. Was Sie brauchen, sind unbefangene Menschen, Menschen, die die Sprache zum Ausplaudern, nicht aber zum Camoufliren der Dinge haben. Und zu diesen Unbefangenen zählt Herr von Gordon. So wenigstens ist der Eindruck, den ich von ihm empfangen habe. Pflegen Sie seine Bekanntschaft, und er wird Ihnen das Licht und die Freude geben, die Sie so schmerzlich vermissen."

Sie schüttelte den Kopf.

Er aber nahm theilnehmend ihre Hand und sagte: „Was ist es wieder, meine liebe gnädigste Frau? Sie müssen diese Melancholie von sich ab-

thun. Es gehört nicht zu den Machtmitteln unserer Kirche, den Himmel aufzuschließen und selig zu sprechen. Aber so wir nur den rechten Glauben haben, so trägt unser Heiland unsere Schuld. Diese freudige Gewißheit haben wir, und Sie dürfen sich nicht mit Vorstellungen quälen, die darauf aus sind, diese Gewißheit immer wieder in Frage zu stellen. Ich weiß wohl, was diesen Ihren beständigen Zweifeln zu Grunde liegt, es ist das, daß Sie, vor Tausenden, in Ihrem Herzen demüthig sind. Und diese Demuth soll Ihnen bleiben. Aber es ist doch zweierlei: die Demuth vor Gott und die Demuth vor den Menschen. In unserer Demuth vor Gott können wir nie zu weit gehen, aber in unserer Demuth vor den Menschen können wir mehr thun als nöthig. Und Sie thun es. Es ist freilich ein schöner Zug und ein sicheres Kennzeichen edlerer Naturen, Andere besser zu glauben als sich selbst, aber wenn wir diesem Zuge zu sehr nachhängen, so verfallen wir in Irrthümer und schaffen, weit über uns selbst hinaus, allerlei Schädigungen und Nachtheile. Damit sprech' ich dem Hochmuthe nicht das Wort. Wie könnt' ich auch? Ist doch Hochmuth das recht eigentlich Böse, die Wurzel alles Uebels, fast noch mehr als der Geiz, und hat denn auch die Engel zu Fall gebracht. Aber zwischen Hochmuth

und Demuth steht ein Drittes, dem das Leben gehört, und das ist einfach der Muth."

Er hatte sich erhoben und Beide waren an die Balkonbrüstung getreten, von der aus sie jetzt die stille, vor ihnen ausgebreitete Blumenwelt überblickten. Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte Cécile: „Muth! Vielleicht hätt' ich ihn, wenn ich nicht in trüben Ahnungen steckte. Die mir jetzt zurückliegenden glücklichen Tage, welchem Umstande verdank' ich sie? Doch nur dem, daß er, den Ihre Güte mir zum Freunde geben möchte, sieben Jahre lang draußen in der Welt war und ein Fremder in seiner eigenen Heimath geworden ist. Er weiß nichts von der Tragödie, die den Namen St. Arnauds trägt und weiß noch weniger von dem, was zu dieser Tragödie geführt hat. Aber auf wie lange noch? Er wird sich rasch hier wieder einleben, alte Beziehungen anknüpfen und eines Tages wird er alles wissen. Und an demselben Tage . . ."

Sie brach hier ab und schien einen Augenblick zu schwanken, ob sie weiter sprechen solle. Dann aber fuhr sie voll wachsender Erregung fort: „Ja, mein Freund, er wird eines Tages alles wissen, und an demselben Tage wird auch der heitere Traum den ich träumen soll, zerronnen sein. Und, daß ich es sagen muß, ein Glück, *wenn* er zerrinnt. Denn wenn er jemals Gestalt gewönne . ."

„Dann? was dann, meine gnädigste Frau?“

„Dann wäre jeder Tag ein Bangen und eine Gefahr. Denn es verfolgt mich ein Bild, das ich nicht wegschaffen kann aus meiner Seele. Hören Sie. Wir gingen, als wir noch in Thale waren, St. Arnaud und ich und Herr von Gordon, eines Spätnachmittags an der Bode hin und plauderten und bückten uns und pflückten Blumen, bis mich plötzlich ein glührother Schein blendete. Und als ich aufsah, sah ich, daß es die niedergehende Sonne war, deren Gluth durch eine drüben am andern Ufer stehende Blutbuche fiel. Und in der Gluth stand Gordon und war wie davon übergossen. Und sehen Sie, das ist das Bild, von dem ich fühle, daß es mir eine Vorbedeutung war und wenn nicht eine Vorbedeutung, so doch zum mindesten eine Warnung. Ach, mein Freund, suchen wir ihn nicht zu halten, wir halten ihn nicht zu seinem und meinem Glück. Sie sind der Einzige, der es wohl mit mir meint, der Einzige, der reinen Herzens ist, und ich beschwöre Sie, helfen Sie mir alles in die rechten Wege bringen und vor allem beten Sie mir das Grauen fort, das auf meiner Seele liegt. Sie sind ein Diener Gottes und Ihr Gebet muß Erhörung finden.“

Sie war unter diesen Worten in ein nervöses Fliegen und Zittern verfallen, und der Hofprediger, der

wohl wußte, daß ihr, wenn diese hysterischen Paroxismen kamen, einzig und allein durch ein Ab- und Ueberleiten auf andere Dinge hin und wenn auch das nicht half, lediglich durch eine fast rücksichtslose Herbheit zu helfen war, sagte, während er sie bis an ihren Platz zurückführte: „Dieser Ueberschwang der Gefühle, meine gnädigste Frau, das ist recht eigentlich der böse Feind in Ihrer Seele, vor dem Sie sich hüten müssen. Das ist nicht Ihr guter Engel, das ist Ihr Dämon. Ueberschwänglichkeiten, die sich in's Religiöse kleiden, ohne religiös zu sein, haben keine Geltung vor Gott, ja, nicht einmal vor dem Papste. Wovon ich mich selbst einmal überzeugen durfte."

Der nüchterne Ton, in dem er dies sagte, machte sie stutzen, aber eine gute Wirkung, an der die Neugier einigen Antheil haben mochte, war doch für den sie scharf beobachtenden Hofprediger unverkennbar, und so nahm er denn auf's Neue herzlich und zuthulich ihre Hand und wiederholte: „Ja, meine gnädigste Frau, nicht einmal vor dem Papste, wovon ich mich selbst einmal überzeugen konnte. Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich Hauslehrer und dann Reisebegleiter bei dem jungen Grafen Medem war und mit ihm nach Rom ging. Als wir daselbst eines Tages zu Schiff nach Terracina wollten, traf es sich, daß auch der Papst, der alte Gregor XVI., dieselbe Reise machte, damals schon ein hoher Siebziger. Ich seh'

ihn noch, wie er über die Schiffbrücke kam und, umgeben von seinen Dienerschaften, auf ein Zeltdach zuschritt, das man eben in der Nähe des Steuers für ihn aufstellte. Kaum aber, daß er sich hier placirt hatte, so drängte sich auch schon eine die Fahrt mitmachende Frau durch alle Dienerschaften hindurch, warf sich vor ihm nieder und umfaßte seine Knie. Sie war augenscheinlich aus der Campagna nach der Stadt gekommen und rief jetzt, unter fortwährenden heftigen Selbstanklagen, die Vergebung des heiligen Vaters an. Der ließ sie denn auch eine Weile gewähren, als es aber andauerte, trat er zuletzt an den Schiffsrand und sagte kalt und abwehrend: ‚Una enthusiasta‘.“

Cécile starrte verwirrt und verstimmt vor sich hin, war aber doch sichtlich aus dem Bann ihrer Aengste heraus, und so durfte denn der Hofprediger in einem mit jedem Augenblicke freundlicher werdenden Tone fortfahren: „Und nun zürnen Sie mir nicht, meine gnädigste Frau, wegen eines Mangels an Rücksichtnahme. Kenn' ich doch Ihren beweglichen und im Letzten auch gesunden Sinn und weiß deshalb, Sie werden sich endgiltig aufrichten an dieser Geschichte. Die Heilslehren existiren und sollen uns Brot und Wein des Lebens sein. Aber sie sind nicht ein Schlagwasser oder Riechsalz, um uns in jedem beliebigen Momente plötzlich aus unserer Ohnmacht aufzuwecken.

Es giebt auf diesem Gebiete nichts Plötzliches, sondern nur ein Allmähliches, auch die geistige Genesung ist ein stilles Wachsen, und je tiefer Sie sich mit dem Glauben an den Erlösertod Jesu Christi durchdringen, desto sicherer und fester wird in Ihnen der Friede der Seele sein."

Neunzehntes Kapitel.

Während der Hofprediger mit Cécile dies Gespräch führte, schlenderte Gordon am andern Kanal-Ufer auf seine Wohnung zu, bog aber, als er auf diesem Rückwege die Pfeiler der die Straße kreuzenden Eisenbahnbrücke passirt hatte, zunächst nach links hin in einen wenig belebten Weg ein, um hier, am Potsdamer Bahndamm entlang, ungehinderter seinen Gedanken nachhängen zu können. Ahnungslos hinsichtlich des Stimmungs-Umschlages, der sich, nachdem er den Balkon verlassen, im Gemüthe seiner Freundin vollzogen hatte, war das ihn beherrschende Gefühl lediglich ein freudiges Staunen über die vorgefundene Wandlung zum Guten und Gesunden hin. Ja, die Cécile seiner Thalenser Tage war eine schöne, trotz aller Melancholie beständig nach Huldigungen ausschauende Dame gewesen, während die Cécile von heut eine heitre, lichtvolle Frau war, vor der der

Roman seiner Phantasie ziemlich schnell zu verblassen begann.

„Was bleibt übrig? Ich glaube jetzt klar zu sehen. Sie war sehr schön und sehr verwöhnt, und als der Prinz, auf den mit Sicherheit gerechnet wurde, nicht kommen wollte, nahm sie den Obersten. Und ein Jahr später war sie nervös, und zwei Jahre später war sie melancholisch. Natürlich, ein alter Oberst ist immer zum Melancholischwerden. Aber das ist auch alles. Und schließlich haben wir nichts als eine Frau, die, wie tausend andere, nicht glücklich und auch nicht unglücklich ist."

Unter solchem Selbstgespräche war er bis an die Bülowstraße gekommen und wollte sich eben unter Benutzung derselben, in weitem Bogen wieder zurück nach dem Thiergarten schlängeln, als er, in einiger Entfernung, eines Begräbnißzuges gewahr wurde, der nach dem Matthäikirchhofe hinaus wollte. Der gelbe, mit Kränzen überdeckte Sarg stand auf einem offenen Wagen, in dessen Front ein schmales, silbernes Kreuz beständig hin und her schwankte. Hinter dem Wagen kamen Kutschen und hinter den Kutschen ein ansehnliches Trauergefolge. Gordon wäre gern ausgewichen, aber der gehabten Anwandlung sich schämend, blieb er und ließ den Zug an sich vorbeipassiren. „Es ist nicht gut, die Augen gegen derlei Dinge zu schließen, am wenigsten, wenn man eben

Luftschlösser baut. Der Mensch lebt, um seine Pflicht zu thun und zu sterben. Und das Zweite beständig gegenwärtig zu haben, erleichtert einem das Erste."

* * *

Gordon wuchs sich rasch wieder in Berlin ein und war nur verwundert, nach wie vor keinen Brief aus Liegnitz eintreffen zu sehen, auch nicht als er die saumselige Schwester gemahnt hatte. Seine Verwunderung war aber nicht gleichbedeutend mit Verstimmung, vielmehr gestand er sich, alles in allem nie glücklichere Tage verlebt zu haben. Auch nicht in Thale. Wenn es sein konnte, sprach er täglich bei seiner Freundin vor und erneuerte dabei die freundlichen, gleich bei seinem ersten Besuche gehabten Eindrücke. Was ihn einzig und allein störte, war das, daß er sie nie allein fand. Mitte September traf Céciles jüngere Schwester auf Besuch ein und wurde ihm als „meine Schwester Kathinka" vorgestellt. Bei diesem Vornamen blieb es. Sie war um mehrere Jahre jünger und ebenfalls sehr schön, aber ganz oberflächlich und augenscheinlich mehr nach Verhältnissen als nach Huldigungen ausblickend. Cécile wußte davon und schien erleichtert, als die Schwester wieder abreiste. Der Besuch hatte nur wenig über eine Woche gedauert

und war Niemandem zu rechter Befriedigung gewesen. Auch Gordon nicht. Desto größere Freude hatte dieser, als er eines Tages Rosa traf und von ihr erfuhr, daß sie verhältnißmäßig häufig im St. Arnaud'schen Hause vorspreche, weshalb es eigentlich verwunderlich sei, sich bis dahin noch nicht getroffen zu haben. Das müsse sich aber ändern, womit Niemand einverstandener war als Gordon selbst. Und zu dieser Aenderung kam es denn auch; man sah sich öfter, und erschien bei diesen Begegnungen auch noch der in der benachbarten Linkstraße wohnende Hofprediger, so steigerte sich der von Rosas Anwesenheit beinah unzertrennliche Frohsinn, und vom Harz und seinen Umgebungen schwärmend, erging man sich in Erinnerungen an Roßtrappe, Hôtel Zehnpfund und Altenbrak. Der Oberst war selten da, so selten, daß Gordon sich entwöhnte, nach ihm zu fragen. „Er ist im Club," hieß es einmal über das andre. Der Club aber, um den sich's handelte, war kein militairischer, sondern ein Haute-Finance-Club, in dem Billard, Skat und L'hombre mit beinah wissenschaftlichem Ernst gespielt wurde. Nur die Points hatten eine ganz unwissenschaftliche Höhe.

Neben Rosa war es der alte Hofprediger, der, wenn man gemeinschaftlich heimging, über diese kleineren oder größeren Inkorrektheiten Aufklärung gab, meistens vorsichtig und zurückhaltend, aber doch immer

noch deutlich genug, um Gordon einsehen zu lassen, daß er es mit seinem in seinem langen Skriptum an die Schwester im halben Uebermuthe gebrauchten „Jeu-Oberst" richtiger, als er damals annehmen konnte, getroffen habe. Theilnahme mit Cécile war, wenn er derlei Dinge hörte, jedesmal sein erstes und ganz aufrichtiges Gefühl, aber eine nur zu begreifliche Selbstsucht sorgte gleichzeitig dafür, daß dies Gefühl nicht andauerte. St. Arnaud war nicht da, das war doch schließlich die Hauptsache, das gab den Ausschlag und weder seine Blicke noch seine spöttischen Bemerkungen konnten das Glück ihres Beisammenseins stören.

Ja, diese September-Tage waren voll der heitersten Anregungen, und Briefchen in Vers und Prosa, die von Seiten Gordons beinah jeden Morgen an Cécile gerichtet wurden, sei's um sie zu begrüßen oder ihr etwas Schmeichelhaftes zu sagen, steigerten begreiflicherweise das Glück dieser Tage. St. Arnaud seinerseits gewöhnte sich daran, diese Billets doux auf dem Frühstückstische liegen zu sehn und leistete sehr bald darauf Verzicht, von solcher „Mondscheinpoesie" weitere Notiz zu nehmen. Er lachte nur und bewunderte „wozu der Mensch alles Zeit habe", Cécile selbst, voll Mißtrauen in ihre Rechtschreibung, antwortete nur selten, wobei sie sich zurückhaltender und ängstlicher als nöthig zeigte, da Gordon bereits

weit genug gediehen war, um in einer mangelhaften Orthographie, wenn solche sich wirklich offenbart haben sollte, nur den Beweis immer neuer Tugenden und Vorzüge zu finden.

Zwanzigstes Kapitel.

So waren vier Wochen vergangen, als Gordon, an einem der letzten Septembertage, eine Karte folgenden Inhalts erhielt: „Oberst von St. Arnaud und Frau geben sich die Ehre, Herrn v. Leslie-Gordon zum 4. October zu einem Mittag-Essen einzuladen. 5 Uhr. Im Ueberrock. U. A. w. g."

Gordon nahm an und war nicht ohne Neugier, bei dieser Gelegenheit den St. Arnaud'schen Kreis näher kennen zu lernen. Was er, außer dem Hofprediger, bis dahin gesehen hatte, war nichts Hervorragendes gewesen, ziemlich sonderbare Leute, die sich allenfalls durch Namen und gesellschaftlich sichere Haltung, aber wenig durch Klugheit und fast noch weniger durch Liebenswürdigkeit ausgezeichnet hatten. Beinah alle waren Frondeurs, Träger einer Opposition quand même, die sich gegen Armee und Ministerium und gelegentlich auch gegen das Hohenzollernthum selbst richtete. St. Arnaud duldete diesen Ton, ohne persönlich mit einzustimmen, aber

daß er ihn überhaupt zuließ, war für Gordon ein Beweis mehr, daß es keine Durchschnitts-Duellaffaire gewesen sein konnte, was den Obersten veranlaßt oder vielleicht auch gezwungen hatte, den Dienst zu quittiren. Etwas Besonderes mußte hinzugekommen sein.

Und nun war der 4. October da.

Gordon, so pünktlich er erschien, fand alle Geladenen, unter denen der Hofprediger leider fehlte, schon vor und wurde, nachdem er Cécile begrüßt und ein paar Worte an diese gerichtet hatte, dem ihm noch unbekannten größeren Bruchtheile der Gesellschaft vorgestellt. Der erste, dem Range nach, war General von Rossow, ein hochschultriger Herr mit dünnem Schnurr- und noch dünnerem Knebelbart, dazu braunem Teint und rothen vorstehenden Backenknochen; nach Rossow folgte: von Kraczinski, Kriegsministerial-Oberst und polnisch-katholisch, Geheimrath Hedemeyer, hager, spitznasig und süffisant, Sanitätsrath Wandelstern, fanatischer Anti-Schweninger, und Frau Baronin von Snatterlöw. Gordon verneigte sich nach allen Seiten hin, bis er Rosas gewahr wurde, der er sich nunmehr rasch näherte. „Wir sind hoffentlich Nachbarn . ." „Geb' es Gott." Und nun trat er wieder an Cécile heran, um sich wegen einiger ihm vorgeworfenen Unklarheiten in seinem gestrigen Morgenbillet, so gut es ging zu verantworten.

„Ich habe die ſchlechte Gewohnheit," ſchloß er, „in Andeutungen zu ſprechen und auf Dinge hinzuweiſen, die von zehn kaum einer kennt, alſo auch nicht verſteht."

Sie lachte. „Wie gütig Sie ſind, über den eigentlichen Grund ſo leicht hinweg zu gehen und gegen ſich ſelbſt den Ankläger zu machen. Sie wiſſen am beſten, daß ich nichts weiß. Und nun bin ich zu alt zum Lernen. Nicht wahr, viel zu alt?"

In dieſem Augenblicke wurden die Flügelthüren geöffnet und Gordon brach ab, weil er ſah, daß General von Roſſow auf Cécile zukam, um ihr den Arm zu bieten. Kraczinski, Hedemeyer, Wandelſtern und einige andere folgten mit und ohne Dame.

Die Plätze waren ſo gelegt, daß Gordon ſeinen Platz zwiſchen der Baronin und Roſa hatte.

„Gerettet," flüſterte dieſe.

„Gerichtet," antwortete er mit einem Seitenblick auf die Baronin, eine hochbuſige Dame von neunundvierzig, mit Ringellöckchen und Adlernaſe, die ſich, ärgerlich über das Geflüſter zwiſchen Gordon und Roſa, mit Oſtentation von Gordon ab und ihrem anderen Tiſchnachbar zuwandte. Sie nannte das „ihre Revanche nehmen".

Die Revanche war aber nicht von Dauer, und ehe noch das Tablett mit dem Tokayer herum ge-

reicht wurde, setzte sie, wie das ihre Gewohnheit war, bereits höchst energisch ein und sagte mit einer an's Männliche grenzenden Altstimme: „Sie waren in Persien, Herr von Gordon. Man spricht jetzt so viel von persischer Civilisation, namentlich seit den umfangreichen Uebersetzungen Baron Schacks (jetzt Graf Schack), eines Vetters meines verstorbenen Mannes. Ich kann mir aber nicht denken, daß diese Civilisation viel bedeute, da persische Minister hier im königlichen Schlosse, wenn auch freilich durch culturelle Gebräuche dazu veranlaßt, eine ganze Reihe von Hämmeln eigenhändig geschlachtet und die Schlachtmesser an den Gardinen abgewischt haben."

„Ich halte dies für Uebertreibung, Frau Baronin."

„Sehr mit Unrecht, mein Herr von Gordon. Ich hasse Uebertreibungen und was ich sage ist offiziell. Uebrigens mißverstehen Sie mich nicht. Ich gehöre nicht zu der Gruppe devotest ersterbender Leute, die königliche Schloßgardinen ein für allemal als ein Heiligthum ansehen. Im Gegentheil, ich hasse mißverstandene Loyalitäten. Ein freier Sinn ist das allein Dienliche, wie das allein Ziemliche. Servilismus und niedrige Gesinnung sind in meinen Augen unwürdig und hassenswerth. Ein für allemal. Aber Anstand und Sitte stehen mir hoch, und blutige

Messer an hellblauen Atlasgardinen abwischen, gleichviel ob dieses Horreur in königlichen Schlössern stattfindet oder nicht, ist ein Rohheitsakt, den ich beinah unsittlich nennen möchte, jedenfalls unsittlicher als manches, was dafür angesehen wird. Denn auf keinem Gebiete gehen die Meinungen so weit auseinander, als gerad auf diesem. Ich werde mich durch Sätze wie diese keinen Verkennungen Ihrerseits aussetzen, denn ich spreche zu einem Manne, der die Wandelbarkeit moralischer Anschauungen, wie sie Race, Bodenbeschaffenheit und Klima mit sich führen, in hundertfältiger Abstufung persönlich erfahren hat. Irr' ich hierin oder bin ich umgekehrt Ihrer Zustimmung sicher?"

„Vollkommen," sagte Gordon, nahm aber doch die Pause, die der eben bei der Baronin erscheinende Turbot ihm gönnte, wahr, um Rosa zuzuflüstern: „Emancipirtes Vollblut. Furchtbar."

An der andern Seite des Tisches wurden statt der Steinbutte Forellen präsentirt, und Cécile, die sich auf einen Augenblick von ihrem zweiten Nachbar, dem beständig ironisirenden Geheimrath frei zu machen wußte, sagte zu Gordon über den Tisch hin: „Aber von den Forellen müssen Sie nehmen, Herr von Gordon. Es sind ja halbe Reminiscenzen an Altenbrak. Denn von der Forelle bis zur Schmerle, so wenigstens versicherte uns der alte Emeritus, ist nur ein Schritt."

Rosa, der dieser Zuspruch mitgegolten hatte, nickte. General von Rossow aber griff das Wort auf und bemerkte mit krähender Commandostimme: „Nur ein Schritt, sagen Sie, meine gnädigste Frau. Nun gut. Aber, Pardon, es giebt große und kleine Schritte, und dieser Schritt ist einfach ein Riesenschritt. Ich war letztes Jahr in Harzburg, unerhörte Preise, Staub und Wind, und natürlich auch Schmerlen. Ein erbärmlicher Genuß, der nur noch von seiner Unbequemlichkeit und Mühsal übertroffen wird. Es kommt gleich nach den Artischocken, ebenso langweilig und ebenso fruchtlos. Und um diesen fragwürdigen Genuß zu haben, war ich bei 24 Grad Réaumur auf den Burgberg hinauf gestiegen."

„Und ließen sich die Schmerlen im Freien serviren," lachte St. Arnaud. „Im Freien und vielleicht sogar an der großen Säule mit der berühmt gewordenen Inschrift: „Nach Canossa gehen wir nicht". Aber wir gehen doch."

„Und gehen auch noch weiter," fiel der Geheimrath ein, der (schon unter Mühler „kalt gestellt" den bald darauf ausbrechenden Culturkampf als Pamphletist begleitet, seine Wiederanstellung jedoch, trotz andauernder Falk-Umschmeichlung nicht durchgesetzt hatte. „Ja, noch weiter." Und dabei hob er seine goldene Brille, mit der Absicht sie zu putzen, wie das seine Gewohnheit war, wenn er einen

heftigen Ausfall plante. Die Götter aber widerstritten diesem Versuche, denn der linke Brillenhaken hatte sich in einem Löckchen seiner blonden Perrücke verfitzt und wollte nicht nachgeben. Unter glücklicheren und namentlich gesicherteren Toupée-Verhältnissen würd' er nun freilich, aller Widerhaarigkeit zum Trotz, mit jener „Energie" vorgegangen sein, die sieben Jahre lang sein Programm und den Inhalt seiner Pamphlete gebildet hatte, dieser Sicherheit aber entbehrend, sah er sich auch hier gezwungen, den Verhältnissen Rechnung zu tragen und auf ein rücksichtsloses Vorgehen zu verzichten, das ihn an seiner empfindlichsten Stelle blosgestellt haben würde. Schließlich indeß war das Häkchen aus dem Toupée heraus, und mit einer Ruhe, die den Mann von Welt zeigte, nahm er seinen Satz wieder auf und sagte: „Ja, meine Herrschaften, und gehen auch noch weiter. Das heißt also bis nach Rom. Es sind dies die natürlichen Folgen der Prinzipienlosigkeit, oder was dasselbe sagen will, einer Politik von heut auf morgen, des Gesetzmachens ad hoc. Ich hasse das."

Die Baronin, die sich in dieser Wendung citirt glaubte, klatschte mit ihren zwei Zeigefingern Beifall.

„Ich hasse das," wiederholte der Geheimrath, während er sich gegen die Snatterlöw verbeugte, „mehr noch, ich verachte das. Wir sind kein Volk,

das seiner Natur und Geschichte nach einen Dalailama ertragen kann, und doch haben wir ihn. Wir haben einen Dalailama, dessen Schöpfungen, um nicht zu sagen Hervorbringungen, wir mit einer Art Inbrunst anbeten. Rund heraus, wir schwelgen in einem unausgesetzten Götzen- und Opferdienst. Und was wir am willfährigsten opfern, das ist die freie Meinung, trotzdem keiner unter uns Aelteren ist, der nicht mit Herwegh für den „Flügelschlag der freien Seele" geschwärmt hätte. Wie gut das klingt! Aber haben wir diesen Flügelschlag? Haben wir diese freie Seele? Nein, und wieder nein. Wir sind weiter davon ab, denn je. Was wir haben, heißt Omnipotenz. Nicht die des Staates, die nicht nur hinzunehmen, die sogar zu rühmen, ja die das einzig Richtige wäre, nein, wir haben die Omnipotenz eines Einzelnen. Ich nenne keinen Namen. Aber so viel bleibt: Uebergriffe sind zu verzeichnen, Uebergriffe nach allen Seiten hin, und so viel Uebergriffe so viel Fehlgriffe. Freilich wer diesen Dingen, direkt oder indirekt, durch Jahrzehnte hin nahe gestanden hat, der sah es kommen, dem blutete seit lange das Herz über ein System des Feilschens und kleiner Behandlung großer Fragen. Und wo die Wurzel? womit begann es? Es begann, als man Arnims kluge Worte mißachtend, einen Hochverräther aus ihm stempeln wollte, blos weil ein Brief und ein Rohrstuhl fehlte. Was

aber fehlte, war kein Brief und kein Rohrstuhl, sondern einfach Unterwerfung. Daran gebricht es. Arnim hatte den Muth seiner Meinung, das war alles, das war sein Verbrechen, das allein. Aber wenn es erst dahin gekommen ist, meine Herren, daß jede freie Meinung im Lande Preußen Hochverrath bedeutet, so sind wir alle Hochverräther, alle sammt und sonders. Ein Wunder, daß Falk mit einem blauen Auge davon gekommen ist, er, der Einzige, der den Blick für die Nothlage des Landes hatte, der Einzige, der retten konnte. Nach Canossa gehen wir nicht! O nein, wir gehen nicht, aber wir laufen, wir rennen und jagen dem Ziele zu und überliefern einer beliebigen und beständig wechselnden Tagesfrage zu Liebe die große Lebensfrage des Staats an unseren Todfeind. Die große Lebensfrage des Staats aber ist unsere protestantische Freiheit, die Freiheit der Geister!"

Die Baronin war hingerissen und steigerte sich bis zu Kußhändchen. „Ihr Wohl, Herr Geheimrath! Ihr Wohl, und die Freiheit der Geister!"

Einige der zunächst Sitzenden schlossen sich an, und sehr wahrscheinlich, daß sich ein allgemeiner Toast daraus entwickelt hätte, wenn nicht der alte General ziemlich unvermittelt dazwischen gefahren wäre. Der Beginn seiner Rede verfiel zwar dem Schicksal überhört zu werden, aber, mehr ärgerlich

als verlegen darüber, nahm er schließlich seine ganze Stimmkraft zusammen und ruhte nicht eher, als bis er sich mit Gewalt Gehör verschafft hatte: „Sie sprechen da von der Freiheit der Geister, mein lieber Hedemeyer. Nun ja, meinetwegen. Aber machen wir nicht mehr davon als es werth ist. Wir sind unter uns (ein Blick streifte Gordon), ich hoffe sagen zu können, wir sind unter uns, und so dürfen wir uns auch gestehen, die protestantische Freiheit der Geister ist eine Redensart."

„Erlauben Sie . ." warf Hedemeyer dazwischen.

„Ich bitte Sie, mich nicht unterbrechen zu wollen," fuhr der alte General mit überlegener Miene fort. „Sie haben gesprochen, jetzt spreche ich. Ihr verflossener Falk, ich nenn' ihn mit Vorbedacht Ihren Falk, hat es gut gemeint, darüber kann kein Zweifel sein. Aber pourquoi tant de bruit pour une omelette . ."

Alles lachte, denn es traf sich, daß eine dicht mit Omelett-Schnitten garnirte Gemüseschüssel in eben diesem Augenblicke dem General präsentirt wurde.

Dieser, sonst überaus empfindlich gegen derartige Zwischenfälle, nahm diesmal die ziemlich lang andauernde Heiterkeit mit gutem Humor auf und wiederholte, während er eine der Schnitten triumphirend in die Höh' hielt: „Pour une omelette . .

Ja, wie viele Menschen, mein lieber Hedemeyer, glauben Sie denn bei dieser sogenannten Canossa-Frage wirklich interessirt? Sehr viele sind es nicht. Dafür bürge ich Ihnen. Auf Ehre. Manches sieht man denn doch auch, ohne gerade zum Cultus zu gehören oder, Pardon, gehört zu haben. Berlin hat dreißig protestantische Kirchen, und in jeder finden sich allsonntäglich ein paar hundert Menschen zusammen; ein paar mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an. In der Melonen-Kirche habe ich einmal fünfe gezählt und wenn es sehr kalt ist, sind es noch weniger. Und das, mein lieber Hedemeyer, ist genau das, was ich die protestantische Freiheit der Geister nenne. Wir können in die Kirche gehen und nicht in die Kirche gehen, und jeder auf seine Façon selig werden. Ja, meine Freunde, so war es immer im Lande Preußen, und so wird es auch bleiben, trotz allem Canossa-Gerede. Das Interesse hält immer gleichen Schritt mit der Angst, und Angst, ist noch nicht da. Jedenfalls ist es keine Frage, daran die Welt hängt oder auch nur der Staat. Der hängt an was ganz anderem. ‚Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als der preußische Staat auf den Schultern seiner Armee . .‘ so lautete das Friedericianische Wort, und das ist die Frage, worauf es ankommt. Da, meine Herrschaften, liegt Tod und Leben. Der Unteroffizier, der Gefreite, die

haben eine Bedeutung, nicht der Küster und der Schulmeister; der Stabsoffizier hat eine Bedeutung, nicht der Consistorialrath. Und nun sehen Sie sich um, wie man anitzo verfährt, und unter welchen Mißgriffen und Schädigungen man zur Besetzung maßgebendster Stellen schreitet. Ich meine vom Generalmajor aufwärts. Alles, was sich dabei ‚höherer Gesichtspunkt' nennt, ist Dummheit oder Verranntheit oder Willkür. Und in manchen Fällen auch einfach Klüngel und Clique."

„Sie meinen . ."

„Einfach das Cabinet. Ich habe keine Veranlassung, damit zurückzuhalten und aus meinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Ich meine das Cabinet, das sich's zur Aufgabe zu stellen scheint, mit den Traditionen der Armee zu brechen. Wenn ich von Armee spreche, sprech' ich selbstverständlich von der Friedericianischen Armee. Was uns heutzutage fehlt und was wir brauchen wie das liebe Brot, das sind alte Familien und alte Namen aus den Stammprovinzen. Aber nicht Fremde . ."

Kraczinski, der zwei Brüder in der russischen und einen dritten in der österreichischen Armee hatte, lächelte mit kriegsministerieller Ueberlegenheit vor sich hin, von Rossow aber fuhr fort: „Der Chef, trotz altem livländischen Adel, der hingehen mag, ist, von meinem Standpunkt aus, ein homo novus, der der

unglückseligen Anschauung von der geistigen Bedeutung der Offiziere huldigt. Alles Unsinn. Wissen und Talent ruiniren nur, weil sie blos den Dünkel groß ziehen. Derlei Allotria sind gut für Professoren, Advokaten und Zungendrescher, überhaupt für alle die, die sich jetzt Parlamentarier nennen. Aber was soll das dem Staat? Der verlangt andres. Auf die Gesinnung kommt es an, auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Stammlande, das nur die haben, die schon mit am Cremmer-Damm und bei Ketzer-Angermünde waren. Aber das wird jetzt übersehen, übersehen in einer mir ganz unbegreiflichen Weise. Denn die höhere Disciplin ist lediglich eine Frage der Loyalität. Und das wissen auch die Hohenzollern. Aber weil sie nicht gerne drein reden und allzu bescheiden sind und immer glauben, die Herren vom grünen Tisch (und die Armee hat auch ihren grünen Tisch) müßten es besser wissen, so lassen sie sich bereden und betimpeln. Ein erbärmlicher Zustand. Und daß es nicht zu ändern ist, das ist das Schlimmste. Napoleon konnte nicht alle Schlachten selber schlagen, und die Hohenzollern können nicht allerpersönlichst in alle Winkel der Verwaltung hineingucken. Da liegt es, mein lieber Geheimrath. Da, nur da. Canossa hin, Canossa her. Preßfreiheit, Redefreiheit, Gewissensfreiheit, alles Unsinn,

alles Ballast, von dem wir eher zu viel als zu wenig haben."

Cécile sah verlegen vor sich nieder. Sie kannte längst diese vom Aerger diktirte Beredtsamkeit, die sie bei früheren Gelegenheiten immer nur als überflüssig, aber nicht als sonderlich störend empfunden hatte. Heute peinigte sie's, weil sie sah, was in Gordons Seele beim Anhören dieser Renommistereien vorging. Auch St. Arnaud empfand so, weshalb er es für rathsam hielt, sich der Situation zu bemächtigen und in geschickter Anknüpfung an die Rossow'schen Worte „von der Bedeutung alter Familien" auf die Gordons überzugehen, die, seit dem dreißigjährigen Kriege, jedenfalls aber seit dem Schiller'schen Wallenstein uns als unser eigenstes Eigenthum angehören. Oberst Gordon, Commandant von Eger, zähle zu den besten Figuren im ganzen Stück und er glaube sagen zu können, die Tugenden desselben fänden sich in dem neuen Freunde seines Hauses vereinigt. Er trinke deshalb auf das Wohl seines lieben Gastes, des Herrn von Gordon.

Gordon, der wohl wußte, daß rasches Erwidern die beste, jedenfalls aber die leichteste Form des Dankes sei, nahm unmittelbar nach diesem Toaste das Wort und bat, nachdem er in einer scherzhaft durchgeführten Antithese den „Obersten St. Arnaud des 4. October" dem „General St. Arnaud des

2. December" gegenübergestellt und in Cécile die Lichtgestalt, die den Unterschied zwischen Beiden besiegte, gefeiert hatte, das Wohl der liebenswürdigen Wirthe proponiren zu dürfen.

Sein Trinkspruch war vorzüglich aufgenommen worden, am enthusiastischsten von der Baronin, die bei dieser Gelegenheit selbstverständlich nicht ermangelte, von ihrer im vorigen Sommer in Ragaz stattgehabten Promenaden-Begegnung mit der Kaiserin Eugenie zu sprechen, „einer Frau, die, wenn sie, statt ihres Polisson von Gatten, das Heft in Händen gehabt hätte, Frankreich ganz anders regiert, jedenfalls aber männlicher vertheidigt und höchst wahrscheinlich gerettet haben würde."

Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben und als sich, nach abermals einer Minute, die gesammte Herrenwelt, mit Ausnahme des bei den Damen verbliebenen St. Arnaud, in das Rauchzimmer zurückgezogen hatte, nahm von Rossow — der vor gerade dreißig Jahren, als Hauptmann im Alexander-Regiment, einen schwachbesuchten Casino-Vortrag über den „2. December" gehalten hatte — noch einmal in der St. Arnaud-Frage das Wort und sagte, während er den dritten ihm präsentirten Chartreuse mit einer an Grazie grenzenden Raschheit niederstürzte: „Was übrigens, mein werther Herr von Gordon, Ihre Gegenüberstellung oder meinetwegen auch Ihre Pa-

rallele betrifft, nun ja, der damalige St. Arnaud und der gegenwärtige, sie lassen sich, wenn's sein muß, vergleichen, und so viel concedir' ich Ihnen ohne Weiteres, daß mit dem unseren auch schlecht Kirschenpflücken ist. Auch der unsere, wenn ich ihn recht beurtheile, hat ein tiefes Ueberzeugtsein von der Gleichgültigkeit des Einzel-Individuums, und daß er das jeu liebt, wie sein berühmter Namensvetter, werden Sie muthmaßlich ebenfalls wissen. Aber der napoleonische, der Anno 51 die ganze Geschichte gemacht hat, war ihm denn doch um Einiges über. Ein Deubelskerl sag' ich Ihnen. Und dabei filou comme-il-faut. Unsere schöne Cécile, was Sie freilich nicht wissen konnten, läßt sich denn auch in Anbetracht all dieser Umstände nicht gern an die Namensvetterschaft erinnern, St. Arnaud selbst aber ist stolz darauf. Und kann auch. Wenn wir unruhige Zeiten kriegen, und man kann nie wissen, so wächst er sich vielleicht noch in 'was hinein. Talent hat er. Sehen Sie nur das Faunengesicht, mit dem er zu dem arrondirten kleinen Fräulein spricht. Malerin, nicht wahr? Wie heißt sie doch?"

„Fräulein Rosa Herel."

„Mit einem r?"

„Ja, Herr General."

„Na, das paßt ja. Nur keine Spielverderberei.

Da kommt übrigens das Tablett noch 'mal. Chartreuse. Den kann ich Ihnen empfehlen."

* * *

Um neun Uhr brach man auf. Alles drängte sich im Corridor, und Cécile fragte die Malerin, ob der Diener eine Droschke holen solle? Rosa dankte jedoch, Herr von Gordon werde sie bis an den Platz begleiten, und dort finde sie Pferdebahn.

Unten bot ihr Gordon denn auch den Arm und sagte: „Wirklich nur bis an den Platz? Und nur bis an die Pferdebahn?"

„O nicht doch," lachte Rosa. „Was Sie nur denken? So leicht kommen Sie nicht davon. Sie müssen mich bis nach Hause bringen, Engel-Ufer, und ich schenke Ihnen keinen Schritt. Aber sahen Sie nicht die Gesichter, als ich blos Ihren Namen nannte? Der Geheimrath hob den Kopf, wie wenn er eine Fährte suche. Man muß es den Schandmäulern nicht zu leicht machen. Und das sind sie sammt und sonders, die ganze Gesellschaft."

„Ich fürchte, daß Sie Recht haben. Aber doch alles in allem nicht übel, nicht dumm."

„Und auch nicht uninteressant."

„Nein, auch nicht uninteressant. Und au fond doch wieder. Es sieht alles nach was aus und klingt leidlich. Aber was ist es am Ende? Chro-

nique scandaleuse, Malicen, Absetzen einiger Bitterkeiten. Und dann hat jeder sein elendes Steckenpferd. Der Klügste bleibt immer St. Arnaud selbst, er steht drüber und lacht. Aber dieser alte General! Ich verstehe nichts von Politik und noch weniger von Armee, wer mir aber ernsthaft versichern will, daß ein kluger General Müller allemal eine Landescalamität und neben einem Hampel von Hampelshausen nie zu nennen sei, wer mir das ernsthaft versichern will, mit dem bin ich fertig, und wenn ich ihn trotz alledem interessant finden soll, so bin ich dazu zwar bereit, aber frag' mich nur nicht wie."

„Schau, schau, Fräulein Rosa, das sprüht ja wie ein pot à feu."

„Der ich auch bin. Und wenn ich nun gar erst von diesem Geheimrath rede, da sprüh' ich nicht blos, da zisch' ich wie eine Schlange, versteht sich Feuerwerksschlange."

„Und doch war vieles richtig, was er sagte."

„Vielleicht; vielleicht auch nicht. Ich verstehe nichts davon. Aber unehrlich war es jedenfalls. Er ist ein schlechter Kerl, frivol, cynisch, und kein Frauenzimmer, und wenn es die keusche Susanne wäre, kann eine Minute lang mit ihm zusammen sein, ohne sich einer Unpassendheit ausgesetzt zu sehen. Er versteht unter ‚protestantischer Freiheit' die Freiheiten, die er sich nimmt, und deren sind viele,

jedenfalls genug. Sein ganzer Liberalismus ist Libertinage, weiter nichts. Ein wahres Glück, daß man ihn bei Seite geschoben hat. Er schreibt jetzt, natürlich pseudonym, an einer neuen Broschüre. Daß er unterhaltlich ist, will ich nicht bestreiten, aber St. Arnaud könnte was Besseres thun, als ihn auszuzeichnen und ihn neben unsere schöne Cécile zu setzen. Ich hoffe, sie duldet ihn nur. Aber auch das ist schon zu viel. Er sollte zum Islam übertreten und Afrikareisender werden. Da gehört er hin. Und irgend so 'was passirt ihm auch noch."

Gordon lachte. „Bravo, Fräulein Rosa. Fehlt von den Gästen eigentlich nur noch die Snatterlöw."

„Ueber die zu sprechen ich mich hüten werde. Haben Sie doch, mein werther Herr von Gordon, in aller Intimität zwei Stunden lang neben ihr gesessen. Und ich sah wohl, wie sie jedesmal Ihren Arm nahm und ihn zustimmend drückte. Sie hat überhaupt etwas von einer Massage-Doctorin."

„Und Cécile?"

„Ach, die arme Frau! Es wird wohl auch nicht alles sein, wie's sein sollte. Schönheit ist eine Gefahr von Jugend auf; nicht als ob ich aus Erfahrung spräche, dafür ist gesorgt. Aber sie ist lieb und gut und viel zu schade. Gebe Gott, daß es ein gutes Ende nimmt."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war spät geworden, und der Wächter patrouillirte schon durch die Lennéstraße hin, als Gordon wieder vor seiner Wohnung anlangte. Rosa hatte den ganzen Weg über fast unausgesetzt gesprochen, am meisten über St. Arnaud, auf den sie wiederholt und mit einer gewissen Theilnahme zurückgekommen war. „Er läßt viel zu wünschen übrig, und ich möcht' ihn nicht zum Feind und fast ebenso wenig zum Freunde haben; aber trotz alledem ist er immer noch der Beste, weil der Ehrlichste. Natürlich seine arme Frau ausgenommen. Erst gestern wurde bei Grolmans von ihm gesprochen, und wenn auch nicht gerade mit Respekt, so doch mindestens mit Bedauern. Es war ein Unglück, daß er den Dienst quittiren mußte. Blieb er in der Armee, so war alles gut oder konnt' es wieder werden. Jetzt ist er verbittert, befehdet was er früher vergöttert hat und sitzt auf der Bank, wo die Spötter sitzen. Und das ist eine schlimme Bank. Er war ganz Soldat und ging darin auf. Nun hat er nichts zu thun und sieht im Tattersall umher oder besucht den Club, ja, fast läßt sich sagen, er lebe da. Vor Tisch liest er Zeitungen, nach Tisch spielt er Whist oder Billard; das klingt sehr harmlos, aber, wie Sie vielleicht

wissen werden, es geht um Summen, die für unsereins ein Vermögen bedeuten."

Gordon folgte jedem Wort und fragte nach dem, was ihn selbstverständlich am meisten interessiren mußte: nach dem Verhältniß und der Lebensweise des Ehepaares untereinander. Aber was er als Antwort darauf hörte, war im Wesentlichen nur eine Bestätigung dessen, was er schon während der Harzer Sommertage beobachtet hatte. „Ja," schloß Rosa, „sein Verhältniß zu Cécile, da hab' ich kein gutes Wort für ihn. Mitunter freilich hat er seinen Tag der Rücksichten und Aufmerksamkeiten, und man könnte dann beinahe glauben, er liebe sie. Aber was heißt Liebe bei Naturen wie St. Arnaud? Und wenn es Liebe wäre, wenn wir's so nennen wollen, nun so liebt er sie, weil sie sein ist, aus Rechthaberei, Dünkel und Eigensinn und weil er den Stolz hat, eine schöne Frau zu besitzen. In Wahrheit ist er ein alter Garçon geblieben, voll Egoismus und Launen, viel launenhafter als Cécile selbst. Die Aermste hat ihr Herz erst neulich darüber zu mir ausgeschüttet. ‚Er hält,' sagte sie, ‚viertelstundenlang meine Hand und erschöpft sich in Schönheiten gegen mich und gleich danach geht er ohne Gruß und Abschied von mir und hat auf drei Tage vergessen, daß er eine Frau hat'."

Das und viel anderes noch ging Gordon im

Kopfe herum, als er wieder in seiner Wohnung war; vor allem aber klang ihm das im Ohr, was Rosa gleich zu Beginn ihrer Unterhaltung gesagt hatte: „Gebe Gott, daß es ein gutes Ende nimmt."

* * *

Zu guter Zeit war er auf und bei seinem Kaffee, schob aber die Zeitungen, die die Wirthin gebracht hatte, zurück. Alles Behagens unerachtet, war er in keiner Lesestimmung und beschäftigte sich nach wie vor mit dem, was ihm der gestrige Tag gebracht hatte. Die Fenster standen auf, und er sah hinaus auf den Thiergarten. Ein feiner, von der Morgensonne durchleuchteter Nebel zog über die Baumspitzen hin, die trotz der schon vorgerückten Jahreszeit kaum ein welkes Blatt zeigten; denn am Tage vorher war es windig gewesen, und das Wenige, was sich bis dahin von gelbem und rothem Laube mit eingemischt hatte, lag jetzt unter den Bäumen und bildete Muster auf dem Rasenteppich. Dann und wann fuhr ein Wasserkarren langsam durch die Straße; sonst alles still, so still, daß Gordon es hörte, wenn die Kastanien aufschlugen und aus der Schale platzten.

Ein immer wachsendes Wohlgefühl überkam ihn. „Ich glaube, ich bin so glücklich, weil ich wieder in

der Heimat bin. Wo war ich nicht alles? Aber solche Momente hat man nur daheim."

Als er sich wieder zurückwandte, vernahm er deutlich, daß draußen auf dem Corridor gesprochen wurde. „Der Herr muß unterschreiben." Und gleich danach trat der Briefträger ein. Er brachte Karten und Geschäftsanzeigen, der eingeschriebene Brief aber, über dessen Empfang quittirt werden mußte, war der lang erwartete von Schwester Clothilde.

„Nun endlich."

Gordon setzte sich in den Schaukelstuhl am Fenster, um hier con amore zu lesen.

„Mein lieber Roby. Deinen zweiten Brief, in dem Du Dich über mein Schweigen beklagst, erhielt ich gleichzeitig mit dem ersten. Ich fand beide hier vor, als ich vorgestern Abend von meinen Weltfahrten nach meinem lieben Liegnitz zurückkehrte. Dein Brief aus Thale war mir selbstverständlich nach Johannesbad und weil er mich dort nicht mehr traf, nach Partenkirchen hin nachgeschickt worden. An letzterem Orte kam er früher an als wir (wir heißt Kramstas und ich), was die Partenkirchner Post veranlaßte, Deinen Brief nach Liegnitz zurückzuschicken. Da hat er zwei Monate lang gelagert. Du siehst, ich bin außer Schuld.

Eine Welt von Dingen habe ich, seitdem Du hier warst, erlebt: Die junge Kramsta hat sich mit

einem Offizier verlobt, Helene Rothkirch ist Hofdame bei der Prinzessin Alexandrine geworden, und der alte Zedlitz hat sich wieder verheirathet. Und nun erst die jetzt zurückliegende Reise mit ihren hundert Bekanntschaften und Eindrücken! Aber ich werde mich hüten, Dir von Berchtesgaden und dem Watzmann eine lange Beschreibung zu machen, einmal weil Dir 8000 Fuß nicht viel bedeuten können und zweitens, weil ich annehme, daß junge Cavaliere, die sich nach einer schönen Angebeteten erkundigen, lieber von dieser Angebeteten als vom Watzmann hören wollen.

Gordon lachte. „Ganz Clothilde. Und wie Recht sie hat."

„. . Also die St. Arnauds. Nun wir kennen sie hier recht gut, oder doch wenigstens die Vorgänge, die seinerzeit viel von sich reden machten. Es war nicht gerade das Beste, wobei Dich das Eine trösten mag, daß es, alles in allem, auch nicht das Schlimmste war.

St. Arnaud war Oberstlieutenant in der Garde, brillanter Soldat und unverheirathet, was immer empfiehlt. Man versprach sich etwas von ihm. Es sind jetzt gerade vier Jahre, daß er in Oberschlesien Oberst und Regimentscommandeur wurde. Den Namen der Garnison hab' ich vergessen; übrigens auch ohne jede Bedeutung für das was kommt.

Er nahm Wohnung in dem Hause der verwittweten Frau von Zacha, richtiger Woroneich von Zacha, in deren bloßem Namen schon, wie Dir nicht entgehen wird, eine ganze slavische Welt harmonisch zusammenklingt. Frau von Zacha war eine berühmte Schönheit gewesen; ihre Tochter Cécile war es noch. Jedenfalls fand es der Oberst und verlobte sich mit ihr. Vielleicht auch, daß er sich in dem Nest, das ihm die Residenz ersetzen sollte, blos langweilte. Gleichviel. Drei Tage nach der Verlobung empfing er einen Brief, worin ihm Oberstlieutenant von Dzialinski, der älteste Stabsoffizier, Seitens des Offiziercorps und als Vertreter desselben die Mittheilung machte, daß diese Verlobung nicht wohl angänglich sei. Daraus entstand eine Scene, die mit einem Duell endete. Dzialinski wurde durch die Brust geschossen und starb vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden. Das Kriegsgericht verurtheilte St. Arnaud zu neun Monaten Festung, wobei, neben seiner früheren Beliebtheit, auch die Thatsache mit in Rechnung gestellt wurde, daß er provocirt worden war. Provocirt, so gerechtfertigt die Haltung Dzialinskis und des gesammten Offiziercorps gewesen sein mochte."

Gordon legte den Brief aus der Hand und wiederholte: „so gerechtfertigt diese Handlung gewesen sein mochte. Warum? Wodurch? Aber was

frag' ich? Clothilde wird mir die Antwort nicht schuldig bleiben."

Und er las weiter.

„Und hier ist nun die Stelle, mein lieber Robert, wo Herr von St. Arnaud zurück und Frau von St. Arnaud in den Vordergrund tritt. Was lag vor, daß das Offiziercorps gegen seinen eigenen Obersten Front machen mußte? Cécile war eine Dame von zweifelhaftem oder, um milder und rücksichtsvoller zu sprechen, von eigenartigem Ruf. Als sie kaum siebzehn war, sah sie der alte Fürst von Welfen-Echingen und ernannte sie bald danach, und zwar nach wenig schwierigen Verhandlungen mit Frau von Zacha, zur Vorleserin seiner Gemahlin, der Fürstin. Die Fürstin war an derartige „Ernennungen" gewöhnt, erhob also keinen Widerspruch. So kam Cécile nach Schloß Cyrillenort, lebte sich ein, begleitete das fürstliche Paar auf seinen Reisen, war mit demselben in der Schweiz und Italien, las am Theetisch vor (aber selten) und blieb im Schloß, als die alte Fürstin gestorben war. Nicht sehr viel später schied auch der Fürst selbst aus dieser Zeitlichkeit und hinterließ dem schönen Thee-Fräulein ein oberschlesisches Gut, zugleich mit der Bestimmung, daß es ihr frei stehen solle, Schloß Cyrillenort noch ein Jahr lang zu bewohnen. Es lag dem schönen Fräulein aber fern, aus diesem ihr bewilligten „Wittwenjahr"

irgendwelchen Nutzen ziehen oder sich überhaupt unbequem machen zu wollen, und erst als Prinz Bernhard, der Neffe, zugleich Erbe des verstorbenen Fürsten, auch seinerseits den Wunsch äußerte, „daß sie Schloß Cyrillenort nicht verlassen möge," gab sie diesem Wunsche nach und blieb. Prinz Bernhard kam von Zeit zu Zeit zu Besuch, dann öfter und öfter, und als das „Trauerjahr" um war, zog er von Schloß Beauregard, das er bis dahin bewohnt hatte, nach dem Hauptsitz und Stammschloß der Familie hinüber. Sonst blieb alles beim Alten; nichts änderte sich, auch nicht in den Ausflügen und Reisen, die nur weiter gingen und bis Algier und Madeira hin ausgedehnt wurden. Denn wenn der alte Fürst alt gewesen war, so war der junge krank. Er starb schon das Jahr darauf und man erwartete nunmehr allgemein, daß die schöne Cécile dem von ihr protegirten Kammerherrn von Schluckmann (der, nach Ableben des alten Fürsten, als Hofmarschall in die Dienste des jungen eingetreten war), die Hand zum Bunde, zum Ehebunde reichen würde. Dieser Schritt unterblieb aber, aus Gründen, die nur gemuthmaßt werden, und die schöne Frau kehrte jetzt, wie sie's schon unmittelbar nach dem Tode des alten Fürsten beabsichtigt hatte, zu Mutter und Geschwistern zurück, von denen sie sich mit Jubel empfangen sah. Eine verhältnißmäßig glänzende Wohnung wurde

genommen, und in dieser Wohnung war es, daß St. Arnaud, zwei Jahre später, die still und zurückgezogen lebende Cécile (damals noch katholisch) kennen lernte. Sie soll inzwischen übergetreten sein; einer euerer beliebtesten Hofprediger wird dabei genannt.

Da hast Du die St. Arnaud-Geschichte, hinsichtlich deren ich Dich nur noch herzlich und inständig bitten möchte, von Deiner durchgängerischen Gewohnheit ausnahmsweise mal ablassen und das Kind nicht gleich mit dem Bade verschütten zu wollen. Als Leslie-Gordon kennst Du natürlich Deinen Schiller und wälzst hoffentlich mit ihm, als ob es sich um Wallenstein in Person handele, die größere Schuldhälfte ‚den unglückseligen Gestirnen' zu. Wirklich, mein Lieber, an solchen unglückseligen Gestirnen hat es im Leben dieser schönen Frau nicht gefehlt. Ihre frühesten Jugendjahre haben alles an ihr versäumt und wenn es auch nicht unglückliche Jahre waren (vielleicht im Gegentheil), so waren es doch nicht Jahre, die feste Fundamente legen und Grundsätze befestigen konnten. Eva Lewinski, die, wie Du Dich vielleicht entsinnst, lange bei den Hohenlohes in Oberschlesien war und ihre Kinderjahre mit Cécile verlebt hat, hat mir versprochen, alles aufzuschreiben, was sie von jener Zeit her weiß. Ich schließe diesen Brief erst, wenn ich Evas Zeilen habe .... Diesen

Augenblick kommen sie. Lebewohl. Elsy ist in Görlitz bei der Großtante, daher kein Gruß von ihr. In herzlicher Liebe

Deine

Clothilde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gordon war in der höchsten Erregung. Einzelnes, was er in der Charlottenburger Villa, gleich nach seinem Eintreffen in Berlin, und dann gestern wieder aus dem Munde des alten Generals gehört hatte, hatte freilich nicht viel Gutes in Sicht gestellt, aber dieser Schlag ging doch über das Erwartete hinaus. Fürstengeliebte, Favoritin in duplo, Erbschaftsstück von Onkel auf Neffe! Und dazwischen der Kammerherr, — ein Schatten, der sich schließlich gesträubt hatte, sich zum Ehemann zu verdichten.

Er warf den Brief fort und erhob sich, um in hastigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Dann aber trat er an das zweite, bis dahin geschlossene Fenster und riß auch hier beide Flügel auf, denn es war ihm, als ob er ersticken solle.

Der eingelegte Zettel von Eva Lewinski (nur ein halber eng-bekritzelter Briefbogen) war auf den Teppich gefallen. Er nahm ihn jetzt wieder auf

und sagte: „Besser alles in einem. Lieber die ganze Dosis auf einmal als tropfenweis. Und wer weiß, vielleicht ist auch etwas von Trost und Linderung darin."

Und er setzte sich wieder und las.

„An alles Andere, meine liebe Clothilde, hätt' ich eher gedacht, als daran, daß ich noch einmal in die Lage kommen könnte, von der Familie Zacha zu plaudern. Und zu Dir! Nun, wir waren Nachbarn, und so lange der alte Zacha lebte, der übrigens nicht alt war, ein mittlerer Vierziger, ging es hoch her. Er war ein Betriebsdirector bei den Hohenlohes, verstand nichts und that nichts (was noch ein Glück war), gab aber die besten Frühstücke. Cavalier, schöner Mann und Anekdotenerzähler, war er allgemein beliebt, freilich noch mehr verschuldet, trotzdem er ein hohes Gehalt hatte. Plötzlich starb er, was man so sterben nennt; die Verlegenheiten waren zu groß geworden. Das „Wie" seines Todes wurde vertuscht.

Ich sehe noch die Frau von Zacha, wie sie dem Sarge folgte, tief in Trauer und angestaunt von der gesammten Männerwelt. Denn Frau von Zacha, damals erst dreißig, war noch schöner als Cécile. Diese mochte zwölf sein, als der Vater starb, aber sie wirkte schon wie eine Dame, darauf hielt die

Mutter, die wohl von Anfang an ihre Pläne mit ihr hatte. Verwöhntes Kind, aber träumerisch und märchenhaft, so daß Jeder, der sie sah, sie für eine Fee in Trauer halten mußte.

Kurz nach dem Tode des Vaters ging es. Die junge Herzogin auf Schloß Rauden, die sich für die schöne Wittwe mit ihren drei Kindern interessirte, gab und half. Aber die Wirthschaft war zu toll und so zog sie zuletzt ihre Hand von den Zachas ab. Alles was diesen blieb, beschränkte sich auf eine kleine Pension. An Erziehung war nicht zu denken. Frau von Zacha lachte, wenn sie hörte, daß ihre Töchter doch etwas lernen müßten. Sie selbst hatte sich dessen entschlagen und sich trotzdem sehr wohl gefühlt, bis zum Hinscheiden ihres Mannes gewiß und nachher kaum minder. Es stand fest für sie, daß eine junge schöne Dame nur dazu da sei, zu gefallen und zu diesem Zwecke sei wenig wissen besser als viel. Und so lernten sie nichts.

Oft mußten wir lachen über den Grad von Nichtbildung, worin Mutter und Töchter wetteiferten. Alle Quartal kam ihre Pension. Dann gaben sie Festlichkeiten und schafften neue Rüschen und Bänder an, auch wohl Kleider, aber immer noch Trauerkleider, weil die Mutter wußte, daß ihr schwarz am besten stände. Vielleicht auch, weil sie gehört hatte, daß Königin-Wittwen die Trauer nie ablegen.

Sie hatte ganz verſchrobene Ideen und war abwechſelnd unendlich hoch und unendlich niedrig. Sie ſprach mit der Herzogin auf einem Gleichheitsfuß, am liebſten aber unterhielt ſie ſich mit einer alten Waſchfrau, die in unſerem Hauſe wohnte. War dann das Geld verthan, was keine Woche dauerte, ſo hatten ſie zwölf Wochen lang nichts. Es wurde dann geborgt oder von Obſt aus dem Garten gelebt, und wenn auch das nicht da war, ſo gab es „Pilzchen“. Aber glaube nur nicht, daß „Pilzchen“ wirklich Pilze geweſen wären. Pilzchen waren große Roſinen, in welche von unten her halbe Mandelſtücke geſteckt wurden. Das war mühevoll genug, und mit Anfertigung davon verbrachte Frau von Zacha den ganzen Vormittag, um die Götterſpeiſe dann Mittags auf den Tiſch zu bringen. Inmitten des Schüſſelchens aber lag, um auch das nicht zu verſchweigen, eine beſonders große Roſine, die nicht nur den ihr zuſtändigen Mandelfuß hatte, ſondern auch noch von zwei horizontalliegenden und ebenfalls aus Mandelkern geſchnittenen Speilerchen kreuzartig durchſtochen war. An den vier Spitzen dieſer Speilerchen ſaßen dann ebenſo viele kleine Korinthen und ſtellten das morceau de resistance her, das in der Sprache der Zachas „le Roi Champignon“ hieß. Eine Bezeichnung, von der die Leute ſagten, daß ſich

ſowohl der Witz wie das damalige Franzöſiſch der Familie darin erſchöpft habe.

Dies, meine liebe Clothilde, ſind meine perſönlichen Erlebniſſe, Kindererlebniſſe. Was dann weiter kam, weißt Du beſſer als ich. Wie immer Deine

Eva L.

Gordon hielt den Zettel in der Hand und zitterte. Dann aber war es mit eins, als ob er ſeine Ruhe wiedergefunden habe. „Ja, das entwaffnet! Groß gezogen ohne Vorbild und ohne Schule, und nichts gelernt als ſich im Spiegel zu ſehen und eine Schleife zu ſtecken. Und nie zu Haus, wenn eine Rechnung erſchien. Und doch tagaus und tagein am Fenſter und in beſtändiger Erwartung des Prinzen, der vorfahren würde, um Kathinka zu holen oder vielleicht auch Lyſinka, trotzdem beide noch Kinder waren. Aber was thut das? Prinzen ſind für's Extreme. Vielleicht nimmt er auch die Mutter. Alles gleich, wenn er nur überhaupt kommt und überhaupt wen nimmt. Sie gönnen ſich's untereinander. Er iſt ja generös und dann können ſie weiter ſpielen. Ja, ſpielen, ſpielen; das iſt die Hauptſache. Nur kein Ernſt, nicht einmal im Eſſen. Ach, wer ſchön iſt und immer in Trauer geht und „Pilzchen“ ißt, der iſt für die Fürſtengeliebte wie geſchaffen. Arme Cécile! Sie hat ſich dies Leben nicht ausgeſucht, ſie

war darin geboren, sie kannt' es nicht anders, und als der lang Erwartete kam, nach dem man vielleicht schon bei Lebzeiten des Vaters ausgeschaut hatte, da hat sie nicht nein gesagt. Woher sollte sie dies ‚nein' auch nehmen? Ich wette, sie hat nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, daß man auch ‚nein' sagen könne; die Mutter hätte sie für närrisch gehalten und sie sich selber auch."

Er drehte den Zettel noch immer zwischen den Fingern, zupfte daran und knipste gegen Rand und Ecken, alles ohne zu wissen, was er that. Endlich erhob er sich und sah auf die Baumwipfel hinüber, die jetzt in vollem Morgenlichte lagen.

„Die Nebel drüben sind fort, aber ich stecke darin, tiefer, als ob ich auf dem Watzmann wär'. Und ist man erst im Nebel, so ist man auch schon halb in der Irre. Que faire? Soll ich den Entrüsteten spielen oder ihr sagen: ‚Bitte, meine Gnädigste, schicken Sie den Hofprediger fort, ich bin gekommen, um Ihre Beichte zu hören'. Und dann zum Schluß: ‚Ei, ei, meine Tochter'. Oder soll ich ihr von Bußübungen sprechen? Oder von den zehn Geboten? Oder vom höheren sittlichen Standpunkt? Oder gar von der verletzten Weiblichkeit? Ich habe nicht Lust, mich unsterblich zu blamiren und Zeuge zu sein, daß sie lächelt und klingelt und ihrer Zofe zuruft: ‚Bitte, leuchten Sie dem Herrn'."

Er trat, als er so sprach, vom Fenster an die Spiegel-Console, wo, neben Uhr und Notizbuch, auch sein Cigarren-Etui lag. „Ich werde mir eine Gleichmuths-Havanna anzünden und die eine Wolke mit der andern vertreiben. Similia similibus. Colonel Taylor pflegte zu sagen, ‚alle Weisheit stecke im Tabak'. Und ich glaube fast, er hatte Recht. Ich werde meine Besuche bei den St. Arnauds ruhig fortsetzen und mir gar keinen Plan machen, sondern alles dem Augenblicke überlassen. Ich glaube wirklich, das ist das Beste: sie freundlich ansehen und mit ihr plaudern wie zuvor, als wüßt' ich nichts und als wäre nichts vorgefallen ... Und am Ende, was ist denn auch vorgefallen? Was kümmert mich Serenissimus und sein Theefräulein? Oder Serenissimus II.? Oder gar der Kammerherr und Hofmarschall? Ach, wenn ich jetzt an Jagdschloß Todtenrode zurückdenke .... Deshalb schrak sie zusammen und wandte sich ab, als wir in die gespenstischen Fenster guckten. Und schon vorher, in Quedlinburg, als ich über die Schönheits-Galerien und die Gräfin Aurora so unser perorirte, schon damals war es dasselbe. Nur klärt sich alles .. Arme, schöne Frau!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Er wollte nichts thun, in seinem Benehmen nichts ändern, und doch ließ er drei Tage vergehen, ohne bei den St. Arnauds vorzusprechen.

Endlich, den vierten Tag, nahm er sich ein Herz.

Es war inzwischen herbstlich und windig geworden, und die Blätter tanzten vor ihm her, als er über den Hafenplatz ging. Er warf einen Blick hinauf und sah, daß überall, ganz wie damals bei seinem ersten vergeblichen Besuche, die Holzjalousien herabgelassen waren. Nur in St. Arnauds Zimmer standen die Fensterflügel weit auf und die Gardinen wehten im Winde.

„Wieder im Tattersall oder im Club. Nie zu Haus. Es scheint wirklich, daß er sie manchen Tag keine Stunde sieht, und Rosa mag Recht mit ihrer Muthmaßung haben, daß seine Liebe, wenn überhaupt vorhanden, von ganz eigner Art sei. Jedenfalls wird sie dieser Art nicht froh, so viel steht fest, so viel seh ich. Und beinahe, wenn ich zurückdenke, hab' ich ihr eigen Geständniß davon. Und kann es anders sein? Die Liebe lebt nicht von todtgeschossenen Dzialinskis, vielleicht gerade davon am wenigsten, sie lebt von liebenswürdigen Kleinigkeiten, und wer sich eines Frauenherzens dauernd versichern will, der muß immer neu darum werben, der

muß die Reihe der Aufmerksamkeiten allstündlich wie einen Rosenkranz abbeten. Und ist er fertig damit, so muß er von Neuem anfangen. Immer da sein, immer sich bethätigen, darauf kommt es an. Alles Andere bedeutet nichts. Ein Armband zum Geburtstag, und wenn es ein Kohinur wäre, oder ein Nerz- oder Zobelpelz zu Weihnachten, das ist zu wenig für 365 Tage. Wozu läßt der Himmel so viel Blumen blühen? - Wozu giebt es Radbouquets von Veilchen und Rosen? Wozu lebt Felix und Sarotti? So denkt jede junge Frau, wobei mir zu meinem Schrecken einfällt, daß ich auch ohne Bouquet und ohne Bonbonnière bin. Also nicht besser als St. Arnaud. Und er ist doch blos ein Ehemann."

Unter solchem Selbstgespräche war er bis an das Haus gekommen, dessen Thür sich im selben Augenblick öffnete, wie wenn sein Erscheinen von der Portierloge her bereits bemerkt worden wäre. Wirklich, ein kleines Mädchen sah neugierig durch das Guckfenster und schien auf seinen Gruß zu warten. Er nickte denn auch und stieg die Treppe hinauf.

Gleich auf dem ersten Absatz traf er den von Cécile kommenden Geheimrath: „Ah, Herr von Gordon," grüßte dieser. „Les beaux esprits se rencontrent. Die Gnädigste fühlt sich unwohl; leider, oder auch nicht leider; je nachdem, wie man's

nehmen will. Sie wissen, es ist ihr ewig Weh und Ach . . ."

Und er lachte, während er unter nochmaliger legèrer Hutlüftung an Gordon vorüberging.

Dieser war von der Begegnung auf's Unangenehmste berührt, und um so unangenehmer, als ihm an dem Diner-Tage nicht entgangen war, daß Cécile viel Entgegenkommen für ihren geheimräthlichen Tischnachbar gehabt hatte. Sein frivoler Witz machte sie lachen und was seine kaum die nöthigsten Schranken innehaltende Dreistigkeit anging, von der Rosa gesprochen hatte, so hatte Gordon gerade lange genug gelebt, um zu wissen, daß die Dreisten die Vorhand haben.

Und nun war er die Treppe hinauf und zog die Klingel.

„Die gnädige Frau wird sehr erfreut sein," empfing ihn die Jungfer und meldete: „Herr von Gordon."

„Ah, sehr willkommen."

Cécile war wirklich leidend, hatte den Lieblingsplatz auf den Balkon aber nicht aufgegeben. Die kleine Bank mit den zwei Kissen war fortgeräumt und statt ihrer stand eine Chaise longue da, darauf die Kranke ruhte, den Oberkörper mit einem Shawl, die Füße mit einer Reisedecke zugedeckt, in die das Wappen der St. Arnauds oder vielleicht auch das

der Woronesch von Zacha eingestickt war. Auf einem Tischchen daneben stand ein violenartiges Fläschchen sammt Wasser und Zuckerschale.

Gordon, als er sie so sah, war tief bewegt, vergaß Alles und wollte Worte der Theilnahme sprechen. Sie ließ es aber nicht zu, nahm vielmehr ihrerseits das Wort und sagte, während sie sich mit Anstrengung an dem Rückenkissen höher hinaufrückte: „So spät erst. Ich habe Sie früher erwartet, Herr von Gordon . . . Hat unser kleines Diner so wenig Gnade vor Ihren Augen gefunden? Aber setzen Sie sich. Dort unten steht noch ein Stuhl. Werfen Sie das Tuch bei Seit'; oder nein, geben Sie's her, ich will es noch über den Shawl decken. Denn offen gestanden, mich friert."

„Und doch haben Sie sich hier in's Freie gebettet, als ob wir Juli statt October hätten."

„Ja, der Geheimrath, der eben hier war, war derselben Meinung und tadelte mich, ja, drang in dem ihm eigenen Tone darauf, mich versönlich umbetten zu wollen."

„Ein Ton, den ich höre. C'est le ton, qui fait la musique."

„Freilich. Und bei Niemandem mehr, als bei dem Geheimrath. Und doch amüsirt er mich; ich gestehe es, wenn auch vielleicht wenig zu meinem Ruhme. Man hört so viel Langweiliges und er

ist immer so pikant. Aber warum ich hier in dieser Octoberfrische liege, das macht, daß ich einfach keine Wahl habe. Denn laß ich mich in die Vorderzimmer bringen, so hab' ich, so hoch sie sind, keine Luft und so kommt es denn, daß ich das Fröstеln und schlimmsten Falls selbst ein Erkältungsfieber vorziehe. Von zwei Uebeln wähle das kleinere. Nun aber fort mit dem ganzen Thema. Nichts ist langweiliger als Krankheitsgeschichten, wenn nicht Zwei zusammenkommen, die sich unter einander überbieten. Und zu diesem Rettungsmittel werden Sie nicht greifen wollen. Erzählen Sie mir also lieber von Rosa. Wissen Sie, daß ich schon eifersüchtig war. Immer sprachen Sie leise mit einander, wie wenn Sie Geheimnisse hätten, und als der alte General seinen letzten Trumpf ausspielte, gab es ein verständnißvolles Händedrücken. O, mir ist nichts entgangen. Und dann zuletzt noch das Chaperonniren bis an die Pferdebahn. Nun, das klingt freilich eben so harmlos wie nah, ist aber doch schließlich ein ziemlich weiter Begriff und reicht, wenn es sein muß, bis an das Engel-Ufer. Beiläufig, wie kann man am Engel-Ufer wohnen, eine Künstlerin und eine Dame."

„Ach, Sie haben leicht spotten, meine gnädigste Frau. Wissen Sie doch am besten, wie's liegt. Rosa! Mit Rosa könnte man um den Aequator fahren

und man landete genau so wie man eingestiegen. Ich habe sie bis an ihre Wohnung geführt und wir haben eine Welt besprochen und bewitzelt. Und doch, wenn ich, statt ihrer selbst, eines ihrer Bilder unterm Arm gehabt hätte, so wär' es dasselbe gewesen. Um es kurz zu sagen, ihr Charmantsein ist ohne Charme, und ich kenne Frauen, deren zustimmendes Schweigen mir mehr bedeutet, als Rosas witzigstes Wort."

Cécile lächelte und verschmähte es, sich das Ansehen zu geben, als ob sie Sinn und Ziel seiner Worte nicht verstanden habe. Zugleich aber schüttelte sie den Kopf und sagte: „Sie werden besser thun, mir von meinen Tropfen zu geben. Da, das Fläschchen. Es ist ohnehin schon über die Zeit. Aber zählen Sie richtig und bedenken Sie, welch' ein kostbares Leben auf dem Spiele steht. Es ist Digitalis, Fingerhut. Entsinnen Sie sich noch der Stunden, als wir von Thale nach Altenbrak hinüberritten? Da stand es in rothen Büscheln um uns her, kurz vor dem Birkenweg, wo sich die Turner gelagert hatten und dann aufsprangen und vor uns präsentirten."

„Vor Ihnen, Cécile . . ."

„Ja," fuhr diese fort, ohne der Unterbrechung zu achten, „damals glaubte ich nicht, daß der Fingerhut für mich blüht. Seit gestern aber ist mir

auch noch eine Herzkrankheit in aller Form und Feierlichkeit zudiktirt worden, als ob ich des Elends nicht schon genug hätte. Fünf Tropfen, bitte; nicht mehr. Und nun etwas Wasser."

Gordon gab ihr das Glas.

„Es schmeckt nicht viel besser als der Tod . . . Nun aber setzen Sie sich wieder und erzählen Sie mir von Ihrer eigentlichen Tischnachbarin. Interessante Frau, die Baronin. Nicht wahr? Und so distinguirt!"

„Jedenfalls mehr decidirt als distinguirt. Den Zweifel, diesen Ursprung oder Sprößling aller Bescheidenheit, haben die Götter beispielsweise nicht in ihre Brust gelegt; dafür aber den Haß, wenigstens den redensartlichen. Gott, was haßte diese Frau nicht alles! Und dazu welch' ein Appetit! Und jedes dritte Gericht ihr ‚Leibgericht'; Pardon, sie brauchte wirklich diesen Ausdruck. Ach, Cécile, wie kommen Sie zu diesem Mannweib, zu solcher Amazone, Sie, die Sie ganz Weiblichkeit sind und . . ."

„Und Schwäche. Sprechen Sie's nur aus. Und nun elend und krank dazu!"

„Nein, nein," fuhr Gordon in immer wärmer und leidenschaftlicher werdendem Tone fort: „Nein, nein; nicht krank. Sie dürfen nicht krank sein. Und diese dummen Tropfen; weg damit sammt der ganzen Doktorensippe. Das brüstet sich mit

Ergründung von Leib und Seele, schafft immer neue Wissenschaften, in denen man sich vor ‚Psyche' nicht retten kann und kennt nicht 'mal das ABC der Seele. Verkennung und Irrthum, wohin ich sehe. Ach, meine theure Cécile, Sie haben sich hier in bittere Kälte gebettet, um freier athmen zu können. Aber was Ihnen fehlt, das ist nicht Luft, das ist Licht, Freiheit, Freude. Sie sind eingeschnürt und eingezwängt, deshalb wird Ihnen das Athmen schwer, deshalb thut Ihnen das Herz weh, und dies eingezwängte Herz, das heilen Sie nicht mit todtem Fingerhutkraut. Sie müßten es wieder blühen sehen, roth und lebendig wie damals, als wir über die Felsen ritten und der helle Sonnenschein um uns her lag. Und dann Abends das Mondlicht, das auf das einsame Denkmal am Wege fiel. Unvergeßlicher Tag und unvergeßliche Stunde."

Sie sog jedes Wort begierig ein, aber in ihrem Auge, darin es von Glück und Freude leuchtete, lag doch zugleich auch ein Ausdruck ängstlicher Sorge. Denn ihr Herz und ihr Wille befehdeten einander, und je gewissenhafter und ehrlicher das war, was sie wollte, je mehr erschrak sie vor Allem, was diesen ihren Willen wieder in's Schwanken bringen konnte. Sie hatte sich gegen sich selbst zu vertheidigen, und so sagte sie denn: „O nicht so, lieber Freund. Sehen Sie die rothen Flecke hier? Ich fühle

wenigstens wie sie brennen. Glauben Sie mir, ich bin wirklich krank. Aber, wenn ich auch gesund wäre, Sie dürfen diese Sprache nicht führen. Um meinetwegen nicht und auch um Ihretwegen nicht."

Es war ersichtlich, daß er diese Worte nicht recht zu deuten verstand und so wiederholte sie denn: „Ja, auch um Ihretwegen nicht. Denn diese Sprache, soviel sie bedeuten will, ist doch nur Alltagssprache, Sprache, darin ich jeden Ton und jede kleinste Nüance kenne. Das wenigstens hab' ich gelernt, darin wenigstens hab' ich eine Schule gehabt. So spricht herkömmlich ein Mann von Welt zu einer Frau von Welt, und es fehlen nur noch die Herabsetzungen und Verkleinerungen, ich sage nicht wessen, und die versteckten Anklagen, ich sage nicht gegen wen, um das Herkömmliche dieser Sprache vollkommen zu machen. Ein Glück für mich, daß Ihr Taktgefühl mich vor diesem Aeußersten wenigstens zu bewahren wußte."

Sie schob, als sie so sprach, sich abermals aufrichtend, den Shawl zurück und setzte dann in wieder freundlicher werdendem Tone hinzu: „Nein, Herr von Gordon, nicht so. Bleiben Sie mir, was Sie waren. Ich finde Sie so verändert und frage vergebens nach der Ursache. Aber was es auch sein möge, machen Sie mir mein Leben leicht, anstatt es

mir schwer zu machen, stehen Sie mir bei, helfen Sie mir in Allem, was ich soll und muß, und täuschen Sie nicht das Vertrauen oder, wozu soll ich es verschweigen, das herzliche Gefühl, das ich Ihnen von Anfang an entgegen brachte."

Gordon schien antworten zu wollen, aber sie wies nur auf die Karaffe, zum Zeichen, daß sie zu trinken wünsche, trank auch wirklich und fuhr dann aufathmend fort: „Es drückt mich mancherlei. Sie haben gesehen, wie wir leben; es ist soviel Spott um mich her, Spott, den ich nicht mag und den ich oft nicht einmal verstehe. Denn die großen Fragen interessiren mich nicht, und ich nehme das Leben, auch jetzt noch, am liebsten als ein Bilderbuch, um darin zu blättern. Ueber Land fahren und an einer Waldecke sitzen, zusehen, wie das Korn geschnitten wird und die Kinder die Mohnblumen pflücken, oder auch wohl selber hingehen und einen Kranz flechten und dabei mit kleinen Leuten von kleinen Dingen reden, einer Geis, die verloren ging, oder von einem Sohn, der wieder kam, das ist meine Welt, und ich bin glücklich gewesen, so lang ich darin leben konnte. Dann, ich war noch ein halbes Kind, wurd' ich aus dieser Welt herausgerissen, um in die große Welt gestellt zu werden und ich habe mich, so lang es galt, auch ihrer Freuden gefreut und an ihren Thorheiten und Verirrungen Theil genommen. Aber jetzt,

jetzt sehne ich mich wieder zurück, ich will nicht sagen, in ‚kleine Verhältnisse', die würd' ich nicht ertragen können, — aber doch zurück nach Stille, nach Idyll und Frieden, und gönnen Sie mir es auszusprechen, auch nach Unschuld. Ich habe Schuld genug gesehen. Und wenn ich auch durch all' mein Leben hin in Eitelkeit befangen geblieben bin und der Huldigungen nicht entbehren kann, die meiner Eitelkeit Nahrung geben, so will ich doch, ja, Freund, ich *will* es, daß diesen Huldigungen eine bestimmte Grenze gegeben werde. Das habe ich geschworen, fragen Sie nicht wann und bei welcher Gelegenheit, und ich will diesen Schwur halten und wenn ich darüber sterben sollte. Forschen Sie nicht weiter. Es ist hier mehr Tragödie zu Haus, als Sie wissen. Und nun verlassen Sie mich, ich bitte Sie. Der Arzt kann jeden Augenblick kommen und ich möchte nicht, daß mein Puls ihm verriethe, wie sehr ich seine Vorschriften mißachtet habe."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In großer Bewegung hatte Gordon Cécile verlassen und erst auf dem Heimwege kam er wieder zur Besinnung und überdachte sein Benehmen. Er hatte sich wirklich dem Augenblick überlassen und

war, als er sie krank und schmerzlich-resignirt sah, nur voll herzlicher Theilnahme gewesen. Aber dies Gefühl reiner Theilnahme hatte nicht angedauert. Aller Krankheit und Resignation unerachtet, oder vielleicht auch gesteigert dadurch, war etwas Bestrickendes um sie her gewesen, und diesem Zauber aufs Neue hingegeben, war er schließlich doch in eine Sprache verfallen, die zu mäßigen oder gar schweigen zu heißen, er nach dem Inhalt von Clothildens Briefe nicht mehr für geboten gehalten hatte. Worte waren gesprochen, Andeutungen gemacht worden, die vor einer Woche noch unmöglich gewesen wären. „Ja," schloß er seine rückblickende Betrachtung, „so war es, so verlief es. Und dann antwortete sie so dringend, wie nie zuvor und zugleich so demüthig wie immer."

Unter solchem Selbstgespräche war er bis an das Thiergarten-Hôtel und gleich danach bis in die unmittelbare Nähe der Lenné-Straße gekommen. Aber zu Hause, zwischen Alltagsmöbeln und bei nichts Besserem als zwei Schweizerlandschaften in Oeldruck, die schon unter gewöhnlichen Verhältnissen eine Qual für ihn waren, sich einzupferchen, widerstand ihm heute doppelt und so ging er an seiner Wohnung vorüber und auf eine Bank zu, die, trotzdem die Octobersonne einladend darauf schien, unbesetzt war.

Er lehnte sich, den Arm aufstützend, in eine der

Ecken und ſann und rechnete, bis allmählich eine Bilderreihe, darin es auch an grotesken Geſtalten nicht fehlte, die Reihe ſeiner Gedanken ablöſte. Worauf erſchien die ſchöne Frau von Zacha, ganz in Krepp mit großen ſchwarzen Jet-Perlen dreimal um Bruſt und Hals, und an den Perlen ein Crucifix bis auf den Gürtel. Und dann ſah er Cécile, wie ſie die Straße hinauffah. Und dann kamen die, auf die ſie wartete: erſt ein Alter in Jagdjoppe, rüſtig und jovial und mit grauem Backenbart, engliſch geſtutzt und geſchnitten, und dann ein Junger in Reiſekoſtüm, fein und durchſichtig, und hüftelnd, und dann ein Dritter in Uniform, mit hohen Schultern und Gold am Kragen. Und er mußte lachen und ſagte: „Marinelli. Ja, Kleinerfürſten-Hofmarſchall ..... Und in der Welt hat ſie gelebt. Traurig genug. Aber was beweiſt es? Soll ich daraus herleiten, daß ſie mir eine Komödie vorgeſpielt und daß alles nichts geweſen ſei wie der Jargon einer ſchönen Frau, die ſich unbefriedigt fühlt und die langen öden Stunden ihres Daſeins mit einer Liebesintrigue kürzen möchte. Nein. Wenn dies Lug und Trug iſt, dann iſt Alles Lüge, dann bin ich entweder unfähig, wahr von unwahr zu unterſcheiden, oder die Kunſt der Verſtellung hat in den ſieben Jahren meiner Abweſenheit wahre Rieſenſchritte gemacht, ſolche, daß ich mit meiner ſchwachen Erkenntniß nicht mehr folgen kann.“

Er wollte sich losmachen von diesen und ähnlichen Betrachtungen, aber es brodelte weiter in seiner Seele. „Die Welt ist eine Welt der Gegensätze, draußen und drinnen, und wohin das Auge fällt, überall Licht und Schatten. Die dankbarsten Menschen überschlagen sich plötzlich in Undank und die Frommen, mit dem seligen Hiob an der Spitze, murren wider Gott und seine Gebote. Was hat nicht alles Platz in einem Menschenherzen? Alles verträgt sich, man rückt mit gut und bös ein bischen zusammen, und wer heute sittlich ist und morgen frivol, kann heute gerade so ehrlich sein wie morgen. Clothilde hatte Recht, als sie mich ermahnte, das Kind nicht mit dem Bade zu verschütten. Und was sagte Rosa: „die arme Frau.“ Sie muß also doch Züge herausgefunden haben, die Theilnahme verdienen. Und das sagt viel. Denn die Weiber sind untereinander am strengsten und wo sie pardonniren, da muß Grund für Gnade sein.“

In diesem Augenblicke kam eine Spreewalds-Amme mit einem Kinderwagen und nahm neben ihm Platz. Er sah nach ihr hin, aber die gewulsteten Hüften sammt dem Ausdruck von Stupidität und Sinnlichkeit waren ihm in der Stimmung, in der er sich befand, geradezu widerwärtig, und so stand er — übrigens zu sichtlicher Verwunderung seiner Bank-

genoſſin — raſch auf, um weiter in die Parkanlagen hinein zu gehen.

Als er nach einer Stunde müd' und abgeſpannt nach Hauſe kam, übergab ihm der Portier einen Brief und ein Telegramm. Der Brief war von Cécile, ſoviel ſah er an der Aufſchrift, und die Frage, woher die Depeſche komme, war ihm deshalb, momentan wenigſtens, gleichgültig. Er ſtieg haſtig in ſeine Wohnung hinauf, um zu leſen, oben aber überkam ihn eine Furcht. Endlich erbrach er den Brief. Er lautete: „Lieber Freund. Es geht nicht ſo weiter. Seit dem Tage, wo wir das kleine Diner hatten, ſind Sie verändert, verändert in Ihrem Tone gegen mich. Ich ſprach es Ihnen ſchon aus und wiederhole, daß ich darauf verzichte, nach dem Grunde zu forſchen. Aber was der Grund auch ſei, fragen Sie ſich, ob Sie den Willen und die Kraft haben, ſich zu dem Tone zurückzufinden, den Sie früher anſchlugen und der mich ſo glücklich machte. Prüfen Sie ſich, und wenn Sie antworten müſſen, „nein", dann laſſen Sie das Geſpräch, das wir eben geführt haben, das letzte geweſen ſein. Es gilt Ihr und mein Glück. Die zitternde Handſchrift wird Ihnen ſagen, wie mir um's Herz iſt, das in allen Stücken nicht will, wie's ſoll. Aber ich beſchwöre Sie: Trennung oder das Schlimmere bricht herein. Ueber kurz oder lang würde Sie der Beruf, den Sie ge-

wählt, doch wieder in die Welt hinausgeführt haben — greifen Sie dem vor. Ich vergesse Sie nicht. Wie könnt' ich auch! Immer die Ihrige

Cécile."

Er war bewegt, am bewegtesten durch das rückhaltlose Geständniß ihrer Neigung. Aber er ersah eben daraus auch den ganzen Ernst dessen, was sie nebenher noch schrieb, sie hätte sich sonst zu solchem Geständnisse nicht hinreißen lassen.

„Ob ich den Willen und die Kraft habe, fragt sie. Nun den Willen, ja. Aber nicht die Kraft. Vielleicht, weil auch der Wille nicht der ist, der er sein sollte. Woher sollt' ich ihn auch nehmen? Ich kann hier nicht leben und an ihrem Hause Tag um Tag gleichgiltig vorübergehen, als wüßt' ich nicht, wer hinter den herabgelassenen Rouleaux seine Tage vertrauert. Und so hab' ich denn Beides nicht, nicht die Kraft und nicht den Willen."

Als er so sprach, überflog er noch einmal die letzten Zeilen und griff dann erst nach dem Telegramm. Es kam aus Bremen und enthielt die kurze Weisung, herüber zu kommen, weil sich dem Unternehmen Seitens der dänischen Regierung neue Schwierigkeiten in den Weg gestellt hätten.

„Ohne den Brief wäre mir das Telegramm ein Greuel gewesen, jetzt ist es mir ein Fingerzeig,

wie damals der Befehl, der mich aus Thale wegrief. Nur daß die Situation von heute preſſanter und das Glück im Unglück erſichtlicher iſt. Es bleibt ewig wahr, man ſoll nicht mit dem Feuer ſpielen. Trivialer Satz. Aber die trivialſten Sätze ſind immer die wahrſten. Und ſo denn alſo Rückzug! Er wird mir leichter, als ich's vor einer Stunde noch gedacht hätte, denn Alles, was gut und verſtändig in mir iſt, ſtimmt mit ein und kommt mir zur Hülfe. Sich dupiren laſſen oder Spielzeug einer Weiberlaune zu ſein, widerſteht mir. Aber hier iſt nichts von dem allen, nicht Dupirung, nicht Weiberlaune, nicht Spiel. Arme Cécile. Dir iſt die höhere Moral nicht an der Wiege geſungen worden, und Oberſchleſien mit Adelsanſpruch und Adelsarmuth war keine Schule dafür. Nur zu wahr. Aber es war ein guter Fond in ihr, ein äſthetiſches Element, etwas angeboren Feinfühliges, das ſie gelehrt hat, echt von unecht und Recht von Unrecht zu unterſcheiden. Etwas aus der Zeit, wo die „Pilzchen" mit dem Roi Champignon auf dem Tiſch ſtanden, iſt ihr freilich geblieben und wird ihr bleiben, aber ſie will aus dem alten Menſchen heraus, aufrichtig und ehrlich, und ſie daran hindern zu wollen, wäre niedrig und geradezu ſchlecht. Alſo weg, fort! Leben heißt Hoffnungen begraben."

Er ſprach es in gutem Glauben vor ſich hin.

Aber plötzlich besann er sich und lächelte: „Hoffnungen, — ideales Wort, das für meine Wünsche, wie sie nun mal sind oder doch waren, nicht recht passen will. Aber müssen denn Hoffnungen immer ideal sein, immer weiß wie die Lilien auf dem Felde? Nein, sie können auch Farbe haben, roth wie der Fingerhut, der oben auf den Bergen stand. Aber weiß oder roth, weg, weg."

Und er klingelte nach der Wirthin und gab Ordres für seine Abreise.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Den andern Morgen war er in Bremen und nahm Wohnung in Hillmanns Hôtel, einem entzückenden Gasthause, das er schon aus früheren Aufenthalten kannte. Die Fenster in seinem Zimmer standen auf, und er sah abwechselnd über die die Vorstadt von der Altstadt trennende Esplanade hin in die buntbelebte Sögestraße hinein und dann wieder unmittelbar auf eine neben der ganzen Hôtelfront hinlaufende, mit Kies bestreute Rampe, darauf die Gäste saßen und eben ihren Frühkaffee nahmen. Denn es war noch milde Luft, und die mächtigen Bäume des benachbarten Wallgangs bildeten einen Schirm, der die ganze Rampe zu einer windge-

schützten Stelle machte. Hier wollt' er auch sitzen, und als er sich umgekleidet hatte, stieg er treppab und nahm an einem der Tische Platz. Das Treiben, das vorüberwogte: Rollwagen, die nach dem Hafen fuhren, Mägde, die zu Markt und Kinder, die zur Schule gingen, alles that ihm wohl und gab ihm ein stilles Behagen wieder, das er seit dem Tage, wo Clothildens Brief eintraf, nicht mehr gekannt hatte. Dabei sah er Cécile beständig vor sich, die, wie ein hinschwindendes Nebelbild, ihn aus weiter Ferne her zu grüßen und doch zugleich auch abzuwehren schien. Das war die rechte Stimmung und er ließ sich Papier und Schreibzeug bringen und schrieb:

„Hochverehrte gnädigste Frau, liebe, theure Freundin. Als ich gestern Nachmittag Ihre Zeilen empfing, empfing ich auch ein Telegramm, das mich hierher berief. Es hätte mich noch vierundzwanzig Stunden vorher unglücklich gemacht, jetzt war es mir willkommen und half mir, wie schon einmal, über Schwanken und Kämpfe fort.

Ich soll mich zurückfinden in den Ton unserer glücklichen Tage, so schrieben Sie mir gestern. Mit Ihnen am selben Orte, dieselbe Luft athmend, würd' ich es nie gekonnt haben; aber in dieser Trennung werd' ich es können oder es lernen, weil ich es lernen muß. Es ist noch früh am Tag, und

ich habe noch Niemand aus dem Kreise meiner Auftraggeber gesprochen, aber wenn sich mir erfüllt, was ich von Herzen wünsche, so brechen alle Verhandlungen ab, die mich an diese Küste fesseln, und an ihre Stelle treten wieder Missionen, die mich auf's Neue weit in die Welt und in die Fremde hinausführen. Denn in der Fremde nehmen wir, zurückblickend, das Bild für die Wirklichkeit, und die Sehnsucht, die sonst uns quälen würde, wird unser Glück. Ueber lang oder kurz hoff' ich wieder über die Schneepässe des Himalaya zu gehen, überall aber, und je höher hinauf, desto mehr werd' ich der zurückliegenden schönen Tage gedenken, an Quedlinburg und Altenbrak und das Denkmal auf der Klippe . . Träume nur und Visionen, aber man nimmt seinen Trost wie und wo man ihn findet. Liebe, theure Freundin, Ihr innigst ergebener Leslie-Gordon."

Gordon sah einer Antwort entgegen, aber sie kam nicht, was ihn anfangs halb beunruhigte, halb verstimmte. Die geschäftlichen Verhandlungen indeß, die den October über andauerten und ihn zu Vermessungen und sonstigen Feststellungen erst nach Schleswig und dann hoch hinauf bis an den Limfjord führten, ließen eine Kopfhängerei nicht aufkommen. Erinnerungen erfüllten sein Herz, aber jedes leidenschaftliche Gefühl schien begraben, und er

freute sich der Wendung, die diese Lebensbegegnung, deren Gefahren er wohl einsah, schließlich genommen hatte.

So war seine Stimmung, als er ganz unerwartet die Weisung erhielt, abermals nach Berlin zurückzukehren. Er erschrak fast, aber die Verhältnisse gestatteten ihm keine Wahl, und an einem grauen November-Nachmittage, dessen Nebel sich in dem Augenblicke, wo der Zug hielt, zu einem Landregen verdichtete, traf er in Berlin ein und stieg in dem Hôtel du Parc ab, in demselben Hôtel also, darin er während seines September-Aufenthaltes täglich verkehrte und seinen Mittagstisch genommen hatte.

Das Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lag eine Treppe hoch, nach der Bellevuestraße hinaus und hatte den Blick auf das von Bäumen umstellte Podium, auf dem er ehedem, wenn er vom Hafenplatze kam, manch' glückliche Stunde verplaudert hatte. Das lag nun zurück, und auch die Scenerie war nicht mehr dieselbe. Die Kastanienbäume, die damals, wenn auch schon angegelbt, noch in vollem Laube gestanden hatten, zeigten jetzt ein kahles Gezweig, und vom Dach her, just an der Stelle, wo man den ganzen sommerlichen Tisch- und Stühle-Vorrath über einander gethürmt hatte, fiel der Regen in ganzen Cascaden auf das Podium nieder.

Gordon überkam ein Fröſteln.

„Hoffentlich iſt das nicht die Signatur meiner Berliner Tage. Das würde wenig verſprechen. Aber am Ende, was kann man von einem November-Nachmittag erwarten! ‚Some days must be dark and dreary‘, — ich weiß nicht, ſagt es Tennyſon oder Longfellow, jedenfalls einer von Beiden, und wenn etliche Tage ‚dunkel und traurig‘ ſein müſſen, nun denn, warum nicht dieſer? Ein Feuer im Ofen und eine Taſſe Kaffee werden übrigens die Situation um ein Erhebliches verbeſſern.“

Er zog die Klingel, gab ſeine Ordres und that einige Fragen an den Kellner.

„Was giebt es im Theater?“

„Störenfried.“

„Etwas antik. Und im Opernhauſe?

„Tannhäuſer.“

„Haben Sie Billets?“

„Ja, Parquet und erſten Rang. Niemann ſingt und die Voggenhuber.“

„Gut. Erſter Rang. Deponiren Sie's beim Portier.“

* * *

Kurz vor 7 hielt die Droſchke vor dem Opernhauſe, und der allezeit bereit ſtehende Wagenſchlag-Oeffner ſagte mit der ihm eigenen und bei Glatteis

und trockenem Wetter immer gleichklingenden Fürsorge: „Nehmen Sie sich in Acht.“

Gordon freute sich des voll und glänzend besetzten Hauses und ließ von seinem Umschauhalten erst ab, als der Taktstock sich erhob und die Ouverture begann. Er kannte jeden Ton und folgte mit Verständniß und Freudigkeit, bis er plötzlich in einer ihm gegenüber liegenden Loge Céciles gewahr wurde. Sie saß vorn an der Brüstung, neben ihr der Geheimrath, der ihr, während der Fächer sie halb verdeckte, kleine Bemerkungen zuflüsterte, wobei beider Köpfe sich berührten. So wenigstens schien es Gordon. Und nun ging der Vorhang auf. Aber er sah und hörte nichts mehr und starrte nur, während er Kinn und Mund in seine linke Hand vergrub, nach der Loge hinüber, ganz und gar seiner Eifersucht hingegeben und von einem prickelnden Verlangen erfüllt, lieber zu viel als zu wenig zu sehen. Es schien aber, daß Beide dem Spiele nicht nur oberflächlich, sondern aufmerksam und mit einem gewissen Ernste folgten, und nur dann immer, wenn eine leere Stelle kam, beugte sich der eine zum andern und sprach abwechselnd ein kurzes Wort, das von Seiten Cécile meistens mit einem Lächeln, von Seiten des Geheimrathes aber mal auf mal mit einem komisch gravitätischen Kopfnicken beantwortet wurde.

Gordon litt Höllenqualen, und über seiner Rache brütend, war er nur darüber in Zweifel, ob er sich im gegebenen Moment (und der Moment mußte sich geben) lieber als „Böses Gewissen" oder als „Mephisto" geriren solle. Natürlich entschied er sich für das Letztere. Spott und superiore Witzelei waren der allein richtige Ton, und als ihm dies fest stand fiel zum ersten Male der Vorhang.

Drüben aber leerte sich die Loge, darin nur Cécile mit ihrem Hausfreunde zurückblieb.

Und nun stürmte Gordon hinüber, um sich der gnädigen Frau vorzustellen.

Der Geheimrath hatte sein Glas genommen und musterte den Vorhang. Als er sich eben wieder wandte, vielleicht um seiner Freundin und Nachbarin eine kunstkritische Bemerkung über Arion und noch wahrscheinlicher über die badelustige Nereidengruppe zuzuflüstern, sah er den inzwischen eingetretenen Nebenbuhler, der, mit halbem Gruß ihn streifend, sich eben gegen Cécile verneigte.

„Welches Glück für mich, meine gnädigste Frau," begann Gordon in seinem spitzesten Tone: „Sie schon heut und an dieser Stelle begrüßen zu dürfen. Ich hatte vor, mich Ihnen morgen im Laufe des Tages zu präsentiren. Aber es trifft sich günstiger für mich. Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?"

Cécile zitterte vor Erregung und fand in dem Krampf, der ihr die Sprache zu rauben drohte, nichts als die mit höchster Anstrengung gesprochenen Worte: „Die Herren kennen einander? Geheimrath Hedemeyer . . . Herr von Gordon.“

„Hatte bereits die Ehre,“ sagte Gordon, während er sich auf einem der freigewordenen Plätze niederließ. Gleich danach aber, sich legère auf eine Seitenlehne stützend, fuhr er im Tone forcirter guter Laune fort: „Ein volles Haus, meine Gnädigste, jedenfalls voller als man bei einer Oper glauben sollte, die nun schon dreißig Jahre spielt und Jeder auswendig kennt. Es muß der Stoff sein oder die glänzende Besetzung. Ich vermuthe Niemann. Er ist doch der geborene Tannhäuser und kein anderer reicht da heran. Wenigstens nicht auf der Bühne. Für mich sind es Auffrischungen aus Tagen her, in denen ich noch des Vorzugs genoß, mit der silbernen Gardelitze, deren sich, einigermaßen überraschlich, auch das Regiment „Eisenbahn“ erfreut, hier sitzen zu dürfen, halb als Kunst-Enthusiast, halb als militärisches Haus-Ornament. Uebrigens empfange ich den Eindruck, als ob Kamerad Hülsen immer noch seine Gnadensonne über Gerechte und Ungerechte scheinen lasse. Sehen Sie da drüben, meine Gnädigste! Die reine Levée en masse, wie gewöhnlich mit Regiment Alexander an der Tête.“

Cécile hörte den spöttischen Ton nur halb heraus, desto deutlicher der Geheimrath, der denn auch, ersichtlich um den draußen in der Welt von „Europens übertünchter Höflichkeit“ freigewordenen „Canadier“ zu markiren — mit der ihm eigenen Ironie replicirte: „Sie waren nur sieben Jahre fort, Herr von Gordon? Ich dachte länger.“

Gordon, der den Werth einer gelungenen malicißen Bemerkung auch dann noch zu schätzen wußte, wenn sich die Spitze derselben gegen ihn selber richtete, fand sich momentan in eine leichte gute Stimmung zurück und antwortete: „Zu dienen, mein Herr Geheimrath; leider nur sieben Jahre, weshalb ich vorhabe, die Zahl baldmöglichst zu verdoppeln und zwar um meiner weiteren Ausbildung willen. Natürlich Charakter-Ausbildung. Glückt es, so hoff' ich einen richtigen Naturmenschen zu erzielen, an dem nichts Falsches ist, auch nicht einmal äußerlich. Aber ich sehe die Loge fängt an, ihre früheren Insassen wieder aufzunehmen und mich an Rückzug zu mahnen. Ich darf mich doch der gnädigen Frau recht bald in Ihrer Wohnung vorstellen?“

„Zu jeder Zeit, Herr von Gordon,“ sagte Cécile. „Lassen Sie mich nicht länger warten, als Ihre geschäftlichen Obliegenheiten es fordern. Ich bin so begierig von Ihnen zu hören.“

All' das wurd' in Hast und Verlegenheit gesprochen, und sie wußte kaum, was sie sagte. Gordon aber empfahl sich und ging in seine Loge zurück.

In dieser angekommen, gab er sich das Ansehen, als ob er dem zweiten Akt mit ganz besonderem Interesse folge und wirklich nahm ihn der Wartburg-Saal und das Erscheinen der Sänger eine Weile gefangen. Aber nicht auf lang, und als er wieder hinüber sah, sah er, daß Cécile die Loge verließ und der Geheimrath ihr folgte.

Das war mehr, als er ertragen konnte; tollste Bilder schossen in ihm auf und jagten sich, und ein Schwindel ergriff ihn. Als er es mühsam überwunden, sah er nach der Uhr: „Halb neun. Spät, aber nicht zu spät. Und sie sagte ja: ‚zu jeder Zeit willkommen'."

Und damit erhob er sich, um dem flüchtigen Paare zu folgen. Fand er sie, schlimm genug, fand er sie nicht ... Er mocht' es nicht ausdenken.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Ah, Herr von Gordon," sagte die Jungfer, als der zu so später Stunde noch Vorsprechende mit aller Kraft (vielleicht um sein schlechtes Gewissen zu betäuben) die Klingel gezogen hatte.

„Treff' ich die gnädige Frau?"

„Ja. Sie war im Theater, ist aber eben zurück. Die Herrschaften werden sehr erfreut sein."

„Auch der Herr Oberst zugegen?"

„Nein, der Herr Geheimrath."

Gordon wurde gemeldet, und ehe noch die Antwort da war, daß er willkommen sei, trat er bereits ein.

Cécile und der Geheimrath waren gleichmäßig frappirt und das spöttische Lächeln des Letztern schien ausdrücken zu wollen: „Etwas stark."

Gordon sah es sehr wohl, ging aber drüber hin und sagte, während er Cécile die Hand küßte: „Verzeihung, meine gnädige Frau, daß ich von Ihrer Erlaubniß einen so schnellen Gebrauch mache. Aber offen gestanden, im selben Augenblicke, wo Sie die Loge verließen, war mein Interesse hin und nur noch der Wunsch lebendig, den Abend an Ihrer Seite verplaudern zu dürfen. Als Antritts-Visite keine ganz passende Zeit. Indessen Ihr freundliches Wort ... Und so verzeihen Sie denn die späte Stunde."

Cécile hatte sich inzwischen gesammelt und sagte mit einer Ruhe, die deutlich zeigte, daß ihr unter diesem unerhörten Benehmen ihr Selbstbewußtsein zurückzukehren beginne: „Lassen Sie mich Ihnen wiederholen, Herr von Gordon, daß Sie zu jeder

Zeit willkommen sind. Und die späte Stunde, von der Sie sprechen. . . . Nun, ich entsinne mich eines Plauderabends mit dem Hofprediger, wo Sie später kamen. Auch aus dem Theater. Es war ein Don Juan-Abend, und Sie hatten den Schluß abgewartet."

„Ganz recht, meine gnädigste Frau. Man will immer gern wissen, was aus dem Don Juan wird."

„Und aus dem Masetto," setzte Hedemeyer hinzu, während er sich von dem Fauteuil, auf dem er eben erst Platz genommen hatte, wieder erhob.

„Aber Sie wollen doch nicht schon aufbrechen, mein lieber Geheimrath," unterbrach ihn Cécile, der in diesem Augenblick ihre ganze Verlegenheit zurückkehrte. Schon jetzt, schon vor dem Thee. Nein, das dürfen Sie mir nicht anthun und Herrn von Gordon nicht, der ein gutes Gespräch liebt. Und was hat er an dem, was ich ihm sage? Nein, nein, Sie müssen bleiben." Und sie zog die Glocke. . . . „Den Thee, Marie . . . Hören Sie doch, lieber Freund, wie draußen der Regen fällt. Ich erwarte noch den Hofprediger; er hat es mir zugesagt. Noch einmal also, Sie bleiben."

Aber der Geheimrath war unerbittlich und sagte: „Meine gnädigste Frau, der Club und die L'hombre-partie warten auf mich. Und wenn es auch anders läge, man soll nie vergessen, daß man nicht allein

auf der Welt iſt. Es wär' ein Unrecht, Herrn von Gordon ſo benachtheiligen zu wollen. Er hat viele Wochen hindurch Ihrer Unterhaltung entbehren müſſen und Sie der ſeinigen; nun bringt er Ihnen eine Welt von Neuigkeiten, und ich bin nicht indiscret genug, bei dieſen Mittheilungen ſtören zu wollen. Wenn Sie geſtatten, ſprech' ich morgen wieder vor. Vorläufig darf ich vielleicht dem Herrn Oberſten einen herzlichen Empfehl bringen. Auch von Ihnen, Herr von Gordon?"

Gordon begnügte ſich damit, ſich kalt und förmlich gegen den Geheimrath zu verneigen, der, inzwiſchen an Cécile herangetreten, ihre Hand an ſeine Lippen führte. „Wie gerne wär' ich geblieben. Aber es iſt gegen meine Grundſätze. Nennen Sie mir nicht den Hofprediger, Hofprediger ſtören nie. Wer berufsmäßig Beichte hört, ſteht über der Indiscretion. Uebrigens iſt er noch nicht da. Bis morgen alſo, bis morgen." Und er ging. Im ſelben Augenblicke brachte Marie den Thee. Sie wollte den Tiſch arrangiren, aber Cécile, die das, was in ihr vorging, nicht länger zurückdämmen konnte, ſagte: „Laſſen Sie, Marie" und wandte ſich dann raſch und mit vor Erregung und faſt vor Zorn zitternder Stimme gegen Gordon. „Ich bin indignirt über Sie, Herr von Gordon. Was bezwecken Sie? Was haben Sie vor?"

„Und Sie fragen?“

„Ja, noch einmal: was haben Sie vor? was bezwecken Sie? Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Neigung. Eine Neigung äußert sich nicht in solchem Affront. Und in welchem Lichte müssen Sie dem Geheimrath erschienen sein.“

„Jedenfalls in keinem zweifelhafteren, als er mir. Lassen Sie das meine Sorge sein.“

„Aber in welchem Lichte lassen Sie *mich* vor ihm erscheinen. Und Sie begreifen, mein Herr von Gordon, daß *das* meine Sorge ist. Ich habe Sie für einen Cavalier genommen, oder, da Sie das Englische so lieben, für einen Gentleman und sehe nun, daß ich mich schwer und bitter in Ihnen getäuscht habe. Schon Ihr Besuch in der Loge war eine Beleidigung; nicht Ihr Erscheinen an sich, aber der Ton, der Ihnen beliebte, die Blicke, die Sie für gut fanden. Ich habe Sie verwöhnt und mein Herz vor Ihnen ausgeschüttet, ich habe mich angeklagt und erniedrigt, aber anstatt mich hochherzig aufzurichten, scheinen Sie zu fordern, daß ich immer kleiner vor Ihrer Größe werde. Meiner Tugenden sind nicht viele, Gott sei's geklagt, aber *eine* darf ich mir unter Ihrer eigenen Zustimmung vielleicht zuschreiben, und nun zwingen Sie mich, dies Einzige was ich habe, mein bischen Demuth in Hochmuth und Prahlerei zu verkehren. Aber Sie lassen mir keine Wahl.

Und so hören Sie denn, ich bin nicht schutzlos. Ich beschwöre Sie, zwingen Sie mich nicht, diesen Schutz anzurufen, es wäre Ihr und mein Verderben. Und nun sagen Sie, was soll werden? Wo steckt Ihr Titel für all' dies? Was hab' ich gefehlt, um dieses Aeußerste zu verdienen? Erklären Sie sich."

„Erklären, Cécile! Das Räthsel ist leicht gelöst: ich bin eifersüchtig."

„Eifersüchtig. Und das sprechen Sie so hin, wie wenn Eifersucht Ihr gutes und verbrieftes Recht wäre, wie wenn es Ihnen zustünde, mein Thun zu bestimmen und meine Schritte zu controliren. Haben Sie dies Recht? Sie haben es nicht. Aber wenn Sie's hätten, eine vornehme Gesinnung verleugnet sich auch in der Eifersucht nicht, ich weiß das, ich habe davon erfahren. Sie konnten Schlimmeres thun, als Sie gethan haben, aber nicht Kleineres und nichts Unwürdigeres."

„Nichts Unwürdigeres! Und was ist es denn, was ich gethan habe? Was sich erklärt, ist auch verzeihlich. Cécile, Sie sind strenger gegen mich, als Sie sollten; haben Sie Mitleid mit mir. Sie wissen, wie's mit mir steht, wie's mit mir stand vom ersten Augenblick an. Aber ich bezwang mich. Dann kam der Tag, an dem ich Ihnen alles bekannte. Sie wiesen mich zurück, beschworen mich, Ihren Frieden nicht zu stören. Ich gehorchte, mied

Sie, ging. "Und der erste Tag, der mich nach langen Wochen, und Gott ist mein Zeuge, durch einen baren Zufall wieder in Ihre Nähe führt, was zeigt er mir? Sie wissen es. Sie wissen es, daß dieser spitze, hämische Herr von Anfang an mein Widerpart war, mein Gegner, der ein Recht zu haben glaubt, sich über mich und meine Neigung zu moquiren. Und eben er, er mir vis-à-vis in der Loge, sichrer und suffisanter denn je zuvor, und neben ihm meine vergötterte Cécile, lachend und heiter hinter ihrem Fächer und sich ihm zubeugend, als könne sie's nicht abwarten, immer mehr von seinen Frivolitäten einzusaugen, von all dem süßen Gift, darin er Meister ist. Ach, Cécile, meine Resignation war aufrichtig und ehrlich, ich schwör' es Ihnen; ich kam nicht wieder, um Ihre Ruhe zu stören, aber einen Andern bevorzugt sehen und so, so, das war mehr als ich ertragen konnte. Das war zu viel."

All das wurde gesprochen, während beide heftig erregt über den Teppich hinschritten; das Flämmchen unter dem Wasserkessel brannte weiter und der Dampf stieg in kleinen Säulen zwischen den beiden Bronce-Lampen in die Höh. Alles war Frieden um sie her, und Cécile nahm jetzt seine Hand und sagte: „Setzen wir uns, vielleicht daß wir dann ruhigere Worte finden . . Sie suchen es alles an der falschen

Stelle. Nicht meine Haltung im Theater iſt ſchuld und nicht mein Lachen oder mein Fächer, und am wenigſten der arme Geheimrath, der mich amüſirt, aber mir ungefährlich iſt, ach, daß Sie wüßten, wie ſehr. Nein, mein Freund, was ſchuld iſt an Ihrer Eiferſucht oder doch zum mindeſten an der allem Herkömmlichen Hohn ſprechenden Form, in die Sie Ihre Eiferſucht kleiden, das iſt ein andres. Sie ſind nicht eiferſüchtig aus Eiferſucht; Eiferſucht iſt etwas Verbindliches, Eiferſucht ſchmeichelt uns, Sie aber ſind eiferſüchtig aus Ueberheblichkeit und Sittenrichterei. Da liegt es. Sie haben eines ſchönen Tages die Lebensgeſchichte des armen Fräuleins von Zacha gehört, und dieſe Lebensgeſchichte können Sie nicht mehr vergeſſen. Sie ſchweigen, und ich ſehe daraus, daß ich's getroffen habe. Nun, dieſe Lebensgeſchichte, ſo wenigſtens glauben Sie, giebt Ihnen ein Anrecht auf einen freieren Ton, ein Anrecht auf Forderungen und Rückſichtsloſigkeiten, und hat Sie veranlaßt, an dieſem Abend einen doppelten Einbruch zu verſuchen, jetzt in meinen Salon und ſchon vorher in meine Loge . . Nein, unterbrechen Sie mich nicht . . ich will alles ſagen, auch das Schlimmſte. Nun denn, die Geſellſchaft hat mich in den Bann gethan, ich ſeh' es, und fühl' es, und ſo leb' ich denn von der Gnade derer, die meinem Hauſe die Ehre anthun. Und jeden Tag kann dieſe Gnade zurück-

gezogen werden, selbst von Leuten wie Rossow und der Baronin. Ich habe nicht den Anspruch, den andre haben. Ich will ihn aber wieder haben und als ich, auch ein unvergeßlicher Tag, heimlich und voll Entsetzen in das Haus schlich, wo der erschossene Dzialinski lag und mich mit seinen Todtenaugen ansah, als ob er sagen wollte: „Du bist Schuld," da hab' ich's mir in meine Seele hineingeschworen, nun, Sie wissen, was. Und ob ich in der Welt Eitelkeiten stecke, heut und immerdar, Eines dank' ich der neuen Lehre: das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch die Kraft. Und nun sprechen Sie; jetzt will ich hören. Aber sagen Sie mir Freundliches, das mich tröstet und versöhnt und mich wieder an Ihr gutes Herz und Ihre gute Gesinnung glauben macht und mir Ihr Bild wiederherstellt. Sprechen Sie . ."

Gordon sah vor sich hin, und um seinen Mund war ein Zucken und Zittern, als ob die Worte, die sie so warm und wahr gesprochen, doch eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt hätten. Aber im selben Augenblicke trat das Bild wieder vor seine Seele, davon er, vor wenig Stunden erst, Zeuge gewesen war, und verletzt von seiner Eitelkeit, gequält von dem Gedanken, ein bloßes Spielzeug in Weiberhänden, ein Opfer alleralltäglichster List und Laune zu sein, fiel er in sein kaum beschwichtigtes Mißt-

trauen und ſchlimmer in den Ton bittren Spottes zurück.

„Sie ſind ſo beredt, Cécile,“ ſprach er vor ſich hin. „Ich wußte nicht, daß Sie ſo gut zu ſprechen verſtehen.“

„Und doch iſt es nicht lange, ſeit ich Ihnen Aehnliches und mit gleicher Eindringlichkeit ſagen mußte. Schlimm genug, daß mir Ihr Wiedererſcheinen eine Wiederholung nicht erſparte. Was Sie Beredtſamkeit nennen, nenn' ich einfach ein Herz.“

„Und ich habe dieſem Herzen geglaubt!“

„Sie haben ihm geglaubt. Alſo in dieſem Augenblicke nicht mehr! Und was glauben Sie jetzt? Was glauben Sie noch?“

„Daß wir uns Beide getäuſcht haben. . . . . Wir bleiben unſrer Natur getreu, das iſt unſre einzige Treue . . . Sie gehören dem Augenblick an und wechſeln mit ihm. Und wer den Augenblick hat . .“

Er brach ab, verbeugte ſich und verließ das Zimmer, ohne weiter ein Wort des Abſchieds oder der Verſöhnung geſprochen zu haben. Im Vorzimmer ſchoß er, mit allen Zeichen äußerſter Erregung, an Dörffel vorüber, der einen Augenblick ſpäter in den Salon eintrat.

Als Cécile ſeiner anſichtig wurde, ſtürzte ſie dem väterlichen Freund entgegen und beſchwor ihn unter Thränen um ſeinen Beiſtand und ſeine Hülfe.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Cécile kam ſpät zum Frühſtück, und St. Arnaud, das Zeitungsblatt aus der Hand legend, ſah auf den erſten Blick, daß ſie wenig geſchlafen und viel geweint hatte. Sie begrüßten ſich und wechſelten dann einige gleichgiltige Worte. Gleich danach nahm St. Arnaud die Zeitung wieder auf und ſchien leſen zu wollen. Aber er kam nicht weit, warf das Blatt fort und ſagte, während er die Taſſe bei Seite ſchob: „Was iſt das mit Gordon?“

„Nichts.“

„Nichts! Wenn es nichts wäre, ſo früg' ich nicht und Du wärſt nicht verwacht und verweint. Alſo heraus mit der Sprache. Was hat er geſagt? Oder was hat er geſchrieben? Er ſchrieb in einem fort. Ewige Briefe.“

„Willſt Du ſie leſen?“

„Unſinn. Ich kenne Liebesbriefe; die beſten kriegt man nie zu ſehen und was dann bleibt, iſt gut für nichts. Uebrigens ſind mir ſeine Betheuerungen und vielleicht auch Bedauerungen abſolut gleichgiltig; aber nicht ſein Auftreten vor Zeugen, nicht ſein Benehmen in Gegenwart Andrer. Er hat Dich beleidigt. Der Hauptſache nach weiß ich, was geſchehen iſt; Hedemeyer hat mir geſtern im Club davon erzählt, und ich will nur die Beſtätigung aus

Deinem Munde. Das in der Loge mochte gehen, aber Dich bis hierher verfolgen, unerhört! Als ob er den Rächer seiner Ehre zu spielen hätte."

„Sprich Dich nicht in den Zorn hinein, Pierre. Du willst von mir hören, was geschehen ist, und ich sehe, Du weißt alles. Ich habe nichts mehr hinzuzusetzen."

„Doch, doch. Die Hauptsache fehlt noch. All dergleichen hat eine Vorgeschichte und fällt nicht vom Himmel. Am wenigsten vom Himmel. Gordon ist ein Mann von Familie, von Welt und Urtheil, und ein solcher Mann handelt nicht in's Unbestimmte hinein. Er befragt die Situation. Und diese Situation will ich wissen, will ich kennen lernen. Schildre sie mir; ich denke, daß Du sie mir schildern kannst und zwar ohne sonderliche Verlegenheiten und Verschweigungen. Ein paar Ungenauigkeiten mögen mit drunter laufen, meinetwegen, ich ereifere mich nicht um Bagatellen. Im Uebrigen, ich gestatte mir das vorläufig anzunehmen, kann nichts vorgekommen sein, was das Licht des Tages oder meine Mitwissenschaft zu scheuen hätte. Denn man fordert mich nicht heraus, Niemand, am wenigsten meine Frau, die, soviel ich weiß, eine Vorstellung davon hat, daß ich nicht der Mann der Unentschiedenheiten und Aengstlichkeiten bin. Aber Du kannst das uralte Frau Eva-Spiel, das Spiel der Hinhaltungen und

In-Sichtstellungen über das rechte Maß hinaus gespielt haben, gerad' unklug und unvorsichtig genug, um mißverstanden zu werden. Liegt es so, so werd' ich meine schöne Cécile bitten, in Zukunft etwas vorsichtiger zu sein. Liegt es aber anders, bist Du Dir keines Entgegenkommens bewußt, keines Entgegenkommens, das ihm zu solchem Eclat und Hausfriedensbruch auch nur einen Schimmer von Recht gegeben hätte, so liegt eine Beleidigung vor, die nicht nur Dich trifft, sondern vor allem auch mich. Und ich habe nicht gelernt, Effronterien geduldig hinzunehmen. Ueber diesen Punkt verlang' ich Auskunft, offen und unumwunden."

Cécile schwieg. Aber wahrnehmend, daß es vergeblich sein würde, ihn durch halbe Worte von seinem Vorhaben abbringen zu wollen, sagte sie: „Was ich zu sagen habe, ist kurz. In Thale waren wir unter Deinen Augen, und kein Wort ist gesprochen worden, das sich nicht gleichzeitig an alle Welt, an Dich, an den Emeritus, an Rosa gerichtet hätte."

St. Arnaud wiegte den Kopf und lächelte, während Cécile, die des Heimrittes von Altenbrak gedenken mochte, nicht ohne Verlegenheit vor sich hinblickte.

„Dann," fuhr sie fort, „saben wir uns hier.

Es blieb wie's gewesen. Er war voll Rücksicht und Aufmerksamkeiten, und nichts geschah, was den Respekt gegen mich auch nur einen Augenblick verleugnet hätte. Seine Conversation war leicht und gefällig, mitunter übermüthig, aber trotz dieses Anfluges von Uebermuth hört' ich aus jedem Wort eine große Zuneigung heraus, ein Gefühl, das mir wohlthat und mich beglückte. So waren seine Worte; so waren auch seine Briefe."

„Laß die Briefe."

„Du darfst mich nicht unterbrechen. Ich sage so waren auch seine Briefe. Dann kam das kleine Diner, wo wir Rossow und die Baronin zu Tisch hatten und von dem Augenblick an war er ein Andrer. Die Hergänge jenes Tages können ihn nicht umgestimmt haben, aber unmittelbar danach müssen Dinge zu seiner Kenntniß gekommen sein, ich brauche Dir nicht zu sagen welche, die sein Auftreten und seinen Ton veränderten."

„Erbärmlich. Eine Infamie."

„Nein, Pierre."

„Gut. Weiter."

„Ich empfand auf der Stelle diese Veränderung und wies in einem Gespräche, darin ich mich ihm offen gab und zugleich Scherz und Ernst zu mischen suchte, darauf hin, daß er diesen veränderten Ton nicht anschlagen dürfe, weder als Mann von Ehre

noch als Mann von Welt und ich hatte den Eindruck, daß er mir selber zustimmte. Wenigstens entsprach dem sein unmittelbares Thun. Er verabschiedete sich in ein paar Zeilen und verließ Berlin. Erst gestern ist er zurückgekehrt. Das Andere weißt Du. Du mußt es als einen Anfall nehmen."

„Ich versteh', als einen Anfall von Eifersucht. In der That, er gerirt sich, als ob er legitimste Rechte geltend zu machen hätte; Prätension über Prätension. Aber, mein Herr von Gordon, Sie sind in der falschen Rolle."

Dabei schoß sein Auge heftige Blicke, denn er war an seiner empfindlichsten, wenn nicht an seiner einzig empfindlichen Stelle getroffen, in seinem Stolz. Nicht das Liebesabenteuer als solches weckte seinen Groll gegen Gordon, sondern der Gedanke, daß die Furcht vor ihm, dem Manne der Determinirtheiten, nicht abschreckender gewirkt hatte. Gefürchtet zu sein, einzuschüchtern, die Superiorität, die der Muth giebt, in jedem Augenblicke fühlbar zu machen, das war recht eigentlich seine Passion. Und dieser Durchschnitts-Gordon, dieser verflossene preußische Pionier-Lieutenant, dieser Kabelmann und internationale Drahtzieher, der hatte geglaubt, über ihn weg sein Spiel spielen zu können. Dieser Anmaßliche . . .

Cécile las in ſeiner Seele, und Angſt und Sorge vor dem, was jetzt muthmaßlich kommen mußte, befiel ſie. Sie nahm deshalb ſeine Hand, mit der er auf dem Tiſchtuch in nervöſer Unruhe hin und her fuhr und ſagte: „Pierre, verſprich mir eins.“

„Was?“

„. . Dich nicht zu Gewaltſamkeiten fortreißen zu laſſen. Alles was geſchehen iſt, iſt natürlich und weil natürlich auch verzeihlich. Es iſt keine Beleidigung darin, wenigſtens keine gewollte Beleidigung.“

„Ich werde nicht mehr thun als nöthig, aber auch nicht weniger. An dieſer Zuſage mußt Du Dir genügen laſſen.“

Bei dieſen Worten erhob er ſich von ſeinem Platze, ging in ſein Arbeitszimmer und nahm hier, wie wenn er vorhabe ſich's bequem zu machen, zunächſt eine Cigarre. Dann ſchritt er ein paarmal auf dem türkiſchen Teppich auf und ab, ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und malte langſam und mit ſorglicher Handſchrift die Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeboren, Herrn von Leslie-Gordon . .“

„Aber wo?“ unterbrach er ſich, während er auf einen Augenblick die Feder wieder aus der Hand legte. „Nun, er wird ſich ja finden laſſen . . . Wozu haben wir Zeitungen und die Rubrik „Angekommene Fremde“. Unterſchlagen wird er ſich doch nicht haben.“

Und nun schob er das Couvert zurück, nahm einen Briefbogen mit Wappen und Initiale und schrieb.

„Ueber den Doppel-Besuch, den Sie, mein Herr von Gordon, gestern Abend der Frau von St. Arnaud erst in der Loge, dann in der Wohnung derselben abgestattet haben, bin ich unterrichtet worden, übrigens nicht durch Frau v. St. Arnaud selbst, die vielmehr — wie mir gestattet sein mag, in pflichtschuldiger Berücksichtigung Ihrer Gefühle hinzuzusetzen — in einem eben mit mir gehabten Gespräche nicht Ihre Anklägerin, sondern Ihre Vertheidigerin gemacht hat. Aber gerade diese Vertheidigung richtet Sie. Daß Sie, mein Herr von Gordon, unmittelbar vor Ihrer Abreise von Berlin einen Ton angeschlagen und ein Spiel gespielt haben, das Sie besser nicht gespielt hätten, verzeih' ich Ihnen. Ich finde mich darin zurecht, denn ich kenne die Welt. Daß Sie dies Spiel aber trotz Abmahnung und Bitte wiederholten und vor allem wie Sie's wiederholten, das, mein Herr von Gordon, ist unverzeihlich. Frau von St. Arnaud, als sie rückhaltlos ihr Herz vor Ihnen offenbarte, begab sich dadurch in Ihren Schutz, und einer Frau diesen Schutz zu versagen, ist unritterlich und ehrlos. Dies habe ich Ihnen, mein Herr v. Gordon, aussprechen wollen und gewärtige durch General v. Rossow das Weitere. v. St. Arnaud."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gordon saß in dem Glaspavillon des Hôtels, als St. Arnauds Brief eintraf. Er las und verzog keine Miene. Daß sich etwas derart vorbereiten würde, war ihm von dem Augenblick an wahrscheinlich, wo der Geheimrath, um in den Club zu gehen, den Salon Cécile verlassen hatte. Das Wahrscheinliche war nun da. Nichts von Furcht überkam ihn, und wenn etwas davon ihn angewandelt hätte, so würd' ihn der unendlich hochmüthige Ton des Briefes dieser Anwandlung rasch wieder entrissen haben. War er doch selber ein Trotzkopf und von einem Selbstgefühle, das dem seines Gegners unter Umständen die Spitze bieten konnte. „Gemach, mein Herr Oberst; Sie halten nicht vor Ihrer Front, und ich bin nicht Ihr jüngster Lieutenant. Oder glauben Sie, daß ich devotest um Entschuldigung bitten und mich vor Ihnen klein machen soll, blos weil Sie das Todtschießen als Geschäft betreiben. Sie täuschen sich. Ich hab' auch eine feste Hand und den ersten Schuß dazu, wenn die Gesetze der Ehre noch dieselben sind. Der Ehre. Was sich nicht alles so nennt! Nun, sei's drum . . Aber wen schick' ich an Rossow? Ich werde nach der Villa hinausfahren . . Der Bruder der jungen Frau . ."

* * *

Die Dinge regelten sich in der That innerhalb weniger Stunden, und weil beiden Parteien daran lag, allerlei Weiterungen und Hemmnisse vermieden zu sehen, wie sie nicht wohl ausbleiben konnten, wenn Cécile davon erfuhr, so kam man überein, an demselben Abende noch den Dresdner Schnellzug benutzen und am andern Morgen, in einem in der Nähe des großen Gartens gelegenen Wäldchen den Handel ausfechten zu wollen.

* * *

Cécile, so gut sie St. Arnauds ungestümen Charakter kannte, gewärtigte keinen unmittelbaren Zusammenstoß und war deshalb nur verstimmt, aber nicht eigentlich geängstigt, als sie den andern Morgen hörte, der Oberst, dessen Unregelmäßigkeiten sie kannte, sei Tags vorher nicht nach Hause gekommen.

„Er ist der Mann der Excentricitäten. Was wird vorgekommen sein? Ein Sport, eine Club-Laune, vielleicht ein Wettritt neben dem Eisenbahnzuge her. Und dann Nachtquartier in einer Dorfschenke mit der Devise: „je schlechter, je besser.“

Sie nahm ein Buch zur Hand und versuchte zu lesen. Aber es ging nicht, und als auch ein Gespräch mit dem Papagei versagte, zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück, um hier früher als sonst Toilette zu machen.

„Ich will zu Rosa. Freilich am Ende der Welt. Aber seit Wochen hab' ich ihr einen Besuch versprochen, und ich sehne mich nach einem guten Menschen."

In ihrem Schlafzimmer war ein eleganter Kamin, vor dem die Jungfer sich eben beschäftigte. Diese warf Kohlen und Tannäpfel auf und suchte mit einem kleinen Blasebalg das halb ausgegangene Feuer wieder anzufachen.

„Ah, das ist gut, Marie. Mach' es uns warm; ich friere. Du könntest mir noch den Shawl bringen."

Während dieser Worte ging draußen die Klingel und Cécile hörte, wie des Obersten Diener ein längeres Gespräch hatte.

„Sieh, was es ist."

Marie ging und kam mit einem Briefe zurück, der eben abgegeben war. Er trug nur die Aufschrift: „Frau von St. Arnaud, Hafenplatz 7a." Und Cécile sah, das es Gordons Handschrift war.

„Geh, Marie . . nein, bleib."

Und mit zitternder Hand riß sie das Couvert auf und las.

„Verzeihung, gnädigste Frau, Verzeihung, liebe Freundin. Ich hatte wohl Unrecht, nein, ich hatte gewiß Unrecht. Aber der Sinn war mir gestört und so kam es wie es kam. Ein berühmter Weiser,

ich weiß nicht, alter oder neuer Zeit, ſoll einmal geſagt haben „wir glaubten und vertrauten nicht genug und das ſei der Quell all unſres Unglücks und Elends“. Und ich fühle jetzt, daß er Recht hat. Ich hätte ſtatt Zweifel zu hegen und Eiferſucht groß zu ziehen, Ihnen vertrauen und der Stimme meines Herzens rückhaltslos gehorchen ſollen. Daß ich es unterließ, iſt meine Schuld. Ich werde Sie nicht wiederſehen, nie, was auch kommen mag. Sehen Sie mich allezeit ſo, wie ich war, ehe die Trübung kam. Immer der Ihre. Wieder ganz der Ihre.

v. G.“

Das Blatt entglitt ihrer Hand und ein heftiges Schluchzen folgte.

Marie ſprang herzu, ließ die halb Ohnmächtige in den Fauteuil nieder und griff nach dem Kölniſchen Waſſer, das auf dem Kaminſims ſtand. Aber Cécile richtete ſich mit Anſtrengung wieder auf und ſagte: „Laß. Es geht vorüber. Weißt Du, Marie . . Herr von Gordon . .“

„Jeſus Maria, gnädige Frau . .“

„Da. Lies. Das ſind ſeine letzten Worte.“

Und die Jungfer bückte ſich nach dem auf den Kamin teppich gefallenen Brief, um ihn Cécile zurückzugeben. Aber dieſe ſchüttelte nur den Kopf und

sagte, während sie nach der Consol-Uhr zeigte: „Merk' die Minute . . Er ist erschossen . . jetzt."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am anderen Morgen brachten alle Zeitungen folgende gleichlautende Notiz:

„Wie wir aus Dresden erfahren, hat gestern um neun Uhr früh, in Nähe des großen Gartens, ein Duell zwischen dem Obersten a. D. von St. Arnaud und dem früher ebenfalls der preußischen Armee zugehörigen Civil-Ingenieur von Leslie-Gordon stattgefunden. Herr von Leslie-Gordon fiel, während von St. Arnaud nur leicht an der linken Seite verwundet wurde. Herr von Gordon wird, einer letztwilligen Verfügung entsprechend, nach Liegnitz, wo zwei seiner Schwestern leben, übergeführt werden. Herr von St. Arnaud hat Sachsen unmittelbar nach dem Rencontre verlassen. Ueber die Veranlassung zu dem Duell verlautet nichts Bestimmtes, da die Secundanten jede Auskunft verweigern."

* * *

Vier Tage danach traf unter der Adresse der Frau von St. Arnaud nachstehender Brief in Berlin ein:

„Mentone, den 4. December. Meine liebe Cécile! Was geschehen ist, wirst Du mittlerweile durch Rossow erfahren haben, und über meinen persönlichen Verbleib giebt Dir der Poststempel Auskunft. Ich habe hier im Hôtel Bauer (es findet sich überall dieser Name) Wohnung genommen und genieße der Ruhe nach all' den Vorkommnissen und unruhigen Bewegungen der nun zurückliegenden Woche. Selbst von einer gewissen Herzensbewegung darf ich sprechen, zu der ich mich, Dir gegenüber, gern bekenne. Der Ausgang der Sache machte doch einen Eindruck auf mich, und so bot ich ihm die Hand zur Versöhnung. Aber er wies sie zurück. Eine Minute später war er nicht mehr.

Ich hoffe, daß Du das Geschehene nimmst, wie's genommen werden muß. „Tu l'as voulu, George Dandin." Sein Benehmen war ein Affront gegen Dich und mich, und er hätte mich besser kennen müssen. Uebrigens bin ich seinem Muthe Gerechtigkeit schuldig und mehr noch seiner unsentimentalen Entschlossenheit, die mir beinah imponirt hat. Denn er wollte mich treffen und seine Kugel, die mir die Rippen streifte, ging nur zwei Finger breit zu weit rechts. Sonst war ich da, wo er jetzt ist. Daß Du mit ein paar Herzensfasern an ihm hingst, weiß ich und war mir recht, — eine junge Frau braucht dergleichen. Aber nimm das Ganze nicht

tragischer als nöthig, die Welt ist kein Treibhaus für überzarte Gefühle.

Daß ich mich den Langweiligkeiten einer abermaligen Procesführung entzogen habe, wirst Du natürlich finden. Ich werde mit Nächstem sechszig und fühle keinen Beruf in mir, abermals ein Jahr lang (oder vielleicht noch länger) um den Julius-Thurm spazieren zu gehen. So zog ich denn die Riviera vor.

Empfiehl mich Rossow. Er hat sich in der ganzen Affaire brillant benommen und theilte nach seinen Verhandlungen mit Gordon ganz meine Meinung über diesen. Gordon täuschte durch glatte Formen; Anfangs auch mich. Im Grunde seines Herzens war er hochmüthig und eingebildet, wie die meisten dieser Herren. Er überschätzte sich, weil ihm das Weltfahren zu Kopfe gestiegen war und mißachtete die gesellschaftlichen Scheidungen, die wir, diesseits des Großen Wassers, vorläufig wenigstens noch haben.

Wenn Deine Gesundheit es zuläßt, erwart' ich Dich spätestens in nächster Woche. Die Luft hier ist entzückend, keine Spur von Winter, Alles noch in Blüthe oder schon wieder in Blüthe. Komm also. Der Pflicht der Abschiedsbesuche sind wir ja Gott sei Dank überhoben; jede Situation hat ihre Meriten. Im Uebrigen wird es gut sein, wenn Dich Marie begleitet, die hier, was ihr den Abschied von Fritz

vielleicht erleichtert, das Katholische näher und bequemer hat, als in Berlin. Au revoir Dein St. Arnaud."

* * *

Drei Tage nach Eintreffen dieses Briefes richtete der Hofprediger Dörffel das folgende Schreiben an den Obersten von St. Arnaud:

„Mein Herr Oberst. Es liegt mir die Pflicht ob, Sie von dem am 4. dieses erfolgten Ableben Ihrer Gemahlin in Kenntniß zu setzen und mich dabei der mir Seitens derselben gewordenen schriftlichen Aufträge zu entledigen.

Ich bitte zunächst chronologisch berichten zu dürfen.

Ihre Frau Gemahlin war schwer leidend seit dem Tage, wo die Zeitungs-Nachricht eintraf; sie wollte Niemand sehen, folgte widerwillig den Anordnungen des Arztes und sah von den Bekannten nur Fräulein Rosa und mich. Ich sprach täglich vor, in der Regel in den Mittagsstunden. Vorgestern, bei meinem Erscheinen, fand ich die Jungfer in Thränen und erfuhr, die gnädige Frau sei todt.

Als ich in das Zimmer trat, sah ich, was geschehen.

Frau v. St. Arnaud lag auf dem Sopha, ein Batisttuch über Kinn und Mund. Es war mir nicht zweifelhaft, auf welche Weise sie sich den Tod

gegeben; ihre Linke hielt das kleine Kreuz mit dem Christuskopf, das sie beständig trug. Der Ausdruck ihrer Züge war der Ausdruck derer, die dieser Zeitlichkeit müde sind. Auf dem Tisch neben ihr lag ihr Gebetbuch, in das sie, zusammengekniffen und nach Art eines Lesezeichens, einen an mich adressirten Brief gelegt hatte. Dieser Brief, das Beichtgeheimniß eines demüthigen Herzens, ist mir unendlich werthvoll, weshalb ich bitte, den Inhalt desselben Ihnen, mein Herr Oberst, nur abschriftlich und nur in seinem sachlichen Theile mittheilen zu dürfen. Es heißt in diesem letzten Willen:

„Ich wünsche nach Cyrillenort übergeführt und auf dem dortigen Gemeindekirchhofe, zur Linken der fürstlichen Grabkapelle, beigesetzt zu werden. Ich will der Stelle wenigstens nahe sein, wo die ruhen, die in reichem Maße mir das gaben, was mir die Welt verweigerte: Liebe und Freundschaft, und um der Liebe willen auch Achtung ... Vornehmheit und Herzensgüte sind nicht Alles, aber sie sind viel.

Mein Vermögen erhält meine Mutter, mein Gut St. Arnaud. Nach seinem Tode fällt es an die fürstliche Familie zurück.

Ueber die Dinge, die mich täglich umgaben, bitt' ich St. Arnaud Verfügung treffen zu wollen und bestimme meinerseits nur noch, daß

die Conſol-Uhr und der türkiſche Shawl an Marie, das Gebetbuch mit den Aquarell-Initialen an Roſa, das Opalkreuz aber, das mir beiſtehen ſoll bis zuletzt, an Sie, mein väterlicher Freund, fallen ſoll. Ihre hundertfach erprobte Milde wird nicht Anſtoß daran nehmen, daß es ein katholiſches Kreuz iſt, und auch daran nicht, daß ich, eine Convertitin, meine letzten Gebete an eben dies Kreuz, und aus einem katholiſchen Herzen heraus gerichtet habe. Jede Kirche hat reiche Gaben und auch der Ihrigen verdank' ich viel; die aber, darin ich geboren und groß gezogen wurde, macht uns das Sterben leichter und bettet uns ſanfter.'

So, mein Herr Oberſt, die Beſtimmungen der gnädigen Frau, denen ich meinerſeits nur noch hinzuzufügen habe, daß in Gemäßheit derſelben verfahren werden und heute Nacht noch und zwar von mir perſönlich begleitet, der Co..duct nach Cyrillenort ſtattfinden wird. Dort werden wir die Todte morgen um die zehnte Stunde zur Ruhe beſtatten. Die Vorbereitungen dazu ſind bereits getroffen.

Der Friede Gottes aber, der über alle Vernunft iſt, ſei mit uns Allen."

W. Moſer Hofbuchdruckerei, Berlin, Stallſchreiberſtr. 34. 35.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK